Allgemeine Geschichte

der

Neueren Zeit

von

Cäsar Cantu.

Nach der siebenten Auflage des italienischen Originals

frei bearbeitet

von

Dr. J. A. Mor. Brühl.

Vierter Band.

Schaffhausen.

Verlag der Fr. Hurter'schen Buchhandlung.

1865.

Allgemeine Weltgeschichte

von

Cäsar Cantu.

Nach der siebenten Originalausgabe

für

das katholische Deutschland

frei bearbeitet

von

Dr. J. A. Mor. Brühl.

Zwölfter Band.

Schaffhausen.

Verlag der Fr. Hurter'schen Buchhandlung.

1865.

Siebzehntes Buch.

Inhaltsübersicht.

Dynastische Kriege. — Größe Preußens. — Philosophische Literatur und Herrschaft der öffentlichen Meinung. — Englische Prädominenz. — Amerikanische Freiheit. — Eroberung Indiens. — Triumph der Wissenschaften. — Vorläufer der Revolution.

Erstes Kapitel.

Die Folgen des Utrechter Friedens.

Philipp V.*)

Der Utrechter Frieden hatte kein neues Princip in das Völkerrecht eingeführt und doch wurde in allen spätern Staatsverträgen darauf Bezug genommen, denn das ausgesprochene Festhalten an seinen Bestimmungen lag eben natürlich im Interesse Aller, die dabei gewonnen hatten. Zumal galt dieses von England, das seine Größe jenem Frieden ebenso vorwiegend verdankte, wie Frankreich die seinige dem westphälischen. Die auf den englischen Thron gelangte protestantische Linie betrachtete diesen Frieden, der ihr auch von Frankreich, dem altherkömmlichen Horte der Stuart'schen

*) Die wichtigsten Geschichtswerke für diese Zeit sind: Schlosser, Geschichte des 18. Jahrhunderts; Gfrörer, Geschichte des 18. Jahrhunderts. Schaffhausen, 1862. 3 Bde.; Voß, Geschichte der merkwürdigsten Bündnisse und Friedensschlüsse 2c. im 18. Jahrhundert; Wedekind, Chronologisches Handbuch, 1740—1807; Adelung, Europäische Staatengeschichte von 1740—1748; Aus Schöll's gleichbetiteltem Werke der 38. bis 44. Band; die Urkundensammlung von Schöll und Koch; **Dumont, Corpus diplomaticum; J. Russel, Hist. of principal States etc.; Ségur, Politique etc. Tableau historique etc. Mémoires etc.; Flassan, Hist. de la diplomatie française; Lenglet, Hist. de l'Europe etc.;** die **Universal History** und die **Biograghie universelle**, beide von Zeitgenossen geschrieben. Weniger allgemeinen Inhalts sind die interessanten Denkwürdigkeiten des Herzogs von St. Simon, die der beiden **Walpole, Wraxhall's Memories of the Courts of Berlin, Dresden, Varsav and Vienna.** Den wichtigsten, wiewohl keineswegs zuverlässigsten Commentar über die Zeit geben aber die Schriften Friedrichs des Großen (**l'Histoire de mon temps; l'Histoire de la guerre de sept-ans**; sein Briefwechsel). Auch die Journale erlangen jetzt immer mehr Bedeutung, besonders die niederländischen, die sich durch ihre freimüthige Sprache auszeichnen. Statt ihrer hatte das damalige Frankreich seine „Memoiren", Deutschland seine Urkundensammlungen.

Prätendenten, die Anerkennung ihrer Legitimität verschafft hatte, als die Gewährleistung ihres Thronbesitzes. In seinem innigen Einverständniß mit Oesterreich fand England die Bürgschaft für den Bestand des europäischen Gleichgewichts, zu dessen Schutz sich somit, wie man damals sagte, der unabhängigste Protestantismus mit dem legitimsten Katholizismus verbündete, der sprechendste Beweis, wie durchgreifend bereits die ausschließlich materielle Anschauungsweise alle religiösen Motive, wie sie sich noch im vorangegangenen Jahrhundert geltend gemacht, aus der Politik verdrängt hatte. Durch den Friedensvertrag in seiner Seeherrschaft belassen, konnte England jetzt seine herrschsüchtige Politik, die in dem als ausschließliches Eigenthum betrachteten Meer nicht nur die Bedingung seines Welthandels und somit seines Wohlstandes und seiner Machtstellung, sondern zugleich den besten Schutzwall für das eigene Land sieht und die insoweit also nur als nothwendige Consequenz des Selbsterhaltungstriebes erscheint, ungehemmt walten lassen. Unter der thatkräftigen Leitung großer Staatsmänner, die das nationale Interesse mit rücksichtsloser Energie verfolgten, entfalteten sich seine Industrie und sein Handel zu immer kolossalern Verhältnissen. Durch seine Lage dem Feinde unzugänglich gemacht, durch den von der freisinnigen Verfassung erzeugten und genährten Gemeingeist innerlich geeinigt und gekräftigt, durch seine natürlichen Hülfsquellen wie durch geschickte Benützung des Credites, dessen Zauberkraft von ihm zuerst erkannt wurde, mit reichen Finanzmitteln ausgestattet, sah sich das Inselreich in den Stand gesetzt, jene Politik stets auf das Nachdrücklichste durchzuführen. Als die zwei Hauptaufgaben galten derselben die Erhaltung der Oberherrlichkeit zur See und des politischen Gleichgewichts auf dem Continente. Wie sie selber keine Eroberungen auf diesem anstrebte, so trat sie auch jedem andern Staat, dessen Uebermacht Europa bedrohte, entgegen. Sah sie sich im Besitze der transatlantischen Kolonien gefährdet, so wußte sie Europa, um dessen Aufmerksamkeit von den eigenen Angelegenheiten abzulenken, durch anderweitige politische Fragen und Wirren gehörig zu beschäftigen. Neben alle dem aber fand das Land noch Zeit und Mittel, seine Gier nach dem Golde jenes Indiens zu befriedigen, das ihm seiner Zeit einen Ersatz bieten sollte für die amerikanischen Kolonien, als sich diese seiner Herrschaft entzogen, um ein neues England zu bilden, das an Großartigkeit seiner industriellen und commerciellen Entwicklung mit dem alten Mutterlande wetteifert.

Der Kaiser war als Herr der Niederlande Englands natürlicher Bundesgenosse. Portugal, das in seinem Befreiungskampfe die Hülfe des auf den spanischen Kolonialbesitz eifersüchtigen britischen Staates ansuchen mußte, setzte diese Verbindung, auf das Gebiet des Handels übertragen, auch im Frieden fort und ging dabei in seiner Unterwürfigkeit so weit, daß es dem fremden Interesse das eigene vollständig opferte. So verpflichtete es sich z. B. im Vertrage von Methuan (1703), den englischen Wollenstoffen die zollfreie Einfuhr zu gestatten, damit England seinerseits den Einfuhrzoll für die portugiesischen Weine um ein Drittheil niedriger stelle, als für die französischen.

Savoyen und die deutschen Fürsten gewann England einfach dadurch für sich, daß es ihnen Subsidien zahlte, eine Maßregel, die ihm wieder durch jenes eben erst aufgekommene und doch schon ungemein ausgiebige System des Staatskreditwesens erleichtert wurde.

Holland, das seine Selbstständigkeit der Vaterlandsliebe seiner schon durch den steten Kampf gegen die Naturgewalten zur zähen Ausdauer gestählten Bewohner und der Eifersucht fremder Politik verdankte, und das durch das Zerbrechen des spanischen Joches und den Widerstand gegen die Eroberungssucht Ludwigs XIV so groß geworden, daß seine Flagge selbst den Wettkampf gegen die britische aufnehmen konnte, dieses Holland hatte jetzt theure Erfahrungen darüber gemacht, welche Früchte ihm seine freilich nur defensive Einmischung in die Händel der Großmächte bringen müsse. Nachdem es Gut und Blut daran verschwendet, sich durch mächtige Bundesgenossen gegen Frankreich sicher zu stellen, nachdem es das Seinige zur Bereicherung Englands und zur Vergrößerung Oesterreichs mitgewirkt, mußte es beim Friedensschlusse die Verzichtung auf seine eigene Größe, auf die active Politik nach Außen, auf die bisherige Geltung in der öffentlichen Meinung, auf die bei einer Staatsschuld von 350 Millionen allerdings schwierig gewordene Beibehaltnng einer Achtung gebietenden Land- und Seemacht unterschreiben. So sank es in jene peinliche Stellung herab, wo die Kraft zur Durchsetzung des eigenen Willens bereits fehlt und doch noch Reichthum und Glanz genug vorhanden ist, um den gefährlichen Neid der Andern fortwährend rege zu erhalten. Freilich hatte die mißtrauische Politik des europäischen Gleichgewichts das Land mit einem Walle von Festungen umgeben, allein mit ihrer ungenügenden Besatzung boten sie wenig Bürgschaft und so mußte denn die zum reinen

Handelsstaat gewordene Republik ihre Politik auf die Sorge für die Selbsterhaltung beschränken, zufrieden, wenn es ihr gelang, durch Nachgiebigkeit den Feind ferne zu halten und sich durch stete Wachsamkeit gegen Ueberrumpelungen zu sichern.

Dem deutschen Reiche brachte es wenig Nutzen, daß es die zwei schlagfertigsten Staaten Europa's in sich schloß und daß auf so vielen europäischen Thronen Fürsten aus deutschem Blute saßen: es blieb kraft- und bedeutungslos wie bisher, da ihm das Band gemeinsamer Interessen, das Nationalgefühl und eine vernünftige, einheitlich feste Verfassung noch immer fehlten.

Oesterreich hatte in Italien neue Besitzungen erworben, aber diese Vergrößerung, die nur unter der Voraussetzung einer guten Staatsverwaltung wirklichen Nutzen bringen konnte, hatte keine andere Folge, als daß es dem Feinde jetzt eine größere Angriffslinie darbot. Seit seine verwandtschaftlichen Beziehungen zum spanischen Hofe weggefallen, blieb seine Haltung fortwährend eine mehr passive als thätige, ohne daß es jedoch über dem Streben nach Erhaltung des Besitzes die von selbst sich darbietenden Gelegenheiten zu weitern Erwerbungen außer Augen gelassen hätte. So war es wohl von großer Bedeutung für den Bestand des staatlichen Gleichgewichts, aber ein selbstständiger Anstoß zur Weiterentwicklung der politischen Verhältnisse konnte von ihm nie ausgehen. Wie man Savoyen vergrößert hatte, um in ihm dem übermächtigen Frankreich eine Art Gegengewicht an die Seite zu setzen, so hatte man Oesterreich gegenüber das junge Preußen verstärkt, dessen künstlich aufgebaute Größe unter einer Reihe ausgezeichneter Regenten immer mehr zunahm und dessen moralische und intellektuelle Kraft einen Ersatz bildete für die fehlende Stärke, die auf der Volkszahl und dem festen Zusammenhalt eines arrondirten Gebietes beruht. Einen weitern Hemmschuh und Störefried fand Oesterreich an Rußland, das durch die Erwerbung Holsteins ein stimmberechtigtes Glied des Reiches geworden war und das, wie England, schon im vorausgegangenen Jahrhundert seine innere Umwandlung durchgemacht und vorläufig abgeschlossen hatte, so daß es in voller Ruhe und Sicherheit das Treiben der Andern, deren Civilisation es auf Kosten der nationalen Entwicklung vorderhand mehr äußerlich nachahmte als innerlich aufnahm, überwachen und auf Vergrößerung seiner Macht und seines Einflusses denken konnte.

Frankreich, das bis dahin in der Politik in so prunkender Weise den Ton angegeben, mußte sich jetzt, obwohl sein Königs-

haus nunmehr auch im Süden der Pyrenäen herrschte, auf der politischen Rangleiter mit der zweiten Stufe begnügen. Allerdings verlieh ihm das Fortschreiten der Kultur eine neue, auch politisch verwerthbare Bedeutung für Europa: hatte im vorigen Jahrhundert der Kunstsinn seines Hofes mit den Zeiten eines Perikles und eines Augustus zu wetteifern gesucht, so verbreitete es dafür im gegenwärtigen mit seiner Sprache seine philosophischen, religiösen und socialen Ideen durch ganz Europa und machte sie volksthümlich, selbst unter den untern Schichten. Allein mit dieser Ausbreitung des Wissens oder wenigstens der sogenannten Aufklärung ging, zumal in den obersten Kreisen der Gesellschaft, Hand in Hand der sittliche Zerfall, von dem sich nur noch die Mittelklassen frei erhielten, und zugleich der immer tiefer dringende Zwiespalt zwischen dem immer mehr und mehr zum eigenen freien Denken herangereiften Volk und der am starren Absolutismus festhaltenden Regierung. Die nothwendige Folge dieses Bruches zwischen dem neuen Leben und der alten Form war die Verwirrung und das unsichere Schwanken im innern Staatshaushalt, zumal in Competenzfragen, und die Schwäche in der auswärtigen Politik.

Schweden, das ein großer König für kurze Zeit auf eine schwindelnde Höhe emporgehoben, liegt um diese Zeit in politischer Ohnmacht, erschöpft durch die ungeheuren Opfer, die die tollkühnen Versuche eines spätern Königs gekostet, und zur Beute bestimmt für einen Nachbar, dessen Namen in Europa eben erst bekannt geworden.

Weit zurückstehend hinter diesen Mächten ersten Ranges, verharrt die polnische Adelsrepublik in ihrer thatenlosen, allem Fortschritt, aller Reform unzugänglichen Erstarrung und anarchischen Verwirrung, bis sie von den Nachbarn widerstandslos erobert wird.

Die eidgenössische Republik dagegen bewahrte wohl neben ihrer Unabhängigkeit auch den alten kriegerischen Sinn, jedoch nur zum Lohndienst für Andere, ein Dienst, der ihr zwar Geld verschaffte, dafür aber ihr moralisches Ansehen und ihren politischen Einfluß vernichtete.

Von Italien stand um diese Zeit nur noch die Lombardei unter einer ausländischen Regierung, der sie übrigens bedeutende Fortschritte in der Kultur und namentlich in der bessern Ausnützung ihrer reichen Bodenschätze verdankt. Während hier und in Italien überhaupt ein achtundvierzigjähriger Frieden den Wohl-

stand und die Bildung hob, entnervte er andrerseits die Bevölkerung, auf die in der sorglosen Ruhe einer rein passiven Haltung keine gewaltige politische Leidenschaft, keine große nationale Hoffnung oder Furcht erregend einwirkte. Auch die Fürsten zeigten weit mehr guten Willen als Geschick, ihren Völkern einen festen, gewährleisteten Rechtsboden zu schaffen.

Im Ganzen tritt aller Orten mehr und mehr ein entschiedener Sinn für das Materielle, Praktische, Reelle hervor. Die Politik wird immer selbstsüchtiger, berechnender, geschäftsmäßiger. Das militärisch organisirte Preußen gewinnt zeitweilig die Oberhand über das aus ungleichartigen Elementen zusammengesetzte Oesterreich. England verdrängt mit seiner Betriebsamkeit, mit seiner verständigen, praktischen Anschauungs- und Handlungsweise das sorglose Spanien und das haltungslos schwankende Frankreich aus dem Besitze der politischen Hegemonie. Rußland, dessen gesammte Volkskraft in der Hand seines absoluten Monarchen concentrirt ist, unterwirft den in unlösbaren Wirren zerfahrnen Feudalstaat der Polen. Das monarchische Prinzip verbreitet und befestigt sich mehr und mehr von einem Ende Europa's bis zum andern. Gestützt auf die materiellen Hülfsmittel, die ihm die stehenden Heere und andere Schöpfungen der neuern Zeit bieten, und im Bund mit dem aufstrebenden Bürgerthum, mit dem erwachenden Gemeinsinn der einzelnen Völker und den neuern Staatsrechtstheorien, fühlt es sich überall stark genug, die aus dem feudalistischen Mittelalter vererbten Hemmschranken niederzureißen und so in die Staatsverwaltung die wünschenswerthe Einheit zu bringen. Zur Förderung der letztern war sie aller Orten, mit Ausnahme Englands, wo sie sich öfters mit der Aristokratie verbündete, eifrig bemüht, jede selbstständige Regung in den häuslichen, municipalen, ständischen, religiösen Lebenskreisen niederzuhalten. Die königliche Gewalt galt als die Stellvertreterin oder Verkörperung der göttlichen Vorsehung, als etwas Unantastbares, das keine unbefangene Prüfung duldete, sondern nur unbedingte Huldigung forderte. Ludwig XIV hatte während seiner langen und glanzvollen Regierungszeit die Fürsten wie die Völker an den Despotismus gewöhnt, und dann schien es auch wirklich, als sei der letztere allerdings ein nothwendiges Uebel, nämlich das unentbehrliche Mittel zur Beseitigung der aus dem Mittelalter herübergekommenen Mißstände, namentlich der Standesprivilegien, die jetzt, nachdem sie zu ihrer Zeit gleichfalls ihre geschichtliche Berechtigung und theilweise ihren Nutzen gehabt, nur

noch als ein Hinderniß für den Fortschritt und besonders für die rechtliche Gleichstellung aller Staatsbürger galten. In der That datirt auch die Rechtsgleichheit im größern Theile Europa's von diesem despotischen Vorgehen der Monarchie, die der Reihe nach die sämmtlichen Standesvorrechte, zumal die feudalistischen, die exempte Stellung der Geistlichkeit und der andern Corporationen, dann die Ansprüche der römischen Curie, die Parlamente aus ihrem Wege räumte, um ihr Ziel, den unbedingten Absolutismus, zu erreichen. Aber eben nach dieser Beseitigung der vermittelnden Zwischenglieder mußten die Regierungen mit den Völkern mehr und mehr in unmittelbare Berührung kommen, und dieß führte die letztern von selbst dazu, daß sie die erstern ungescheuter und näher ins Auge faßten und controlirten, ihre eigenen Rechte aber immer besser kennen lernten, bis die Stunde kam, sie zur Geltung zu bringen.

In der äußern Politik wurden Rechte und Moral auf das Schamloseste mit Füßen getreten. Ohne die geringste Rücksichtsnahme auf die Rechte einer Nationalität oder eines alten Besitzes, ganz nur vom subjectiven Belieben geleitet, strebte man nach möglichster Erweiterung und Arrondirung der Staaten und so sahen sich dann die Schwachen den Stärkern schutzlos preisgegeben, und wurden sie diesen ohne Weiteres geopfert, wenn es sich darum handelte, um diesen Preis einen Krieg um ihren Besitz zu vermeiden. Die Wohlfart eines Landes schätzte die äußerliche, kurzsichtige Anschauungsweise dieser Nationalökonomen nur nach der Ausdehnung und Grenz-Contour des Gebietes, nach der Kopfzahl der Bevölkerung und dem Betrag der Steuern, und so galten ihnen denn die Zahlen der Statistik als der adäquateste Ausdruck für das Wohl eines Volkes, als der schmeichelndste Triumph für die Weisheit seiner Regierung. Wie sie hier auf den leeren Schein baut, so ist die Staatskunst dieser Zeit, die berüchtigte Kabinetspolitik, auch sonst durchaus auf Lug und Trug gegründet. Aller Redlichkeit und darum auch alles gegenseitigen Vertrauens entbehrend, kennt sie nur Phrasen, Kunstgriffe und Kabalen, und als der beste Diplomat erscheint ihr der feinste Betrüger. Zu keiner Zeit wurden so viele Unterhandlungen geführt und so ernste Fragen erörtert — die immer nach selbstsüchtigen Motiven, nie nach den Grundsätzen der Gerechtigkeit beurtheilt und entschieden wurden. Um das durch den westphälischen Frieden errichtete, in Utrecht unvollkommen wiederhergestellte Gebäude des künstlichen Gleichgewichtes zu stützen, erfand und entwickelte man ein eigenes

System von Bündnissen und Gegenbündnissen, wie wenn eine Schöpfung von Dauer sein könnte, die durch das Willkürliche, Gemachte, rein Conventionelle ihrer innern Natur lebhaft an die Dichtkunst, die Malerei, die Baukunst und die Tracht jener Zeit erinnert.

Eine ganz besondere Vorliebe entwickelt die Politik in dieser Periode für den Handel, dessen Wichtigkeit sie früher kaum geahnt. Als wären die Kabinete zu eben so vielen Comptoirs geworden, so eifrig schlossen sie Verträge und Bündnisse und führten sie Kriege wegen Zolltarifen, wegen Ausschließung von fremden Märkten, wegen der Fischerei-Berechtigungen u. s. w. Die Kolonien werden ein vielbestrittener Tummelplatz für die europäischen Kriege, die großentheils hier begonnen und fortgesetzt werden. Sie sollten aber auch zugleich die Wiege werden für die größte demokratische Republik, welche die Welt bis dahin gesehen.

Die ins Maßlose angewachsenen Staatsschulden führten zur Erfindung des Papiergeldes, das den Regierungen ein außerordentlich wirksames und bequemes Hülfsmittel an die Hand gab und sie zu Unternehmungen befähigte, die sonst unausführbar gewesen wären. Eben das Geld aber war es, um was sich mehr und mehr Alles Andere drehte: es wurde zur Seele, zum durchgreifenden Hebel der Politik. Auf seinem Besitze beruhte ja die Erhaltung der Heere und der gesammten Staatsmaschine, die Möglichkeit, Parteien und Verräther im Lande des Gegners und Nebenbuhlers zu besolden, und die Beschaffung des äußern Prunkes, der jetzt die Stelle des innern Verdienstes vertrat. Das Staatspapiergeld erzeugte eine neue Art gemeinschädlicher Börsenspieler, die Agioteure, die sich durch die dem Volkswohlstand so verderblichen Schwankungen des Staatskredites bereicherten.

Uebrigens hatte dieser die Politik beherrschende Handelsgeist das Gute, daß er die Verfolgungssucht der religiösen Intoleranz mäßigte, daß er in den Männern der Wissenschaft wie der Staatsverwaltung Sinn für nützliche Unternehmungen weckte, daß er damit die Wichtigkeit der erstern besser würdigen lehrte, bis zuletzt die Gelehrten ersten Ranges aus Günstlingen zu einflußreichen Gönnern wurden. Die zunehmende Kenntniß fremder Sprachen, zumal die Verbreitung der französischen, die immer massenhafter unternommenen Reisen erleichterten den Austausch der Ideen und Meinungen. Die Denker fanden Zutritt in die Kabinete oder wurden wenigstens um ihr Gutachten angegangen. Da nach ihrem Grundsatze die Erfahrung als einzige Richtschnur in allen Dingen

zu gelten hat, so wurden die wissenschaftlichen Autoritäten zu einer entscheidenden Macht in staatswirthschaftlichen und politischen Fragen; das Verwaltungswesen und die Staatskunst überhaupt erhoben sich selber zur Würde einer selbstständigen Wissenschaft, indem sie sich von der Geheimthuerei und den althergebrachten Vorurtheilen der frühern Zeit lossagten. Die immer mehr in die Massen dringende Bildung verminderte nivellirend die Kluft zwischen den verschiedenen Schichten der Gesellschaft; während sich von der einen Seite der Mann aus dem Volke durch seine Intelligenz bis zur socialen Höhe des Altadeligen erhob, suchte der letztere seinerseits das Gehässige seiner bevorzugten Stellung dadurch zu mildern, daß er seine Ansprüche ermäßigte und sich im persönlichen Verkehre zugänglicher und leutseliger zeigte.

Auf dem rein geistigen Gebiete, auf dem diese Zeit eine ihr ganz charakteristische Regsamsamkeit entfaltete, schrack sie vor keinem noch so kühnen Zweifel zurück. Da ihre jugendliche Phantasie noch durch keine objectiv forschende Wissenschaft gezügelt, da ihr durch die unerkannte Wirklichkeit noch keine ihrer subjectiven Illusionen benommen war, so stellte sie getrost die verwegensten Hypothesen und Hirngespinnste auf. Der Rückschlag auf das Leben war bei den verschiedenen Völkern je nach Naturell und Bildungsstufe ein verschiedener. Während die einen von der neuen Ideenwelt so ergriffen wurden, daß sie rasch zur Revolution heranreiften, verharrten die andern mit solcher Vorliebe beim Alten, daß sie bereit waren, zu dessen Erhaltung gleichfalls die Fahne des Aufruhrs aufzupflanzen. Ueberzeugt von der Unmöglichkeit eines erfolgreichen Widerstandes gegen die allgemeine Bewegung, suchten die Fürsten die letztere wenigstens zu leiten und in gewissen Schranken zu halten, erreichten aber mit ihren halben Maßregeln weiter nichts, als daß sie die Neuerer, deren Wünsche und Pläne die von oben herab angebahnte Reform weit überholten, mißvergnügt machten und andererseits doch auch zugleich das Vertrauen und damit die Loyalität der Conservativen erschütterten.

In solcher Weise nahm dieses an Ereignissen so arme, an geistiger Bewegung so überreiche Jahrhundert das vom sechszehnten begonnene, im siebenzehnten unterbrochene Werk wieder auf, um es bis auf den Punkt zu führen, auf dem es sich in der neuern Zeit in so drastisch stürmischer Weise vollendete.

Im Friedensvertrag von Utrecht, den die Großmächte Europa diktirt hatten, waren die Interessen und Ansichten der meisten Betheiligten vollkommen unbeachtet geblieben, so gut wie die

nachher darüber erhobenen Beschwerden. Auch in England erzeugte das Verfahren der so eben im Besitze des Thrones anerkannten protestantischen Linie, welche die religiösen Gefühle sämmtlicher Katholiken und die dynastischen Sympathien der Legitimisten rücksichtslos verletzte, eine Masse von Unzufriedenen. Die auf Oesterreichs Kosten unterhaltene Festungsbarriere zwischen Frankreich und den Niederlanden war nur eine nutzlose Last für den erstgenannten Staat und ein unbequemer Hemmschuh für alle drei Mächte. Zwar kam die Bestimmung, daß die spanische und die französische Krone für immer getrennt bleiben sollten, der Politik ganz gelegen, aber dafür hatte sie die betreffenden Staaten gezwungen, ihre Erbfolgeordnung zu ändern. Die Theilung der spanischen Erbschaft unter Oesterreich und Frankreich brachte den übrigen Staaten gar keinen Nutzen, während sie zugleich auch den zwei genannten, ausschließlich dabei interessirten in hohem Grade mißfiel. Zumal blieb Karl VI, das Haupt des österreichischen Hauses, unerschütterlich bei der Ansicht, die Kronen, die einst Philipp II geziert, seien sein ihm widerrechtlich entrissenes Eigenthum, und noch immer hegte er darum einen tiefen Groll gegen Frankreich und die Seestaaten. So war denn der Hauptzweck des spanischen Erbfolgekriegs noch immer unerfüllt geblieben: die beiden Bewerber um das verhängnißvolle Erbe bestritten sich gegenseitig nach wie vor das Recht zum Besitze desselben.

Philipp V.

Mit dem Tode Ludwigs XIV hörte Spanien auf, der Vasall Frankreichs zu sein, und Philipp V bekam nunmehr freie Hand für seine Politik. Er konnte es nicht ruhig mit ansehen, wie kläglich sein Reich zerstückelt worden und wie rücksichtslos dasselbe in commercieller Beziehung von den Engländern ausgebeutet wurde, in deren Händen sich Gibraltar befand, der Felsen, an dem gleichsam die Kette für das Land angeschmiedet war. Auch kam ihm einiges Bedenken gegen die Gültigkeit des Testaments Karls II, und so hatte er denn selber keine allzuhohe Meinung von der Legitimität seiner Regierung, während zu gleicher Zeit sein Herz noch an Frankreichs Thron hieng, auf den er einst so ungern verzichtet hatte. Kein Wunder daher, wenn er die Wiege seines kränkelnden Neffen, des Dauphins, aufmerksam im Auge behielt und wenn er den Herzog von Orleans, den Regenten und muthmaßlichen Thronerben, als das einzige Hinderniß seiner eventuellen Thronfolge so sehr haßte, als es ihm bei seinem weichen

Gemüthe und seiner Frömmigkeit überhaupt möglich war, und daß er ihn aus der Regentschaft zu verdrängen suchte. Er begriff, daß ihm dieß, d. h. also die Vereinigung beider Kronen, nur mit Hülfe Englands gelingen könnte; allein letzteres wollte seine eigene Schöpfung um keinen Preis vernichten und wies deßhalb sein Ansinnen mit aller Entschiedenheit zurück, wofür dann Philipp zur Rache den Ritter von S. Georges, wie man den Sohn des entthronten Jakobs II nannte, in seinen Ansprüchen auf den englischen Thron anerkannte und unterstützte.

So schien denn nun die Erhaltung des europäischen Friedens von dem Leben eines Kindes bedingt, dessen Großvater denselben im Laufe des vorher gegangenen Jahrhunderts so oft gestört hatte. Wirklich besaß auch Philipp ritterlichen Muth genug, den Kampf um eine Krone zu wagen; auf die Frage, welcher Platz einem König in der Schlacht gebühre, gab er die bekannte Antwort: „Derselbe wie sonst überall — der erste". Auch hätte er eine kräftige Unterstützung an den Castilianern finden können, in denen die vorangegangenen Kämpfe und Leiden wieder den alten Heldenmuth geweckt hatten. Doch es war Alles nur der Einfall eines Augenblick: bald genug sank Philipp, dem der zu großen Entschlüssen erforderliche moralische Muth vollständig abging, in die alte Sorglosigkeit zurück, Staats- und Familienangelegenheiten dem nächsten besten Günstling überlassend.

Schmerzlich ergriff ihn der Verlust seiner ebenso muthvollen wie liebenswürdigen Gemahlin Luise, die die Eintracht zwischen ihm und dem französischen Hofe aufrecht erhalten hatte, ohne daß ihr der ruhige Besitz eines Thrones, an dessen Eroberung sie selber thatkräftig mitgewirkt, gegönnt gewesen wäre. Er gab sich jetzt ganz der Fürstin Orsini hin, obwohl diese weder schön noch jung war, und hätte sie, sinnlich und doch zugleich gewissenhaft wie er war, trotz ihres vorgerückten Alters geheirathet, hätte sie es nicht vorgezogen, ihm eine junge Gattin zu geben, die besser zu seinem Temperamente paßte und die zugleich sie selber im Besitze ihres Einflusses nicht störte. Ihre Wahl fiel auf die Prinzessin Elisabeta Farnese von Parma, erwies sich aber bald als eine höchst verfehlte, da die letztere selber von Intriguen- und Herrschsucht erfüllt war und für sich allein nicht weniger Unterhandlungen und Kriege veranlaßte, als seiner Zeit die der politischen und die religiöse Emancipation der Völker gekostet hatte (1714).

Alberoni.

Der Mann, der ihr zu der unglücklichen Wahl gerathen, war der Kardinal Julius Alberoni aus Piacenza, der, das Ideal eines macchiavellistisch geschulten Italieners und Diplomaten aus jener Zeit, mit unübertroffener Gewandtheit alle Stufen der Gesellschaft, vom Koch und Spaßmacher, Geschäftsmann und Dolmetscher bis zum Gelehrten und geheimen Unterhändler in den wichtigsten Staatsangelegenheiten, ja bis zum Grafen, Kardinal und allmächtigen Minister hinauf durchlaufen hatte*). Durch Campistron, der, auf seiner Reise in Italien ausgeplündert, bei ihm eine gastfreundliche Aufnahme gefunden hatte, wurde er Vendôme als Sekretär für den italienischen Feldzug vorgeschlagen. Nach Andern aber hätte ihn der Bischof von S. Domingo, der des Französischen unkundig war, als Dolmetscher zu seinen Unterhandlungen mit Vendôme nach Parma mitgenommen, wo er die Gunst des cynischen Generals und den Sekretärsposten dadurch gewonnen habe, daß er dessen eigenthümliche Manier, die mündliche Unterhandlung großentheils vom Nachtstuhl aus zu führen, ganz in der Ordnung fand, und sofort nachahmte. Darauf ernannte ihn die Orsini, bei der er sich gleichfalls einzuschmeicheln gewußt, zum Grafen und zum Gesandten am Hofe von Parma, den er sich durch den genannten Heirathsvorschlag verpflichtete**). Natürlich wurde ihm um des letztern willen auch die neue Königin gewogen, die seine vielseitigen Talente zu schätzen und zu benützen verstand. Ihre erste That auf spanischem Boden war die Verbannung der zu ihrem Empfange herbeieilenden Orsini, die ohne Weiteres in den nächsten besten Wagen geschafft wurde und, von Wachen begleitet, in den Kleidern, die sie zufällig am Leibe trug, mitten im Dezember eine Eilreise durch das unwirthschaft-

*) Man vergleiche über ihn seine Gegner Dubos und Saint-Simon, die sein Bild zur Caricatur entstellen; seine Lobredner Poggiali, Ortiz, Coxe und Bignami, vor Allem aber das unparteiische Urtheil John Russel's. Russel, vie du card. Alberoni und die von Alberoni selber zuerst in Genua und dann in Rom veröffentlichten Urkunden. Sein politisches Testament ist unterschoben.

**) Wie Alberoni selbst in den Anmerkungen zu seiner Selbstbiographie berichtet, schilderte er die Prinzessin der Orsini als eine „gutmüthige aus Butter und Käs zusammengeknetete Lombardin, mit der man Alles anfangen könne, die sich Allem fügen werde, was die Fürstin ihr als Bedingung ihres Eintrittes in Spanien auferlegen wolle“.

liche Spanien machen mußte — eine Gewaltthat, über die Philipp auch keine Spur von Mitleiden oder Kummer zeigte*).

„Spartanischer Stolz, englische Beharrlichkeit, italienische Feinheit und französische Lebhaftigkeit bildeten zusammen den Charakter der Königin; eine Frau von ganz eigener Art, schritt sie stets mit kühner Entschlossenheit auf das Ziel ihrer Wünsche zu, ohne sich auf dem Wege beirren oder aufhalten zu lassen". So schilderte sie Friedrich II. Sie verstand es, ihrer ungemessenen Herrschsucht den Zügel anzulegen und ohne Einbuße an ihrer heitern Stimmung selbst dem einsamen Leben mit ihrem schwermüthigen Gemahle Geschmack abzugewinnen. Ja, diese Einsamkeit kam ihren Plänen sogar ganz gelegen. Um dem Sohne, den sie dem Könige geschenkt, von letzterem wenigstens eine reiche Apanage erwirken zu können, da ihm Angesichts der drei aus der ersten Ehe vorhandenen Prinzen keine Aussicht auf die Thronfolge offen stand, suchte sie Philipp ganz und gar in ihre Gewalt zu bekommen und ihn zu diesem Zwecke von aller anderweitigen Umgebung möglichst fern zu halten. Kein Wunder darum, wenn der König, schon von Haus aus trübsinnig, frömmelnd ohne innere Religiosität, furchtsam und doch hartnäckig, trotz seines langsamen, der leitenden Hand bedürftigen Geistes, voll Begierde, von sich reden zu machen und auf der politischen Wagschale mitzuwirken — wenn dieser König seiner Gemahlin, der einzigen Genossin seiner Einsamkeit, nichts abschlagen konnte. Sie selber aber, die neben all ihrem Ehrgeiz auch nicht die geringste Kenntniß von Staatskunst und Staatsgeschäften hatte, die in häuslicher Einschränkung erzogen worden war und jetzt in noch strengerer Clausur lebte, die alle Spanier haßte und von allen gehaßt wurde, — sie traute ausschließlich nur ihren Landsleuten, den Italienern, und vor

*) „In den spanischen Wirthshäusern" (sagt Saint Simon in seiner malerischen Schilderung dieser jammervollen Reise) „findet der Reisende buchstäblich nichts, als die Auskunft darüber, wo er sich die Gegenstände einkaufen könne, die er am Dringendsten bedarf. Das etwa vorhandene Fleisch ist in den meisten Fällen bereits in lebendige Fäulniß übergegangen, der Wein ist dick und hart, das Brod klebt an der Wand fest, das Wasser ist oft gleichfalls ungenießbar, die Lagerstätten taugen höchstens für die Maulthiertreiber, kurz — Alles muß man selber mitbringen". — Alberoni schrieb bei dieser Gelegenheit an den Oberſthofmeister des Herzogs von Parma: „Die That der Königin ist eines Ximenes, eines Richelieu, eines Mazarin würdig. Es war das einzige Mittel, eine Masse von Uebeln zu heilen, die vorher als unheilbar galten".

Allem ihrem Factotum, dem unermüdlichen Alberoni, dem sie den Kardinalshut verschaffte.

Der Vertraute des Königs wie der Königin, begnügte sich dieser in kluger Bescheidenheit mit der Gewalt eines Ministers, ohne den Titel eines solchen zu tragen. Bei dem Volke machte er sich dadurch beliebt, daß er die kleinern Tyrannen des Landes zur Rechenschaft und Strafe zog. Ueberhaupt meinte er es mit dem letztern ehrlich genug, um sich mit den großartigsten Plänen zur Wiederherstellung seiner alten Größe zu tragen. Allein ein leerer Schatz, ein ausgesogenes, entmuthigtes Volk, eine desorganisirte, kaum noch in dürftigen Trümmern vorhandene Armee und Flotte waren ein schlechtes Material für einen Riesenbau, dem selbst die Kraft eines solchen Mannes nicht gewachsen war. Dazu fehlte es an mächtigen Bundesgenossen und an innern Hülfsquellen: das Land bot keine andern Schätze als seine Erndten, die zum Glücke durch die Pyrenäen gegen den Nachbar geschützt waren. Als sollten alle einzelnen Provinzen eben so viele Staaten für sich bilden, so vorsichtig hatte man alle directen Straßencommunicationen zwischen denselben vermieden.

Kastilien, die mit der Hauptstadt geschmückte Kernprovinz, deren Plateaucharakter dem Straßenbau so wenig Hindernisse in den Weg stellt, war nahezu unwegsam. Die schönen Flüsse des Landes, deren Gefäll, Bett und Wassermenge freilich, mit einer einzigen Ausnahme, für die Schifffahrt nicht allzu günstig sind, wurden nicht befahren. Selbst längs des Ebro, Tajo und Guadiana, der besten Wasserstraße der Halbinsel, deren Regulirung zum Behuf der Schifffahrt man weder selber unternehmen noch den Niederländern überlassen wollte, mußten die Waaren auf Maulthieren ein- und ausgeführt werden. Vergebens forderten die Ueberbleibsel der großartigen Römerstraßen zur wetteifernden Nachahmung auf; vergebens sah man in nächster Nähe, daß man so zu sagen die Spatenhiebe der Arbeiter hören konnte, das anregende Schauspiel eines riesigen Kanalbaues, durch den Frankreich zwei Meere verknüpfte: man begnügte sich mit der unfruchtbaren Bewunderung. Vergebens floßen dem Lande unermeßliche Schätze aus den Kolonien zu: es verzehrte sie in sorgloser Unthätigkeit, ohne selber irgend welche Werthobjekte zu erzeugen, und so mochte es Alberoni wohl passend mit dem Munde vergleichen, der Alles aufnimmt, aber nichts behält.

Er selber war dagegen rastlos thätig: er arbeitete täglich achtzehn Stunden und ging dabei auf das kleinste Detail des

Staatshaushaltes ein. Den Anfang machte er mit der Ordnung der Finanzen und der Hebung der Industrie. Er errichtete eine königliche Tuchfabrik zu Guadalaxara, wohin er auf einmal fünftausend Arbeiterfamilien aus Holland und außerdem eine Anzahl Färber aus England berief, die insgesammt ihre Geräthschaften mitbringen mußten. So machte er es möglich, die einheimische Wolle im Lande selber zu verarbeiten und die Bekleidung für das Heer aus der eigenen Industrie zu beschaffen. Madrid erzeugte Tafel-Weißzeug und holländische Leinwand; vierhundert Klosterfrauen wurden in der holländischen Weise zu spinnen unterrichtet und alle Findelkinder mußten für diese Arbeit herangebildet werden. Auch Glasfabriken ließ Alberoni errichten, und der Ackerbau hob sich, Dank seiner Fürsorge, bald so, daß sich die vielen Einöden des Landes bereits wieder bevölkerten. Um die Ausgaben zu verringern, vereinfachte er die Staatsverwaltung und verminderte namentlich den übermäßigen Personalstand des bürgerlichen und des militärischen Hofstaates. Er begünstigte den Handel der Kolonien, hob trotz eines päpstlichen Verbotes die Steuerfreiheit der Geistlichen auf und schickte diejenigen Priester, die nicht von ihrem Vorrechte lassen wollten, in die Verbannung. Er nahm Anlehen auf, ließ das Vermögen der reichern Unterthanen abschätzen, um ihnen verhältnißmäßige Abgaben aufzuerlegen und verkaufte Aemter. Um das Heer rasch zu vervollständigen, scheute er sich nicht, sogar Schmuggler anzuwerben, und bald standen 65,000 Mann unter den Waffen. Auch eine Flotte wurde geschaffen und mit zahlreichem Geschütze armirt. Barcellona erhielt eine Citadelle, die zu den besten der Welt gehört.

Doch der Plan, für den durch alles dieses vorgearbeitet werden sollte, war so kolossal, daß nur der Erfolg seinen Schöpfer vor dem Vorwurfe der Tollkühnheit hätte retten können: es handelte sich um nichts geringeres, als den König auf den französischen Thron zu setzen, seinem Sohne aus zweiter Ehe aber, dem Infanten Don Carlos, Parma, Piacenza und Toskana zu verschaffen, ferner die Oesterreicher aus Italien zu vertreiben und auf solche Weise dieses ganze Land unabhängig zu machen. Zu dem Zwecke sollte Vittorio Amedeo von Savoyen die Waffen gegen sie ergreifen, so lange sie noch mit den Türken zu thun hätten; aus Neapel aber sollten dieselben durch eine spanische, von jenem Fürsten in seine sizilianischen Häfen aufgenommene, von der unzufriedenen Partei des Landes unterstützte Flotte ver-

trieben werden. Dann sollte Neapel mit den toscanischen Häfen an Spanien fallen, die Insel Sardinien mit Sizilien vereinigt, Comacchio dem Papst zurückgegeben, das Herzogthum Mantua zwischen Venedig und dem Herzog von Guastalla, die katholische Hälfte der Niederlande zwischen Frankreich und Holland getheilt werden. Um England für die Sache zu gewinnen, heuchelte Alberoni die freundschaftlichsten Gesinnungen gegen dasselbe: er half seinen Beschwerden ab und verbürgte ihm die ihm vom Utrechter Frieden eingeräumten Handelsvortheile. Während er aber auf diese Weise das von Townshend und Walpole geleitete Whig-Ministerium für sich einnahm, ließ er gleichzeitig dem Prätendenten heimliche Unterstützungen zukommen und arbeitete er an einer Aussöhnung zwischen dem Zaren und Karl XII, um dann beide gegen Georg I unter die Waffen zu bringen und Stanislas wieder auf den polnischen Thron zu setzen. Allein der bedrohte König Georg kam hinter den Anschlag und verband sich durch den Vertrag von Westminster (1716) mit Oesterreich zum gegenseitigen Schutze der gegenwärtigen und der zukünftigen Besitzungen. Unter den letztern verstand der Wiener Hof Sizilien, nach dessen Besitze er sich von jeher gesehnt hatte.

Ein offener Kampf lag nun aber keineswegs in Alberonis Absicht und Geschmack. Er nahm seine Zuflucht weit öfter und lieber zu geheimen Umtrieben: er hetzte die Ungarn und die Türken gegen Oesterreich auf, unterstützte die englischen Jakobiten und knüpfte in Frankreich Verbindungen an, um mit ihrer Hülfe den Herzog von Orleans durch einen plötzlichen Angriff zu überraschen, ihm den minderjährigen Ludwig XV zu entreißen, dann die Stände zu versammeln und durch sie den König von Spanien zum Regenten ausrufen zu lassen (1717). Die Seele dieser Intrigue, an der viele Großen, namentlich aus der Bretagne, Theil nahmen, war die Herzogin von Maine. Den brieflichen Verkehr mit dem Madrider Hof vermittelte der spanische Gesandte in Paris, der Fürst Cellamare, von dem die Verschwörung ihren Namen trägt. Schon schmeichelte man sich, auf die Unzufriedenheit des ganzen Landes rechnend, mit der Hoffnung auf einen allgemeinen Aufstand — als der Abbé Dubois, die rechte Hand des Regenten, Kunde von der Sache bekam und Briefe auffing, die, wenn sie auch gerade keinen Beweis für eine wirkliche Verschwörung bildeten, doch die compromittirendsten Nachrichten und Anerbietungen enthielten, so daß schon auf diesen Grund hin die Her-

zogin, der Gesandte und viele andere Theilnehmer verhaftet werden konnten.

Der Herzog von Orleans verzieh zwar seinen Gegnern, dennoch aber glaubte er sich vor Alberonis Intriguen nur durch ein Bündniß mit England schützen zu können, so sehr dasselbe auch als ein aller Geschichte und Natur widersprechendes von der öffentlichen Meinung verdammt wurde (1718). Als Kaiser Karl VI bald darauf zu Mailand einen spanischen Gesandten verhaften ließ, erklärte ihm Philipp den Krieg und jetzt kam der zwischen Oesterreich, Frankreich und England bestehende Geheimbund an den Tag. Holland verweigerte die Theilnahme, um die Vortheile nicht zu verwirken, die ihm der mit Spanien abgeschlossene Friedensvertrag zugestand. Noch ehe der Krieg von ihrer Seite förmlich erklärt war, begannen die Engländer zur See die Feindseligkeiten, allein Philipp hielt, auf den furchtlosen Alberoni gestützt, gegen die Uebermacht Stand und eroberte einige der wichtigsten Hafenstädte Siziliens, das Vittorio Amedeo auf drängendes Zureden dem Kaiser gegen die Insel Sardinien abgetreten hatte.

Jetzt wandte sich der Haß der erbitterten Gegner unmittelbar gegen Alberoni, und auch ihre Waffen kehrten sie plötzlich gegen ihn. Der Herzog von Orleans scheute sich nicht, die niederträchtigsten Mittel zu seinem Sturze zu versuchen; er bestach den Beichtvater des Königs und die Amme der Königin, damit sie die Beiden durch Ohrenbläsereien gegen den Vertrauten einnehmen sollten. Dank dem schlimmen Ausgange seines bekannten Riesenprojektes, das Spanien seine junge Flotte, seine Industrie und seinen Handel kostete und das jetzt als ein unbesonnener Streich geschmäht wurde, gelang der Plan zum Unglück Spaniens nur zu gut: Alberoni wurde unversehens seines Amtes entsetzt und nachdem ihm selbst diejenige, die er zur Königin gemacht, die erbetene Audienz verweigert hatte und alle seine Papiere und Habseligkeiten auf das Genaueste durchsucht worden waren, aus dem Königreiche verbannt (1. Dezember 1719). Nachdem er auf der Stufenleiter der Macht und Ehre den höchsten Gipfel mit solcher Geschwindigkeit erstiegen, daß er, wie die Orsini sagte, nicht einmal Zeit fand, die Stufen zu zählen, mag ihm allerdings der Kopf etwas geschwindelt haben. Wie alle Emporkömmlinge, war er vor Allem darauf bedacht, seine Machtvollkommenheit zur Schau zu tragen. In seinem raschen, heißblütigen Wesen, das ihm und der Welt keine Ruhe gönnte, das nur in unaufhörlicher Bewe-

gung, in stetem Schaffen seine Befriedigung fand, schaute er überall nur auf das Ziel, nie auf die davorliegenden Hindernisse. Durch seine Stellung genöthigt, sich den Leidenschaften Anderer zu fügen, und ohne einen einzigen verläßlichen Freund und Helfer unter den Spaniern, die den stolzen Ausländer insgesammt haßten, war er freilich zu schwach, seine selbstgesetzte Aufgabe zu lösen, und so nahm sich denn die Rolle, die er in der Politik spielt, oft gerade so aus, wie die eines ganz gewöhnlichen Charlatans, der mit prahlerischer Phrase alles Mögliche und Unmögliche verspricht, ohne je etwas zu leisten. Und doch konnte er sich dem Kardinal Polignac gegenüber mit vollem Rechte rühmen: „Spanien war ein Leichnam, bis ich es weckte; sobald ich fort bin, legt es sich auf seinen Katafalk zurück.“ Allein die Begier nach der Herrschaft weicht nimmer aus einem Herzen, das ihre Süßigkeit oder auch ihre Bitterkeit einmal gekostet, und so trug sich auch Alberoni bei seinem Abgange aus Madrid mit der Ueberzeugung, daß seine politische Laufbahn noch nicht beendigt sei. Er mochte sich da mit jenen Heerführern vergleichen, die, kaum ihres Dienstes quitt geworden, um die Wette von Andern angeworben werden. In Sestri di Levante angekommen, erhielt er von Clemens XI den Befehl, sich von Rom ferne zu halten. Allein nach dem Tode dieses Papstes wurde er zum Conclave eingeladen und erhielt in demselben sogar einige Stimmen. Durch Innocenz XIII von allen gegen ihn erhobenen Anschuldigungen frei gesprochen, lebte er seitdem in Rom, dem gemeinsamen Asyle der gefallenen Größen*) Er sann hier über einen Plan zu einem großen Bünd-

*) Auf den Brief, in welchem er dem ihm persönlich unbekannten Voltaire für die im Leben Karls XII ausgesprochene Anerkennung seiner Verdienste dankte, erhielt er im März 1735 folgende Antwort: „La lettre, dont votre éminence m'a honoré est un prix aussi flatteur de mes ouvrages, que l'estime de l'Europe a dû vous l'être de vos actions. Vous ne me devez aucun remerciement, monseigneur; je n'ai été que l'organe du public en parlant de vous. La liberté et la vérité, qui ont toujours conduit ma plume, m'ont valu votre suffrage. Ces deux caractères doivent plaire à un génie tel que le votre; quiconque ne les aime pas, pourra bien être un homme puissant, mais il ne sera jamais un grand homme. Je voudrais être à portée d'admirer de plus près celui à qui j'ai rendu justice de si loin. Je ne me flatte pas d'avoir jamais l'honneur de voir votre éminence. Mais si Rome entend assez ses intérêts pour vouloir au moins rétablir les arts, le commerce, et remettre quelque splendeur dans un pays qui a été autrefois le maître de la plus belle partie du monde, j'espère alors que je vous écrirai sous un autre titre que sous celui de votre éminence, etc.

niß der christlichen Staaten gegen die Türken, die aus Europa vertrieben, und deren Besitzungen dann vertheilt werden sollten. Er beschenkte Ravenna mit nützlichen Anstalten und hinterließ auch in Piacenza manches herrliche Denkmal seiner verständig berechnenden Wohlthätigkeit. Um so weniger Ehre machte ihm dagegen die Revolution, die er in dem kleinen S. Marino anzettelte und leitete.

Kaum war Alberoni beseitigt, als sich Philipp auf Anbringen seiner Gemahlin zu Cambray der Quadrupelallianz anschloß, unter Verzichtleistung auf die von seinem Reiche losgetrennten Länder. Lange hatte sich der in seinem Hasse gegen Spanien unversöhnliche, auf die Freundschaft der beiden andern Mächte eifersüchtige Kaiser der Aufnahme Philipps in den Bund widersetzt und selbst hinsichtlich der den gegenseitigen Verzicht aussprechenden Formeln hatte er noch eine Menge Schwierigkeiten gemacht, bis er sich endlich darein ergab und dem Infanten Carlos, Philipps Sohn von der Farnese, die Investitur für Parma, Piacenza und Toscana ertheilte, unter Frankreichs und Englands Garantie gegenüber den Ansprüchen des Papstes und des Großherzogs.

Trotz dem aber beharrte Karl VI bei seinem Anspruche auf dem Titel eines Königs von Spanien und noch mehr auf dem des „katholischen Königs" und dem des Großmeisters vom Orden des goldenen Vließes. Da ihm nur Töchter geboren worden, hatte er unterm 19. April 1713 eine „pragmatische Sanktion" veröffentlicht, wonach die Erbfolge in dem österreichisch-habsburgischen Hause nach dem Prinzip der Primogenitur Statt finden und in Ermanglung männlicher Erben auch seinen Töchtern vor denen seines Bruders Josephs I zustehen sollte. Er ließ dieses Document, die sogenannte pragmatische Sanction, nicht nur durch die letztern, die Churfürstinnen von Sachsen und Bayern, und durch die Landstände der sämmtlichen österreichischen Länder unterschreiben, sondern machte es auch zur wichtigsten, ja fast zur einzigen Aufgabe seiner Politik, ihm die Anerkennung aller europäischen Höfe zu verschaffen. Auch von Spanien verlangte er dieselbe, wofür aber dieses die Gegenforderung stellte, er solle sich in Italien auf den früheren Umfang seiner Besitzungen beschränken. Auch der König von Sardinien trat nunmehr mit einer Forderung hervor: er wollte den übrigen Königen im Range gleichgestellt sein. Den Seemächten endlich mißfiel die vom Kaiser in Ostende errichtete ostindische Handelskompagnie; und so hatte also die

Diplomatie wieder eine Menge der schwierigsten Aufgaben zu lösen.

Inzwischen war ein zur künftigen Gemahlin Ludwigs XV bestimmtes Töchterlein Philipps V am französischen Hofe erzogen worden. Nun stand es aber mit der Gesundheit des Dauphin so bedenklich, daß ein längeres Zuwarten mit seiner Vermählung die Aussicht auf eine von ihm zu erzielende Nachkommenschaft in Frage zu stellen schien. Um daher die direkte Thronfolge zu sichern und den Herzog von Orleans von der letztern auszuschließen, sandte der Herzog von Bourbon, der zur Zeit am Ruder stehende Minister, die noch in den Kinderjahren befindliche Infantin ihrem Vater zurück und ersetzte ihre Stelle mit Maria Lesczynska. Erbittert über diesen Schimpf schloß Philipp trotz des Widerstrebens seines Hofes und seiner Minister mit dem Kaiser Frieden, wobei er die pragmatische Sanction annahm, die Führung der ersehnten Titel auf Lebenszeit zugestand, die bisher durch ihn gehaltene Partei des gegen den Kaiser verbündeten italienischen Adels fallen ließ und den österreichischen Unterthanen den freien Handel in den spanischen und indischen Häfen gestattete, in derselben Weise, wie dieses Recht schon früher den Holländern und Engländern eingeräumt worden war. Der Kaiser seinerseits versprach ihm dafür seine Unterstützung zur Wiedereroberung von Gibraltar und Port Mahon.

So war also ein fünfundzwanzigjähriger Groll unversehens in eine Freundschaft umgeschlagen, welche die europäischen Höfe stutzig machte. Man wußte, daß der spanische Minister Riperda in Wien mit vollen Händen Gold austheile, und sprach bereits von einer im Werke befindlichen Heirath zwischen der Erzherzogin Maria Theresia und dem Infanten Don Carlos, einer Heirath, die eines Tages zur Vereinigung der österreichischen, der spanischen und der französischen Krone führen konnte. Dieser Gefahr gegenüber schloßen die nordischen Mächte auf Anregung des englischen Königs zu Hannover ein Bündniß, das unter Anderm auch darum merkwürdig ist, weil hier zum erstenmal deutsche Fürsten einem fremden Staate gegenüber die vertragsmäßige Verpflichtung übernahmen, die Bestimmungen der Reichsverfassung zu verletzen, nämlich dem Kaiser im Falle einer Kriegserklärung gegen Frankreich ihre Unterstützung zu versagen. Auch Georg I handelte hiebei gegen sein früher gegebenes Versprechen, Großbritannien niemals um seiner continentalen Erblande willen in einen Krieg zu verwickeln oder ihm Geldopfer aufzuerlegen; allein

er hatte einen geschickten Minister an seiner Seite, das Parlament war fügsam und das Volk durch die Phrasen von papistischen Umtrieben, von den Interessen des Protestantismus, vom Gleichgewicht der Macht, von der Freiheit und Sicherheit Englands leicht zu gewinnen und zu fanatisiren.

Beide Parteien bemühten sich jetzt um die Wette, durch ein verwickeltes System von Partikularverträgen andere Staaten zum Beitritt in ihre beiderseitigen Allianzen zu bewegen. Doch bald zerschlugen sich letztere ganz: sobald die Bestimmungen des Wiener Vertrages in die Oeffentlichkeit kamen, desavouirte der Kaiser denselben, sagte sich von Spanien los und trat in die Quadrupelallianz ein, um die betreffenden Staaten zur Anerkennung seiner pragmatischen Sanction zu bewegen. Spanien dagegen schloß in Sevilla mit Frankreich und England Frieden, unter Erneuerung der alten, für das letztere so günstigen Handelsverträge und mit dem Versprechen, den Engländern nach erfolgter Einstellung der Feindseligkeiten den erlittenen Schaden zu ersetzen. Dafür erhielt es das Recht, Livorno, Porto Ferrajo, Parma und Piacenza mit 6000 Mann spanischer Truppen zu besetzen, um dem Infanten Carlos die Thronfolge in den betreffenden Ländern zu sichern.

Dem gesunden Sinn gereichte aber ein solches Uebereinkommen zum Aergerniß, das den vorher überall mit der größten Wärme verfochtenen Interessen geradezu widersprach; das ohne den Kaiser geschlossen worden war, mit dem man doch bis dahin im besten Einverständniß gestanden; das über italienische Länder verfügte, ohne daß deren wirkliche Besitzer oder ihr Oberherr oder gar ihre Völker, deren Wohl und Wehe in diesen gewissenlosen dynastischen Kriegen überhaupt in keinen Betracht kam, darüber gefragt worden wären.

Voll Unwillen über die Verwerfung der pragmatischen Sanction schickte jetzt der Kaiser Truppen nach Italien, um die farnesischen Erbländer nach dem eben erfolgten Tode ihres Gebieters in Besitz zu nehmen. England aber besann sich, der Weise jener durch und durch künstlichen, cynisch gewissen- und schamlosen Politik getreu, keinen Augenblick, sich von Frankreich zu trennen und, um demselben ein Gegengewicht gegenüber zu stellen, sich mit Oesterreich zu verbinden. Die Generalstaaten folgten seinem Beispiele, und beide anerkannten nunmehr in einem zweiten Wiener-Vertrag die pragmatische Sanction und erklärten sich mit der bereits vertragsmäßig festgesetzten Erbfolge in Parma und Piacenza einverstanden, wofür aber andrerseits aller Handelsverkehr zwischen den südlichen

Niederlanden und Ostindien aufgegeben wurde. Auch Spanien schloß sich diesem Uebereinkommen an, wofür Don Carlos die genannten Herzogthümer definitiv erhielt. Der Großherzog von Toskana, Gian Gastone, ließ sich den Erben, den man ihm aufgedrungen, gefallen und schloß zu Florenz mit Spanien einen Familienvertrag, worin er den Infanten Carlos zu seinem Nachfolger ernannte, gegen dessen Versprechen, die Vorrechte des Landes ungeschmälert zu lassen. Jetzt erst konnte, nach einer dreißigjährigen Dauer, der um die spanische Erbschaft geführte Krieg wirklich als beendigt gelten und es mochte als eine Bürgschaft für den Bestand des Friedens erscheinen, daß wieder, wie zu Anfang des Kampfes, zur Wiederherstellung des politischen Gleichgewichts die Seemächte mit Oesterreich gegen die Bourbonen verbündet waren. Doch die Ruhe war gleichwohl nur von kurzer Dauer: bald sollten neue Kabinetsränke und ehrgeizige Familienpläne Europa abermals in Verwirrung stürzen.

Zwischen Spanien und England war nämlich inzwischen eine neue Feindschaft ausgebrochen. Von jeher waren dem König Philipp jene Bestimmungen des Utrechter Friedens, durch die die Engländer dem Handel Spaniens das Todesurtheil gesprochen, ein Dorn im Auge und sein gerechter Unmuth mußte sich natürlich noch steigern, als er sah, wie sie durch einen lebhaften Schleichhandel die Vortheile des amerikanischen Handels großentheils an sich rissen. Da Proteste nichts halfen, rüstete Philipp Schiffe aus, welche die auf den Küsten des spanischen Amerika angetroffenen Schiffe durchsuchen und jede für die spanische Kolonie bestimmte oder aus ihnen ausgeführte, sowie jede eigentliche Contrebande-Waare confisciren sollten. Die Engländer erhoben darüber Beschwerde und drangen auf eine sofortige Kriegserklärung. Vergebens suchte das Ministerium Walpole nach vermittelnden Auswegen; es gingen dunkle Gerüchte von Grausamkeiten, die von den Spaniern bei der Durchsuchung fremder Schiffe ausgeübt worden seien, und der König und seine Minister glaubten daran oder thaten wenigstens dergleichen. Pope, Johnson und Glover predigten den Krieg in Prosa und in Versen; der Pöbel war in wilder Aufregung und selbst der Prinz von Wales mischte sich unter ihn, um mit ihm zu zechen und zu schreien. Sofort erhielten die englischen Geschwader Befehl, an den Schiffen und der sonstigen Habe des spanischen Königs das Widervergeltungsrecht zu üben, und jene, die schon im ersten Augenblick der Kriegserklärung die Feindseligkeiten begonnen hatten, säumten nicht,

reiche Prisen aufzubringen und das wichtige Portobello zu besetzen. Obwohl Großbritannien für diesen von Europa als ungerecht betrachteten Krieg keine Bundesgenossen fand, führte es denselben doch durch die ganze Dauer des österreichischen Erbfolgekrieges hindurch, selbst über den Achener Frieden hinüber, bis endlich zu Madrid ein Vertrag geschlossen wurde, worin England gegen eine von Spanien an die englische Handelskompagnie zu zahlende Summe von 100,000 Pfund Sterling auf das Recht des assiento verzichtete, wogegen das Durchsuchungsrecht bestehen blieb.

Zweites Kapitel.

Frankreich. Die Regentschaft*).

In Frankreich war durch Ludwig XIV die Concentration der Regierungsgewalt bis zur äußersten Grenze durchgeführt worden: Alles hieng vom reinen Belieben des Königs ab, der völlig beseitigt hatte, was ihm an althergebrachten feudalen, municipalen oder kirchlichen Rechtsinstituten hemmend im Wege stand. Nur Eines fehlte dem imponirenden Bau der absoluten Königsmacht — die feste, dauernde Grundlage, die Bürgschaft ihrer Dauer gegenüber der Reaction, die von Seiten des verletzten Rechtes, des positiven wie des natürlichen, und von der Macht des fortschreitenden Zeitgeistes früher oder später eintreten mußte. Wirklich wurde er auch bald genug von beiden Seiten untergraben, bis schließlich das Ganze in jene schmachvolle Maitressenwirthschaft ausartete, wo Alles — König, Minister, Feldherrn, die gesammte Staatsverwaltung, von Weiberränken und Weibergunst abhieng, wo der Wechsel des Buhlen zugleich den der Politik bestimmte.

---

*) Quellen: Lemontey, Histoire de la Régence et de la minorité de Louis XV; Voltaire, Précis du siècle de Louis XV; Capefigue, Philippe d'Orléans; außerdem eine Reihe von „Denkwürdigkeiten", darunter die des Marschall Richelieu, die über den Hof Ludwigs XV sehr eingehende Aufschlüsse enthalten, aber durch die überall hervortretenden niederträchtigen Tendenzen des cynischen Herausgebers Soulavie abstoßen; endlich die mit dramatischer Lebhaftigkeit geschriebene „Geschichte des 18. Jahrhunderts" von Lacretelle.

Ludwig hinterließ bloß einen sechsthalbjährigen Enkel, dessen von so vielen Särgen umringter Wiege der Herzog von Orleans als Vormund zur Seite stand. Letzterer versammelte sofort das Parlament, und im stürmischen Eifer, durch eine eclatante Beschimpfung des „todten Löwen", vor dem es einst gezittert, gegen den von demselben erhaltenen Todesstreich zu protestiren, hatte dieses nichts Eiligeres zu thun, als das beleidigende Testament desselben mit den darin angeordneten Beschränkungen der vormundschaftlichen Gewalt für ungültig zu erklären, die Rechte des Herzogs von Maine, eines legitimirten unehelichen Prinzen, zu erweitern, und als siebentes Grundgesetz des Reiches die Verfügung zu erlassen, daß für einen minderjährigen König von Rechtswegen stets der nächstverwandte Prinz von Geblüt als Vormund zu gelten habe.

Vom Regenten gehätschelt, der auf seinem neuen Posten noch nicht allzu fest und sicher stand, beeilte sich das Parlament, die Umstände möglichst für sich auszubeuten. Es eignete sich das Beschwerderecht, das Ludwig ihm entrissen, wieder an; sowie das Recht, über die Thronfolge zu entscheiden, von der es die legitimirten Prinzen ausschloß; es rief die Mitglieder, die um der Bulle Unigenitus willen verbannt worden waren, zurück und dachte sogar an eine erneuerte Zulassung der Hugenotten. Durch alles dieses gab es dem Volke das verführerische Beispiel des Ungehorsams gegen die Könige und benahm es ihm den Glauben an ihre Unfehlbarkeit. Selbst der Regent schien von der Tendenz geleitet, den Verfügungen und Absichten Ludwigs in Allem entgegen zu handeln: er ließ den Telemach drucken, mit dessen staatsrechtlichen Ausführungen er in seiner ersten Thronrede Parade machte; er öffnete dem Publikum die königliche Privatbibliothek, ließ die Agioteure und andere Börsenspieler vor Gericht stellen, bezahlte dem Heere die Soldrückstände, verminderte die Kosten der Staatsverwaltung, ermäßigte die Verzehrungssteuern, gab die eingekerkerten Jansenisten frei, und setzte an die Stelle der Staatssekretäre seines Vorgängers verschiedene Rathscollegien ein, welche die ihnen zugewiesenen Gegenstände zu berathen hatten, bevor sie dieselben der Regentschaft vorlegten. Mag nun der Beweggrund zu diesen Maßregeln Haß gegen Ludwig oder aber kluge Politik gewesen sein, gleichviel, sie fanden bei Jedermann Beifall, denn Jedermann haßte den todten Tyrannen, dessen zur rein persönlichen Willkürherrschaft concentrirte Macht jetzt durch die Einführung der verschiedenen Räthe gehörig vertheilt schien. Aber der

Schein täuschte: die siebenzig Räthe waren in Wirklichkeit eben so viele Zwingherrn, die sich, nach oben voll Unterwürfigkeit, nach unten trotz ihrer Geschäftsunkenntniß ein unerträglich wichtiges, herrisches Ansehen gaben, bis Orleans sie schließlich abdankte.

Um so besser wußte er die Dienste des Herzogs von Saint Simon zu benützen, dessen „Denkwürdigkeiten" ein wahrer Schatz sind. Dieser eifrige Jansenist ging in seiner unbegrenzten Hochachtung vor der Reinheit und den Vorrechten der Geburt so weit, daß er sich mit den legitimirten Prinzen überwarf, die bürgerlichen Gelehrten und die Advokaten verachtete und herabsetzte und den Adel wieder in das Ministerium einführte, aus dem ihn seit Mazarin das Andenken an die Fronde verbannt hatte. Doch eine innerliche Wiedergeburt dieses Standes war bereits unmöglich geworden: er hatte sich schon zu sehr daran gewöhnt, mit seinen vergoldeten Fesseln am Hofe zu prunken.

Den Regenten, Philipp von Orleans, hatte die Natur mit den schönsten Anlagen ausgestattet — mit einem hellen, für die höchsten Ideen empfänglichen Kopf, einem guten Herzen und einem unerschütterlichen Gerechtigkeitssinn. Allein sein Schwiegervater, Ludwig XIV, dessen mißtrauische Eifersucht schon den Vater absichtlich in der Unwissenheit aufwachsen ließ und dann von den Staatsgeschäften entfernt hielt, scheute sich, ihn in irgend einer Weise zu verwenden. Kaum hatte er ihm auf sein Drängen ein Commando im spanischen Erbfolgekrieg anvertraut, als er ihn schon wieder, durch die Tapferkeit und Einsicht des feurigen Jünglings argwöhnisch gemacht, zurückrief und ihn des Strebens nach der spanischen Krone beschuldigte. Da er die ersten vierzig Jahre seines Lebens in dieser unfreiwilligen Unthätigkeit und in der ungezwungenen Stellung eines gewöhnlichen Privatmannes, dem nicht die geringste Aussicht auf die Thronfolge offen steht, zubringen mußte, so hatte er Muße und Gelegenheit genug, die Menschen und Verhältnisse besser kennen zu lernen, als es einem Erbprinzen möglich zu sein pflegt. Dabei las und faßte er sehr schnell und behielt Alles leicht; nur bei einem Gegenstande zu verweilen, war seinem flüchtigen Wesen unmöglich, und so fand er sich in Alles weit leichter durch eine Art inneren Ahnungsvermögens als durch beobachtendes Studium hinein. Ein geschmackvoller, klarer Redner, ein heiterer Gesellschafter mit einem unerschöpflichen Schatz von Geschichten und Anekdoten, im Geschäftsleben rechtlich und pünktlich, war er ganz dazu geschaffen, ein Liebling des Volkes

zu werden. Allein anspruchslos und bescheiden, wie er war, sehnte er sich weit mehr nach einem Feldherrnposten, als nach der Krone. Unglücklicherweise war sein Erzieher der Abbé Guillaume Dubois, der Sohn eines Apothekers aus Brives, der ihm die Meinung beibrachte, die Sittenlehre sei ein Vorurtheil des großen Haufens, die Religion eine hübsche Erfindung. Dazu kam dann noch die Frömmelei des alten Königs, deren Anblick ihn mit Eckel erfüllte, und so begreift man am Ende, wie aus einem so vortrefflich angelegten Charakter ein so schamloser Wüstling werden konnte, der grundsätzlich und planmäßig die Quintessenz von aller Schlechtigkeit der damaligen Gesellschaft in sich vereinigte. Bald sammelte sich um ihn eine ganze Rotte von gleich verworfenen Subjekten höheren Standes, und nun wurden alle jene unnatürlichen Scheußlichkeiten wieder aufgeführt, die man sonst nur aus den römischen Satyrikern gekannt hatte. Schöne, anmuths- und geistvolle Damen sogar nahmen an diesen Orgien Theil, in denen alles Ehrwürdige und Heilige der Religion und des Familienlebens mit Füßen getreten wurde. Um seine fürstliche Würde gründlicher abzulegen, vergaß Philipp hier zugleich alle menschliche. Ja, er stellte sich noch liederlicher als er war und prunkte mit seiner Schamlosigkeit, die immer erfinderischer, raffinirter und extravaganter wurde. Je gotteslästerlicher die Gespräche, je abscheulicher die Scenen, je heiliger die dazu gewählten Tage, je verrufener die Gefährten und Gefährtinnen waren, desto mehr entsprach es Philipps Geschmack. Seine würdige Tochter aber, die Herzogin von Berry, trieb die Hintansetzung des gesellschaftlichen Anstandes ihrem Vater gegenüber so weit, daß die Beiden zuletzt in den Verdacht der Blutschande kamen.

In seiner krankhaften Sucht nach neuen Genüssen und Beschäftigungen, überhaupt nach Abwechslung warf sich der Herzog auch auf die Malerei, theils selber malend, theils kostbare Sammlungen anlegend; dann auf die Chemie, deren Geheimnissen er eifrig nachforschte; auf die Philosophie und endlich, nachdem er sich aus letzterer, d. h. aus einigen seichten Gesprächen und Büchern die Ueberzeugung geholt, es gebe keinen Gott, auf Teufelsbeschwörungen, zu welchem Behufe er ganze Nächte in unterirdischen Räumen zubrachte, voll Begierde, den Satan zu Gesicht und ins Verhör zu bekommen, sowie auf die Erforschung der Zukunft, die er aus einem Glase erschauen wollte.

Seinen Maitressen gestattete er übrigens keinen Einfluß auf die Regierung. Als die bekannte Tencin zwischen ihre Liebko-

sungen einmal ein paar politische Winke einfließen lassen wollte, wurde der Versuch mit einer derb cynischen Antwort zurückgewiesen. Die Sabran aber führte er, nachdem er sie angehört, vor den Spiegel mit der Frage: „Glauben Sie, mit einem solchen Gesicht lasse sich von so ernsthaften und traurigen Dingen sprechen"?

Das Vorbild des Hofes wirkte bald ansteckend nach unten: die Sittenlosigkeit wurde zum guten Ton, zur Mode. War es Manchem auch weniger ernst damit, so gab er sich wenigstens Mühe, in der Gesellschaft eine Art verfeinerter, systematischer Liederlichkeit zu heucheln, die weit mehr auf Eitelkeit beruhte, als auf wirklicher Sinnlichkeit.

Dubois.

Unter denjenigen, die dem Regenten in allen seinen schändlichen Bacchanalien am treuesten zur Seite standen, zeichnete sich vor Allem der erwähnte Dubois aus, der eben deßhalb in der Gunst des erstern immer höher stieg, so zurückstoßend sein ganzes Wesen, so allgemein verachtet er selber war. Dieses ehr- und schamlose Scheusal von einem Cyniker brachte es, Dank der Menge von Pensionen aus Feindes- wie aus dem Inland, und der Aemter, die er sich, eben als einflußreicher Günstling, zu verschaffen wußte, nicht nur zu einer ganz kolossalen Jahreseinnahme, sondern erhielt auf sein Verlangen sogar den durch Fenelons Andenken geweihten erzbischöflichen Stuhl von Cambray, obwohl Orleans ihn selber fragen mußte: „Wo finde ich wohl den Schuft, der sich herbeiließe, dich zu weihen"? Noch nicht genug: auch der Kardinalshut sollte dem Elenden werden, der ihn schändete, und das von ihm ausgesogene Land selber war es, das denselben mit den schwersten Opfern beschaffen mußte. Und nun hatte er auch Anspruch auf einen Sitz im obersten Rathe der Krone. Vergeblich widersetzte sich seiner Zulassung der Kanzler d'Aguesseau, der aus der Schule zu Portroyal wohl einen rechtlichen Sinn und mancherlei Talente, aber nur wenig Geistestiefe, Energie und Gewandtheit für die Staatsgeschäfte mitgebracht hatte: — er wurde verbannt. Vergeblich protestirten die Herzöge, die darauf, als in ihren Rechten gekränkt, auf ihre Sitze verzichteten. Dubois war und blieb erster Minister, und durfte als solcher unbeschränkt schalten, da auf jene Weise alle Opposition beseitigt war und da

ihm der Regent mit Vergnügen sämmtliche Regierungsgeschäfte überließ*).

Man hat den Regenten vielleicht zu streng beurtheilt, seine großen Fehler mit allzu dunkeln Schlagschatten gezeichnet — die ungünstige Beleuchtung, in der er zwischen dem blendenden Strahlenglanze und der auf seine eigene Regierungszeit zusammengehäuften Fülle von Unglück steht, beirren den Blick: aber so viel bleibt wahr, unter seiner Herrschaft waren der kläglichsten Unordnung Thür und Thor geöffnet. Die Rechtspflege war erbärmlich: so wenig Mittel sie zum Schutze gegen das Unrecht bot, so viele

---

*) Lemontey (II. 97) zieht eine interessante Parallele zwischen Orleans und Dubois. Beide haben viel Gemeinsames: Wie sie in der Politik mit Recht, Wahrheit und Treue ihr souveränes Spiel treiben, so treten sie im Privatleben Religion, Sittengesetz und Menschenwürde mit Füßen; wie sie selber die Menschheit verachten, so kümmern sie sich auch nichts um die allgemeine Verachtung, die ihre Schandthaten belohnt, und um die die Wahrheit noch überbietenden Schmähungen des Neides. In allen andern Beziehungen aber bilden sie, als Menschen wie als Staatsmänner und in jeder Phase ihres Lebens von der Geburt bis zum Tode einen merkwürdigen Gegensatz zu einander, wodurch sie sich eben in nothwendiger Weise ergänzen. Der hochgeborne, geistvolle, mit seltenen Talenten und dem besten Herzen begabte Philipp kommt in seiner Willensschwäche, in seinem hastigen, für ein besseres, thätigeres Leben angelegten, darum ewig unbefriedigten, unersättlichen, ruhelosen Wesen nie zu einem festen Entschlusse oder Plane, einer wirklichen That, sondern versinkt mit seinem innern Drange nach unaufhörlichem Wechsel und immer neuen Aufregungen und Genüssen immer tiefer in den Pfuhl der raffinirtesten Laster. Durch alles dieses aber, sowie durch seine Indolenz, die alle Formen des Umgangs cynisch ignorirt, die das Verdienst übersieht und dafür die angeborne Großmuth an den nächsten besten zudringlichen Bettler verschwendet, wird er vollkommen unfähig zum Regieren, bis er zuletzt von einem genußvollen Leben im Vollbesitz seiner Herrschergewalt gleichgültig Abschied nimmt. Dagegen bahnt sich der von der Natur auf das Stiefmütterlichste ausgestattete, aber willensstarke Dubois seinen Weg mit zäher Ausdauer und unermüdlicher Thätigkeit über alle Hindernisse hinweg von der Hütte bis zum Throne, dessen Inhaber das Werkzeug seines Willens ist; als unvergleichlicher Politiker zieht er Alles in Berechnung, weiß er Alles für seine selbstsüchtigen Zwecke auszunützen, selbst das eigene und das fremde Laster, so gut wie die verschwenderische Schmeichelei; und so setzt er denn Alles durch, sogar die Unterwerfung eines eiteln, mißtrauischen, scharfsichtigen Herrschers; und, wie er, am Ziele seiner Wünsche, auf dem Gipfel seiner Macht stehend, das Leben aufgeben soll, dessen Bahn so mühsam war, und so oft die peinlichste, krampfhafte Anspannung aller Kräfte forderte, da ergab er sich auch dem Tode erst nach langem, verzweiflungsvollem Widerstande.

Mittel gab es, der Strafe zu entgehen. Die blutigsten Schlägereien waren an der Tagesordnung. So wurde z. B. ein Hauptmann der Schweizergarde in seiner Wohnung von dem Pöbel angegriffen und förmlich belagert, wobei Flintenschüsse gewechselt wurden, und auf dem Markte zu St. Germain lieferten sich die Pagen der Prinzen und die der fremden Gesandten eine fömliche Schlacht. Wenn die Kirchenregister irgend einer betrügerischen Handlung im Wege standen oder sie zu enthüllen drohten, riß man die betreffenden Blätter einfach heraus.

Die Finanzen waren so zerrüttet, daß sich in den laufenden Staatsausgaben Jahr für Jahr ein Defizit von 77 Millionen herausstellte, bis sich die Gesammtschuld am Ende auf 2062 (nach dem heutigen Geldwerth auf 3768) Millionen belief. An der Bewältigung dieser erdrückenden Schuldenlast verzweifelnd, griff man zu den äußersten Mitteln: Saint Simon's Vorschlag, den Bankrott zu erklären, wagte man nicht so offen anzunehmen, aber die Revision, durch die man jene Summe auf 1653 Millionen herabminderte, war im Grunde doch auch nichts anderes, als ein maskirter Bankrott. Man reducirte ferner die verschiedenen Staatsnoten auf eine einzige Sorte; man schmolz die Münzen ein und prägte sie wieder mit einem um ein Fünftel höhern Werth aus; man errichtete eine Chambre ardente, die die Erpressungen und Betrügereien der Staatspächter untersuchte und mit dem Pranger, den Galeeren oder dem Tode bestrafte. Dabei wurde der Diener als Zeuge gegen seinen Herrn zugelassen, und Jedermann durch das Versprechen, ihm ein Dritttheil von der zu bezahlenden Geldstrafe oder dem zu confiscirenden Vermögen zu überlassen und ihm den königlichen Schutz gegen die Verfolgungen seiner Gläubiger angedeihen zu lassen, zu Denunciationen aufgemuntert. Auf solch unlautere Weise, bei der man es nicht so fast auf die Erpresser als solche, als vielmehr auf die Reichen abgesehen hatte, suchte man die Mittel zur Tilgung der öffentlichen Schuld zu beschaffen. Nicht weniger als viertausend vierhundert und sechszig Familienhäupter wurden bei dieser neuen Art von Proscription als verdächtig bezeichnet und vorläufig als Hausarrestanten in ihre prächtigen Wohnungen consignirt. Ein Theil derselben entfloh, ein anderer gab sich den Tod, ein dritter erkaufte sich die schützende Gunst einflußreicher Höflinge, welche die königliche Gnade als Marktwaare feil boten. Der Gesammtbetrag der Gelder, die die Verurtheilten zurückerstatten mußten, belief sich auf dreihundert Millionen, allein Intriguen und Begünstigungen verminderten

diese Summe auf fünfzehn Millionen — eine armselige Beute, die die Verwünschungen kaum aufwog, mit denen man beim Anblick so vieler an den Bettelstab gebrachter Familien und so vieler aus Parteilichkeit im ungeschmälerten Besitze ihrer Schätze belassenen Pächter die Chambre ardente von allen Seiten überschüttete, bis sie sich endlich, von dem Fluche des ganzen Volkes belastet, auflöste.

Law.

Dubois sah, wie weit die dem Handelsminister, Herzog von Noailles, zu Gebote stehenden Finanzmittel hinter dem Bedürfnisse zurückstanden, und war darum erfreut, dem Könige einen Mann vorstellen zu können, der sich rühmte, ein Mittel gefunden zu haben, wodurch der Staat von seiner Schuldenlast befreit, seine Einnahme erhöht und doch zu gleicher Zeit der Steuerdruck vermindert werden könnte; es handle sich nur darum, die realen Werthobjekte durch fingirte zu ersetzen, die dieselben Dienste leisteten. Es war dieß der Schotte John Law aus Edinburg, ein Schüler Locke's und Newton's, wie er sich selbstgefällig nannte. Die fortwährend steigenden Staatsbedürfnisse hatten im Laufe des vorhergehenden Jahrhunderts alle Einnahmsquellen, zumal auch die Steuerkraft so gänzlich erschöpft, daß man an keine verstärkte Anspannung der letztern denken konnte, mochte das Bedürfniß nach vermehrter Einnahme auch noch so dringend sein. Von den complicirtern Finanzoperationen der neuern Zeit aber wußte man noch nichts, obwohl es in Europa bereits viele Banken gab, unter denen freilich nur die englische nach rationellen Grundsätzen verwaltet wurde. Eben diese Grundsätze nun hatte Law studirt und so besaß er denn eine klarere Einsicht in das höhere Finanzwesen als alle seine Zeitgenossen. Nur hegte er eine allzu hohe Meinung von der Macht des Credites und den Wirkungen einer regen Circulation, weil er gesehen, wie eben jener Credit Holland zu einer Zeit noch bei Kräften erhalten hatte, wo alle andern Völker im hilflosen Elend schmachteten.

Je mehr Geld vorhanden, desto höher hebt sich die Industrie und die Wohlfart eines Volkes*), denn dem Gelde steht die Ar-

*) Der Satz gilt noch heute Manchem als unbedingt richtig. Unter gewöhnlichen Verhältnissen mag er zutreffen. Aber man denke z. B. an Spanien, wo seit der Mitte des 16. Jahrhunderts die Masse der amerikanischen Edelmetalle, freilich unter Mitwirkung mancher anderer Mo-

beit zu Diensten. Diese Geldfülle aber verschafft man sich am einfachsten durch die Errichtung von Banken, deren Noten als Circulationsmittel gelten und je nach Bedürfniß beliebig vermehrt werden können. Als Geld, als allgemeiner abstracter Werthvertreter kann ja jeder Stoff fungiren, der sich überhaupt seiner Natur nach eignet, eine bestimmte Werthgröße darzustellen, und dazu ist nun eben das Papier sogar noch weit passender als die Metalle. Das Creditgeben von Seiten einzelner Personen, z. B. der Banquiers und Capitalisten, ist der Industrie verderblich, weil die habsüchtigen Darleiher die geldbedürftigen Arbeiter nur zu oft wucherisch aussaugen oder auch in anderen Beziehungen als ihre wehrlosen Leibeigenen behandeln. Darum muß an die Stelle dieser Privaten als Geldausleiher der Staat treten; der Souverain soll Credit geben, nicht nehmen. Wenn ein Börsenmann mit Summen spekulirt, die den zehnfachen Betrag seines wirklichen Besitzes ausmachen, und damit das Zehnfache des Letztern gewinnt, wie groß müßte da erst der Gewinn des Staates sein, der alles Geld in der Gestalt von Staatspapiergeld an sich zöge? So argumentirte Law. Aber freilich zog er dabei zwei Faktoren nicht in Rechnung, deren Unterstützung in solchen Geschäften natürlich nur dem Privatmann zu Gute kommen kann — die eigene Intelligenz des letztern und die persönliche Bürgschaft seines Charakters. Er irrte ferner darin, daß er dem Credite Dinge als Wirkungen beilegte, von denen er vielmehr selber nur die naturgemäße Folge ist; daß er die Nothwendigkeit eines bleibenden Gleichgewichts zwischen dem circulirenden Papiergeld und den zu seiner Einwechslung oder wenigstens Bedeckung bestimmten realen Werthen ganz übersah, während doch bekanntlich ein hier eintretendes Mißverhältniß wohl alle Markt- und Arbeitspreise steigert, aber in keiner Weise das Nationalvermögen vermehrt; endlich — und dieß war das Schlimmste — darin, daß er meinte, den Papiernoten lasse sich durch Befehle von Oben auf die Dauer ein beliebig hoher Curswerth beilegen.

---

mente, gerade im Gegentheil alle Industrie und allen Wohlstand gründlich und auf die Dauer vernichteten. Ein schnell und mühelos reich gewordenes Volk zahlt leichter und lieber, als es arbeitet, und so wurde hier der fleißige Niederländer reich, der indolente, stolze Spanier arm. Eher noch belebt die Geldfülle die inländische Industrie, wenn sie sich in den Händen Einzelner concentrirt, die sie zu größern industriellen Unternehmungen ermuthigt oder zum bedürfnißvollen Luxus reizt.

D. B.

Schon im Jahre 1705, als in England ein drückender Geldmangel herrschte, hatte Law daselbst die Errichtung einer Bank vorgeschlagen, welche Noten bis zu einem dem Werthe des gesammten britischen Grundbesitzes entsprechenden Betrage ausgeben sollte. Denselben Vorschlag machte er, nachdem er in der Heimat kein Gehör damit gefunden, in Turin, wo man ihn gleichfalls zurückwies, und endlich mit demselben Erfolg bei Ludwig XIV in Versailles, wo er sogar mit einer bedeutenden Geldsumme für das Gelingen bürgen wollte. Erst der Regent war sanguinisch genug, um auf den Gedanken einzugehen, daß der Staat eine Escomptebank errichten solle, die ihm den Ertrag sämmtlicher Monopole in die Hände liefern, alle Finanzoperationen erleichtern und für die wenn noch so maßlos gesteigerten Finanzbedürfnisse eine hinlängliche Menge Geldes beschaffen würde. Diesen großen Plan zu verwirklichen, hätte nur einer allgemeinen Nationalbank gelingen können, die alle öffentlichen Einkünfte bezogen und alle ihr vom Staate etwa verliehenen Vorrechte gehörig ausgenutzt hätte. So aber durfte Law (im Mai 1716) nur eine Privat-Zettelbank gründen, und zwar aus eigenen Mitteln und auf eigene Gefahr. Durch die Ausgabe von Aktien im Betrage von je 5000 Francs, wovon ein Viertheil in baarem Geld, der Rest aber in Staatspapieren (damals in ungemein niedrigem Curs stehend) einzuzahlen war, brachte er ein Bankkapital von sechs Millionen zusammen. Das dringende Bedürfniß des Verkehrs, das Vertrauen in die Geschäftskenntnisse des Gründers, die Unterstützung der bei dem Unternehmen wesentlich betheiligten Regierung, vor Allem aber die Bestimmung, daß die Noten der Bank auf Verlangen zu jeder Zeit gegen baares Geld eingelöst werden müßten — das Alles verschaffte diesen Noten starken Absatz. Dazu bekam die Bank vom Staate gegen eine jährliche Summe von 52 Millionen und ein dreiprozentiges Anlehen von 1200 Millionen die Münze, das Tabaksmonopol, die Zolleinnahmen, einen Theil der Salzsteuer und alle andern öffentlichen Einkünfte, und so verbreitete sie sich denn in kurzer Zeit über ganz Frankreich und die Nachfrage nach ihren Noten wurde so groß, daß der Gesammtbetrag der in Circulation befindlichen sehr schnell auf 12 Millionen stieg.

Bis hierher war Alles nach Wunsch gegangen. Ohne sich mit Darlehens- und Handelsgeschäften zu befassen, was ihr ausdrücklich untersagt war, begnügte sie sich damit, daß sie mit den Münzdirektoren in den Provinzen verkehrte, Privatkassen verwal-

tete, escomptirte, Depositen übernahm und auf Sicht zahlbare Anweisungen ausstellte. Dank der Standhaftigkeit, mit der sie den Curs ihrer Noten allen Schwankungen der Valuta und namentlich des Goldwerthes gegenüber hielt, wurden dieselben zeitweilig sogar dem baaren Gelde vorgezogen. Bald knüpfte die Firma „Law und Kompagnie" auch mit dem Auslande Geschäftsverbindungen an. Die Wirkungen ihrer Thätigkeit blieben nicht lange aus. Der Handel belebte sich mit überraschender Schnelligkeit; der Zinswucher hörte auf; der Curs des Geldes wurde fester; die Erleichterung der Creditnahme vervielfachte das Vermögen; die Lebhaftigkeit der Circulation hob den Handel; der Privat- und der Nationalwohlstand kehrten zurück; Einzelne kamen rasch zu bedeutendem Besitze und zwar auf Grund des allgemeinen Wohlstandes, nicht durch Ausbeutung des öffentlichen Elendes; nur im Bezirk von Paris allein wurden bei sechszehnhundert Vermögenssequestrationen aufgehoben; die Zahl der Manufacturen nahm um drei Fünftheile zu; ein ungeheurer Zufluß von Fremden vermehrte die Consumtion; es begann ein Leben voll Genuß und Luxus, freilich auf Kosten der Moral und des Volkscharakters; eine Reihe öffentlicher Arbeiten wurde unternommen; die Universität wurde reicher dotirt, so daß fortan der Unterricht unentgeldlich ertheilt werden konnte; die Finanznoth des Staates verminderte sich so, daß sogar ein großer Theil der Verzehrungssteuern abgeschafft werden konnte.

Ja, der Urheber dieser finanziellen Umwälzung kam jetzt sogar auf den Gedanken, die Bank könne und solle alle Abgaben entbehrlich machen, desgleichen das ganze Privatcreditwesen, da ja Jedermann sein gesammtes Geld mit aller Bequemlichkeit und Sicherheit in die öffentliche Bank einlegen könne, um es je nach Belieben und Bedürfniß ganz oder stückweise zurückzunehmen. Wirklich glaubten auf sein Wort hin Viele an die Ausführbarkeit dieser Idee, so unbedingt war bereits das Vertrauen auf seine Wunderkraft. Er that aber auch alles Mögliche, um für dieselbe einzunehmen: war sie schon durch ihre Großartigkeit und Kühnheit imponirend und bestechend, durch den Reiz des Neuen verführerisch, so kam dazu noch die überzeugungsvolle, zuversichtliche und klare Sprache, in der er sie darlegte, das logisch Befriedigende, Uebersichtliche und Bequeme eines fertigen Systems, das alles weitere Studium entbehrlich machte, die unbegrenzte Perspektive von Reichthum und Genuß, die sich eröffnete. Das reichte hin

für Leute, die durch Schwindeleien und Erpressungen reich geworden, ohne das Geringste von einem Credit- und Bankwesen und einer Geldtheorie zu verstehen; für Hofcavaliere, die von ihren Gläubigern bedrängt wurden, und die nun über die Aussicht frohlockten, die Peiniger mit Bankzetteln befriedigen zu können. Was Wunder, wenn da ein Freudenrausch über das Land kam, eine wahre Wuth, das Gold in Papier zu verwandeln!

Waren doch die Wunder blendend und Sinn bethörend genug, die Law bereits gewirkt hatte: in einem Nu hatte er eine Bank in's Leben gerufen: er hatte Ströme von Geld hervorgezaubert, wo vorher nicht einmal auf Pfänder und gegen dreißigprozentige Verzinsung Geld zu bekommen war; er hatte eine unermeßliche Werthsumme in lauter Zetteln geschaffen, die Anfangs kein Mensch wollte und die jetzt nach und nach zum ausschließlichen Landesgeld geworden wären, hätte sich nicht der Mißbrauch in die Bankverwaltung eingeschlichen.

Der aber ließ nicht lange auf sich warten. Der Betrag der ausgegebenen Noten überstieg bereits das Zehnfache des Bankkapitals. Dazu ging das Institut seit Ende des Jahres 1718 mehr und mehr in die Hände des Staates über, der zwar einerseits durch einzelne Verfügungen den Werth seiner Noten steigerte, andererseits aber dasselbe im Kriege gegen Spanien und zur Bestreitung der maßlos verschwenderischen Hofhaltung auf das Indiscreteste ausbeutete. Endlich begann, wieder unter wesentlicher Mitwirkung der Regierung und anderer Hochgestellten, die ihre nähere Kenntniß von der Sachlage zu einem betrügerischen Börsenspiel benützten, der bekannte Aktienschwindel, der den ersten Anstoß zum Sturze der Bank geben sollte.

An den Ufern des zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts aufgefundenen Mississippi war die Kolonie Louisiana gegründet worden, die aber nicht gedieh, weil man dort, statt den fruchtbaren Boden zu bebauen, nur nach Erzen forschte. Nachdem auch der wirklich auf die Bodenkultur gerichtete Versuch Crouzat's, dem die Kolonie überlassen wurde, nach großen Geldopfern mißlungen war, bemächtigte sich die schamloseste Gaunerei der Sache. Durch bestochene Reisende ließ man in geheimthuerischer Weise durch ganz Paris die Kunde verbreiten, Louisiana sei reicher an Edelmetallen als Mexico und Peru; man ließ mit Gold und Edelsteinen geschmückte Irokesen durch die Stadt marschiren und trug Goldstangen zur Münze — lauter Kunstgriffe von Law, der im Jahre 1717 die Mississippi-Compagnie, eine Aktiengesell-

schaft für Kolonisations- und Handelszwecke gegründet hatte. Sie erhielt ein fünfundzwanzigjähriges Privilegium für den Handel mit Louisiana und den Biberfellen Kanada's, sowie für die zu entdeckenden Erzminen; ferner die Befugniß, Bündnisse zu schließen und Befestigungen anzulegen, und die Begünstigung, daß sie die ersten zehn Jahre für ihre Waaren nur die Hälfte des sonstigen Eingangszolles zu bezahlen habe. Später bekam die Gesellschaft oder eigentlich die Bank überhaupt noch die Besitzungen am Senegal und den Alleinhandel mit Negersklaven, und zuletzt wurde die alte ostindisch-chinesische Handelskompagnie mit ihr verschmolzen, bei welcher Gelegenheit sie den Namen einer „indischen Kompagnie" und die Ermächtiguug zur Ausgabe neuer Aktien bis zum Betrage von 25 Millionen Livres erhielt.

Das Gold des Missisippi wurde jetzt sprichwörtlich in Frankreich; alle Welt wollte an dem gewinnreichen Unternehmen Theil haben; ganz Paris strömte nach der Straße Quincampoix, wo die Actien um das Dreißigfache ihres Nominalwerthes gegen baares Geld verkauft wurden. Adelige, Kaufleute, Damen, Leute aus allen Ständen belagerten die verschlossenen Zugänge zum Verkaufslokale vom frühen Morgen an. Ja Viele brachten die ganze Nacht daselbst zu, um nur in der Früh die ersten zu sein, und am Abend war die Menge kaum zum Fortgehen zu bewegen. Der tägliche Umsatz bei diesem Actienhandel ging in die Millionen, ja in die Milliarden. Natürlich waren für denselben die Noten bequemer als das Geld und so stieg ihr Curs über den des letztern. Ohne Louisiana je gesehen zu haben, kaufte man von Law den dortigen Grund und Boden um den Preis von 30,000 Francs für die Quadratmeile. Darauf schickte man Kolonisten zur Urbarmachung, wobei jeder Familie zweihundert Joch Landes angewiesen und außerdem die nöthigen Geräthe nebst den Lebensmitteln für ein Jahr unentgeldlich geliefert wurden.

Natürlich begünstigte die Regierung, die nur immer neue Actien auszugeben brauchte, um ungeheure Summen zu gewinnen, diesen Actienhandel und die andern Operationen ihrer Bank auf alle Weise. Der ersten Versammlung der Actionäre, die hier für ein halbes Jahr allein schon eine Dividende von 7½ Procent erhielten, wohnte der Regent mit den vornehmsten Herren seines Hofes selber bei, obwohl er sich über die Lebensfähigkeit der Anstalt wohl keine Illusionen mehr machte. Trotz der Gegenvorstellungen des Parlamentes ernannte er den protestantischen Ausländer Law zum Generalcontroleur der Finanzen. Endlich

verfügte er, daß an den öffentlichen Kassen die Noten der Bank statt baaren Geldes angenommen, daß Zahlungen in einem höhern Betrag als 600 Livres nur in ihnen geleistet werden sollten, daß die Post keine Sendungen an baarem Geld übernehmen, daß kein Privatmann über 500 Livres an solchem oder an Gold und Silber besitzen dürfe. Diese Zwangsmaßregeln und die Höhe der Dividenden, die im Jahre 1720 volle 40 Procent betrugen, hoben den Werth der Noten trotz des bedenklichen Umstandes, daß ihrer bei einer verschwindend kleinen Bedeckung für eine ganze Milliarde Livres circulirten, so sehr, daß die Bankactien eine Zeit lang um 20,000 Livres gekauft wurden.

Allein bald nahm die Sache eine schlimmere Wendung. Der Regent verwandelte die Bank, die nur in der freien Stellung einer reinen Handelsgesellschaft gedeihen konnte, mehr und mehr in eine willenlose Finanzmaschine, und Law mußte trotz seines Widerstrebens mit der nur auf den Augenblick bedachten Regierung durch Dick und Dünn gehen. So war also der Ruin seiner Schöpfung nur noch eine Zeitfrage. Sie verdiente ihn aber auch in vollem Maße: durch die erwähnten Auswüchse war sie aus einer nützlichen Anstalt eine gemeinschädliche geworden. Statt die Circulation des Geldes zu erleichtern, beengte sie dieselbe durch das Monopol ihrer Noten; statt überhaupt die Freiheit im Handel und Wandel zu fördern, griff sie durch die zu ihrem Schutze erlassenen Zwangsverfügungen tief in die Rechte des Privatbesitzes ein, der auf Kosten des öffentlichen Vertrauens von bezahlten Angebern erspäht wurde. Mit diesen Denuncianten wetteiferten die plötzlich reich gewordenen Industrieritter, Müßiggänger und Schwelger in gründlicher Untergrabung der öffentlichen Sittlichkeit. Statt die Industrie zu beleben, verleidete die Bank durch die lockende Gelegenheit zur mühelos bereichernden Agiotage und Actienspeculation dem Volke die Arbeit mit ihrem sichern, aber langsamen Erwerb. Und wie der Zweck von Law's Schöpfung in sein gerades Gegentheil umgeschlagen war, so hatte er auch sein Princip auf den Kopf gestellt: vorher hatte er die Freiheit des Credites als seine nothwendige Voraussetzung postulirt und jetzt verlangte er bindende Erlasse zu seiner Aufrechthaltung.

Sie konnten nichts mehr helfen. Der Reiz der Neuheit war verschwunden, die Banknoten kamen aus der Mode, und das ist in Frankreich bekanntlich ein Todesurtheil. Dazu kamen die Schutzmaßregeln der Regierung, welche dadurch die verzweifelte

Lage ihrer Bank augenfällig darlegte: so namentlich die Gleichstellung der Bankactien mit den Actien der indischen Kompagnie und die Herabsetzung der Banknoten auf ihren halben Werth — zwei Operationen, die auf einen maskirten Bankrott hinausliefen. Auch erschrack man nicht wenig über das Facit einer Berechnung, wonach die Summe der circulirenden Noten und Actien den gesammten Vorrath von edeln Metallen in Frankreich weitaus überstieg. Diese Ueberfülle von Noten drückte im Verein mit dem beginnenden Mißtrauen ihren Werth herunter und steigerte eben damit die Preise aller Waaren, aller realen Werthobjekte bis zur Theurung. Ebenso sanken die Aktien erschreckend rasch und tief und zwanzigtausend Familien waren zu Gunsten einiger Schwindler über Nacht ruinirt. Es war ein trauriges Erwachen aus einem heitern Traum. Endlich gab der Prinz von Conti dadurch, daß er seinen ganzen Notenvorrath auf einmal zur Einlösung vorlegte, das Signal zum allgemeinen Bankfturm und den Rest ihres Credites verlor die Anstalt durch das gerichtliche Einschreiten des Parlaments. Law wurde seiner Stelle entsetzt, mußte durch Wachen gegen die Wuth des Volkes geschützt werden und, nachdem er sich seinen interessirten Richtern gegenüber auf Grund seiner ungemein sorgfältigen doppelten Buchführung vergebens mit unerwarteter Bündigkeit gerechtfertigt hatte, im Dezember 1720 mit 2000 Louisd'or, dem Reste seines frühern Riesenvermögens, aus dem Lande entfliehen. Er ging zunächst nach England, dann nach Venedig, von wo ihn der Kaiser nach Triest berief, um seine Rathschläge zur Hebung des österreichischen Levantehandels zu hören. Großmüthig, gastfreundlich, nach Einigen auch uneigennützig, dabei liebenswürdig und einfach mitten im schwindelnden Glück und im Besitz eines mehr als fürstlichen Vermögens, verdient dieser von der Menge so bitter gehaßte, nur von wenigen Zeitgenossen gewürdigte und dann aber auch im Unglück noch verehrte Mann sowohl als Mensch wie als geist- und ideenreicher Reformator auf dem staatsökonomischen Gebiete gewiß mehr Achtung, als ihm in der Geschichte bisher zu Theil geworden. Daß er in letzterer Hinsicht unter die vielen trefflichen Ansichten manches Einseitige und Ueberspannte mengte, begreift sich für eine Zeit, die mit ihm überzeugt war, daß der Volkswohlstand ausschließlich auf dem Mercantilsystem beruhe und im geraden Verhältniß mit der Menge des Geldes, seinem untrüglichen, absoluten Maßstabe, steige und falle, in einer Zeit, die von der Wissenschaft der Nationalökonomie überhaupt noch gar

keine Ahnung hatte. So sind Law's Fehler eben die Kinder seiner Zeit. Als z. B. im Jahre 1720 das englische Parlament der Südkompagnie die Befugniß zum Schleichhandel mit den spanisch-amerikanischen Kolonieen ertheilte, bot der Actienhandel mit seinen verwegenen Differenzgeschäften bubbles, (Seifenblasen) in der Change alley zu London ganz dasselbe Schauspiel, wie wir es oben in der Quincampoix-Straße gesehen haben.

Law's Fall brachte dem Lande, zu dessen Verderben er gegen seinen Willen mitgeholfen, keine Rettung. Der Regent traf nach wie vor Maßregeln, die den letzten Rest von Credit und Nationalwohlstand vernichten mußten, ohne daß den Finanzen im Geringsten geholfen worden wäre. Auch die planmäßige Aussaugung der reich gewordenen Emporkömmlinge war nicht ausgiebig genug, um auch nur einen Theil der in's Maßlose gesteigerten Hofhaltungskosten zu decken.

Die wohlthätigen socialen Wirkungen des Law'schen Banksystems überlebten seinen Sturz. Auf dem nivellirenden Felde der Geldoperationen, des Actien- und Agiospieles hatten sich die verschiedenen Stände und Parteien als gleichberechtigt zusammengefunden und einander genähert, und manches feudalistische Vorurtheil wurde da abgelegt. Das Kapital löste sich von der Scholle und stellte sich der Industrie zur Verfügung. In Folge dessen hoben sich nicht nur die Manufacturen, — der Unternehmungsgeist überhaupt wurde geweckt und ermuthigt, und auch der Ackerbau, der ohnehin schon bei der jetzt eingetretenen größeren Vertheilung des Grundbesitzes sorgfältiger betrieben werden konnte, gewann wesentlich durch die Leichtigkeit der Creditnahme, die nicht nur bedeutende Ameliorationen, sondern auch die Befreiung der Güter von den hypothekarischen Fesseln ermöglichte. Endlich hatte man an dem Beispiele der Bank die Macht des Credites und die der Association kennen gelernt und das war ein Wink, den die folgende Zeit immer eifriger und in immer großartigerem Umfange befolgte.

Am wichtigsten waren alle diese Kulturfortschritte für das Innere des Landes, wo die Bildung bis dahin noch am weitesten zurückgeblieben, wo der Werth des Geldes und ein geordneter Handelsverkehr noch so gut wie unbekannt waren, wo die Bodenprodukte keinen Absatz fanden und die Einziehung der Steuergefälle auf die größten Schwierigkeiten stieß.

Wie in das Leben, in die allgemeine Stagnation durch den industriellen Wetteifer, den Unternehmungsmuth, die Hebung der

Urproduction und die Liebe zum Handel, die Steigerung der Genußsucht und des Luxus ein regeres Treiben kam, so begann auch für die Finanzwissenschaft eine neue Zeit. Der aus dem Bisherigen erklärliche Erwerbstrieb feuerte zu ihrem eifrigern Studium an und bald glänzten in ihr Männer, wie die Brüder Duverney und vor Allem Samuel Bernard, den die Geschichte einst unter die großen Reformatoren stellen dürfte.

Während aber in dieser Weise das Volk im Ganzen vorwärts schritt, wandte sich die Regierung mit Mißtrauen und Haß von der Bewegung zum Bessern ab, da sie von dem materiellen Aufschwunge bedenkliche Folgen für das politische und geistige Bewußtsein und Verhalten ihrer geknechteten Unterthanen erwarten mußte; und so wurde die Kluft zwischen den zwei in entgegengesetzter Richtung auseinandergehenden Faktoren des unhaltbar zerrütteten Staatslebens immer breiter, und es war für die Sache der Regierung wenig damit gewonnen, wenn sie sich über ihren Zwiespalt mit der öffentlichen Meinung durch die Verachtung derselben zu beruhigen suchte.

Doch das waren Keime, die erst die Zukunft zur vollen Entwicklung bringen sollte. Vorderhand war nur soviel constatirt, daß die französische Staatsschuld auf 2400 Millionen gestiegen war, daß die allgemeine Unzufriedenheit immer bedenklicher gährte, daß die Stellung des Regenten immer schwieriger wurde. Die legitimirten Prinzen lauerten auf jede Gelegenheit, ihm zu schaden, und wäre es auch nur an seinem Rufe, und den glimmenden Funken anzublasen. Die Bretagner, die sich in ihren Rechten gekränkt glaubten, griffen zu den Waffen und wollten eine Adelsconföderation, nach Art der polnischen bilden, bis das Schaffot die Unzufriedenen zur Ruhe brachte. Sie waren durch Philipp V oder eigentlich durch Alberoni und die Herzogin von Maine aufgehetzt worden, die hernach die bereits erwähnte Cellamare'sche Verschwörung anzettelten. Es war mehr Gleichgültigkeit als Großmuth von dem Regenten, wenn er in der letztern nur eine gewöhnliche Intrigue sehen und nicht einmal die Namen der Verschwornen wissen wollte, sondern sich statt aller Strafe mit einem vollständigen Bekenntniß der Herzogin begnügte.

Die Pest in Marseille.

Zu allem andern Unheil, das unter der Regentschaft über Frankreich kam, gesellte sich die Pest, die in Marseille ausbrach. Da eben damals Aller Augen auf die glänzenden Luftschlösser

Laws gerichtet waren, so blieben die drohenden Vorzeichen und die ernsten Symptome ganz unbeachtet. Der Kanzler d'Aguesseau aber meinte, man müsse im Interesse des öffentlichen Wohles dem Volke die Ueberzeugung beibringen, die Krankheit sei nicht ansteckend und die Regierung müsse thun, als ob sie jene Ueberzeugung theile. Wirklich behaupteten auch die zu näherer Untersuchung hingeschickten Aerzte, das Uebel sei nicht aus Syrien gekommen, sondern aus lokalen Ursachen entsprungen und sei nur durch die Furcht ansteckend. In Wahrheit aber wüthete die Krankheit im Bund mit dem drückenden Mangel an Lebensmitteln mit so erschreckender Heftigkeit, daß sie täglich bei tausend Opfer forderte. Inmitten dieser Leidensscenen strahlte die Opferflamme der christlichen Liebe wieder einmal in ihrem schönsten Glanze: der Papst schickte dreitausend Lasten Getreides, allein der französische Geschäftsträger in Rom, der darin einen beschämenden Vorwurf gegen die herzlose Nachlässigkeit des Regenten und seines Dubois sah, that alles Mögliche, um die Sache zu verhindern oder wenigstens zu vereiteln. Kaum unter Segel, wurden die Schiffe von einem türkischen Korsaren genommen, der sie aber, als er ihre Bestimmung vernommen, sofort wieder frei ließ. Der Bischof von Belsunce, Franz Xaverius, schien sich in seinem glühenden Eifer den hl. Carlo Borromeo zum Vorbild genommen zu haben; um Andere zu ermuthigen, begrub der Chevalier Roze die Leichen eigenhändig; der Jesuit Millet vereinigte in seiner Person mit dem Amte des Seelsorgers die bürgerliche Stellung eines Sanitätsbeamten; der Maler Serres pflegte die Kranken zugleich, während sein Pinsel das Jammerbild ihrer Leiden verewigte. Die hingebende Unterstützung, die den letztern von den kirchlichen Orden zu Theil wurde, kostete sechsundzwanzig Franziskanern und achtzehn Jesuiten das Leben, und von den fünfundfünfzig Kapuzinern, die aus den andern Provinzen herbeigeeilt waren, wurden nicht weniger als dreiundvierzig das Opfer ihres Eifers. Nur die Mönche von St. Viktor hielten sich hinter ihren Mauern verschlossen und verloren darum nichts als ihre Ehre. Ueberhaupt fehlt es nicht an Schattenseiten neben jener gottbegeisterten Nächstenliebe. Manche Priester, die mitten auf dem Leichenfeld der Pest den theologischen Hader nicht vergessen konnten, verweigerten, die Bulle Unigenitus in der Hand, den sterbenden Dissidenten die Sündenvergebung, und über die Oratorianer wurde das Interdict ausgesprochen, weil sie den letzten Trost Allen ohne Ausnahme spendeten. Am empörendsten aber

war der Anblick der zügellosen Unsittlichkeit, die ganz an die Pestzeit zu Florenz erinnerte, der ganz unverhüllt auftretenden Prostitution, deren Charakter die Mißachtung des Trauerjahrs selbst auf die Ehe übertrug.

Zum Glücke nahm die Pest, die merkwürdigerweise von der höhern Geistlichkeit, Beamten- und Offizierswelt kein einziges Opfer gefordert hätte, ein baldiges Ende. Hatte man früher alle Vorsichtsmaßregeln gegen ihren Ausbruch versäumt, so war man jetzt um so eifriger bemüht, ihre weitere Verbreitung zu verhindern. Fünf Jahre darauf zählte Marseille bereits wieder die frühere Bevölkerung. Die feigen Flüchtlinge kehrten zurück, um die Edeln, die Stand gehalten, zu verleumden und ihre gegen die Pest getroffenen Vorkehrungen zu bekriteln.

Inzwischen war Ludwig XV. unter steter Furcht vor Vergiftung unter der strengen Zucht des Bischofs Andre de Fleury, der seine ganze Liebe und sein Vertrauen besaß, zur Volljährigkeit herangewachsen (1775) und der Herzog von Orleans zog sich nun von den Regierungsgeschäften zurück, um nur noch seinen Genüssen zu leben. Dubois aber verblieb am Ruder, bis der Tod ihn überraschte. Bis zum letzten Augenblick, wo er, der Kirchenfürst, die Sacramente verschmähte, war dieser entsetzliche Mensch, für den es keinen Gott, kein Gewissen, kein Recht und keine Wahrheit, keine Ehre und Scham gab, sich fortwährend gleich geblieben. Doch seine staatsmännische Thätigkeit gereichte dem Lande entschieden zum Wohle. Wie alle seine großen Vorgänger und Nachfolger arbeitete er auf die Ausgleichung der Steuerlast hin, zu welchem Zwecke er, unter dem Vorgeben, es handle sich um die Anlegung von Straßen und Brücken, die liegenden Güter vermessen und schätzen ließ. Dabei begünstigte er aber auch zugleich, im Widerspruch gegen die Traditionen seiner Stellung, die Rechtsansprüche des heiligen Stuhles und die geistliche Gerichtsbarkeit, wie er unter Anderm auch der Bulle Unigenitus Geltung im Lande verschaffte.. Ueberhaupt mag er am Ende doch nicht so boden- und ausnahmslos schlecht gewesen sein, wie ihn der vielleicht durch seine schonungslose Verfolgung der reich gewordenen Agioteure gereizte Haß seiner Zeitgenossen schildert. Wenigstens beweist der Umstand, daß nach seinem Tode die Actien der indischen Kompagnie gleich außerordentlich fielen, wie groß das Vertrauen auf ihn gewesen sein muß.

Seine Nachfolger waren der Herzog von Orleans, der aber bald in Folge seiner Ausschweifungen starb, und dann der unfä-

hige, hab- und rachsüchtige Herzog von Bourbon, der sich ganz der Leitung seiner Günstlinge und Mätressen überließ.

Polen.

Polen litt um diese Zeit noch immer unter dem verderblichen Unwesen jener republikanischen oder vielmehr anarchischen Adelswirthschaft, die das Land zum schutzlosen Tummelplatz für die Intriguen der europäischen Diplomatie machte. Der unter Karl's XII. Schutz zum König gewählte Stanislas Lesczynski hatte dem sächsischen Churfürsten, August II., weichen müssen; allein es war vorauszusehen, daß nach dem Tod des letztern Frankreich den Vertriebenen, dessen Tochter Maria mit Ludwig XV. vermählt war, abermals in Vorschlag bringen werde. Ja, noch zu Lebzeiten Augusts verfügten die Mächte bereits über seinen Thron, mit derselben empörenden Willkür, mit der sie einst gegen Italien verfahren: Oesterreich und Rußland bestimmten den portugiesischen Prinzen Manoel zum Nachfolger, gewannen Preußen für ihren Plan, besetzten die Grenzen und schickten zur Bestechung der Wähler 36,000 Dukaten nach Warschau.

Beim Tode des Königs trat als dritter Thronbewerber sein Sohn Friedrich August auf. Da dieser als Gemahl der Erzherzogin Maria Josephina zugleich Ansprüche auf den österreichischen Thron hatte, so zog ihn Karl VI. unter der Bedingung, daß er auf letztern verzichte und die pragmatische Sanction anerkenne, dem Infanten vor. Preußen trat dem Uebereinkommen bei, ebenso Rußland, gegen das Versprechen, daß seinen Ansprüchen an die Republik Rechnung getragen werde. Von beiden Seiten werden jetzt die Wähler mit Geld und mit Drohungen bestürmt: Lesczynski wird, Dank der Unterstützung Frankreichs, und seinem eigenen einnehmenden Wesen, vorgezogen; allein ein Theil der Woiwoden trennt sich vom Landtag und wählt Friedrich August, und zu gleicher Zeit rücken „zum Schutz der Wahlfreiheit" 40,000 Russen in's Land ein, die die Schlösser der auf Lesczynski's Seite stehenden Edelleute plündern und verbrennen. Auch Karl VI. schickt Truppen. Vergeblich erhebt Ludwig XV. lauten Protest gegen die rechtswidrige Intervention, die einem fremden Lande einen König aufnöthige: die wenigen Soldaten, die er seinem Schwiegervater zu Hülfe schickt, finden das Land von den Russen verwüstet und werden zu Gefangenen gemacht. Kaum gelingt es dem in Danzig eingeschlossenen Stanislas in der Verkleidung eines Ochsenhändlers zu entkommen und in

Preußen eine Zufluchtsstätte zu finden, während Oesterreich und Rußland vergeblich auf seine Auslieferung dringen.

Ein Krieg schien unvermeidlich. Rußland, dessen Heere unter Peter und Mentschikoff in der Feldschlacht zu siegen, unter Münnich Festungen erobern gelernt hatten, fürchteten ihn nicht. In Frankreich forderte eine große Partei dazu auf; Ludwig glaubte sich als Schwiegersohn des Vertriebenen dazu verpflichtet; Villars war des Friedens, der ihn so ganz entbehrlich machte, längst überdrüssig und die alten Krieger Ludwigs XIV. sehnten sich nach neuen Kämpfen und Siegen. So erklärte denn Frankreich dem Kaiser den Krieg, und seinem Beispiele folgte Spanien, dessen Königin Elisabetta dem Gegner zürnte, daß er ihrem Sohn Carlos die Investitur von Parma und Toscana durch so erniedrigende Formalitäten vergällt und die Hand seiner Tochter Maria Theresia verweigert hatte. Mit den Beiden verbündete sich noch Sardinien, wohl wissend, daß es nur auf Oesterreich's Kosten die für seine ehrgeizige Politik erforderliche Ausdehnung erreichen könne. Zunächst besetzten die Franzosen Lothringen, dessen Herzog Franz Stephan mit Maria Theresia verlobt war. Zu gleicher Zeit marschirte Villars nach Italien, wo er sich mit den Piemontesen vereinigte und das Mailändische eroberte. Vergebens suchte Karl VI. im Haag und in London Hilfe: dort war man unzufrieden über seine Nachlässigkeit in der Armirung und Besetzung der Festungsbarriere, und hier erhielt er von Georg I., den das Ministerium Walpole in friedfertiger Stimmung erhielt, die Antwort, man fühle sich nicht verpflichtet, ihn in seinen Gewaltmaßregeln gegen Polen zu unterstützen. So blieb dem Kaiser nur der Zaar als einziger Bundesgenosse, und dieser war hunderte von Meilen entfernt. Kein Wunder darum, wenn sich der Kampf gleich von vornherein ungünstig für ihn gestaltete: zwar starb der kriegserfahrne Villars zu Turin, in demselben Zimmer, in dem er einst das Licht der Welt erblickt, allein seine Nachfolger, die Marschälle Maillebois, Coigny und Broglie setzten über den Po und eroberten alles Land bis an die Secchia, so daß den Oesterreichern nur noch Mantua blieb. Don Carlos aber drang siegreich bis nach Neapel, eroberte es, schlug die Kaiserlichen bei Bitonto, landete in Sizilien, unterwarf die Insel mit Hilfe eines spanischen Heeres und ließ sich in Palermo zum König beider Sizilien ausrufen. (1744) Der Oberbefehlshaber des kaiserlichen Heeres, Prinz Eugen von Savoyen, litt an Allem Mangel und mußte sich darauf beschränken, den Fran-

zosen den Eingang nach Schwaben zu verwehren. Nach seinem Tode aber war der Kaiser vollends rathlos, und so mußte er sich denn die Friedensvorschläge des Kardinals Andre de Fleury, der damals am Ruder stand, gefallen lassen. Stanislas verzichtete auf den polnischen Thron, unter Vorbehalt des daran geknüpften Titels und Ranges auf Lebenszeit und gegen Ueberlassung des Herzogthums Lothringen, das nach seinem Tode an Frankreich fallen sollte. Dafür wurde der Herzog Franz mit Toscana und der kleinen Grafschaft Falkenstein entschädigt, deren Besitz seine dereinstige Bewerbung um die Kaiserkrone erleichtern sollte, sofern er ihr jetzt nicht mehr als Fremder gegenüberstand. Sardinien bekam die Gebiete von Novara und Toskana als Reichslehen; der Kaiser Parma und Piacenza, unter Verzichtleistung auf Castro und Ronciglione. Außerdem setzte der letztere hier dasjenige durch, was ihm am meisten am Herzen lag, die feierliche Anerkennung seiner pragmatischen Sanction.

Drittes Kapitel.

Das deutsche Reich. Karl VI.

Das „heilige römische Reich deutscher Nation" (das war der officielle Name Deutschlands) bestand um diese Zeit aus nicht weniger als dreihundert sechs und siebenzig größern und kleinern Gebieten, die alle, unter sich unabhängig, unmittelbar unter dem Kaiser standen, also „reichsunmittelbar" waren. Zweihundert sechs und neunzig derselben hatten als „Reichsstände" eine nahezu souveräne Stellung. Dazu kamen noch die kleinen Besitzungen der reichsunmittelbaren Ritterschaft, die, über fünfzehnhundert an der Zahl, ebenfalls auf dem Reichstage vertreten waren, aber nur durch (14) Curial-, nicht, wie die übrigen Reichsglieder, durch Virilstimmen.

Das Reichsoberhaupt, der römische Kaiser, semper augustus, führte wohl noch eine lange Reihe stolzer Titel aus den längst verschwundenen Zeiten deutscher Macht und deutschen Ruhmes, allein von seinen Herrscherrechten waren ihm nur noch dürf-

tige Reste geblieben, wie z. B. die Befugniß zur Ertheilung des Adels in seinen verschiedenen Stufen. Die eigentlichen Hoheitsrechte, wie das Recht der Gesetzgebung, der Entscheidung über Krieg und Frieden und über andere allgemeine Reichsangelegenheiten konnte er nur unter Mitwirkung der Reichsstände ausüben. Die Oberaufsichtsrechte der übrigen Centralbehörden, des Reichshofrathes und des Reichskammergerichtes, waren durch entgegenstehende Gewohnheitsrechte so gut wie ganz aufgehoben und die Ernennung des Reichs-Vicekanzlers, ohne den der Kaiser keinen für das Reich bindenden Staatsvertrag schließen konnte, hing von dem Erzbischof von Mainz ab.

Seit dem Jahre 1663 tagte der Reichstag permanent in Regensburg, bestand aber jetzt nur noch aus den Abgesandten des Kaisers und der Reichsstände und verlor seine beste Zeit mit leeren Förmlichkeiten und dem endlosen Streit über gegenseitige Ansprüche und Beschwerden, so daß die Langsamkeit seiner Geschäftsbehandlung bald sprichwörtlich wurde. Alle wichtigern Dinge, die keinen Aufschub litten, entschieden die zur factischen Unabhängigkeit gelangten einzelnen Landesherren mit ihren eigenen Räthen für sich. Innerhalb des eigenen Gebietes übten die letztern die Rechte der von der unbedingten Souveränität wenig verschiedenen „Territorial-Landeshohheit" in unbeschränkter Weise aus. Im Grunde Vasallen des Reiches, besaßen sie ihre Länder eigentlich nur als erbliche Lehen, hatten aber nichtsdestoweniger das Recht über Leben und Tod der Unterthanen, das Recht zur Erlassung von Gesetzen, selbst von solchen, deren Inhalt dem sonst im Reiche geltenden „gemeinen Rechte" widersprach, ferner das Recht, Steuern und andere Abgaben zu erheben, Münzen zu prägen, Bündnisse zu schließen, Truppen zu halten und sie nach Gefallen zu verwenden. Die nach dem Muster der Reichsverfassung eingerichteten ständischen Verfassungen der einzelnen Länder hatten allmälig der unbeschränkten Fürstengewalt weichen müssen. Dabei hatte jedes von diesen Ländchen seine eigenen Gesetze, Zollschranken und Münzen, so daß man im ganzen Reiche nicht weniger als fünfhundert und elf Sorten der letztern zählte. Die Verwirrung war unübersehbar, bis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, Dank den Bemühungen des verdienstvollen Graumann aus Brüssel, die Unzahl der Münzen wenigstens etwas beschränkt wurde. Zu einer vollständigen Reform, zu einem für ganz Deutschland bestimmten einheitlichen Münzsystem wird man freilich noch nicht so bald kommen.

So stellte denn dieses „Reich" einen ganz eigenthümlich gemischten und organisirten Verein von Staaten vor, der sich in keine der sonstigen von der Theorie angenommenen Kategorien von Staatsformen einreihen ließ. In seiner politischen Bedeutung aber war er nahezu eine Null: so energie- und kraftlos, so chaotisch zerfahren, so morsch war da Alles. Die Reichsabgaben liefen nicht ein; das Heer war — mit Ausnahme der Contingente einiger Staaten, deren Regierungen besonders kriegerisch gestimmt waren und ihre Truppen gelegentlich um Geld an das Ausland verkauften — ein Gegenstand des allgemeinen Spottes; das Reichskammergericht in Wetzlar brachte nichts zur Entscheidung oder wußte einer solchen wenigstens keinen Gehorsam zu verschaffen. Alles nationale Bewußtsein, aller Gemeinsinn war entschwunden, jeder einzelne Staat war ausschließlich auf die eigene Vergrößerung bedacht, und so stand denn das Land allen Intriguen und Bestechungen der Mächtigern im eigenen Innern, wie der Fremden, die alle bei der innern Uneinigkeit ihren Vortheil fanden, schutzlos offen.

Wohl hatte der Utrechter Frieden dem durch die Kriege gegen Ludwig XIV erschöpften Reiche, das auf der politischen Wagschale kaum mehr mit wog, seinen frühern Rang wieder verschafft, allein der verfassungsmäßige Zusammenhang mit Oesterreich zwang es zur Theilnahme an allen Kriegen dieser Macht, mochten sie auch mit seinem eigenen Interesse noch so wenig zu thun haben, und so konnte es zu keiner längern Ruhe und innern Kräftigung mehr kommen*).

Uebrigens fehlte es keineswegs an einer nur zu mißtrauischen wachsamen Opposition gegen die vermeintlichen Uebergriffe der Kaisergewalt, oder, was längst auf dasselbe hinauslief, des Wiener Kabinets. So hatte der Reichstag auf das eigenmächtige Vorgehen Leopolds I und Josephs I hin eine „ewige Wahl-

---

*) Freilich lag es in den meisten Fällen nur allzu sehr im eigenen Interesse des Reiches, wenn es Oesterreich unterstützte. Das gilt von der gemeinsamen Nothwehr gegen die eroberungs- und beutesüchtigen Franzosen und gegen das aufstrebende, das letzte Einheitsband durchreißende Preußen nicht minder, als von der einstigen „Türkenhülfe". Deutschland stände heute ganz anders da, hätte es damals und seither seinen Vorkämpfer bereitwilliger und ausgiebiger unterstützt, hätte es seiner kurzsichtigen politisch-religiösen Eifersucht und den Aufhetzungen und Verheißungen der schadenfrohen, herrschsüchtigen Nachbarn im Osten, Westen und Norden weniger Gehör gegeben. D. V.

kapitulation" entworfen, die die Rechte der Reichsstände, des „Corpus germanicum", neuerdings bestätigte und die des Kaisers noch weiter beschränkte. Er durfte jetzt ohne Zustimmung des Reichstages über keinen Churfürsten mehr die Reichsacht verhängen und seinen Nachfolger nicht mehr selber ernennen.

Bei weitem der mächtigste unter den deutschen Staaten war Oesterreich, das um diese Zeit neben mehreren kleinern Gebieten Ungarn, Böhmen und das Erzherzogthum, von dem es den Namen führt, umfaßte, wozu der Utrechter Frieden noch Mailand, Mantua, die Insel Sardinien und die Niederlande, der Passarowitzer Frieden aber das Temeser Banat und Serbien mit Belgrad hinzufügte. Die Bevölkerung belief sich auf fünfundzwanzig, die Gesammtsumme der jährlichen Einkünfte auf fünfundsiebenzig Millionen. Uebrigens hatte jede Provinz ihre eigenen Provinzialstände, ohne deren Mitwirkung keine neuen Abgaben ausgeschrieben werden konnten. Die Einkünfte der Niederlande, des industriereichsten Gebietes, deckten kaum die Kosten ihrer Verwaltung und militärischen Sicherstellung, die natürlich beide durch die Entfernung vom übrigen Reiche eben so kostspielig als schwierig gemacht wurden. Wie diese Provinz, so waren auch noch mehrere andere in Italien und im Südosten durch ihre isolirte Lage neben mächtigen Nachbarn und Erbfeinden nur schwer zu behaupten. So nahm denn die innere Macht des Staates keineswegs im genauen Verhältniß mit seinem Umfange zu, ja unter der langen Regierung Karls VI, der in seiner etwas engherzigen Politik für die Verwirklichung seiner fixen Idee, die allseitige Anerkennung der pragmatischen Sanction, kein Opfer scheute, nahm sein Einfluß nach Außen geradezu ab.

Uebrigens gehört gerade dieser Kaiser, der „Titus seines Jahrhunderts", wie er, und zwar nicht bloß von einem vereinzelt stehenden Schmeichler, genannt wurde, zu den liebenswürdigsten Erscheinungen in der Reihe der habsburgischen Regenten. Nirgends war der Absolutismus der Fürstengewalt, wie wir ihn um diese Zeit fast überall treffen, aber nach Coxe nirgends, selbst bei der Pforte nicht, unbeschränkter als eben in Oesterreich — nirgends war er aber so sehr durch die persönliche Herzensgüte des Monarchen gemildert wie hier. Dabei war Karl ein geistvoller Kenner und warmer Verehrer der Künste und der Wissenschaften: er gründete eine Akademie für Malerei, Skulptur und Baukunst, ferner eine öffentliche Bibliothek und ein Münzenkabinet, berief

den Dichter Metastasio nach Wien, und liebte vor Allem die Musik so leidenschaftlich, daß er selber eine Oper componirte, die im Hoftheater von den vornehmsten Herren des Hofes aufgeführt wurde, während er im Orchester eigenhändig mitspielte und die beiden Erzherzoginnen im Ballet mittanzten. So ganz konnte er in seinem Kunstenthusiasmus, mit dem sich in dieser Hinsicht nur noch sein Jagdeifer vergleichen läßt, den feierlichen Ernst der sonst durchgängig so steif gehaltenen spanischen Grandezza und Hofetiquette vergessen. Leider mußte — sei es Verhängniß, sei es eigene Schuld — dieser milde, gerechte Regent, dieser fromme Christ und musterhafte Familienvater, wie sein Jahrhundert an den Höfen nur wenig kannte, fortwährend in Kriege verwickelt sein, und so kam es, daß er seiner geliebten Tochter ein erschöpftes Land hinterließ, das er bei seinem Regierungsantritt im besten Aufschwung zu neuer Größe und Blüthe getroffen. Auch ist nicht zu läugnen, daß er, der nach Friedrichs des Großen Meinung nur zum Gehorchen, nicht zum Herrschen erzogen worden, die meiste Zeit mit seinen Liebhabereien, mit den Kleinigkeiten eines genau abgemessenen Hofceremoniells und mit Familienangelegenheiten verbrachte und inzwischen die Regierung seinen Räthen überließ, mit denen er immer nur schriftlich verkehrte und zwar durch die Vermittlung seines Günstlings Bartenstein.

Unter ihnen war der berühmte Prinz Eugen von Savoyen*), der in jeder Hinsicht hoch über Alle hervorragte. Gleich groß als Mensch, Feldherr und Staatsmann, war er dennoch die Bescheidenheit und Einfachheit selber. Durch das Natürliche, Ungezwungene seines Wesens, seine vollständige Hintansetzung aller Formen, durch die liebenswürdige Herzlichkeit seines gleichwohl geistvollen Umgangs bildete er einen auffallenden Gegensatz gegen seine ceremonielle Umgebung am Hof, durch seine soldatische Aufrichtigkeit, Geradheit und Achtung vor dem gegebenen Wort einen nicht minder auffallenden zur diplomatischen Welt und dem höhern Gesellschaftston jener Zeit. Als Menschenfreund und Held war er der Abgott des Volkes und Heeres, und nur seine Kollegen im Rathe sahen mit Neid, nur der Kaiser sah mit Mißtrauen auf ihn, seinen treuesten, uneigennützigsten Diener, der ganz allein noch den Staat auf der seit einem Jahrhundert verfolgten abschüssigen Bahn des Verfalles aufhielt. So wurde der Unbequeme bei Seite gesetzt, so oft ein Friedensschluß ihn vorderhand wieder

*) Arneth schrieb eine vortreffliche Monographie über den Prinzen.

etwas entbehrlicher machte. Ja selbst im Kriege mußte er seine glorreichen Siege zu gleicher Zeit eben so wohl über den Hofkriegsrath wie über den Feind erfechten, zufrieden, wenn er dafür nicht gestraft wurde. Wohl konnte er darum seinem großen Gegner und Schicksalsgenossen Villars gegenüber sagen: „Ihre Feinde sind in Versailles, die meinigen in Wien“. Doch mit philosophischem Gleichmuth entschädigte er sich für die zeitweilige Zurücksetzung im Umgang mit der Kunst und der geistreichen oder schönen Welt, stets — und noch im spätesten Alter — zum unverdrossenen Dienste bereit, so oft die Noth von Neuem seine Hilfe forderte. Als letztere aber einmal ausblieb, als er — im zweiundsiebenzigsten Jahre gestorben, da zeigte das über Oesterreich hereinbrechende Unglück klar, was er ihm gewesen, was der Eine Mann vermocht.

Die Erwerbung der Niederlande hatte Eugen gleich von vornherein mißbilligt. Er sah voraus, daß dieselben stets ein schutzlos offener Tummelplatz für alle Kriege mit Frankreich bleiben und daß sie gegen letzteres schwer zu behaupten sein würden, während doch ihr Verlust den des ganzen linken Rheinufers nach sich ziehen müßte. Allein Karl hörte nicht auf ihn, sondern ging entschlossen daran, dem neuen Gebiete auch eine neue, der österreichischen ähnlichere Organisation zu geben: er verschmolz den Staats-, den Finanz- und den geheimen Rath zur zeitgemässern Concentrirung der Regierungsgewalt in Eine Behörde, den Staatsrath.

Eine ganz besonders sorgfältige Pflege ließ Karl dem Finanzwesen *) angedeihen, mit dem er sich, allerdings in etwas engherziger, kurzsichtiger Weise und nicht immer zum Frommen der Staatskasse, gern persönlich befaßte, während er dafür die Politik seinen Räthen überließ. Da ihm der Werth der zwei Dinge, die Oesterreich von jeher fehlten, des Geldes und einer Seemacht, nicht entgehen konnte und hätte er auch nicht mitten unter der

*) Einen Maßstab zur Vergleichung der damaligen Steuerkraft der einzelnen Provinzen liefert die Vertheilung der vom Kaiser 1730 verlangten Subsidiengelder auf dieselben: Böhmen hatte 3,200,000 fl. beizusteuern; Oesterreichisch Italien 2,600,000; Ungarn 2,500,000; Schlesien 1,133,333; Mähren 1,066,666; Niederösterreich 900,000; Siebenbürgen 760,000; Oberösterreich 450,000; Steiermark 390,000; das Banat 330,000; Kärnthen 136,666; Tyrol 120,000; Vorderösterreich 110,000; Slavonien 100,000; Serbien 80,000; Krain 78,333; die Militärgrenze 47,000; Kroatien 24,000.

Herrschaft und der Politik des Mercantilsystems gelebt, so suchte er den Handel aus allen Kräften zu heben. Er gründete zu Wien eine Bank und eine Gesellschaft für den Handel mit der Levante, schloß Handelsverträge mit der Pforte, in deren Folge sich die Donau mit Fahrzeugen füllte, räumte den Brabantern die unbeschränkte Befugniß zum Handel mit Ostindien ein und stiftete, als sich die übrigen Provinzen der Niederlande mit der von Eugen befürworteten Bitte um dieselbe Begünstigung an ihn wandten, die ostindische Handelskompagnie von Ostende, mit einem Privilegium auf dreißig Jahre und einem Stammkapital von sechs Millionen. Letzteres wurde durch die Ausgabe von sechstausend Aktien beschafft, die binnen achtundvierzig Stunden insgesammt verkauft waren und die im Preise sofort um fünfzehn Prozent stiegen. Leider nahm die Sache bald ein klägliches Ende: die Generalstaaten erhoben Beschwerde wegen Verletzung ihrer Rechte auf den ostindischen Handel; es kam zu dem bereits erwähnten Krieg, der wie alle andern von Karl geführten damit endete, daß er auf alle Ansprüche und Rechte verzichtete, wenn nur die pragmatische Sanktion anerkannt wurde.

Mehr Erfolg hatte Karls Bemühen, die gesellschaftlichen und politischen Zustände Ungarns im Interesse der staatlichen Einheit, der Finanzen, des Volkswohlstandes und der Menschlichkeit zeitgemäß umzugestalten. Er wollte die Frohndienste (Robote), die das gemeine Volk (die misera contribuens plebs) seinem Adel zu leisten hatte, nach ihrem Umfange genau fixirt, sodann das Heer verstärkt und seine Erhaltungskosten durch eine ständige Abgabe gedeckt, endlich den in den Häusern des Grundadels herrschenden Mißbrauch, die nachgebornen Söhne in Bauernfamilien zu verheirathen und so die Güter der letztern der Besteurung zu entziehen, abgestellt wissen. Vergebens suchte der ungarische Adel ihn von diesen Reformplänen abzubringen, indem er gegen die bestehende Verwaltungsweise Beschwerden über Beschwerden vorbrachte und also seinerseits Reformen verlangte; vergebens klagten die Protestanten laut darüber, daß man ihre Zulassung in den Landtag von einem Eide abhängig mache, der ihrem Gewissen zuwiderlaufe; vergebens protestirte man gegen die Neuerung, wonach die ungarische Krone erblich sein sollte, und zwar in der weiblichen Linie so gut wie in der männlichen. Karl ging sogar noch weiter: er trennte einen zwischen Preßburg, Ofen und Oedenburg gelegenen Distrikt von Ungarn ab, um ihn mit dem Erzherzogthum zu vereinigen; er hob die Immunität aller Güter auf, die erst nach dem Jahre 1680 zu abe-

ligen erklärt worden waren; er ließ den Zehnten, der den Kirchengütern zum Behuf der Befestigung Belgrads und Temesvars mit päpstlicher Genehmigung auferlegt worden war, mit Strenge eintreiben und brachte endlich den Landtag dazu, daß die Rechtsverhältnisse zwischen Grundherrn und Leibeigenen gesetzlich festgestellt wurden. Weniger human und freisinnig dachte Karl in religiösen Fragen. So gestattete er den ungarischen Protestanten nur den Privatgottesdienst und außerdem den öffentlichen an jenen Orten, wo er im Jahre 1681 bereits bestanden, aber auch hier nur mit einer von ihm vorgeschriebenen Zahl von Geistlichen. Jeder, der Advokat werden wollte, mußte einen Eid leisten, worin die Gottesmutter und die Heiligen zu Zeugen angerufen wurden. Die Unzufriedenheit über alle diese Verfügungen stieg immer höher, bis im Jahre 1738 Jozsef Ragoczy im Namen der Freiheit, d. h. der Adelsvorrechte die Fahne des Aufruhrs erhob. Schon hatte er sich der Unterstützung der Pforte versichert, gegen das Versprechen, ihr alle seine etwaigen Eroberungen abzutreten, als die Pest seinen ehrgeizigen Plänen ein frühes Ende machte.

So glorreich Karls Regierung begonnen hatte, so traurig war ihr Ende. Er sah sich den Seemächten gegenüber gedemüthigt, durch die untergeordneten Agenten verkauft, durch seine Räthe in seinem Vertrauen getäuscht; er mußte es mit ansehen, wie Lothringen dem Reiche und seinem eigenen Schwiegersohne entrissen wurde; er mußte das Mailändische nebst den übrigen Besitzungen in Italien abtreten; der Schatz war erschöpft, das Heer geschwächt; und zu all diesem kam zuletzt noch der unselige Türkenkrieg mit dem schimpflichen Belgrader Frieden, gegen den der erbitterte Kaiser vergeblich protestirte. Doch hatte er wenigstens das Hauptziel seines vieljährigen Strebens erreicht: er sah seine pragmatische Sanction noch anerkannt, bevor er — am 20. Oktober 1740, im fünfundfünfzigsten Jahre — starb.

Viertes Kapitel.

Der österreichische Erbfolgekrieg. — Preußen. — Der Aachener Friede.

Da Karl VI keine Söhne hatte, so war seine ganze neunundzwanzigjährige Regierungszeit hindurch das einzige Streben seiner Politik darauf gerichtet gewesen, seiner Tochter Maria Theresia die Nachfolge in den österreichischen Besitzungen zu sichern. Der König von Spanien war der erste, der seine hierauf bezügliche Verfügung, die pragmatische Sanction, annahm; ihm folgten Rußland, Dänemark, die Churfürsten von Bayern und von Köln, Großbritannien, die Generalstaaten, das deutsche Reich, endlich Frankreich. Der Kaiser baute auf diese Garantien, doch Eugen meinte: „200,000 Bajonette wären besser", und der Soldat hatte hier als Staatsmann gesprochen, der die Menschen und seine Zeit kannte. Die beste Bürgschaft wären, da vom Willen des Volkes damals doch noch keine Rede war, ein tüchtiges Heer und ein gefüllter Schatz gewesen, einer Politik gegenüber, die nur die Macht respectirte, nicht das Recht oder ein gegebenes Wort. Doch dafür hatte Karl nicht vorgesorgt und darum hatte er auch kaum die Augen geschlossen, erhoben sich schon eine Reihe von Prätendenten, die das reiche Erbe lockte.

Seit ihrem neunten Jahre war Maria Theresia gemeinschaftlich mit ihrem Verlobten Franz von Lothringen, dem nachmaligen Großherzog von Toskana, auferzogen worden, und so verband denn die Beiden eine Liebe, wie sie sich nur selten in fürstlichen Ehen findet. Nach dem Tode des Vaters nahm sie sofort von der Herrschaft über die Erblande Besitz, während sie zugleich ihren Gemahl zum Mitregenten ernannte, ohne ihm aber jemals die geringste Theilnahme an der Regierung zu gestatten. Doch jene Länder mußten zum Theil erst neu erobert werden und sie hatte nur 100,000 Gulden in der Kasse und, abgesehen von den Besitzungen in Italien und den Niederlanden, ein Heer von 36,000 Mann. Dazu war die Hauptstadt halb verhungert und auf allen Seiten erhoben sich Feinde.

Der Churfürst von Bayern war nicht nur der Gemahl der zweitgebornen Tochter Josephs I, sondern stammte selber auch von der Tochter Ferdinands I, der Erzherzogin Anna ab, der für den Fall des Aussterbens der männlichen (oder nach der von

österreichischer Seite producirten Urkunde „der legitimen") Erben die Thronfolge in Oesterreich zugesichert worden war. Dazu wurde hervorgehoben, daß das Erzherzogthum eigentlich nur ein im Jahre 944 losgetrennter Theil Bayerns sei, folglich jetzt beim Erlöschen der directen Linie an letzteres zurückzufallen habe.

Die zweitgeborne Tochter Josephs I war an den Churfürsten von Sachsen und König von Polen vermählt und hatte ihre Rechte gleichfalls auf ihren Gemahl übertragen, der zudem als Nachkomme des thüringischen Landgrafen Albrecht des Erwarteten Ansprüche auf Oesterreich und Steiermark erhob, die seinen Ahnen erst durch Ottokar und dann durch Rudolph von Habsburg entrissen worden seien.

Der König von Spanien machte Kraft eines zwischen Philipp II und Ferdinand von Gratz abgeschlossenen Vertrags Anspruch auf Ungarn und Böhmen, aber nur um einen Ausgleich herbeizuführen, der dem Infanten Don Felipe ein Gebiet in Italien verschaffen sollte.

Sardinien forderte das Mailändische und berief sich dafür auf ein im Jahre 1549 erlassenes Statut Karls V.

Der mächtigste und entschlossenste von allen Gegnern war jedoch Friedrich II von Preußen.

Preußen.

Preußen entwickelte sich nicht als ein natürliches organisches Gebilde aus gegebenen Verhältnissen heraus; seine staatliche Individualisirung und seine Vergrößerung wurde durch keine physischen, ethnographischen und sprachlichen Grenzen gefordert oder erleichtert; es ist ein reines Menschenwerk, eine wunderbare Schöpfung der Klugheit und Willenskraft, der Politik und des Schwertes.

Der Frieden von Thorn (1466) hatte ihm seine Unabhängigkeit genommen. Ein guter Theil seines Gebietes war seit drei Jahrhunderten mit Polen vereinigt und der östliche Theil gehörte nach wie vor dem deutschen Orden, der die Oberherrlichkeit Polens anerkannte. Wie letzterem seine kriegerischen Nachbarn mißfielen, so mißfiel diesen ihre Abhängigkeit von jenen und so ließen sie denn durch den Kaiser den Vertrag von Thorn annulliren und verweigerten den Tribut (1498). Es kam zum Krieg und dann zum Krakauer Frieden, in welchem der Polenkönig Sigismund I das Land als weltliches Herzogthum und polnisches Erblehen an Albrecht von Brandenburg übertrug (1525). Letzterer,

das Haupt des deutschen Ordens, benützte die von der Reformation gebotene Gelegenheit, das ihm anvertraute Besitzthum des Ordens sich anzueignen (mit dem mildern Kunstausdruck zu säcularisiren). Er führte die Augsburgische Confession im Lande ein, zwang die Prediger durch die Androhung der Excommunikation zum Festhalten an ihr, und als gleichwohl einer derselben, Osiander, durch seine abweichende Lehre von der Rechtfertigung lebhafte Unruhen veranlaßte, stellte er dessen Schwiegersohn Funk vor Gericht und erstickte die „Ketzerei" in seinem Blute. Im Uebrigen war er ein ziemlich willensschwacher Fürst, der beständig von unfruchtbaren Gewissensbissen über seinen Glaubensabfall gequält wurde, der schlauen Selbstsucht Anderer als Werkzeug diente und sich nur durch die Gründung der Königsberger Universität (1544) verdient machte. Sein Sohn Albrecht Friedrich, der mit fünfzehn Jahren zur Regierung kam, wurde schon nach drei Jahren wahnsinnig und jetzt begann eine Reihe von Intriguen über die Einsetzung einer Regentschaft und zugleich von confessionellen Streitigkeiten, in Folge deren die Calvinisten von den Lutheranern ganz aus dem Lande verbannt wurden.

Der Nachfolger Albrecht Friedrichs, sein Schwiegersohn Johann Sigismund (1618), der übrigens nur sehr kurze Zeit regierte, war zu gleicher Zeit Churfürst von Brandenburg und beherrschte bereits ein Gebiet von 1448 Quadratmeilen mit 1,100,000 Einwohnern, bestehend aus dem unter polnischer Oberlehensherrlichkeit stehenden Herzogthum (Ost-) Preußen, der Mark Brandenburg und dem gleichfalls zum deutschen Reiche gehörigen Herzogthum Kleve. Er ließ auch bereits ein Gesetzbuch abfassen, dem er zu Gunsten seiner landesherrlichen Gewalt das römische Recht zu Grunde legte.

Der große Churfürst.

Nach der stürmisch bewegten Regierung seines Sohnes Georg Wilhelm kam Friedrich Wilhelm, der „große Churfürst" auf den Thron, der wahre Gründer Preußens (1640). Unter ihm wuchs das Land durch den westphälischen Frieden um sechshundert Quadratmeilen, aber freilich lagen diese neuen Besitzungen fast ohne allen Zusammenhang unter sich und mit dem Hauptlande auf dem weiten Raume zwischen Weichsel und Rhein zerstreut und waren sie zudem während des dreißigjährigen Krieges von den Schweden, Holländern und Polen arg verwüstet worden. Auch das übrige Land war in seiner Erschöpfung des Friedens

dringend bedürftig und der Erhaltung des letztern brachte darum der Churfürst die eigene Kriegslust und manchen Vortheil unbedenklich zum Opfer. In der Schule des Unglücks zum Politiker erzogen, wußte er auf friedlichem Wege Spandau und Küstrin zu erwerben, während er die Mark durch Geld von dem Plünderungszuge der Schweden loskaufte, und unterstützte er die westphälischen Calvinisten, um als ihr und ihrer Glaubensverwandten Beschützer zu gelten und sich so ihrer politischen Sympathien zu versichern. Besonders lag ihm daran, sich der Oberlehensherrlichkeit Polens zu entziehen, das sich beständig in die innern Angelegenheiten des Staates einmengte, so oft es sich um die Erbfolge oder um eine andere wesentliche Veränderung in demselben handelte. Seine Stellung mitten zwischen jenem Reiche und seinem Erbfeinde Schweden kam ihm hiebei trefflich zu statten, indem sie ihm Gelegenheit gab, sich abwechslungsweise der einen wie der andern Partei nützlich oder selbst nothwendig zu machen. So hatte er unter Anderm die Verpflichtung übernommen, auch die polnische, westliche Hälfte Preußens gegen die Schweden zu vertheidigen, wofür ihm König Kasimir die Entlassung aus dem Lehensverbande verhieß. Wie aber Karl X herbeieilte und ihm einen Theil von Polen zu überlassen versprach, besann er sich keinen Augenblick, die Partei der Schweden zu ergreifen. Durch dieses geschickte Laviren brachte er es dahin, daß Preußen im Frieden von Welau (1657) als unabhängig anerkannt und eben damit er selber, wenn schon noch äußerlich im Reichsverbande stehend, faktisch zur Stellung eines Souveräns erhoben wurde.

Als solcher glaubte er sich nun, den Begriff von seiner Stellung zum Ausland auf sein inneres Verhältniß zum eigenen Land übertragend, zur unbeschränkten Herrschaft über letzteres befugt. Seine Landstände dagegen meinten, Polen habe nur die ihm selber zustehenden Rechte auf ihn übertragen können, und beharrten darum auf der alten Verfassung, wonach er ohne ihre Zustimmung keinen Krieg beginnen, keinen Frieden und keine Bündnisse schließen, keine fremden Truppen in das Land bringen und demselben keine neuen Steuern oder andere Abgaben auferlegen durfte. Aber auch der Churfürst blieb fest bei seinem allerdings Preußens damalige und künftige Machtstellung bedingenden Entschlusse und es gelang ihm wirklich, den Widerstand der Stände theils durch Umgehen derselben, theils durch Einkerkerung ihrer Führer zu beseitigen und die Regierungsweise in seinem Sinn umzugestalten.

Die einzige Entschädigung, die er dem Lande dafür bot, war das Versprechen, alle sechs Jahre den Landtag einzuberufen und die lutherische Landeskirche in ihrem Vorrange vor den Calvinisten, denen nur vier Kirchen eingeräumt wurden, unangetastet zu lassen. Am längsten hatten sich die Stände um das Recht der Zustimmung zu Kriegserklärungen und Steuerauflagen gewehrt, da sie darin den Kern und die Gewährleistung jeder Verfassung erkannten; aber auch diese von ihm Anfangs noch zugesicherten Rechte wußte der Churfürst auf alle Weise zu beschränken und bedeutungslos zu machen, bis er endlich, gerade so wie er früher den Königsberger Schöppenmeister Rhode als Leiter der bürgerlichen Opposition zu lebenslänglicher Gefangenschaft verurtheilt, auch das Haupt der widerstrebenden Adelspartei, den Freiherrn von Kalckstein, als angeblichen Staatsverräther durch seinen Residenten in Warschau ergreifen und in Memel hinrichten ließ, worauf sich das eingeschüchterte Land in das Unvermeidliche fügte (1671). Zwar ereiferte sich Polen und das übrige Europa über jene Gewaltthat, allein Friedrich Wilhelm beschwichtigte sie damit, daß er seinen Residenten zum Scheine verurtheilte und den Augen der Welt entzog, bis er ihm später seine Dankbarkeit offen zeigen durfte.

Um seine Stellung als neuer Souverän behaupten zu können, wählte er sich aus den kriegserfahrnen Banden, die durch den westphälischen Frieden herren- und soldlos geworden, ein tüchtiges Heer aus, das er als Bundesgenosse Frankreichs durch die Kriege mit den Schweden noch besser einübte. Trotzdem aber fielen diese in die Mark ein und verwüsteten sie auf unerhörte Weise, während dem Churfürsten vorderhand nichts übrig blieb, als sich nach Franken zurückzuziehen, um dort seine Kräfte zu sammeln und die Hülfeleistung von Seiten des Reiches abzuwarten. Da diese jedoch unterblieb, faßte er den kühnen Entschluß, es allein mit der Uebermacht aufzunehmen. Er zog in aller Stille herbei, überfiel den Feind, entriß ihm mehrere feste Plätze und brachte ihm, dem für unbesiegbar gehaltenen, bei Fehrbellin eine vollständige Niederlage bei (28. Juni 1675). Die Welt staunte über den Helden, der, ganz allein stehend, mit den Kräften seines ausgesogenen Landes, die gefürchteten Würger und Zwingherrn Deutschlands zu Boden geschlagen; sein Name wurde hoch gefeiert und von allen Seiten bewarb man sich um seine Freundschaft. Doch als Frankreich, um sich den tapfern Vertheidiger der deutschen Westgrenze aus dem Wege zu schaffen, mit Schweden gemeinsame

Sache machte, mußte er sich den Frieden von St. Germain en Laye gefallen lassen und fast alle in Schwedisch Pommern gemachten Eroberungen herausgeben (1679).

Die hierauf folgende Zeit der Ruhe benützte er, ohne darüber je den Gang der äußern Politik außer Augen zu lassen, zur eifrigen Fürsorge für das Wohl seiner Unterthanen, wobei ihm seine in den Niederlanden gemachten volkswirthschaftlichen Studien zu Statten kamen. Um seine Finanzen zu heben, schloß er sich an Frankreich an, das seine Bundesgenossen zu bezahlen pflegte und verminderte er sein stehendes Heer auf wenige Regimenter. Als Ludwig XIV das Edict von Nantes widerrief, nahm er bei 20,000 auswandernde Calvinisten auf, deren Intelligenz und Erfahrung der Volksbildung, dem Handels- und Gewerbsleben und selbst den Rathskollegien seines Landes wesentlich zu Gute kamen. In derselben Weise fanden die aus Oesterreich vertriebenen Juden eine Zuflucht in demselben, wo sie gleichfalls zur Belebung des Handels beitrugen. Letzteren förderte er auch dadurch, daß er einen regelmäßigen Postverkehr einrichtete, die Spree durch den Mühlroser-Kanal mit der Oder verband, eine Seemacht gründete und zu Handelsunternehmungen nach der Küste von Guinea ermunterte. Nicht weniger lagen dem Unermüdlichen die Interessen des Ackerbaues, die Verschönerung seiner Hauptstadt durch Gärten und Alleen, die seiner Zeit für ein neues Weltwunder galten, und endlich die Pflege der Künste und der Wissenschaften am Herzen. Er befaßte sich selber mit Musik, gründete in Berlin eine Gemäldegallerie, eine Sammlung plastischer Kunstwerke, ein Münzkabinet und eine Bibliothek, berief ausländische Gelehrte, wie de Rocèles und Gregorio Leti, an den Hof und setzte Pufendorf durch seine Geldunterstützung in den Stand, sein bekanntes Werk zu Ende zu führen.

In der äußern Politik dagegen konnte er freilich keine besondere Kraft entfalten, da ihn die erst im Erstarken begriffene Macht seines zerstückelten, großentheils schwer zu behauptenden Landes zur Vorsicht nöthigte. Gleichwohl wirkte er bei allen wichtigern Staatsverträgen dieser Zeit mit und wußte er seinen Vortheil dabei so gut zu ersehen, daß Preußen bei seinem Tode (1688) bereits 2042 Quadratmeilen und anderthalb Millionen Einwohner zählte.

Friedrich III. (I).

Ihm folgte sein Sohn, der am Körper schwächliche, aber gebildete und zumal geschichts- und sprachenkundige Churfürst Friedrich III, der in seinem eiteln, prunksüchtigen, unbeständigen, mißtrauischen, jähzornigen, unverträglichen Wesen das vollkommene Gegenbild seines Vaters war, wiewohl er sich gleichfalls durch eifrige Pflege der Industrie und des Handels, der Kunst und der Wissenschaft und durch eine kluge Neutralitätspolitik um das Land verdient machte. Auch er begünstigte die französischen Hugenotten, für die er sogar eine eigene Schule und einen eigenen Appellationsgerichtshof gründete; ja er ging in seinem Eifer für sie und den Protestantismus überhaupt so weit, daß er bereits den von einem seiner Nachfolger verwirklichten Gedanken an eine Union zwischen der reformirten und der evangelischen Kirche faßte. Auch die Verschönerung Berlins setzte er eifrig fort, und zwar nach den Plänen des Architekten Nehring. Jedem Baulustigen ließ er Holz, Kalk, Maurer- und Ziegelsteine liefern und fünfzehn Procente der Kosten ersetzen. Unter ihm begann auch der Bau des prachtvollen Arsenals, unter der Leitung des geschickten Andreas Schlüter, desselben, von dem die Reiterstatüe des großen Churfürsten stammt sowie der von Friedrich in Ausführung gebrachte Entwurf zur Gründung einer Akademie der schönen Künste (1696). Bereits vorher hatte der letztere die Universität Halle gestiftet (1694), deren Zierde der berühmte Thomasius aus Leipzig war. 1707 gründete er nach einem von Leibnitz entworfenen Plan, die „königliche Gesellschaft" zu Berlin, die sich durch die Einführung der Maulbeerbäume und Seidenzucht um die Mark verdient machte und die noch heutzutage an dem ihr bei der Gründung ertheilten ausschließlichen Privilegium zum Kalender-Verkauf festhält.

Mit Friedrichs zweiter Gemahlin, Sophie Charlotte, kam der feinere Ton und der Geschmack für Kunst und Wissenschaft in das Land. Schauspiele, italienische Opern, Bälle, Spazierfahrten, gelehrte Unterhaltungen, der Besuch fremder Gäste, würzten jetzt das Leben am Hof, an dem die jede Intrigue verschmähende, aber taktvolle Fürstin Alles in Ordnung und Eintracht zu erhalten wußte. Selber schön und gelehrt, sammelte sie gern schöne und geistvolle Frauen um sich. Mit Leibnitz unterhielt sie einen ununterbrochenen Briefwechsel, dem wir die Theodicee als gehaltvolle Frucht verdanken. Nebenbei unterstützte sie die

verdienstvollsten deutschen Dichter. Friedrich II erzählt von ihr, sie habe sich auf dem Sterbebett den geistlichen Beistand verbeten mit den Worten: „Laßt mich ohne Disputation sterben"! Darauf habe sie eine weinende Freundin getröstet: „Klage nicht um mich! Ich werde ja jetzt bald die ersehnte Auskunft über alle die Fragen erhalten, die mir Leibnitz nie so recht befriedigend beantworten konnte — über das Wesen des Raumes, des Unendlichen, des Seins, des Nichts; und dann verschaffe ich auch meinem Gemahle Gelegenheit zu meinem Leichenbegängniß, an dem er seine Prunklust befriedigen kann".

In der That ging die verschwenderische Prunkliebe Friedrichs, auf dessen eheliche Lieblosigkeit hier mitangespielt wird, nahezu ins Maßlose, wie er denn z. B. seinem Oberstjägermeister ein Lehen mit einem Einkommen von 40,000 Thalern anwies. Nur ist nicht zu übersehen, daß dieser übertriebene Glanz eines Hofes nebenbei einem staatsmännischen Zwecke dienen mochte, in einer Zeit, die auf die äußere Repräsentation Alles hielt, die die Macht und Ehre einer Regierung gern nach ihrer Aehnlichkeit mit dem bewunderten Ideal in Versailles bemaß.

Daß ein solcher Fürst nach der Königskrone lüstern sein mußte, versteht sich von selbst. Noch ungeduldiger aber wurde dieser Wunsch in dem Ehrgeizigen, seit die Nachbarn seine Rangstufe erreicht oder überstiegen hatten, seit der Herzog von Braunschweig-Lüneburg Churfürst, der Prinz von Oranien König von England, der Churfürst von Sachsen König von Polen geworden. Doch seine Berechnung ging weit über die Befriedigung persönlicher Eitelkeit hinaus: auf die Erfahrung bauend, daß ein Name gewöhnlich auch die Sache mit sich zieht, sah er in der Königswürde einen Hebel „das knechtische Joch Oesterreichs von Preußen und damit auch von den übrigen deutschen Fürsten abzuwerfen". Wirklich wußte er sich gegen alle Erwartung (wenn auch erst nach langer Unterhandlung) die Zustimmung des Kaisers zu verschaffen, dem er dafür versprach, daß Brandenburg bei jeder Kaiserwahl für den erstgebornen Erzherzog stimmen werde. Trotz dieses Versprechens war der tiefer blickende Eugen der Ansicht, „Leopold hätte die Minister aufknüpfen lassen sollen, die ihm zu einer so unklugen Handlung gerathen". Am 15. Januar 1701 ließ Friedrich das neue Königthum proklamiren und am 18. setzte er sich — unter Festlichkeiten von unerhörter Pracht — zu Königsberg eigenhändig die Krone auf, als Friedrich I, König in Preußen. So nannte er sich statt „König von Preußen", was den so be-

titelten König von Polen, und statt „König der Vandalen", was die Krone Schweden beleidigt hätte. Mit allem Eifer suchte er sich jetzt zu der bereits früher erlangten Zustimmung Englands auch die Anerkennung des übrigen Europa's zu erwirken. Die meisten Staaten ließen sich dazu herbei, in der Hoffnung, der Dankbare werde sich dafür mit seinem Geld und seinem Heer als blindes Werkzeug von ihnen gebrauchen lassen. Nur der Pabst und der Großmeister des deutschen Ordens, der seinen Sitz jetzt in Mergentheim aufgeschlagen, weigerten sich, den „Ketzer und Kirchenräuber" anzuerkennen, und dasselbe thaten seine zwei politischen Gegner, die Könige von Frankreich und Spanien. So hatte Friedrich nun den Königstitel, aber noch immer fehlte die entsprechende Macht, und so „mußte denn jener Titel allen seinen künftigen Trägern eine stete Mahnung sein, sich seiner erst würdig zu machen, auf den gegebenen Grundlagen zur einstigen Größe weiter zu bauen". So verstand es vor Allem der größte unter Friedrichs Nachfolgern, der denn auch die Aufgabe mit dem leidenschaftlichsten, beharrlichsten Eifer verfolgte.

Wie gut sich Friedrich I auf die europäische Politik verstand, das zeigt schon die Geschicklichkeit, mit der er in jenen kriegerischen Zeiten seine Neutralität zu bewahren wußte und der fünfzig Tage nach seinem Tode geschlossene Utrechter Frieden, welcher nicht nur das neue Königreich als solches anerkannt, sondern ihm auch die unbedingte Herrschaft über einen Theil von Geldern und die Landschaften Kessel und Kriechenberg, sowie die Fürstenthümer Neuchatel und Valangin überträgt und ihm den Titel des an Frankreich abgetretenen Fürstenthums Oranien, auf Preußisch-Gelderland übertragen, fortzuführen gestattet.

Friedrich Wilhelm I.

Sein fünfundzwanzigjähriger Nachfolger Friedrich Wilhelm I, der sich trotz seiner Jugend als ein Muster eines vorsichtigen, fern blickenden Staatsmannes erwies, machte sich mit einem bis auf das Kleinste eingehenden Eifer daran, Ordnung in die Rechtspflege und in die zerütteten Finanzen zu bringen. Zu letzterem Behufe richtete er Alles auf dem sparsamsten Fuße ein. Von den hundert Kammerherren seines prachtliebenden Vaters behielt er nur zwölf bei; die überreichen Equipagen und andern luxuriösen Prunkstücke des Hofstaates verkaufte er geradezu. Nur für das Heer, das ihm der Fürst Leopold von Anhalt-Dessau, einer der tüchtigsten Schüler des Prinzen Eugen, in

guten Stand gebracht hatte, scheute er keine Kosten. Seine Ergänzung wurde in der schonungslosesten, rechtswidrigsten Weise betrieben. Jedem Hauptmann war ein bestimmter Bezirk angewiesen, innerhalb dessen er mit Güte oder Gewalt Jeden zum Soldaten werben oder pressen konnte, wenn er nur nicht verheirathet war. Damit letztere Beschränkung nicht zu verfrühten oder sonst unpassenden Ehen Anlaß gebe, war die Verfügung getroffen, daß letztere nur mit Zustimmung des betreffenden Hauptmanns geschlossen werden durften, was natürlich wieder zu zahllosen Mißbräuchen und Plackereien führen mußte. Aber auch dieses System, wonach immer ein gewisser Bezirk für ein bestimmtes Regiment im Frieden jährlich dreißig, in Kriegszeiten aber hundert Mann liefern mußte, konnte nicht mehr ausreichen, seit die Körpergröße der Soldaten für jedes Glied der Parade-Aufstellung genau vorgeschrieben war (die Soldaten der ersten Glieder mußten über sechs Fuß messen; bei vielen Regimentern wurde überhaupt kein Mann unter fünf Fuß acht Zoll angenommen). So mußte man denn seine Zuflucht zum Auslande nehmen, namentlich zum „Reiche“, das jetzt aller Orten von preußischen Werboffizieren durchzogen wurde. Jeder mußte seine vorgeschriebene Zahl Rekruten einliefern, die er sich nun durch jedes erdenkliche Mittel der abgefeimtesten List und der rohesten Gewalt zu verschaffen suchte. Oft konnte man Volk und Militär von den beharrlichen Nachstellungen der Zudringlichen nur dadurch befreien, daß man letztere verhaftete und aufknüpfte.

Allerdings konnte sich ein des Schutzes natürlicher Grenzen entbehrendes, mitten zwischen Großmächten gelegenes Land nur durch ein starkes Heer gegen die Demüthigungen einer Politik sicher stellen, die eben nur die Stärke zu respektiren pflegte; allein hier diente das Heer nur als Prunkstück, als Parade-Spielzeug. In Einem fort wurden da die Mannschaft, die Gewehre, die Stiefel, die Sättel und Zäune gemustert; die Mähnen der Pferde wurden mit Bändern eingeflochten; „man war auf dem besten Wege zu Schminke und Schönheitspflästerchen“ (Friedrich II). Vor Allem hatte der König seine Freude an hochgewachsenen Soldaten, aus denen er ein eigenes Regiment (die „großen Grenadiere“) bildete. Wenn es sich um ihre Herbeischaffung handelte, scheute er keine Mühe und keine Kosten. Während er sonst so sparte, daß die königlichen Prinzen sich oft nur halb satt essen konnten, hatte er für jeden von den dreiundvierzig Grenadieren seiner Potsdamer-Parade tausend, für einen andern Riesen fünf-

tausend Gulden, für einen Irländer von sieben Fuß zweiunddreißigtausend fünfhundert Franken bezahlt. Ein Mann von fünf Fuß zehn Zoll kostete durchschnittlich siebenhundert, einer von sechs Fuß tausend Thaler, und in diesem Verhältniß ging es fort. Ueberhaupt gingen während Friedrich Wilhelms I Regierung nicht weniger als zwölf Millionen Gulden für Werbungen ins Ausland. Wollte man sich bei ihm einschmeicheln, so brauchte man nur einen kleinen Beitrag zu seiner Sammlung von Riesen zu liefern, und dieses einfache Mittel war es denn auch, wodurch ihn der kaiserliche Minister Seckendorf für seine Politik fügsam erhielt.

So wurde Berlin unter ihm ein großes Kriegslager, das Sparta des Nordens, während es unter seinem Vorgänger ein neues Athen gewesen war. Alle Welt wurde von der königlichen Liebhaberei für das Soldatenwesen angesteckt, Jedermann trug jetzt knappe Kasernenkleidung, einen langen Degen und eine Tabakspfeife. Seltsamer- und glücklicherweise war übrigens der König bei seiner Vorliebe für das Militär nur um so mehr auf Erhaltung des Friedens bedacht: so sehr scheute er sich, so herrliche Truppen zu opfern. Er ging hierin so weit, daß er sich selbst Beleidigungen gefallen ließ, weßhalb er denn auch an den europäischen Höfen in keiner besonders hohen Achtung stand.

Abgesehen von dieser schwachen Seite hatte er keinen Sinn für irgend eine Art von äußerem Gepränge. Selbst seine eigene wohlgestaltete Person vernachlässigte er in hohem Grade. Seine Manieren waren ungeschliffen; er trank und rauchte mit den Offizieren in der Schenke, spielte Trictrac — die Partie zu einem Kreuzer, und prügelte und schimpfte den nächsten besten, der ihn ärgerte, ohne alle Rücksicht auf dessen Stand. Traf er eine Frau auf der Straße, so rief er ihr zu, sie solle lieber nach ihren Kindern schauen; war es ein Geistlicher, so schalt er ihn, daß er nicht über seiner Bibel sitze, und oft genug begleitete er die Strafpredigt mit seinem Stocke. In allen, besonders auch in politischen und religiösen Dingen war er außerordentlich launenhaft und unbeständig. Er kannte kein anderes Recht und Gesetz als den königlichen Willen, keine andere Beschäftigung, als die mit dem Militärwesen. Von theologischen und philosophischen Fragen verstand er nichts; das Festhalten an bestimmten confessionellen Glaubenssätzen und das Studium der Wissenschaften waren in seinen Augen ein Unsinn. Er hatte einen Widerwillen gegen das Alte Testament, das ihm sein Hofkaplan nie anführen durfte; dagegen für das Neue hatte er eine außerordentliche Vorliebe, wie denn

überhaupt sein Indifferentismus gegen das Dogma die innere Frömmigkeit keineswegs beeinträchtigte. Zum Nachfolger des großen Leibnitz auf dem Präsidentenstuhl der Akademie ernannte er einen gewissen Gundling, eine Art Hofnarren und wackern Trinker, dessen Leichnam in einem Faß begraben wurde. Seine Regierungstheorie war die patriarchalische: ein Volk müsse, meinte er, durchaus wie eine Familie bald mit Sanftmuth bald mit Strenge, doch stets nur nach dem freien Belieben des Oberhauptes geleitet werden, der Niemand dabei zu befragen habe. Er verbot die Hexenprozesse. Er erlaubte dem Adel seine Lehen in freie, auch auf Frauen vererbende Allodialgüter zu verwandeln, dadurch, daß sie sich durch eine jährliche Abgabe von vierzig Reichsthalern von der Verpflichtung loskauften, einen Reisigen zu Pferd zu stellen. Den Goldmacher Cajetan, der ihn betrogen, ließ er in einem Anzug von Goldpapier an einem vergoldeten Galgen aufknüpfen. Bei den Häuserbauten in der Hauptstadt mußte man sich genau an die Pläne der Architekten halten, die den Bauplatz und die Bauweise bestimmten, ohne daß für die dabei vorkommenden Rechtsverkürzungen irgend eine Entschädigung geleistet worden wäre.

Er nahm es überhaupt, wo es auf das Staatswohl ankam, mit dem formellen Rechte nicht immer sehr genau: da er sah, daß die Güter, die sein Vorgänger als wenig einträglich massenhaft in Erbpacht weggegeben, jetzt bei verbessertem Anbau den Pächtern einen überreichen Ertrag abwarfen, hob er willkürlicherweise die betreffenden Verträge auf, um die Güter noch einmal an die Meistbietenden zu verpachten. Der höhere Pachtschilling aber, der sich gleichwohl rentiren sollte, veranlaßte nicht nur die Pächter, deren Vorgang denn auch die übrigen Ackerbauer anregte, zu einer rationellern Feldwirthschaft, sondern vermehrte zugleich die Einkünfte aus dem Privateigenthum des Königs so, daß dieser, der noch keine Civilliste besaß, die gesammten Kosten der Hofhaltung damit decken und sogar noch der Staatskasse zu Hilfe kommen konnte. Er ließ den Grund und Boden vermessen und taxiren, um die Grundsteuer den neueren Marktpreisen entsprechend katastermäßig reguliren zu können. Auf diese Weise setzte er die Finanzen in den Stand, ein stehendes Heer von 60,000 Mann zu verköstigen, das, in die einzelnen Provinzen vertheilt, durch seinen ausschließlich aus dem Inland bezogenen Bedarf von Lebensmitteln und Kleidungsstoffen der heimischen Bodenkultur und Industrie zu gute kam. Auf die Kolonisirung

öd liegender Landstriche verwendete er in den zehn Jahren von 1721 bis 1731 nicht weniger als fünf Millionen Gulden. Außer 20,000 andern fremden Kolonistenfamilien kamen damals auch 18,000 Salzburger ins Land, die die Intoleranz ihres Kirchenfürsten aus der Heimat vertrieben.

Ein solches Erstarken des Nachbars mußte Oesterreich natürlich bedenklich machen, trotz des guten Einverständnisses, das die gut deutsche Gesinnung des redlichen Königs und Seckendorfs Gewandtheit zwischen beiden aufrecht erhielten. Ja, dieses Einverständniß war durch jenes Mißtrauen bereits so weit getrübt worden, daß sich der König mit widerstrebendem Gefühl*) in ein unter den damaligen Verhältnissen unnatürliches Bündniß mit Frankreich und England einließ, als Seckendorf ihn durch die Belehnung mit Limburg wieder für Oesterreich gewann.

Friedrich II (1740—1786).

Sein Sohn Friedrich II hatte die Schule der großen Männer, eine leiden- und drangvolle Jugend im vollsten Maße durchzumachen. Da seine schwächliche Gesundheit und seine Liebe zur Ruhe und Einsamkeit keine Spur von einer Anlage zum Soldaten blicken ließen, so war er dem Vater ein Gegenstand der Verachtung, die zum Haß wurde, als letzterer von Friedrichs Absichten auf die Hand einer Tochter des verhaßten Georg II hörte. Der Unerbittliche zerriß dem lernbegierigen Sohne die Bücher, die sich dieser von seinem dürftigen Taschengelde erworben, zerbrach ihm die Flöte, die seine liebste Erholung bildete, ja er ging so weit, ihn zu prügeln, an den Haaren zu reißen, in Arrest zu setzen und ihm mit Erdrosseln zu drohen. Als sich der Prinz den Mißhandlungen durch die Flucht nach Holland zu entziehen versuchte, ließ er den Eingefangenen als fahnenflüchtigen Offizier vor ein Kriegsgericht stellen, dann an ein Fenster binden, als gezwungenen Zuschauer der Bestrafung seiner Fluchtgehülfen, und endlich zum Tode verurtheilen, dem ihn nur das amtliche Einschreiten des Kaisers zu entreißen vermochte.

Mit achtundzwanzig Jahren übernahm Friedrich die Regierung. Er hatte von seinem Vater die erfolgreiche, wohlthätige

---

*) Wie wenig sich die beiden Schwäger Friedrich Wilhelm und Georg II gewogen waren, zeigen schon die Beinamen, die sie sich gegenseitig gaben: jener hieß diesen nicht anders als „mein Bruder, der Komödiant“ oder „mein Bruder Braunkohl“, während er selber dem Andern kurzweg als sein „Bruder Korporal“ oder als „Reichserzsandstreuer“ galt.

Regierungsweise des wohlmeinenden Despoten gelernt und neben dem jähzornigen, rücksichtslos barschen Wesen auch die unermüdliche Thätigkeit und Berufstreue, die kühne Entschlossenheit, die Sorge für strenge, unparteiische Rechtspflege, die Liebe zum Sparen und die erst später hervortretende Neigung zum Kriegswesen geerbt. Damit verband er aber zugleich, was dem Andern ganz gefehlt, einen warmen Sinn für Kunst und Wissenschaft, für die Philosophie und eine freisinnigere Weltanschauung, freilich Alles nur in der Art der seichten französischen Aufklärung, wie sie damals namentlich durch die hugenottischen Einwanderer im Lande und zumal am Hofe auf Kosten der Religiosität und des Deutschthums Wurzel gefaßt hatte. In seiner einseitigen Ueberschätzung der französischen Sprache, Literatur und Aufklärung nannte er sich mit Stolz einen „Schüler Voltaires“, der ihn bald als neuen „Titus“ vergötterte, bald mit den gehässigsten Verleumdungen oder Enthüllungen verfolgte, wenn seiner unersättlichen Habsucht kein Genüge geschah. In dieser jugendlichen Begeisterung für Philosophie und Humanität schrieb er auch seinen „Antimacchiavell“, worin die treulose, schlaue, eigenmächtige Fürstenpolitik mit allen ihren unmoralischen Kunstgriffen persiflirt, die er, kaum auf den Thron gelangt, selber auch als Mittel zur Erreichung seines großen Zieles benützen lernte.

In der That war seine Politik die der nakten Selbstsucht, die keine höhern, sittlichen Schranken kennt. Galt ihm doch die Religion nur als Vorurtheil, gut genug für den Pöbel, und kannte er doch keine andere Gottheit, keine höhern Faktoren in der Geschichte, als die Kraft der Intelligenz und die physische Macht. Daß er unter diesen Umständen kein herzloser Tyrann wurde, verdankte er nur seinen bessern Gemüthsanlagen. Eben durch das Studium der Geschichte, verbunden mit eigener Beobachtung im Leben, hatte er sich einen richtigen Blick für die Beurtheilung der politischen Verhältnisse angeeignet und so begriff er denn, was Preußen Noth thue, und beschloß er, die Erwartungen seiner Vorfahren zu verwirklichen, zu übertreffen, sich zu ihrem Königstitel die entsprechende Macht zu erringen, um sie dann in einer der Größe seines Geistes angemessenen Ausdehnung entfalten zu können. Sobald er das Scepter ergriffen, studirte er seine Stellung, die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft überschauend und vergleichend. Er sah seine Gebiete weit herum zerstreut, das Staatseinkommen war dürftig, in zahllose kleine Kanäle zersplit-

tert; die äußere Machtstellung unsicher, rings von gewaltigen Nachbarn gefährdet. Der Staat war nicht mehr, wie vor einem Jahrhundert, auf die Sandflächen Brandenburgs beschränkt, sondern breitete seine Arme nach allen Seiten, in die Nähe und in die Ferne aus. Er hatte Besitzungen an der Ostsee, an der Oder, Elbe und Weser, am Rhein, selbst auf den Grenzen zwischen Frankreich und der Schweiz. Allein sie lagen alle vereinzelt, ohne gegenseitigen Zusammenhang und Verkehr, es waren mehr Keime zur künftigen Größe und Anlässe zu Kriegen, als Stützen der Macht. Sein Großvater hatte wohl unter den Königen Platz genommen, allein der verfrühte Königstitel lastete mit seinem kostspieligen Glanz zu schwer auf dem in seinen Grundfesten noch so schwachen Staat mit seiner dünnen Bevölkerung und seinem Jahreseinkommen von 35—40 Millionen. An seinen beiden Enden berührte Preußen Oesterreich und Rußland, zwei Riesen, mit denen es sich nicht messen konnte. Hart an der Seite lag ihm das dichtbevölkerte, reiche Churfürstenthum Sachsen, das, durch Polen verstärkt, unter besserer Leitung allein schon ein Achtung gebietender Gegner gewesen wäre. Auf der Nordgrenze beengten es die Schweden, die zwar dem großen Churfürsten stets unterlegen waren, die sich aber dafür dem Nachfolger desselben unter ihrem Karl XII um so furchtbarer gezeigt hatten, und ein solcher „Alexander des Nordens" konnte wieder kommen. Im „Reiche" hatte Oesterreich seit Jahrhunderten das Uebergewicht, wenn ihm auch die fast zum bloßen Titel gewordene Kaiserwürde kaum mehr zu Statten kam, und nur zu oft hatte sich Preußen bereits veranlaßt gesehen, seine Hegemonie unterwürfigst anzuerkennen. Sah das Reich durch letztere seine Verfassung bedroht, zu der der westphälische Frieden den Grund gelegt, so suchte es den Beschützer nicht im eigenen Schooß: Frankreich übernahm die Rolle des Vertheidigers der „deutschen Freiheit". Unter den deutschen Staaten selber aber wäre zu derselben eher noch das in den Besitz des englischen Thrones gelangte, über dessen imponirende Macht verfügende Haus Hannover berechtigt gewesen, als Brandenburg.

Doch derjenige, der in diesen Worten seine klare Einsicht in die politische Vergangenheit seines Hauses und Staates darlegt, war auch der Mann dazu, die Stellung derselben für die Zukunft gründlich umzugestalten. Gleich bei seinem Regierungsantritt traf er die Umstände wie geschaffen zur Ausführung seiner kalt berechneten, rücksichtslos egoistischen Plane. Er sah die Tochter

Karls VI schutzlos auf dem kaum bestiegenen, noch wankenden Thron und er säumte keinen Augenblick mit dem ebenso rechtswidrigen als unritterlichen Angriff. Den Vorwand boten die von Alters her ererbten Ansprüche auf die schlesischen Herrschaften Beuten und Oberberg, auf Jägerndorf, das Herzogthum Liegnitz und den Schwibuser Kreis. Der Zweck war die Erwerbung der gesammten blühenden Provinz, der „Vormauer Brandenburgs". Der entscheidende Beweggrund zum längst vorbereiteten Losschlagen aber war neben der Ungeduld des Ehrgeizes das Vertrauen auf ein kriegeübtes Heer von 72,000 Mann, einen Schatz von neunthalb Millionen Reichsthalern, auf die Anhänglichkeit der Nation, deren Kraft als sein Eigenthum ihm frei zur Verfügung stand, auf den eigenen Geist. Freilich verletzte er mit der Besetzung Schlesiens im Dezember 1740 die bindendsten Verträge, allein der moderne Antimachiavell meinte, die Enthaltsamkeit (sc. von fremdem Eigenthum) sei eine Tugend, an der man einer so verderbten Zeit gegenüber nicht so streng festhalten dürfe; und ohnehin „bezwecke die Besetzung keine Beleidigung der Königin von Ungarn, mit der er vielmehr eine genaue Freundschaft anzuknüpfen wünsche, sondern vielmehr die Sicherung der Provinz gegen ihre eigentlichen Gegner". Wirklich war gleichzeitig mit dem Einmarsch ein Bote mit einem Vergleichungsvorschlag auf dem Wege nach Wien. Indeß täuschte diese Heuchelei Niemand über die wahre Natur einer Handlung, die der Zündfunke zu einem europäischen Krieg werden sollte. Sie hatte alle Welt überrascht. Vergebens hatten die fremden Gesandten am preußischen Hofe, wie an allen andern, gelauert, um alle Anschläge zum Voraus zu erspähen. An Friedrichs Schweigsamkeit und seiner autokratischen Weise, Alles selber und rasch auszuführen, ohne mit Jemand eine Verabredung zu treffen, ohne Boten auszusenden, Bundesgenossen zu suchen oder Gesandte anzuhören, waren alle Spionirkünste zu Schanden geworden.

Umsonst bemühte sich der achtzigjährige Kardinal de Fleury, der den Eidbruch mehr scheute als der philosophische König, mit seinen alten Vermittlerkünsten das Garantie-Versprechen Frankreichs und den Frieden aufrecht zu erhalten. Der Marschall de Belleisle, der seine großartigen Pläne mit überzeugender Klarheit auseinander zu setzen verstand, wies nach, wie sehr es im Vortheil liege, daß man die kleinen Staaten Deutschlands unterstütze und dadurch die Macht des alten Nebenbuhlers Oesterreich schwäche. So wurden denn nun die Churfürsten mit französischem

Golde dahin bearbeitet, daß sie den Gemahl Maria Theresia's bei der Kaiserwahl übergehen sollten; und in der That ward, obwohl auch Karl VI dem letztern bereits um schweres Geld die Stimmen erkauft hatte, dem bayrischen Churfürsten die Kaiserkrone angeboten, als Karl VII (24. Januar 1742) und dazu ein Theil der österreichischen Erbländer. Frankreich, Spanien, Preußen, Sachsen-Polen, Sardinien, die Churfürsten von Köln und von der Pfalz verbanden sich mit ihm zur Theilung des Habsburgischen Erbes, von dem sie Maria Theresia nur Niederösterreich, Steyermark, Kärnthen, Krain, Ungarn und die Niederlande lassen wollten. England verharrte zwar in seinem Bündnisse mit Oesterreich, versprach aber zu gleicher Zeit den Alliirten, neutral bleiben zu wollen, da Georg für sein Hannover besorgt war und Walpole, dem das Parlament blindlings gehorchte, überhaupt den Krieg scheute. Inzwischen waren (im August 1741) die Franzosen mit den Baiern unter Belleisle in Oberösterreich eingefallen und hatte sich Karl VII in Linz huldigen lassen, während sich der Churfürst von Sachsen zum König von Böhmen ausrufen ließ.

Die schwer bedrängte Fürstin, der die Feinde keinen Ort zur Niederkunft übrig ließen, nahm, was damals kein König gewagt hätte, ihre Zuflucht zu der Liebe ihrer Völker und warf sich den Ungarn in die Arme, so schwer diese auch von ihrem Vater gekränkt worden waren. Kaum vom Wochenbette aufgestanden, trat sie in ungarischer Nationaltracht, mit Krone und Schwert, vor den Landtag, beschwor den von Leopold I abgeschafften Eid des Königs Andreas II und bat ihn um Schutz für den neugebornen Erzherzog. Begeistert von ihren Worten und ihrer durch Gram und Körperleiden noch rührender gemachten Schönheit, gelobten ihr die Magnaten schleunige Hülfe; Alles griff zu den Waffen; rasch sammelte sich eine Masse Fußvolkes; das fruchtbare Ungarn lieferte in kurzer Zeit mehr Geld und Lebensmittel aus eignem Antrieb, als sonst jemals mit Zwang zusammengebracht werden konnte; ja der patriotische Eifer ging oft bis zur schonungslosen Härte.

Eine ganz eigenthümliche Erscheinung unter jenen Insurrectionstruppen war der berüchtigte Freiherr Franz von der Trenck, der, aus einem preußischen Geschlechte stammend, in Kalabrien geboren wurde und in Kroatien aufwuchs. Unter dem wilden Volke dieses Landes eignete er sich seinen tollkühnen Muth, seine räuberische Habsucht, die seine Schlösser in Ungarn mit Schätzen

füllte, und seine absolute Menschenverachtung an, und erwarb sich durch seine ungewöhnliche Körpergröße und Kraft und noch mehr durch seine erstaunliche Gewandtheit im Kopfabhacken einen großen Ruf. Auch seine geistigen Fähigkeiten waren nicht gering, wie er denn z. B. sieben Sprachen mit Gewandtheit sprach. Diesem raubthierartigen Manne, dem es nur in den Irokesenszenen des kleinen Vorpostenkrieges wohl war, wurde eine willkommene Aufgabe zu Theil. Eben damals hatte man nämlich aus slavonischen Straßenräubern (junaci) ein Corps Panduren gebildet, die durch beständigen Kampf gegen die Türken die Grenzen decken sollten, die aber statt dessen oft genug das eigene Land brandschatzten. Den Truppen, die die Regierung deshalb zu wiederholtenmalen gegen sie aussandte, brachten sie eine Niederlage um die andere bei, und vor einer größern Uebermacht flüchteten sie in ihre unzugänglichen Wälder. Sahen sie sich durch Bauern verrathen, so brannten sie ihnen ihre Dörfer nieder. Wurde ein Theil zurückgetrieben, so kamen ihnen die andern Schaaren zu Hilfe; fiel Einer, waren Alle zur blutigen Rache verpflichtet. Gegen diese Landplage war nun eben Trenk der rechte Mann. Er jagte die Buschklepper rastlos wie Wölfe und tödtete sie einzeln, Einen nach dem Andern, ohne sich ihnen gegenüber jemals an ein gegebenes Wort oder irgend ein anderes Gebot der Loyalität zu kehren. Schon hatte er sie fast gänzlich unterworfen, als er beim Ausbruch des österreichischen Erbfolgekrieges aus Wien die Ermächtigung erhielt, ein Freicorps zu bilden und in dasselbe auch Räuber aufzunehmen, denen für diesen Fall die Straflosigkeit zugesichert wurde. Mit beiden Händen ergriffen die in die Enge getriebenen Panduren die Gelegenheit zu ungestraftem Plündern und Morden, und so erneuerten denn diese gefürchteten „Rothmäntel" unter ihren würdigen Führern Trenck, Menzel ꝛc. in dem unglücklichen Bayern die Schrecken des dreißigjährigen Krieges.

Indessen hatte sich Manches zu Gunsten Maria Theresias geändert. Mit Hilfe der englischen und holländischen Subsidiengelder rüstete sie ein kampfbegieriges Heer unter denselben Generalen, die ihr Vater für den unglücklichen Ausgang des letzten Türkenkriegs mit dem Kerker gestraft hatte und die jetzt ihr Vertrauen zum glühenden Eifer begeisterte. Ihr Schwager, Prinz Karl von Lothringen, eroberte Prag und vertrieb die Franzosen aus Böhmen. Sardinien verständigte sich aus Mißtrauen gegen die durch Toscana gegen die Lombardei heranrückenden Spanier

wieder mit Oesterreich. Frankreich führte den Kampf nur lau, da Fleury die Finanzen schonen wollte und von der Gerechtigkeit des Krieges keineswegs überzeugt war. Dem Kaiser Karl VII aber, dem erbittertsten Gegner Maria Theresias, der aber nach ihrem eigenen Geständniß zugleich der ehrlichste, wohlwollendste und großmüthigste war und der, nicht weniger muthvoll als Friedrich, nur darum geschmäht wurde, weil er unterlag: ihm that das Herz weh, daß Deutschland um seinetwillen unter den Verwüstungen des Krieges leiden solle, und dann war er auch bereits in solcher Geldnoth, daß er von Noailles einen Wechsel auf 40,000 Thaler annehmen mußte.

Dagegen waren allerdings die Preußen durch die Raschheit ihrer Bewegungen und die größere Einheit des Commando's im Vortheil. Auch stand an der Spitze der letztern ein ausgezeichneter Feldherr, der alte Schwerin, der schon unter Malborough bei Blenheim gefochten, Karls XII Abenteuer bei Bender mitgemacht und dann seinen Heldenarm noch manchem andern Fürsten geliehen hatte. Allein Friedrich hatte nur seinen eigenen Vortheil im Auge und ließ daher seine Verbündeten sogleich gänzlich im Stich, als er jenen erreicht sah, als ihm Maria Theresia im Breslauer Frieden Ober- und Niederschlesien nebst der Grafschaft Glatz abtrat (11. Juni 1742).

Inzwischen währte der Kampf auf den andern Seiten mit abwechselndem Glücke fort. Auch England nahm jetzt thätigen Antheil daran, da es sich mit Spanien in den vielbestrittenen Seerechtsfragen wieder einmal überworfen hatte. Seine Admirale Georges Anson, der nach Chili und Peru segelte, und Vernon, der mit einer stark bemannten Flotte von fünfzig Schiffen bei der Landenge von Panama stand, machten eine unermeßliche Beute. So kämpfte man auf beiden Halbkugeln um eine Erbschaft, die die ganze europäische Politik mit allen ihren vielgestaltigen unsittlichen Kunstgriffen, ihren endlosen Unterhandlungen in rastlose Bewegung setzte und der zu lieb Menschenblut, Geld und Rechtsgrundsätze mit gleicher Rücksichtslosigkeit geopfert wurden, obwohl nur ein kleiner Theil der Staaten von der Erbschaft und kein einziger vom Untergange Oesterreichs einen unmittelbaren Gewinn zu erwarten hatte.

Maria Theresia konnte den Verlust ihres Schlesiens nicht verschmerzen und ihre Hauptsorge war deshalb darauf gerichtet, sich Bundesgenossen zu seiner Wiedereroberung zu verschaffen, zu welchem Zwecke sie Sardinien durch die freigebigsten Gebietsab-

tretungen zum Wormser Bündniß bewog (13. September 1743). Um sich dafür durch die Eroberung Neapels schadlos zu halten, schickte sie ein Heer unter Lobkowitz gegen dasselbe, bei welcher Gelegenheit auch der Kirchenstaat trotz seiner Neutralität arg mitgenommen wurde (1744).

Dagegen zog jetzt zum Schutze der Legationen und zur Bestrafung des abtrünnigen Bundesgenossen ein 70,000 Mann starkes spanisch-französisches Heer unter Gages und Maillebois herbei, das, von der für die Markgrafschaft Finale besorgten Republik Genua unterstützt, die Sardinier am 19. Dezember 1745 bei Bassignana schlug und einen großen Theil ihres Landes eroberte. Zuletzt aber besiegte der Fürst von Lichtenstein dasselbe am 16. Juli 1746 bei Piacenza und Carl Emanuel III, der sich durch Unterhandlungen Zeit zur Eroberung gewonnen, trieb die Franzosen über die Alpen zurück, während gleichzeitig die Oesterreicher unter Botta Adorno in Genua einzogen, aus dem sie jedoch am 5. Dezember ein Volksaufstand vertrieb.

Um so glücklicher aber kämpften die Franzosen auf andern Punkten. Ueberhaupt führte Ludwig XV den Krieg jetzt mit größerem Nachdrucke, seit er durch die „Brandschriften der österreichischen Minister" gereizt, aus einem bloßen Verbündeten Bayerns ein selbstständiger Gegner Oesterreichs geworden war, das sich dagegen im Warschauer Vertrag (8. Januar 1745) um so fester mit Großbritannien, den Niederlanden und dem Churfürsten von Sachsen verband. Der aus dem Hause des letztern stammende, aber in französischen Diensten stehende Marschall von Sachsen, einer der größten Feldherrn, der namentlich die Artillerie und die Marschfertigkeit seiner Schaaren trefflich zu verwenden verstand, schlug das englisch-holländisch-österreichische Heer am 11. Mai 1745 bei Fontenoy, am 11. Oktober des folgenden Jahres bei Raucoux und, nachdem er bis an die holländischen Grenzen erobernd vorgedrungen, am 2. Juli 1747 bei Laufelt. Zu gleicher Zeit unterstützte Frankreich, um das englische Hülfsheer ganz oder theilweis vom Continente zu entfernen, den Prätendenten Charles Edward Stuart, der am 27. Juni 1745 auf der schottischen Küste landete, das Land in Besitz nahm, bis nach Derby vordrang und zu Anfang des folgenden Jahres bei Falkirk siegte, dann aber durch die Niederlage bei Culloden (im April) zur Flucht gezwungen wurde.

Während dessen hatte sich im Norden ein Gegner, der für Maria Theresia noch gefährlicher war, neuerdings erhoben:

über die diplomatischen und militärischen Rüstungen der beraubten Gegnerin besorgt, hielt es Friedrich II für gerathen, die noch immer schwierige Lage der letztern zu neuen Siegen zu benützen und sich so den Besitz Schlesiens fester zu sichern. Der Vorwand war bald gefunden: er mußte seinen rechtmäßigen Kaiser, für den er selber mitgestimmt, gegen die schützen, die ihn seiner neuen Würde und sogar seines Landes berauben wollten. So rückte er, nachdem seine Vorschläge, wie er vorausgesehen, verworfen worden waren, im August 1744 mit einem 86,000 Mann starken Heer, dessen Reiterei jetzt Dank den Bemühungen eines Seydlitz und Ziethen dem längst bewährten Fußvolk würdig zur Seite stand, in Böhmen ein, eroberte Prag, mußte sich zwar vor dem österreichisch=sächsischen Heer unter Traun zurückziehen, schlug aber dafür den Prinzen Karl von Lothringen am 4. Juni 1745 bei Hohenfriedberg, am 30. September bei Sorr, am 23. November bei Großhennersdorf, besetzte Sachsen, wo der alte Dessauer noch mitten im Dezember den entscheidenden Sieg bei Kesselsdorf gewann, und erzwang dadurch den von England vermittelten Dresdener Frieden (25. Dezember 1745). Sachsen mußte ihm eine Million Reichsthaler zahlen, Oesterreich den Verzicht auf Schlesien erneuern, wofür er der Königin von Ungarn den Besitz ihrer deutschen Erbländer garantirte und ihren Gemahl, der am 13. September in Frankfurt unter dem Schutze seiner Truppen als Franz I zum Kaiser gewählt worden war, als solchen anerkannte.

Er konnte letzteres um so leichter thun, als sein unglücklicher Schützling Karl VII inzwischen (am 20. Januar 1745) in seinem stillen Asyl zu Frankfurt gestorben war und dessen Sohn Maximilian Joseph im Frieden von Füßen (22. April) sein Erbland von Maria Theresia, die es im Mai 1743 durch den Sieg bei Simpach zum zweitenmal erobert und im September als Ersatz für Schlesien förmlich in Besitz genommen, zurückerhalten hatte, gegen die unbedingte Verzichtleistung auf seine Erbansprüche, die Anerkennung der neuen böhmischen Churwürde und das Versprechen, bei der Kaiserwahl für Franz zu stimmen.

Als sich nun Maria Theresia, auf diese Weise von ihren nächsten Gegnern befreit, vollends mit Rußland verband und dieses ihr 37,000 Mann zu Hülfe schickte, um so zum erstenmal thätig in die Geschicke Westeuropas einzugreifen, da kam endlich auf Englands Betrieb am 18. Oktober 1748 zu Aachen der allseitig ersehnte Frieden zu Stande. Alle in Europa und beiden

Indien gemachten Eroberungen wurden, wie natürlich auch die gegenseitigen Gefangenen, zurückgegeben, alle frühern vertragsmäßigen Gebietsabtretungen bestätigt, die pragmatische Sanction und die Erhebung des braunschweig-lüneburgischen Hauses auf den englischen Thron anerkannt, Genua und Modena in ihre Rechte wieder eingesetzt. Preußen behielt Schlesien mit Glatz, Sardinien die ihm von Oesterreich abgetretenen Gebiete, nämlich Vigevano, die Grafschaft Angera und Theile des Gebiets von Pavia, so daß fortan der Ticino die Grenze bildete. Der spanische Infant Don Felipe erhielt die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla, deren bisherige Besitzer vergeblich protestirten, Frankreich aber das Cap Breton als klägliche Frucht so vieler Opfer und Siege.

Fünftes Kapitel.

Friedrich II und der siebenjährige Krieg.

Friedrichs II historischer Charakter und Beruf.

Friedrich II, dessen oben skizzirtes Bild wir hier eingehender zu zeichnen versuchen, ist in jeder Hinsicht ein mustergültiger Repräsentant seines einseitig materiellen Jahrhunderts. Er ist vor Allem die Personification seines politischen Grundzuges, des Mercantilsystems, das damals das individuelle wie das staatliche Leben beherrschte. Darum ist er auch der potenzirteste Ausdruck jener macchiavellistischen Politik, die er einst wie in ahnungsvoller oder bewußter Selbstironie gegeißelt. Darum ist er ferner der Typus eines Regenten, der aus Sorge für die Finanzen, nicht aus landesväterlicher Sympathie für das Volk, das materielle Wohl des letztern, aber auch nur dieses, auf alle Weise zu heben sucht. Und darum ist er endlich ein Feldherr erster Größe, der auch den Krieg dem Gedanken unterwirft, der ihn zur Wissenschaft, zu einem mathematischen System erhebt, in dem Alles bis auf das Kleinste berechnet ist. Nach diesen drei Seiten ist er wirklich „groß", aber ein sittlicher Werth liegt nicht in dieser Größe und alle Eigenschaften des Menschen Friedrich protestiren gegen das Prädikat.

Daß er so, in dieser materialistisch-mercantilen Weltanschauung, in deren Rechnungstabellen ein ideales Gut wie die Freiheit keinen Platz findet, ein despotischer Autokrat werden mußte, folgt hieraus von selbst. Nur als solcher hatte er freie Hand, das kaufmännische Rechnungsexempel mit der Volkswirthschaft, nämlich mit den Steuer- und Conscriptionslisten, das strategische mit Menschenleben, das diplomatische mit Staatsinteressen und gegenseitigen Uebervortheilungen in absoluter, bruchfreier Reinheit und Vollständigkeit durchzuführen, den Riesenkampf um sein hohes Ziel erfolgreich durchzukämpfen. Und auch dieser Absolutismus lag ja im Charakter seiner Zeit, die ihn keineswegs bloß als vereinzelte, zufällige Nachahmung des freilich in allem bewunderten Vorbildes in Versailles kannte, sondern als selbstständiges Product erzeugte, als Frucht der lebhafter und einflußreicher gewordenen Diplomatie, der dynastischen Familienverbindungen, der Hauspolitik, der stehenden Heere, des modernen Steuerwesens, der Reception des römischen Rechtes, des Kampfes zwischen der alten Feudalaristokratie und dem modernen Bürgerthum und so mancher andern positiv oder negativ, unmittelbar oder mittelbar mitwirkender Momente.

Daß dieser selbstsüchtige Despot und Politiker keinen Gott, also auch kein Gewissen, kein Menschenrecht und keine Menschenwürde, in der Politik keine Wahrheit und Treue, geschweige denn Großmuth oder Ritterlichkeit kennt, das Alles verstände sich ebenfalls von selbst, wäre auch nicht Voltaire's Vorbild für seinen Schüler allein schon entscheidend gewesen. Der Materialismus kennt nur diese Welt; sein höchstes Gut ist sein Interesse, sein einziges Uebel dessen Beeinträchtigung; sein Gott, dem er sich beugt, ist die zwingende physische Gewalt, der Staat oder dessen Verkörperung, der Autokrat. Pflicht, Loyalität, Menschenachtung, Scham liegen nicht nur weit außerhalb der Consequenzen seines Systems — sie wären eine Beschränkung des autokratischen Willens, eine Negation der persönlichen Souveränität.

Auch das Herz wäre eine störende, irrationale Größe in jenem System, eine fremdartige, inconsequente Zugabe; es könnte den Despoten, den Schlachtenleiter, den intriguirenden Politiker, den skeptischen Philosophen, den glaubenslosen Spötter nur geniren oder doch compromittiren. Friedrich hatte keines, er liebte nichts oder höchstens sein — Windspiel. Er hatte schlechterdings keine Fähigkeit für ein Familienleben, in welchem er rein nur die Quelle der Population sah. Sein eigenes Fami-

lienleben, sein herbes Jugendgeschick, sein tyrannischer Vater hatten ihn wohl zum Mann gestählt, aber dafür auch alles Sanfte, Wohlwollende in ihm erstickt, alles Gefühl verbittert. Er liebte nie, lernte keine Vatergefühle kennen und seine kindlichen konnten sich nicht entwickeln. Er ehrte das Andenken seines Vaters, doch mehr nur als Muster eines Regenten, mehr mit dem Verstand, als mit dem Gefühle. Seine Freunde aber waren ihm nur Gesellschafter, unentbehrliche Zielscheiben seiner unsanften Scherze, die nur zu oft an den Stock seines Vaters erinnerten, seiner erbarmungslosen Witze, die die Wehrlosen aus solcher Höhe nur um so schmerzlicher treffen mußten und ihnen das Vergnügen seines kameradschaftlich herablassenden, lebhaften, geistreichen Umganges manchmal vergällen mochten. Diese kaustischen, picanten Witze aber waren sein liebster Geistesgenuß. Er kannte da keine Galanterie gegen Damen, keine Großmuth gegen das Unglück. Er verschonte nichts damit, doch am liebsten wendete er seine Pfeile gegen die Fürsten, zumal die von Schulden und Ansprüchen strotzenden Miniaturdespoten des damaligen Deutschlands, gegen die Frömmigkeit Maria Theresias, den Dichterdünkel des Kardinals Bernis, die Reize der Pompadour, die Liebschaften Katharina's II, die fanatische Intoleranz des Toleranzpredigers Voltaire, gegen die Philosophen überhaupt, gegen Gott und gegen das Christenthum, das er nur noch als deistische Herzensreligion ehrte. Ja, der Indifferentismus nahm in dem „neuen Julian" selbst eine positiv feindselige Haltung an: auch er ging auf den Vorschlag ein, durch die Wiederherstellung des jüdischen Reiches Christus Lügen zu strafen, doch sein gesunder, praktischer Sinn, der so oft die Wiedersprüche seiner Aufklärungstheorien mit dem realen Interesse und Leben versöhnen mußte, ließ ihn zu keinem Versuche kommen. Er konnte nicht anders, er mußte alle die Fehler und Schwächen der Andern bemerken, sein Beobachtungsblick und Scharfsinn war zu einseitig entwickelt, denn wie sein Geist ganz in der Intelligenz aufging und des Gemüthes entbehrte, so war jene wieder nur Verstand und Gedächtniß, ohne eine Spur von Phantasie. Es war überhaupt kein einziger weicher Zug an diesem Broncebild mit den geometrisch scharfen, eckigen Umrissen. Nicht einmal sinnlich war er, abgesehen von der Tafel und der Tabatiere. So war er denn, wie später Napoleon, eine durchaus nüchterne, einseitig verständige, derb realistische Natur und damit stimmt nun auch seine ganze Erscheinung: sie war unpoetisch im höchsten Grad, von der kleinen, unschönen Gestalt mit

dem Schnupfercynismus und der ärmlichen Kleidung und Umgebung bis hinauf zu den Zügen seines geistigen Bildes. Nur das Großartige seiner Thaten konnte ihm ein Nimbus verleihen; die Lorbeerkrone des Helden, der dem halben Europa das Gleichgewicht gehalten, verhüllte die moralischen und ästhetischen Mängel. Sie und der theilweis richtige Gedanke, daß durch ihn der Geist über die physische Gewalt gesiegt habe, und dann das Originelle seiner scharf individualisirten, urkräftigen und urwüchsigen, mit der äußerlichen Ueberkultur der Zeit contrastirenden Erscheinung konnten ihn bei den Völkern Europa's populär machen. Für die Deutschen kam hinzu, daß er bei Roßbach den seit mehr als einem Jahrhundert um seiner Raubsucht willen verhaßten Nationalfeind gezüchtigt und beschämt hatte und daß er in seiner ganzen kernhaften Art einen rühmlichen Gegensatz bildete gegen die den erstern nachäffenden und zudem maßlos verschwenderischen „Duodezfürsten". Für beides wußte ihm das Volk von Herzen Dank. Seinem eigenen Volke endlich stand er schon dadurch persönlich nahe, daß er mit ihm häufig unmittelbar verkehrte; er griff auf seinen Visitationsreisen überall selbst ein, und oft in einer Weise, die dem Volke zur innigen Genugthuung für die Plackereien der kleinen Beamten gereichte. So konnte er ein Held und Liebling desselben werden, ein Gefeierter seiner Sagen und Lieder, er, der an sich so wenig romantischen Stoff bot, der für das Volk als solches so wenig Sympathie, für das deutsche Wesen so wenig Verständniß und Achtung hatte.

An ihm selber läßt sich nach alle dem wohl keine Spur von deutschem Wesen finden, man müßte nur etwa eine Art Hyperpotenzirung der spezifisch norddeutschen Art annehmen wollen. Die kurzsichtige, oberflächliche Aufklärungsphilosophie des glaubens- und gemüthlosen, boshaft spottsüchtigen Franzosenfreundes, der die Muttersprache verkennt und verschmäht, der von ihr und ihrer gleich verachteten Literatur keinen national bildenden Einfluß an sich erfahren; sein romanischer, centralisirender Despotismus, sein gewissenloser Macchiavellismus — dieß und so manches Andere zeigt, daß er seiner Zeit weit mehr angehört, als seinem Volke.

Deutsch an ihm ist höchstens seine rastlose Thätigkeit, sein eiserner Wille, der das lang Ueberlegte mit zäher Beharrlichkeit durchführt; die ruhige Festigkeit in Noth und Gefahr, die seine Kraft nur noch mehr stählen, seine Rührigkeit verdoppeln, seinen erstaunlichen Reichthum an innern Hilfsquellen erst recht erschließen.

Er bedurfte dieser Eigenschaften zur Erfüllung seiner Mission, und diese klar begriffene, genial durchgeführte Mission, die Erhebung Preußens zur Großmacht, beherrschte ihn vollständig. Ueber ihr wurde er zu dem, was er war: er wurde zum Helden und Feldherrn, er, der von Jugend auf mit Widerwillen gegen alles Soldatenwesen erfüllt werden mußte; zum consequenten, selbst den Günstling verschmähenden Despoten — er, der die Freiheit so liebte, so lang sie ihm selber nicht nahe kam; zum rücksichtslosen Macchiavellisten, zum Meister in der politischen Heuchelei — er, der sich so warm gegen alles Heucheln ausgesprochen; zum rastlosen Landesvater — er, der kein Gefühl für das Volk hatte, von dem auch er nur Steuern und Rekruten erwartete, keine Liebe. Sie erfüllte ihn so ganz, daß er auch da, wo eine Kluft blieb zwischen den Anforderungen, die sie an ihn stellte und zwischen seinem eigenen Wesen und der Ideenwelt, die er dem materialistisch-philosophischen Zeitgeist, zumal der französischen Aufklärung verdankte, daß er auch da nicht nur ohne Bedenken die eigene Anschauungsweise seinem geschichtlichen Berufe unterordnete, sondern daß er selbst diesen bleibenden Widerspruch sammt der Hohlheit jener Ideenwelt, dem Trostlosen seiner Gemüthsleere, seines Skepticismus gar nicht einmal fühlte, daß er befriedigt, vielleicht auch glücklich war.

Solcher Widersprüche aber gibt es gar viele in seinem Wesen und Wirken; nirgends waren der Mensch und der Regent zwei so verschiedene Dinge wie hier. Er ist der Zögling derjenigen, die der französischen Revolution Bahn brechen, und er reservirt dem Adel alle höhern Hof-, Beamten- und Offizierstellen nebst allen Vorrechten seiner Güter, für die er auch das gesammte Lehenwesen bestehen läßt. Er kennt keine positive Religion, keine Intoleranz und schließt die Juden vom Grundbesitz aus. Der „Philosoph von Sanssouci" läßt sich von seinen philosophischen Kollegen gern den „Antonin des 18. Jahrhunderts" nennen und kennt keine größere Landplage als einen Philosophen auf dem Thron. Er ist die personifizirte Prosa in ihrer dürrsten, trockensten Gestalt, die starrste Logik und strebt nach der Dichterkrone, statt der er nur Voltaire's Spott ärndtet.

Mitten in diesen Widersprüchen aber herrscht in unbeschränkter Weise als die Eine durchgreifende Grundidee und Lebensaufgabe eben jene Mission; sie bildet die Consequenz von Friedrich's ganzem Thun, sie macht ihn zum Mann aus Einem Guß. Auf der Hingebung an den Einen Gedanken, auf dem rastlos ener-

gischen Ringen gegen seine riesigen Hindernisse beruht sein Pathos, seine imponirende Größe. Er ist der Mann der That, über ihrer Größe vergißt man das Kleine seines Charakters, das Halbe, Seichte seines Geistes. Daß die That gelungen, bleibt darum nicht weniger beklagenswerth. Deutschlands Einheit bekam damit den letzten Gnadenstoß, der alte Dualismus zwischen Norden und Süden eine neue, gefährlichere Consolidirung.

Und doch machte ihn vor Allem gerade diese That so beliebt beim deutschen Volke. Man sah in ihm den Beschützer der „deutschen Freiheit" gegen den innern Gegner, des deutschen Gebietes gegen die äußern Feinde, deren Barbarei jenen mit ihnen verbündeten Gegner um so verhaßter machte. Man begriff nicht, daß jene „Freiheiten" nichts anderes waren, als die dynastisch-egoistischen, der Volksfreiheit wie der Reichsmacht und Einheit gleich verderblichen Usurpationen der neuen „Landesherrlichkeit". der gegenüber der Kaiser in der leider nur zu schwachen Vertheidigung seiner alten Rechte nur eine durchaus loyale Defensivstellung einnahm. Man vergaß, daß auf der starken Hausmacht jenes vermeintlichen Gegners seit Jahrhunderten der letzte Rest von deutscher Einheit und Kraft beruhte, und ahnte nicht, daß gerade der neue despotische Militär- und Junkerstaat der wahren deutschen Freiheit die schlimmsten Hemmnisse bereiten, daß seine Vergrößerung, die „Befreiungsthat", das feindselig dualistische Reich jenen äußern Feinden für immer wehrlos offen legen mußte. Hatten doch letztere selber keine Ahnung davon, wie sehr sie hier dem eigenen Vortheil widerstrebten.

Dazu hatte er bei der Menge im protestantischen Theile Deutschlands wie in England das Prästigium eines „Vorkämpfers des Protestantismus", während umgekehrt zu gleicher Zeit die damaligen „Gebildeten" dort und anderswo in ihm den ersten „Philosophen auf dem Thron", den Aufgeklärten nach dem zeitgemäßen französischen Schnitt verehrten. Den Franzosen aber schmeichelte eben dieser letztere Zug und überhaupt seine unbedingte, das eigene Volk beschimpfende Huldigung vor ihrer geistigen Ueberlegenheit, und ihre gegen alles Volksbewußtsein, gegen alle Tradition und Gewohnheit verstoßende Verbindung mit Oesterreich mußte ihn nur um so volksthümlicher machen, je verhaßter die kostspielige, schamlose Mätressenwirthschaft war, der sie entsprang, und je mehr man durch den Sieger sich selber an jener principlosen Weiberpolitik und ihren mit dem Feldherrnstab beschenkten Geschöpfen gerächt sah. Daß er endlich auch im eigenen Lande,

dem er so ungeheure Opfer auferlegen mußte, gleichwohl beliebt war, dazu half noch Manches. Er hatte für alle Stände etwas Gewinnendes, sei es in seinem Wesen, sei es in seinem absichtlich angenommenen System. Für den Adel hatte er die Bevorzugung im Staatsdienst, für den Bürger die privatrechtliche Gleichstellung mit dem erstern, zumal auch hinsichtlich der Grundsteuer, für die Protestanten das genannte Vorurtheil, für die Katholiken die Duldung, für die Ungläubigen den spottenden Scepticismus, für die Gebildeten die philosophische Phrase, für den Pöbel die rohe Erscheinung und Manier, für den Armen die thätige Hilfeleistung und das Beispiel des eigenen Sparens und Arbeitens, für den Reichen die Titel, für den Handel- und Gewerbstand die rastlose Fürsorge, für die Künstler und Gelehrten die Unterstützung und Achtung, für das Militär die väterliche Fürsorge und die persönliche Theilnahme an allen Mühen und Gefahren, für das ganze unter der Kriegslast seufzende Volk die gleiche Behandlung Meklenburgs und Sachsens und den Nationalruhm, für die Opposition endlich das volle Gewährenlassen.

Daß letzteres nicht etwa auf einer Achtung vor der Volksstimme, vor dem Volke selber, oder auf dem Bestreben, die Wahrheit, die Bedürfnisse des Landes kennen zu lernen, beruhte, sondern ganz einfach auf rein negativer Gleichgiltigkeit, auf dem ruhigen Sicherheitsgefühl des von Bajonetten umstarrten Selbstherrschers, auf der absoluten Verachtung des wehrlosen Gegners und allerdings auch auf dem berechtigten Bewußtsein des eigenen Regentenwerthes — das erhellt klar aus Äußerungen wie: „Ich und mein Volk verstehen einander: ich laß sie sagen, was sie wollen, und sie lassen mich thun, was ich will", oder: „Er haßt mich? Gut — über wie viele Bajonette hat er denn zu verfügen?" Sein Vertrauen auf die letztern war noch ein unbedingtes, er wußte noch nichts von einer französischen Revolution, es fiel ihm nicht ein, daß die Volksstimme auch eine andere Sprache annehmen könne, oder vielleicht lag auch die Berechnung mit zu Grunde, daß eben diese zahllosen Libelle, deren eines er im bitter ironischen Spotte des Gewaltigen zum bequemen Lesen niedriger hängen ließ, der harmloseste Abzugskanal für die ohnehin nur so schwachen Gährungselemente seien.

Der geistigen Art Friedrichs entsprach auch seine Bildung. Von Jugend auf vernachläßigt, allen planlosen Zufälligkeiten eines auf angebornem Eifer beruhenden autodidaktischen Verfah-

rens ausgesetzt, war sie, von der Kriegswissenschaft und einzelnen Partieen der Geschichte abgesehen, durchaus unfertig, einseitig, oberflächlich. Bei seiner Gemüth- und Phantasielosigkeit konnte von einem Sinn für die antike, die mittelalterliche oder die neuere italienische Kunst keine Rede sein. Auch die Tiefe der modernen Philosophie mußte seiner hausbackenen Verstandesnatur für immer unzugänglich bleiben. Das Trockene, Nüchterne seines für alles Ideale verschlossenen Wesens hätte ihm vollends für die deutsche Kunst, die Anfänge der deutschen Literatur alles Verständniß von Haus aus verschließen müssen, selbst wenn er nicht, als ächtes Kind seiner Zeit, von Grund auf französisirt worden wäre. Nun trug aber zu Allem hin das Ganze eben dieses Gepräge seiner französischen Vorbilder. Nur ihre Literatur, wenigstens die neuere, kannte er etwas genauer, nur ihre Sprache liebte und gebrauchte er, aber freilich auch diese nur so, daß seinen Secretären genug zu corrigiren übrig blieb, an Grammatikalschnitzern so gut wie an Reimfehlern.

Gewaltig wie Friedrichs geschichtliche Rolle, und vielseitig wie seine persönliche und politische Stellung war auch sein Einfluß auf die Zeit, der er selber so viel verdankte, auf das Volk, mit dem er so wenig gemein hatte. Er drang um so weiter und tiefer, je allgemeiner die Bewunderung des großen Mannes war. Selbst bis auf die deutsche Sprache erstreckte er sich, die Friedrich so wenig kannte und achtete: seine Schrift „über die deutsche Literatur und ihre Fehler ꝛc." gab gute Grundsätze und Verbesserungswinke an die Hand, die ihre Beachtung fanden und Früchte trugen. Ueberhaupt förderte er das deutsche Wesen, das er in Allem verleugnete, das deutsche Nationalbewußtsein, das er zu gleicher Zeit noch stärker entzweite. Er that es natürlich unbewußt: was wußte und wollte er von einer Nation und vollends von der deutschen und ihrem Bewußtsein? Es gab sich von selber. Das arme Volk, das nur den Moment und das Aeußere erfaßt, war eben froh, wieder einmal einen Fürsten von altdeutscher Einfachheit und Derbheit im Aeußern, von deutscher Heldenkraft und Kühnheit zu besitzen, der es am räuberischen Erbfeind glorreich rächte und ihm dadurch ein neues Selbstgefühl einflößte. Und noch in anderer Hinsicht nützte er diesem Volke. Seit sein frischer Glorienschein den des großen Ludwig verdunkelte, nahm mancher deutsche Fürst jetzt ihn mit seiner Sparsamkeit zum Vorbild, um im einfachen Kleide am einfachen Hof als zweiter Friedrich zu prunken, statt in unsinniger Prunksucht die Finan-

zen zu ruiniren, in kindischen Etiquette-Nergeleien den äußern Frieden zu gefährden. Für das eigene Land hatte dieses Nationalgefühl natürlich noch eine ganz andere Bedeutung. Als specifisch preußisches Bewußtsein ersetzt es hier dem Staate das Gemeingefühl, das anderswo auf dem Alter seines individuellen Bestehens und auf seiner organischen Entwicklung beruht. Es giebt ihm einen moralischen Zusammenhang und Halt, da das Band einer ethnographischen Individualität, einer natürlichen Grenze, eines gemeinsamen volkswirthschaftlichen Charakters und Interesses, fehlt. An den großen Friedrich klammert sich jenes Bewußtsein an; sein Andenken wird der Stolz des Volkes, das unter ihm Europa trotzte, die bleibende Nahrung seines Selbstgefühls und Muthes, die bis auf unsere Tage herab, so gut wie die napoleonische Tradition in Frankreich ihre Dienste thut.

In der eigentlichen Regententhätigkeit steht Friedrich II unübertroffen da. In seinem unermüdlichen, vom Größten bis in's Kleinste gehenden Eifer an Karl den Großen erinnernd, ist er besonnen genug, trotz seiner französischen Nivellirungsideen nirgends an den geschichtlichen Grundlagen seines Staates, an der socialen Gliederung zu rütteln, sich nirgends so zu überstürzen und selber zu gefährden, wie seine unglücklichen Schüler Peter III und Joseph II gethan. In der maßvollen Verbindung von Reform und Conservatismus schließt er sich nicht weniger würdig an seine Ahnen, den großen Churfürsten und Friedrich I, an, als in jener unverwüstlichen Arbeitskraft.

Friedrich II als Volkswirth.

Seine Glanzseite bildet die Sorge für den materiellen Wohlstand. Die Mittel zum Kriege zu beschaffen und seine entsetzlichen Folgen zu heilen, waren zwei gleich dringende Aufgaben. Freilich war er auch hier Despot, der, wie z. B. in der Handhabung des Kaffeemonopols, die eigene Würde so wenig schonte als die persönliche Freiheit; der — wie beim Verbot der Wollenausfuhr — für einen untergeordneten Finanzzweck sogar die Todesstrafe als Mittel verwendete; der, wie bei der Einführung der Seidenzucht, oft weit mehr Eifer als Einsicht und Ueberlegung bewies. In einer ganzen Reihe rasch auf einander folgender Verordnungen sorgte er für den Bergbau, zumal durch schärfere Durchführnng der zum Schutz des Salzmonopols bestehenden Verfügungen; für den Ackerbau, für den er unter Anderm

durch den Oderkanal einen ganzen Landstrich trocken legte, der bald mit 2000 Familien in 280 Dörfern bevölkert war und weitere Striche fortan vor Ueberschwemmungen schützte; für das Manufacturwesen, das er durch Schutzzölle hob und einer eigenen Commission unterstellte. Er führte die Fabrikation holländischer Thonpfeifen, englischer Bleistifte, französischer Lackarbeiten ein; machte die Porzellanfabrik, die der edle Gotskowski 1761 gegründet und dann an den Staat verkauft hatte, zu einer der ersten ihrer Art; förderte die Wollenmanufactur durch die Einführung von Merino's, die Herbeiziehung fremder Arbeiter und das Verbot der mit Todesstrafe bedrohten Ausfuhr von roher Wolle, und unterstützte in ähnlicher, wenn schon minder energischer Weise auch die Tapeten-, Sammt-, Stickereien-, Spitzen-, Papier-, Leim-, Fayence-, Glas-, Kurzwaaren-, Zucker- &c. Fabrikation. Den Handel belebte er besonders durch den Plauen- und den Finow-Kanal zwischen Elbe und Oder, durch den Swine-Kanal, der von dem schwedischen Zolle befreite und eine neue Stadt hervorrief, durch die Eröffnung des Stettiner-Hafens, dessen Holzhandel nach Frankreich er besonders begünstigte, durch die Gründung einer chinesischen Handelscompagnie und einer Gesellschaft für den Häringsfang, durch die Vervollkommnung des Postwesens. Dagegen trat er den Interessen des Handels und der Landwirthschaft entgegen durch das Verbot der Wollenausfuhr, wodurch die Industrie gehoben, und die Erschwerung der Getreideausfuhr, womit den Armen geholfen werden sollte.

Wie er durch alles dieses die Steuerkraft des Landes erhöhte, so vermehrte er die Staatseinnahmen auch direct durch Luxus- und Verzehrungssteuern, zumal durch das Kaffee- und das Tabaksmonopol, die beide sehr lästig waren; durch die Verbesserung des Stempelwesens; durch die sorgfältigere Bewirthschaftung der Krongüter, aus denen er sogar das Wildpret verkaufen ließ u. s. f. Eben so eifrig aber war er, eine seltene Ausnahme unter seinen gekrönten Zeitgenossen, andrerseits auch auf die Schonung der Finanzen bedacht. Wie er sich selber ärmlich kleidete und seine Bedienung, überhaupt seine Hofhaltung auf das Allernothwendigste beschränkte, so stattete er auch seine Gesandten nur dürftig aus, und seine übrigens treffliche Tafel kostete jährlich bloß die vergleichsweise kleine Summe von 25,000 fl. Durch alles Dieses wurde es ihm möglich, nach sieben Kriegsjahren bei einem Heere von 150,000 Mann und der Armirung der schlesischen Festungen — beides schien zur Sicherung der drei-

mal theuer erkauften Provinz immer noch nöthig — und trotz der ausgiebigsten Unterstützung der durch den Krieg besonders mitgenommenen Landestheile die Finanzen neu zu kräftigen.

Bis an chinesisch-japanische Grenzsperre aber streifte seine Sparsamkeit, wenn er, um das Geld im Lande zu behalten, die Reisen in das Ausland dadurch erschwerte, daß er Pässe nur ungern, nur auf kurze Zeit und unter Fixirung der Reiseauslagen zu ertheilen pflegte.

Entschieden nachtheilig wirkten dagegen auf den Handel, von dem er nichts verstand, die gut gemeinten Maßregelungen der von ihm unterstützten Handelsgesellschaften, die Privilegien, die freilich von der Noth geforderte Verschlechterung der Münzen; dann auf den Wohlstand überhaupt die Erhebung der Accise in der Form der niederländisch-französischen Regie, die er zudem in die Hände überreich besoldeter, betrügerischer Franzosen legte; die Verpachtung der Zölle an Fremde, die Einführung der Lotterie.

Bei aller Sparsamkeit that Friedrich gleichwohl viel für Kunst und Wissenschaft. Er gründete die Akademie der Wissenschaften und der schönen Künste, kaufte das Antikenkabinet des Kardinals Polignac, und führte die Oper in Berlin ein, deren Kosten aus seinen Privatmitteln bestritten wurden, wofür er dann auch die Zuschauer auf seinen eigenen Namen zum unentgeltlichen Besuche einladen ließ.

Außerdem wurde die Literatur unmittelbar von ihm selber bereichert, nicht durch seine mark- und saftlosen, frostigen Dichtungen und seine seichten philosophischen Abhandlungen, wohl aber durch seine gleichfalls französisch abgefaßten historischen Schriften, die „Denkwürdigkeiten zur Geschichte des brandenburgischen Hauses", die in schwerfälligem Stile oberflächliche Reflexionen und kaltlassende Schilderungen, aber auch anschauliche Auseinandersetzungen der Thatsachen und der Motive nebst feinen politischen Winken enthalten; dann die „Geschichte meiner Feldzüge", die uns in das Wesen der neuern Strategik einführen und durch die edle Objektivität der Selbstkritik fesseln; wie denn überhaupt Friedrichs eigene Schriften sein treuestes Bild enthalten; und endlich die „Geschichte meiner Zeit", die im philosophischen Ton gehalten ist und mit besonderem Wohlgefallen bei den Fortschritten des französischen Deismus verweilt.

Friedrich II als Administrator.

Weit weniger erfreulich wird die Scene, wenn wir Friedrich vom staatsökonomischen Felde auf das administrative hinüber begleiten, wo die Schattenseiten die Lichtseiten fast überwiegen. Er war hier bis in's Kleinste herab der consequenteste Autokrat. In der Ueberzeugung, daß er selber stark genug sei, sein Volk reich und dadurch mächtig zu machen, und daß die Theilung der Arbeit das Einheitliche seines Strebens beeinträchtigen müßte, besorgte er Alles selber, auch das, was anderswo selbst die Minister nicht eigenhändig thun, sondern ihren Subalternen überlassen. Wie er sein eigener Hausintendant, Kammerherr und Expeditor war, so betrachtete und verwendete er auch die Behörden nur als seine einfachen Commissäre. Selbst die Kabinetsräthe (lauter Bürgerliche), die durch die Minister (lauter Adelige) das gesammte untergeordnete Räderwerk der Staatsmaschine in Bewegung setzten, waren nur die Organe seines Willens, und von Landständen, wie sie damals noch im übrigen Deutschland bestanden, war ohnehin keine Rede mehr. Auch von einem Staatsrath wollte er nichts wissen, obwohl dieser in einem absoluten Staat das einzige Mittel ist, die Einheit der nur durch eine Person repräsentirten Staatsgewalt sammt dem jeweiligen politischen System auf den Nachfolger ohne Unterbrechung zu übertragen.

Wahrhaft wunderbar ist die eiserne Körper- und Geisteskraft, die Friedrich nach seinem Grundsatze, nichts auf den folgenden Tag zu verschieben, in dem täglichen Mechanismus seiner Regierungsweise entfaltete, ohne darüber die geistige Spannkraft für das Große, den gewaltigen Plan zu verlieren. Jeden Morgen las er eine Masse Briefe, deutete die zu ertheilenden Antworten kurz an, unterzeichnete und expedirte sie; darauf revidirte er Rechnungen und zuletzt musterte er seine Garde mit der Aufmerksamkeit eines Unteroffiziers.

Allerdings war diese straffe Concentrirung der Staatsgewalt nöthig für die Assimilirung der in ihrer Bevölkerung und socialen Einrichtung so verschiedenen, so weit entlegenen Gebiete, die erst so kurze Zeit beisammen waren; und sie war ferner nöthig für die Erreichung und Behauptung seines Ziels, denn nur wenn er über Schatz, Heer und Volk unbeschränkt verfügen konnte, war er stark genug zum ungleichen Kampf. Daran aber, daß umgekehrt auch eine freie Verfassung ein Volk stark, unüberwindlich machen kann und zwar in würdigerer, für das gesammte üb-

rige materielle und moralische Leben des Staates viel gedeihlicherer Weise, daran dachte er, das Beispiel des alten Griechenlands vergessend, keinen Augenblick. Eben so wenig begriff er, daß ein Staat ohne solche Verfassung, ohne ein freies Gemeindeleben zumal, bei allem Schimmer der äußern Macht, die denn doch immer nur auf der Einen gewaltigen Persönlichkeit eines Friedrichs beruht, stets schwach und innerlich morsch bleiben muß.

Eben zu dieser innern Morschheit nun, wie sie bei der Katastrophe von 1806—7 im Staats- und im Heeresorganismus offen genug zu Tage trat, legte jene übermäßige Concentrirung die Grundlage. Zum Mangel einer freien Municipalverfassung, des individuellen, centrifugalen Elements im Staat, fügte sie die innere Schwächung seines ergänzenden Gegenmomentes, des Beamtenstandes. Sie machte ihn zur willenlosen Maschine und nahm ihm damit alle Würde, alles eigene innere Leben, alles Selbstvertrauen, alles höhere Standes- und Pflichtgefühl. Die Behörden brauchen kein Talent und eigentlich auch keine moralische Tüchtigkeit, da ihnen nichts anvertraut ist und nichts von ihnen verlangt wird als Schreibfertigkeit und Kenntniß des mechanischen Formelwesens. Von einem Sporn zur intellectuellen Ausbildung, zur Kraftanspannung, von einem Wetteifer ist da keine Rede mehr.

Am schlimmsten fuhr dabei der Richterstand. Nicht nur wurde seine vom Begriffe des Rechtes geforderte Unabhängigkeit grundsätzlich und ausgesprochenermaßen verworfen, sondern die Kabinetsjustiz machte sich gerade hier bei Friedrichs genannter Weise, Alles selbst zu thun, in ganz besonders ausgedehntem Maße praktisch geltend. Was half es, daß die collegialische Zusammensetzung der Behörden die büreaukratische Willkür ferne hielt, wenn ein leidenschaftlicher, jähzorniger Fürst, der materiell wohl stets das Rechte wollte, der aber von Gesetz und Rechtsverfahren nichts verstand und sich an kein Rechtsinstitut kehrte, der keine Einwendung, nicht einmal eine lange Erörterung oder einen kurzen Aufschub ertragen konnte, wenn ein solcher jeden Augenblick mit seinem drohend erhobenen Krückenstock mit einem „Esel" oder einem urkräftigen Soldatenfluch drein wettern konnte, wenn er zur Untersuchung eines Prozesses Commissäre schickte, die von seiner factischen Sachlage so wenig verstanden, als vom Rechte? Ging doch Friedrich oft genug, nicht etwa bloß in der bekannten Angelegenheit des Müllers Arnold, so weit, daß er aus persönlicher Leidenschaft oder Laune Richter absetzte und arretirte, gegen die er ein übereiltes Vorurtheil gefaßt.

Entschieden wohlthätig waren dagegen die legislativen Reformen in der Rechtspflege. Daß z. B. fortan Alles deutsch verhandelt werden sollte, daß in erster Instanz statt der Advocaten die Betheiligten selber erscheinen mußten, war ein großer Gewinn für letztere, für das ganze Volk, dem hiedurch das seit der Reception des römischen Rechtes so schwer gewordene Verständniß der Gesetze und des über seine wichtigsten Interessen entscheidenden Gerichtsverfahrens wieder etwas erleichtert wurde. Wie das letztere so durch die Entfernung der Advokaten und des Schriftenwechsels abgekürzt wurde, so erhielt es zugleich auch mehr Regelmäßigkeit und Ordnung; es wurde von vielen Mißbräuchen gereinigt und durch die Anordnung einer alle drei Jahre vorzunehmenden Amtsvisitation gegen Pflichtversäumniß und Bestechlichkeit möglichst sicher gestellt. Doch blieb das in letzterer Hinsicht so bedenkliche, aber im Geiste der autokratisch-patriarchalischen Regierungsweise gelegene System des Inquisitionsverfahrens. Auch an der zeitgemäßen Umgestaltung des materiellen Rechtes selber wurde von dem Verfasser des Prozeßordnungs-Entwurfs, dem Großkanzler Samuel Coccejus gearbeitet. Dasselbe war nemlich bis dahin eine ganz prinziplose Mischung von römischem, kanonischem und älterem und neuerem deutschem Recht gewesen, wobei nicht einmal das Veraltete von dem noch Geltenden streng geschieden war, so daß sich die praktische Anwendung außerordentlich unsicher, schwankend, ungleichmäßig gestalten mußte. Zwar hatte man dem durch eine Menge von Edikten abzuhelfen gesucht, allein diese hatten den Wirrwar, die Widersprüche nur vermehrt. Coccejus suchte diesen Uebelstand in seinem Corpus juris Friedericiani zu beheben, allein er blieb auf halbem Wege stehen, indem er seiner Arbeit doch wieder das römische Recht zu Grunde legte und zudem neben ihr alle die vielgestaltigen Provinzial- und Lokalrechte bestehen ließ, so daß also sein Codex nur in zweiter Linie, nur subsidiarisch und ergänzend einzutreten hatte und mithin der Praxis mit all seinem vergleichsweise einheitlichen, einfachen, klaren Wesen nur in beschränkter Weise nützen konnte. Uebrigens kam der größere Theil dieser Reformen, über deren praktischen Werth die tüchtigern Juristen, Cramer und Suarez voran, nach einjähriger Erfahrung ihre Gutachten abzugeben hatten, wegen verschiedener Mißstände und Schwierigkeiten erst im Jahre 1795 zur definitiven gesetzlichen Geltung.

Aber auch auf diesem Gebiete fanden die unseligen Auswüchse des Zeitgeistes ihren treuen Ausdruck in Friedrich. Kaum

haben wir uns über die gleichfalls von der Zeitrichtung geforderte Milderung der barbarischen Strafen einer früheren Zeit gefreut, treffen wir wieder auf Verfügungen, die, wie die auf die Ehe und ihre außerordentlich erleichterte Scheidung bezüglichen, durch ihren Wortlaut wie durch ihre Tendenz die religiösen und sittlichen Gefühle des Volkes verletzen und allmälig abstumpfen mußten. Ja, der Haß gegen alles Religiöse verstieg sich selbst bis zu dem eben so unsinnigen als roh-grausamen Verbot, den Delinquenten auf seinem letzten Gange von einem geistlichen Beistande begleiten zu lassen.

So hatte der „große Friedrich“ als Gesetzgeber wie durch das eigene Beispiel im täglichen Leben nebenbei einen unsäglich verderblichen Einfluß auf die Zeit, deren Strömung ihn selber so sehr beherrschte, auf die Moralität und den Glauben des deutschen Volkes. Jener Einfluß aber war nur um so kräftiger, je größer die geistige Autorität des bewunderten „Nordischen Salomo's“ war und je mehr er in andern Punkten die allgemeine Bewunderung wirklich verdiente. Daß er für seine Person durch seine edlere Natur von der praktischen Consequenz seiner innern Unmoralität, von der eckelhaften Unsittlichkeit eines Ludwigs XV, einer Katharina II und Anderer bewahrt blieb, verminderte das Schädliche jenes auf die innern geistigen Grundlagen aller Sittlichkeit gerichteten Einflusses keineswegs. Eine Tendenz aber war mit letzterem natürlich nicht verbunden, auf seine Zeit wollte Friedrich nicht wirken, weder im Guten noch im Schlechten.

Friedrich II als Feldherr.

Hat uns bis jetzt der Letztere auch als Regent so manche Schattenseite gezeigt, die freilich insgesammt weniger in seinem Charakter, als in seiner Zeit, seiner despotischen Stellung, seiner geschichtlichen Aufgabe begründet liegen, so strahlt uns dafür sein Feldherrnruhm, den er seiner Theorie und dem großartigen Erfolg seiner Thaten zumal verdankt, um so ungetrübter entgegen. Allerdings ist nicht zu leugnen, daß er eingestandenermaßen manchen verhängnißvollen Fehler beging (Hochkirch 2c.); daß sein Bruder Heinrich und Prinz Ferdinand von Braunschweig ihn an umsichtiger Ueberlegung und im Detail der Manövrirkunst, nicht selten übertrafen. Auch das steht fest, daß er, wie er selber mit edler Bescheidenheit erzählt, von manchen Umständen begünstigt wurde, die mit der Feldherrnkunst nichts zu thun haben. Dahin gehört vor Allem die Noth, die „Eisen bricht“, die ihn zwang,

sich mit absoluter Rücksichtslosigkeit über alle völkerrechtlichen Skrupel wegzusetzen, neutrale Gebiete zu verletzen, anzugreifen, auszubeuten, um durch Ueberrumpelung, durch Schnelligkeit der Uebermacht gegenüber die eigene Kraft für den einzelnen Ort und Augenblick zu vervielfachen und sich des Sieges zu versichern, der in der Politik alle unerlaubten Mittel rechtfertigt. Dann die von derselben Nothlage geforderte verzweifelte Energie, die in der Alternative zwischen Sieg und Untergang im entscheidenden Moment Alles auf's Spiel setzt, die in der Schlacht und auf dem Eilmarsch von einer Schonung der eigenen Kräfte nichts mehr weiß, die auf den Zufall rechnen muß und auf das alte „fortes fortuna juvat“, wie denn in der That der Zufall, daß die „nordische Bärin“ eben zur rechten Zeit noch starb, entscheidend genug war. Die vergleichsweise concentrirte Defensivstellung der Preußen, in der sie ohne allzugroßen Zeitverlust nach allen Seiten offensive Stöße, successive Schläge gegen die einzelnen Gegner ausführen konnten, mußten ihnen einen großen Vortheil verschaffen über einen nach allen vier Weltgegenden zerstreuten Gegner, der zudem nur numerisch stärker, sonst aber in jeder Hinsicht weitaus schwächer war. Noch entscheidender war die Einheit des Commando's auf preußischer Seite und die darauf beruhende Uebereinstimmung, das Zusammenwirken in allen Bewegungen. Es stand hier ein einziger, in sich entschiedener und einiger Wille an der Spitze, der keine Rücksichten, keine moralischen und keine physischen Hindernisse kannte, der auf keinen Souverän und keine intriguirende Mätresse, keinen Minister, auf kein Parlament und keine öffentliche Meinung zu hören, auf keinen lauen, mißtrauischen, eifersüchtigen, egoistischen Bundesgenossen und keine schutzbedürftigen Kolonien Rücksicht zu nehmen brauchte, der im rasch ersehenen günstigen Augenblick seine gesammte Kraft zum vernichtenden Schlag verwendete, und zur Noth opferte, ohne erst auf die Zustimmung eines fernen Hofkriegsraths warten zu müssen. Und diesem Willen standen ein gefüllter, mit keiner Staatsschuld belasteter Schatz, sein begeistertes Volk und ein Heer zu Gebot, das seit Generationen von großen Fürsten und Feldherrn mit allem Eifer und ausgesprochener Vorliebe auf das Trefflichste geschult worden war, das dem Regenten und folglich auch sich selber als das einzige Ziel und Heil des Staates erschien, das ihm mit abgöttischer Liebe anhing und das von seiner eigenen und des Führers Unüberwindlichkeit überzeugt war. Unter den Gegnern waren nur die Oesterreicher in moralischer, wenn auch keines=

wegs in tactischer Ausbildung eben so tüchtig wie sie, aber diese standen unter Führern, die im Oberbefehle öfters wechselten, die diese letztere Stelle theilweise nur den verwandtschaftlichen Verhältnissen verdankten, die, wie z. B. der treffliche Laudon, für ihre Dienste oft nichs weniger als eine neu anregende Anerkennung fanden, die sich, wenn schon bei alledem weitaus die würdigsten Gegner Friedrichs, in ihren Operationen stets durch peinliche und kleinliche Abhängigkeit vom Hofkriegsrath, sowie durch die strenge Vorschrift, ihre Truppen möglichst zu schonen, gelähmt sahen. Die einzigen kriegstüchtigen Bundesgenossen der Oesterreicher waren die Sachsen und die Russen; allein jene mußten bald den Preußen helfen, mit Gut und Blut, Heer und Volk; diese aber, deren todesmuthige Ausdauer in der Schlacht ebenso gefährlich, wie ihre Barbarei dem Lande verderblich war, wurden von ihren Führern, die fortwährend mit den Oesterreichern über das Maß der gegenseitigen Leistungen rechneten und rechteten und die von Petersburg nichts weniger als angefeuert wurden, nur selten ernsthaft verwendet und zogen sich, mit der Beute zufrieden, ob siegreich, ob geschlagen, unabänderlich vom Kriegsschauplatz zurück, sei's zur Ruhe, sei's zur Heimkehr. Geradezu verächtlich aber waren die drei andern Gegner, die Friedrich seinen Generalen überließ oder auch in einem Augenblick der Muße, den ihm seine Hauptgegner, die Oesterreicher ließen, mit einem gelegentlichen Seitenhieb für einige Zeit abfertigte: die Reichstruppen, ein Gegenstand des Spottes, — unerfahrne, wenig geübte Paradesoldaten, deren Selbstvertrauen längst fortgeprügelt, deren Körper in Zwangsjacken gepreßt, deren einheitliche Führung durch die bunte Manigfaltigkeit der Uniformirung, Bewaffnung, Organisation und Exercirweise völlig unmöglich war; die Schweden, deren aristokratische Oligarchie den Krieg durch die flüchtigen, aber unaufhörlichen Razzien ihrer Streifpartien nur pro forma führte, um den französisch-russischen Sold weiter zu beziehen; die Franzosen, die mit all ihrem Leichtsinn und einem orientalischen Luxustroß von Köchen, Friseuren, Komödianten, Papageien, Sonnenschirmen, Parfümeriefässern u. s. w., geckenhaft geputzt und lustig singend, in's Feld zogen, um unter der sorg- und planlosen, launenhaft inconsequenten Führung indolenter, von Mätressen angestellter, häufig wechselnder, wenn auch manchmal intelligenter Marschälle Schläge zu holen oder auch bisweilen durch Uebermacht zu siegen, auf jeden Fall aber das Land mit jener Virtuosität zu verwüsten und auszusaugen, die der „großen Nation" eigen ist.

Das waren Friedrichs Gegner, diesen standen seine begeisterten Heldenschaaren gegenüber, unter Führern, wie Prinz Heinrich, dessen treuer Anhänglichkeit und umsichtiger Thätigkeit der König die Ausführung seiner Plane und selbst die zeitweilige Stellvertretung getrost überlassen konnte, dann Ziethen, Seydlitz, Prinz Ferdinand, lauter Männer, denen nur die Oesterreicher einen Laudon und Daun an die Seite stellen konnten. Braucht man da nach weiteren Erklärungen für das Wunder zu suchen, daß Friedrich sich bis zu Elisabeths Tod und bis zur allseitigen Erschöpfung hielt, daß seine Beharrlichkeit im allgemeinen Elend nicht bälder brach als das mitleidigere Herz seiner Hauptgegnerin, die zuletzt an materieller Kraft ihm immer noch gewachsen war? Braucht man noch, wie Manche thun, an Friedrichs freimaurerische Freunde unter dem feindlichen Offizierskorps zu denken oder daran, daß sein Gold, das schon vor dem Krieg in Dresden und Wien so trefflich gewirkt, auch während desselben die gleichen Dienste thun konnte? Gewiß, seine Feldherrnkunst dürfte unter Voraussetzung all der obwaltenden Umstände auch etwas weniger genial gewesen sein, und sie hätte doch gereicht, als wichtigster, entscheidender Rechnungsfactor das qualitative Uebergewicht mit dem numerischen vollends in's Gleichgewicht zu setzen, seine Kraft der feindlichen gleich stark zu machen.

Sie war aber wirklich groß, so augenfällig groß, daß man für sie des hier ohnehin nicht völlig concludenten aposteriorischen Beweises aus dem Erfolg gar nicht bedarf. Derselbe Friedrich, der einst vor dem Paradewesen des Vaters mit Eckel geflohen, der unter Büchern und friedlichem Flötenspiel aufgewachsen, der noch bei Mollwitz weder als Held noch als Feldherr geglänzt — derselbe Friedrich wurde in vielfacher Hinsicht der Schöpfer der heutigen Kriegskunst. Wohl war hier in letzter Zeit bedeutend vorgearbeitet worden. Louvois hatte, namentlich durch Errichtung von Magazinen, die Verpflegung der Truppen zu einem regelmäßigen Zweig der öffentlichen Administration gemacht und sie dadurch gesichert und vervollkommnet, während dieselben früher im Kriege auf das Feindesland angewiesen waren, so daß die Möglichkeit eines längern oder selbst eines kürzern Aufenthaltes in demselben von seinen zufälligen Proviantvorräthen abhing. Gustav Adolph hatte, um raschere Bewegungen zu ermöglichen, ein leichteres Geschütz, eine leichtere Bewaffnung eingeführt und die Tiefe der taktischen Aufstellung vermindert. Die spätere Zeit hatte, seinen Gedanken weiter verfolgend, die Hakenbüchsen zum leichtern

Feuerschloßgewehr vervollkommnet, die Lanze durch das Bajonnet ersetzt die dreigliedrige Kompagnie-Aufstellung eingeführt. Friedrich's Vater hatte die Manövrirfähigkeit und die taktische Harmonie durch die gleichmäßige Stärke und Organisation aller Heeresabtheilungen befördert. Trotzdem aber fand der schöpferische Geist des großen Königs immer noch viel zu verbessern nnd namentlich eine Aufgabe war ihm ganz aufgespart geblieben, die Zusammenfassung aller frühern Erfahrungen mit den eigenen Ideen zum einheitlichen, fertigen System, zur Wissenschaft. Diesem System, diesem Alles umfassenden, organisatorischen Geist, dieser genial combinirenden Strategik und durchgebildeten Taktik gegenüber erscheinen selbst ein Condé und Turenne, ein Montecuculi und Eugen fast nur wie Haudegen, die ihre Erfolge mehr der materiellen Kraft, dem eigenen entschlossenen Muth und der begeisterten Anhänglichkeit ihrer Truppen verdanken. Konnte doch selbst Napoleon nur noch in der Strategie, aber kaum mehr in der Taktik über ihn hinausgehen.

Um sich in den Stand zu setzen, seine an sich schwächeren Kräfte zur momentanen Uebermacht zum entscheidenden Schlag rasch auf einem gegebenen Punkt zu sammeln, hatte auch er sich die größtmögliche Schnelligkeit für den Marsch und die Schlacht zum Hauptziel seiner Reformen gesetzt. Zu diesem Zwecke machte er die schiefe Schlachtordnung, wobei ein Theil derselben rascher und weiter vorgeht, als der Rest, um den Hauptstoß auf einen einzelnen Punkt zu führen, zur seither beibehaltenen Regel, und stellte er fortan auch die Bataillone nur in drei Gliedern auf, wodurch zugleich die Wirkung des feindlichen Geschützes vermindert und — bei der größern Frontausdehnung — die des eigenen Kleingewehrfeuers vermehrt wurde. Die Exercirdressur trieb er auf den Culminationspunkt: zu den täglichen Uebungen, den häufigen Paraden kamen jetzt jährlich noch mehrere Feldlager, und die Schießfertigkeit seiner Preußen (fünf Schüsse in der Minute) wurde zum Sprüchwort. Den Hauptwerth legte er, auch hier an Napoleon erinnernd und dem Entwicklungsgang des neuen Kriegswesens entsprechend, auf eine zahlreiche Artillerie und die tactische Durchbildung der Infanterie. Erst später und mehr durch andere Hände wurde auch seine Reiterei der österreichischen ebenbürtig gemacht. Ein ganz besonderer Meister war er in der Kunst, seine Truppen auf Feindeskosten zu verpflegen, mit der größten Schnelligkeit ein Heer zu organisiren und auf den rechten Punkt zu werfen, den Sieg vollständig auszunützen und die Folgen einer

Niederlage numerisch und moralisch zu vermindern und zu beheben. Bedeutend erleichtert wurde ihm letzteres dadurch, daß sein Heer fast ganz aus Eingebornen bestand und zudem durch die Liebe zum „Vater Fritz" zusammengehalten wurde. Wenn er die intellectuelle und moralische Hebung des Offizierskorps dadurch beschränkte, daß er, freilich zu Gunsten eines relativ werthvollen Corpsgeistes, nach wie vor nur Adelige in dasselbe aufnahm, so machte er den Fehler dadurch wieder gut, daß er das Avancement nicht mehr vom bloßen Dienstalter abhängen ließ. Zu der außerordentlich strengen Mannszucht kam eine wahrhaft spartanische Scheu vor allem Luxus, wie denn z. B. selbst einem Feldmarschall der Besitz eines silbernen Besteckes streng untersagt war. Durch alles dieses und ganz besonders noch durch die persönliche Einwirkung des Oberfeldherrn wurde das Heer trotz Prügel, Zopf und kleinlichem Gamaschendienst, trotz dem Mangel an religiösen und wahrhaft patriotischen Motiven eine Heldenschaar, die im siebenten Jahr eines aufreibenden Krieges moralisch fast noch eben so tüchtig war wie zu Anfang. Eben dieser innere Werth und das Ansehen jenes Heeres, das einen so starken Procenttheil der Bevölkerung, eine so entscheidende Lebensfrage für den Bestand des Staates bildete, mußte den letztern, im Bund mit Friedrich's Verwaltungsweise, nothwendig zu einem Militärstaat machen, dessen schlimmste Consequenzen nur eben durch die innige Verbindung zwischen Volk und Heer fern gehalten wurden. Das Gemeinsame der Sympathien hielt sie auch innerlich zusammen und der erwachende Nationalstolz ließ beide die innere Knechtung so ganz vergessen, daß sie im Gegentheil seitdem im öffentlichen wie im täglichen Leben erst recht frei und selbstbewußt und fest auftreten lernten.

So war der Mann und das waren seine Mittel, um gegen die halbe Welt in die Schranken zu treten, derweil England und Frankreich sich um das ferne Kanada stritten und Maria Theresia ihr Schlesien mit seinen wie ihr vorkam preisgegebenen Katholiken nicht vergessen konnte.

Auch Frankreich hatte inzwischen sein Militärwesen verbessert. Bisher hatte es sich begnügt, mit einem Jahresaufwand von 3 Millionen Francs 18—20,000 Mann aus der Hefe des Volkes anzuwerben. Allein die blutigen Kriege der letzten Zeit hatten bedeutendere Kräfte verlangt und so hatte man denn 1726 nach Paris Duverney's Vorschlag zu der Conscription gegriffen

und dadurch ein in hundert Bataillone getheiltes Heer von 60,000 Mann beschafft.

Oesterreich besaß bereits bei Leopolds I Tod eine Streitmacht von 64,000 Mann, bestehend aus 29 Infanterie-, 8 Kürassier-, 6 Dragoner-, 2 Chevauxlegers- und 3 Husarenregimentern. Diese vergleichsweise nicht unbeträchtliche, aber auf weiten Grenzlinien zersplitterte Macht wurde fortwährend vermehrt, so daß sie im Jahre 1735 schon 150,000, zehn Jahre darauf gegen 270,000, 1788 aber 364,000 Mann betrug. 1762 wurde nach preußischem Vorgang das Aushebungssystem eingeführt, doch mit bedeutenden Milderungen. So wurde namentlich jedes Jahr ein großer Theil der Mannschaft für zehn Monate beurlaubt. Den bedeutendsten Schritt zur innern Vervollkommnung des Heeres hatte Daun gethan, indem er bei sämmtlichen Regimentern eine und dieselbe Exerzier- und Manövrirweise einführte.

Das preußische Heer seinerseits zählte vor Ausbruch der Feindseligkeiten 150,000 Mann, die in Feld- und Garnisonsregimenter und in Freibataillone eingereiht waren. Dazu kamen 50,000 Mann Hilfstruppen und diese 200,000 Mann sollten nun ein weit gestrecktes, durch keine Gebirge, keine Sümpfe geschütztes Gebiet gegen die doppelte Zahl von Feinden decken.

So waren denn alle die Hauptacteurs zur Wiederholung des blutigen Drama's gerüstet und der Zusammenstoß konnte nicht mehr lang ausbleiben *).

Der siebenjährige Krieg.

Die Grenz- und Handelsstreitigkeiten zwischen England und Frankreich waren zu Aachen mehr nur bei Seite gelegt, als ausgeglichen worden. Namentlich war der Besitz des Ohio und überhaupt die englisch-französische Grenze vom S. Lorenzstrom bis zum untern Missisippi herab unbestimmt geblieben. Die Franzosen

*) Das damalige Verhältniß zwischen der Finanz- und Wehrkraft der europäischen Hauptstaaten ergibt sich aus folgender Zusammenstellung:

	Staatseinnahme:	Heer:	Kriegsflotte:
Frankreich:	180 Mill. (davon 30 f. d. Zinsen abzuziehen)	160,000 Mann	80 Schiffe
Oesterreich:	60 „ (mit vielen Schulden) gegen	100,000 „	—
Spanien:	60 „ (nach Abzug d. Zinsen)	60,000 „	50 „
England:	60 „ (in Kriegszeiten viel mehr)	30,000 „	130 „
Rußland:	45 „	170,000 „	40 „
Holland:	36 „	30,000 „	40 „

wollten diese Linie, die ihre nördlichen Besitzungen mit den südlichen verband, befestigen, während die Engländer die Grenze zwischen Akadien und Kanada in ihrem Sinn reguliren wollten. Jene suchten ihr Louisiana auf Kosten des in seinem geographischen Umfang gleich zweifelhaften englischen Virginiens zu vergrößern und diese thaten das Umgekehrte — Alles unter gegenseitigen Protesten, die immer lebhafter und drohender wurden. Zu gleicher Zeit sah England, das so laut gejubelt, als seine Flotte die französische beim Cap Finisterre vernichtete, mit mißtrauischer Eifersucht, wie der Nebenbuhler binnen zehn Jahren seine Seemacht wieder auf 3 Linienschiffe und 54 Fregatten mit der entsprechenden Zahl kleinerer Schiffe vermehrt hatte. Dazu kam noch der Streit über den Besitz Tabago's, das ursprünglich durch Kurländer, dann durch Niederländer kolonisirt, zuletzt aber von den Franzosen unter d'Etrées verwüstet worden war und das die letztern jetzt für ihr Eigenthum erklärten; und der altbekannte goldene Zankapfel Ostindien. Nach dem uralten Vorgang des ersten europäischen Welteroberers vom Abendlande wieder einmal gegen einander gehetzt, bekämpften sich hier die einheimischen Fürsten mit orientalischer Tigerwuth und das bot den Engländern und den Franzosen eine willkommene Gelegenheit, durch Parteinahme auf beiden Seiten nicht nur die gegenseitigen handelspolitischen Pläne zu durchkreuzen, sondern auch den eigenen gährenden Haß zu befriedigen oder vielmehr immer mehr zu steigern.

Natürlich mußte es unter diesen Umständen Georg II dem gerüsteten, gereizten Feinde gegenüber um sein geliebtes Hannover bange werden, für dessen Beschützung seine Landmacht nicht genügte. Er sah sich deshalb nach Bundesgenossen um. Zunächst schien Oesterreich, dem er selber in schwerer Noth zur Seite gestanden, für diese Rolle berufen. Allein das stolze Kaiserhaus war durch die anmaßende Sprache Englands, das mit seiner Wohlthat und der Dankesschuld Oesterreichs prahlte und fortan den Beschützer und Vormund des letztern spielen wollte, tief gekränkt und sah zudem in einer continentalen Landmacht die ausgiebigste Hilfe für eine gewisse Eventualität, während ihm die englische Seemacht für zwei aller Kolonieen und fast aller Küsten und alles Seehandels entbehrende Staaten, wie das damalige Oesterreich und Preußen weniger Bedeutung zu haben schien. Statt sich also England anzuschließen, suchte es sich seinem und des letztern Erb- und Todfeind Frankreich zu nähern. Wohl hatte dieses die Vernichtung oder doch die Schwächung der habsburgischen Macht seit Hein-

rich IV, ja faktisch selbst seit Franz I als die Hauptaufgabe seiner Politik betrachtet, die darüber selbst im Zeitalter der Religionskriege das religiöse Interesse hintangesetzt, die seitdem keinen Augenblick vergessen, die deutschen Fürsten gegen dasselbe aufzuhetzen, die keine Opfer gescheut, um ihm in Preußen und Savoyen Gegengewichte an die Seite zu setzen. Doch jetzt war ja in Versailles von einem politischen Systeme, von einer stehenden Maxime überhaupt keine Rede mehr. An ihre Stelle war das prinzip- und ehrloseste Mätressenregiment getreten, das niemals über die persönliche Laune oder Leidenschaft hinüberdachte. Wußte man dem Wiener Hofe schon Dank, daß er trotz aller Vertrags- und Kaiserpflichten und eigener Gefahr die österreichischen Niederlande unbesetzt und damit den Weg nach dem Reichsland Hannover offen ließ, so war die eitle Pompadour vollends gewonnen, als sich Maria Theresia, die ahnenstolze Fürstin und sittlich strenge Christin, durch ihren Kaunitz bestimmen ließ, der verächtlichen Concubine als ihrer „lieben Cousine" zu schreiben. So konnte es dem Grafen Stahrenberg keine große Mühe mehr machen, die Unterhandlungen über die Allianz rasch zum Ziele zu führen. Ja auch eine politische Motivirung wußte der schlaue Kaunitz der letztern in den Augen des maßlos verblendeten Versailler Kabinets zu geben. Hatte sich dieses so lange schon für Dritte — für die Vergrößerung Schwedens, Savoyens, Preußens — angestrengt, warum sollte es nicht auch einmal Hand in Hand mit Oesterreich gehen, um sich mit ihm in die Herrschaft Europa's zu theilen und zu diesem Zwecke vor Allem das junge Preußen zu stürzen, statt mit den allzugleichen Kräften den erfolglosen Hader, nur Andern zum Vortheil, fortzusetzen?

Einen zweiten Bundesgenossen hatte Maria Theresia an Rußland, mit dem sie ohnehin seit 1746 in näherer Beziehung stand. Auch hier, wie in Wien, Dresden und Versailles, hatte sich Friedrich durch seine Spottsucht, die einzige Leidenschaft, die er seinem großen Plane nicht zu opfern vermochte, eine Feindin geschaffen. Doch hatten der für Oesterreich gewonnene Minister Bestuschew und der abentheuerliche Hermaphrodit Eon de Beaumont noch manche Mühe, bis endlich die das Blutvergießen scheuende „nordische Bärin" so weit gegen Friedrich erbittert war, daß sie mit Thränen in den Augen den auf sein Verderben zielenden Moskauer-Vertrag unterzeichnete (1753).

Den Beiden schloß sich, wenn schon nicht gleich ausgesproche-

nermaßen, Sachsen an, dessen Churfürstin, die stolze Erzherzogin, Königin von Polen und Mutter des Dauphin, Friedrich's Spottpfeile weniger verschmerzen konnte, als die vereitelte Hoffnung auf einen habsburgischen Erbtheil. Das unglückliche Land, das bald das auserlesene Opfer des Krieges werden sollte, litt damals schon genug unter dem Drucke seines allmächtigen Ministers, des habsüchtigen Grafen Brühl, der jeden persönlichen Gegner ohne Weiteres als Hochverräther strafte, alle möglichen lucrativen Aemter und bezahlte Commissionen der ausländischen Politik übernahm, dabei das Volk aussog, und von der Beute bei seinem Tode noch 12 Millionen hinterließ, trotzdem daß er die glänzendsten Feste und Theatervorstellungen gegeben, die schönsten Gärten, denen selbst ein Theil der Dresdener Festungswerke geopfert werden mußten, angelegt und die Mazarin'sche Gemäldesammlung, die reichste der damaligen Zeit, gekauft hatte.

Angesichts der so von allen Seiten über ihn zusammenziehenden Gewitterwolken säumte Friedrich, dem besoldete Verräther am Wiener- und am Dresdener Hofe von Allem Kunde gegeben, keinen Augenblick, sich mit der einzigen Großmacht, deren Allianz ihm noch offen stand, zu verständigen, nämlich mit England, das hier mit seiner Hilfsbedürftigkeit und Isolirung genau in derselben Lage war und das schon durch seine gespannten Beziehungen zu Oesterreich und noch mehr zu Frankreich als Preußens natürlicher Kampfgenosse erschien. Friedrich vergaß alle seine persönlichen Sympathieen für die Franzosen, denen er nach Sprache und Vorliebe, nach der ganzen Gefühls- und Anschauungsweise angehörte, und wurde im Vertrag von Westminster (16. Januar 1756) der Verbündete ihrer Todfeinde, die einst seinen Vater verspottet und die jetzt in ihm den derben Cyniker, den königlichen Philosophen, den Hort des Protestantismus und den Feind des undankbaren Oesterreichs hoch verehrten. Außerdem hielten es mit Beiden nur noch einige kleine Nachbarn Hannovers, die England schon früher für sich gewonnen hatte, nämlich Hessen-Kassel, Sachsen-Gotha, Braunschweig und Lippe-Schaumburg. Die zwei letzteren waren als Alliirte wenigstens durch die großen Feldherren, die sie den Engländern gaben, von Bedeutung.

1756.

So weit war bereits die diplomatische Kriegsrüstung auf beiden Seiten gediehen, als im Frühjahre 1756 die Feindseligkeiten zwischen Engländern und Franzosen begannen: jene kaperten

ohne vorhergängige Kriegserklärung alle französischen Handelsschiffe, deren sie in den amerikanischen Gewässern habhaft werden konnten, und diese nahmen unter dem Herzog von Richelieu durch einen Handstreich die Citadelle von Port Mahon mit dem als zweites Gibraltar für unüberwindlich gehaltenen Fort Felipe. Jetzt erfolgte die Kriegserklärung und darauf hin, am 1. Mai 1756, der förmliche Abschluß des seit lange in größter Stille vorbereiteten Bündnisses zwischen Oesterreich und Frankreich.

Als Friedrich von letzterem hörte, glaubte er auch für sich den rechten Augenblick gekommen, um durch raschen Angriff die letzten Rüstungen seiner Gegner und zumal ihre Vereinigung zu verhindern und sich die strategischen Vortheile der Offensive, die Wahl des Kriegsschauplatzes und den Besitz eines reichen Feindeslandes zu sichern. Zwar hatten jene Gegner die Maske noch nicht abgeworfen, allein seine Länder hatten sie bereits unter sich getheilt: Oesterreich sollte Schlesien, Sachsen Magdeburg, Schweden einen Theil von Preußisch-Pommern, Rußland Ostpreußen bekommen.

Im August 1756 rückte Friedrich, der auf seine Anfrage über die Rüstungen in Böhmen und Mähren eine nichtssagende Antwort erhalten, ohne Kriegserklärung in Sachsen ein und überrumpelte Dresden, wo sich die Churfürstin vergebens auf die Kiste setzte, welche die auf das Bündniß gegen Preußen bezüglichen Aktenstücke enthielt. Durch deren Veröffentlichung suchte er dem überraschten Europa zu beweisen, daß er nur scheinbar den Frieden gebrochen, in Wahrheit aber sein Land gegen die beschlossene Zertrümmerung vertheidige, schloß das 17,000 Mann starke sächsische Heer in seinem befestigten Lager auf dem Königstein bei Pirna ein, schlug die von dem alten, kriegserfahrnen Browne herbeigeführte österreichische Entsatzarmee am 1. Oktober bei Lowositz und nahm am 16. die kapitulirenden Sachsen gefangen, um sie unter seine eigenen Regimenter zu stecken.

Nun erklärte ihm auch Schweden, das damals den Eingebungen des Versailler- und des Petersburger Kabinets unbedingt folgte, den Krieg, da es als Garant des westphälischen Friedens Sachsen zu schützen habe, und beschloß am 17. Januar 1757 der Reichstag auf Maria Theresia's Betrieb den Reichskrieg gegen den Friedensstörer, nachdem er ihn vergeblich zur Verantwortung vorgeladen und alle in seinem Heere dienenden reichsunmittelbaren Edelleute zum Austritt aus demselben aufgefordert hatte. Doch

ohne sich im Mindesten daran zu kehren, schloß sich Friedrich noch fester an England an, das unter Pitt nunmehr auch am Landkriege auf dem Continente Theil nehmen wollte, und zwang er das eroberte Sachsen und das ihm durch seine Lage preisgegebene Mecklenburg zu starken Lieferungen von Proviant, Geld und Rekruten, um sich für das Kommende zu rüsten.

1757.

Auch im zweiten Jahre, 1757, ergriff er die Offensive, indem er schon im April in Böhmen eindrang und die Oesterreicher bis Prag zurückdrängte. Hier siegte er am 6. Mai im hartnäckigen Kampfe, in welchem Schwerin und Browne den Heldentod starben und 18,000 Preußen und 24,000 Oesterreicher fielen, und belagerte die Geschlagenen in der Stadt, bis er mit einem Theil des Heeres der Ersatzarmee unter dem tapfern Daun, der sich zumal auf die Wahl fester Positionen vortrefflich verstand und der sich schon in früheren Kriegen nicht weniger ausgezeichnet hatte als auf dem Statthalterposten in Mailand und Neapel, entgegenrücken mußte und am 18. Juni bei Kollin eine vollständige Niederlage erlitt. Der Eine Tag kehrte das ganze Verhältniß um; wie vorher Oesterreich, so stand jetzt Friedrich am Rand des Abgrundes. Er faßte den Entschluß zu sterben, mußte aber doch vorher noch über Daun spotten, der als Sieger über den ketzerischen „Vorkämpfer des Protestantismus" von Clemens XIII den rothen Hut und einen reichen Ehrendegen erhalten, und einen Abschiedsbrief an Voltaire schreiben, der als Richter über Ruhm und Unsterblichkeit anerkannt war. Darüber erholte er sich so weit wieder, daß er sich vor dem zögernden Daun in aller Ordnung nach Sachsen zurückziehen konnte. Zu gleicher Zeit war das Heer seiner Alliirten unter dem Herzog von Cumberland von dem Marschall d'Estrées bis nach Hannover zurückgedrängt, bei Hastenbeck am 26. Juli geschlagen und durch seinen unfähigen Anführer gemäß der Convention vom Kloster Zeven bis auf den hannöver'schen Bestandtheil aufgelöst, während das Churfürstenthum durch sein Ministerium vertragsmäßig den entsetzlich hausenden Franzosen überlassen wurde. Am andern Ende des weit gedehnten Kriegsschauplatzes waren die Russen unter Apraxin in Ostpreußen eingedrungen, das sie schonungslos verwüsteten, und hatten am 30. August die an Zahl weit schwächern Preußen unter Lehwald bei Großjägerndorf besiegt, um sich dann auf Bestuschew's Befehl, der sie für einen beabsichtigten Staats-

streich bei der Hand haben wollte, zurückzuziehen. In ähnlicher Weise hatten die schwedischen Streifpartien, die sich übrigens vor den Milizen und einigen Husarenschwadronen regelmäßig zurückzogen, in Pommern gewirthschaftet, und Berlin war von einem fliegenden Korps Kroaten und andern Oesterreichern gebrandschatzt worden. Nachdem die Preußen zuletzt noch das Treffen am Holzberg (7. Sept.) und in ihm den trefflichen Winterfeld verloren, wandte sich das Blatt abermals; Friedrich eilte den verwüstend durch Sachsen zur Vereinigung mit den Oesterreichern heranziehenden Franzosen und Reichstruppen unter Soubise entgegen und jagte sie am 5. November bei Roßbach durch einen stürmischen Reiterangriff in wilde Flucht. Darauf wandte er sich rasch nach dem bedrängten Schlesien, wo der Herzog von Bevern am 22. November bei Lissa geschlagen worden war, marschirte einige Zeit in der gefährlichsten Lage zwischen zwei österreichischen Heeren und überfiel und schlug dann mit seinen 35,000 Mann das eine 60,000 Mann starke bei Leuthen (5. Dezember), wobei er dem Feinde 21,000 Gefangene und 104 Kanonen abnahm und der letztere außerdem 6000 Mann durch Desertion verlor. Dieser Sieg verschaffte ihm wieder ganz Schlesien mit Ausnahme der von Nadasdy eroberten Festung Schweidnitz, der bei Roßbach aber eine Menge Freiwilliger aus allen Theilen Deutschlands und eine kräftigere Unterstützung von Seite Englands. Letzteres, das seinen Namen jetzt in den Himmel erhob, sein Portrait überall ausstellte und seinen Geburtstag mit einer Illumination feierte, zahlte ihm seitdem eine jährliche Subsidie von 670,000 Pfund Sterling, woraus der berüchtigte Ephraim zehn Millionen Thaler zu machen wußte, und stellte auf Friedrichs Rath den Prinzen Ferdinand von Braunschweig an die Spitze des alliirten Heeres, wodurch dieses erst seinen Werth erhielt. So konnte Friedrich mit getrosterem Muthe der Zukunft entgegen sehen, obwohl sich im Mai 1758 auch Dänemark mit Frankreich verbündete und das preußische Heer durch diesen außerordentlich blutigen Feldzug, der in sechs Feldschlachten mit einem wunderbaren Wechsel von Glück und Verderben, von Gefahr und Rettung nach einander ein englisches, ein französisch-deutsches, ein österreichisches und beinahe ein preußisches Heer vernichtete, schwer gelitten hatte.

1758.

Den Feldzug von 1758 eröffnete Prinz Ferdinand von Braunschweig, der bald für den zweiten Feldherrn des Jahrhun-

derts galt, damit, daß er die Franzosen unter Clermont über den Rhein zurückjagte und am 23. Juni bei Crefeld schlug, worauf er sich mit dem 12,000 Mann starken Corps vereinigte, das ihm Marlborough aus England zuführte. Der König seinerseits drang bis Olmütz vor und belagerte es, mußte sich aber dann vor Daun's Uebermacht zurückziehen und mit seinen 14,000 Mann den von Fermor's Russen barbarisch verwüsteten Marken zu Hülfe eilen. Er besiegte die mit gewohnter Zähigkeit Kämpfenden in der blutigen Schlacht bei Zorndorf (25. August), wurde aber dafür durch Daun in seiner sorglos gewählten, übel gehüteten Stellung bei Hochkirch überfallen und geschlagen (13. Oktober). Doch gelang es ihm, noch vor Beziehung der Winterquartiere Schlesien und Sachsen von den Feinden zu säubern, so daß schließlich nur noch das isolirte, schutzlose Herzogthum Preußen von seinen Würgern, den Russen, besetzt blieb.

1759.

Nachdem der diplomatische Zwischenact im Winter eine Erneuerung der Allianz zwischen Oesterreich und Frankreich gebracht, das sich unter seinem neuen Minister Choiseul zu noch bedeutenderer Hülfeleistung an Mannschaft und Geld verpflichtete, seinem Alliirten außer Schlesien auch Parma, Neapel und die Insel Sardinien garantirte und die an Schweden zu zahlenden Subsidien allein übernahm, begannen die Feindseligkeiten im Frühjahr 1759 wieder auf dem westlichen Kriegsschauplatz. Prinz Ferdinand griff am 13. April den Herzog von Broglio bei Bergen an, mußte sich zwar vor der Uebermacht desselben durch Hessen zurückziehen, schlug aber dafür am 1. August den Marschall Contades bei Minden vollständig, trieb den Feind aus Westphalen und Fulda und konnte selbst dem Könige eine beträchtliche Verstärkung schicken. Dieser war inzwischen längere Zeit in einem befestigten Lager bei Schmottseifen gestanden, um von da aus Schlesien gegen die gleichfalls verschanzte Armee Daun's zu decken, während Prinz Heinrich mit den Reichstruppen in Sachsen zu thun hatte. Inzwischen waren aber die Russen unter Soltikow sengend und brennend in die Marken eingedrungen und hatten Dohna, dann Wedell bei Züllichau besiegt, und ihnen eilte nun Friedrich mit 48,000 Mann entgegen, nachdem sein Bruder seine Stelle eingenommen. Am 12. August kam es bei Kunnersdorf zu einer mörderischen Schlacht, in der die Preußen nach anfänglichem Glück eine furchtbare Niederlage erlitten. Der Livländer Laudon, der

kurz vorher zu den Russen gestoßen war, hatte wieder den Ausschlag gegeben mit jener stürmischen Raschheit, die den ehemaligen Pandurenführer auf seinen verwegenen Streifzügen auszeichnete. Der verzweifelnde König wollte den Tod auf dem Schlachtfeld erwarten und mußte gegen seinen Willen von dem Hauptmann Pritwitz fortgetragen werden. Schon schrieb er seinen Ministern: „Alles ist verloren! Rettet die königliche Familie und die Archive: Adje für immer!“ Doch die Russen, die sich über Alles scheuten, mehr zu thun als ihre Alliirten, ließen ihm Zeit, die zerstreuten Trümmer seines Heeres zu sammeln und so gelang es ihm, sich durch geschickte Märsche mitten zwischen ihnen und den Oesterreichern in Schlesien zu halten, bis die Mangel leidenden Feinde nach Polen und Mähren in die Winterquartiere zurückgingen. Dagegen blieb ein Theil von Sachsen in ihrem Besitz, nachdem sie das 12,000 Mann starke Corps Fink's bei Maxen gefangen genommen (21. November). In Amerika waren die Engländer überall siegreich. Am 13. September besiegte Wolf den Marquis von Moncalm bei Quebeck, wobei beide Helden fielen, und nun verloren die Franzosen der Reihe nach theils noch in diesem, theils im folgenden Jahre ihre sämmtlichen Besitzungen in Kanada, vom Cap Breton bis hinauf an die obern Seen, in West- und Ostindien (Pondichery,), am Senegal (S. Louis) und Gambia (Gorée).

1760.

Auch 1760 waren die preußischen Waffen Anfangs sehr unglücklich. Nicht nur mußte sich Friedrich mit seinem allerdings wieder auf 90,000 Mann verstärkten, aber großentheils aus Rekruten bestehenden, von jungen, unerfahrnen Officieren geführten Heer auf die strengste Defensive beschränken, — er verlor am 23. Juni auch noch bei 10,000 Mann unter dem tapfern Fouqué, der bei Landshut von dem dreifach stärkern Laudon umringt und nach verzweifelter Gegenwehr gefangen genommen wurde, worauf auch die wichtige Festung Glatz verloren ging. Dafür siegte Friedrich, der wieder in der verzeifeltsten Lage zwischen den feindlichen Heeren stand, am 15. August bei Liegnitz über Laudon, der in der furchtbar hartnäckigen Schlacht Anfangs im Vortheil war, so daß man in Wien bereits das Te Deum sang, schließlich aber neben zahlreichen Gefangenen fast sein ganzes Geschütz (bei 400 Kanonen) verlor. Während Friedrich hierauf das Heer Dauns im Schach hielt, wurde Berlin von Fermor's Vortrab (unter

Tottleben) und den Oesterreichern (unter dem Irländer Lascy) gebrandschatzt, aber auch dafür wurde ihm Genugthuung: am 3. November errang er oder vielmehr Ziethen bei Torgau nach einer der blutigsten Schlachten einen Sieg über Daun und Lascy, der Sachsen wieder in seinen Besitz brachte. Um so unglücklicher waren seine Alliirten im Westen: der Erbprinz von Braunschweig war von Broglio bei Corbach, dann von Castries beim Kloster Campen am Niederrhein besiegt worden und sein Oheim Ferdinand mußte zufrieden sein, Hannover decken zu können, während Broglio aus Westphalen nach Thüringen hinüberzog. Nur in Amerika und überhaupt in den Kolonien kämpften die Engländer auch dieses Jahr durchweg so erfolgreich, daß Frankreich, dessen Volk die Last des hoffnungslosen Krieges, der immer kolossaler anwachsenden Staatsschuld und der trotzdem immer noch gleich verschwenderischen Hofhaltung ganz allein trug und darüber immer lauter murrte, im Frühjahre 1761 Friedensunterhandlungen anzuknüpfen versuchte. Doch Pitt, der im Dezember Georg III zur Erneuerung des mit Friedrich geschlossenen Subsidienvertrags bewogen, wollte nichts davon hören.

1761.

Das folgende Jahr, 1761, verlief für die erschöpften Gegner im Osten ziemlich ruhig: Friedrich blieb von der österreichisch-russischen Uebermacht unter Laudon und Buturlin umschlossen, den ganzen Sommer über in seinem verschanzten Lager bei Bunzelwitz, um sich und Schlesien halten zu können, während sein Bruder durch geschicktes Manövriren Sachsen gegen Daun zu behaupten suchte. Nur die Ueberrumpelung der entscheidend wichtigen Festung Schweidnitz durch Laudon und den russischen General Tschernitschew (am 1. October) und die Eroberung der fast eben so wichtigen Festung Kolberg durch die Russen unter Romanzow und Buturlin (am 16. Dez.) unterbrachen hier das Einförmige der Operationen. Im Westen dagegen siegten zuerst (am 15. Febr.) die Preußen unter Sydow über Franzosen und Sachsen bei Langensalza, dann (am 21. März) die Franzosen über den Erbprinzen bei Stangerode, endlich (am 15. Juli) die Alliirten unter dem Herzog von Braunschweig über Broglio bei Vellinghausen, worauf die Franzosen gleichwohl das ganze Land vom Rhein bis Göttingen besetzt behielten. Noch thätiger war dieses Jahr die Diplomatie gewesen, wie es bei der Erschöpfung der friedens- oder doch hülfsbedürftigen Mächte nicht anders denkbar war.

In seiner Noth suchte Friedrich selbst die Türken und den Chan der Krimm gegen Rußland zu hetzen, um eine erleichternde Diversion zu erhalten. Frankreich aber, dessen Friedensanträge (im März) kein Gehör gefunden, schloß am 10. August den von Choiseul seit lange betriebenen Hausvertrag mit Spanien, Neapel und Parma ab, wonach sich die bourbonischen Mächte gegenseitig ihre Besitzungen garantirten und Beistand für alle Kriege nebst gleichmäßigem Antheil an den durch letztere erworbenen Vortheilen versprachen. In England kam im Oktober das friedliebende Toryministerium Bute an's Ruder, das sich gegen die Fortzahlung der Subsidien erklärte und mit Oesterreich und Rußland Unterhandlungen anknüpfte. Friedrich schien verloren, doch das Auftreten eines neuen Gegners bewahrte ihm seinen einzigen Alliirten und rettete ihn: Spanien schloß sich immer enger an Frankreich und begann zu rüsten, nicht gewarnt durch das Schicksal der französischen Kolonien und Flotten und die eigenen Erfahrungen aus früherer Zeit. Da erklärte England am 2. Januar 1762 dem neuen Gegner, der eine so reiche Zugabe zu der den Franzosen abgenommenen Beute in Aussicht stellte, den Krieg und damit wurde nun auch sein Bundesgenosse Portugal in letzteren hineingezogen.

1762.

Schon im Februar 1762 begann auf dieser Seite der Kampf. Die Engländer eroberten unter Rodney und Monkton Martinique, die letzte von den kleinen Antillen, die die Franzosen besessen, und vernichteten oder nahmen bei Lagos und Quiberon die aus Toulon und Brest zur Landung in England ausgelaufenen Schiffe, im Ganzen 36 Linienschiffe und 64 Fregatten. Zu gleicher Zeit zerstörten sie die spanischen Fahrzeuge und erbeuteten sie die Silberflotte nebst den reichen Schätzen Havanna's und Manilla's. Portugal aber wurde durch den Grafen Wilhelm zur Lippe, den Schüler Ferdinands von Braunschweig und Lehrer Scharnhorsts, militärisch organisirt und siegreich gegen Spanier und Franzosen vertheidigt. Doch die erneuerte Energie Englands, die sich fortan ausschließlich dem außereuropäischen Kriegsschauplatz zuwandte, hätte Friedrich wenig genützt, wäre nicht unterdessen in Rußland ein Ereigniß eingetreten, dem er mehr als jedem andern seine Rettung, oder wenn man will, seinen Sieg verdankte. Am 5. Januar war hier Elisabeth gestorben und Peter III auf den Thron gelangt, der schon am 5. Mai mit

dem von ihm so hoch verehrten Preußenkönig unter Rückgabe aller Eroberungen zu Petersburg Frieden schloß, und dadurch auch Schweden zur Niederlegung der Waffen bewog (22. Mai). Ja, der junge Zar ließ jetzt seine Truppen (unter Tschernitschew) zu dem bisherigen Gegner stoßen, dessen Heer er zugleich durch die entlassenen Gefangenen verstärkte. Zwar rief Peters Nachfolgerin Katharina II, die den allzu hastig reformirenden, darum unbeliebten Gemahl gestürzt und dem Tode geweiht hatte, ihr Heer unter Bestätigung des Friedensschlusses zurück, allein Friedrich bewog dessen Führer zum dreitägigen, wenn auch nur müßigen Verweilen an seiner Seite und besiegte die dadurch getäuschten, ohnehin geschwächten Oesterreicher unter Daun bei Burkersdorf, worauf Tauenzien Schweidnitz eroberte.

Inzwischen war der Ruf nach dem Frieden immer allgemeiner und dringender geworden, und so wurden denn die Verhandlungen — unter Sardinien's Vermittlung — auf das Eifrigste betrieben. Zunächst wurde er am 10. Februar 1763 in Paris zwischen England, Frankreich und Spanien abgeschlossen. Ersteres, das hier trotz der Erbitterung des eigenen Volkes den Alliirten ganz im Stiche ließ, erhielt seine frühern Besitzungen auf der Natalküste und die Insel Minorka mit dem Fort Felipe zurück und bekam außerdem von Spanien Florida, das Fort Augustin, die Pensacola-Bai; Spanisch-Louisiana und das Recht zum Holzfällen auf der Honduras küste; von Frankreich das ganze Land vom Cap Breton und von Akadien bis Oberkanada, überhaupt, mit der alleinigen Ausnahme der Stadt Neu-Orleans und ihrer Umgebung, alle französischen Besitzungen in Nordamerika, ferner die Inseln Dominica, S. Vincent, Granada, die Granadillen, Tabago, die Niederlassungen am Senegal und in Ostindien, und das Recht zur Theilnahme am Stockfischfang auf der Neufundländer Bank. Dafür gab es alle übrigen spanischen und französischen Besitzungen zurück, sowie die Gefangenen, von denen die schlechte Behandlung freilich nur die kleinere Hälfte (bei 20,000) übrig gelassen hatte. Frankreich behielt in Nordamerika nur noch das Recht zur Fischerei bei Neufundland, die es jedoch nur in einer gewissen Entfernung von den englischen Besitzungen ausüben durfte, und die beiden Fischerinseln Pierre und Miquelon, deren Befestigung ihm untersagt wurde; außerdem bekam es einige Faktoreien auf der ostindischen Ostküste ohne Besatzungsrecht, Gorée im Gambia, und von seinen kleinen Antillen Martinique, Guadeloupe, Desiderade und Mariegalante zurück. Dafür mußte es

seine Truppen aus dem deutschen Reich entfernen, so weit dieses nicht preußisch war. Portugal wurde von den Franzosen und Spaniern geräumt und erhielt seine Kolonien zurück.

Fünf Tage darauf (15. Februar) schloßen auch Preußen auf der einen, Oesterreich, Sachsen und das Reich auf der andern Seite auf dem sächsischen Jagdschloß Hubertsburg Frieden. Neben allseitiger Auslieferung der Gefangenen, Verzichtleistung auf alle Ansprüche und Garantieleistung für den Besitzstand vor dem Kriege verzichtete Oesterreich noch insbesondere auf Schlesien und Glatz und garantirte es Preußen die Räumung von Wesel und Geldern, wofür letzteres ihm versprach, bei der nächsten Kaiserwahl für den Erzherzog Joseph stimmen zu wollen. Einen Monat darauf zog Frankreich seine Truppen aus den preußischen Plätzen am Niederrhein zurück und so war der Friede aller Orten hergestellt.

Aber nur zu sichtbar waren noch überall die entsetzlichen Spuren des Krieges, der nach Friedrichs Berechnung im Ganzen 899,000 Menschen das Leben kostete (nämlich 200,000 Franzosen, 180,000 Preußen, 160,000 Engländern, Hannoveranern, Hessen, Braunschweigern, Gothaern, 140,000 Russen, 140,000 Oesterreichern, 28,000 Deutschen von der Reichsarmee, 25,000 Schweden, 6,000 preußischen Nicht-Militärs. Der Frieden hatte wohl Alles „auf den frühern Stand zurückversetzt", aber ganze Landstriche lagen im mittlern Deutschland verödet, vom Niederrhein bis Hannover, von da bis nach Pommern, Brandenburg und Schlesien. Namentlich Sachsen vollends war auf lange Zeit zu Grunde gerichtet. Mehr als anderswo war hier die Bevölkerung decimirt, das Land verheert, jede Nahrungsquelle versiegt. Am wenigsten hatte dagegen, von Böhmen abgesehen, Oesterreich gelitten. Preußen hatte sich im langen Heldenkampf eine Großmachtsstellung errungen, es hatte sich Ruhm und allseitige Achtung erstritten und kein Dorf verloren: allein seine männliche Bevölkerung war kläglich zusammengeschmolzen, der Ackerbau mußte von Frauen betrieben werden und war an vielen Orten aus Mangel an Zugvieh ganz unmöglich; Felder und Wohnplätze lagen wüst. Ueberall fehlte es an Geld, denn bei 500 Millionen Thaler hatten die Feinde als Contribution erhoben und eben so viel an Werthgegenständen geplündert. Das Judengeld aber wurde sofort auf ein Viertel seines Zwangscurses herabgesetzt. Dafür befaßte sich Friedrich jetzt in der Muße des Friedens um so unermüdlicher und umsichtiger mit der Heilung der dem allgemeinen Wohlstand

wie den einzelnen Gegenden und Familien geschlagenen Wunden. Fast alle seine obengenannten Maßregeln zur Hebung des erstern fallen eben in das erste Decennium nach dem Kriege; den besonders hart mitgenommenen Gegenden aber ließ er nicht nur auf eine Reihe von Jahren die Steuern nach, sondern er unterstützte sie auch positiv auf alle Weise, wie er denn vom Friedensschlusse an bis zu seinem Tode jährlich bei 25 Millionen Thaler zu diesem Zwecke aufwendete. Und trotzdem und bei all seinen kriegerischen Vorsichtsmaßregeln wußte er zu gleicher Zeit auch die Finanzen selber wieder zu Kräften zu bringen. Auch für die Verbesserung der Rechtspflege und des Verwaltungswesens, die beide während des langen Krieges in große Verwirrung gekommen waren, fand er daneben noch Zeit. Eine besondere Sorgfalt erforderte endlich das Heer, das einen empfindlichen Mangel an guten Offizieren litt und das überhaupt von seiner früheren Vortrefflichkeit nicht mehr viel an sich hatte, seit man sich aus Mangel an anderer Mannschaft genöthigt gesehen, allerlei Gesindel in dasselbe aufzunehmen. Seine Ausbildung schien aber dem König um so unerläßlicher, als er dem weniger geschwächten Oesterreich immer noch nicht ganz traute. Eben darum erhielt er es auch auf einer Effectivstärke von 150,000 Mann und setzte er zugleich die schlesischen Festungen in bessern Stand.

Sechstes Kapitel.

Frankreich. Ludwig XV. Korsika.

André de Fleury.

In Frankreich, dessen Wohl und Wehe seit Jahrhunderten mehr von seinen Ministern als von den Königen abhing, war im Juni 1726 an die Stelle des elenden Herzogs von Bourbon der wackere Bischof von Frejus, André de Fleury, getreten. Dem Volke ebenso verhaßt wie der König selber, hatte sich jener dadurch zu behaupten gesucht, daß er Ludwig XV zur Vermählung mit Stanislas Lesczynsky's Tochter bestimmte, um durch sie den Gemahl zu beherrschen und den Nebenbuhler Fleury zu beseitigen. Doch dieser kam ihm zuvor: er enthüllte dem König,

dessen Vertrauen er besaß, den Plan, der Herzog wurde entlassen und sein Gegner regierte statt des Königs, der nominell die Herrschaft antrat. Die lange Reihe verschwenderischer Vorgänger hatte dem neuen Minister ein schlimmes Vermächtniß hinterlassen: — einen leeren Schatz mit einer gewaltigen Staatsschuld; ein verarmtes Volk, das unter den Folgen der Law'schen Katastrophe, der Verkehrsstockung und dem Creditmangel litt; einen kostspieligen, gefährlichen Krieg und im Innern den neu entbrannten Jansenistenstreit; einen verschwenderischen Hof; eine allgemeine Demoralisation, die von ihm ausgegangen; eine nicht minder allgemeine Verachtung gegen ihn, einen dumpf gährenden Haß gegen die Regierung. Allein Fleury's Eifer war unermüdlich, sein ganzes Wesen wie geschaffen für seine Aufgabe. Seine Sparsamkeit, die jeden Luxus haßte, die den Krieg um jeden Preis zu vermeiden suchte, die den Finanzen zu lieb und um das gefährliche Mißtrauen Englands und der andern Mächte zu beseitigen, das Heer verminderte und die Flotte verfallen ließ, die das Staatsvermögen gegen die großen und die kleinen Diebe zu schützen verstand: — sie wirkte auf die erschöpften Staatskräfte wenigstens wie der Schlaftrunk auf den Kranken, der für einen neuen Fieberanfall gestärkt werden soll. Dieses Ersparungssystem aber konnte die gesammte Staatsverwaltung und Volkswirthschaft um so ungehemmter bis in die kleinsten Einzelheiten durchdringen, je mehr der Minister nach der patriarchalisch-despotischen Regierungsweise seiner Zeit gewohnt war, den Staat wie eine Familie zu behandeln. Dazu kamen dann noch andere Eigenschaften, die nicht weniger mit der Weise des Hofes contrastirten und die nicht weniger beitragen mußten, ihn selber beim Volke geachtet und beliebt zu machen und dadurch zugleich das Ansehen der Regierung überhaupt wieder etwas zu heben, so daß ihm bald Alle, Vornehme wie Geringe, lieber gehorchten, als dem „großen König". Das verdankte er vor Allem seiner Redlichkeit und Uneigennützigkeit, die selbst der Versailler Luft Stand hielten, der edeln Einfachheit seines Wesens, seiner ungeheuchelten Religiosität, seiner Selbstbeherrschung, der Art, wie er die Macht liebte und handhabte, ohne damit zu prunken, seiner maß- und würdevollen Urbanität, die selbst den Hof mit den übrigen genannten Seiten seines Charakters versöhnte. Seine Klugheit, die allerdings nichts von einem genialen Reformator hatte, ließ ihn mit wenig Mitteln viel erreichen nach Innen wie nach Außen. Mit den Finanzen und dem innern Ansehen der Regierung und zum Theil eben

dadurch hob er trotz Verminderung der Kriegsmacht zugleich Frankreichs Einfluß nach Außen. So bereinigte er als Schiedsrichter die Conflicte zwischen fremden Kabinetten, die innern Wirren Genfs und anderer Schweizerkantone und bewog er Clemens XII zur Anerkennung des Königs von Neapel. Ja, der friedliebende Politiker wußte selbst das Staatsgebiet ansehnlich zu erweitern: er erwarb bei Gelegenheit des polnischen Thronfolgestreites Lothringen, das vielbestrittene Grenzland, dessen Besitz seit der Annexirung des Elsaßes zur Abrundung der Grenzen so wünschenswerth und von jeher zur Sicherung der nahe gelegenen Hauptstadt gegen Ueberfälle so unentbehrlich schien. Schade, daß der verdienstvolle Staatsmann doch allzu sehr Despot war, um mit den Ränkeschmieden auch die heimlichen Angeber, von denen er sich so oft einnehmen ließ, aus seiner Umgebung zu entfernen und um nicht seinem Zögling eine unbegrenzte Meinung von der absoluten Königsgewalt beizubringen, und daß er allzu sehr Hofmann war, um die Dankbarkeit zu kennen.

Korsika.

Um diese Zeit kam auch Korsika unter die Herrschaft Frankreichs, dem es dereinst selber einen Herrscher geben sollte. Bis dahin waren die Korsen unter Genua gestanden, doch hatten sie sich niemals an das Sklavenjoch der Republik gewöhnen können und oft genug hatten sie, wenn die Beschwerden über Vertragsbruch und wachsenden Druck kein Gehör fanden, zu den Waffen gegriffen. Es war ein wildes Volk, das die Arbeit scheute, so daß die Hände für den Ackerbau von der Nachbarinsel und der italienischen Küste herübergeholt werden mußten, das aber dafür jeder Mühe und Gefahr mit der zähesten Ausdauer trotzte, sobald es die Blutrache galt. Hatte persönliche Feindschaft aus Eifersucht oder verletztem Ehrgeiz, hatte der anererbte, von dem adeligen Schutzherrn geschürte Familien- und Parteihaß zum Morde geführt, so fühlten sich die Angehörigen des Opfers verpflichtet, die That durch das Blut des Mörders zu sühnen. Der neue Mord aber verlangte, wenn schon von der öffentlichen Meinung gebilligt, ja gefordert, eine neue Sühne, und so vererbte sich denn die Blutschuld und die Rächerpflicht auf die ganze Verwandtschaft, auf Kinder und Kindeskinder; ganze Dörfer betheiligten sich daran, und die Schlösser der Mächtigen wie das Waldgebüsch um die Hütte des Armen wurden zum unheimlichen Schauplatz der Blutthaten. Doch wurde das Volk durch die endlosen Familienkriege

wenigstens zum kühnen Muth, durch ihre Ursache — die Stammesanhänglichkeit — zur Vaterlandsliebe, durch die damit verknüpften Mühsale, wie überhaupt durch das ganze entbehrungsvolle Leben in den Waldbergen zur Selbstverläugnung und Selbstbeherrschung erzogen.

Der wilde Haß, der dasselbe zum gegenseitigen Morde trieb, wandte sich mit verdoppeltem Ingrimm gegen die gemeinsamen Feinde, die Genuesen. Darum sahen aber auch diese ihrerseits oder vielmehr die wenigen Patrizier, von denen sie selber tyrannisirt wurden, von jeher mit eben so viel Furcht als Verachtung auf die Insulaner, und statt an eine Bildung derselben zu denken, suchten sie das Land ausschließlich zum eigenen Vortheil als Kolonie auszunützen. Ihr Statthalter in Bastia hatte die unbeschränkte Vollmacht, Jeden, den er nach seiner persönlichen Ueberzeugung und ohne vorhergängige Untersuchung als schuldig erfand, zu den Galeeren oder zum Tode zu verurtheilen, oder aber nach eigenem Ermessen eine Criminaluntersuchung anzustellen. Die Aemter waren in den Händen des genuesischen Adels, der von den Gesetzen des Landes nichts verstand und nur darauf bedacht war, den dürftigen Gehalt in seiner Weise zu erhöhen. Die Eintreibung der Steuern führte jedes Jahr zu stürmischen Auftritten, ja zum Aufruhr. Auch das Verbot, Waffen zu tragen, das die Menge der Mordthaten vermindern sollte, veranlaßte einen solchen *). Um die Trotzigen zu bändigen, bedrohten die genuesischen Gesetze in drakonischer Strenge Jeden mit dem Tode, der als intellectueller Urheber zur Beleidigung irgend eines Agenten der Republik Anlaß gebe oder sich des nächsten Versuches dazu schuldig mache, der einem Rebellen etwas schicke oder etwas von ihm annehme oder mit ihm spreche, und wäre es auch sein eigener Sohn; desgleichen Jeden, der eine wenn auch nur vermuthete Verschwörung nicht anzeige. Selbst die Kinder und die Leichname der Schuldigen wurden gestraft.

Im Jahr 1729 kamen die Genuesen durch die Aufständischen unter Cecaldi und Giafferi so in's Gedränge, daß sie sich an Karl VI um Hilfe wandten. Er schickte ihnen 14,000 Mann unter Wachtendock und dem Prinzen von Würtemberg (1731), und als diese nichts ausrichteten, bewog er die Korsen durch das

*) Unter der zweiunddreißigjährigen Herrschaft Genua's wurden nicht weniger als achtundzwanzigtausend Mordthaten verübt, unter Paoli's Regierung dagegen jährlich im Durchschnitt kaum drei, unter der französischen jedes Jahr über hundert. Gegenwärtig vermindert sich die Zahl wieder.

Versprechen der Amnestie zur Niederlegung der Waffen und gab ihnen dann eine freisinnigere, aber durch nichts verbürgte, darum illusorische Verfassung. Doch unbefriedigt durch diese und gereizt durch die Verhaftung einiger Anführer, riefen sie jetzt die Republik aus, wählten die unbefleckte Jungfrau zur Schutzpatronin, Giafferi und Paoli zu Führern, (1734) verzichteten auf innere Fehde und Mord und vereinten sich in glühendem Wetteifer zur Vertheidigung der Freiheit. Vergebens warben die Genuesen zu ihren Schweizern selbst Straßenräuber an, denen dafür die Straflosigkeit zugesichert wurde, sie konnten der Bewegung nicht Herr werden.

Eine seltsame Episode bildete in letzterer um diese Zeit der westphälische Baron Theodor von Neuhoff, den seine Abentheuerlust auch nach Korsika geführt hatte (1736). Ueberall hatte er schon mitgeholfen — bei Stuart's Landungsversuch in England, bei Alberoni's Intriguen, bei Law's Bankoperationen. Zuletzt Gesandter Karls VI in Florenz, hatte er mit einigen Korsen, die er im Schuldengefängniß zu Genua kennen gelernt, Verbindungen angeknüpft. Er bat verschiedene Mächte um Subsidiengelder für die Insel, erhielt aber nur von der Regentschaft in Tunis ein Schiff, 4000 Gewehre und 1000 Zechinen. Diese gab er dann den Korsen nebst einer Anzahl Ledergürtel und zum Danke machten sie ihn, den schon sein hübsches Außeres und sein gefälliges Benehmen empfahlen, zu ihrem Führer (15. April). Als „König Theodor I" ließ er nun Münzen schlagen, stiftete den Orden der Befreiung und begann mit kühner Entschlossenheit den Kampf gegen Genua. Doch bald war das wenige Geld ausgegeben, die erste Täuschung verschwunden und er mußte abermals fort, fremde Hülfe zu suchen. Von den Holländern in Schuldhaft gebracht, bewog er eine jüdische Handelsgesellschaft durch die Zusicherung von Handelsvortheilen, ihn aus der Haft zu lösen und ihm fünf Millionen vorzustrecken. Damit kaufte er eine Flotille, kehrte zurück und flößte seinen Korsen neuen Muth zum Widerstande ein. Als die Genuesen bereits auf dem Punkte standen, die Insel zu verlieren, wandten sie sich an Frankreich und dieses schickte aus Furcht, England oder Spanien möchte sich derselben bemächtigen, im Einverständniß mit dem Kaiser Truppen dahin ab „um die Ordnung wieder herzustellen" (1742). König Theodor entfloh jetzt und starb zu London im Elend (1755).

Nach langem Widerstande mußten sich die Korsen unterwerfen. Doch kaum hatte der österreichische Erbfolgekrieg die Franzosen

von der Insel entfernt, erhoben Giafferi und Matra wieder die Fahne des Aufruhrs (1745); der Graf Rivarola verjagte die Genuesen mit Hülfe der Engländer und schon glaubte man die Unabhängigkeit gesichert, als der Haß und die Eifersucht zwischen den einzelnen Führern wieder Alles verdarben. Zwar besserten sich die Zustände, als die Leitung des Ganzen ausschließlich dem muthigen Patrioten Giafferi übertragen wurde, der Alles wieder in's Geleise brachte, die Staatsverwaltung ordnete und das Land kultivirte, allein 1753 wurde er ermordet und nun stürzte Alles in die alte chaotische Verwirrung zurück.

Da kam 1755 der junge Pasquale Paoli, den sein landesflüchtiger Vater in Neapel zum hochherzigen und eben so staatsklugen als kühnen Streiter für's Vaterland erzogen. Er wurde zum Anführer ausgerufen und er rechtfertigte das Vertrauen: während er die innere Ordnung wiederherstellte und das unbändige Volk, dessen ganze Geschichte bis dahin nur eine Reihenfolge von Aufständen war, zähmte, feuerte er andrerseits seinen Muth und Freiheitssinn an, indem er ihm durch Wort und Beispiel zeigte, daß der Freie Alles zu ertragen, sich in Allem zu helfen weiß. So gelang es ihm, nicht nur des Bürgerkrieges Herr zu werden, den sein Nebenbuhler Matra angefacht, sondern auch die Genuesen hinter die Wälle von Bastia, Sanfiorenzo, Calvi, Algagliola und Ajaccio zurückzutreiben. Selbst als die Besiegten im Vertrag von Compiegne (13. Mai 1768) Land und Volk an Frankreich verpfändeten oder vielmehr schmachvoll verkauften, sank den Tapfern der Muth nicht. Selbst Priester und Mönche eilten mit päpstlicher Bewilligung herbei, um auf dem Schlachtfeld zu ermuthigen, zu trösten, um als Sekretäre, Zahlmeister und Boten zu dienen. Die Gefallenen wurden in die Gebete der sonntäglichen Messe eingeschlossen. Greise und Frauen ermahnten zur unverzagten Standhaftigkeit, und in wahrhaft spartanischer Weise wetteiferten die letztern, ihre Söhne dem Vaterlande zum Opfer zu bringen. Viele Tausende von Kriegern und dreißig Millionen Francs kostete Frankreich der erste Eroberungsversuch, in welchem seine tapfern, kriegsgeübten Scharen gegen den Verzweiflungsmuth der durch ihre genaue Ortskenntniß begünstigten Insulaner zu kämpfen hatten. Doch als ersteres unter Choiseul seine Anstrengungen verdoppelte, als die Niederlage bei Pontenuovo das Selbstvertrauen brach, als Verrath und Bestechlichkeit immer stärker einrißen und die versprochene Hilfe Englands ausblieb: da endlich

unterwarfen sich die Korsen (1769). Ihr Paoli aber, der durch opferwillige Vaterlandsliebe ihr ganzes Wesen zur Zucht, Eintracht, Selbstverläugnung, Thätigkeit umzuwandeln, der die leidenschaftlichen Fraktionen zur einmüthigen Nation zu vereinigen, der die Blutrache aus einer heiligen Ehrenpflicht zum schmachvollen Verrath am Gemeinsinn, am Vaterland zu machen, der der kleinen Insel eine europäische Bedeutung, ihrer eben erst auf revolutionärem Weg gegründeten Regierung durch die allgemeine Achtung Festigkeit zu geben verstanden: er mußte das Land, dessen Reformator, Held und Zierde er war, fliehen, um in England ein Asyl zu suchen, aus welchem der von allen Seiten Gefeierte noch fortwährend durch diplomatischen Verkehr mit den Kabinetten für sein Vaterland zu wirken suchte, freilich ohne etwas anderes zu erlangen, als leere Trostesworte. Diejenigen seiner Landsleute jedoch, die sich dem Joch nicht beugen wollten, rotteten sich zu Räuberbanden zusammen, welche den Franzosen das neue Besitzthum zwanzig Jahre lang unsicher genug machten. Zehntausend Menschenleben und achtzig Millionen Francs hatte Frankreich für eine unfruchtbare Insel bezahlt, die nur für die Sicherung seiner Südküste und seines Handels im Mittelmeer eine große Bedeutung hat und die es noch eine lange Zeit hindurch nur durch den strengsten Terrorismus behaupten konnte.

Frankreich.

Auch in Frankreich selber herrschte bitteres Elend und gährende Unruhe. Wohl hatte dem die Regierung schon unter dem früheren Minister, dem Herzog von Bourbon, zu steuern gesucht, allein unter ihren Maßregeln waren mindestens eben so viele verkehrte, als gute. So war freilich das Betteln verboten, allein für die Armen war in keiner Weise gesorgt. Der Hausdiebstahl wurde auch beim kleinsten Betrag mit dem Tode bestraft, aber gerade dadurch entzog man ihn im Gegentheil aller Bestrafung, da ihn jetzt Niemand mehr zur Anzeige bringen mochte. Manches gute Gesetz wurde für das Leben dadurch werthlos, daß man es auf alle Weise umging, was bei der Immoralität des Volkes nur zu natürlich, bei der Corruption der Beamten nur zu leicht war. So ging es dem Code noir, in dem der Großsiegelbewahrer Armenonville die altrömische Strenge der unter Ludwig XIV erlassenen Gesetze über die Behandlung der Sklaven im christlichen Sinne milderte: allerdings galten die letzteren jetzt nicht mehr als bloße Sachen, allein die Habsucht und Grausamkeit ihrer Herren

fanden tausend Wege, die ihnen noch bleibenden Befugnisse zu erweitern, die Beschränkungen derselben zu umgehen.

Zu den Finanzmaßregeln der frühern Zeit waren noch zwei neue gekommen, die nicht minder böses Blut machten: vom Jahresertrag sämmtlicher Grundstücke sollten zwölf Jahre lang zwei Procente als Steuer erhoben werden und jeder Inhaber einer vom König ertheilten Concession sollte dieselbe gegen eine gewisse Summe vom neuen König bestätigen lassen (joyeux avènement). Damit waren nun freilich dem Volke wieder einmal achtundvierzig Millionen abgepreßt, allein kaum die Hälfte davon kam wirklich in die Staatskasse.

Gegen die Protestanten hatte Ludwig XIV, noch bevor er das Edict von Nantes wiederrief, bereits einundfünfzig Gesetze erlassen, und dieses Verfahren hatte sich auch auf seine Nachfolger vererbt. Schon nach seinem Tode war ein Theil der ausgewanderten Hugenotten in die unvergeßliche Heimath zurückgekehrt, als da und dort die Behörden wieder auf die alten strengen Gesetze zurückgingen und ihnen die Kinder wegzunehmen drohten, um sie katholisch erziehen zu lassen. Ein neues Edict schloß sich würdig an die frühern an, indem es den Akatholiken jede gottesdienstliche Feier unter Androhung der Vermögensconfiskation und außerdem der Galeerenstrafe für die Männer, des lebenslänglichen Kerkers für die Frauen verbot. Doch ließ man es bald in Vergessenheit kommen, als darauf hin wieder Viele — zumal nach Schweden — auswanderten, und so hatte man damit nur dem Hasse und der Verachtung gegen die Regierung und die Parlamente neue Nahrung gegeben. Besonders zwei Ereignisse trugen dazu bei, den allgemeinen Unwillen gegen eine Intoleranz, die bei der offenkundigen Irreligiosität des Hofes vollends widersinnig und ungerecht erscheinen mußte, auf das Höchste zu steigern. Ein gewisser Fabre war auf die Galeeren geschickt worden, weil er einer protestantischen Predigt angewohnt, und dieser Fall machte um so mehr Aufsehen und Eindruck, weil der Sohn des Verurtheilten die Strafe auf sich genommen und sieben Jahre lang anstatt seines Vaters erduldet hatte. Der zweite Fall ist der des bekannten Jean Calas, den man auf ganz ungenügende Gründe hin beschuldigte, er habe seinen eigenen Sohn wegen Hinneigung zum Katholizismus ermordet, und den das Parlament von Toulouse deshalb zum Tode verurtheilte, ein Urtheil, das drei Jahre nach der Hinrichtung widerrufen wurde, als die allgemeine Entrüstung

in Voltaire's verdienstvoller Schrift einen allzu beredten Ausdruck gefunden hatte (1762).

Ludwig XV.

Ludwig XV, einer der schönsten Männer seiner Zeit, besaß einen lebhaften Geist und einen gesunden Verstand, war aber dabei, da er als Kind immer gekränkelt hatte und unter den Eindrücken einer ängstlich abgemessenen Hofettiquette aufgewachsen war, furchtsam und willensschwach. Bei seiner mangelhaften Bildung war ihm der Umgang mit höher Gebildeten und der schöngeistige Ton, wie er vom Geschmack jener Zeit verlangt wurde, sehr unbehaglich. Dafür fühlte er sich um so wohler, wenn er mit den jungen Leuten aus der sittenlosen Schule der Regentschaft ganze Tage seiner Jagdleidenschaft fröhnen und dann die Nacht hindurch seine schwelgerischen Orgien feiern konnte. So mußte sich Fleury noch glücklich schätzen, wenn er ihn wenigstens davon zurückhalten konnte, daß er nicht in der Weise des Regenten seine Lasterhaftigkeit prunkend zur Schau trug. Uebrigens war er schon mit dreißig Jahren so übersättigt, daß er das Vergnügen nur noch als willkommene Unterbrechung der Langeweile betrachtete. Seine Gemahlin, Maria Lesczinska, die Tochter des entthronten Polenkönigs, der sich mit der Philosophie und der Religion über sein Unglück tröstete, war das Ebenbild ihrer Eltern, ein Muster häuslicher Tugenden und ein Engel an Güte; und doch vermochte sie ihrem Gatten, gegen den sie die Sanftmuth selber war und den sie jedes Jahr mit einem Sohne beschenkte, nur Achtung aber keine Liebe einzuflößen, bis sie der Tod nach zweiundzwanzig Jahren aus ihrem glänzenden Elend befreite. Anfangs hatten sich die Höflinge mit allen ihren Kunstgriffen vergebens bemüht, dem Neuvermählten Geschmack für andere Frauen beizubringen, um ihn durch das Laster beherrschen zu können, wie Fleury ihm durch seine Tugend imponirte. „Ist sie schöner als die Königin“? war seine stete Entgegnung, wenn man ihm die Schönheit einer Dame pries. Doch endlich siegte die Beharrlichkeit der Verführer und nun trieb es der König aber auch um so toller. Das successive, ja fast gleichzeitige Verhältniß zu fünf Schwestern war selbst jener durch und durch verdorbenen Welt zu schändlich, als daß es die Verachtung gegen ihn nicht noch bedeutend gesteigert hätte. Mit dem Menschen war der König gefallen: er gehorchte fortan seinen Mätressen mehr als seinem treuen Fleury, der sich z. B. dem verhängniß-

vollen Bündniß mit Oesterreich vergebens widersetzt hatte. Nach dem Tode des letztern (1743) ließ der König seinen Posten unbesetzt oder vielmehr — er überließ ihn seiner damaligen Mätresse, der Marquise de Mailly, die ihre eigene Schwester aus der königlichen Gunst verdrängt hatte und dann durch die letztere zur Herzogin von Chateauroux erhoben worden war. Den Ruhm einer Agnes Sorel zu theilen, spornte sie den König an, an der Spitze seines Heeres nach Flandern zu ziehen; doch folgte sie ihm bald selber — und die Freude des Volkes verwandelte sich in Aerger und Hohn. Da erkrankte Ludwig in Metz, sein Gewissen, seine Todesfurcht, die Priester wurden Herr über seine Sinnlichkeit und die Künste der Buhlerin, — sie wurde entlassen und die Königin gerufen. Sie flog herbei, der König genas, das Volk meinte — auch am Geiste, und nannte ihn frohlockend den „Vielgeliebten". Allein bald durfte die Herzogin zu ihm zurückkehren und die Bedingung, unter der sie ihm verzieh, war die Bestrafung ihrer Gegner.

Die Pompadour.

Sie starb zwar kurze Zeit hernach (1744), aber nur um der eben so liebenswürdigen als sittenlosen Marquise de Pompadour Platz zu machen, einer Fleischerstochter, die Frankreich zweiundzwanzig Jahre regierte. Ihre Herrschaft über den König überlebte sogar seine Liebe zu ihr. Unfähig, kühne, gewaltige Pläne zu fassen, verstand sie es, sich Alles, auch das Kleinste, nutz- und dienstbar zu machen. Sie machte sich Ludwig unentbehrlich, indem sie ihn von seinen zwei peinlichsten Leiden — der Langeweile und der Regierungssorge — befreite. Um immer etwas Neues für ihn zu haben, sammelte sie unermüdlich picante Anekdoten über die namhaftern Schriftsteller, Würdenträger, Gesandte. Neben den schönen Künsten suchte sie auch sonst noch Alles hervor, was den König zerstreuen, dem Ehrgeiz der Nation schmeicheln und sie selber bei beiden empfehlen konnte. Sie spielte bald die Philosophin, bald die Philanthropin: sie umgab sich mit einem Kreise geistvoller oder durch ihre Frömmigkeit ausgezeichneter Personen, sammelte sich eine auserlesene Bibliothek, ließ eine großartige Tapetenfabrik errichten, die Gemäldegallerie des Louvre vermehren und dem Publikum öffnen, verschönerte Versailles in dem nach ihr benannten Geschmack, kaufte Picot, dem Erfinder der Kunst, Gemälde auf eine neue Leinwand zu übertragen, die geheimgehaltene Anweisung dazu ab und stand öfters selber Mo-

dell zu den für das königliche Schloß bestimmten Bildsäulen und Gemälden. Mit ihrer Willensstärke und ihrem richtigen Beobachtungsblick mischte sie sich in die innere und die äußere Politik und Minister wie Feldherrn mußten sich unbedingt nach ihr richten. Ueber den Staatsschatz verfügte sie vermittelst einfacher Handbillete, die Ludwig unterschrieb, ohne je Rechenschaft zu fordern, zu Gunsten der Armen und der aufstrebenden Talente. Als dem König die erste Tochter geboren wurde, bewog sie ihn, statt aller andern Festlichkeiten, sechshundert Mädchen auszustatten, während gleichzeitig andere von ihr selber auf ihren Landgütern oder von den nachahmungssüchtigen Höflingen ausgestattet wurden. Wie sie, geschmeichelt durch Maria Theresia's Brief und erbittert über Friedrichs Spottverse, den König zum Bund mit Oesterreich bestimmte, haben wir bereits gesehen. Als ihr Geschöpf, der Kardinal Bernis, der jenen Allianzvertrag unterzeichnete, den nutzlosen, Verderben drohenden Krieg mißrieth, ersetzte sie ihn durch den Herzog von Choiseul, der im Bund mit dem Kriegsminister Fouquet bereitwillig auf alle ihre Wünsche einging, eine Fügsamkeit, die Frankreich mit den Opfern des Pariser Friedens bezahlen mußte. Wie sie den Zauber ihrer Reize schwinden sah, zog sie fremde herbei, deren vorübergehende Herrschaft sie nicht zu fürchten brauchte — aus der Buhlerin, die in dem König nur die Macht geliebt, wurde seine Kupplerin. Sie bevölkerte die reizenden Lusthäuschen im Hirschpark mit einer Schar von Huri's, und um sich diese zu verschaffen, scheute sie sich nicht, den Frieden der tugendhaftesten Familien stören und Scham und Gattentreue Jahre lang mit weitgesponnenen Verführungsplänen verfolgen zu lassen, oder auch schuldlose Kinder ganz eigens für ihre Zwecke heranzubilden. Reich an Schätzen und Lastern wurden dann die Opfer entlassen, irgend einen Gatten zu beglücken oder ein Bordell zu zieren. Selbst die schamlosen Prunkgelage des Regenten hatten Frankreich noch nicht genug vorbereitet auf eine solche Schmach, auf diesen Harem seines „allerchristlichsten Königs" — und dieser Harem kostete das Land hundert Millionen! Die Höflinge ihrerseits, die keine Staatskasse zu plündern hatten, ruinirten wenigstens sich selber um die Wette in wilder Ausschweifung und Spielwuth.

Für seine Laster hoffte Ludwig dadurch Verzeihung zu erlangen, daß er gelegentlich für den Katholizismus in die Schranken trat, und so hatte er denn unter Anderm auch jenen Bund mit Oesterreich in der Hoffnung geschlossen, daß mit dem König

von Preußen zugleich der Protestantismus vernichtet werden könne. Doch wie er in Allem unbeständig und planlos nach den augenblicklichen Eingebungen seiner und fremder Laune handelte, wie an ihm selbst der Despotismus mehr nur in der äußern Form bestand und mehr auf der Ueberzeugung von der Nothwendigkeit des Absolutismus, als auf innerer Anlage und entschiedenem Willen beruhte, so war er auch in seiner Stellung gegenüber der Kirche ohne allen innern Halt und ohne alle Consequenz. Nicht nur durfte in seinem Lande, an seinem Hofe zumal, der Unglaube, von den innern Unruhen begünstigt, sein Haupt immer kecker erheben, sondern die praktische Seite der kirchenfeindlichen Richtung trat bald in den Regierungsmaßregeln selber hervor. So regte namentlich die Last der Staatsschuld mehr und mehr den Gedanken an die Aufhebung der Klöster und die Einziehung ihrer Güter an und schon machte der Oberfinanzcontroleur Machault den Anfang damit, daß er die Errichtung von Kollegien, Seminarien und Spitälern, sowie sämmtliche Dispositionen über das Vermögen der „todten Hand" von der ausdrücklichen Erlaubniß der Regierung abhängig machte, und daß er davon sprach, die Kirchengüter, die bis dahin nur freiwillige Beiträge (Dona gratuita) geleistet, einer regelmäßigen Besteurung zu unterwerfen.

Der Jansenistenstreit.

Verdarb es die Regierung auf diese Weise mit der Geistlichkeit, die sich wenigstens dem letztern Vorhaben zu widersetzen wagte, so ging sie mit derselben um so bereitwilliger in Unterdrückung der Jansenisten Hand in Hand, obwohl sie sich dadurch an der öffentlichen Meinung und dem Parlamente zwei neue Gegner schuf. Sie hielt an der von beiden gleich übel aufgenommenen Bulle Unigenitus fest, die über die geachtetsten Personen das Interdict verhängte und Sterbenden den Trost der Sacramente entzog, und verbot in einem lit de justice von 1731 jede Erörterung über die Gnade und die Grenzen der geistlichen Autorität, unter Androhung der auf die Rebellion gesetzten Strafen. Noch erbitterter wurde die Stimmung, als der tugendhafte und wohlthätige, aber eigensinnige Erzbischof Chrétien de Beaumont die Ertheilung der letzten Wegzehrung an einem des Janseismus Verdächtigen für einen Kirchenraub erklärte und sie strengstens untersagte, falls nicht ein Zeugniß vorgelegt werde, daß der Kranke seinem ordentlichen Pfarrer gebeichtet habe. Vergebens vertheidigten sich die Jansenisten, die keinen Pascal mehr

unter ihren Vorkämpfern zählten, mit den Waffen der Satyre und des Aberglaubens. Je mehr Aufsehen ihre Wunder machten, desto leichter wurde es ihren Gegnern, sie der Regierung, die die Sache zu der ihrigen gemacht hatte, als Aufwiegler, als Rebellen gegen die weltliche Macht darzustellen. Dagegen wurde jetzt der nun einmal auf das Gebiet der letztern herübergezogene Kampf gegen den Klerus vom Parlamente aufgenommen, das bei dieser Gelegenheit seine alten Machtbefugnisse wieder einmal geltend machen wollte, das aber hiebei die Grenzen der letztern weit überschritt. Es erklärte, die Bulle besitze einen rein disciplinären Charakter und habe nichts mit dem Glauben zu schaffen, gebot die Spendung der Sterbesacramente ohne Rücksicht auf das erwähnte Zeugniß und erzwang sie durch Gerichtsdiener mit aufgepflanztem Bajonnet, ließ die bischöflichen Hirtenbriefe, die sein Recht zur Einmischung in die kirchlichen Angelegenheiten in Abrede stellten, durch den Büttel verbrennen, belegte das Vermögen des Erzbischofs mit Beschlag und beantragte, ihn vor einen Pairs-Gerichtshof zu stellen.

So weit war bereits der Streit gediehen, als der König selber einschritt: er ließ durch seinen Rath die zwei letztgenannten Parlamentsbeschlüsse für nichtig erklären, schickte die widerspenstigen Parlamentsmitglieder in die Verbannung und legte endlich, nachdem er sie in der Freude über die Geburt eines Sohnes begnadigt hatte, beiden Parteien ewiges Stillschweigen auf (1754). Benedict XIV aber erklärte auf die an ihn ergangene Anfrage in der vom Parlament zurückgewiesenen Encyclica Ex omnibus christiani orbis, der Inhalt der Bulle habe allerdings als Glaubensregel zu gelten, über die man sich nicht ohne Gefahr für das Seelenheil hinwegsetzen könne, übrigens seien auch den jansenistisch gesinnten Kranken die Sacramente zu spenden, falls sie nur wenigstens keine offenkundigen Gegner der Bulle seien (1756).

Doch weder dieser mildernde Beisatz noch, wie sich von selbst versteht, das Machtgebot des Stillschweigens vermochten dem ärgerlichen Streit ein Ende zu machen oder vollends den unseligen Eindruck zu verwischen, den er in seiner das Heiligste profanirenden Leidenschaftlichkeit, mit all seinen tragikomischen Scenen auf das ganze Volk gemacht, das überall nur von ihm las und hörte. So hatten die beiden Parteien nur sich selber und damit der Religion überhaupt in der allgemeinen Achtung geschadet und dem spottenden Unglauben, der namentlich auch die Jansenistenwunder in seinem Sinne ausbeutete, leichtes Spiel gemacht.

Nur die ehrwürdige Gesellschaft zu S. Sulpice hatte sich von dem theologischen Kampfplatz fern gehalten, um in unbeneideter Zurückgezogenheit ganz ihrem Berufe zu leben, ernsten Studien obzuliegen, das Beispiel einer nützlichern Thätigkeit zu geben und der Kirche tüchtige Diener heran zu bilden. Sie wollte lieber erbauen als streiten. Ihre friedliche Unterwürfigkeit verschaffte ihr selbst in den Sprengeln der dissidirenden Bischöfe volle Duldung. Am verdienstvollsten wirkte in ihrer Mitte Languet, der Pfarrer zu S. Sulpice, der jährlich Almosen im Betrag von einer Million Francs zu vertheilen hatte und der dabei für sich selber nur ein dürftiges Bett und zwei Strohsessel als ganze Zimmereinrichtung besaß.

Die Parlamente.

Am schlimmsten war bei der ganzen Sache wieder die Regierung weggekommen, die hinter dem Parlament zugleich die ganze Nation gegen sich hatte. Das Gleiche war der Fall in einem andern gleichzeitigen Conflict zwischen ihr und jener Körperschaft, die sich schon während der Regentschaft zu einem entschiedenen Auftreten ermannt hatte. Als 1752 zum Behuf des polnischen Thronfolgekrieges neue Steuern ausgeschrieben wurden, verweigerte das Parlament die Einregistrirung derselben, während umgekehrt der König ihre sofortige Erhebung befahl, unter dem Bedeuten, das Parlament könne nachträglich reclamiren, müße aber, sobald es den Willen des Souveräns vernommen, sofort gehorchen, da es unter keinerlei Vorwand zu irgend welcher Suspendirung befugt sei. Dasselbe wiederholte sich, als Ludwig 1755 für den Krieg mit England Geld brauchte: wieder verweigerte das Parlament die nöthigen Finanz-Erlasse und wieder hielt der König ein lit de justice, worin er die Rechte des Parlamentes in einer Weise feststellte, die von den gerade damals den Ton angebenden Liberalen als eine ungerechte, tyrannische verschrieen wurde. So sollten sich die einzelnen Kammern nur auf die Genehmigung der großen Kammer hin versammeln dürfen, das Anklagerecht sollte nur dem Generalprokurator zustehen, eine berathende Stimme sollten die einzelnen Mitglieder erst nach zehnjähriger Dienstzeit erhalten, der Gang der Justiz sollte durch nichts gehemmt werden können.

Wie man so von allen Seiten über die gewissenlose, „menschenmörderische" Tyrannei des Königs klagte, da kam ein gewisser Robert Francois Damiens auf den wie ihm schien folge-

richtigen Schluß, das Land müsse von einer solchen Plage befreit werden. Doch sein Dolch ritzte nur die Haut seines Opfers und schon war dieses eben als solches dem Volke wieder so theuer geworden, daß alle Welt und wie immer die schöne voran das entsetzliche Schauspiel einer fünfviertelstündigen marterrvollen Hinrichtung (auf dem blutgetränkten Greveplatz, 28. März 1757) mit Entzücken genoß. Und neben der Nation, die so durch und durch monarchisch gesinnt ist, die von jeher jedes Freudenfest und jede Trauer ihres Hofes wie ein eigenes Familienereigniß mitfühlte, versöhnte sich auch das Parlament mit dem König, der dafür die mißliebigsten seiner Verordnungen zurücknahm, den Erzbischof verbannte und die Jesuiten für die von seiner Regierung begangenen Ungerechtigkeiten büßen ließ.

Doch auch die Provinzialparlamente mußten bearbeitet werden, als die durch die unselige Mätressenpolitik hervorgerufenen Kriege und die kostspielige Schandwirthschaft des Hofes die Finanzen gründlich zerrüttet und neue Steuern nöthig gemacht hatten. Man schickte Abgesandte an sie, die ihnen die Nothwendigkeit der letztern begreiflich machen sollten, gab denselben aber auch gleich königliche Vollmachten mit, um die etwa widerstrebenden Parlamente aufzulösen. Letztere wurden deshalb bedenklich und begnügten sich, als wären alle ihre Vorrechte durch einen einzigen Staatsstreich beseitigt, damit, daß sie auf das Elend des ohnehin bereits erschöpften Landes hinwiesen. Allein Niemand achtete hierauf und nach wie vor erschien eine königliche Verordnung nach der andern, um — sei es durch willkürliche Gewaltmaßregeln, sei es durch täuschende Finanzmanöver — die schwierige Aufgabe zu lösen; aber keine führte zum Ziel.

Die Staatsökonomie.

Auch die Wissenschaft, die von Law einen nachhaltigen Impuls erhalten, befaßte sich mit der Frage und förderte eine Reihe von theoretischen Systemen zu Tag, die alle zur Beseitigung der Kriege, des Müßiggangs, der Unterdrückung und der Armuth zu führen versprachen. Darunter verdienten und erlangten besonders zwei eine größere Beachtung — das von François Quesnay, der im Ackerbau, und das von Vincent de Gournay, der in der Industrie die einzige Quelle des Nationalreichthums sah. Ersterer wies das Unbillige des herkömmlichen Steuer-Systems nach, welches den Haus- und Grundeigenthümer und den Ackerbauer hundertfach belaste und dazu noch die Getreideausfuhr beschränke, und

verlangte, man solle den Reinertrag vom Grund und Boden mit einer einzigen Steuer belegen. Der Andere zeigte, von einem umfassendern Gesichtspunkt ausgehend, wie alle die verschiedenen Industriezweige in einander greifen, und forderte von der Regierung nichts weiter als ein rein passives Verhalten, das der eigenen Bewegung der Industrie wenigstens keine Fesseln anlege. Doch von beiden Systemen, die gleichmäßig ein möglichst großes Maß von Freiheit, ein möglichst inniges Zusammengehen von Regierung und Volk anstrebten, verstand der König gleich wenig und das Wenige wendete er verkehrt an. Um die Schule Quesnay's, die Phisiokraten, zufrieden zu stellen und zugleich die gesunkene Marine neu zu heben, erlaubte man die Ausfuhr des Getreides aus bestimmten Häfen und zwar nur für französische Schiffe. Doch diese Beschränkung wurde betrügerisch umgangen und bald hatten fremde Fahrzeuge sämmtliche Magazine geleert, so daß man sich genöthigt sah, die Verordnung zurückzunehmen.

Einen auffallenden Gegensatz gegen die Liederlichkeit seiner Umgebung bildete der tugendhafte Dauphin, auf den deshalb die letztere mit spöttischem Lächeln, das Volk mit tröstender Hoffnung blickte. Allein er starb schon im sechsunddreißigsten Jahre, kurze Zeit vor seiner Gemahlin und seiner Mutter.

Die Gräfin Du Barry und Choiseul.

Bald darauf (1764) starb auch, von den Gelehrten beweint, vom Volk verflucht, die Pompadour, die bis auf den letzten Augenblick ihre unbeschränkte Herrschaft zu bewahren, ihre Krankheit unter der Schminke und der festen, stolzen Miene zu verbergen gewußt. Der König vergaß sie sofort und das Volk faßte neue Hoffnung. Doch ihr allmächtiger Einfluß war auf ihre Creatur, den Herzog von Choiseul, übergegangen und ihre sonstige Stellung übernahm bald ein anderes Scheusal, die La Lange, die durch die raffinirtesten Künste der schamlosesten unnatürlichsten Buhlerei den entnervten, sechzigjährigen Ludwig zu fesseln und durch gemeine Vertraulichkeiten auch auf den übrigen Hof einen gewissen Einfluß zu gewinnen verstand, sobald sie nur erst einmal durch die Hand des Grafen Du Barry hoffähig geworden war (1769). Trotz aller Spottlieder, Epigramme und Schmähbriefe, der einzig möglichen Oppositionsweise im damaligen Frankreich, verfuhr diese Elende mit unbeschränkter Macht über die Minister, über die Schwankungen der politischen Wagschale Europa's und über das Schicksal der amerikanischen Kolonien.

So stand es in der Mitte des „aufgeklärten, philosophischen Jahrhunderts" mit der Freiheit und den Rechten der „großen Nation", die es geduldig litt, daß die Verworfenste ihres Geschlechtes nach der tollsten Weiberlaune mit der Ehre, dem Blute und dem Schweiße des Volkes wirthschaftete; daß die despotische Regierung als unübertroffenes Vorbild der vollendetsten Schamlosigkeit, der allseitigsten Charakterlosigkeit die Sittlichkeit desselben vergiftete und seinen Namen in Europa brandmarkte; daß sie durch ihre geheime Polzei und ihre Kabinetsbefehle alles Vertrauen und jedes Gefühl von Sicherheit und Behaglichkeit verbannte, jedes Gesetz und Recht illusorisch machte; daß sie durch die wahnsinnigste Verschwendung seine letzten Kräfte vergeudete, um sie mit allen Mitteln der Gewalt und der gleich gewissenlosen List immer wieder auf's Neue anzuspannen; daß sie ihre Finanzpläne zuletzt noch auf die Hungersnoth im Lande baute. Dasselbe Volk, das den Sarg seines „vielgeliebten" Königs mit Koth bewarf, sah es jubelnd mit an, wie der Wahnwitzige, der es von dem Verhaßten befreien wollte, auf die haarsträubendste Weise verbrannt und zerrissen wurde: — dasselbe mordete drei Jahrzehnte drauf mit derselben Befriedigung den tugendhaften Enkel jenes Tyrannen, weil er bei aller Herzensgüte an Geist und Willen zu schwach war für die Riesenaufgabe, die ihm seine verschwenderischen Ahnen gelassen.

Choiseul, der prunkliebende Minister, der aber im Innern auf nützliche Verbesserungen bedacht war und nach Außen auf das drohende Anwachsen der Mächte ein wachsames Auge hatte, — er konnte sich vor der neuen Favoritin nicht beugen, sei es aus einem Reste von männlichem Selbstgefühl, sei es aus Aerger, daß es ihm nicht gelungen, seine Schwester an diese Stelle zu bringen. Die Beleidigte hörte gerüchtweise, er sei es gewesen, der das Parlament zum neuen Kampfe mit dem König aufgewiegelt habe, und ihr Plan war gefaßt: sie stellte Van Dyk's Gemälde, „Karl's I Flucht", in ihr Zimmer und zeigte es dem eintretenden König mit den Worten: „La France, (diesen Bedientennamen führte er in ihrem Munde) — „schau hier dein eigenes Bild auf diesem Gemälde! Läßt du das Parlament so fortmachen, so wird es deinen Kopf fliegen lassen, wie das englische es seinem König gemacht hat". Das war genug — Choiseul wurde vom Hof verbannt und ging nach Chanteloup, wohin dem gestürzten, wenn auch früher gehaßten Minister von allen

Seiten die sprechendsten Zeichen von Theilnahme und fast von Verehrung folgten (1770).

Maupeou und die Perlamentsreform.

Seinen Posten bekam jetzt der Herzog d'Aiguillon, der sich mit dem König in die Gunst der Du Barry theilte und der der letztern als Werkzeug zum Sturz seines Vorgängers gedient hatte. Auch unter ihm dauerte der Kampf zwischen der Regierung und dem Parlamente fort. Letzteres suchte jetzt die Ansicht durchzusetzen, daß alle Oberhöfe, alle Parlamente des Landes zusammen nur eine zusammengehörige Körperschaft bilden, wovon jedes einzelne nur eine locale Abtheilung, eine „Klasse" vorstelle, und daß auf dieses Gesammtparlament die Rechte und die Stellung der alten Stände, der états généraux, übergegangen seien. Zugleich verlangte es, gestützt auf die allgemeine Stimme des Landes, das sich seiner Opposition gegen die Regierung anschloß, Erleichterung der Steuerauflagen. Der König erklärte in einem lit de justice, die Parlamente seien nichts anderes als Gerichtshöfe, einfache Organe des königlichen Willens, und untersagte den Gegnern den Gebrauch der Worte „Einheit, Untheilbarkeit, Klassen", mit denen sie ihren Begriff von Parlament definirt hatten. Das letztere blieb standhaft und griff zu seinem alten Mittel: es stellte seine gerichtliche Thätigkeit ein, um dadurch im öffentlichen wie im Privatleben Störungen hervorzurufen und dadurch den König zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Allein statt dessen fanden Aiguillon und der Generalcontroleur, der Abbé de Terray, ein anderes Mittel, dem Widerstande ein Ende zu machen. Sie verbreiteten die Ansicht, das Parlament verweigere die Erfüllung seiner Amtspflicht, um seine Privatzwecke durchzusetzen, und schickten in der Nacht des 19. Jänners 1771 jedem Mitgliede desselben zwei Musketiere mit dem königlichen Befehl, die Amtsthätigkeit wieder aufzunehmen und sich darüber auf der Stelle mit Ja oder Nein zu erklären, in's Haus. Die Ueberraschten entschieden sich größtentheils für das letztere, nur achtunddreißig ausgenommen, die aber schon am folgenden Tag ihr Ja gleichfalls widerriefen. Sie wurden darauf insgesammt ihres Amtes entsetzt und verbannt, an ihrer Stelle aber wurde aus Staatsräthen ein neues Parlament gebildet, das freilich so wenig anerkannt wurde, daß kein Advocat eine Klage bei demselben einreichte.

Am 13. April wurde sodann in einem lit de justice das Parlament und der Rechnungshof förmlich für aufgehoben erklärt

und ihre Funktionen dem großen Rath übertragen. Zugleich wurde die Verkäuflichkeit der Aemter abgeschafft und die Besoldung derselben auf die Staatskasse übernommen, so daß die Parteien fortan die Prozeßsporteln an diese statt an die Richter zu bezahlen hatten. Auch die Provinzialparlamente wurden entweder in ähnlicher Weise umgewandelt oder ganz aufgehoben. Alle diese Maßregeln, die der Kanzler Maupeou durchsetzte, obwohl sämmtliche Prinzen von Geblüt dagegen Einsprache erhoben, waren entschiedene Verbesserungen, obwohl sie von dem im alten Herkommen befangenen Volke keineswegs durchweg als solche aufgenommen wurden. Namentlich hielt man eine Rechtspflege auf königliche Kosten geradezu für eine Herabwürdigung derselben und die Unbestechlichkeit besoldeter Richter, die nicht mehr halb so reich waren wie die bisherigen, für eine Unmöglichkeit. Um so mehr gönnte man dagegen dem Parlamente sein wohlverdientes Schicksal, da es sich wohl von jeher allen nützlichen Reformen der Regierung widersetzt, aber dabei nur selten Jemand gegen die Tyrannei der Kabinetsjustiz geschützt hatte. Bisher im Grunde ein Monopol einzelner Adelsfamilien und der Tummelplatz der politischen und religiösen Parteiumtriebe, stand es jetzt dem Talente zur freien Concurrenz offen. So weit war alles gut, aber durfte man denn von den Geldmenschen und Buhlerinnen am Hofe, die das Parlament gestürzt, etwas Besseres erwarten, als von letzterem, und was bürgte für die Redlichkeit der durch sie angestellten Beamten, wenn auch diese ihre Stellen jetzt nicht mehr offen kauften? Sagte doch Maupeou selber, der dem gesammten Justizwesen vorstand, zu Terray: „Die Stelle eines Generalcontroleurs ist vakant; es ist ein guter Posten, bei dem sich etwas gewinnen läßt, ich werde ihn Dir verschaffen". Uebrigens war Terray in seinem neuen Amte sehr thätig, freilich in der rücksichtslos despotischen Weise eines unerfahrnen Neulings, dessen Finanzplakereien Viele zum Selbstmord trieben, während Andere sich dem Schleichhandel zuwandten, der jetzt mehr Gewinn abwarf als die ehrliche Arbeit. In seinen Erlassen, die vom neuen Parlament unbedenklich einregistrirt wurden, suchte er die Finanzen durch alle möglichen Mittel zu heben. Das wirksamste darunter war jedenfalls eine Reduction der Zinsen aus der Staatsschuld: statt sechsundsiebenzig betrugen sie fortan nur noch dreiundsechzig Millionen. Zuletzt belief sich das jährliche Defizit nur noch auf fünfundzwanzig Millionen, während es zu Anfang der Regierung

Ludwigs XV die Summe von hundertundzwanzig bis hundertunddreißig Millionen erreicht hatte.

Am 10. Mai 1774 starb der letztere, mit dem Fluche seines Volkes belastet, an den Blattern. Wohl hatte er noch die neue Zeit herannahen sehen und die Nothwendigkeit einer durchgreifenden Aenderung im Staatswesen begriffen; allein er besaß weder die Kraft noch den Willen, die Bewegung zu leiten und so beruhigte er sich in seiner gefühllosen Selbstsucht mit dem Gedanken, daß bis zu seinem Tode wohl noch Alles im alten Geleise bleiben werde. Was nachher kommen werde, kümmerte ihn nicht. Après nous le déluge! das blieb ja noch der Wahlspruch seines Hofes bis in das letzte Jahr vor der Revolution.

Siebentes Kapitel.

Kulturgeschichtliches.

In den Sitten und Grundsätzen jener Zeit war, wie wir zum Theil bereits bei der Geschichte Ludwigs XV gesehen, eine große Laxheit eingetreten, deren Ausgangspunkt der Hof des „großen Königs" war. Daß der letztere, altersschwach geworden, durch Frömmelei und Sittenstrenge die Schuld seines frühern Lebens zu sühnen und ein dem bisherigen entgegengesetztes Beispiel zu geben suchte, konnte nimmer viel helfen, um so weniger, als er aus Scheu vor ärgerlichen Enthüllungen das rings um ihn fortwuchernde Laster nicht offen zu bestrafen wagte. Auch seine Freundin Maintenon, die sich rühmte, die Frömmigkeit zur Mode erhoben zu haben, mußte noch die Erfahrung erleben, wie wenig Bestand solche Moden haben. Bald war man der Scheinheiligkeit — der letzten dem Despoten dargebrachten Huldigung — satt und ahmte man mit um so größerer Lust einem anderen Vorbild nach, der ebenso sitten- und schamlosen, als geist- und geschmackvollen Ninon de l'Enclos, um die sich ein Kreis frivoler Schwelger gesammelt hatte. Während sich die letztern hier am Wein, an den Schnurren Chaulieu's und den gottlosen Liedern Jean Baptiste Rousseau's ergötzten, bildeten die Glaubensspötter einen ähnlichen Klub im Haus des Prinzen Conti. Diese Associationen der Immoralität, wie sie eben damals immer mehr in Mode kamen, verbreiteten das Leichengift der geistigen Fäulniß

in erschreckender Ausdehnung und Schnelligkeit unter die Massen, so daß die Aufführung der schmutzigen Possen Molieres gleich von Anfang an ein vollkommen für sie passendes Publikum fanden und Lesage's Turcaret, das unverhüllteste Schandgemälde jener bodenlos versunkenen Gesellschaft, schon im Jahre 1709 ohne allen Anstand gegeben werden konnte.

Noch ansteckender wirkte die Pestluft des Hofes, die sich über das ganze, längst an blinde Nachahmung des letztern gewöhnte Land erstreckte, unter der Regentschaft, für deren verderblichen Einfluß die letzten Einsiedler von Port-Royal und die Umgebung der Herzogin von Maine mit allen ihren Bemühungen ein viel zu schwaches Gegengewicht waren. Wer hätte noch an ein Sparen denken können, wenn er den Regenten die von den Staatsbedürfnissen so dringend geforderten Summen an den Ankauf eines Diamanten vergeuden sah? wer hätte Angesichts seiner Bacchanalien noch enthaltsam bleiben mögen? Ging doch die Nachahmungssucht so weit, daß selbst die eiskalten Mumien von Hofschranzen mit Ausschweifungen im Bacchus- und im Venusdienst Parade machten, für die sie kaum mehr Lust als Kraft hatten. Großen Vorschub leisteten der Unsittlichkeit auch die Maskenbälle, die im Jahre 1716 aufgekommen und gleich so beliebt geworden waren, daß ihrer in einer Woche oft nicht weniger als acht gegeben wurden. Auch die gleichfalls unter Ludwig XIV zum Vorschein gekommenen Casinos („petites maisons"), wo die Großen sich im vertraulichsten Umgang jeder Art von dem Zwange des würdevollen standesmäßigen Auftretens im Palaste erholten, wurden immer häufiger. Daß in einer solchen Zeit vor Allem das Familienleben verkommen mußte, begreift sich. Schon galt es als Schande für einen Ehemann, sein häusliches Glück zu zeigen oder auch nur mit seiner Frau öffentlich zu erscheinen; er mußte sich in die gefährliche Neuerung fügen, für ihre Begleitung einen ständigen Hausfreund, einen Cicisbeo zu halten. Im Ehevertrag aber pflegte sich die Braut auszubedingen, daß sie nicht gezwungen werden dürfe, auf dem Landsitz des Gemahls in der langweiligen Provinz zu wohnen.

Das Spiel.

Gegen das Hazardspiel bestanden wohl Gesetze, allein der Palast des Regenten selber diente als offenes Asyl gegen dieselben. Mit der zügellosesten Leidenschaftlichkeit, mit der wahnsinnigsten Verschwendung fröhnte ihm hier der ganze Hof und der Adel,

der die Sucht von da aus rings im Lande verbreitete. Da saß z. B. die achtzehnjährige Braut des Herzogs von Modena, die Prinzessin von Valois, ganze Nächte hindurch am Spieltisch, um dann die Tage zu verschlafen. Ja die Säle erzeugten eine eigene Klasse von Menschen, die sogenannten Industrieritter, die ausschließlich davon lebten, daß sie die Roué's der vornehmen Welt im falschen Spiel und dann weiterhin durch alle andern Künste der verfeinerten Gaunerei ausbeuteten. Außer Stande, diese Auswüchse des Spieles zu verhindern, suchte die Regierung das letztere wenigstens zu überwachen, auf einzelne Orte zu beschränken: sie autorisirte acht Spielbanken, gegen eine Abgabe von 200,000 Livres, die sie an verschämte Arme vertheilte. So stürzte sich der Adel am Vorabend seines politischen Untergangs Hals über Kopf in sein finanzielles und moralisches Verderben, dessen drohendernste Seite er über der spannenden Hofintrigue, den rauschenden Bällen, dem Galanteriespiel, der entnervenden Wollust, der Schöngeisterei, dem Spielfieber und dem äußern Prunk vollständig übersah. Auf dieser abschüssigen Bahn des übelverstandenen Epikuräismus aber eilte er um so rascher vorwärts, als jener zeitgemäße Associationsgeist, der die literarisch-bacchanalischen Gesellschaften des Temple, Sceaux und Caveau hervorrief, den Ehrgeiz zum Wetteifer zwischen den einzelnen Mitgliedern wie zwischen den einzelnen Clubs spornen mußte.

Luxus.

Einen neuen Stoß erhielt die sittliche Kraft des Volkes durch Law's Bank, die mit rasender Schnelligkeit Bettler zu Millionären, Millionäre zu Bettlern machte und die das adelige Tressenkleid und den Prälatenmantel mit dem Zwilchkittel in die innigste Berührung brachte, bis die verschiedenen, von der gleichen Gewinnsucht auf einem und demselben Weg zum gemeinsamen Ziel getriebenen Stände die gegenseitigen Vorurtheile und Standesbegriffe, die anererbte Verachtung oder Scheu mehr und mehr ablegten. Die Ton angebende Anschauungsweise der neuen Geldmenschen nahm dem Handel, der Speculation auch in den Augen des Adels alles Anrüchige, Standeswidrige. Der mühelose rasche Erwerb riesiger Reichthümer mußte den Luxus vermehren und ihn erfinderischer, aber auch kleinlicher, banausischer, vergänglicher machen, seit man dabei nicht mehr an Standes- und Familienrepräsentation dachte, seit er kein geistiges Element mehr in sich trug. Die alt-

ehrwürdigen Sääle wurden zu winzigen, zierlichen, mit allem Comfort für den Schöngeist und den Wüstling ausgestatteten Geheimzimmerchen. Alle Räume füllten sich mit künstlichen Wohlgerüchen, mit effektvoll vertheilten Prachtspiegeln, mit chinesischen Porzellanfiguren und andern exotischen Curiositäten. Auch die Künste und die Literatur würdigten sich herab, um die Gunst der Reichen, um den Beifall des Klubs zu buhlen. Um sich einen picanten Zug von arkadischer Einfachheit zu geben, pflegte man auch die Blumen mit affectirter Vorliebe, so lächerlich auch jener Zug gegen die Unzahl von Dienern in Scharlach und Federhüten abstach. Die Rangstufe, das Wappen und die Livree der verschiedenen Herrschaften zu kennen, um zu wissen, welcher Karosse man ausweichen oder den Vortritt lassen, welcher man vorfahren müsse — das war die höchste Kunst jener Bedienten, die beim geringsten Versehen hierin entweder aus dem Hause gejagt oder an Ort und Stelle mitten auf der Straße durchgeprügelt wurden. Manche derselben wurden zu den unsittlichsten Verrichtungen gehalten und wieder Andere hatten gar nichts zu thun, als schlafend im Vorzimmer zu warten, bis die Herrschaft ausfuhr, deren Wagen sie dann als „Läufer" vorauseilten.

Auch der gastronomische Luxus vervielfachte sich um diese Zeit, namentlich durch die Einführung des Thee's, dessen Gebrauch man von den Engländern lernte, während gleichzeitig auch Kaffe, Chokolate und kostbare Weine immer beliebter wurden.

Die Tracht wurde einfacher, leichter und — der nordländischen Sitte gemäß — anliegender. Dem entsprechend wurden auch die Perrücken kleiner und bald auch seltener, wiewohl nach Franklin's Berechnung noch zu seiner Zeit aus den Perrückenkünstlern in Frankreich allein ein ganzes Heer hätte gebildet werden können.

Der Adel.

Wie das materielle, so gestaltete sich auch das gesellschaftliche Leben in diesem Zeitraum vielfach anders. Für den Adel zumal waren die neuen Verhältnisse in mehr als einer Beziehung verhängnißvoll geworden, wie wir schon früher gelegentlich bemerkten. Je mehr er sich durch den unverhältnißmäßigen Aufwand ruinirte, der mit dem steigenden Luxus, der vermehrten Geldmenge, der auf Beidem beruhenden Erhöhung aller Preise, dem Emporkommen der an Prunk mit ihm wetteifernden Plutokraten nothwendig immer mehr zunehmen mußte, desto mehr mußte er von

seiner herkömmlichen Standesexclusivität ablassen und sich dem bürgerlichen Reichen nähern, um „dem adeligen Acker mit bürgerlichem Dünger aufzuhelfen.“ Auch hierin war Ludwig XIV mit seinem Beispiele vorangegangen, indem er den Banquier Bernard mit seiner Gunst auszeichnete. Durch solchen Vorgang entschuldigt, öffneten jetzt Familien, deren Ahnenbilder die Parlamentstoga und der Marschallstab schmückten, den Parvenus der Börse ihre Gesellschaftssäle, wo die Beglückten sich durch die ängstliche Verleugnung ihrer früheren Manieren und Verhältnisse noch weit lächerlicher machten, als die ihre Ansprüche und Anschauungen verleugnenden Aristokraten, die ihr Wappen vor dem Golde senkten. Doch konnte die adelige Jugend sich trotz den Anforderungen der neuen Zeit noch lange nicht von ihrem Müßiggehen, ihrem herrischen Wesen und ihrem ewigen Duelliren beim geringsten Anlaß trennen. Auch die Vorliebe für die äußere Repräsentation hielt sich bei diesen Junkern nicht minder zäh als bei ihren Müttern und viel länger als bei den praktischer denkenden Vätern. „Schon um sieben Uhr in der Frühe“ (sagt der Fürst von Ligne) „sah ich die jungen Cavaliere in voller Gala mit dem Degen an der Seite vor einem zahlreichen Gefolge durch die Straßen galoppiren; nicht Einer ritt im Trab oder ging gar zu Fuß. Die großen Damen aber fuhren nicht anders als mit zwei ungarisch kostümirten Bedienten (Heiduken) zu beiden Seiten des Wagens, dem ein ganzes Heer von Pagen und andern Dienern folgte.“

Theater.

Das Theaterwesen war in jener Zeit von seiner spätern Bedeutung und Verbreitung noch weit entfernt. Zartfühlende Gemüther hatten noch eine Art fromme Scheu davor. In Italien eiferten die Fastenpredigten dagegen; aus Novara z. B. wußte es der Pater Tornielli zu verbannen. In Genf verwehrte ihm die kalvinistische Sittenstrenge den Eingang. Als De Muy, der bekannte Minister Ludwigs XVI, den König von Dänemark in Paris herumführte, um ihm sämmtliche Sehenswürdigkeiten zu zeigen, verließ er ihn an der Thüre des Theaters, da ihm die Religion den Eintritt verbiete*). Die schöne Welt unterhielt sich

*) Eine eigenthümliche Erscheinung in der Geschichte der Pädagogik sind die Theater, die um diese Zeit an jeder Jesuitenschule bestanden. Jedes

lieber mit Bällen, Festen und Liebschaften. Die großen Herren aber machten mit den reich bezahlten Gunstbezeugungen von Tänzerinnen und Sängerinnen Staat, deren glänzende vierspännige Equipagen mit denen ihrer Cavaliere wetteiferten.

Die Conversation in Frankreich.

Die Franzosen ihrerseits bewegten sich am liebsten auf dem Boden des Gesellschaftssaales, in der feinern Conversation, in der sie jene ihnen so ganz eigene, doch jetzt mehr und mehr verschwindende Kunstfertigkeit erlangten. Eben diese Vorliebe für die Conversation gab ihnen auch den Geschmack für eine möglichst vielseitige, wenn schon natürlich nur oberflächliche Bildung, die sich in höhern Gesellschaftskreisen so leicht erwerben läßt und die das einzige Mittel ist, darin zu glänzen. Daher jene allgemeine Wißbegierde, wie sie damals in Frankreich bei Frauen wie bei Männern hervortrat, und in Folge dessen jenes Streben nach Popularisirung der Wissenschaften, das Bedürfniß nach Encyclopädien.

Noch weit bedeutsamer aber war für das öffentliche wie für das häusliche Leben in Frankreich eine andere Folge jenes Conversationstriebes: während er einerseits den geselligen, humanen Sinn überhaupt entwickelte und so, die Wirkung eines bereits erwähnten Momentes verstärkend, das Bewußtsein der Ranges- und Standesunterschiede verwischen half, mußte jenes chinesische Uebermaß einer rein äußerlichen Höflichkeit, jenes leere Phrasen- und Gestenwesen, das aus innerer Leere und Gefühllosigkeit entspringt oder sie erzeugt, — es mußte im Innern alle Wahrheit, Frische und Selbstständigkeit ertödten, es mußte dem Bürger die thatkräftige Vaterlandsliebe, dem Schriftsteller die Originalität, der Familie das häusliche Glück rauben. Wie schlimm letzteres, die Gleichgültigkeit gegen den eigenen Heerd, gegen die ehelichen und elterlichen Pflichten, die Lockerung der Familienbande, auf den Wohlstand, die Sittlichkeit, die Erziehung wirken mußte, liegt

derselben hatte sein eigenes Repertoire von Trauer- und Lustspielen, von Opern, Balleten und Dialogen, die natürlich nichts von Liebe oder einer andern bedenklichen Leidenschaft enthielten und die ausschließlich von den Zöglingen dargestellt wurden, auch in den weiblichen Rollen. Bei besondern Anlässen spielten sie auch außerhalb der Anstalt, wie z. B. einmal in den Tuilerien vor dem ganzen Hofe. Die Tragödien, die der Pater Granelli zu diesem Besuche schrieb, gehören zu den bessern der italienischen Bühne überhaupt.

auf der Hand. Ebenso folgt daraus von selbst, daß der Franzose, der von Haus aus kein wirkliches Familienleben kennt, auch für jede andere darauf begründete naturgemäße Gliederung der Gesellschaft, für ein gesundes, kräftiges Gemeindeleben, für einen praktischen, organischen Aufbau des Staates ohne Verständniß und Fähigkeit ist, daß er in der Politik als unmündiges Kind seinen eigenen phantastischen Idealen oder dem Schlagwort des Führers mit blindem Enthusiasmus folgt, wenigstens für den Augenblick. Dieselbe Verkümmerung des Familienlebens aber treffen wir nach wie vor seiner Veredlung durch das Christenthum mehr oder weniger im ganzen hellenisch-romanischen Süden, wo sich von jeher, durch Klima wie durch das Volksnaturell begünstigt, die Vorliebe für das Leben außerhalb der vier Wände, für die gesellige Unterhaltnng, die Oeffentlichkeit, die Politik geltend machte.

Doch auch ihr Gutes hatte jene übertriebene Höflichkeit. Führte sie einerseits zur engherzigen Pedanterie und Kleinigkeitskrämerei im Umgang, so entwickelte sie dafür auch im Volkscharakter eine Art chevalereskеr Großmuth gegen den Schwachen, eine wohlthuende Urbanität, die von keiner andern Nation erreicht wurde; sie milderte die rohe Selbst- und Genußsucht; sie gab der Sprache etwas Freimüthiges, Würdevolles; sie erzeugte jenen Mittheilungstrieb, der die Franzosen so geeignet machte, die eigenen wie die fremden Ideen und Erfindungen zugleich mit ihrer Sprache durch die Welt zu verbreiten.

Zugleich mit jenem dominirenden Geselligkeitstrieb mußte sich auch ein anderer ihm verwandter Zug der gallofränkischen Natur, der der Kulturverbreitung nicht minder förderlich, dem ökonomischen, sittlichen und staatlichen Leben nicht minder verderblich war, in demselben Uebermaß entwickeln. Wir meinen jene Nachahmungssucht, die die Nation zur Erfinderin und Sklavin der Mode, zur social-politischen Schleppträgerin ihrer Hauptstadt, überhaupt zum leitbarsten Volke macht, das mit derselben unbedingten Anhänglichkeit heute dem absolutesten König oder Imperator, und morgen dem rothesten Republikaner folgt, wenn nur der Führer seine Schwächen und die augenblickliche Strömung der öffentlichen Meinung kennt und zu benützen versteht. Der Trieb, sich in den Ansichten, der Sprache, dem gesammten Thun und Lassen denen zu accommodiren, deren Umgang, deren Beifall und Achtung man so dringend braucht, findet zuletzt die erste Pflicht der Moral und Ehre darin, daß man nicht hinter den Andern, hinter seiner Zeit zurückbleibt, daß man um keinen Preis alt-

fränkisch, seltsam, auffallend, lächerlich wird. Man kann heute dem Fürsten, dem Bluts- und Geldadel die Füße lecken, man kann sie in ihrer tiefsten Entartung bewundernd nachahmen und morgen sie abschlachten; man kann heute schwärmerisch fromm sein und morgen die Unsterblichkeit gesetzlich abschaffen und eine öffentliche Dirne zur Vernunftgöttin erheben; man kann Alles sein, nur kein Sonderling, kein Dummkopf, der die neue Zeit, den Fortschritt der Civilisation nicht begreift.

Eben diese Nachahmungssucht, die sich übrigens lediglich auf den eigenen, als absolut vollkommen anerkannten und bewunderten Nationaltypus beschränkt, diesen aber dafür um so intensiver in die individuelle Natur aufnimmt, mußte ihm selber wieder, in naturgemäßer Rückwirkung, seine scharf ausgeprägte Gestalt, seine energisch durchschlagende, zähe Lebenskraft, vor Allem aber seine Uniformität verleihen. Von jeher erschienen die Franzosen, wie schon den ihnen hierin so ähnlichen Engländern zu jener Zeit auffiel, in ihrem ganzen innern und äußern Wesen, in Tracht und Toilette, in Miene und Gesticulation, in Haltung und Gang, im Tanzen und Reiten, in der gesammten Lebensanschauung und Sprache, in den sittlichen Grundsätzen und Fehlern wie ein Mann. „Wie Affen machten sie Alles nach, was sie sahen, wie Papageien sprachen sie nach, was sie hörten, dieselben Gedanken mit denselben Worten, mit denselben wenn noch so unmerklichen Nüancen des Tones" *).

Jener Nachahmungstrieb, jene Verehrung gegen alles Nationale war es auch, was der Schrift- oder Gemeinsprache ihre strenge Einförmigkeit in der Wortform, der Wortfolge und den Satzbau gab, jene verknöcherte Steifheit und Armuth, die dem Sprechenden so wenig individuelle Regsamkeit gestattet. Daß sich bei einer so armen, mit den Formen gewissermassen auch die Gedanken vorschreibenden Sprache, deren Vorzug und Anmuth nur eben in ihrer Conversationsnatur, in ihrer geschmeidigen, abgeschliffenen Phonetik, ihren witzigen Phrasen, ihrer heuchlerischen Höflichkeit liegt, umgekehrt auch das subjective Leben des Einzelnen wo möglich noch dürftiger, einförmiger, dressurmäßiger gestalten mußte, ließe sich von selbst erwarten, läge auch nicht der Beweis in Leben und Literatur vor Augen.

Doch noch wichtiger als diese kulturgeschichtliche ist eine

---

*) (Röderer) Louis XII etc. v. III.

politische Folge jener Uniformität, eine Folge, die oft und verhängnißvoll genug in die Schicksale des ganzen Welttheils eingegriffen hat. Die innere Einförmigkeit im Volkscharakter führte nicht nur dazu, daß sich gerade in diesem Theile Westeuropa's die staatliche Concentrirung und Consolidirung, das erwachende Nationalgefühl, das darauf beruhende Staatsbürgerthum früher als anderswo durch die feudale Zersplitterung und Hemmschranke, wie durch die provinzielle Sonderung hindurch Bahn brach: sie machte die Nation auch nach Außen zur compacten Masse, die ihrer despotisch allmächtigen Regierungsgewalt als williger Stoff zu äußerer Machtentfaltung diente. Daß aber diese Macht eine so rasche Verwendbarkeit, eine größere Impulsfähigkeit, eine mehr momentan wirkende Stoßkraft erhielt, dazu half wieder jener vergleichsweise Mangel an individuellem Leben, an einer die Thatkraft lähmenden Reflexion, jene an die Naturvölker erinnernde Electrisirbarkeit der romanisch-keltischen Anti-Hamlete.

Um so weniger kann dagegen unter diesen Umständen von einem innern politischen Leben, von einem wirklichen Sinn dafür die Rede sein. Zumal in dem vorliegenden Zeitabschnitt zeigte Frankreich keine Spur davon. Das despotische Regiment ließ der politischen Literatur und Beredtsamkeit, der Kritik und der persönlichen Anlage zum denkenden, energischen Staatsmann keinen Spielraum zur Entwicklung. Dem bürgerlichen Talente blieben nur die kleinen Posten mit ihrem Geschäftsmechanismus; die großen, die eine politische Bedeutung hatten, wie die erblichen Sitze im Parlamente, waren dem Adel, den Günstlingen der Fürsten und ihren Mätressen, überhaupt der Hofprotection vorbehalten. Ein politisches Leben, eine Bewegung, eine Opposition war da undenkbar, seit der Adel seine alten Privilegien über den neuen verschmerzt, seine alte Kraft in dem neuen Prunk und Genuß vergeudet hatte. Die Privilegirten, also Conservativen besaßen sämmtliche hohe Stellen, sämmtlichen Einfluß. Wer aber noch nicht unter die beati possidentes zählte, fand es viel leichter und nützlicher, sich die Aufnahme unter ihre Reihen zu erringen, als die bestehende Ordnung zu ändern. So kannte das ganze Volk, soweit es überhaupt über die Scholle hinaussah, bald nur ein Ziel, die Hofgunst oder ein Adelsdiplom, als den Zauberschlüssel zur Ehre und Macht, zum Gold und Genuß. Auch die ehrsamsten, angesehensten Bürger wollten jetzt durchaus mit einer adeligen Familie, mit einem Hofjunker oder seiner Mätresse oder wenigstens ihrer Zofe in irgend einer wenn noch so uralten,

entfernten Verwandtschaft stehen, um als „Vetter" befördert zu werden. Doch mehr noch als sie waren die nachgebornen Söhne des Adels auf diesen Weg zur Größe, ja überhaupt zur Versorgung angewiesen. Das Institut der Primogenitur war freilich zur Erhaltung des Familienglanzes nöthig, aber für das sociale Leben im Ganzen, für den häuslichen Frieden und die öffentliche Sittlichkeit hatte es nur zu oft die schlimmsten Folgen. Auf die eigene Kraft angewiesen und nur in den seltensten Fällen wissenschaftlich gebildet, suchte der prunk- und genußsüchtige, also immerfort geldbedürftige Junker um jeden Preis eine hochgestellte, einflußreiche Dame — gleichviel ob Gattin, ob Mätresse — für sich zu interessiren, um durch sie ein Amt und damit Geld zu erhalten. Kaufte der Routinier das erstere mit letzterem, so zahlte er dafür mit seinem Jugendreiz, seinem Witz, dem Glanz seines alten Namens. Hatte er dagegen Gelegenheit, durch Verführung einer Erbin, durch Verehrung einer Matrone, durch Testamentserschleichung, Spielgewandtheit und ähnliche zeitgemäße Künste direct zum Geld zu kommen, so konnte er auch umgekehrt wie Andere den Weg durch dieses zum Amt einschlagen. In beiden Fällen aber spielten die Frauen die Hauptrollen in der Beförderung und Versorgung der Männer, sei es unfreiwillig, sei es freiwillig, als Opfer oder als Mitgewinnerinnen. Uebrigens waren ihre Beweggründe dabei keineswegs immer unehrenhafter Natur. Neben den Putz-, Gefall- und Genußsüchtigen, die sich durch Geld und Anderes bestechen ließen, gab es andere, in denen die Langeweile ihrer liebeleeren Ehe, die sühnebedürftige Reue über ihr sittliches Elend, über ihre Vergangenheit den Trieb zum Protegiren, zum Wohlthun, zu einer wahren Liebe weckten, die in ihrer Frömmigkeit einen reuevollen Sünder zur Tugend zurückführen wollten. Aber die Folgen, die das Ganze für den Charakter der Frauen wie der Männer haben mußte, blieben stets dieselben. Die ersteren, die ohnehin überall den Ton angaben, — am Hof, im Conversationszirkel, im schöngeistigen Klub, zum Theil selbst in der Literatur — mußten auf Kosten des Familienlebens, der Moral immer mehr in das öffentliche Leben, in die Politik hineingezogen werden, mußten ihre natürliche Bestimmung immer mehr vergessen, die Schranken der Weiblichkeit immer mehr verleugnen. Der Mann aber, der auf solche Weise gestiegen, mußte sein Selbstgefühl, seine Manneswürde mehr und mehr verlieren, mußte ihren Verlust immer mehr durch den äußern Schein einer galanten Ritterlichkeit zu verdecken suchen. Der Mann,

der schon als Jüngling das Gefühl nur als Maske, als kalt berechnetes Mittel für selbstsüchtige Zwecke heuchelte, mußte sein Leben lang für ein wahres Familienleben unempfänglich bleiben. Der Beamte, der Pfründer, der Offizier, der seinen Posten als Versorgung mit hündischer Schmiegsamkeit erschlichen, konnte seiner unmöglich treu und eifrig walten. Das Kriechende mußte ihm seinen Obern gegenüber bleiben, wenn er sich auch nach unten dafür schadlos hielt. Das erklärt dann wieder, wie das geknechtete, mißhandelte Volk sammt den von verächtlichen Hofmätressen gemaßregelten Beamten trotz aller angebornen Erregbarkeit und Repulsivkraft so lange und mit so lethargischer Ruhe dulden konnte.

Ein treues Abbild der Zeit mit aller ihrer Oberflächlichkeit und sittlichen Erschlaffung war auch die Literatur. Die Schriftsteller, die das fleißige Studium längst verlernt hatten, die, wie Jedermann damals, nur auf den momentanen Erfolg und Nutzen bedacht waren, verdeckten den Mangel an Kenntnissen durch einen vornehm absprechenden Ton, durch kühne Ideen, durch picante Frivolität, durch die Kunst, jeder Kleinigkeit einen großartigen Anstrich zu geben, durch die zierliche Glätte des höhern Conversationsstils. Vor Allem wurde auf dem Feld der Chronique scandaleuse eifrig gearbeitet, auch von Abbé's (Cotin, Grécourt, De Pure, d'Aubignac). Die allgemeine Sittenlosigkeit erzeugte eben so viel Stoff als Leselust dafür. Schamlose Lieder, Schmähschriften, schlüpfrige Romane (von der Hand des Abbé Prevot, der Frau Grafigny, des jüngern Crebillon), die persischen Briefe Montesquieu's, Lesage's Gil Blas, Voltaire's Pucelle waren die Lieblingsgenüsse dieser Welt, die aus Wollust und Schöngeisterei zusammengesetzt war. Daß übrigens ein solcher Zeitgeschmack, der den Hauptwerth auf das Picante und Geschraubte der Einfälle, auf das Originelle der wenn noch so unverdauten, einseitigen Anschauungen, auf die Feinheit der Wendungen, auf die geleckte, anmuthige Elegonz der Form legt, den weiblichen Autoren besonders günstig sein mußte, liegt auf der Hand.

In demselben Maße, wie das Schriftstellern und Lesen immer allgemeiner wurde, gestaltete sich auch der gesellschaftliche Ton immer literarischer, skeptischer, trockener, kälter. Fontenelle führte die Astronomie in die eleganten Cirkel ein; zarte Damenhände blätterten jetzt in Euklid und Euler; Jedermann stellte sich, als verstünde er Newton, mit dem man den unfähigen Mau-

pertuis zusammenstellte, gerade so wie man Locke mit Leibnitz verglich. Eine geistreiche Phrase von Voltaire, ein Sinngedicht von Piron, ein neues Lustspiel, ein neuer Roman machte die Runde durch alle Gesellschaften. An die Stelle des harmlosen, anmuthigen Geplauders von ehedem war die ernste Erörterung getreten und an die Stelle des gründlichen Wissens, des Glaubens die geistreiche Phrase, die leicht über Alles wegglitt. Witz und Scharfsinn waren nicht nur „die einzige gangbare Münze" in der bessern Gesellschaft, sie verdeckten, beschönigten auch im Leben Alles, selbst den Diebstahl und jede andere Schändlichkeit, sammt dem niedern Herkommen. Man durfte Alles wagen; sofern es nur mit Feinheit und Geist geschah, blieb die Ehre gewahrt. Nur vor der eigenen absoluten Vernunft und Phantasie hatte man noch Achtung, und vor dem Witz, der über Alles andere spottete, über die weltliche und geistige Autorität, über Glauben und Tugend, über die Begeisterung für die Wahrheit und das Vaterland, statt dessen man nur noch von einem „Menschengeschlechte sprach.

Natürlich stiegen so die Gelehrten, im Gegensatz zum Hof, immer höher in der Achtung der Gesellschaft und bald genug wurden sie sich dieser Geltung und der darin liegenden socialen Unabhängigkeit und Macht bewußt. Der Uebermuth, den ihnen dieses Bewußtsein gab, wendete sich vorderhand noch nicht gegen den Staat, sondern gegen einen weniger gefährlichen Gegner, den Glauben. Seine Verleugnung war ja eine glänzende Ehrenrettung, eine Emancipation, ein Creditiv für ihre Vernunft und unterschied sie als „Philosophen", die eben nur hieran kenntlich waren, vom unwissenden, unaufgeklärten Pöbel. Dadurch, daß sie alle jene durch die Erziehung in unsere innerste Gefühlswelt verwobenen Vorstellungen aus sich herausrissen, bewiesen diese „Freigeister" einen Muth und eine Stärke, die sie des noch stolzern Namens der „starken Geister" würdig machte. Das Verwegene des Beginnens, das unheimlich Picante eines gotteslängnerischen Witzes, eines himmelstürmenden Spottes, der geheime Schauer, der Manche noch überlaufen mochte, daneben das stolze Gefühl der geistigen Ueberlegenheit, der vollsten subjectiven Freiheit, der Allwissenheit, die Vergötterung der eigenen Vernunft, des eigenen Ich's — Alles das wirkte als belebender elektrischer Strom auf die entnervten, übersättigten Geister in den prunkenden Sälen, wo die berauschten Köpfe an der Lucullus-Tafel über die Wunder des alten Testamentes disputirten.

Der Hauptsitz dieser Gelehrten und Geistreichen, dieser Ton angebenden Klubs war Paris, das immer riesiger angewachsen war, je mehr sich der Landadel allmählig in einen Hofadel verwandelt hatte. Schon 1474 fand Ludwig XI bei einer Zählung des wehrhaften Theils des Bevölkerung 100,000 Waffenfähige, so daß er es erschrocken bei dem einen Versuch bewenden ließ, der den Parisern ihre Stärke verrieth. Heinrich III nannte die Hauptstadt einen „allzu dick ausgewachsenen Kopf" und beschloß, sie zu verkleinern. Unter der Regentschaft war die Bevölkerung auf 1,400,000 Seelen gestiegen. Zu Condé's Zeit kam noch die Vorstadt S. Germain hinzu.

Das Freimaurerwesen.

Diese geistig und social so vielfach unterwühlte und verkommene Hauptstadt war nun auch der empfänglichste Boden für die geheimen Gesellschaften, die um diese Zeit in Frankreich aufkamen.

Die namhafteste darunter war die der Freimaurer, die sich von jeher einen möglichst alten und erhabenen Ursprung zuschrieben, die jede berühmte Persönlichkeit, vom Erzengel Michael bis auf Socin und Cromwell herab, unter ihre Mitglieder rechneten, die alle möglichen Träumereien, welche ähnliche Gesellschaften zur eigenen Verherrlichung ersonnen, ausschmückend und erweiternd auf sich übertrugen. Bald sollten sie von Salomons Tempelbau, bald von den ägyptischen Ministerien herstammen und zwar noch aus der Zeit vor Menes, der sie nur weiter ausbildete. Sie waren es, die unter dem Namen der Pythagoräer die ersten Kulturkeime in das Abendland trugen, die die antike Bildung über die Stürme der Völkerwanderung hinüber retteten, die zur Zeit der Kreuzzüge in Gestalt von Hospitalitern und Tempelherrn zum zweitenmal nach Europa kamen, wo sie als Geheimgesellschaft den Sturz des letztgenannten Ordens überlebten.

In Wahrheit aber war die Maurerei nichts anderes als eine von jenen vielen Innungen oder Zünften, die durch ihre feste Organisation die mittelalterliche Industrie gegen die Ungunst jener stürmischen Zeiten schützen sollten. Daß sie die herkömmliche Bauweise, die Geheimnisse ihrer vervollkommneten Technik mit mißtrauischer, eifersüchtiger Geheimthuerei für sich behielt, war nichts besonderes; alle andern Gewerke machten es ebenso. Daß sich aber ihr Baustil, der gothische, so weit verbreitete und in sich zu so wunderbarer Formenfülle, zu solcher Erhabenheit und Zierlichkeit, zu einer so reichen und tiefen Symbolik entfaltete, —

das verdankte sie keineswegs, wie man meinte, einem mysteriösen Ritus, einer Geheimlehre der Gesellschaft, sondern weit allgemeinern tiefer liegenden Ursachen. Als gewöhnliche Zunft und nicht als Orden mit irgend einem geistigen Nebenzweck, betrachteten die Gesellschaft von jeher auch die Regenten, die sie als solche anerkannten, z. B. Maximilian I, der ihre Statuten bestätigte.

In England begegnen wir den ersten Spuren der Maurerei schon im Jahre 1327, wo bereits alle Lords zur Gesellschaft gehörten. Zwar verbot das Parlament im Jahr 1425 ihre Versammlungen (Kapitel), allein Heinrich VI erlaubte sie wieder. Um 1500 stand sie unter der Leitung des Johanniterordens. Im Jahre 1502 finden wir Heinrich VII als ihren Beschützer, der im Freimaurerkleid den Grundstein zur Westminsterabtei legte, und die obersten Kronbeamten als ihre Würdenträger. Während der englischen Revolution führte die herrschende Tyrannei auf der einen, das schweigsame, ernste Naturell des Volkes auf der andern Seite zur Gründung heimlicher Gesellschaften, die, um sich für den Fall der Entdeckung die Straflosigkeit und Duldung zu sichern, insgesammt mit den gesetzlich erlaubten Maurerlogen zusammenhängen wollten und die sich alle, wie die letzteren, der damals in der englischen Sprache überhaupt herrschenden biblischen Symbolik und Ausdrucksweise bedienten.

Die Verbannten oder landesflüchtigen Jakobiten brachten das Maurerwesen nach Frankreich, wo der Boden im Ganzen und vornehmlich damals für das Geheimnißvolle etwas weniger günstig war als in England, und wo zudem das Mißtrauen Ludwigs XIV den Orden sofort zu verfolgen begann. Gleichwohl gelang es dem Prätendenten, einige Logen zu gründen, und von dem Regenten, der überhaupt alles Mysteriöse und Verbotene und alles aus England Stammende liebte, wurden diese so weit geduldet, daß 1725 die erste Loge gehalten werden konnte, wobei die drei Logenmeister freilich noch insgesammt Ausländer waren. Um dieselbe Zeit legte die Gesellschaft in England den Mantel des Geheimnißvollen ab, indem sie im April 1724 unter dem Grafen Alkeith als Großmeister eine öffentliche Versammlung hielt, wobei fünf Neuaufgenommene mit der Lederschürze, Hammer und Kelle mitten durch die Stadt schritten. Als im Jahre 1736 Lord Arnwester, der zweite Großmeister in Frankreich, von seiner Stelle abtrat, gab die Regierung zu verstehen, sie würde, falls die Wahl auf einen Franzosen falle, diesen in die Bastille schicken. Trotzdem wurde wirklich ein solcher gewählt,

in der Person des Herzogs von Antin, unter dem die Gesellschaft eine bleibende Stätte im Lande fand. Sein Nachfolger war bereits ein Prinz von königlichem Geblüt, der Graf von Clermont. Zwar wurde im Jahr 1744 die Maurerei geradezu verboten, allein dies beförderte nur ihre Verbreitung, zumal auch nach der Provinz, bis sie sich zuletzt stark genug fühlte, um sich von der englischen Mutterloge zu emancipiren. Einer ihrer eifrigsten Verbreiter im Lande war André Michel de Ramsay, Mitglied der Londoner Akademie und Erzieher der Söhne des Prätendenten, ein durch verschiedene Schriften sehr bekannter Mann, den Fénélon vom Deismus zur Orthodoxie bekehrt hatte. Nach seiner Ansicht wäre der Orden zur Zeit der Kreuzzüge in Palästina gestiftet worden, um die von den Sarazenen zerstörten Kirchen wieder aufzubauen; nachher aber habe er sich in England modificirt, um der Königin Elisabeth den Verdacht zu benehmen, als seien die Maurer verkappte Papisten. Er schrieb eine — ungedruckt gebliebene — Geschichte der Gesellschaft, worin er indeß nichts davon sagt, wie ausgiebig dieselbe bei der Restauration der Stuarts mitgeholfen.

Uebrigens bewahrte die Gesellschaft ihren ernsten Charakter nur in England. In Frankreich dagegen und in den übrigen Ländern, wo sie Eingang fand, wurde sie mehr und mehr zu einer Verbindung schöngeistiger, glaubensloser oder wenigstens indifferenter Philanthropen, die durch Wohlthätigkeit nützten und in gelegentlichen Zusammenkünften schöne Reden hielten. Nebenbei bildete sie in Frankreich zugleich einen scharf ausgesprochenen Gegensatz gegen die sociale Gliederung des Staates, da sie die Geburtsvorrechte so gut ignorirte wie die religiösen und nationalen Unterschiede. Im „Meditationszimmer" stand zwischen den Todesemblemen auf den schwarzen Wänden geschrieben: „Wenn du auf menschliche Unterscheidungen achtest, so geh hinaus — hier sind sie unbekannt." Den Neuaufzunehmenden belehrte der Redner, daß der Zweck der Maurerei sei: die Verwischung jedes Unterschiedes der Nationalität, der Farbe, der Abstammung, die Vernichtung der gegenseitigen Eifersucht der Völker und des Fanatismus, gleichwie die Weisen, die dem Weltbaumeister in dem Orden einen Tempel errichtet, auch den verschiedensten Zonen und Stämmen angehörten. In jeder Loge aber stand über dem Stuhle des Meisters das bedeutungsvolle Dreieck mit dem hebräisch geschriebenen Namen Jehovah zum Zeichen, daß die einzige Reli-

gionspflicht des Eingeweihten in der Anbetung des Einen Gottes bestehe.

Da übrigens nur ein Theil der Mitglieder mit der vom Orden angestrebten Umwälzung der gesellschaftlichen Ordnung, mit der Aufhebung der Standesunterschiede einverstanden war, so bildeten diese innerhalb der Gesellschaft für sich wieder eigene, geheim gehaltene Stufen, in die man nur aufgenommen wurde, wenn man durch gewisse Proben seine Fortschritte in den revolutionären Grundsätzen bewiesen hatte. So wurden es allmälig dreiunddreißig Grade, wovon nur die vier ersten sich der eigentlichen Maurersymbolik bedienten, während die Mitglieder vom fünften bis zum achtzehnten Grad eine Art von religiösem Ritterorden bildeten. Das volle Verständniß der in den frühern Graden nur sinnbildlich angedeuteten Ordenszwecke erhielt man indeß erst im dreißigsten Grad.

Dieses geheimnißvolle Wesen war natürlich ganz geeignet, auf die Phantasie der inner- und außerhalb der Verbindung Stehenden einzuwirken, das Interesse an der letztern zu vermehren und ihre Verbreitung zu befördern. Mancher überspannte Träumer sah in ihr die Trägerin einer tiefsinnigen Mystik, eine Lehrerin und Erzieherin zu übermenschlicher Vollkommenheit. Dem unbefangener und schärfer Blickenden aber verhüllte es wenigstens das Seichte ihrer rationalistisch-nivellirenden Weltanschauung, indem es ihm für die anfängliche Enttäuschung mit psychologischem Tact die fesselnde, in eine lange Perspektive gedehnte Aussicht auf eine endliche Lösung seiner Fragen, auf einen vollen Einblick in die viel versprechende Tiefe eröffnete.

Freilich brachte es der Gesellschaft mit der numerischen Verstärkung auch den innern Zerfall: mit den Schwärmern der Mystik und der revolutionären Tendenz, der Kernschaar des Ordens, den Stützen und Vertretern seines eigentlichen Charakters, kamen seine schlimmsten Feinde, die Charlatane, die den Schleier eines Geheimordens, das praestigium seines Namens auf die verschiedenste Weise für ihre eigenen Zwecke ausnützten, sei es gegenüber der abergläubischen Menge, sei es gegenüber der hülfebereiten Bruderliebe der Mitglieder. Damit war die vielgestaltige Gaunerzunft um einen interessanten Nebenzweig bereichert, der menschlichen Gesellschaft eine neue Gefahr bereitet, ihrer Achtung vor dem Orden, der ihr in dieser Weise auch materiell nicht bloß gefährlich, sondern schädlich geworden, sowie dem gegenseitigen Vertrauen unter seinen Mitgliedern ein gewaltiger Stoß beigebracht.

Eben so selbstverständlich war endlich eine dritte für die Gesellschaft gleich verhängnißvolle Folge ihrer Geheimthuerei: sie mußte die Regierungen mißtrauisch machen, und dieses Mißtrauen mußte um so begründeter erscheinen, als sie nicht bloß eine dauernde geheime Verbindung mit dem Auslande herstellte, sondern geradezu alle staatliche und religiöse Individualität, so wie alle aus dem Begriffe derselben fließenden Pflichten grundsätzlich ignorirte, und als man ihr vielfach nachsagte, das die Brüder verknüpfende Band beirre den Beamten, den Soldaten, den Staatsbürger überhaupt in seinen damit collidirenden Pflichten. So wurde sie denn erst in Frankreich (1727), dann in Holland (1735), in den österreichischen Niederlanden, in Schweden, Polen, Spanien, Portugall, Ungarn und in der Schweiz verboten. In Wien ließ man 1743 die Maurer in ihrer Loge verhaften, stand aber, da dieselben unter Berufung auf ihr Gelübde jede Auskunft verweigerten und da man unter ihnen einige sehr hochgestellte Persönlichkeiten traf, von einer weitern Untersuchung und einer Bestrafung ab und begnügte sich mit dem Verbote des Ordens. Auch die Kirche that ihre Pflicht: schon Clemens XII hatte die Mitglieder von der kirchlichen Gemeinschaft ausgeschlossen und 1751 wurde diese Maßregel von Benedict XIV wiederholt. Darauf verhängte Karl III von Neapel, in dessen Land sie sehr verbreitet waren, die auf die Störung der öffentlichen Ruhe gesetzte Strafe über sie und die übrigen italienischen Fürsten folgten seinem Beispiele.

Allein gerade dadurch erhielt der Orden einerseits für Manchen einen neuen Reiz, den des Gefährlichen, andererseits den Glorienschein des Märtyrerthums: in ihm schien die rohe, äußere Gewalt den freien Geist, die privilegirte Kaste in Staat und Kirche die Idee der Humanität zu bekämpfen, und so wollte jetzt jeder Freund der Denkfreiheit dazu gehören.

Doch weitaus die zahlreichste Klasse in demselben bildeten jene Harmlosen, die ihm der active Wohlthätigkeitstrieb oder das passive Unterstützungsbedürfniß zuführte, und eben dieses, die allgemeine Verbrüderung und werkthätige Nächstenliebe, war denn auch sein glänzendster, verlockendster Aushängeschild. Die Logenredner ergingen sich in den maßlosesten Plänen der damaligen Philantropie, die, dem Charakter des Ordens ganz entsprechend, weit mehr in abstracter, idealer Weise, als in praktischer, verständiger, christlicher aufgefaßt wurde. Zudem war sie mit der andern, auf die nivellirende Zertrümmerung des gesellschaftlichen Orga-

nismus gerichteten Tendenz des Maurerthums innig verwoben, und wirkte das letztere auch nach dieser seiner besten Seite entschieden revolutionär, zumal seit er sich mit dem süddeutschen Illuminaten-Orden vereinigt hatte.

Achtes Kapitel.

Literatur.

Die Literatur dieser Zeit war, wie schon bemerkt, ein treuer Spiegel ihrer Lebensanschauung, ihrer sittlichen Grundsätze, ihres ganzen Charakters, obwohl sie vermöge ihres Festhaltens an den klassischen Mustern, an ihrer eigenen Tradition, auf der andern Seite noch mit der vorausgegangenen Zeit zusammenhing. Die jetzige war für sie nach Inhalt und Form entschieden eine Zeit des Verfalls, wenigstens des formellen, des Abfalls vom eigenen Princip: die Poesie strebte nicht mehr nach dem Schönen als solchem, die Wissenschaft suchte nicht mehr die Wahrheit an und für sich — beide wurden unselbstständig, zu bloßen Mitteln, zu Waffen für die Zeitideen, die Parteizwecke. Waren sie unter Ludwigs XIV Auspizien noch sittlich, religiös, monarchisch, conservativ gestimmt, so versanken sie jetzt in ihrer kritisch-polemischen Haltung immer mehr in Skepticismus und Unsittlichkeit, indem sie, um die momentane Gunst des großen Haufens buhlend, oder auch in idealistischer Begeisterung für die Sache selbst den subjectiven Geist in seiner Unabhängigkeit von Sittengesetz, Kirche und Staat vergötterten.

Zunächst begann in jenen schöngeistigen Klubs, die unter dem Vorsitz einer Tencin und einer Geoffrin*) die Rolle der

---

*) Daß die Frauenwelt in Frankreich so eifrig für die „Aufklärung" wirkte, während auch sie einst so viel für die Verbreitung des Christenthums gethan, erklärt sich zum Theil aus dem excentrischen, phantastischen, eitlen, oberflächlichen Wesen des französischen Weibes, das gerade durch das Uebermaß dieser weiblichen Züge so leicht unweiblich wird und so prägnant französisch ist, und das sich deshalb so besonders eignet, von einer lebhaften Zeitströmung fortgerissen zu werden und ihr als Vehikel zu dienen. Dazu kam so mancher äußere Umstand die Immoralität der höhern

vormaligen Gesellschaft im Rambouillet'schen Hause übernommen, eine durchgreifende Reaction gegen die frühere Kunst, zumal gegen Boileau und Racine. Ihre Führer waren Fontenelle und La Motte, zwei einseitig verständige Naturen, die namentlich auch im Stil die Losung zum Verfalle gaben, indem ihnen jene Reinheit und Anmuth der Sprache, die das Jahrhundert Ludwigs XIV zum Augusteischen Zeitalter der französischen Literatur machten, vollkommen abhanden gekommen waren.

Bernard de Bovier de Fontenelle aus Rouen (1657 bis 1757) war kein „Genie", wie Einige wollen, kein schöpferischer Geist und nur ein mittelmäßiges Talent, dazu halt- und charakterlos, ohne Wärme für Liebe und Haß, ohne feste Grundsätze, innige Ueberzeugung und muthige Ausdauer, aber auch kein bloßer „Witzling", wie er von anderer Seite dargestellt wird, sondern scharfsinnig und vielseitig, also in jeder Beziehung der rechte Mann für eklektische Vermittlung der Gegensätze, für diese Art von scheinbarer Selbstständigkeit, in der er seine Originalität, seinen Ruhm suchte. Wie er in seiner Bildung Mathematik und Naturwissenschaft mit der Kenntniß der Alten, zumal der spätern Griechen, verband; wie an ihm selber Inneres und Aeußeres harmonirten, wie er seine sophistischen Griechen auch im Leben zum Muster nahm, das nichts Ideales kannte: so vermittelte er auch für Andere die Wissenschaft mit dem Leben, er übersetzte sie dem Volke in den leichten, gefälligen Umgangston; so vermittelte er ferner die „goldene Zeit" der Klassiker mit der seinigen, von der er sich eben so wenig fortreißen ließ, als er zurückging. Freilich führte ihn der Vermittlungstrieb, der dem lauen, principlosen Lebemann so natürlich war, manchmal zu weit, er versuchte das Unmögliche: er schrieb Trauerspiele, er, in dessen Wesen keine Spur von einer Begeisterungsfähigkeit war; er verknüpfte als lachender, witziger Philosoph die Metaphysik mit der Ideenwelt

---

Kreise, die sich vom christlichen Sittengesetz auch theoretisch emancipiren wollte; der verlockende Ruhm, als geistiger Mittelpunkt eines auserlesenen Cirkels, als Schriftstellerin, als Philosophin zu gelten, die sich so weit über die intellektuellen Schranken und die Willensschwäche ihres Geschlechts erhoben; die Macht, die die französische Galanterie den Frauen einräumte u. s. w. Ueberhaupt ist die Rolle, die die Frauen in der fränkischen und französischen Geschichte nach der politischen wie nach der kulturhistorischen Seite im Guten wie im Bösen spielten, höchst bedeutsam.

und der gesucht zierlichen Sprache des Schöngeistes, die ernste Gelehrsamkeit mit dem Spiel der Epigramme. Letztere sind seine Stärke, seine Waffe: sie fesseln als feine Antithesen in seinen „Todtengesprächen", wo seine Subjectivität viel zu sehr in den Vordergrund tritt; sie durchflechten in seltsamer Weise seine gelehrten „Lobreden auf Akademiker"; mit ihnen unterwühlt er die Grundlage des Glaubens in seinen von cartesisch-copernikanischen Grundsätzen ausgehenden „Unterhaltungen über die Mehrheit der Welten", wo der Bayle'sche Scepticismus die Pfeile geschärft, ohne daß übrigens die eigene — ihm selber gleichgültige oder vielleicht verdächtige — Ueberzeugung den Andern aufgedrungen werden soll. Noch feindseliger tritt Fontenelle gegen die Kirche auf in der allegorisch-satyrischen Erzählung von den beiden Schwestern auf Borneo, wo das Verfahren Roms gegen den Calvinismus charakterisirt, und in der nach einem holländischen Original bearbeiteten „Geschichte der Orakel", wo aller positive Glauben auf die Mystificationen der Priester zurückgeführt werden soll.

Eine ganz ähnliche Erscheinung ist sein Freund La Motte-Houdart, der, ebenfalls durch und durch Verstandesmensch, Alles mit derselben kalten Analyse behandelt, den Homer z. B. skeletisirt, statt ihn zu übersetzen. Auch er sucht das Entgegengesetzteste zu verbinden: so namentlich die Dichtkunst und die Philosophie: Die Ode hat nach ihm eine philosophische Idee zu entwickeln, statt etwas im begeisterten Schwunge zu feiern. Er selber aber ist so sehr sein eigener Gegensatz und Widerspruch, daß er eine lange Reihe von kleinen Dramen und Gedichten schreibt, während er den Vers als etwas Werthloses, zu hohlem Pathos Verführendes verwirft. Mit dem letztern verwirft er den Zwang der dreifachen Einheit, die langathmigen Reden bei dürftiger Handlung; er will überhaupt freiere Bewegung und Fortschritt, und hält sich mit seinen Stoffen selber noch immer ausschließlich an die aristokratische Welt. Auch er ist endlich nur Talent, zur Nachbildung berufen, nicht zum Schaffen, darum übersetzt er viel, aber mit stark subjectiver Färbung, er „verbessert" (!) seinen Pindar, Anakreon und Horaz.

Ein philosophischer Dichter dieser Art ist auch Louis Racine, der in seinem Lehrgedichte „von der Anmuth" die Eleganz seines Vaters mit Glück nachahmt und in einem andern „von der Religion" durch das Eintönige und Eiskalte seiner scharfsinnigen theologischen Erörterungen abstoßt. In beiden, wie da, wo er die Kunst oder die Alten behandelt, oder wo er als Kri-

tiker und als Uebersetzer ausländischer Dichter auftritt, ist auch er ein ächter Vertreter dieser reflektirenden Epigonen-Literatur. Campistron, Lagrange-Chancel, Lafosse und andere Anhänger der Racine'schen Schule zeigen einiges Geschick für die Tragödie, doch gleichfalls nur als Nachahmer, ohne eigene Gefühle und eigene Formen.

Im scharfen Gegensatz zu ihnen sagte sich der ältere Crébillon von aller Nachahmung los, da es ihm an dem verschwommenen Pathos der süßlichfaden Helden Racine's eckelte und er die Form, worin naturgemäß die Hauptstärke jener Nachahmer lag, als etwas durchaus Untergeordnetes verachtete. Und wie in seinen düster-schwermüthigen Tragödien, so ging er auch im Leben seinen eigenen Weg, indem er die Gesellschaft, die Weise seiner Zeit verabscheute und mied. Uebrigens ist er trotz seiner Vorliebe für das Gräßliche, Qualvolle, trotz seines verdienten Beinamens le terrible, der einzig bedeutende Tragiker in der damaligen französischen Literatur, die sonst auf dem dichterischen Felde nur in der Satire und dem satirischen Sittenroman groß war. Voltaire selber nannte ihn seinen Lehrer, bis man ihm denselben gleichstellte und damit seine Verehrung in Haß, sein Lob in Schmähung verwandelte.

Als Lustspieldichter verdient neben Legrand und Boursault besonders der heitere Schwelger Regnard erwähnt zu werden, der in seinen naturwahren, bewegten Lustspielen das liederliche Treiben der Cavaliere mit Behagen und Sympathie und theilweise nach eigner Praxis schildert.

Lucas Vauvenargues (1715—47) hingegen steht seiner Zeit als seltene, achtungswerthe Ausnahme gegenüber. Er gehört mehr der vorausgehenden an. Seine Lehrer sind Pascal und Fenelon: von jenem hat er die genaue Kenntniß des Menschenherzens, von diesem das Wohlwollen für dasselbe. Als er den schmach- und leidenvollen Rückzug aus Prag mitmachen mußte und erkrankte, da grübelte er wohl skeptisch über die Probleme des Lebens, aber seine Heiterkeit und jenes Wohlwollen für das Mitleiden, das Vertrauen auf die angeborne Güte, den Adel der Menschennatur verlor er doch nicht. Während die letztere „bei den Denkern seiner Zeit in Ungnade steht und mit Lastern ganz überladen wird", „wagt er kaum zu gestehen, daß ihr einige Schwächen untrennbar ankleben". Beschreibt er ihre Fehler, so meint er vor Allem die seinigen mit. Selbst die verdorbene Gesellschaft

der Hauptstadt, die er allerdings nur aus der Ferne und ungenügend kennt, verachtet er nicht. Obwohl in Irreligiosität eben doch auch ein Kind seiner Zeit, liebt er gleichwohl alle edlen, erhabenen Gefühle und bekämpft er die Lehre vom Rechte der persönlichen Selbstsucht.

Sehr verschieden von ihm ist der kaustische Freigeist Charles Duclos (1704—72), der, in Paris aufgewachsen, vom Hof begünstigt, mit den verschiedensten Kreisen der Gesellschaft befreundet, nicht nur die letztere durch und durch kennt, sondern selber auch in der ganzen Art, wie er sie beschreibt, als treuer Ausdruck ihres innersten Wesens erscheint. So schildern die „Bekenntnisse des Grafen v. . . .“ in einer Reihe von Abenteuern und Scenen ihre ganze bodenlose Verdorbenheit, die diabolische Sophistik ihrer dem Laster entstammten Pseudo-Philosophie mit einer blasirten Kälte, die selber etwas Empörendes hat. Auch in seinen „Betrachtungen über die Sitten“ — die in ihrer zeitgemäßen Oberflächlichkeit wenig besser sind als die momentanen Einfälle, die man im Lauf des Tages zu Dutzenden hat und wieder vergißt — spricht durchweg nur der Maler, der, das Auge einzig auf die objective Wahrheit gerichtet, nie daran denkt, zu moralisiren, sich über eine Schlechtigkeit zu ärgern, Jemanden zu verletzen oder ihm zu schmeicheln. Wie er hier die Gesellschaft und zumal die gelehrten und vornehmen Kreise trefflich schildert, so sind auch seine „geheimen Denkwürdigkeiten über die Regierung Ludwigs XIV und Ludwigs XV“ weniger eine Geschichte, als vielmehr wieder ein kulturgeschichtliches Bild der Menschen und der Sitten, zwischen denen die Ereignisse nur als eine zusammenhangslose Reihe von Anekdoten figuriren, die von ziemlich leidenschaftlichen Reflexionen beleuchtet werden. So versteht der Verfasser, so versteht seine Zeit die Geschichte; denn „Menschen und Sitten bleiben für alle Zeiten denkwürdig; die Ereignisse aber gleichen sich in allen Jahrhunderten, sie können daher nur die Zeitgenossen interessiren, die Nachwelt vergißt sie“.

Le Sage.

Noch größer ist als Sittenschilderer der Bretagner René Le Sage (1668—1747), der eigentliche Schöpfer des französischen Sittenromans, durch den er als zweiter Cervantes die schwülstigen, faden Ritter- und Liebesromane der vorhergehenden Perioden für immer beseitigt. Er war darin zugleich tendenziös, namentlich gegenüber dem neuen Gelichter der Lieferanten, Generalpäch-

ter und Agioteure, die er gleich in seinem Turcaret (1709), dem besten seiner Lustspiele, auf das Unerbittlichste verspottete, weshalb sie die Aufführung desselben auf alle Weise zu hindern suchten und ihm zuletzt für die Zurücknahme des Stücks vergeblich sogar die Summe von 100,000 Francs boten. Auch im „hinkenden Teufel" (1707), wozu er den Gedanken, die äußere Form aus dem gleich betitelten Roman (diablo cojuelo) des Spaniers Luis Velez de Guevara entnommen, schilderte er in ebenso lehrreichen als unterhaltenden Erzählungen und Reflexionen bestimmte Persönlichkeiten aus den verschiedensten Ständen und Verhältnissen mit politischen und scandalösen Anspielungen, ganz in der Weise von Montesquieu's „persischen Briefen" und ihren zahlreichen Nachahmungen; und eben dieses verschaffte in Verbindung mit der reizenden Sprache dem Roman trotz des einförmigen Grundgedankens der Erzählung und der rein äußerlichen Aneinanderreihung der einzelnen Abenteuer seinen großen Erfolg. Nicht weniger boshaft als dieser hierin ächte Teufel beobachtet und schildert der Mensch Gil Blas. Alle nur denkbaren Schwächen und Fehler der damaligen Gesellschaft werden uns in einer langen Reihe von Porträten vorgeführt, unter denen auch nicht ein Ehrenmann auftritt und an denen auch nicht eine einzige erhabene, hochherzige Gesinnung zum Vorschein kommt. Die Composition ist hier, weil auf rein menschlichem Boden stehend, natürlicher, dabei einheitlicher, aber immer noch höchst einförmig und zudem maßlos in die Länge gezogen. Doch ist sie auch nichts weiter als der Rahmen für die Hauptsache, das Sittengemälde, das uns zu gleicher Zeit die damalige Gesellschaft in Frankreich und die Zustände in Spanien schilderte und zwar letztere mit einer solchen Treue, daß man durchaus ein spanisches Manuscript, das noch Niemand gesehen, als Original voraussetzen zu müssen geglaubt hat. Insofern allerdings lehnt sich das durchweg in französischem Geist gedachte Buch an die spanische Literatur, als diese in ihrem „Schelmenroman" das Muster dazu geboten hatte. Nicht weniger interessant als der Stoff ist die Art der Behandlung, das Freimüthige, Kräftige der leicht fließenden einfachen Sprache mit ihrer feinen, schalkhaften Ironie, der psychologische Blick, die Kunst der prägnanten Charakterzeichnung, der maßvolle Takt, der von der gräuelvollen Unsittlichkeit nur Miniaturbildchen gibt, die sich jener gegenüber wie harmlose Idyllen ausnehmen. Aber auch hier berührt es manchmal unangenehm, daß die Ruhe, mit der der Hof, der Klerus, das ganze Volk von den Ministern bis zum

Hausintendanten und der Tänzerin herab ohne eine Spur einer revolutionären oder irreligiösen Gesinnung gegeißelt werden, selbst da keinem Unmuth Platz macht, wo uns die gemeinste Selbstsucht, die nackteste Schamlosigkeit, der kriechendste Knechtessinn entgegen treten. Bedeutsam ist übrigens noch der demokratische Charakter des Buches, das nicht bloß als realistischer Sittenroman für Frankreich Epoche macht: zum erstenmal gehört hier der Held der untern Volksschichte an, und gerade dieser Niedriggeborne steht in sittlicher Beziehung, obwohl selber kein Muster, hoch über seiner gesammten vornehmen Umgebung.

Würdig steht ihm zur Seite der liebenswürdige Normanne La Bruyere (1639—96), der sich in „Theophrastischen Charakteren" als scharfer, feiner Beobachter, als unerbittlicher, freimüthiger Gegner der herrschenden Liederlichkeit, als naturwahrer, gewandter Charakterzeichner und als Meister der Ironie erweist.

Prevost.

Der Abbé Antoine Prevost aus der Provinz Artois (1697 bis 1763) erlebte mindestens eben so viele und eben so seltsame Abenteuer, als er beschrieb. Sein unstätes Wanderleben im beständigen Conflikt mit sich und der Gesellschaft war eben so gut wie das Treiben der vom Schicksal besser gestellten Wüstlinge zu Paris nur die praktische Consequenz der Zeitideen, dabei ein merkwürdiges Beispiel jener unverwüstlichen Naturkraft, welche die damalige literarische Welt in Frankreich trotz jenes Treibens auszeichnete*), und jener französischen Elasticität und Haltlosigkeit, die unaufhörlich zwischen den Extremen im Guten und Bösen schwankt. Nach der Reihe arm und reich, Jesuitenzögling, Soldat, glühend eifriger Benedictiner, lockerer Offizier, begrub er sich nach dem Verluste einer Freundin als zweiundzwanzigjähriger Ascet unter die Mauriner, predigte, arbeitete an wissenschaftlichen Sammelwerken mit, schrieb — zu neuer Lebenslust erwacht — einen Roman und erheiterte seiner Umgebung die langen Klosterabende durch die Erzählung von Abenteuern, ließ sich dann in

---

*) Man denke nur an die auffallend lange Lebensdauer der meisten Literaturheroen aus jener Zeit; an den hundertjährigen Fontenelle, den neunzigjährigen St. Evremond, die gleich alte Ninon, den fünfundachtzigjährigen Henault, den vierundachtzigjährigen Voltaire, den dreiundachtzigjährigen Raynel, den einundachtzigjährigen Chaulieu, den achtzigjährigen Rollin, den neunundsiebenzigjährigen Le Sage u. s. f.

das weniger strenge Kloster zu Cluny versetzen und entfloh endlich nach Holland, wo er die „Denkwürdigkeiten eines Mannes von Stand" — ein abenteuervolles, zum Theil gräßliches Gemälde der menschlichen Leidenschaften und selber voll sinnlicher Glut — veröffentlichte und eine Protestantin heirathete. Darauf floh er nach England, wo seine abenteuerliche Vergangenheit und seine Werke „Für und Gegen" (le Pour et le Contre), eine Zeitschrift nach dem Muster des Spectator mit Kritiken und Uebersetzungen englischer Schriftsteller, Anekdoten ꝛc. „Der Dekan von Killerine", „Cléveland", „Manon Lescaut" ein nicht geringes Aufsehen erregten, und kehrte endlich nach Frankreich zurück, um hier seine theilweise aus dem Englischen übersetzte „Geschichte der Reisen" herauszugeben, die La Harpe's farblose Sammlung weit hinter sich läßt. Das ruhelose Leben fand im sechzigsten Jahre seinen entsprechenden Schluß durch das — secirende Messer des Dorfarztes, unter dem das Herz des Scheintodten zum letztenmal aufzuckte. Und wie an diesem reich begabten Menschen mit der seltsamen Doppelnatur alles Andere harmonirt, selbst der Tod, so stehen auch seine Schriften durchweg im Einklang mit seinem Wesen und seinem Geschick, und darin eben liegt ihr Reiz, in dieser Lebenswahrheit, dieser Natürlichkeit und Frische, in diesem Geschick, die Leidenschaften darzustellen und die Abenteuer in einer die Spannung immer höher steigernden Weise zu verketten, beides nach dem Vorbild des eigenen Lebens. Dadurch fesselt selbst sein vielgepriesenes Meisterwerk „Manon", wo uns doch die verworfensten Subjecte vorgeführt werden, freilich in Gesellschaft einer weniger verkommenen Seele, die sich durch das Uebermaß der Leiden wieder läutert und selbst bis zur sittlichen Erhabenheit emporringt.

Wie das Genrebild neben dem Schlachtgemälde steht neben ihm der gleichfalls an englische Vorbilder sich anlehnende Moralist **Marivaux** (1688—1763), der in weitschichtigen, schwülstigen, ungelenken, aber sittlichen Romanen wiedergibt, was sein feines Auge dem menschlichen Stillleben abgelauscht, während seine Dicterader für das Drama viel zu ruhig und langsam fließt. Uebrigens bilden auch seine Lustspiele, die freilich in ihrem Stoff unwahrscheinlich und monoton sind und das Seelenleben allzu anatomisch analisiren, einen lobenswerthen Gegensatz gegen das Unsittliche der Crebillon'schen Manier.

Nah verwandt sind mit ihm **Nericault Destouches** und

Nivelle de la Chaussée mit ihren moralischen, auf Rührung berechneten Schauspielen.

Dagegen stellt sich die bereits erwähnte Tencin wieder näher zu Prevost: ihre anmuthigen Romane und darunter zumal die „Denkwürdigkeiten des Grafen Comminges" zeigen eben so viele leidenschaftliche Wärme als Naturwahrheit. Besonders ergreifend tritt erstere in der Schlußscene der „Denkwürdigkeiten" hervor, wo die junge Geliebte des Grafen, die sich um seinetwillen als Mann verkleidet hatte und unter die Trappisten gegangen war, vor ihm, den die Liebe gleichfalls in dieses Kloster getrieben, auf dem Todbett Alles beichtet. Das sittenlose Leben der Höhern schildern auch der jüngere Crebillon, dessen lüsterne Romane trotz seiner farben- und lebensvollen Charakterzeichnung und feinen Beobachtung kaum mehr zu lesen sind, und der geistvolle Gresset, dessen satyrisches Gedicht Vert-Vert noch immer gefällt.

Weniger bedeutend sind die zahlreichen andern Dichtertalente aus dieser auf französischem Boden so thätigen Literaturperiode: so konnten z. B. Pluche, der in seinem „Gemälde der Natur" (Spectacle de la nature) so viel Anlage zum Coloristen bewies, und Lefranc de Pompignan, der seine ernste Ideenwelt durch seine allzu sorgsam ausgefeilten und geleckten Verse ungenießbar machte, schon darum wenig Beachtung finden, weil sie in ihren Reformbestrebungen nichts weniger als revolutionär waren.

Inzwischen war die französische Literatur mehr und mehr Weltliteratur geworden. Europa, zumal das germanische — hatte sich gewöhnt, alle seine geistigen Genüsse, von den Tragödien und Romanen bis zu den Leichenreden, den gelehrten Disputationen und den witzigen Pensées herab, nur von dieser Seite her zu erwarten. Diese Beliebtheit verdankte jene Literatur vor Allem dem Reize ihrer Form, der ausgesuchten Eleganz, die bis dahin in keiner Sprache ihres Gleichen hatte; dem hausbacken nüchternen Verstand, der dem Volke und seiner durchsichtig klaren, dürftig einfachen Sprache eigen ist und der sie beide von Haus aus zur populären Darstellung befähigt; der anmuthigen Mischung von südländisch ungenirter Naivetät und studirter, bis zur strengen chevaleresken Etiquette gesteigerten Convention; der angebornen Lebhaftigkeit und Heiterkeit, die durch kräftig contrastirende Antithesen, feine Ironie und leichtspielenden Witz fesseln; dem geschmack- und maßvollen Takt, der der Schmeichelei den Schein des Ungesuchten, Freimüthigen, der Unterwürfigkeit die Würde läßt; selbst der herkömmlichen Armuth an tiefern Ideen und

gründlichen Kenntnissen, der darauf beruhenden Oberflächlichkeit, Kurzsichtigkeit und flüchtigen Leichtfertigkeit, die alle zusammen der Formschönheit, dem leichten Fluß, der Klarheit und Einfachheit des Styls, seiner epigrammartig bündigen und eindringlichen Kürze zu gut kommen, sofern sie den subjectiven Sinn für die Form, das Bedürfniß nach einem Ersatz für die fehlende Tiefe vermehren, und die objective Handhabung der von keiner vielseitigen, ungestümen Gedanken- und Zweifelwelt bedrängten Sprache erleichtern; und so noch eine Menge anderer nationaler Charakterzüge, die sich gleichfalls in der Sprache und Literatur verkörperten und die beide zumal dem großen Haufen der Halbgebildeten und Schöngeister so angenehm und so accommodirbar machten. Dazu kam das stoffliche Interesse für diese Literatur, die allgemeine Vorliebe für alles Französische, die Ueberzeugung von der Ueberlegenheit des französischen Geistes und Geschmackes, und endlich für das Jahrhundert des „großen Königs" das politische Uebergewicht des Landes, für die Folgezeit das imponirend Kühne, philosophisch Radikale, überraschend Neue der in seiner Literatur niedergelegten oder wenigstens von ihr aufgenommenen und popularisirten religiös-socialen Ideenwelt. Endlich halfen als drittes, mehr zufälliges Moment die zahlreichen, gebildeten Hugenotten mit, die die heimathliche Anschauungsweise, Sitte, Sprache und Literatur in die Verbannung mitnahmen und als Erzieher und Lehrer in den höhern Kreisen zur Geltung brachten. Galt aber einmal die Bekanntschaft mit jener Sprache und Literatur als Auszeichnung der Gebildetern, so mußten bald genug auch andere Schichten der Gesellschaft den ehrgeizigsten Eifer dafür entwickeln; und war sie einmal in Folge politischer Verhältnisse seit dem westphälischen Frieden zur Hof- und Diplomatensprache geworden, so war fortan auch ihre praktische Bedeutung für das Geschäftsleben ein weiterer Grund zu ihrer Verbreitung.

Während so die französische Sprache und Literatur im Ausland immer mehr Verbreitung und Einfluß erlangte und überall Sinn und Geschmack für das Leichte, Klare förderte, wuchs auch im Inland die Zahl der Leser um so mehr, je populärer sich Form und Inhalt der Literatur gestalteten, je mehr diese mit den popularisirten und praktisch gemachten Kenntnissen und ihren reformatorischen Ideen an das Leben selber herantrat. Eben damit wurde natürlich auch die Masse und die Bedeutung der Schriftsteller immer größer, bis sie einen förmlichen Literatenstand bildeten, der seine Macht und seine Aufgabe, die Bildung und

Leitung oder Vertretung der öffentlichen Meinung, die Einwirkung auf die Gefühle und Grundsätze des Volkes, immer klarer begriff und damit auch den Werth einer volksthümlichen, einfachen, klaren, kräftigen Sprache immer besser würdigen lernte. Wie seitdem für die Bildung eines Volkes die Formschönheit seiner Literatur, so galt für den Werth eines Buches seine gemeinverständliche Sprache als einziger Maßstab der Beurtheilung. Entwickelte ein solches dagegen gelehrte Kenntnisse oder setzte es sie voraus, ließ sich mit Damen nicht darüber sprechen, so hieß es pedantisch, scholastisch, metaphysisch und damit war es verurtheilt.

So war die Literatur aus einem Organ der Wissenschaft, aus einem harmlosen Mittel geistigen Genusses und Fortschrittes zur socialen Macht, zur stoßbereiten Waffe geworden, und nur zu bald lernte man sie als solche kennen und gebrauchen, gewaltig arbeitete die Feder dem Schwerte vor und immer mehr erwies sie sich als einer der stärksten Hebel zur Umgestaltung der Gesellschaft. Daß die Literatur so mächtig wurde, daß ihr Einfluß auf die zum Theil durch sie entwickelte und wehrhaft gemachte öffentliche Meinung so gewaltig war, ist begreiflich genug. War sie doch nichts weiter als eben der Ausdruck der letztern, der Ausdruck für das allgemeine, nur zu tief begründete Reformbedürfniß. Die social-politischen Zustände in Frankreich waren wirklich unerträglich geworden und nur zu gut hatten der staatliche Druck und die religiösen Verfolgungen der „Emancipation" vorgearbeitet; die geschichtliche Nemesis hatte auch hier das gerade Gegentheil des Zweckes eintreten lassen. Die Mahnungen der Freunde aus der nächsten Nähe des Thrones waren ungehört an diesem ververhallt: Fenelon und Vauban hatten wie Bois Guilbert vergebens die Leiden des Volkes mit dem wärmsten Mitleiden geschildert. Statt ihrer kamen jetzt die Gegner mit der drohenden Forderung, die immer mehr zum offenen Angriff auf Thron und Altar zugleich wurde. Die Losung dazu hatten neben der freien Presse Englands vor Allem die französischen Calvinisten gegeben, die, von der religiös-politischen Unduldsamkeit in die Schweiz und nach Holland vertrieben, in der freimüthigsten Sprache der Erbitterung nicht nur gegen die Verfolger, sondern gegen das Princip selber, gegen alle Könige und alle Priester schrieben, indem sie ihren geschichtlichen Ursprung auf gewaltsame Unterdrückung und religiöse Charlatanerie zurückzuführen und so ihre geistige Autorität in den Augen des, wie sie erklärten, von denselben geknechteten und betrogenen Volkes zu vernichten suchten.

So überschwemmten Pierre Bayle, Baillet, Jean Leclerc (Clericus) aus Genf, ein fruchtbarer, klarer, ausgesprochen rationalistischer Schriftsteller († 1737), d'Argens und Andere Frankreich von Holland und Genf aus mit Journalen und anderen Schriften, die später den Encyclopädisten als Vorbild und Vorrathskammer dienten. Unter den eben Genannten war weitaus der Bedeutendste der geistreiche, unermüdliche Bayle aus der Grafschaft Foix (1647—1706), der in seinem nach niederländischem Muster eingerichteten Literaturblatt, den Nouvelles de la république des lettres (1784—87, nachher durch seinen gelehrten Freund Barnage de Beauval fortgesetzt) die Waffen des feinen, ironischen Spottes und der Gelehrsamkeit mit gleichem Erfolg gegen die Kirche, zu der er sich sechs Monate lang bekannte, wie gegen seine eigenen Glaubensgenossen handhabte und auf die französische Literatur und die Anschauungsweise der vornehmen Stände einen außerordentlichen Einfluß ausübte, zumal zu Gunsten des Indifferentismus und der unbeschränktesten Toleranz, für Muhamedaner, Atheisten u. s. w., und der in seinem Wörterbuch, dem Dictionnaire historique et critique (1697), seine staats- und noch mehr kirchenfeindliche Theorie, die Consequenz des cartesischen Systems und den Ausgangspunkt für Voltaire's Wirken, ausführlich darlegte. Aber auch Katholiken zählte die Opposition gleich unter ihren ersten Vorkämpfern. So neben dem früher erwähnten Fontenelle seinen ältern Landsmann, den Herrn von St. Evremond, Charles de St. Denis (1613—1703), der wegen seiner Satyren von Mazarin in die Bastille gesetzt wurde und dann entfloh, um als geistreicher, witziger Schriftsteller in Holland und England für einen Glaubensindifferentismus zu kämpfen, der im Christenthum nur noch die Sittenlehre als etwas Absolutes, Vollendetes anerkennt.

In England hatten die Puritaner, die nur die Bibel als sociale Norm gelten ließen, den gewaltsamen Versuch gemacht, die Gesellschaft auf den Grund derselben radikal zu reformiren. Eben damit aber hatten sie einen Theil ihrer politisch-conservativen Gegner, deren hochkirchliche Ueberzeugung der neuen Philosophie ohnehin nicht Stand gehalten, in religiöse Revolutionäre umgewandelt, die jetzt die alte gesellschaftliche Ordnung und damit ihre eigene privilegirte Stellung dadurch vertheidigten, daß sie der heiligen Schrift ihre höhere Autorität bestritten. An dem charakter- und gewissenlosen Grafen Shaftesbury, dem Vertrauten Cromwell's und nachherigen Großkanzler Karls II,

fanden diese „freien Denker" einen mächtigen Gönner, der in seiner oberflächlichen, weltmännisch gefälligen Philosophie selber auch dem entschiedensten Indifferentismus unter dem Namen „Toleranz", also der Glaubenslosigkeit das Wort redete. Daß die Glaubensspötter nachher durch die Stuarts verfolgt wurden, machte sie nur noch erbitterter, und als sie mit dem Oranier Wilhelm III aus ihrem Asyle in die Heimath zurückkehrten, ließen sie im Siegerübermuth den Haß gegen die Gegner den Glauben selber entgelten, den sie jetzt mit verdoppeltem Eifer bekämpften. Auf den von Hobbes entwickelten, von Harrington, Algernon-Sidney, Locke praktisch angewendeten religiös-socialen Theorien fussend, überschwemmten sie das Land mit einer Sündfluth irreligiöser Bücher. So schlug der lockere Apostat und populäre Vielschreiber Toland († 1721) in seinem „enthüllten Christenthum" die Errichtung einer neuen Kirche vor, deutete Woolston die Berichte von den Wundern Christi als bloße Allegorien, läugnete Colins die Nothwendigkeit eines Offenbarungsglaubens, da die Liebe zu Gott und den Nebenmenschen genüge, stellte Morgan die heilige Geschichte als Priestermärchen dar, zog der frivole Tindal mit seiner Sophistik und seinem Spott gegen Sittengesetze und Dogmen, gegen jede positive Religion zu Felde, widerlegte Dodwell die Unsterblichkeit der Seele aus der Schrift und den Kirchenvätern. Die Beweise aber, die die Metaphysik, die Moral und die Natur für diese Unsterblichkeit an die Hand geben, suchte Hume dadurch zu entkräften, daß er es, auf Locke's Principien weiter bauend, für logisch unzulässig erklärte, aus den Wirkungen auf die Ursachen zurückzuschließen, um die Glaubenssätze mit den Vernunftgrundsätzen in Einklang zu bringen.

Bolingbroke.

Einen besondern Feuereifer entwickelte in diesem Kampfe gegen Altar und Thron der Lord Henry S. John Bolingbroke, der als Schüler der ungläubigen Philosophen seines Landes und als frivoler, genuß- und ehrsüchtiger Egoist zu der Ueberzeugung kam, man müsse die Religion als Aberglauben dem Pöbel überlassen, die Gebildeten aber davon emancipiren. Durch Georg I, dem sein ränkevolles Wesen allzu heterogen war, aus dem Ministerium entfernt, durch die Anklage auf Verrath seines Vermögens und Ranges beraubt und zur Flucht nach Frankreich genöthigt, sah er sich hier auf die Unterstützung des Präsidenten angewiesen und von einer Gesellschaft gefeiert, deren religiöse Anschauung

und Stimmung mit der seinigen nur zu gut harmonirten. Das entschied. Der Gestürzte brauchte für seinen ruhelosen, begabten Geist eine spannende Beschäftigung, für seinen gekränkten Stolz die Zerstreuung und Aufregung des Kampfes und Hasses. Gegen den Staat revolutionär zu denken und zu handeln, war dem Exminister, dem Schützling eines Kronprätendenten unmöglich*), und so blieb ihm zur Befehdung nur die positive Religion, mit der sein ganzes Wesen ohnehin im feindlichsten Gegensatz stand. Er konnte seiner neuen Umgebung mit nichts willkommener sein, sein Witz konnte kein dankbareres Feld finden, seine Eitelkeit nirgends glänzendere Triumphe feiern. So wurde er der gefährlichste Gegner für Glauben und Sitte, durch seinen unermüdlichen Haß, wie durch seine staatsmännische Klugheit, seine feine Gewandtheit, durch das Verführerische, Einflußreiche seiner eigenen Persönlichkeit, seines epikuräischen Lebens, wie durch seine Schriften mit ihrer anziehenden, gemeinverständlichen, beißend witzigen, gelegentlich kraftvollen, warmen Sprache. Früher hatte er verschiedene politische Gegenstände behandelt, so z. B. in den „Betrachtungen über die Parteien", in der „Idee eines patriotischen Königs", in den „Briefen über das Studium und den Nutzen der Geschichte", wo er sich jedoch von der scharfen Kritik des Ministeriums Walpole bereits zur Metaphysik erhob. Jetzt aber kämpfte er für den Materialismus und Deismus, gegen die Kirche als ideales Gottesreich und die Unsterblichkeit der Seele, in der er ein reines Naturwesen sah. In seinem rohen Empirismus erklärt er sich gegen alle allgemeinen Principien und nennt er Descartes einen Narren, so oft sich dieser zu solchen erhebt. Die „schönste Philosophie" findet er in „der Kunst zu leben, d. h. sich der Zeit, den Personen und Dingen zu accommodiren, so oft die Vernunft es verlangt." Unter den vielen namhaften Zeitgenossen, auf die er maßgebend einwirkte, ist besonders Pope zu nennen, dem er den Gedanken zu seinem „Versuch über den Menschen" — einer dichterischen Verherrlichung des Deismus — eingab.

---

*) Wie conservativ er auf dem socialen Gebiete dachte, zeigt seine Ansicht „über die sogenannten Freigeister", die er für „die Pest der Gesellschaft" erklärt, „da sie ihre Bande zerreißen und dem Menschen den Zügel abnehmen wollen, diesem reißenden Thier, das man lieber mit zehn weiteren Zügeln bändigen sollte." Von der englischen Verfassung hatte er übrigens gleichfalls eine sehr ungünstige Meinung, indem er ihrem König allen Glanz, ihrem Adel die Selbstständigkeit, ihren Gemeinen die Freiheit absprach.

Deutschland hatte um diese Zeit seinen eben erst verstorbenen Leibnitz bereits vergessen. In Italien lebte Vico noch, aber unbekannt. So schaute denn Jeder, den es nach freien Ideen verlangte, auf England. Auch Frankreich holte sich seine Freiheitskeime von hier. Sie sollten ihm ganz andere Früchte bringen, als dem Nachbarlande. Hier ermöglichte es die Freiheit der Presse, des Denkens überhaupt, daß sich jene Ansichten und Gefühle im breiten Kanale ungehemmt und mit gefahrloser Ruhe ergossen; ihr Lärm wurde durch die entgegengesetzten Meinungen und Interessen Anderer gedämpft: die extreme Einseitigkeit der Sinnen- und Erfahrungsphilosophie wurde durch die dem Volke eigene Mäßigung und praktische Besonnenheit, sowie durch seinen Conservatismus in den Schranken der Theorie gehalten, daß die abstracte Verneinung des Geistigen und Göttlichen nicht zu seiner letzten Consequenz für das Leben, zum Zusammensturz der gesellschaftlichen Ordnung führen konnte; die angeborne Religiosität brauchte bei all der gleichfalls angestammten Neigung zum nüchtern philosophischen, logisch consequenten Räsonnement immer noch einen Glauben, ein sittliches Gefühl und Leben. In Frankreich aber stürzte man sich Hals über Kopf in einen fanatischen Kult der Sinne, der Natur, und man hatte nichts Eiligeres zu thun, als die Zurückführung der Gesellschaft in den Naturstand, die Verwirklichung der alles nivellirenden Natur- oder angebornen Menschenrechte, also die radicale Umgestaltung des Lebens, die Aufhebung der Ständegliederung zu fordern. Man wollte „die Gesellschaft von dem Adel, der sie geknechtet, von den Priestern, die sie verthiert, befreien". Mit der socialen und geistigen Hinterlassenschaft des vorangegangenen Jahrhunderts sollte gebrochen, mit den kühnsten Theorien der Engländer und ihrer Schüler diesseits des Kanals praktischer Ernst gemacht werden. Von Eitelkeit oder philantropischer Begeisterung oder irgend einem Conflict mit der bestehenden Ordnung gespornt, brannte jeder fähigere Kopf vor Begierde, sein eigenes System zur Beglückung der Menschheit auszuhecken und auf allen Dächern zu verkündigen, uneingedenk des beherzigenswerthen Ausspruches Fontenelles: „Hätte ich auch die ganze Hand voll Wahrheiten, so ließe ich doch nur eine nach der andern unter die Leute kommen". Alles sollte neu aufgebaut werden, die Wissenschaft wie das Leben, selbst der Mensch mit Herz und Vernunft. Philosophie und Vernunft, Skepticismus und Analyse wurden die allgemeine Losung und Locke der allverehrte Führer zum Kampf gegen die überlieferte positive Wissen-

schaft und den Glauben. Die Zweifel, Systeme, Paradoxe drängten sich in rascher Aufeinanderfolge, denn Jeder ging von seinen eigenen willkürlichen Voraussetzungen aus, von Phantasie und Gefühl geleitet, nicht von den Ergebnissen ernster Forschungen, und so wurden die Widersprüche immer massenhafter, immer ärger. Nur in dem Einen Grundsatz kam man überein: jede den individuellen Verstand und Willen irgendwie beengende Fessel muß fallen — jede geistige Autorität, jedes transcendentale Prinzip, jede sociale Gliederung, jede geschichtliche Tradition. Der Glaube widerstreitet der Vernunft; der Mensch existirt durch sich selbst und für sich selbst; wie er sich durch die eigene Kraft — durch die Erfindung der Sprache, die allmälige Organisirung der Gesellschaft, die Vorstellungen von Recht und Pflicht aus dem Naturstand zur Civilisation erhoben, wie demnach alle Elemente und Schöpfungen seine eigene, freie That sind, so ist es auch die Religion, die mithin durchaus dem persönlichen Ermessen des Einzelnen anheim zu geben ist. Darum Haß und Krieg gegen jede positive und zumal gegen die christliche Religion, die bestimmte, allgemeine Glaubens- und Sittenvorschriften auferlegt! Haß und Krieg gegen die Standesvorrechte, die die ursprüngliche, naturgemäße Gleichstellung der Individuen aufhoben! Seltsamer Widerspruch — derselbe Geist, der mit wunderbarer Kühnheit die ganze Außenwelt ignorirte, mit der ganzen Geschichte brach, die ganze Weltordnung verabscheute, der sich zu ihrem tadellosen Neubau, zur absoluten Erkenntniß befähigt glaubte — derselbe Geist stieß seine eigene Bildung, die ihn zu so unbedingter Emancipation berechtigen sollte, verläugnend und verschmähend von sich; er wollte sich und die Gesellschaft auf die Stufe des rohen Wilden zurückversetzen. Er erklärte die subjektive Meinung des Einzelnen für die absolute Wahrheit, stellte sie über die geistigen Errungenschaften der gesammten Menschheit und ihres nach Jahrtausenden zählenden Bildungsprozesses — und hatte doch nur Verachtung und Hohn für jede andere individuelle Ansicht, sobald sie der Lieblingstheorie widersprach; er bekämpfte jeden Zwang — und wurde selber nicht minder despotisch als die Institute, die er angriff. Je kräftiger er sich selber bethätigte und als Geist, als Intelligenz bewies, je mehr er sich die Natur unterwarf, je weiter er in ihrer geistigen Eroberung, in der Erkenntniß ihrer wunderbaren Regelmäßigkeit und Mannigfaltigkeit fortschritt, desto mehr und desto stärkere Waffen schmiedete er gegen sich selber aus seinem eigenen Triumphe, desto mehr Beweg- und Beweisgründe

zur Selbstverleugnung und Selbstvernichtung, zur Herabwürdigung der Menschheit, zur Apotheose der Materie fand er. Um sich mit der letztern, den Menschen mit dem Thiere identificiren zu können, dankte er jedem Reisenden, der einen wahren oder erdichteten Zug von der hohen Intelligenz des Orang-Utang berichtete. Je mehr ihn die Größe der Natur begeisterte, um so verblendeter wurde er und um so unfähiger, in jener Größe die Allmacht des Schöpfers, in ihrer Erkenntniß die eigene Kraft und Würde zu erkennen und zu ehren. Gerade diese unerfahrnen Phantasten aber, die in ihrem Enthusiasmus das Widerspruchsvolle, das Selbstentehrende ihrer Träumereien übersahen, waren nicht minder gefährlich als die Ehrgeizigen und die andern Egoisten, sobald man einmal anfing, die „Philosophie" thatkräftig auf das Leben anzuwenden, die „Emancipation" vom geistigen Gebiete auf das sociale zu übertragen.

Montesquieu.

Der erste politische Vorkämpfer der Revolution, der mit einem System und mit der positiven Wissenschaft zugleich gegen die in Frankreich bestehende Staatsform indirect, aber höchst erfolgreich zu Felde zog, war der Baron de la Brède et de Montesquieu, Charles de Secondat aus Bordeaux (1689—1755). Er that es, wie von dem gründlich gebildeten Parlamentspräsidenten und weltmännischen Baron zu erwarten stand, mit großer Mäßigung, mehr als Liberaler, denn als Revolutionär. Mit praktischem Tact entnahm er nämlich sein Ideal von einer Staatsform keinem Utopien, wie die Andern thaten, sondern der Wirklichkeit. Es war etwas Bestehendes, Geschichtliches, es war der englische Parlamentarismus, den er, freilich in einseitiger, extremer, allzu theoretischer Auffassung, als den allgemeinen Typus, als die vollendetste Musterform des Staates pries, doch ohne darum die andern historischen Gestaltungen des letztern im Geringsten für unberechtigt zu erklären, ohne vollends irgendwie an der ständischen Gliederung der Gesellschaft zu rütteln. So conservativ er übrigens hierin im Vergleich zu den spätern politischen Schriftstellern seiner Partei, ja auch zu einzelnen Stellen seiner „persischen Briefe" dasteht, so gewaltig und kühn erscheint sein Fortschritt zur Freiheit, wenn wir denselben mit der damaligen Verfassung Frankreichs vergleichen.

Das Werk, das eine vergleichende, genetisch-pragmatische Geschichte der Staats- und Verfassungsentwicklung geben und dabei

namentlich das Wesen der idealen Staatsverfassung am Muster der englischen entwickeln sollte, der „Geist der Gesetze" (1748) hatte ihn zwanzig Jahre gekostet, so weit hatte er sein Ziel gesteckt, so umfassende Vorstudien hatte er gemacht. Er wollte nämlich seine Ansichten durchweg auf geschichtliche Thatsachen stützen, die er aus allen Zeiten und Orten herholte, und diese Thatsachen selber wollte er unter einander vergleichen, er wollte ihre Entstehungsursache begreifen, die Stelle, die jede einzelne im Entwicklungsgang des Ganzen einnimmt, nachweisen und endlich dieses Ganze auf unabänderliche Naturgesetze zurückführen. In all diesem bildete er den entschiedensten, rühmenswerthesten Gegensatz gegen die leichtfertigen Theoretiker seiner Zeit, bezeichnete er einen nicht minder entschiedenen Fortschritt in der Staatswissenschaft, die er insofern erst eigentlich geschaffen hat, als er sie vom Gebiet der subjectiven Speculation auf das Gebiet der positiven, geschichtlichen Thatsache hinüberführte, ohne darüber die philosophische, universale Auffassungsweise fallen zu lassen.

Allein statt diese Thatsachen als Grundlage und Ausgangspunkt zu benützen, um aus ihnen die allgemeinern Wahrheiten abzuleiten, sammelte er sie umgekehrt als bloße Stützen für ein zum voraus fertig aufgebautes System. Er zog mithin nur jene geschichtlichen Erscheinungen in Betracht, die eben in letzteres paßten, nahm aber dafür jede, die er gerade für einen noch unbelegten Satz desselben brauchte, mochte sein Gewährsmann auch nur ein unwissender, betrogener oder großsprecherischer Reisender sein. Und nicht nur zur Unvollständigkeit, die sich beim damaligen Stand der Wissenschaft ohnehin von selbst verstand, und zur Kritiklosigkeit führte diese Art, eine vorgefaßte Theorie nachträglich durch die Geschichte zu beweisen, — auch die reflectirende Seite, die genetische Erklärung der als wahr vorausgesetzten Thatsachen mußte darunter leiden. Damit die letztern da und dort unter bestimmte Rubriken eingereiht werden konnten, mußten sie aus allem Zusammenhang mit den vorausgehenden und begleitenden Ereignissen oder Verhältnissen, aus ihrem Causalnexus mit dem betreffenden Volk, Zeitabschnitt und Entwicklungsprozeß herausgerissen werden und ihre objective Erklärung war mithin unmöglich gemacht, selbst wenn der Systematiker Selbstverleugnung genug besaß, sie aus der Sache selber zu suchen, statt sie dem System zu entnehmen. Natürlich fiel nun auch die Beweiskraft dieser Thatsachen weg: vereinzelt oder aus den heterogensten, nach

Raum und Zeit von einander entlegensten Zeiten, Ländern und Bildungskreisen zusammengestellt, gar nicht oder nur einseitig, aprioristisch gedeutet, mitunter unsichern Quellen entnommen, konnten sie nur noch als Beispiele von zufälliger, äußerlicher Aehnlichkeit gelten. Das Ganze erschien als unwissenschaftliche Anekdotensammlung, die nach der rein formellen Verkettung der logischen Kategorien, des systematischen Schemas angelegt war. Ist hier im einzelnen Falle die Thatsache sammt dem Lehrsatz, unter den sie subsumirt wurde, ist auch die innere Beziehung beider richtig erfaßt, so ist das nichts weiter als ein günstiger Zufall, den man dem natürlichen Scharfsinn des Verfassers verdankt, keineswegs aber die Folge seines durch und durch verfehlten Systems. Eben so oft wurde eine unwahre Thatsache unter ein richtiges Prinzip gestellt oder eine wahre Thatsache für eine irrige Ansicht angeführt oder endlich eine richtige, aber schief gedeutete Thatsache mit einer Idee verbunden, mit der sie innerlich nichts zu thun hat.

Wie das factische Material, so ist auch das darauf gebaute Raisonnement, an und für sich betrachtet, nichts weniger als durchweg concludent. Namentlich hängt Montesquieu, im Gegensatz zu Vico, der überall nur das Allgemeine, von der zufälligen Erscheinung Unabhängige im Auge behält, noch immer zu sehr am Einzelnen, dem er allzu voreilig einen allgemeinen Charakter, einen typischen Werth beilegt, den es in seiner Zufälligkeit und Individualität nicht hat. Dem entsprechend schlägt er auch die Bedeutung, den Einfluß der großen Persönlichkeiten viel zu hoch an; er läßt ganze Völker durch die ausschließliche Thätigkeit eines einzigen Mannes, eines Confucius oder Muhammed, mit einemmal civilisirt, ganze Staaten durch die Gesetzbücher solcher Kulturheroen fix und fertig constituirt werden. Wohl anerkennt er daneben auch einige objectiv und allgemein wirkende Potenzen, den Volkscharakter, die Religion, die Bildungsstufe und vor Allem das Klima, als mitwirkende Faktoren bei der Entwicklung der Staaten und ihrer Verfassungen, aber nur, um auch diese ihrerseits wieder viel zu stark zu premiren. So oft kein anderer systemgerechter Erklärungsgrund zu finden ist, muß das Klima aushelfen. Dies geschieht um so öfter, je weniger auf das naturgemäßeste Erklärungsmittel für eine Thatsache, auf ihre Verkettung mit ihren eigenen Antecedentien, auf ihre eigene pragmatische Geschichte zurückgegangen wird. Und es kann dies um so leichter geschehen, je allgemeiner, vieldeutiger und vielseitiger ihre unmittelbaren und mittelbaren Wirkungen auf den Menschen, seine

Lebensweise und seine Umgebung sind. Daß man dabei auf eigenthümliche Widersprüche stieß, daß man z. B. die Türken seit Jahrhunderten dem Klima trotzen sah, das einen Solon und Perikles gebildet, das kümmerte weder ihn noch seine Leser, die über das Neue und das Materialistische dieser unter Umständen paradox klingenden Ansicht entzückt waren. Der überzeugende Gesammteindruck des Ganzen aber leidet nicht nur wenig unter dem an sich freilich nur diese Form treffenden Fehler, daß die einzelnen Abhandlungen unter sich nur sehr lose oder gar nicht zusammenhängen, so daß es schwer hält, eine Uebersicht über den Gang der Argumentation, einen Einblick in das Ganze des Systems, einen verbindenden Faden zu gewinnen.

Doch der Hauptfehler lag im Grundgedanken selber. Der aristotelisch-macchiavellistischen Eintheilung der Staaten in die bekannten drei Kategorien soll sich die ganze unendliche Manigfaltigkeit der geschichtlichen Staatsformen, vom patriarchalischen Stammeshaupt und von der Theokratie angefangen, fügen; in die rein formale, einseitige, scholastisch-logische Schablone sollte die ganze Wirklichkeit eingezwängt werden, mochte das unter der einzelnen Rubrik Zusammengestellte nach Ort und Zeit und dem gesammten Charakter noch so himmelweit auseinanderliegen, mochte ein Theil desselben mit einer unter eine andere Kategorie subsumirten staatlichen Individualität in seinem innern Wesen noch so nah verwandt sein. So kamen einerseits, um nur die Staaten zu nennen, die der Verfasser überhaupt näher kennt, Athen und Holland, andrerseits England, Frankreich und die Türkei zusammen zu stehen, als ob nicht England und Holland in jeder Beziehung näher zusammen gehörten, als ersteres und die Türkei. Aehnlich forcirt und künstlich-theoretisch ist die Zerlegung der Staatsgewalt in eine gesetzgebende, ausübende und richterliche, die unabhängig neben einander bestehen sollen, eine abstrakte Zersetzung eines organischen Ganzen, die weder in ihrem Klassifikationspunkt streng logisch ist, noch sich in der Wirklichkeit irgendwo rein durchgeführt vorfindet. Wie hierin, so faßte Montesquieu den Staat auch sonst noch immer zu abstrakt auf, indem er auch seinen idealen Musterstaat nur zu oft seiner concreten Individualität entkleidete. Zugleich legte er — und dieser Fehler war praktisch nicht minder folgenschwer — dem Wesen des Staates in Hegel'scher Weise eine viel zu allgemeine, absolute Bedeutung bei; er sah in letzterem die einzige sociale, geschichtliche Macht, der er Alles, sogar

die Religion unterordnete, so daß dieser alles selbstständige Leben, alle innere Entwicklung abgesprochen, und uns ihr Verständniß vollkommen unmöglich gemacht wird. Einseitig und willkürlich ist endlich auch die Art, wie jeder Staatsform eine eigene moralische oder kulturgeschichtliche Grundlage gegeben wird, was im einzelnen Falle vielfach zum paradoxen Oxymoron wird. So soll sich die „Tugend", d. h. die Liebe zum Vaterland und zur Gleichheit vor dem Gesetz nur in der Republik finden, nicht in der Monarchie; so soll der Handel der erstern schaden, der letztern dagegen, die den Luxus brauche, nützen. An Rhodus und Holland wird dabei, um von den aristokratischen Republiken Phöniziens, von Karthago, Venedig, Genua, Nowgorod, der Hanse überhaupt abzusehen, natürlich wieder nicht gedacht.

Manche tadelten an Montesquieu auch, daß er mit einer für jene vorwiegend kritisirende und raisonnirende Zeit höchst auffallenden Objektivität die einzelnen Gesetze und Gebräuche nicht nach ihrer Zweckmäßigkeit beurtheilt, daß er mit seiner eigenen legislatorischen Ueberzeugung zurückhält; daß er, ohne zwischen Dracon und Christus, zwischen der japanesischen und athenischen Regierung zu unterscheiden, jedes Gesetz, jede Religion, jedes rechtliche Institut, auch die Folter und die Verkäuflichkeit der Aemter, für ihre Zeit und ihren Ort rechtfertigt; daß er die Geschichte nimmt, wie sie ist, um sie aus der menschlichen Natur zu erklären, um zu begreifen, wie sie sammt allen ihren einzelnen Erscheinungen mit der absoluten Idee einer ewigen Weltordnung harmoniren, nicht aber um über sie moralisch zu richten.

Am wenigsten genügte das Buch der philosophischen Schule selber. Es ging ihr nicht weit genug. Wohl gab es der Achtung vor dem historischen Rechte dadurch einen Stoß, daß es nicht die positive Satzung des willkürlichen Uebereinkommens, sondern die „nothwendigen, aus der Natur der Dinge folgenden Beziehungen der letztern zu einander", also das Naturrecht als das eigentliche Gesetz betrachtete; allein es ließ darum doch alle Gesetze, alle Institute des historischen Rechtes als vollberechtigt bestehen. Wohl verabscheute es ferner den Despotismus, allein es sah in ihm die nothwendige Folge der Sittenverderbniß und erklärte ihn damit, statt ihn moralisch zu vernichten, nicht nur für geschichtlich berechtigt, sondern sogar für unvermeidlich. Für die ausgesprochene Revolution aber, für eine sociale Umwälzung, für den Gedanken, daß einem Uebel Heil entsprießen könne, hatte Montesquieu vollends kein Verständniß. Auch das konnte den

Libertins und Revolutionsfanatikern seiner Umgebung nicht behagen, daß er, der in einer Zeit und einem Staat von vergleichsweise epischer Ruhe lebte, nicht mit Machiavelli, dem Augenzeugen dramatisch stürmischer Scenen, das Individuum als solches, als Intelligenz und Willenskraft in's Auge faßte, daß er nicht diese Kraft im Genie ohne alle Rücksicht auf das Ziel des Strebens und den sittlichen Werth verehrte, sondern statt dessen den letztern in den Vordergrund stellte und in dem guten Erfolg eines tugendhaften Strebens die naturgemäße Belohnung desselben sah. Dabei entgingen jener mit Montesquieu so nah verwandten Schule auch die innern Fehler seines Buches keineswegs. Helvetius widerrieth ihm die Herausgabe desselben, weil es allzu mangelhaft sei und dem Verfasser der „persischen Briefe" nur Unehre bringen könne. Voltaire aber, der in dem letztern den irreligiösen Philosophen liebte, klagte: „es thue ihm leid um ein Buch, das der Philosophie hätte nützen können, während es so die Wahrheit der Schöngeisterei geopfert habe, von Paradoxen und falschen Raisonnements wimmle, seine fast durchweg falschen Citate zum Theil übelunterrichteten oder lügnerischen Reisenden entnehme, seine Beispiele von den unbekanntesten Völkern Hinterasiens herhole und einem Labyrinthe ohne leitenden Faden, einem auf schwacher Grundlage unregelmäßig aufgeführten Gebäude mit vielen schön vergoldeten Zimmern oder einem ungeordneten Saale mit hübschen krystallenen Kronleuchtern gleiche. Habe man das Ganze gelesen, so wisse man sich auf den Inhalt kaum mehr zu entsinnen. Vergeblich forsche man nach der Geschichte der Gesetze, nach dem Beweggrunde, warum sie gegeben, mißachtet, abgeschafft, erneuert worden. Statt dessen finde man leider oft nur geistreiche Einfälle, Spott, Phantasien, Irrthümer. Die beste Kritik habe eine Dame, nicht weniger geistreich als der Verfasser, in den Worten gegeben: „Das Buch enthalte vielmehr de l'esprit sur les lois als l'esprit des lois. Montesquieu, der zu oberflächlich gelesen habe und zu rasch urtheile, hüpfe mehr als er gehe, glänze mehr als er erleuchte".

Trotz dieser Verwerfung durch die eigene Partei, trotz der Widerlegungen in französischen, deutschen und niederländischen Journalen, erlebte das Buch binnen anderthalb Jahren zweiundzwanzig Auflagen, wurde es von den verschiedensten Seiten, auch von den Damen, ja selbst von einer Parasitencreatur der Despotie, von einer Pompadour bewundert und bewirkte es einen durchgreifenden Umschwung in der politischen Anschauungsweise Frankreichs.

Seine Mängel konnten zu einer Zeit, wo die Wissenschaft überhaupt noch nicht weiter gekommen war, wo nach seines Verfassers eigenen Worten die meisten Schriftsteller weit mehr Redefertigkeit als Fähigkeit zur Untersuchung bewiesen, nicht sonderlich auffallen. Gerade dieser Zeit aber klangen die zwei Worte, die die Losung des Buches bildeten, die Worte „Wahrheit und Gerechtigkeit", um so lieblicher, je mehr ihr die Sache selber fehlte. Und mit welchem Eifer mußte man sich zu den enthüllten Geheimnissen einer Regierung drängen, die sich so lang in einen undurchdringlichen Nimbus gehüllt. Wie neu war jener Zeit noch diese scharfsinnige Deutung der Geschichte nach den weitesten Gesichtspunkten, diese bunte Fülle der interessantesten Thatsachen, alle jene Dinge, die uns, die Laien wie den angehenden Staatsmann, noch heute an das so klar und so warm geschriebene Buch fesseln, während wir es tadeln! Wie willkommen mußte das Buch und seine Wirkung auf die öffentliche Meinung vollends den Parlamenten sein, die den langen Doppelkampf gegen Jansenistenverfolgung und Steuerdruck, gegen Klerus und Regierung durchzukämpfen hatten.

Dazu kam für jene Kreise noch der tiefere Reiz seines von Manchen erkannten, von den Andern wenigstens instinctiv gefühlten revolutionären Geistes. Ja, es war und wirkte revolutionär, so wenig dies der Verfasser wollte oder auch nur wußte. Die Verherrlichung der englischen Verfassung, die Darlegung ihres lebenskräftigen, frei regsamen Organismus, ihrer beneidenswerthen Bürgschaften — der Habeas Corpus-Akte, der Opposition, der freien Presse, der Geschwornen-Gerichte, des unbeschränkten Anklagerechts gegen Jedermann — Alles dieses mußte den in Frankreich bestehenden Absolutismus noch unhaltbarer machen. Dann war es auch etwas Neues, Kühnes, zu weiterm Vorgehen Anregendes, wenn das Buch den Staat einer so ungescheuten, überlegenen Kritik und Sonde unterwerfen, wenn es ihn mit andern vergleichen und in seinem Werthe beurtheilen, wenn es ihn endlich nach einem abstracten, logischen Schema, also nach eigener Einsicht, nach freiem Ermessen neu zu construiren lehrte. Revolutionär gedacht war ferner jene destructiv auflösende Theilung der Staatsgewalt und vor Allem endlich die Bevorzugung des auf der Bürgertugend beruhenden demokratischen Elementes. Nebenbei gab das Buch zugleich den künftigen Volksrednern auch schon ein Vorbild, wie man mit unscrupulöser Einseitigkeit die Geschichte für Parteizwecke ausbeuten könne.

Daß Montesquieu in dieser Weise unwillkürlich zum re-

volutionären Schriftsteller wurde und daß in ihm der emancipationsbedürftige Zeitgeist gerade die in England bestehende Freiheit zum Ziel erkor, dazu hatten vor Allem die Eindrücke seiner Reisen und seines anderweitigen Umgangs beigetragen. Nachdem er in Wien die Bekanntschaft des Prinzen Eugen gemacht und einen Abstecher nach Ungarn gemacht, bereiste er mit dem Lord Chesterfield, dessen treffendes Wort: „vous autres Français, vous savez faire des barricades, mais non pas des barrières" (ihr könnt die Freiheit nur mit Gewalt erstürmen, aber derselben keine dauernd schützende Schranken bauen) Eindruck auf ihn gemacht, Italien, um diese Musterkarte der Kleinstaaterei zu studiren. Er fühlte sich nicht sehr erquickt: in den Republiken fand er die Formen der Freiheit bei factischer Abhängigkeit, in Toscana den Absolutismus, dem man sich ohne Klage fügte; in Venedig erschreckte ihn das drohende Phantom einer terroristischen Oligarchie; nur ein Minister des Großherzogs entzückte ihn, wie er ihn im Leibrock und Strohut auf einem hölzernen Stuhl vor seiner Thüre sitzen sah, daß er das Land glücklich pries, „wo die Minister so einfach leben und so wenig zu thun haben". Wie ganz anders war es in der Schweiz, in Holland und England! Da sah er Staatsmänner und „Philosophen", die beim bloßen Wort „Religion" zu lachen begannen; da konnte er — zu seinem Schrecken — Dinge auf der Straße hören und in den Zeitungen lesen, die man anderswo kaum zu flüstern wagte; da fand er sein Ideal von Freiheit, Rechtsgleichheit und Rechtsschutz verwirklicht. Und wie er nun nach Frankreich zurückkam, da war man eben wieder zu sich gekommen aus der Verblendung, in welche die lange, glanzvolle Regierung des „großen Königs" die „große Nation" gestürzt; da war der Wohlstand, die ganze Gesellschaft auf das tiefste erschüttert durch die Nachwehen des Law'schen Banksystems; da hatte man eben begonnen, das Regierungs-, Finanz- und Rechnungswesen zu studiren; da war, unter Fleury's Ministerium, eine philosophische politische Akademie und im Palast Rohan der noch kühner vorgehende „Entresol-Klub" gegründet worden, wo unter Anderm Bolingbroke, d'Argenson und der Abbé de Saint Pierre zusammenkamen. Ihr Umgang förderte natürlich das revolutionäre Element in Montesquieu's politischer Anschauungsweise, während der Erstgenannte, dessen Geist in der Gesellschaft dominirte, sowie die Lords Holland und Grey und die Whig-Häupter, mit denen der Heimgekehrte in dauerndem Briefwechsel blieb, zu ihrer anglisirendeu Färbung beitrugen und

den demokratischen Beigeschmack, der sich Anfangs in ihr vorfand, zu Gunsten des reinen Constitutionalismus beseitigten.

Auch die (1721) geistvoll geschriebenen „persischen Briefe", die dem Hauptwerke bereits mit einem sehr entschlossenen, wirksamen Angriffe vorausgingen, waren schon von jenem revolutionären Geist getragen, der sich in Montesquieu mit der aufrichtigen Verehrung für den König, die Gesetze und das Land vertrug. Und das war eben der tiefere Grund, warum sie mit so allgemeinem Beifall aufgenommen wurden, obschon es weder ein richtiger, noch ein neuer Gedanke war, die Bildung, die socialen Verhältnisse des Abendlandes und insbesondere seines damaligen Kulturmittelpunktes von Fremden beurtheilen zu lassen, die ihre Eigenthümlichkeiten und innern Widersprüche besser bemerken, als die von Jugend auf daran Gewöhnten. So entzückten sie namentlich die politischen Klubs durch die zahlreichen, beißenden Ausfälle nicht nur gegen die veralteten Privilegien, den Adel, die Akademie, gegen Law und verschiedene hochgestellte Personen, sondern auch gegen Ludwig XIV, gegen den Despotismus überhaupt, gegen den Hof, ja im Grunde gegen den als praktisch unhaltbar bezeichneten Begriff der Monarchie selber, und diese Ausfälle wurden in ihrer epigrammatischen Schärfe und Bündigkeit zu beliebten Stichwörtern, die um so kräftiger wirkten, je weniger sie von der Sprache des blinden Hasses an sich hatten. Daneben wurde die Frivolität und der übertriebene Luxus der Gesellschaft an den Pranger gestellt und so gefiel das Büchlein auch den wenigen sittlich ernsten Charakteren. Doch auch für ihre moralischen Antipoden in den leichtfertigen Cirkeln der Libertins und der emanzipirten Schönen hatte das vielseitige, anmuthige Pamphlet, das tiefsinnigste unter den frivolen Büchern, (Villemain) seinen eigenen Reiz — in dem ausgesprochenen Skeptizismus, der bei Montesquieu sonst nirgends so entschieden deistisch und kirchenfeindlich gegen die wesentlichsten Glaubenslehren auftritt, dann in den schlüpfrigen Ausdrücken und Betrachtungen und vor Allem in der üppigen Beschreibung des Serails mit seiner thierischen Wollust und seiner rohen Eifersucht. Bei Allem aber galt es in seiner Virtuosität, die ernstesten Gegenstände, die erhabensten Gedanken in der Form der kurzen, schlagkräftigen Sentenz, des blendend aufzuckenden Witzes zu behandeln, als stilistisches Kunststück und Muster, und gar Manche ahmten diesen Stil nach, der in seiner apodictischen Kürze auch einem seichten Inhalt so viel täuschendes Relief gab, der den Nachahmer in den Wahn

wiegte, er sei ebenso tief wie sein Vorbild, weil er ebenso flüchtig und lebhaft schrieb.

So trug das Schriftchen auch nach seiner nichtpolitischen Seite wenigstens dazu bei, den Verfasser immer populärer zu machen, und daß er diese Wirkung wünschte und suchte, selbst durch Mittel, die seinem bessern Selbst widersprechen mußten, beweist sein „Tempel von Geidos“, ein wollüstiges Gemälde, das man sich von ihm nur als Opfer, als Tribut erklären kann, den er dem entarteten Geschmack des anspruchsvollen Publikums darbrachte. Doch hatte das Sinnliche bei Montesquieu, namentlich in den Briefen, nebenbei noch den wichtigen Zweck, der eigentlichen reformatorischen Tendenz als schützender Schleier, als Vehikel zu dienen, ein Zweck, den es z. B. selbst bei dem Regenten und dessen Dubois vollständig erreichte.

In solcher Weise unterstützten diese kleinern Schriften die Verbreitung und den gewichtigen Eindruck des Hauptwerkes, das seinen Verfasser für die ganze Dauer des ersten, constitutionellen Revolutionsstadiums zum politischen Orakel machte, bis der Fortschritt der revolutioären Ideen ihn vollständig beseitigte, um Rousseau an seine Stelle zu setzen.

Die unverfänglichste, objektivste Schrift Montesquieu's sind seine „Betrachtungen über die Größe und den Verfall Roms“ (1734), wo er nicht nur die gesammte Ueberlieferung ohne Kritik als sichere Thatsache hinnimmt, sondern auch in ihrer Deutung, die überhaupt den Vorarbeiten Macchiavelli's und Bossuets an Tiefe nachsteht, viel zu wünschen übrig läßt. So bleibt namentlich eine Reihe der wichtigsten Elemente in der römischen Geschichte ohne alle Erklärung: der Senat, der populus, der Ständekampf, die Klientel, das Tribunat. Praktisch und zwar höchst erfolgreich wirkte das Schriftchen, eigentlich eine Vorstudie auf das Hauptwerk, nebenbei insofern, als es mit der Tendenz einer Taciteischen Germania mit aller Beredtsamkeit den Gegensatz zwischen der kraftvollen Consequenz in der innern und äußern Politik des Senates und der sorglosen, weichlichen Regierung Frankreichs und zugleich an Rom's Beispiel den Gegensatz zwischen der Kraft und Vaterlandsliebe im patrizisch-republikanischen Reichsstaat und dem materiell und sittlich verkommenen Despotenstaat bringlich mahnend hervorhebt.

Unter den obgenannten Freunden Montesquieu's zeichnete sich der Abbé de Saint Pierre als phantastischer Philanthrop, als der „ungeschickteste aller Biedermänner“ (Lemontey) aus, der

das sein ganzes Wesen bezeichnende Wort „bienfaisance“ und die utopistische Theorie von der unendlichen Vervollkommnungsfähigkeit der Menschheit erfand. Wegen seiner Kritik über die Regierung Ludwigs XIV aus der französischen Akademie ausgeschlossen, schlug er mit um so größerer Kühnheit Reformen über Reformen vor, die jedoch alle wohlgemeint waren und den Hof nicht verletzen konnten: der Erbadel und der Absolutismus sollten beseitigt, die Günstlinge entfernt, die Steuern besser vertheilt, die Aemter besser besetzt, die Ministerien in collegialer Form organisirt werden; eine Akademie sollte dem König je drei Candidaten zur Auswahl für die einzelnen Ministerposten vorschlagen. Kurz jeden Uebelstand deckte er auf und für jeden wußte er eine Abhilfe. In seinem „Vorschlag zum ewigen Frieden“ wollte er sogar die ganze sociale Ordnung von Grund aus umändern, alle Staaten sollten sich zu einem Bund vereinigen und ihre gegenseitigen Streitigkeiten durch ein gemeinsames Schiedsgericht entscheiden lassen. Doch unter diese Träumereien, die durch eine abstoßende breite Schreibweise noch ungenießbarer wurden, mischte sich mancher praktische Gedanke, der wenn auch nicht auf den von Saint Pierre mit Denkschriften bestürmten Minister, so doch auf die andern Leser zündend wirken mußte, und der dem Scharfblick der Censur nur eben mit Hülfe des ihn umhüllenden Wustes entgehen konnte. Auch der Kirche muthete der Abbé verschiedene Reformen zu, so die Abschaffung der Fasten, des Sonntags, des Priestercölibates und der Klöster.

Weniger extrem idealistisch sind die Pläne des Marquis René Louis de Voyer d'Argenson (1694—1757). Er will nur Einen König, Ein Gesetz und Einen Glauben. Ersterer soll unbeschränkt sein und namentlich die legislative Gewalt allein ausüben; dabei soll er aber nicht centralisiren, sondern dem Provinzial- und Gemeindeleben seinen freien Spielraum lassen. Ueberhaupt sollen die alten Mißbräuche wegfallen: Der Aemterkauf, die Bevorzugung einzelner Provinzen, die Immunität, überhaupt die Standesvorrechte und zumal der Adel, der das Land aussauge. Durch seine Aufhebung soll das Königthum und das Volk zu beiderseitiger Kräftigung in unmittelbare Verbindung gebracht werden, damit Frankreich, das „allgemeine Noth- und Krankenhaus, das übertünchte Grab“, als Republik mit einem König an der Spitze eben so blühend und glücklich werde, wie die Schweiz und Holland. Praktische Erfolge erzielte der Marquis, der sich, wie Montesquieu, die englische Verfassung und Literatur zum

Vorbild nahm, mit seinen demokratischen Ideen freilich nicht, doch wurde ihm die Ehre zu Theil, daß die Schrift, die die letztere vorzugsweise auseinander setzt (Considerations 2c.), lange Zeit für Rousseau's Werk gehalten, daß er selber um der Reinheit seiner Gesinnung willen von seinem Jugendfreund Voltaire „Aristides" genannt und im Jahre 1744 mit dem Ministerium des Auswärtigen betraut wurde.

Voltaire.

Eng schließt sich an Montesquieu sein jüngerer Zeitgenosse und Mitkämpfer, der gleich geistvolle und kenntnißreiche, dabei noch gewandtere und vielseitigere Marie François Arouet „de Voltaire" (Anagramm aus Arouet le jeune) (1694—1778), als dessen Geburtsort bald Paris, bald Chatenay genannt wird. Auch er holte sich seine religiöse und politische Weltanschauung, deren Vertheidigung und Verbreitung er sich zur Lebensaufgabe machte, aus England, aus der Schule Locke's und Newtons, auch er war entschiedener Deist und Liberaler, und so repräsentirt er mit seinem Jugendfreund zusammen die rationalistisch-deistische, constitutionelle Anfangs- oder Uebergangsphase der geistigen Revolution. Aber außer dieser Gemeinsamkeit des Ziels haben die Beiden auch nicht Einen gemeinsamen Zug. Voltaire steht als Mensch in jeder Hinsicht weitaus tiefer; er stellt die ganze Verworfenheit der damaligen vornehmen Welt in eminentester, concentrirtester Weise in sich dar. Darum stand er seiner Zeit und Umgebung geistig viel näher, wurde noch populärer und durch alles dieses, sowie durch die in erster Linie mitwirkenden selbstsüchtigen Motive des Ehrgeizes, des Hasses, der Rache, des Neides, der Bosheit noch wehrhafter für den Geisteskampf, als der nur mit loyalen Waffen und nur für die Sache selber kämpfende Montesquieu. Eben deshalb wirkte er auf eine viel eindringlichere, auf den individuellen Charakter, die Sittlichkeit eingreifende Weise auf eine größere Masse, in mannigfaltigerer Richtung: er wirkte auf die Sprache, die Dichtkunst, die Geschichtschreibung, die Philosophie, den Glauben, die Sitte, die öffentliche Meinung, auf den Zeitgeist, der ihm selber seine Richtung gegeben und auf den er nun wieder als sein potenzirtester Ausdruck verstärkend, depravirend zurückwirkte. Er stritt als leidenschaftlicher, zornentbrannter Spötter, mehr aus persönlichen Beweggründen, als aus reiner Begeisterung für die Sache, mehr aus Haß gegen die Gegner, als aus Liebe zur Wahrheit, Gerechtigkeit, Freiheit

und Menschheit, die er vertreten will; denn Begeisterung und Liebe sind diesem Herzen fremd, das nur für selbstsüchtige, unedle Zwecke erglüht. Montesquieu dagegen kämpfte als ruhiger, maßhaltender Gelehrter, als warmer Philanthrop und Patriot, in ehrlicher Ueberzeugung gegen den Despotismus, mit gelegentlichen schöngeistigen Seitenhieben gegen die Kirche, die Gesellschaft. Sein Name blieb von Anfang an bis heute geachtet. Voltaire's Name wurde und wird noch heute eben so oft verflucht als gefeiert und nur über sein seltenes Talent und seine gleich seltene Niederträchtigkeit ist alle Welt einverstanden.

Anlage und Schicksal wetteiferten, ihn zu dem zu machen, was er war, zum erbitterten Feind jeder sittlichen Schranke, jeder Autorität, zum treuesten Vertreter und Verfechter der Zeit in allen ihren Fehlern und Bestrebungen, zum wirksamsten, weil geistvollsten, entschlossensten, rücksichts-, herz- und charakterlosesten, illoyalsten und populärsten unter allen geistigen Vorkämpfern der Revolution, zumal der sittlich-religiösen, unter allen Agitatoren des Jahrhunderts. Schon als Kind und schon unter der strengen Aufsicht der Jesuiten, aus deren Schulen überhaupt so mancher Gegner derselben, so mancher Revolutionsfreigeist hervorging, ließ er sich so an, daß sein Lehrer prophezeite: „Dieses Kind wird der gefährlichste Feind der Religion." Kaum zehn Jahre alt, kam er mit dem liederlichen Abbé de Chateauneuf in nähere Berührung und durch ihn in die Pestatmosphäre von Ninon's Cirkel, und selbst hier, unter den Koryphäen der Frivolität, stach er durch sein mephistophelisches Talent hervor. Sein „Oedipus" (1718) öffnete ihm weite Kreise dieser Art, er darf mit den Großen, deren Umgang er sein Lebenlang mit so hündischer Kriecherei und listiger Zudringlichkeit suchte, auf gleichem Fuß umgehen, und mit seiner Eitelkeit wächst sein übermüthiges Selbstvertrauen, seine Spottsucht. Er verhöhnt an Sully's Tafel den Ritter von Rohan und dieser läßt den bürgerlichen Beamtensohn durch seine Lakaien durchprügeln (1725). Voltaire fordert ihn und kommt auf sechs und ein halbes Jahr in die Bastille, in der er schon acht Jahre früher wegen eines ihm mit Unrecht zugeschriebenen Spottgedichtes auf Ludwig XIV ein ganzes Jahr lang gesessen. Nach zwölf Tagen entlassen und verbannt, geht er nach England, voll Erbitterung über die Standesvorrechte und das Land, wo sie den Bürgern eine so ungleiche Behandlung bereiten. Auch in der neuen Heimath weiß sich der Ehrgeizige in die vornehmen Kreise der geistigen Helden des Tages, der „Freidenker",

aus deren Beifall sein Ruhm erblühen soll, einzuschmuggeln. Er lernt von Bolingbroke die kühne Consequenz, von Swift die schneidende Schärfe, die seinen angebornen Witz noch schlagfertiger macht, von Pope die Kunst, tiefe Gedanken mit glänzendem Bilderschmuck zu umkleiden*). Er lernt das ganze, ihm so neue, rege Leben einer freien Gesellschaft kennen, das Selbstständige ihrer Charaktere, die Bedeutung des ungehemmten Associationswesens in den religiösen, philosophischen, politischen, literarischen Klubs; die realistische, nüchtern praktische Anschauungsweise, die in der Heimath der sensualistischen Philosophie von jeher zu Hause war; die freie Erörterung der öffentlichen Angelegenheiten, der kein Vorurtheil, kein Nimbus eines ceremoniösen, blendenden Hofprunkes, keine herkömmliche Scheu vor einer geistigen oder weltlichen Autorität Fesseln anlegte, wie in Frankreich; die Macht der Intelligenz, der die höchsten Staatsämter offen stehen, die allgemeine Achtung gegen alle großen Männer, deren Ruhm hier in der öffentlichen Meinung, nicht in parteiischer Hofgunst wurzelte; dann die Macht dieser öffentlichen Meinung, die Macht der freien Rede, der freien Presse. Er fühlte in sich die Fähigkeit zur Ausübung dieser Macht, zur Vertretung und Leitung jener öffentlichen Meinung, zur Erringung jenes Ruhmes, zur Rache an den Feinden, zur Befreiung der Menschheit von geistigem und weltlichem Zwang, zur Verbreitung des englischen Sensualismus, Deismus und Rechtsstaates. Seine in der freien Luft auflebende Phantasie zeigte seinem Ehrgeiz die großartigsten Ziele — er brauchte nur sein Vaterland vorher in einen eben so schrankenlosen Turnierplatz für den freien Geisteskampf zu verwandeln, und auch dazu fühlte er sich stark genug in seiner eigenen Kraft, in seiner innern Uebereinstimmung mit der Zeitströmung, mit der inzwischen auch in Frankreich immer mehr heranwachsenden Macht der öffentlichen Meinung, der Literatur. Im Klaren mit sich selber über sein Ziel, seine Aufgabe und seine Mittel, und gekräftigt in der schon früher in der Heimath eingeschlagenen

*) Nur ein Vorbild ließ er unbeachtet: er lernte Samuel Clarke kennen, einen Anhänger des neuen Arianismus, den Verfasser der „biblischen Lehre von der Dreieinigkeit“ und mehrerer anderer gegen die Deisten gerichteter Schriften und einen der ersten, die Newtons Lehren in die Schule verpflanzten; er sah ihn den Namen Gottes nie anders aussprechen als mit feierlich ernster Miene, und erhielt auf seine Frage nach dem Grund die Antwort „er habe diese Gewohnheit, die Jedem zu empfehlen wäre, von Newton angenommen“.

freisinnigen Richtung, kehrte er nach drei Jahren (1727) nach Paris zurück, wo er seine Mission damit begann, daß er seine großen Lehrer Shakspeare, Locke, Newton, dann die Jury, die Pockenimpfung und noch so Manches, was er in England gesehen, bekannt machte.

Bald hatte die revolutionäre Zeit ihren besten Kämpen an ihm erkannt. Er war kein unpraktischer Schwärmer, kein Idealist voll tiefsinniger Reflexionen; er kannte seine Gegner und ihre Stärke genau, wie er sein Publikum und dessen schwache Seiten kannte; er war die Verkörperung des gesunden Menschenverstandes in seiner unerbittlichsten nüchternsten Logik, die durch kein weicheres Gefühl, keine tiefere Phantasie, keine Begeisterung für irgend etwas beirrt wurde. Dieser Verstand war wohl zu beschränkt für die eigentliche philosophische Speculation, für tiefere Ideen, aber er zeigte ihm all das Aermliche, Kleinliche seiner geistigen Umgebung und das rechte Verfahren zu ihrer Beherrschung. Die Ueberzeugung von seiner Ueberlegenheit über sie vermehrte seinen Hochmuth, seine Selbstüberschätzung, seinen „siegesgewissen Muth", seine Herrsch- und Ruhmsucht, seine rücksichtslose Frechheit. Eben diese Züge gaben ihm, dem ächten heißblütigen Franzosen, das Empfindliche, Reizbare, Aufgeregte, Leidenschaftliche, und zugleich Uebermüthige, das mit furchtloser Energie dem jeweiligen Impuls der Stimmung folgt, das im gegebenen Augenblick den ganzen Geist zu Einem Streben, zu Einem Schlag concentrirt, das keine Anstrengung, keinen Gegner, keinen Widerspruch mit dem eignen frühern Wort oder Thun scheut. Dieselbe Willensstärke, dieselbe Despotenlust, die jede fremde Autorität — auf dem künstlerischen wie auf dem philosophischen und religiösen Gebiete — bekämpft, um alle Welt der eigenen zu unterwerfen, derselbe in seiner Gefallsucht und seiner Rachsucht gleich schrankenlose Ehrgeiz, dem kein Ehrgefühl hemmend entgegen steht: — sie machen ihn auch noch nach einer andern Seite rücksichtslos energisch: er scheut in seiner indianisch-malayischen Kriegsweise keinen Verrath, keine tückische List, keine kriechende Schmeichelei und Bettelei, keine feige Verleugnung des eigenen Wortes und Buches, kurz keine Niederträchtigkeit, wenn es gilt, die Sache oder die eng damit verwobenen egoistischen Zwecke durchzusetzen. Ja er erklärt im Interesse derselben jedes Mittel für erlaubt, er fordert seine Partei zur Lüge, zur Verleumdung des Gegners auf. Sieht man ihn im Kampfe, — und sein Leben war ein steter Guerillakampf — denkt man unwill-

kürlich an die giftgeschwollne, eiskalte und doch zornfunkelnde, listige, geschmeidige, ungreifbar glatte und bewegliche Schlange, mit dem blendenden, ewig wechselnden Schiller, die bei der leisesten feindseligen Berührung mit geifernder Wuth und blitzartiger Schnelligkeit zufährt. Sein Ehrgeiz hat den Sieg der angestrebten Freiheit zur eigenen Sache gemacht: der Sieg hebt sein Ansehen, sein Ansehen sichert den Sieg; so bekämpft er mit verdoppelter, einheitlicher Energie. Seine Waffe war sein Talent, das dem Charakter seines Volkes und seines Jahrhunderts so innig entsprach, so ganz für sie gemacht war, weil es in nichts über denselben hinausging, nichts fremdartiges für ihn hatte: er war der vollendetste Verstand und nur Verstand. Es war so gar nichts Tiefsinniges, Unklares, Mystisches an ihm, keine Beimischung von Phantasie und Gefühl, die das Vertrauen auf das unfehlbare Urtheil jenes Verstandes geschwächt hätte. Seine oberflächliche, eklektische, auf das Praktische gerichtete Philosophie war auch dem seichtesten Kopfe seines Landes immer noch faßlich und einleuchtend; mit seiner Moral konnte sich auch die verdorbenste Pariser Gesellschaft immer noch vertragen. Es war da Alles genau so, wie man es verstehen und brauchen konnte, wie man es wünschte. Er hatte Allen aus dem Herzen gesprochen, mit mehr Geist und Muth, als je ein Anderer, darin lag das Geheimniß seiner Macht. Jener Verstand war hier unwiderstehlich geworden durch die Gabe des Esprit und der Rede; er war durch und durch kriegerisch durch den revolutionären Zersetzungstrieb, die diabolische Verneinungssucht; er war zum unerschöpflichen Witz, zum vernichtenden Spott, zur beißenden Ironie zugeschärft. Das gab der Schadenfreude so viel Gelegenheit, auf fremde Kosten zu lachen, wenn der Gefeierte seinen Gegner, dem man im eigenen Herzen gram war, mit den sonnenklaren Argumenten seiner scharfen Dialektik zu Boden geschmettert, wenn er ihn mit einem boshaften Witz, einem herzlosen Hohn abgefertigt. Und dann war es so leicht, durch die Zustimmung zu seinen Lehren, durch schlagende Citate aus seinen Schriften selber als ebenbürtiger Mitkämpfer, als Lichtfreund, als starker Geist zu glänzen. Man konnte den Muthigen, der für Alle in die Schranken trat, mit seinen bestechend pomphaften Phrasen von „Freiheit und Gleichheit", von Recht und Menschenglück, mit seiner gigantenhaft verwegenen Blasphemie, mit seiner schönen, den Klassikern abgelauschten Sprache voll maßhaltender Energie nicht genug bewundern: man konnte sich an seiner schlüpferigen, oder auch cynisch-offenen Unsittlichkeit nicht

genug erquicken. Daß er in seinem Raisonnement parteiisch, einseitig, kurzsichtig, oft sophistisch und inconsequent, in seinem positiv-wissenschaftlichen Beweismaterial ungründlich war, das konnte seine orakelmäßige Autorität in den Augen jener Gesellschaft bei ihrer Bildungsstufe, bei dem damaligen Stand der Wissenschaft überhaupt, nicht schwächen.

Das Feld, auf dem Voltaire diese Talente am eifrigsten und unermüdlichsten in Anwendung brachte, auf dem sie ihrer Natur nach am erfolgreichsten wirken mußten, war das der Philosophie, zumal in ihrem Verhältniß zum Glauben, zum Christenthum. Er war übrigens nach allem Gesagten zu nichts weniger als zum spekulativen Philosophen geboren, er bildete sich kein eigenes System, er war nnr Eklektiker. Am homogensten war seiner Verstandesnatur der Locke'sche Sensualismus, der — wie er ein ächtes Kind der Zeit — gerade damals zur Geltung kam. Er wurde der wirksamste, populärste Verbreiter desselben, doch keineswegs sein treuester Schüler, er war auch hier inconsequent wie in Allem, außer seinem Haß: seinem verständigen, praktischen Sinn war selbst die Logik des Sensualismus manchmal nicht unphilosophisch und einfach genug für den Hausbedarf. Wo ihm die Lehren desselben allzu radical, zu bedenklich für den Bestand der Gesellschaft schienen, da wurde er unschlüssig, schwankend oder trat er dem System entschieden entgegen. So hinderte ihn gleich in der Metaphysik die vorwiegende Rücksicht auf das Praktische, auf das Leben, die Ueberzeugung, daß die Gesellschaft einen ewigen Richter oder wenigstens den Glauben an einen solchen brauche, die letzten Consequenzen zu ziehen; er wurde kein Gottesläugner, wie er oft genannt wird, sondern gab sich vielmehr als Deist alle Mühe, den Encyclopädisten, die ihn ihren „Patriarchen" nannten und zugleich als Reactionär verspotteten, und den andern Atheisten das Dasein eines persönlichen Gottes durch die bekannten kosmologischen, teleologischen und moralischen Argumente nachzuweisen und dasselbe sammt der Lehre von den Causae finales mit dem in der Welt vorhandenen Uebel in Einklang zu bringen, wogegen der Optimismus (z. B. im „Candide") verhöhnt wird. Doch hält er nur den dürftigen abstrakten Begriff von einem Schöpfer und gerechten Richter fest, alle nähere Erkenntniß erklärt er für eine Unmöglichkeit, das Streben darnach für Wahnwitz. Wie er hier, nicht aus gemüthlichem Bedürfniß, nicht aus innerer Religiosität, wie Rousseau, Herder u. A., sondern aus praktischen Verstandesgründen auf halbem Wege stehen

blieb, so hielt er auch in der Frage nach der Natur der menschlichen Seele nicht durchaus am Systeme fest. Zwar erklärt er sich nach längerem Schwanken dafür, daß sie kein selbstständiges, vom Körper und von der Thierseele verschiedenes Wesen, sondern nur ein abstracter Collectivname für gewisse Thätigkeiten des erstern sei, allein während ihn nun einerseits die Consequenz zur Verneinung der persönlichen Unsterblichkeit drängt, zwingt ihn andererseits sein praktisches Bedenken und die Voraussetzung eines ewigen Richters zur Annahme der letztern. Aehnlich geht es ihm in der Moral, die seiner praktischen, auf die That, die äußere Wirklichkeit gerichteten Anschauungsweise wieder der wichtigste Theil der Psychologie, der Philosophie überhaupt, das einzig Wesentliche in der Religion ist. Auch hier schwankt er: Anfangs ist er für, später consequenterweise gegen die Annahme der Willensfreiheit, was ihn jedoch nicht hindert, den Begriff von Tugend und Laster dem System gegenüber auf das Entschiedenste aufrecht zu halten. Nur in der Erkenntnißlehre ist er folgerichtiger Sensualist, wie er denn z. B. die cartesische Lehre von den angebornen Ideen bei jeder Gelegenheit verspottet.

Doch viel wichtiger als aller philosophische Hader, über den er sich z. B. in seinem Mikromegas selber lustig macht, ist ihm der Kampf gegen einen andern Gegner, gegen den er in seiner deistischen Mittelstellung gleichzeitig Front macht, der erbitterte, lebenslange Kampf gegen den Glauben, die Offenbarung, die Kirche. Schon im Oedipus hatte er sich energisch gegen die Priesterherrschaft ausgesprochen und noch im spätesten Alter tönte sein Kriegsruf: „écrasez l'infame!“ Das Streben nach Vernichtung des verabscheuten „Aberglaubens“ war sein Lebenselement, sein Pathos, seine einzige Consequenz, das einzige Feste und Bleibende an diesem haltlosen, ungreifbaren Flattergeist, sein Ceterum censeo, sein Erstes und Letztes fast in allen seinen Schriften. Besonders gehören hierher die „Bible expliquée“, wo er die Widersprüche der hl. Schrift mit sich selber und den Profangeschichtschreibern, ihre Uebereinstimmung mit den Traditionen des Heidenthums hervorhebt; die „englischen Briefe“, die mit Cartesius und Pascal auch die kirchliche Lehre bekämpften, den aus England und Holland mitgebrachten Deismus predigten und die man nur um so eifriger las, seit sie, nach langer Verborgenheit an's Licht getreten, als verbrecherisch verdammt worden waren; der „unwissende Philosoph“, dessen Skepticismus zu gleicher Zeit gegen Philosophie

und Glauben gerichtet ist; die „Henriade", die die unbeschränkte Freiheit der Religionsübung predigt: die „Pucelle", in der der Madonnencult und Wunderglauben verhöhnt wird; dann die betreffenden Artikel des philosophischen Wörterbuchs. Von seinem Siege hoffte Voltaire nicht nur die Freiheit und das Glück der Menschheit — als ob Unglauben und Erschlaffung von Sitte und Zucht nicht viel mehr der rechte Boden für den Despotismus wären — er fand hier zugleich das dankbarste Feld für seinen analytischen Verstand, für seinen spottenden Witz, für seine Gefall- und Ruhmsucht. Jede geistige Autorität vernichtet, jede sittliche Schranke zerbrochen, das Heiligste verspottet zu sehen, das war ja der picanteste Genuß für sein vornehmes Publikum. So konnte ihm der Kampf freilich nicht schwer werden: er hatte nicht erst nöthig, Glauben und Sittlichkeit zu untergraben, die bereits bestehende „Aufklärung", die man irrig für sein Werk ausgegeben, brauchte nur noch einen so beredten, muthigen Stimmführer, der ihr mit seinen in Schrift und Volksmund fortlebenden Spottpfeilen neue Waffen lieferte. Die Gegner aber lagen mit sich selber im Kampf und hatten in den maßgebenden Kreisen alles Ansehen eingebüßt: Die Jesuiten waren seit der Erneuerung der Hugenottenverfolgungen und dem Siege über die Jansenisten verhaßter als je und die letztern wurden wegen ihrer Frömmelei und ihren Wundern verspottet.

Weit weniger lag Voltaire die politische Reform am Herzen. Wohl nahm er in einer Reihe von Flugschriften und kleinern Gedichten Theil an den Fragen und Kämpfen des Tages, wohl sprach er seine gleichfalls dem englischen Staatsleben entnommenen, nirgends zum System vereinigten politischen Anschauungen in verschiedenen prosaischen Schriften und in einigen seiner Tragödien, wie in der Semiramis, im Cäsar, Brutus sehr energisch aus, wohl erklärte er sich gegen Absolutismus, Leibeigenschaft und Adelsvorrechte, gegen willkürliche Einkerkerung und Appropriation ohne volle Entschädigung, für gleichmäßige Vertheilung der Steuern, Milderung der Strafen, Freigebung der Presse, Verbesserung der Schulen; und trat er als muthvoller Vertheidiger für die Opfer einer ungerechten Justiz auf, für einen Calas, Lally, Montbailli, Sirven: allein von jenem glühenden Eifer, von jenem Hasse, die ihn zum Kampf gegen die Kirche spornen, ist dem Staat gegenüber keine Rede. Er will nicht mit ihm brechen; er will keine gewaltsame und namentlich keine sociale Revolution, sondern die gesetzmäßige Reform von Seiten

der Regierung. Er hält überhaupt nicht allzu fest an seinen „angebornen, unveräußerlichen Menschenrechten“, an den Forderungen seines Naturrechts: er verzichtet auf die Gleichheit der Stände und nennt sie „einen schönen Traum“, da wohl Alle als Menschen von Geburt aus gleich seien, aber keineswegs in der Wirklichkeit des Staatslebens. Wie die absolutistische Regierung, die in der Weise seiner hohen Gönner in Preußen und Rußland die Zwecke der Humanität fördere, so läßt er sich auch den Adel gefallen, in dessen Umgang und Wohlleben ihm so behaglich ist, und die Verdummung der Bauern, die er als reicher Grundeigenthümer gerade so wie sie sind, am besten brauchen kann. Er hält es geradezu für nothwendig, daß es solche dummen Teufel gebe, denn Alles sei verloren, wenn der Pöbel zum Nachdenken komme; das Volk bleibe ewig roh, wie Ochsen, die Joch und Treiber brauchen. Auch daß er nicht nur das Kirchenvermögen gehörig besteuert, sondern die Kirche ganz und gar dem Staat unterworfen sehen wollte, konnte dem letztern nach allen Traditionen der gallicanischen Politik nur gefallen. Eine ernstere, Gefahr drohende Bedeutung aber konnte die Regierung in seinen Reformbestrebungen schon darum nicht finden, weil diese bloß die Einzelnheiten der Verwaltung betrafen und weil Voltaire gerade von diesen so gut wie nichts verstand, wie ihm auch der innere Organismus seiner englischen Musterverfassung, die er schon in der Henriade als solche gepriesen, vollkommen fremd war. Eine gewichtigere Bedeutung, zugleich aber auch einen schützenden Rückhalt hatte seine Opposition nur dadurch, daß er mit den mächtigsten auswärtigen Regenten in freundschaftlichen Beziehungen stand und daß er die ganze gebildete Nation hinter sich hatte, daß seine Worte in Aller Herzen nachklangen, so daß eine Bestrafung ihn als den Märtyrer für die gemeinsame Ansicht und Tendenz nur noch populärer und gefährlicher machen mußte. Uebrigens war er selber viel zu klug, sich allzu sehr bloß zu stellen. Er hüllte den drohenden Ernst gern in die Form des scheinbar harmlosen Scherzes, der ihn ungefährlich erscheinen ließ und noch beliebter machte. Der Politiker versteckte sich dann hinter den Schöngeist. Er entschuldigte sich mit allen möglichen Ausflüchten, wenn seine Feder einem Träger der Staatsgewalt oder einem andern Mächtigen zu scharf, wie wenn sie einem Parteigenossen zu mild gewesen: bald hatte ihm ein Feind das Manuscript entwendet und geändert, bald hatte es der Herausgeber gethan. Mit besonderer

Meisterschaft wußte er sich bei allen Großen einzuschmeicheln, dadurch, daß er ihre Leidenschaften und Schwächen eben so sorgfältig studirte und benützte, wie die der Menge, und daß sein freigeistiges Lob durch geistreiche Wendungen und sein Ansehen doppelten Reiz und Werth erhielt. Dieß und das Ansehen selber verschafften ihm Verbindungen, die seinem Stolze in hohem Grade schmeicheln, seine persönliche Sicherheit, seine Autorität, seine reformatorische, wie seine anderweitige philanthropische Wirksamkeit mächtig fördern mußten: so die mit den Königen von Preußen, Schweden, Dänemark, mit der Kaiserin von Rußland, der Herzogin von Gotha. Aus alle dem erklärt es sich, wie Voltaire wenigstens äußerlich auf gutem Fuße mit einer Regierung stehen konnte, die, seit der Regent seine egoistisch gedachten, freisinnigen Reformen rückgängig gemacht, nur noch die Bastille als einzige Antwort für jede allzu laute Mahnerstimme bereit hielt; die seine eigenen bereitwillig angebotenen Dienste verschmähte, weil sie seine Bedeutung und den Ernst der Bewegung unterschätzte; die weder Geist noch Energie besaß, die letztere zu zügeln oder zu leiten, noch Selbstvertrauen genug, sie in offener Discussion verlaufen zu lassen. Freilich war das gegenseitige Einverständniß nie besonders herzlich, aber der Kammerherrenschlüssel, die Ernennung zum Reichshistoriographen, die Aufnahme in die Akademie konnten den Ehrgeizigen wohl für manche Zurücksetzung entschädigen.

Diese Auszeichnungen hatte er sich hauptsächlich als Geschichtschreiber verdient. Auch als solcher war er Schmeichler, wie im Leben. Er war überhaupt Egoist, der vor Allem durch philosophischen Blick und Scharfsinn glänzen wollte, und Parteimann, der die Kirche, das Mittelalter und alles Andere, was nicht in sein Aufklärungssystem paßte, mit blinder Leidenschaft bekämpfte, der von seinem einseitigen, beschränkten Standpunkt aus kein Verständniß für die Geschichte hatte. Er war endlich auch da ein ausgeprägter individueller Charakter, der Alles, was seinem eigenen Wesen heterogen war, mit bewußtem oder instinktivem Hasse verfolgte, der in hämischer Schadenfreude das schwerste Unglück, in gehässigem Neide die hochherzigste Tugend verhöhnt, der alle Länder und Zeiten mit seinem Spotte übergießt der für alles Höhere, für jede opferwillige Begeisterung unempfänglich bleibt, der die Kraft des Charakters nirgends anerkennt, für den der Mensch als solcher gar nicht existirt. Daß hier von einer Objektivität, einer Wahrhaftigkeit, Zuverlässigkeit keine Rede mehr sein kann, versteht sich. Voltaire sieht und sagt nur, was sei-

ner Leidenschaft und seinem Zwecke paßt. So sieht er als Deist überall Seinesgleichen, auch in den alten Aegyptern und Germanen. So erklärt er als Feind des Christenthums die Glaubenshelden der ersten Jahrhunderte für politische Aufrührer, die z. B. unter Trajan im römischen Asien allein schon 200,000 Menschen ermordet und die vollständige Ausrottung verdient hätten. Natürlich erscheinen ihre Würger sammt dem verrückten, eiteln Apostaten Julian als Muster humaner Regenten und tiefer Politiker, und wird das Mittelalter mit seinem intensiv kirchlichen Leben kurzweg als eine Zeit der rohesten Barbarei, der chaotischen Verwirrung, der Rechtlosigkeit und Verdummung abgefertigt. Dagegen wird alles Heidnische übertrieben gelobt: die Gesetze eines Manu, Zerduscht und Kung-fu-ze stehen an Weisheit und Humanität hoch über der Bibel, der chinesische Staat hoch über jedem christlichen*). Voltaire hatte hier leichtes Spiel: seine Zeit wußte von alle dem eben so wenig als er selber und namentlich war China damals trotz der eingehenden, aber von Niemand gelesenen Beschreibungen der Jesuiten in den Augen des Abendlandes ein ganz unvergleichliches Eldorado, ein ideales Reich der Glückseligkeit. Welche Rolle die Kirche im Mittelalter — dessen Schattenseiten gerade umgekehrt ihren Gegnern, ihren fürstlichen Zwingherrn und ihren adeligen Parasiten, zur Last fallen — im Interesse seiner humanen und freiheitlichen Tendenz dem Staat gegenüber in Politik und Gesetzgebung spielte, davon sagt oder weiß Voltaire kein Wort. Er findet überhaupt außer dem Heidenthum nichts zu loben als die Könige; von jeher hatte er ihnen geschmeichelt und „gern hätte er die Geschichte vernichtet, die ihre Unthaten erzähle.“ Despoten, die, wie Ludwig XIV und Karl XII, die Kraft und den Wohlstand ihrer Völker auf Jahrhunderte ver-

---

*) China's ferne Lage, vollends gegen Sonnenaufgang, seine politische Abgeschlossenheit, seine schützende Mauer, die durchgreifende Eigenthümlichkeit im Charakter und Leben des Volkes, seine hohe Bildung in technischer und socialer Hinsicht mitten zwischen Barbaren, alte Sagen aus dem Mund der Araber, der Indier und der mittelalterlichen Reisenden, Alles dieses mußte mit Anderem dazu beitragen, daß sich das „himmlische Reich der Mitte“ für Europa zu einem Wunderland von ganz unbestimmtem Charakter gestaltete, aus dem Jeder machen konnte, was er wollte, das Jedem als praktischer Beweis für seine Theorien zu Gebote stand, selbst constitutionellen Parteiführern wie Montesquieu und Voltaire, die von der eigentlichen Natur dieses patriarchalisch-despotischen, nach Außen kraftlosen Polizeistaates mit der Hunger-Epidemie und der entsetzlichen Immoralität auch nicht die leiseste Ahnung hatten.

nichten, passen vortrefflich in seine Theorie von Volksfreiheit und Volksbeglückung. Priester und Klöster, die dem Volke so oft als letzter Hort gegen die weltliche Tyrannei dienten, verabscheut und haßt er noch weit mehr als den Adel, der an der letztern Theil nahm oder sich, wie in Frankreich noch zur Zeit der Fronde, im neuern Polen und Schweden, mit dem Königthum darüber stritt. Er verachtete das Volk, um dessen willen er Adel und Geistlichkeit zu hassen vorgibt: kurz, es ist hier Alles Widerspruch, Inconsequenz, Einseitigkeit und Kurzsichtigkeit, Willkür, Tendenz, Leidenschaft. Wie der Inhalt in Auswahl, Anordnung, Deutung und Beurtheilung der Thatsachen stark subjectiv gefärbt ist, so machen sich auch in der äußern Darstellung manche Tendenzen auf Kosten der Objectivität geltend. Um sich als Philosoph zu zeigen, vertheilt Voltaire gern das gesammte Material in die einzelnen Kategorien eines zum voraus formulirten einheitlichen Systems, so daß es ihm natürlich leicht wird, die aus ihrem geschichtlichen Zusammenhang herausgerissene Thatsache in beliebiger, dem System entsprechender Weise zu deuten, und so die eigene Ansicht an die Stelle der Geschichte zu setzen, während es umgekehrt dem Leser um so schwerer werden muß, über die Reihe äußerlich zusammengestellter Anekdoten hinüber zu einem innern Verständniß, zu einer Uebersicht über den gesammten Entwicklungsgang der Ereignisse, Charaktere und Sitten hindurchzubringen, den allgemeinen Charakter eines größern Zeitabschnittes, wie z. B. des Jahrhunderts Ludwigs XIV, kennen zu lernen. Zu demselben Zwecke sucht Voltaire möglichst viel zu generalisiren, sich zur universalistischen Anschauungsweise, zu den weitesten Gesichtspunkten zu erheben, auch da, wo sein wirklicher Gesichtskreis, der Umfang seiner positiven Kenntnisse noch so beschränkt ist, wo er nicht den geringsten historischen Anhaltspunkt für seine keck hingestellten Behauptungen hat. Wie er sich hier den Schein eines ausgebreiteten Wissens beilegt, — zu welchem Behufe er manchmal gerade die unbekanntesten Quellen am liebsten anführt, — so verführt ihn seine Sucht, mit seinem Geiste zu glänzen, zu unaufhörlichen Concetti, zu fein zugespitzten Epigrammen und energischen Antithesen, die natürlich in den meisten Fällen nur durch Uebertreibungen und Einseitigkeiten herzustellen waren. Auch seine sprachliche Virtuosität wurde seiner Eitelkeit zur Falle: mit seinem emphatisch-deklamatorischen Stil hob er Licht und Schatten in viel zu starkem, schneidendem Contrast hervor, so daß er mehr überladene Zerr- als Charakterbilder schuf. Diese beiden

Züge, die dem Geschichtschreiber die objective Darstellung, dem Leser die richtige Auffassung so sehr erschweren, schadeten der Wissenschaft um so mehr, als sie auch für die Spätern noch ein verführerisches Vorbild blieben, sofern sie einem Geschichtswerk für ein ungeübtes Auge den blendenden Schimmer des Geistreichen, Tiefgedachten, Gewichtigen, Neuen geben. Bedenken wir all dieses, so klingt uns A. W. v. Schlegel's Wort nicht mehr so überraschend: „Voltaire schadete weniger durch seine Gottlosigkeit, als durch den falschen Geist, den er in die Geschichte einführte; war sie unter den früheren Königen ernstgemeinte, officielle Schmeichelei, so wurde sie jetzt zur Oppositionswaffe, zum geistreichen Epigramm." Aber Ein großes Verdienst bleibt dem Geschichtschreiber Voltaire unter allen Umständen: er war der erste, der auf das Culturhistorische, auf die geistige Entwicklung, auf das Leben des Volkes einen Hauptnachdruck legte, er schrieb die erste selbstständige Culturgeschichte. Freilich ist gerade dieses Werk, der „Versuch über die Sitten und den Geist der Völker", — ein Seitenstück zu Montesquieu's „Geist der Gesetze" und eine in Voltaire'sche Anschauungsweise umgesetzte Ausführung von Bossuet's „Discours sur l'histoire universelle" — zugleich dasjenige, in welchem mehrere der erwähnten Uebelstände am stärksten hervortreten. So namentlich der Haß gegen alles Kirchliche, die allgemeinen Abstraktionen aus dem ungenügenden Material einer mehr geheuchelten, als vorhandenen Detailkenntniß und endlich jene Manier, die aus fernliegenden Quellen zusammengetragenen Thatsachen in eigenen Kapiteln zusammenzustellen, statt daß sie der fortlaufenden Erzählung der wichtigsten Begebenheiten am rechten Orte eingeführt worden wären, um ihr mehr individuelles Leben, mehr charakteristische Färbung und Lokalton zu geben. Weit objectiver sind die „Reichsannalen" gehalten, wo z. B. das Epigrammatische des Stils, das seine sonstige chronikartige Trockenheit belebt, noch nicht so sehr im Dienste der Tendenz steht. Deßgleichen ist die „Geschichte Karls XII" ein ziemlich objektives Gemälde, das in seiner lebensvollen Frische und gleichzeitigen maßvollen Ruhe den Namen Epos fast besser verdient als die Henriade, das, statt durch lange Reflexionen zu ermüden, die innere Entwicklung der Ereignisse durch die geordnete, lückenlose Erzählung der letztern aus sich selber begreifen läßt, und das uns eben so sehr durch das stoffliche Interesse, durch seinen kühnen Kriegsheroen fesselt, wie durch die oft hinreißend schöne Form, die edle Einfachheit, den raschen Fluß, die unver-

gleichliche Eleganz der Sprache. Nur wird dem Bild des Helden, obwohl seine Kriege keineswegs entschuldigt werden, doch etwas zu stark geschmeichelt, gerade wie in der „Geschichte Rußlands unter Peter dem Großen“ dem Bilde des Zaren. Zum widerlichen Lobhudeln aber kommt es erst im „Jahrhundert Ludwigs XIV“, einer einfachen Lobrede, die nur den siegreichen König und die Blüthe der Literatur im Auge behält, ohne zu erwähnen, wie tief eben damals das Volk in materieller und sittlicher Beziehung gesunken war, ohne zu bedenken, daß ein König ganz andere Pflichten hat, als sich kriegerische Lorbeeren zu verdienen, daß Frankreich durch ganz andere Dinge glänzen konnte, als durch die Formschönheit seiner Schriftsteller. Ob Ludwigs Kriege noch so ungerecht waren, ob sie und sein Luxus das Land ruinirten — gleichviel, Voltaire bewundert ihn und, um dem glänzenden Ruhme seines Helden eine hebende Folie zu geben, behandelt er die vorausgehenden Jahrhunderte kurzweg als barbarische.

Daß Voltaire auch in der Dichtkunst nur ein Werkzeug für seine Tendenz sah, läßt sich nach allem Bisherigen zum voraus erwarten. Sie konnte ihm auch nichts Weiteres sein, sein ganzes Wesen war poesielos, wie sein Leben, er hatte kein Gemüth, keine Phantasie, keinen Humor, kannte kein Ideal, keine Begeisterung, keine Liebe, er fühlte keinen innern Drang zum Dichter, so wenig als zum wahren Philosophen, Staatsmann oder Geschichtschreiber, er glich nicht einmal Lessing, an dem der vollendete Verstand, die an den klassischen Mustern gebildete Theorie und Kritik am Ende selber zur Kunst wurde. Er hatte nur den esprit als dichterische Kraft, nur den Haß und den Ehrgeiz als Sporn; nur die Satire, das Epigramm und das Lehrgedicht konnten sein Feld sein. Allein er wollte durch Alles glänzen, seine Zwecke auf allen möglichen Wegen verfolgen: er versuchte es mit allen Formen der Poesie und zwar, Dank seinem vielseitigen Talente, das die mangelnde Anlage bis zu einer gewissen Grenze ersetzte, meist nicht ohne Glück. Uebrigens beruhten seine theilweis glänzenden Erfolge größtentheils weniger auf dem bleibenden künstlerischen Werthe, als vielmehr einerseits auf dem vorübergehenden stofflichen Interesse, darauf, daß seine Zeit gerade diesen rationalstischen, pseudo-humanistischen Inhalt, gerade diese Form des spottenden Witzes am besten verstand und am liebsten hörte; andererseits auf der Sprache, die in ihrer gezügelten Kraft zwischen Bombast und Trivialität die rechte Mitte hielt, die in ihrer

berechneten und doch natürlichen Eleganz und Correktheit so hoch über der Rhetorik der meisten andern Dichter stand. Leider schadete er auch hier, wenn er, im Stile gerade so furchtsam, wie in allem Andern verwegen, der Sprache in übertrieben puristischer Strenge alle freiere Beweglichkeit und Schwungkraft nahm, wenn er sie in der Weise seiner „klassischen" Vorgänger prosaisch-regelrecht, steif und arm machte, bis sie unter den Händen seiner Nachfolger und Nachahmer auch noch das Geschmackvolle und Regelmäßige verlor und nur noch das Platt-Vulgäre behielt.

Alle diese Vorzüge und Mängel zeigten sich gleich in seinem vielgepriesenen Jugend- und stilistischen Meisterwerk, der Henriade. Sprache und Verse fesseln durch außerordentliche Eleganz, aber das Ganze ist ein kalt lassendes Machwerk des berechnenden Geistes und ausfeilenden Geschmackes. Die ruhige Objectivität, die concrete Plastik des Epos lag dem Wesen des Dichters eben so fern, wie der jugendlich-naive Glauben an seine Heroen- und Götterwelt, dem realistischen, „phisosophischen Jahrhundert". Voltaire begriff dieß, aber sein persönlicher wie sein nationaler Ehrgeiz wollte nun einmal Frankreich sein erstes Epos geben, er wollte sein Tasso *), Camoens und Milton werden. Es sollte ein nationaler Stoff sein, aber nicht aus dem verhaßten, wenn auch poetischen Mittelalter mit seiner Glaubensinnigkeit und seiner Kirchenherrschaft. So wählte er denn die populärsten Helden der heimathlichen Geschichte, dem sich so manche schöne Phrase über Glaubensduldung und Volkswohl in den Mund legen ließ, aber freilich damit auch eine Zeit, die in ihrer nüchtern historischen, dogmatisch-räsonnirenden, macchiavellistisch-intriguirenden, dramatisch bewegten Haltung allem epischen Wesen gerade so diametral entgegengesetzt war, wie der Charakter des Verfassers und seines Publikums. Dazu war ersterer viel zu wenig objectiv, um sich und seine Zeit verleugnen zu können: überall ist „Vernunft" die Losung und selbst im Paradies wird über Toleranz und Newtons Gravitationstheorie verhandelt. Seinen Helden aber kann er trotz aller Mühe nicht zur Würde eines epischen Heros erheben, dazu ist jener viel zu staatsmännisch klug und ruhig, und auch viel zu sittenlos. Daß die Epopöe im Einzelnen durchweg kunstgerecht ist und alle Ingredienzien des Virgil'schen Muster-

*) Es ist für Voltaire's Kunstverständniß sehr charakteristisch, daß er Tasso hoch über Dante stellte, in welchem er nur einen „Barbaren" sah.

recepts besitzt, daß der Held einen Sturm besteht, sein Geschick erzählt, seiner Bestimmung zu lieb seine Gabrielo verläßt, in das Todtenreich hinabsteigt und sich da seine Zukunft prophezeien läßt: das läßt die Dichtung nur um so gemachter, berechneter erscheinen. Der erhabene Schwung einzelner Episoden, die eingestreuten Glanzstellen voll hochherziger Gefühle und Grundsätze heben die dazwischen liegenden Trivialitäten um so greller hervor. Die Charaktere sind nicht übel gezeichnet, aber doch ist nicht eine einzige Gestalt von vollkommen typischer, individueller Bestimmtheit darunter. Die stete Aufregung, das ewige Pathos wird zuletzt einförmig und ermüdend, da es nirgends von einem ländlichen Stillleben, von einer freundlichen Natursceneric oder einem andern Ruhepunkt unterbrochen wird. Wenn das Gedicht gleichwohl den lautesten Beifall fand, wenn es Friedrich II selbst über die Aeneis stellte, die er freilich nie gelesen, so erklärt sich dieß aus der erwähnten Formschönheit und der zeitgemäßen Tendenz. Die Nachwelt stellte es im Gegentheil noch unter die Pharsalia und fand die Geschichte selber poetischer als diese ihre Bearbeitung, während Voltaire gerade in dem absichtlichen Abgehen von der Geschichte einen Charakterzug der rechten Poesie sah, was für seine und überhaupt die damalige künstlerische Anschauungsweise bezeichnend genug ist.

Tief unter der Henriade steht die bereits erwähnte „Pucelle“, ein geschmackloses Denkmal, das der Dichter sich und seinem davon entzückten Publikum setzte. Wie tief dieses in sittlicher, ästhetischer und nationaler Beziehung gesunken und wie hoch seine blinde Verehrung für jenen gestiegen war, sieht man am besten eben an diesem Extract von aller Gemeinheit, an diesem Pamphlet, das mit der religiösen Begeisterung zugleich alle Scham und Sitte, die Anhänglichkeit an das angestammte Königshaus, ja allen Patriotismus, die nationale Tradition, den nationalen Ruhm verhöhnt. Und diese „tempelschänderische Parodie einer erhabenen Episode der nationalen Geschichte“ wurde gerade von den „Gebildeten“ mit dem innigsten Behagen gelesen, zumal von jenen adeligen Libertins, die mitten unter den petits soupers der Regentschaft aufgewachsen waren und die nun in dem geistreichen Verfasser, der die Autorschaft wieder in seiner Weise abzuläugnen suchte, den würdigen Gesinnungsgenossen begrüßten.

Noch glänzender waren die Triumphe, die der letztere durch seine heut zu Tage kaum mehr gelesenen Tragödien feierte, obwohl er nach Napoleons Urtheil weder die Verhältnisse noch

die Menschen noch die großen Leidenschaften kannte. Sie waren auch, selbst abgesehen von der wunderschönen Sprache, dem vollendeten Versbau, insofern seine beste Leistung, als er hier sich selber am meisten verleugnete und zu einer edleren, idealern Gefühls- und Ideenwelt emporschwang. Freilich verfällt er dabei nur zu oft in den pathetischen Phrasenprunk und macht er mit einem abstracten, überschwenglichen Tugendheroismus Parade, während er darüber das tiefere, feinere Studium des Herzens vernachläßigt. Und wie durch die Declamation, so suchte er auch durch den Zauber der Decoration, die Schlagworte des Tagesinteresses zu wirken, wie er denn überhaupt alle auf den Effekt berechneten Hülfsmittel der Bühnenkunst benützte und den Geschmack seines Publikums sorgsam in Erwägung zog. Der Beifall des letztern lag ihm um so mehr am Herzen, als er auch hier, wo er gerade am unmittelbarsten und eindringlichsten auf die Massen wirken konnte, seine Tendenz nicht vergaß. Nur wenige seiner Dramen bleiben innerhalb des individuellen Gefühlslebens, die meisten predigen die politische Freiheit, oder führen sonst eine von jenen moralisch-philosophischen Maximen praktisch durch, die das reformbedürftige, oppositionssüchtige Jahrhundert nun einmal von jeder Dichtung verlangte. Indeß war Voltaire auch auf diesem Gebiete Eklektiker, indem er zwischen den verschiedenen Geschmacksrichtungen schwankte, ohne es in irgend einer zur klassischen Vollendung, zum eigenen Stile zu bringen. Während er im Wesentlichen ängstlich an dem gesammten Regelnzwang der Theoretiker, der klassischen Muster eines Corneille und Racine, denen er sich so gerne an die Seite stellen ließ, festhielt, ging er andererseits von ihrer Einfachheit ab und schloß sich zu gleicher Zeit an die von Crebillon begonnene Reaction gegen die süßliche, fade Sentimentalität des herkömmlichen Stils an. Von der Herrschaft des letztern emancipirte er sich auch darin, daß er in manchen seiner Stücke die unvermeidliche Liebesintrigue wegließ und daß er seine Helden auch aus der neuern Zeit und früher nicht für bühnenfähig gehaltenen Ländern und Welttheilen nahm. Namentlich aber bereicherte er die französische Dramaturgie durch die Aufnahme fremder Elemente, nicht aus den Alten, die er weder kannte noch achtete, nicht aus der spanischen Bühne, die ihm zu christlich und zu romantisch war, wohl aber aus Shakspeare, dessen Bekanntschaft er in Frankreich wesentlich förderte. Er nannte ihn zwar einen besoffenen Wilden, einen ungeschlachten Harlekin ohne Geschmack und Lebenssitte, aber er

anerkannte doch seine Naturwahrheit und seine geniale Kraft; er sah in ihm einen Geist, der alles Große und Erhabene, alles Rohe und Scheußliche in sich vereine, und so ahmte er ihn zwar nach, aber mit heiklicher Auswahl. Er rühmt sich, der erste gewesen zu sein, der aus dem riesigen Düngerhaufen des ungehobelten Histrio einige Perlen herausgelesen habe. Wie geschmackvoll er bei seiner wählerischen Nachahmung zu Werke ging, zeigen z. B. seine aller Würde und Größe entbehrenden Gespenster, die am hellen Tage auftreten.

Anfangs — wie im „Oedipus", in der „Artemisia", in der „Marianne" — hielt er sich noch ganz an Racine's Vorgang; später aber nahm er eine selbstständigere Haltung an, er wurde drastischer und in der Wahl der dramatischen Mittel kühner. In der „Merope" entlehnte er weniger von den Alten, als von Maffei, den er bisweilen zu verbessern glaubte, wo er das Gegentheil that. Das Stück entzückte das Publikum so, daß es die Herzogin von Villars, in deren Loge er der Aufführung beiwohnte, bat, ihm einen Kuß zu geben. In seinem „Orestes" beseitigte er den Vertrauten und die Liebesepisode des griechischen Originals, von dem er sich auch durch eine complicirtere und individuellere Charakterzeichnung entfernte. Sein „Brutus" (1730) soll der Nation das erhebende Vorbild eines für die Freiheit begeisterten Volkes vor Augen führen; in der That zeichnet der Dichter hier das Treiben dieses Volkes und seines Gegners mit großer Naturwahrheit, doch nicht ganz in jener nackten Wirklichkeit, wie sie im Shakspear'schen Original so unvergleichlich geschildert ist. In seinem „Brutus II" will er den Schauder über den Vatermord noch überbieten, läßt aber, wie im „Catilina", taktlos genug die ganze Entwicklung von der ersten Verwicklung an auf der Bühne selber vor sich gehen. Glücklicher ist Voltaire mit den der neuern Zeit entnommenen Stoffen, mit den christlichen Helden, die seit der Aufführung des „Cid" ganz von der Bühne verbannt gewesen waren. So ist seine „Zaire" (1732) in der Erfindung wirklich poetisch, doch nimmt die hervorragende Stellung der meisterhaft geschilderten Christensklaven der Heldin, die in ihrer Liebe zu dem wilden Orosman verharrt, viel an ihrer Würde, obwohl sie andererseits doch auch wieder nichts von einer ächten, sinnlich-üppigen Orientalin an sich hat. Ueberhaupt steht das Stück an Naturwahrheit wie an wilder Energie der Leidenschaft weit hinter Othello zurück. Wie hier Europa und das Morgenland, so werden in der „Alzire" (1736)

die Spanier und die Peruaner einander gegenüber gestellt, wobei namentlich der aus diesem Gegensatz hervorgegangene Seelenkampf der Heldin, der Conflict zwischen den frühern Gewohnheiten und Gefühlen und den neuen Pflichten wunderschön geschildert wird. Im „Tancred" (1760), einem vortrefflich angelegten, nur in der nähern Ausführung etwas verunglückten Stück, das der sechsundsechszigjährige Dichter mit jugendlich frischer Kraft und Wärme geschrieben, wird in der Weise des Cid die Gefühlswelt, die hochherzige Opferwilligkeit des idealen Ritterthums dargestellt. „Mahomet" (1741) ist Voltaire's Theorie von der Entstehung der Religion entsprechend, ein reiner Betrüger, ein „Tartuffe mit dem Schwert", als ob so kolossale Wirkungen ohne alle Beihülfe von fanatischer Begeisterung erreicht werden könnten. Kaum eine Erwähnung verdienen die „Weisen aus China" (1755), ein aller psychologischer Wahrheit wie alles Localtons entbehrendes Stück, das sich nur aus der oben erwähnten Idealisirung China's erklären läßt.

Weit schwächer als in der Tragödie war Voltaire trotz all seines Witzes im Lustspiel, für das er nicht gutmüthig und unbefangen genug war. Er hatte, wie gesagt, keine Spur von Humor, dazu keine Fähigkeit zur detaillirten, concreten Charakterzeichnung, er sah wohl den unlogischen Widerspruch in den Verhältnissen, Gebräuchen, Ansichten und Worten, aber nicht das Widersinnige, Kleinliche, Lächerliche in dem individuellen Charakter; dazu war der seinige selber viel zu einseitig, zu verbildet nach der intellectuellen, zu verkümmert nach der moralischen Seite. Er konnte nur höhnisch lachen, nie von Herzen.

Wie in seinen Dramen, so wollte er auch in seinen Romanen, worunter sich namentlich die kleinern, satyrischen auszeichnen, nur die einzelnen Thesen seiner agitatorischen Lehre nachweisen und praktisch veranschaulichen; sie sollten Alles, was ihm auf dem politischen, religiösen, moralischen und wissenschaftlichen Gebiete mißfiel, mit der Waffe des Spottes, der Ironie bekämpfen und die Moral des sinnlichen Genusses predigen, keineswegs aber die Gesellschaft objectiv schildern, wie die eben damals aufgekommenen Sittenromane, oder den Sieg der Tugend feiern, wie der englische, oder die Entwicklung der Leidenschaft darstellen, wie der moderne Roman.

In der didactischen Dichtung „discours en vers", einer Nachahmung Pope's, finden wir alles Schöne, was man von einer irreligiösen Moral, von einer glaubensfeindlichen Philosophie er-

warten kann. „Sie belehrt, aber macht keinen Eindruck; sie zeigt uns den Weg, aber bessert uns nicht" (Nisard). Natürlich — sie will ja nur die subjektive Vernunft unabhängig machen, den Skepticismus verbreiten, die Bande der sittlichen Zucht lockern. Von einem dichterischen Gehalte, von einer Begeisterung kann, wenn sie überhaupt in einem Lehrgedichte gesucht werden dürfen, in einer Theorie des Sensualismus vollends keine Rede sein: Eben so selbstverständlich ist es, daß Voltaire kein namhafter Lyriker werden konnte; von seinen kleinen Gelegenheitsgedichten sind wieder nur die satyrischen von einiger Bedeutung.

Ueberblicken wir schließlich das Vielseitige, Unermüdliche in der literarischen Thätigkeit des geistreichen, beredten Philosophen von Fernay, der „für die Sache der Menschheit" nach so verschiedenen Seiten und meist so kühn Front machte, so begreifen wir das Weit- und Tiefreichende seines Einflusses und die außerordentliche Popularität seines Namens, der in Frankreich noch heute die Losung der Fortschrittspartei ist. Voll Bewunderung für seinen Geist und voll Dankes für sein Wirken übersah, ja bewunderte das Volk seine überwiegenden Schattenseiten, die zum Theil so herrlich in die Zeitrichtung paßten; — seine Frivolität, die in ihrer Negationslust gerade das Ehrwürdigste und Heiligste am liebsten in den eigenen Schmutz herabzog; das Unflätige seiner Sinnlichkeit, das Seichte, Einseitige seiner Aufklärungsphilosophie. Es übersah die beleidigende Dreistigkeit, mit welcher er Thatsachen erdichtete, verschwieg, entstellte, umdeutete, den kenntnißreichen Gelehrten spielte; die Spottsucht, die Nichts und Niemand verschonte; das Gehässige, Bissige, Kleinliche seines Charakters, der ihn in endlose Privatfehden verwickelte; seine maßlose Eitelkeit, die den literarischen Nebenbuhler mit der ausgesuchtesten Rhetorik des Zorns und der Verachtung begeiferte; die ewigen Widersprüche seines launenhaften, leidenschaftlichen Benehmens. So liebte er den Regenten, so lang er noch auf Belohnung hoffte, und verketzerte er ihn, sobald er sich in seiner Erwartung getäuscht sah. So pries er Shakspeare, als diesen noch Niemand näher kannte, viel lauter als später, wie man anfing, ihm denselben auch nur gleichzustellen und ihm gewisse Reminiscenzen nachzuweisen, wiewohl er ihn allerdings auch vorher nicht unbedingt lobte und auch nachher nicht unbedingt tadelte. So nannte er Crebillon seinen Lehrer, und haßte und schmähte er ihn, als er ihn mit sich verglichen sehen mußte. Freilich gab es unter diesen Inconsequenzen auch wirklich edle Züge: so handelte z. B. derselbe

Voltaire, der sein Verhältniß zu Friedrich II nicht weniger durch seine Habsucht schändete, als durch seine diplomatische und rachsüchtige Verrätherei, der sich schon in früher Jugend mit Börsenspiel, Armeelieferungen, Güter- und Leibrentenkäufen und andern mehr oder weniger schwindlerischen Kapitalanlagen befaßte: derselbe Voltaire handelte an der Nichte Corneille's auf eine wahrhaft großmüthige Weise, als er ihr das Honorar für seinen Commentar zu Corneille und außerdem in der schonendsten Weise die Summe von 12,000 Livres schenkte.

Geschichtsschreibung.

Jener tendenziöse Charakter, jener Oppositionsgeist, den Voltaire in die Geschichtschreibung brachte, und jene Sucht, die Wissenschaft zum bloßen Stoff für ein geistreiches Spiel mit Epigrammen herabzuwürdigen, waren nicht die einzigen Abwege, auf welchen die Geschichtswissenschaft im Jahrhundert der räsonnirenden Philosophen irrte. Nachdem die letztern einmal grundsätzlich mit der biblischen Tradition gebrochen, die Annahme einer ursprünglichen Kultur sammt der Theorie von den angebornen Ideen verworfen hatten, waren sie folgerichtig genöthigt, die Fortschritte der technischen, gesellschaftlichen, sittlichen Bildung aus dem rohesten Naturzustand heraus auf aprioristisch-construirendem Wege zu erklären, sie als reines Produkt des autodidaktischen Menschengeistes nachzuweisen. Es ging leicht: Der Wilde fühlt ein Bedürfniß und findet durch Ueberlegung oder durch Beobachtung seiner Vorbilder und Lehrer — der Thiere — das Mittel zu seiner Befriedigung; so kommt er von einer Erfindung zur andern und so schreitet nach Buffon, Raynal, Temple die ganze Civilisation, nach Condillac auch das gesammte System der menschlichen Kenntnisse in gerader Linie und in logisch lückenloser Stufenfolge vorwärts. Freilich lag der Einwand nahe, daß der Wilde seine gewohnte Indolenz nur schwer und nur in Folge außerordentlicher, zufälliger Naturereignisse ablegt, die sich nur in sehr entfernten Zeiträumen wiederholen. Allein auch dafür wußte man Rath: man verlängerte einfach die Reihe der Jahrhunderte in's Unendliche. Andere machten sich die Sache noch bequemer: sie schrieben die wichtigern, Epoche machenden Erfindungen genialen Persönlichkeiten zu, vergaßen aber dabei, daß nach der sensualistischen Theorie das Genie, der Geist überhaupt, selber nur das zufällige Product von eben so zufälligen Sinneseindrücken ist. Einige dieser Geschichtsphilosophen nehmen zwar

eine Urkultur im Sinne der Bibel an, verlegen aber die Heimath derselben nach freiem Belieben bald nach der Tartarei oder nach Sibirien, bald gar nach Neuholland, nur bei Leibe nicht dahin, wohin sie die älteste Ueberlieferung und Geschichtsurkunde verlegt. Wie der richtige Ausgangspunkt, so war dieser irreligiösen Geschichtsanschauung mit dem Begriffe der göttlichen Vorsehung natürlich auch der eines vernünftigen Weltplanes abhanden gekommen, so daß sie in dem Gange der Ereignisse nur noch eine zusammenhangs- und ziellose Reihe von Zufällen sah. Auch zum religiösen Bewußtsein kam der Mensch nur durch einen Zufall, durch die Sündfluth, die ihn erschreckte und das Walten einer höhern Macht ahnen ließ. Zufall war es ferner, daß ein Nazaräer am Kreuze starb und daß der Glaube an seine Gottheit die Welt geistig umgestaltete; daß die Völkerwanderung entstand und der großartige Bau des römischen Reiches sammt der alten Kultur zusammenstürzte; daß ein Einsiedler aus Amiens nach Jerusalem kam und das Abendland mit dem Morgenland in einen Jahrhunderte langen, folgeschweren Conflict brachte. Ja die ganze Existenz der Erde, das gesammte Planetensystem in all seiner wunderbaren Regelmäßigkeit beruhte auf dem Zufall, daß einmal ein Komet mit der Sonne zusammenstieß und einzelne Stücke davon lostrennte. Unser eigenes Leben verdanken wir nur dem blinden Zufall, der uns einen Augenblick auf jener Erde hin und hertreibt, um uns dann in den ewig ruhelosen Wirbel der Atome zurückzuschleudern. Natürlich mußte eine solche Auffassung der Geschichte ihrem Studium jeden praktischen Werth nehmen: was kann man für die Gegenwart und Zukunft noch daraus lernen, wenn die Vergangenheit außer allem innern Zusammenhang mit ihnen steht, wenn sie nicht mehr ihre Grundlage und Erklärung, ihr Spiegel und Prophet ist? Höchstens kann sie uns noch, wie Condillac meint, zur Unterhaltung, zum Ergötzen für unser stolzes Bewußtsein von unserer höheren Bildung dienen, in der Weise etwa, wie der betrunkene Helote seinen Herrn beim Mahle zum pädagogisch bedeutsamen Spasse diente.

Während so die Einen den Thatsachen alle tiefere Bedeutung, alles genetische, planmäßige Ineinandergreifen absprachen, gingen Andere in ihrem Skepticismus noch weiter: sie bezweifelten die Thatsachen selber. Schon Bayle hatte das Vertrauen auf die geschichtliche Ueberlieferung erschüttert, indem er herausfand, daß sie durchweg auf einer und derselben schwachen Grundlage beruhe, daß sie sich häufig widerspreche und daß dann für jede der ent-

gegengesetzten Angaben immer gleich viele und gleich triftige Beweise sprechen. Vergeblich versuchte Freret in seiner Abhandlung „von der historischen Gewißheit" diesem extremen Skepticismus eine bestimmte Grenze zu ziehen, ihn methodisch zu regeln. Man sammelte begierig alle da und dort aufgefundenen Widersprüche und Irrthümer, bis man so weit kam, mit Volney zu behaupten, daß es eine wahrhafte Geschichte erst seit dem Erscheinen der ersten Zeitung zu Venedig, also erst seit einem Jahrhundert gebe. In diesen Zeitungen aber sah man nicht nur die ersten wahren Geschichtsquellen, sondern auch die zuverlässigsten für alle Zukunft, da selbst im Falle eines Irrthums in ihrem eigenen gegenseitigen Widerspruch das beste Correctiv, die festeste Grundlage zur Ermittelung der Wahrheit geboten sei.

Ein fernerer Hauptfehler dieser Geschichtschreibung bestand darin, daß sie die Sitten, die Bildungsstufe, den gesammten geistigen Werth der Vergangenheit nach der modernen Anschauungsweise beurtheilte, daß sie so zu sagen jede Größe nach der Pariser Elle maß, gerade so, wie Montesquieu's Usbeken unsere abenländischen Gebräuche lächerlich fanden, weil sie nicht mit ihren heimathlichen übereinstimmten.

Endlich kam die schon in den bisher erwähnten Richtungen ausgesprochene Vorliebe für die subjectiv räsonnirende und kritisirende Betrachtungsweise bei Einigen so weit, daß sie das faktische Material überhaupt ganz fallen ließen, um sich mit den daraus abstrahirten oder auch nur a priori angestellten Betrachtungen zu begnügen, daß sie bloß die Entstehungsgründe und Folgen der Ereignisse erörterten, statt ihren Verlauf zu erzählen. Die Methode wurde um so beliebter, je philosophischer sie schien und je leichter sie es dem Geschichtschreiber machte, in der Weise eines Charlatans mit einem reichen positiven Wissen zu prunken, das ihm ganz und gar fehlte, das aber der arglose Leser hinter den absprechenden Urtheilen, hinter den generalisirenden, universalistischen Machtsprüchen nothwendig voraussetzen mußte. Natürlich mußte das zuletzt der Wissenschaft selber, der fleißigen Detailforschung, der Gründlichkeit und Wahrheitsliebe großen Abbruch thun. Eitelkeit und angeborne Kritisirsucht gewöhnten sich nur zu gern daran, über die Dinge zu urtheilen, bevor man sie kennen gelernt.

Indeß gab es daneben doch immer noch Leute, die das Geschichtsstudium mit Ernst und Beharrlichkeit betrieben und die durch ihre Haltung gegen den überall eindringenden Geist der Leicht-

fertigkeit protestirten. So schrieb La Bletterie eine „Geschichte Julian's", an der nur der allzu blumenreiche Styl zu tadeln ist. Auch De Brosses zeigte sich als tüchtiger Geschichtschreiber, der das liebevolle Verständniß der alten Zeiten mit der freisinnigen Anschauungsweise der neuern Zeit verbindet, der keinen wenn auch noch so geringfügigen Umstand übersieht und der in seiner an Sallust und zugleich an ein Mosaikgemälde erinnernden Erzählungsweise viel Selbstständiges hat. Le Beau, seiner Zeit der erste Lateiner in ganz Frankreich, entwirrte mit seinem Fleiß und seiner Umsicht, die die Genauigkeit bis in's Pedantische trieb, manche dunkle Partie in der noch so wenig aufgehellten Geschichte des sinkenden Römerreiches, theilte aber, sei es im Ernste, sei es zum Scheine, um nicht als Sklave der verjährten Vorurtheile zu gelten, die zeitgemäße Abneigung gegen das Christenthum so weit, daß er die großartige kulturgeschichtliche Bedeutung der Kirche, ihrer Klöster und Missionen ganz übersah oder wenigstens überging.

Charles Rollin (1661—1741) aus Paris war als ächter Schüler von Port-Royal ein viel zu argloser, wohlwollender Mensch, um nicht auf Kosten seines historischen Urtheils überall und selbst bei den Römern seine eigene Ehrlichkeit zu präsumiren und um nicht jedem antiken Gewährsmann auf sein Wort zu glauben; und dabei ein viel zu guter Christ, um nicht im Gegensatz zu den meisten Andern neben den Helden Plutarchs auch die demüthigen, geduldigen Arbeiter des Evangeliums zu bewundern. Seine eigene Standhaftigkeit fand nur zu viele Gelegenheit, sich zu bewähren. Auf den Verdacht hin, er sei der Verfasser gewisser jansenistisch gesinnter Flugschriften, wurde er vom Regenten gemaßregelt und von dem Kardinal Fleury angewiesen, sich in nichts zu mischen, was nicht seines Amtes sei; man verweigerte ihm die Aufnahme in die Akademie und entzog ihm seinen Lehrstuhl, für den der aufrichtige, gemüthvolle Jugendfreund so gut paßte. Mit stiller Ergebung in all dieses schrieb der sechzigjährige Greis die „Geschichte der Römer" in der Darstellungsweise der Alten, und nun zollte ihm, obwohl er darin weder Kritik noch eine besondere Fülle von Kenntnissen bewiesen, die Leserwelt die ihm von Oben vorenthaltene Anerkennung, und Friedrich II schrieb ihm Briefe, die nicht weniger schmeichelhaft waren, als die an Voltaire gerichteten. Dieselbe Herzensgüte, mit einem naiv-frischen Sinn für das Schöne und einem nüchternen Urtheil vereint, bewies er in seiner „Abhandlung über

das Studium", wo er die Entstehung und Entwicklung der Kunst auf den gesunden Menschenverstand und die fortbildenden Erfahrungen einzelner Kunstheroen zurückführte.

Während Montfaucon, Winkelmann und Caylus das Wesen der antiken Kunst erforschten, bereicherte man in Paris die königliche Bibliothek mit arabischen, türkischen und persischen Handschriften und errichtete man Lehrstühle für diese und andere orientalische Sprachen. Renaudot, d'Herbelot, Petit de la Croix enthüllten die Religions-, Staats- und Kulturgeschichte des Morgenlandes, Deguignes brachte Licht in die Geschichte der Hunnen und der Türken, wie Galland aus Arabien die Mährchenbücher der Indier und der Perser, die er zum Theil, so gut es damals möglich war, auch übersetzte. In der „Akademie der Inschriften" wurde noch immer mit parteiloser Kritik geforscht, nicht nur im Gebiet der griechischen und der römischen, sondern auch der nationalen Geschichte. Besonders zu rühmen ist hier der ausdauernde Fleiß eines Foncemagne, La Porte-Dutheil, Barthelemy, Vaillant. Auch die Mauriner setzten ihre mühseligen Sammelwerke fort, unter denen vornehmlich die fünf Bände starke Briefsammlung von Brequigny (1763—90) Erwähnung verdient, schon wegen der Vorrede, die mit strenger Wahrheitsliebe und klarem Verständniß Rückblicke in die Vergangenheit Frankreichs wirft und dabei namentlich das Wesen der mittelalterlichen Gemeinden mit ihren Freiheiten lichtvoll entwickelt, um aus ihnen die Entstehung des „dritten Standes" herzuleiten. 1778 wurde die große Sammlung der Geschichtschreiber Frankreichs begonnen, die zu einer ganzen Reihe ähnlicher Arbeiten anregte. Rasch nach einander erschienen jetzt die Geschichte Languedocs von Vaisette, die der Bretagne von Morice, die burgundische von Plancher, die auf königliche Kosten gedruckte Literaturgeschichte, die Urkundensammlung und die Gallia christiana der Brüder Sainte-Marthe, die „Art de vérifier les dates" von Clément, Clémencet und Durand.

Aber nicht diese Geschichtschreiber, die ihren Namen verdienten, waren die beim Volk bekannten und beliebten; die schmucklos einfache Sprache der Gelehrten wurde von dem gehaltlosen Sentenzenschwall der Pseudo-Philosophen überschrieen, die ihre inhaltsschwer und tiefsinnig sein sollenden Aphorismen mit apodiktischer Gewißheit hinstellten, als die täuschenden Scheinfrüchte einer eingehenden Detailkenntniß, die sie in Wahrheit nicht besaßen.

Anquetil (1723—1808) gefällt in seinem „Geist der Ligue“ durch das Natürliche und Fließende seines Stils, der nur durch gewisse, den alten Chroniken entlehnte Ausdrücke etwas Eigenes hat; allein er spricht so gern mit den Worten Anderer, daß er darüber fast zum Compilator wird; er läßt sich zu sehr von vorausgefaßten Ansichten leiten und regt durch seine Reflexionen nur wenig zum Nachdenken an, während er mit den paar glücklichen Gedanken über die Ligue und die diplomatischen Umtriebe Heinrich's IV schon in das Innerste der Geschichte eingedrungen zu sein meint. Besonders unangenehm wird seine eiskalte Ruhe mitten unter den schauderhaftesten Gräueln, denen er immer noch irgend eine gute Seite abzugewinnen sucht.

Boulanger (1722—59) glaubte bei seinen unterirdischen Ingenieurarbeiten auf jedem Schritt die Spuren der Sündfluth zu finden; er wollte nun auch ihre historische Tradition und ihren Einfluß auf die Geschicke der Menschheit erforschen und studirte darum das Lateinische, um die römischen Geschichtsquellen zu verstehen, dann, weil ihm diese nicht alt genug waren, das Griechische, endlich, als er sich auf den Orient zurückverwiesen sah, die Sprachen und Ueberlieferungen des letztern. Die Frucht aller dieser Vorstudien, die „allgemeine Geschichte“, ist mit einer seltenen Ausdauer geschrieben und reich an fruchtbaren Ideen, die aber nur in aphoristischer zusammenhangsloser Gestalt auftreten und auf lauter Zweifel und negative Ergebnisse hinauslaufen.

Der Präsident Hénault (1685—1770) gab in seinem trocken gehaltenen „chronologischen Abriß“ eine gemeinverständliche Untersuchung über die Urgeschichte Frankreichs, wobei er allerdings die ältesten Könige desselben zu unbeschränkten Herrschern machte. In seinen „Beobachtungen“ suchte er die vaterländische Geschichte mit Hülfe der Gesetze und überhaupt der kulturgeschichtlichen Anhaltspunkte für das tiefere Verständniß zu erschließen. Zugleich drang er hier, ohne gerade durchweg mit dem eigenen Beispiel voran zu gehen, darauf, daß man bei der Schilderung eines vergangenen Jahrhunderts nicht, wie allgemein geschehe, das unserige zu Grunde legen solle. Ernst und streng in seiner Lebensanschauung, hielt er sich von dem lockern Gelichter der spottenden Afterphilosophen ferne und warf er ihrem Koryphäen Voltaire das Irreführende seiner politischen Lehren und seiner Moral vor. Doch geht er seinerseits viel zu weit, wenn er, wie nach ihm Rousseau, Sparta und die antike Welt überhaupt unbedingt in

Allem bewundert, die neue Zeit dagegen mit allen ihren Fortschritten eben so ausnahmslos tadelt.

Auf seinen Vorgang hin vermehrten sich die historischen Gemälde, die übersichtlichen Abrisse, die allgemeinen Weltgeschichten immer mehr. Saint Marc schrieb eine Geschichte Italiens nach Muratori; Mehegan eine Geschichte der neuern Zeit als Fortsetzung zu Bossuet, hinter dem er in der Darstellung und noch mehr in der Tiefe der Reflexion weit zurückbleibt; Hardion für die Prinzessinnen eine allgemeine Weltgeschichte, die eben so leichtfertig und unsittlich als weitläufig ist. Nicht besser sind die „Vorträge über die Geschichte" und die „allgemeine Geschichte", welche Millot und Condillac für den Herzog von Parma verfaßten. Der trockene, aber freimüthige Mably (1709—85) entstellt die französische Geschichte, um sie seinem demokratisch-politischen System anzupassen, während er dagegen von dem eigentlichen Entwicklungsgang, den das demokratische Element in seiner allmähligen Erstarkung durch die römische und die fränkische Staats-, Provinzial- und Gemeindeverfassung hindurch verfolgte, gar keine Ahnung hat. Das Ganze ist ein widersinniger, verwegener Roman, der aber um seiner zeitgemäßen Tendenz willen in den Himmel erhoben wurde. Auch darin schloß er sich der herrschenden Sitte an, daß er das gesammte geistige und gesellschaftliche Leben seines Jahrhunderts als durch und durch frivol verachtete und dafür das klassische Alterthum und zumal seine Republiken als Ideal hinstellte. Damit war also das Prinzip von einer fortschreitenden Entwicklung der Gesellschaft auf den Kopf gestellt und die Geschichte mit ihrem Krebsgange zum unlösbaren Räthsel gemacht. Daß alle Zeiten, Völker und Individuen von selbstständiger, dem klassischen Typus widersprechender Idealität kurzweg als „barbarisch" bezeichnet werden, lag in der einfachen Consequenz dieser Geschichtsanschauung und schien schon durch den Vorgang der Alten selber gerechtfertigt.

So war jetzt die antike Weltanschauung mit aller ihrer heidnischen, pseudo-humanen Einseitigkeit und Beschränktheit auch in die Geschichtsphilosophie eingedrungen, wie sich der Klassicismus bereits in der Poesie, in der bildenden Kunst, in der Politik geltend gemacht, und so war zu den genannten Abwegen jener Wissenschaft ein neuer gekommen, um den an sich so fruchtbaren Gedanken, die Geschichte durch den tiefen, weiten Blick, der philosophischen Spekulation zu deuten und dadurch zur systematisch

zusammenhängenden, strengen Doctrin zu erheben, immer mehr und mehr zu discreditiren.

Nur inmitten der Handlungen selber, inmitten des regen Volkslebens kann die Geschichtsforschung, die Geschichtschreibung gedeihen, sie muß sich fortwährend am Anblick der Erhabenheit, der Tugend begeistern. Nun trennten sich aber im Gegentheil diese Philosophen vom öffentlichen Leben, um in der Einsamkeit ihrer Studierstube die Wahrheit zu suchen, deren Priester sie sich nannten, oder vielmehr, um sich selber den Beifall der Leser, der Gebildeten, die Gunst der Hohen zu verschaffen. Und nicht nur berichteten und deuteten sie die Thatsachen nach Maßgabe ihres Systems oder nach den Wünschen Dritter: sie würdigten die Geschichte sogar zum bloßen Vehikel für Schmeicheleien oder Ausfälle gegen Lebende, für die Kritik bestehender Verhältnisse herab, indem sie durch die Künste ihrer Rhetorik und Sophistik die Physiognomie der geschichtlichen Persönlichkeiten und Verhältnisse so weit verflüchtigen und entstellen, bis sie zu kenntlichen Schattenbildern der Zeitgenossen, zu verständlichen Anspielungen auf die Gegenwart werden, die man loben oder tadeln will.

Guillaume Raynal de Saint-Geniez (1713—96) schrieb eine „philosophische Geschichte des Handels in beiden Indien", die aber kaum ihren Namen verdient, da sie, alles positiven Gehaltes, alles wissenschaftlichen Werthes entbehrend, nur als Tendenzschrift, als drastisch-pathologisches Leidensgemälde ihrer Zeit für diese eine praktische Bedeutung hatte. Nur insofern hat das Buch doch auch ein bleibendes Interesse und Verdienst, als es zum erstenmal die oppositionell-reformatorische Bewegung vom Feld der unbestimmten Ideale, der abstracten Phrasen auf das der konkreten, klar und bestimmt gefaßten Forderungen hinüberführt und als es der aristokratischen Exclusivität der Geschichte, die bis dahin eine eingehende Beachtung des Handels und des Arbeiterstandes unter ihrer Würde gehalten, ein Ende machte. Die Freiheit des erstern, die Unterstützung des letztern, die Schonung der Negersklaven, das sind die Forderungen, die der Menschenfreund mit der leidenschaftlichsten Theilnahme verficht. Aber dem wohlgemeinten Zwecke konnte durch nichts gründlicher geschadet werden, als durch die Art, wie jener als Schwärmer und als ruhmsüchtiger Rhetor zugleich denselben verfolgt, wenn er mit seinen Donnerworten wie mit Brechstangen gegen Alles und Jedes zumal anstürmt. In seinen schwülstigen, gallsüchtigen Deklamationen, welche Diderot's leichtfertigsten Flugschriften entnommen sind,

diese aber, um sich nicht als Plagiat zu verrathen, an künstlich hinaufgeschraubtem Pathos noch überbieten, räsonnirt er über Alles Mögliche, was ihm gerade unter die Feder kommt, über die Diamanten von Golconda und den Pfeffer der Malediven, über die Hebräer und die Zigeuner, überhäuft er die Regierungen mit Rathschlägen und übermüthig kecken Vorwürfen, ereifert er sich gegen die Monopole und den Druck der Reichen, gegen Könige und Priester, gegen die Verkehrtheiten der Civilisation und gegen jede positive Religion, besonders aber gegen das Christenthum. Man weiß nicht, worüber man mehr staunen soll, über die Kritiklosigkeit, mit der er Alles für baare Münze hinnimmt, was ihm seine officiellen Mitarbeiter liefern*) oder über die Verrücktheit seiner Grundsätze, die jeder gesellschaftlichen Ordnung Hohn sprechen, oder über das Geschmack- und Taktlose seiner lächerlichen Emphase, die z. B. jede Periode mit einer hochtrabenden Sentenz schließt. Der musterhafte Abbé und Exjesuit will als Schriftsteller grundsätzlich mit den Leidenschaften und Vorurtheilen auch Heimath, Religion und Beruf verläugnen, um nur der Wahrheit das Zeugniß zu geben, hat aber dennoch keine Spur von ruhiger, parteiloser Objectivität und kann seinen Haß gegen die Kirche nirgends verbergen. Er will die Freiheit und die Nächstenliebe — freilich eine eigenthümliche, halb altchristliche und halb modern-selbstsüchtige, beruft sich doch auf alle Greuel der französischen Bürgerkriege und fordert offen zur gewaltsamen Revolution auf. Wie aber diese Revolution mit all ihren schauerlichen Unthaten wirklich kommt, da mißbilligt er sie, so schnell weicht das kühne System des in seiner Stube verschlossenen Philosophen den rauhen Stößen der Erfahrung. „Kein Schriftsteller", sagt Barante, „verläugnete bis dahin in seinen Ansichten alle Vernunft, in seiner Sprache alles Maß so ganz wie Raynal". Das anonyme Buch, in welchem Alles in zahllosen Abschweifungen, Uebertreibungen, Irrthümern und ungelösten Widersprüchen

---

*) Der fleißigste darunter war Pechmeia, den wir nur um seiner merkwürdigen Freundschaft zum Arzte Dubreuil willen anführen. „Sie sind nicht so reich", wurde ihm einst bei einer gewissen Gelegenheit eingewendet, worauf er ruhig entgegnete: „ja, aber Dubreuil ist es." Als letzterer in eine tödtliche Krankheit fiel, ließ er den Freund rufen und sagte ihm: „Meine Krankheit ist ansteckend, ich darf es nur Dir erlauben, mich zu pflegen; entferne alle Andern aus meiner Umgebung." Der Kranke starb in kurzer Zeit und sein Wärter überlebte ihn nur wenige Tage.

ordnungs- und zusammenhangslos durch einander läuft, sollte nun einmal um jeden Preis Sensation machen, und den Ruhm eines obrigkeitlichen Verbotes erhalten, da die ihm vorausgesandten Schriften so ganz unbeachtet geblieben waren. Aber erst die zweite, mit seinem Namen und Bildniß versehene Ausgabe, die in ihrer Polemik und ihren Anspielungen auf das Ministerium Maurepas noch freimüthiger war, verschaffte ihm den stolzen Märtyrergenuß eines Autodafe's durch Henkershand und damit den willkommenen Anlaß zu neuen Zornausbrüchen.

Der gelehrte Nicolas Fréret aus Paris unterwarf die Evangelien einer kühnen Kritik und erschütterte zugleich das Vertrauen auf ihre Aechtheit durch die Hinweisung auf die vielen Apokryphen, die ihnen zur Seite ständen, den Glauben selber aber durch die Hinweisung auf den Widerspruch zwischen der Behauptung, Christus habe die Sünde und das Uebel aus der Welt genommen, und den zahlreichen Verfolgungen und Kriegen, die seine Lehre verursacht habe.

Im Gegensatz zu ihm unternahm es der stilgewandte, sprachenkundige Abbé Antoine Guénée (1717—1803), der mehrere apologetische Werke aus dem Englischen übersetzte, dem Religionsspötter Voltaire auf dem geschichtlichen Boden mit eben so viel Gelehrsamkeit als Geist und Geschmack entgegen zu treten. Die zahlreichen und groben Irrthümer des letztern waren auch wirklich herausfordernd genug. Er fand in den indischen Dichtungen eine Moral, die weit reiner und älter sei als die mosaische; in der indischen und chinesischen Chronologie, die um viele Jahrhunderte über die adamitische Aera hinaufreiche, eine Widerlegung der Bibel; im chinesischen Staate das Ideal einer wohlgeordneten Gesellschaft. Er sah in den Egyptern, deren Wunderbauten doch eben damals bekannt zu werden begannen, rein handwerksmäßige Maurer, in dem Esur-Vedam, einem Katechismus, den ein Jesuit ins Sanskrit übertragen, das älteste der heiligen Bücher, in der Bibel dagegen ein späteres Machwerk, in dem Worte Sadder, dem Titel eines vor dreihundert Jahren verfaßten Commentars, den Namen eines Autors und in diesem einen Zeitgenossen zu dem Verfasser des Zend-Avesta. Großentheils widersinnig waren auch die allgemeinen Grundsätze, von denen er sich in seinem Urtheile, seiner gesammten Geschichtsanschauung leiten ließ. So fand er als Sensualist in dem Gange der Geschichte nichts weiter als einen ewig ziellosen, launenhaften Wechsel und führte er Alles auf möglichst geringfügige Ursachen zurück, während er den

Begriff einer providentiellen Leitung bei jeder Gelegenheit verhöhnte. Dabei kam er in seiner blinden Leidenschaftlichkeit fortwährend in Widerspruch mit sich selber. Er erkärte z. B. die Nachsicht gegen den besiegten Gegner für eine Feigheit, er, der so unermüdlich gegen die Scheiterhaufen der Inquisition zu Felde zog; er, der die Religion seines Landes mit dem glühendsten Hasse verfolgte, er scheute sich nicht, zu behaupten, Christus sei als Gegner der Landesreligion mit Fug und Recht hingerichtet worden. Es war nicht schwer, solche Fehler und solche Paradoxa zu widerlegen, aber es war eine undankbare Arbeit, einem Gegner gegenüber, dem es um nichts weniger als um die Wahrheit zu thun war, dem man durch ganze Reihen falscher Citate folgen mußte, von dem man auf alle Gegengründe und Berichtigungen nur Spitzfindigkeiten, höhnische Witze und Grobheiten zu erwarten hatte. Guénée war aber als geübter Fechter der Mann dazu, ihn mit seiner eigenen Waffe, mit der feinsten Ironie, zu bekämpfen, und zwar mit einer wahrhaft vernichtenden Mäßigung, mit einer wunderbaren Geschmeidigkeit in Ton und Wendungen*). Zwar wagt er es aus Rücksicht auf sein „tolerantes" Jahrhundert selber auch nicht, seinen Glauben offen zu bekennen, aber er legt wenigstens in anschaulichster Weise das Zweckmäßige der mosaischen Gesetzgebung und die dichterischen Schönheiten der Bibel dar und weist seinem Gegner tausende der unentschuldbarsten Irrthümer nach, vor Allem aber auch die den eigenen Grundsätzen zuwiderlaufende Intoleranz, die ärger sei als die eines Inquisitors. Voltaire antwortete ihm in seiner Weise mit schalen Spöttereien und geistreichen Sophismen und spielte den triumphirenden Sieger, obschon er sich von keinem einzigen Vorwurf gereinigt, keine einzige Einwendung widerlegt hatte. Er hatte es auch gar nicht nöthig: das Jahrhundert las darum doch nur ihn, der ihm so wohl zu schmeicheln verstand. Das letztere war aber auch ganz außer Stande, sich über eine gelehrte Streitfrage eine eigene Meinung zu bilden: es wollte wohl Alles verstehen, über jede Wissenschaft mitsprechen und aburtheilen, aber gelernt hatte es nichts, nicht einmal die elementarsten Grundlagen. Bei einem solchen Vertrauen auf die Autorität der positiven Wissenschaft und einer solchen Unbekanntschaft mit derselben konnten sich die

---

*) Voltaire schrieb an d'Alembert: „Dieser Jude ist boshaft wie ein Affe, er beißt seinen Gegner mit kaltblütiger Ueberlegung, während er thut, als wolle er ihn umarmen."

Philosophen wohl mit kecker Zuversicht auf die Stimme der erstern berufen, wenn ihre aprioristischen Deductionen gegen die Macht der Wahrheit, gegen den Glauben nicht ausreichen wollten.

Bis jetzt hatte in Frankreich die cartesische Philosophie geherrscht: Da kam Pierre Louis Moreau de Maupertuis aus Saint Malo (1699—1759) als Apostel der Newton'schen Lehren und als Vermittler zwischen den Materialisten und ihren Gegnern, die überall ihre Causæ finales zu finden vermeinten, aus England zurück. Er bewies den letztern das Denkvermögen der Materie, den erstern das Dasein Gottes, und zwar nicht aus jener Lehre von den Causæ finales, den providentiellen Endzwecken, nicht aus der berechneten Zweckmäßigkeit der Einzelerscheinungen in der Natur, die nach ihm hier nichts beweisen, auch nichts aus den andern herkömmlichen Argumenten, wohl aber aus dem regelmäßigen Gesammtorganismus der Natur und zumal aus dem mit wunderbarer Consequenz festgehaltenen, jeden Gedanken an blinden Zufall ausschließenden Gesetze der Oekonomie, (la loi de la moindre quantité), wonach die Natur für jeden Zweck eine möglichst geringe Kraft anwendet — offenbar eine übereilte Folgerung aus einer unrichtigen Voraussetzung. In seinem „Versuch einer Moralphilosophie" erklärt er nach Locke die Glückseligkeit, den letzten Zweck unseres Daseins, für den Inbegriff aller Güter in seinem Ueberschuß über den Inbegriff aller Uebel; er findet, daß im gewöhnlichen Leben die Summe der letztern die der erstern übersteige und daß die christliche Sittenlehre, die mit ihrer Nächstenliebe der stoischen weit überlegen sei, die beste Abhülfe für diesen Uebelstand biete. Doch läuft sein ganz unbestimmt gehaltener Rath nur auf ein momentanes Palliativ hinaus, und so blieb er überhaupt, aller selbstständigen principiellen Anschauungsweise, aller entschiedenen, individuellen Richtung entbehrend, bei jeder bedeutendern Frage in der schwankenden Mittelstellung des Eklektikers. Selbst da, als seine Theilnahme an der wissenschaftlichen Expedition, die auf Fleury's Veranstaltung unter dem nördlichen Polarkreis einen Meridiangrad zu messen und dadurch Newton's Satz von der Abplattung der Erdkugel zu prüfen hatte, seinen Ruf als Gelehrter und das Ansehen der von ihm vertretenen Newton'schen Theorie noch höher gehoben hatte, selbst da wagte er noch nicht, mit dem herrschenden astronomisch-physikalischen System offen und vollständig zu brechen, obwohl er es bereits vier Jahre vorher (1732) in seiner „Abhandlung über die Gestalt der Planeten" in seinen Grundlehren angegriffen hatte.

Aber gerade in seiner principlosen Halbheit, die weder in der Metaphysik, noch in der Moral die letzten Consequenzen der Newton'schen und Locke'schen Theorien ziehen, die vom Christenthum wenigstens die praktische Seite, die Ethik, retten, die es überhaupt mit keinem Theile ganz verderben wollte, war er der rechte Mann für seine rationalistische Zeit und so wurde er, auf den zugleich ein Theil von dem Ruhme seines großen Lehrers Newton zurückstrahlte, von allen Seiten gefeiert und 1740 von seinem Verehrer Friedrich II zum Präsidenten der Berliner Akademie ernannt.

Um so rücksichtsloser und consequenter ging sein Zeitgenosse und gewissermaßen sein Schüler Voltaire, der gleichfalls in England und dann eingehender auf dem Schlosse Cirey die Lehren Locke's und besonders Newton's studirt hatte, in der Verbreitung und Vertheidigung derselben zu Werke. Das, was sein Gesinnungsgenosse nur docirt hatte, legte er in den „englischen Briefen" und noch ausführlicher in den „Elementen der Newton'schen Philosophie" mit der vollen Ueberzeugungskraft seiner geist-, lebens- und lichtvollen Darstellungsweise dem allgemeinen Verständniß nahe und bald überstrahlte er den trockenen und doch zugleich halbverrückten Gelehrten und eiteln Gecken Maupertuis*) so sehr, daß man zuletzt sogar das einzige Verdienst desselben, die Verpflanzung der Newton'schen Lehre auf den Continent, auf ihn übertrug. Freilich ging er in seiner Kampflust bald über diese Lehre selber hinaus: während Newton in der Natur ihren Schöpfer bewunderte, gebraucht er sie nur als Waffe gegen den letztern: er erklärte Angesichts der Alles bewegenden und regelnden Anziehungskraft einen mitwirkenden Gott für überflüssig oder erklärte auch denselben mit noch ausgesprochenerem Materialismus für identisch mit der Welt und dann folgerichtig diese Welt, die Materie, für etwas Ewiges, für etwas Denk- und Willensfähiges.

Der gemüth- und phantasievolle, begeisterte Naturforscher oder wenigstens Naturmaler George Louis Leclerc, Comte de

---

*) Maupertuis wollte, um von seinen verschiedenen tollhäuslerischen Vorschlägen nur die drei bekanntesten anzuführen, man solle die Hirnschale von lebendigen Wilden und Delinquenten und deßgleichen die ganze Erdkugel bis auf ihren Mittelpunkt durchbohren, um Psychologen und Geologen einen tiefern Einblick zu verschaffen; ansteckende Kranke aber solle man mit Harz überziehen, damit die Dünste nicht ausströmen könnten.

Buffon (1707—88), läugnet das Dasein Gottes nicht geradezu, aber er stellt den Thron desselben in solche Ferne, daß der mehr als deistisch verflüchtigte Gottesbegriff jedwede praktische Bedeutung verliert. Er läßt zwar die allgemeinen, wesentlichen Naturgesetze, die in ihrem organischen Zusammenwirken schließlich nur die Erhaltung und Fortpflanzung der einzelnen Wesen bezwecken, die aber eben damit das ganze Leben, den gesammten Begriff der Natur ausmachen, vom Schöpfer zu jenem Zwecke gegeben sein; allein er erklärt zu gleicher Zeit, ganz im Geschmack seiner vor lauter Aufklärung ganz excentrisch und phantastisch gewordenen Zeit, daß die Natur in jenen beiden Richtungen deutlich genug ein selbstständiges, immanentes Leben manifestire; daß Gott in seiner ewigen Ruhe sie und den Menschen während seiner Lebensdauer vollkommen dem unbeschränkten Walten der Erziehungs- und der Zerstörungskraft überlasse; daß die ganze Glückseligkeit und Moral des Menschen in seinem einträchtigen Zusammenwirken mit den Naturgesetzen, in seiner unbedingten Unterordnung unter dieselben beruhe, wobei er nur dem verderblichen Uebergewicht der bewegenden Kräfte entgegenzuwirken habe: daß endlich unser ganzes Planetensystem in aller seiner großartigen Planmäßigkeit nicht durch die Hand Gottes, sondern durch den unvorsichtigen Zusammenstoß eines Kometen mit der Sonne entstanden sei. Ja der weltmännisch-friedliebende Graf fügt im Vertrauen bei, daß er für seine Person bei dem Worte „Schöpfer" eigentlich nur an die Naturkraft selber gedacht habe. Er ist also offenbar Materialist, aber er macht keine Propaganda als solcher, sein künstlerisches, frisches, warmes Wesen ist allen feindlich-destructiven Tendenzen unzugänglich; er ist schwärmerischer Idealist auf realistischem Gebiete; nur die innige Verehrung und Liebe für die Natur und ihre imponirende Gesetzmäßigkeit ist es, was seinen Blick in den engen Gesichtskreis des Materialismus bannt. Darum wirkte er auf seine Zeit mehr in positiver, wohlthätiger Richtung; er förderte das beobachtende Studium der Naturwissenschaft, die bis dahin fast nur aprioristisch-speculative Naturphilosophie gewesen: zwar nicht durch genaue Einzelbeobachtungen, für die seine idealistische, feurige Natur mit dem universalistischen Sinn nicht gemacht war und für die er darum lieber fremde Kräfte benützte: wohl aber dadurch, daß er mit jener philosophischen Richtung auf die letzten Grundgesetze, auf das innerste Herzleben der Natur, mit jenem fast divinatorisch generalisirenden Blick und Trieb den Nachfolgern das rechte Verfahren und den rechten Plan vorzeichnete, und dann

dadurch, daß er durch die lebenswarme, plastische, blühende Sprache seiner umfangreichen Schriften die Natur und ihr Studium in den weitesten Kreisen populär machte. Dabei versteht sich übrigens von selbst, daß Buffon in seinem Bedürfniß nach allgemeinen Wahrheiten, die zwischen ihnen und dem noch so dürftigen, factischen Material verbindungslos liegende Kluft oft genug durch die gewagtesten Hypothesen überspringen mußte, und daß gerade diese letztern seiner Zeit, die alles Romantische aus dem Leben auf das wissenschaftliche Gebiet übertragen zu haben schien, nur um so mehr zusagten, je abenteuerlicher und auch je materialistischer sie klangen. An diese schwächste Seite Buffons knüpften darum auch seine Nachfolger zunächst an.

So führte Jean Silvain Bailly (1736—93), der Schüler La Caille's und Nachfolger desselben in der Akademie, die Hypothesen von einem allmäligen Erkalten der Erde, von einem plötzlichen Umschwung in der Temperatur der Nordländer, die früher viel wärmer gewesen sein sollten, näher aus. Darauf ging er auf das Gebiet der Geschichte über, um auch hier zu träumen und an Erfindungsgeist selbst mit Voltaire zu wetteifern. Hatte dieser den Ursprung aller Weisheit und aller Civilisation von den Brahminen hergeleitet, so suchte er ihre Heimat im berühmten Sagenland Atlantis, wo sich nach ihm die Menschen durch eigene Kraft aus thierischer Rohheit zur höchsten Stufe der Vernunft erhoben, bis sie der Untergang der in's Meer versinkenden Insel nöthigte, sich mit den zerstreuten Trümmern ihrer Urkultur über die ganze Erde zu verbreiten.

Der Orientalist Constantin François de Chasseboeuf, genannt Volney, (1758—1820) suchte in den Ruinen des Morgenlandes nach seiner uralten Weisheit, die nach ihm im Gleichgewicht von Kraft und Empfindung, von Irritabilität und Sensibilität besteht, und nach den Beweisdenkmälern für seine eben so alten Chronologien, welche die biblische widerlegen sollten. Zugleich dichtete er daselbst seine gotteslästerlichen Lieder, während er später in seinem „Katechismus des französischen Bürgers“ (1793) den Materialismus, jedoch nur in abstrakt-spekulativer, aprioristischer, keineswegs in positiver, geschichtlicher Beweisführung, auf die Moral anwendet. Sie beruht nach ihm auf dem Naturgesetze der Selbstliebe, die das eigene Glück und folglich auch seine bedingende Grundlage, das Gemeinwohl, das Glück aller Andern will. Das oberste Gebot in diesem wissenschaftlich weniger bedeutsamen Moralsystem lautet somit: „Lebe für deinen Neben-

menschen, damit auch er für dich lebe.“ Die Pflichten gegen sich selber aber reduciren sich auf die drei: „Erhalte, bilde und beherrsche dich.“

Dupuys (1742—1809) meinte, es genüge nicht, wenn man nur die heiligen Ueberlieferungen, die Sagen und Glaubenssätze der verschiedenen Religionen zergliedere und prüfe, man müsse auch die praktische Seite der letztern, ihren Einfluß auf das Leben der Gesellschaft untersuchen. Da der Menschheit durch sie so viele Leiden bereitet worden seien, so müßte eine allgemeine pragmatische Geschichte der Religion mit ihrem Cult und zumal ihrer Priesterherrschaft in den verschiedenen Staaten dem Menschen als ein heilsam erschreckendes Spiegelbild seines eigenen Unglücks und Wahnsinnes dienen. So ruft er denn die Stern- und die Alterthumskunde zu Hülfe, um aus den Bewegungen der Himmelskörper, aus den zu Heroen und Göttern personificirten Jahres- und Tages-Constellationen der Sonne mit ihren Planeten den Ursprung der Religion abzuleiten. Selbst die Bibel mit Einschluß des Neuen Testamentes wird auf diese Weise zu einer Sammlung von Kalendermythen. Jeder Gottesbegriff und jede Religion beruht mithin auf einem Betrug der Priester, die ihre Herrschaft darauf gründen. Will sich nun der Mensch von jenem Blendwerk und seinen Urhebern emancipiren, so hat er nichts Eiligeres zu thun, als seinen naturgemäßen Platz in den Reihen der Thiere wieder einzunehmen, für welche die Natur mit ihren unwandelbaren Gesetzen so großmüthig sorgt.

Der berühmte Arzt und Naturforscher Pierre Jean George Cabanis (1757—1808), der sich so eifrig bemühte, in der Heilkunde die philosophische Anschauungsweise zur Geltung zu bringen, suchte in seiner vielfach übersetzten und neu aufgelegten, noch immer brauchbaren Physiologie (Rapports du physique et du moral, 1798) die Identität von Materie und Geist, die ohne Vermittlung eines göttlichen Schöpfers vor sich gehende Entwicklung des letztern aus der erstern darzulegen. Der Geist oder die Seele ist kein selbstständiges Wesen, sondern eine Fähigkeit des Körpers: alle geistigen Zustände und Funktionen sind bloße Empfindungen und Bewegungen der Nervenmasse. Geschlecht und Alter, Temperament und Gesundheitszustände, Klima, Nahrung und Lebensgewohnheiten bedingen die sittliche und intellectuelle Entwicklung zu Tugend oder Laster u. s. w. „Das Gehirn denkt, wie der Magen verdaut, durch die von Außen kommenden Sinneseindrücke in Bewegung gesetzt; wie dieser durch die Speisen, verdaut es sie

in seiner Art, um sie zuletzt als Gedanken wieder auszuscheiden". Das Buch erlangte eine ungemeine Bedeutung für das Leben und die Wissenschaft: es brachte den Materialismus in die Schulen und in die Kreise der Gebildeten, es rief eine ganze Reihe ähnlicher Schriften hervor, so die von La Raniguière, Garat, Lancelin und besonders von dem Grafen Destutt de Tracy, der wie Cabanis und Volney thätigen Antheil an der Revolution nahm und der in seinen „Elementen der Ideologie" die Grundsätze, die sein Vorgänger zunächst mehr auf dem eigentlich physiologischen Felde dargelegt hatte, auch auf dem psychologischen durchführte.

Ueberhaupt herrschte eine außerordentliche Rührigkeit in dem Kampfe, den die schönen wie die exacten Wissenschaften in dieser Weise gegen den Glauben, gegen die Gottheit führten. Paris verlangte nun einmal immer neue Unterhaltungen, eine stete Abwechslung und einen anziehenden Conversationsstoff; zugleich aber auch geistige Bildung, namentlich solche, die nicht so viel Zeit und Ernst und gewissenhafte Sorgfalt erfordert, wie die abstracten Fragen über die Natur der Menschenseele, die Unsterblichkeit, den Ursprung der Welt. Von den großen Schriftstellern des vorigen Jahrhunderts, von einem Pascal, Malebranche, Descartes, Huet, wollte man nichts mehr wissen. Man sah in ihnen nur die schon durch ihr Latein unnahbaren Schulgelehrten, die man gerade so vollständig bei Seite lassen müsse, wie die Tracht ihrer Zeit. Man wollte statt derselben eine bequeme, handliche Philosophie, die Alles umfasse, Alles erkläre und keine Anstrengung verlange.

Diesem Bedürfnisse half Etienne Bonnot de Condillac aus Grenoble ab (1715—80), ein Bruder des oben erwähnten Abbé Mably. Er schrieb so klar und gemeinverständlich, er entwickelte in seiner bestechenden Methodik Alles aus Einem Princip scheinbar so einfach und bündig, er ließ das allzu Schwierige so gefällig weg und war ohnehin von Haus aus so wenig tief in seiner Speculation, daß es ihm gelang, selbst den abstractesten und trockensten Zweig der Philosophie, die Erkenntnißlehre, populär zu machen. Nur sie behandelte er in seinen zahlreichen Schriften, zumal in seinem „Traité des Sensations" (1754), und er ist der erste französische Sensualist, der sich von den für das Leben unmittelbar praktischen Fragen der Gottesidee, Unsterblichkeit, Willensfreiheit ab- und jenem dem Zeit- und Volksgeist ferner liegenden Gebiete zuwandte, in welchem ja gerade der Haupt-

schwerpunkt und der wesentlichste Charakter der ganzen Locke'schen Schule beruht. Wie schon hierin, so beweist er auch sonst einen von allem selbstsüchtigen Streben, allem Parteigeist reinen wissenschaftlichen Sinn, der ihn in seiner stillen Zurückgezogenheit zur ehrenvollen Ausnahme unter seinen adeligen Standes- und seinen revolutionären Berufsgenossen macht. Freilich vermindert der Umstand, daß er es mit seinem rein theoretischen Materialismus ehrlich meint, das Absurde desselben nicht im mindesten; es ist nun einmal bei einer folgerichtigen Ausbildung dieser Richtung nicht zu vermeiden. Uebrigens so ganz folgerichtig war er nicht einmal, trotz aller äußern, formalen Einheit seines Systems. Zwar verwarf er entschieden die Selbstständigkeit des Denkvermögens und die Freiheit des Willens, die allgemeinen Ideen mit der gesammten Metaphysik, das dogmatische Verfahren der von solchen abstracten Ideen ausgehenden Philosophen wie Malebranche, Spinoza, Leibnitz; allein schon in der Controverse über die angebornen Ideen wird er schwankend: bald verwirft er auch sie, bald nimmt er sie wieder an. Noch mehr sträubt er sich gegen die letzten psychologischen Consequenzen der Locke'schen Philosophie: er hält an der Unkörperlichkeit und Unsterblichkeit der Seele fest und behauptet, daß sie erst seit dem ersten Sündenfalle und nur während ihres irdischen Daseins zum Denken die Vermittlung der Sinne brauche. Aber in den Voraussetzungen, die zu jenen von seinem Schüler Cabanis ganz richtig gezogenen Schlußfolgerungen nothwendig führen mußten, in den charakteristischen Principien der Schule war er noch consequenter als ihr Stifter selber. Nur in seinen ersten Schriften nahm er noch mit diesem eine doppelte Erkenntnißquelle an; nachher aber galt ihm die Reflexion nur noch als eine entwickeltere Stufe der bereits in den Geist gelangten und von ihm verarbeiteten Sinneseindrücke, als ein Vermittlungsglied zwischen den letztern und den durch sie hervorgerufenen höhern Geistesthätigkeiten. Jene Sinnesempfindungen sind die einzige Erkenntnißquelle; aus ihnen, aus dem körperlichen Sinnenleben, entwickeln sich durch fortgesetzte stufenweise Steigerung nach der Reihe alle intellectuellen und moralischen Seelenthätigkeiten und Seelenzustände, das gesammte Denken und Wollen, der Geist mit Einem Wort. Die zur Aufmerksamkeit potenzirte Sinneswahrnehmung wird erst zur Erinnerung, zur Einbildung, zum Urtheil, das jene von der Erinnerung festgehaltenen, von der Einbildung reproducirten Eindrücke in Beziehung zu einander setzt, zur Begriffsbildung oder Reflexion, dann zum Gefühl der

Lust und Unlust, zum Begriff des Guten und des Schönen und ihres Gegentheils, zum Verlangen oder Willen, der jenes zum Bedürfniß gewordene Gefühl der Lust anstrebt zur Leidenschaft. So beruht also alle Philosophie auf der betastenden, beschauenden Untersuchung, alles Erkennen auf der sinnlichen Wahrnehmung. Galilei sah die Axendrehung der Erde, Keppler sah die Harmonie in der Sternenwelt. Der Mensch ist von Natur aus eigentlich nur eine empfindungsfähige Bildsäule — zu einer solchen wurde jetzt die prosaische tabula rasa des bilderreichen Locke veredelt —, die erst allmählig durch die Sinneswahrnehmungen einen geistigen Inhalt, ein geistiges Leben empfängt. Wirklich, ein ganz niedliches Phantasiebild, das einem romantischen Fräulein die Entwicklung der Ideen gewiß recht anschaulich machen mußte, vorausgesetzt, daß es ihm nicht einfiel zu fragen, wie denn diese Statüe eben jene Sinneseindrücke empfangen könne, wenn sie nicht bereits von vornherein etwas sehr Wesentliches besitze, was Statüen selbst nicht haben und was nach dem System durch jene Eindrücke erst entstehen soll, nähmlich eine empfindungsfähige Seele, einen Geist. Es ist das ein Punkt, der als offenbarer Circulus vitiosus, als eine petitio principii wohl eine kleine Aufklärung von Seiten unseres Philosophen verdient hätte. Doch an dieser Schwierigkeit, die das ganze System allein schon zur launigen Schnurre machen mußte, stieß sich das „philosophische" Jahrhundert so wenig, daß seine sämmtlichen Metaphysiker ohne Bedenken von demselben ausgingen und daß z. B. La Harpe geradezu erklärte, von Condillac datire die verständigere Richtung in der Metaphysik der französischen Philosophen, während sie doch vielmehr mit ihm endete. Oder war das nicht eine kläglich verfehlte Philosophie, die sich wohl schmeichelte, daß sie durch die consequent durchgeführte, alle geistige Autorität, auch die der angebornen Ideen, sammt dem Geiste selber vernichtende Isolirung oder „Emancipirung" des Individuums den Menschen geadelt habe, die aber denselben in Wahrheit auf die Stufe der nicht minder sinnenbegabten Thiere herabsetzte und die eben dadurch zugleich auch die Wissenschaft herabwürdigte, die ferner sich selber für die vollendete, absolute Wahrheit hielt, also alles weitere Forschen für überflüssig erklärte, und der Macht des Genies und der vorschreitenden Zeit zum Voraus die Möglichkeit absprechen wollte, etwas Nützlicheres und Größeres zu schaffen; die nur darum so allgemein gefiel, weil sie in ihrer einseitigen, oberfläch-

lichen Einfachheit auch dem weniger Befähigten den ebenso wohlfeilen als stolzen Genuß verschaffte, sich in dieser Weise für einen Philosophen halten zu können, sofern er nur überhaupt seine fünf Sinne in Ordnung hatte, die mithin die Philosophie zum Gemeingut, d. h. zum bedeutungslosen Namen machte! Wie diese anspruchs- und dünkelvollen Schwätzer einmal das Wort ergriffen hatten, mußte das Häuflein der wirklichen Denker schweigen, wollte es nicht verspottet werden von dem Jahrhundert, das sich das „philosophische" nannte und das den gesunden Menschenverstand verloren zu haben schien.

Aber die Masse des eigentlichen Volkes war bis jetzt dem Treiben der Gotteslängner und der übrigen revolutionären Schriftsteller in theilnahmsloser Ferne gegenüber gestanden. Da unternahm es Voltaire, auf den wir hier noch einmal zurückkommen müssen, auch sie mit dem Lichte der Aufklärung zu beglücken. Mit seiner wunderbaren Kunst, Alles für Alle verständlich zu machen, begann er, die verführerischen Phrasen jener religions- und sittenfeindlichen Afterphilosophie noch besser auszuschmücken und dem Volke mundgerecht zuzustutzen, um sie dann in die Welt zu schleudern, die sie mit andächtiger Verehrung aufnahm und zur Richtschnur des Lebens machte. Während ihn aber diese Welt dafür vergötterte, hatte er nach wie vor nur seinen kalten Hohn für sie, und dieser verschonte auch seine eifrigsten und talentvollsten Proselyten und Mitstreiter nicht, ja gerade diese um so weniger, je gefährlicher ihr Ruhm dem seinigen zu werden drohte. So verspottete er Montesquieu's „Esprit des lois", und Lavoisier's Chemie, so gut wie die Geologie von Maupertuis und die rhetorische Schwulst der übrigen Neuerer auf dem literarischen Felde; und so warf er Rousseau seine „Frechheit" vor, daß er mit dem „Stolze eines Narren" die Gleichheit und Unabhängigkeit zu predigen gewagt habe. Nur ihm allein soll der Beifall des Jahrhunderts gelten und manchmal fragt er in seiner Naivetät geradezu: „Meint ihr denn, Christus habe mehr Geist gehabt als ich?" Also für sich den Ruhm, für die Andern den Hohn, so wollte der edelmüthige Anwalt der unterdrückten Menschheit die Rollen vertheilt wissen. Doch mehr noch als an allem Andern lag ihm an der Gunst des Hofes, und wirklich wurde dieselbe dem Anfangs Zurückgesetzten in reichem Maß zu Theil, sobald die Pompadour an's Ruder kam. Ihr verdankte er alle seine früher erwähnten Auszeichnungen, für die er ihr mit Lobgedichten und andern Schmeicheleien dankte. Nachdem er

sich mit dem Hofe überworfen, zog er sich zu seiner Freundin, der geistreichen, gelehrten Marquise du Châtelet, auf das Schloß Cirey zurück; nach ihrem Tode aber, der ihm Frankreich verleidete, folgte er der Einladung seines Verehrers Friedrichs II, der ihn als Prunkmöbel an seinem Hof zu haben wünschte und dem mit Ausnahme Schlesiens kein Preis für den Besitz des großen Philosophen zu hoch schien (1750). Allein zwei so ehrgeizige Naturen konnten sich im persönlichen Verkehr natürlich nicht lang vertragen und dazu hatte Voltaire's Geiz das Verhältniß gleich von vornherein etwas getrübt. Die Summe von zweitausend Thalern, die der König ihm als Reisegeld übersandte, kam ihm als Knauserei vor und er verlangte die gleiche Summe für seine Nichte, die ihn als seine Haushälterin begleitete. Zwar die Flitterwochen ihres freundschaftlichen Umgangs in Berlin waren gleichwohl glänzend genug. Mit seiner gewohnten Kriecherei schmeichelte der Philosoph dem „großen" Friedrich, der in Einer Person den Herrscher, den Sänger, den Schriftsteller, den Helden und den Denker mit der universalistischen Anschauungsweise vereinige. Der König dagegen ernannte den verehrten Gast zum Kammerherrn und Ritter des Ordens pour le mérite, wies ihm einen Jahresgehalt von zwanzigtausend Livres an, stellte ihm sein Schloß, seine Küche, seine Dienerschaft, seine Wagen zur Verfügung, und machte ihm seinerseits den Hof mit den ausgesuchtesten Complimenten, wie z. B. mit der Aeußerung: „Mein Titel soll von jetzt an lauten: König von Preußen, Markgraf von Brandenburg und Besitzer Voltaire's." Aber bald genug kühlte sich die erste Fieberhitze der Zuneigung ab. Der für seine Staatskasse geizende König glaubte den anregenden Umgang, der zugleich seinem Französischen zu Gut kommen sollte, zu theuer erkauft zu haben, während der habsüchtige Philosoph seinerseits über den Schatz seines Gönners, der ihm wie ein Opferpriester seinem Gotte Weihrauch streute, frei verfügen zu können meinte. Der König brach dem Gaste an seiner Chocolate- und Kaffee-Ration ab und der Dichter stahl dafür die Wachslichter aus dem königlichen Vorzimmer. Es kam zum Verhör, Voltaire läugnete und Friedrich wurde grob. Daneben trieb jener ein Wuchergeschäft, das der König streng verboten hatte; er kam ferner mit einem Banquier in einen skandalosen Prozeß und fälschte bei dieser Gelegenheit Urkunden. Er befaßte sich mit diplomatischen Unterhändler-Commissionen, verspottete die Verse seines Mäcenas, dessen „schmutzige

Wäsche er waschen müsse", störte das friedliche Einvernehmen unter den andern französischen Günstlingen desselben und verhöhnte zuletzt in einer beißenden Satire die gelehrten Narrheiten des angesehensten unter ihnen, Maupertuis, den er um seinen Präsidentenstuhl beneidete, und an dem er seinen Freund König rächen wollte. Er läugnete dem König seine Mitschuld an der Veröffentlichung dieser Satire vergeblich ab, mußte eine demüthige Abbitte und das Versprechen, niemals wieder gegen eine Regierung oder einen Schriftsteller schreiben zu wollen, leisten, ließ dessen ungeachtet die Spottschrift noch einmal drucken und mußte nun seinen Kammerherrnschlüssel und seinen Orden abliefern, die er natürlich freiwillig zurückgeschickt haben will. Nachdem sich die beiden Freunde gegenseitig mit den derbsten Beleidigungen überschüttet hatten, versöhnten sie sich auf kurze Zeit, bis Voltaire in Folge eines neuen Zerwürfnisses den Entschluß faßt, „den philosophischen König zu verlassen, der die Menschen zu Boden trete, während er sie seine Brüder nenne; der, gleich gefährlich als Staatsmann wie als Schriftsteller, die Weisheit zu suchen vorgebe und doch vom Kopf bis zum Fuß aus lauter Leidenschaft zusammengesetzt sei." Eine abermalige Spottschrift gegen Maupertuis vermehrt die Spannung, und Voltaire darf endlich abreisen, wird aber in Frankfurt von dem preußischen Residenten verhaftet und durchsucht, da ihm außer dem Kammerherrnschlüssel noch ein Band von Friedrichs Gedichten abgenommen werden soll, deren Veröffentlichung dem König aus politischen Gründen ungelegen gewesen wäre. Nach einer wiederholten brieflichen Annäherung von kurzer Dauer ging Voltaire, dem der Versailler Hof wegen verschiedener Spöttereien, zumal auch über Roßbach, noch immer grollte, zum Kurfürsten von der Pfalz, dann nach Colmar, wo er für seine „Reichsannalen" Vorstudien machte, endlich mit dem Markgrafen von Bayreuth in die welsche Schweiz, „in das freie, ruhige Land mit der lachenden Natur, wo die Vernunft nicht verfolgt wird", wo er „vor Königen und Bischöfen sicher ist." Er kaufte hier mehrere Landgüter in der Nähe des Genfer See's, obwohl dieß nach den Genfer Gesetzen dem Katholiken verwehrt war, und lebte seitdem abwechselnd auf zweien derselben, in Délices (vorher S. Jean) und noch mehr in Ferney. Von hier aus begann der ergraute „Philosoph von Ferney" mit dem vollen Freimuth der rachsüchtigen Erbitterung seinen schonungslosen Kampf gegen die Könige und die Priester, gegen die Gesetze und die Religion, deren Sakramente der Heuchler noch

immer empfing, gegen die verderblichen Vorurtheile und gegen die Wahrheit, deren Anerkennung für den Bestand der Gesellschaft unerläßlich ist. Seines unsterblichen Ruhmes bereits versichert, wurde er in Stoff und Sprache immer weniger wählerisch. Während ihn die Einen, die er dem drohenden Justizmord, dem Tyrannendruck entrissen, als Retter priesen, verfluchten ihn die Andern, die sein gottloser Spott entrüstete, als Antichrist. Er erklärte in seinem Brief an d'Alembert die Religion für eine seit sechstausend Jahren bestehende Verschwörung der Priester gegen Freiheit und gesunden Menschenverstand, für ein Blendwerk, das kaum dem Pöbel nütze. Und dieser Religionshaß glühte auch da noch in ihm, als er in seiner Altersschwäche außerdem nur noch für den gallsüchtigen Kampf gegen die literarischen Nebenbuhler und Gegner Gefühl und Kraft besaß, als seine ermattete Feder nur noch Blasphemien und Grobheiten lieferte. Er veröffentlichte unter den verschiedensten Pseudonymen eine ganze Reihe von Schmähschriften und feilt daneben Stunden lang an jenem Schandgedicht („La Pucelle"), das er lieber hätte verbrennen sollen. Trotzdem aber hielt er sich noch immer für den Gesetzgeber der Philosophen, obwohl er es noch erleben mußte, wie sich Einer nach dem Andern seiner Autorität entzog, um auch gegen das anzustürmen, was er noch respektirt hatte, wie der wilde Strom, dem er den Damm geöffnet, gegen seine Absicht Alles überfluthete. Auch er hatte ja, wie jeder andere revolutionäre Vorkämpfer seiner Art, eine Schaar hinter sich, die ihn durch Uebertreibungen zu überbieten suchte, weil sie ihn nicht übertreffen konnte.

Holbach und das Système de la nature.

Der pfälzische Baron Paul Heinrich Dietrich von Holbach aus Heidenheim (1723—80) war schon in früher Jugend in jene vornehmen Pariser Kreise gekommen, denen er durch seine ganze Erziehung angehörte und in denen er als vielbelesener, vielseitig gebildeter Gelehrter, als heiterer Epikuräer und bescheidener, mittheilsamer, friedliebender Gesellschafter, noch mehr aber als witziger Religionsspötter und ebenso wohlthätiger wie splendider Crösus eine so hervorragende Rolle spielte, obschon er nur ein mittelmäßiger Kopf war. Besonders wichtig wurde er für die revolutionäre Bewegung, für die Verbreitung des Materialismus, als Mittelpunkt eines Klubs, der bei seinen häufigen, glänzenden Soupers offen gegen Gott und die andern vom „Patriarchen" noch respectirten „Vorurtheile" zu Felde zog und die kühnsten

Social-Reformen vorschlug, die nur je einem spätern Revolutionär in irgend einem Lande in den Kopf kommen konnten. Wie in der Gesellschaft, so predigte er auch in einer Reihe anonymer und pseudonymer Schriften mit kaltblütiger Entschlossenheit den folgerichtigsten, vollsten Materialismus, während dieser bis dahin (bei Condillac und Cabanis) mehr nur in theoretischer Weise und in vereinzelten Wissensgebieten durchgebrochen war. Sein Hauptwerk ist das „System der Natur" (1770), das wieder nach Voltaire's Rath, einen falschen Namen trug, und zwar den eines gewissen Mirabaud, der zehn Jahre vor dem Erscheinen des Buches als Sekretär der Akademie gestorben war und der sich weniger durch seine Uebersetzung Tasso's, als durch seine wahnwitzige Aeußerung bekannt gemacht hatte: „Ich bin der Wohlthäter der Menschheit, da ich sie von Gott befreie". Das an sich nur trocken und skizzenhaft geschriebene Werk, an dem sich neben dem Hauptverfasser auch Diderot, Naigeon und andere Mitglieder des Klubs betheiligt hatten, erregte ein ungeheures Aufsehen und Aergerniß. Nicht nur ergriffen die geistlichen und die weltlichen Behörden ihre Maßregeln dagegen — selbst jene vornehme Gesellschaft, die in ihrer Frivolität die vereinzelten, halblauten Anfänge des Sensualismus und Materialismus mit so lebhafter Sympathie begrüßt hatte, selbst sie entsetzte sich jetzt, wie sie auf einmal die volle Tragweite jener Richtung und der eigenen Lebensanschauung zum fertigen, abgeschlossenen System zusammengestellt vor sich stehen, als sie hier alles Bestehende im Himmel, auf der Erde und im Menschengeiste dialektisch vernichtet sah. Die Deisten, Voltaire voran, und alle halben Materialisten erklärten sich mit Entrüstung gegen das Buch, das sie an kühner Consequenz so weit übertraf.

Der erste Theil des letztern erschöpft eigentlich das ganze Thema, da er eben das behandelt, was einzig und allein existirt, die Natur, mit dem, was ihr ganz und gar angehört, den Menschen und seine Seele: der zweite, rein negative, führt nur etwas näher aus, was schon im frühern gesagt ist und von selber aus ihm folgt: er spricht von dem, was nicht existirt, von Gottes Dasein, Eigenschaften und Einwirken auf die Welt. Die Natur ist das All, etwas Weiteres gibt es nicht, außer in der Einbildung jener Menschen, die sie nicht kennen. Sie ist ewig und besteht in und aus sich selbst. Mit allen ihren zahllosen, verschieden zusammengesetzten und gestalteten Stoffen ist sie in ewiger Thätigkeit und Bewegung begriffen, die bis in's Einzelnste nach den

strengen Gesetzen der Mechanik erfolgt und eine ununterbrochene Kette von Ursachen und Wirkungen darstellt. In dieser steten Bewegung, die den wesentlichen Charakter, das Leben der Natur bildet, verbinden und trennen sich die Stoffe durch gegenseitige Anziehung und Abstoßung, und eben dadurch erhalten sie ihre verschiedenen Eigenschaften, ihre individuellen Daseinsformen. Die letztern vergehen wieder in Folge derselben Bewegungskräfte, die sie hervorgerufen, während die Natur selber, die sie ohne Liebe und Haß als nothwendige Manifestationen ihres innern Lebenstriebes immerfort erzeugt und vernichtet, ewig unveränderlich bleibt. Jene innern Eigenschaften aber bestimmen mit Nothwendigkeit auch die äußere Thätigkeit, die Wirkungen der Dinge, und eine Ausnahme von diesem Gesetze, ein Wunder, ist rein unmöglich. So kreist Alles, von dem Gesammtmechanismus der Natur bis auf das kleinste Stofftheilchen herab, in ruheloser Bewegung, in fortwährender innerer Stoff- und äußerer Formveränderung begriffen. Alles dieses gilt vom Menschen so gut wie von jedem andern Wesen in der Natur: auch er ist mit seinem ganzen Wesen und allen seinen Kräften, mit dem Anfang und Ende seines individuellen Bestehens wie seiner Gattung nur ein zeitweiliges Produkt jener ewigen Bewegung und steht durchaus unter der Herrschaft der Naturgesetze, seiner Naturanlage. Dieser Herrschaft kann er sich auf keine Weise, nicht einmal in seinem Denken, entziehen, und er ist um so glücklicher, je weniger er das letztere versucht. Ueber die Thiere ist er nur insofern erhaben, als sein Gehirn, der Mittelpunkt des Nervensystems, das Organ der Seelenthätigkeiten, stofflich feiner und beweglicher und somit intelligenter ist als das ihrige. Seine Seele ist nichts weiter als der Inbegriff einzelner Eigenschaften und Thätigkeiten seines Körpers, der Collectivname für das Empfinden, Denken und Wollen desselben, für sein Selbstbewußtsein, zu dem sich die Materie auf einer bestimmten Entwicklungsstufe erhebt, gerade so, wie sie auf einer früheren zum organischen Leben erwachte. Sie fühlt alle Zustände des Körpers und wird von allen seinen Veränderungen mit betroffen. Ihr gesammtes Leben bis auf die einzelne Empfindung und Handlung, den einzelnen Gedanken herab ist nur die naturnothwendige Wirkung des Temperaments, wie dieses selber nur das Product aus dem innern Wesen, der ererbten Anlage und den äußern Einwirkungen des Klima's u. s. w. ist. Darum ist auch die Denkweise jedes Einzelnen eben so individuell wie seine Körperconstitution; niemals können zwei Menschen genau die-

selben Begriffe, dieselbe Ausdrucksweise haben. Wie alle Erkenntniß, alles Wissen, die gesammte Begriffs- und Gedankenwelt des Menschen nur der Niederschlag der äußern Sinneseindrücke ist, die natürlich nur von den sinnlich wahrnehmbaren Einzelkörpern herrühren und folglich nur diese erkennen lehren können, unter Ausschluß aller angeblichen „allgemeinen Ideen"; wie alles Denken auf einer organischen Thätigkeit des Körpers, auf einer Bewegung seiner Stofftheilchen beruht, so ist auch der sogenannte Wille keine selbstständige Kraft, sondern die Bewegung der Gehirn- und Nervenmasse, die durch materielle, von Außen oder von Innen wirkende Reize zu diesem oder jenem Gegenstand, zu dieser oder jener Handlung mit unwiderstehlicher Naturnothwendigkeit hingezogen wird. Das Schwanken zwischen den vermeintlichen Entschlüssen, die scheinbare Wahl zwischen ihnen rührt nur davon her, daß gewöhnlich mehrere in entgegengesetzter Richtung anziehende Reize zu gleicher Zeit auf den Körper einwirken und sich eine Zeitlang das Gleichgewicht halten. Die tiefste Wurzel jener Reize ist der von der Natur in uns gelegte Selbsterhaltungstrieb, das Streben nach dem eigenen Nutzen, dem eigenen Glück, und so beruht also die gesammte Handlungsweise auf der unwiderstehlichen inneren Naturbestimmtheit. Da übrigens die Selbstliebe die Grundlage des eigenen Wohles in dem Gesammtwohl erkennt, so beschränkt sie sich zu Gunsten des letztern auf das Maß des wirklichen Bedürfnisses und wird damit zur Tugend. Eine Verletzung des Gesammtwohles, eine verbrecherische Handlung ist somit zugleich gegen das eigene Wohl gerichtet, also ein Beweis von Geisteskrankheit, von Wahnsinn, und gegen die verderblichen Folgen des letztern darf sich die Gesellschaft durch die Bestrafung der an sich unzurechnungsfähigen, unfreiwilligen Handlung schützen. Von einem freien Willen, einem selbstständigen sittlichen Trieb, einem Gewissen, einer Idee des Guten kann also keine Rede mehr sein, so wenig als von irgend einer andern „angebornen Idee." Auch die Frage nach der Unsterblichkeit der Seele ist durch das Bisherige bereits beantwortet: die Seele ist eine bloße Eigenschaft, eine Thätigkeit des Körpers, dessen Sinne ihren ganzen Inhalt, ihr Leben erzeugen; sie muß also mit ihm enden. Unser Glaube an das Gegentheil beruht auf einem bloßen Wunsche und kann also jenes einfache Argument nicht im mindesten entkräften. Aus demselben Grunde kann es auch kein anderes, außerhalb und über der Materie stehendes Wesen, keinen absoluten Geist, keinen Gott geben, denn jedes Denken und Handeln setzt Organe, einen Kör-

per voraus. Wenn der Mensch auch hier das Gegentheil glaubt, so ist das nur die Folge seiner Furcht vor den Naturgewalten, die er, bevor er ihre eigentliche Natur erkannte, zu drohenden oder wohlthätigen Mächten, zu Gottheiten personificirte. — So war man dann mit dieser roh empirischen Philosophie wieder glücklich bei dem dürftigen Anfange alles Philosophirens, bei Heraclitus und Protagoras, angelangt und mit der unsterblichen, unkörperlichen Seele war auch alles Große und Edle vernichtet und verhöhnt, die Eltern- und Kindesliebe, die Dankbarkeit, jede erhabenere Tugend.

Der Marquis d'Argens, (1704—71) der von seinem Gönner Friedrich II in die Akademie zu Berlin aufgenommen und zum Präsidenten der für die schönen Wissenschaften bestimmten Abtheilung ernannt wurde, schrieb „chinesische, jüdische und kabbalistische Briefe" in der Anschauungs- und Darstellungsweise Voltaire's und Montesquieu's; dann eine „Philosophie des gesunden Menschenverstandes (Philosophie du bon sens)", eine gegen die Grundlagen des Glaubens gerichtete Polemik, die durch die Gemeinverständlichkeit ihrer Darstellungs- und die Einfachheit ihrer Anschauungsweise bestach, wiewohl sie eines geordneten Zusammenhangs und eines bestimmten Princips und Zieles entbehrte; endlich „philosophische Betrachtungen über das Unsichere des menschlichen Wissens (Réflexions philosophiques sur l'incertitude des connaissances humaines)", wo der Charakter des Zuverlässigen, Positiven ausschließlich den mathematischen Wissenschaften zuerkannt und folgerichtig das Verfahren der dogmatischen Philosophen mit aller Entschiedenheit verworfen wird. Diese Schriften wurden um so allgemeiner gelesen, je lieber sich Jedermann überzeugen ließ, daß der Zweck der Philosophie im Grunde nur auf eine praktische Welt- und Lebenskenntniß hinauslaufe und daß mithin ein tieferes, ermüdendes Studium nutzlos sei.

Der Engländer Mandeville, ein scharfer, aber schwarzsehender Beobachter, schrieb eine geistreiche Satire der civilisirten Gesellschaft, wo er in der Manier eines Caricatur-Malers alle jene Einrichtungen und Verhältnisse hervorhebt, die dem einfachen Menschenverstand so widersinnig vorkommen, sobald er sie außerhalb ihres Zusammenhangs mit dem complizirten Ganzen der Civilisation einzeln für sich betrachtet. In seiner paradoxen Schrift, „die Laster der Einzelnen bedingen die Wohlfahrt der Gesellschaft", gibt er der neuen Lehre in ihrer praktischen Nutzanwendung einen wahrhaft empörenden Ausdruck. Die öffentliche Im-

moralität erscheint hier als die bedingende Grundlage des Staates und des Volkswohles, die beide ausschließlich auf den Triebfedern der rohesten Selbstsucht mit ihrer berechnenden Schlauheit und ihrem wetteifernden Neid beruhen. Die Moral aber ist nichts weiter als eine die Herrschaft und die Ordnung sichernde und erleichternde Erfindung des Gesetzgebers. Somit ist also das Wohlwollen eine Dummheit, die Errichtung von Volksschulen eine Narrheit, denn beides verstößt gegen das wohlverstandene Interesse des Einzelnen und der Gesellschaft. Alle öffentlichen Anstalten, alle Elemente der Kultur giengen aus dem niedrigsten Egoismus hervor. Die Sprache wurde zum gegenseitigen Betruge erfunden. Alle Menschen wären schlecht, wenn sie nicht die Furcht vor der Strafe davon abhielte. Das Ganze wird an dem Bilde eines blühenden Bienenstaates erläutert, der sofort in Zerrüttung fiel, als ihm Jupiter die Tugend bescherte.

Helvetius.

Dieselbe Moral der schrankenlosen Selbstsucht lehrte auch Claude Adrien Helvetius aus Paris, der Sohn eines pfälzischen Arztes (1715—71), doch nur als Schriftsteller, nicht als Mensch. Seit er, schon mit dreiundzwanzig Jahren, als Generalpächter zu einem Jahreseinkommen von fünfzigtausend Livres gelangt war, lebte er nur seinem Edelmuth, der den Freunden und den Armen unermüdlich half, seiner Wollust und seinem gleich unersättlichen Ehrgeiz. Trotz seiner geistigen Beschränktheit wollte er um jeden Preis berühmt werden, koste es auch die Verleugnung seines eigenen Charakters. Nachdem er als Tänzer geglänzt, machte ihn der Ruhm des Mathematikers Maupertuis zum Geometer, dann der dichterische Erfolg Voltaire's zum Verfasser eines ungenießbaren Lehrgedichts, endlich der Beifall, den Montesquieu's großes Werk gefunden, zum privatisirenden Philosophen, der zehn Jahre lang fremde Gedanken sammelte, um sie in seinem von Plagiaten, Irrthümern, Wiedersprüchen und Paradoxen strotzenden Werke „Vom Geiste (de l'ésprit, 1758)“ ordnungslos zusammenzustellen. Um ohne eigene Ueberzeugung und Ideenwelt, ohne alle Anlage zum Philosophen in einer Richtung schreiben zu können, die der eigenen Gutherzigkeit und dem eigenen Leben schnurstraks entgegenlief und durch deren energische Vertretung er doch Aufsehen machen wollte, blieb ihm eben nichts übrig, als den Götzen des Tages nachzusprechen oder Consequenzen aus ihren Lehren zu ziehen. In dieser Weise kam er dadurch, daß

er Montesquieu ab- und umschrieb, Mandeville's Skizzen weiter ausführte, Rochefoucauld's und Locke's Aussprüche zur übertreibenden Caricatur verzerrte, zu einer Lehre, die er in seiner Eitelkeit trotzdem für die eigene Schöpfung hielt und von der er, weil sie mit dem Leben und den Grundsätzen seiner Umgebung übereinstimmte*), arglos annahm, sie enthalte die Grundzüge der allen Zeiten und Völkern gemeinsamen Lebensanschauung. Der Schwerpunkt des Buches liegt in der Moral, auf die hier der Sensualismus und Materialismus in ihren äußersten Consequenzen angewendet werden, in derselben Weise, wie Condillac und Cabanis diese Consequenzen für die empirische Psychologie gezogen hatten. Zum obersten Princip der Moral, des ganzen Lebens wird mit cynischer Offenheit die absolute, das Individuum vollkommen atomisirende Selbstsucht erhoben. So trat hier die neue Philosophie in ihrer unverhüllten wahren Gestalt hervor, so daß sie selbst bei denjenigen Schauder und Ekel erregte, aus deren eigenen Lehren Helvetius nur die Quintessenz ausgezogen hatte. Die gesammte Thätigkeit der Seele, die selber nichts anders ist als der Inbegriff gewisser Thätigkeiten und Zustände des Körpers, entspringt aus den Sinnesempfindungen, die nicht nur alles Erkennen und Urtheilen bedingen, sondern auch das Gefühl, den Willen, die einzelnen Handlungen, sofern dieses alles nur die naturnothwendige Wirkung der durch jene Eindrücke hervorgerufenen Reize, der Empfindung von Lust oder Schmerz sind. So beruht also die gesammte Handlungsweise des Einzelnen wie die Ordnung und der Lauf der sittlichen Welt überhaupt einzig und allein auf der Selbstsucht, die nach innerer absoluter Naturbestimmtheit das Angenehme, Nützliche sucht, das Gegentheil flieht. Jeder Einzelne lebt nur für sich und liebt auch in den Andern nur sich selber. Ihm ein Opfer für einen Andern,

*) „Was Helvetius lehrt, ist das Geheimniß aller Welt," sagte Frau Deffand. Wie ungünstig ersterer über das eigene Vaterland urtheilte, zeigt die Vorrede zu seinem Werke „über den Menschen": „Endlich lastet auf meinem Vaterland das Joch des Despotismus. Darum wird es auch keine großen Schriftsteller mehr hervorbringen. Wenn sich dieses Volk je wieder zu neuem Ruhme emporschwingt, so wird es dann wenigstens einen andern Namen führen. Heutzutage ist es in seiner Entwürdigung für ganz Europa ein Gegenstand der Verachtung. Keine heilsame Krise wird ihm die Freiheit zurückgeben. Es wird an der Schwindsucht zu Grunde gehen. Nur die Eroberung bietet noch ein Heilmittel für seine Leiden, aber die Wirksamkeit dieses Heilmittels hängt von dem Zufall und den entscheidenden Umständen ab.

für einen Freund, für das Gemeinwohl zumuthen zu wollen, wäre ebenso principwidrig und unvernünftig, wie wenn man von einem freien Willen reden wollte. Doch soll die Gesetzgebung dahin wirken, daß das Wohl des Einzelnen mit dem der Gesellschaft möglichst zusammenfalle, und die Erziehung ihrerseits soll in dem erstern das Bewußtsein dieser Gemeinsamkeit der Interessen und damit die Liebe zur Menschheit erwecken. Diese Liebe, die, weil auf einen zu abstrakten, allgemeinen Gegenstand gerichtet, natürlich ohne Wärme und Thatkraft ist, soll dann ein Ersatz sein für alle die höhern Ideale, für die Hoffnungen und Tugenden, die in diesem System über Bord geworfen werden. Die Erziehung aber kann jenes Ziel um so leichter erreichen, als sie nahezu allmächtig ist: sie ist es ausschließlich, die die individuellen Besonderheiten erzeugt, während die Menschen nach ihrer Naturanlage unter sich vollkommen gleichartig sind. Sofern sie nur die rechten Leidenschaften zu wecken und zu nützen versteht, kann sie aus Jedem ein Genie machen. Eben so allgewaltig ist die Gesetzgebung, die aus dem Volke Alles machen kann, was sie will, zumal in einem freien Staate, der die Bildung desselben wirklich will. Nicht weniger paradox einseitig als diese Grundzüge des Systems sind auch großentheils die einzelnen Ausführungen. So wird der Grund für die auf dem sensualistischen Standpunkt unerklärlich bleibende geistige Ueberlegenheit des Menschen über die mit denselben Sinnen begabten Thiere einzig und allein in der vollkommenern Bildung seiner — Hand gefunden. Daß das Buch, das den Menschen so tief herabwürdigte, lebhafte Sensation machen mußte, ließ sich voraussehen. Alle Welt erklärte sich entschieden dagegen, obwol man darin vielfach nur ein Gemälde der Zeit unter Ludwig XV sah. Selbst die am weitesten vorgeschrittene Partei der Materialisten, von den Deisten gar nicht zu reden, verdammte es bis auf eine einzige Ausnahme. Die Geistlichkeit aber ruhte nicht eher, bis es durch Henkershand verbrannt und dadurch so berühmt gemacht war, daß es trotz seiner Gehaltlosigkeit und Seichtheit in kurzer Zeit bei fünfzig Auflagen erlebte und in die meisten europäischen Sprachen übertragen wurde. Der Verfasser verstand sich zu einem öffentlichen Widerruf und — schrieb zu gleicher Zeit ein zweites Werk, „Vom Menschen", das dieselben Gedanken in noch rückhaltsloserer und heftigerer Sprache wiederholte, aber erst nach seinem Tode erschien.

Wollte man den Fundamentalsätzen der neuen Lehre, das allen Individuen zustehende Recht zur freien, von keiner Autori=

tät beirrten Forschung und zur socialen Gleichstellung, einen festen Halt geben, so mußte man offenbar vor Allem nachweisen, daß jene Individuen nach den Gesetzen der organischen Weltordnung zu einer solchen Gleichstellung geboren seien. Statt dessen aber setzte man letzteres einfach voraus und begnügte man sich, umgekehrt die innerhalb der Menschheit bestehende Ungleichheit zu erklären, sie als etwas Secundäres, als die Wirkung äußerer, wechselnder Einflüsse darzustellen. Die Einen schrieben sie dem Klima zu, die Andern der Erziehung, die ja nach Helvetius für sich allein schon im Stande sei, den Menschen von der Stufe thierischer Rohheit zur Vernunft zu erheben. So schien es also ausschließlich in der Macht der Regierungen zu liegen, nach freiem Belieben durch Gesetzgebung und Erziehung den gesammten Charakter der Völker und der Individuen umzugestalten. Ist nun aber die Bildung, die Veredlung der letztern nur von den Regierungen zu erwarten, so kann man denselben offenbar nie zu viel von dieser wohlthätigen, alles Heil bringenden Macht einräumen, und so haben wir denn hier den concludentesten Beweis für die Nothwendigkeit des Absolutismus. Es ging unserm revolutionären Philosophen genau so, wie seinem Vorgänger Hobbes, der auch den Despotismus fand, als er die Freiheit suchte.

Liest man diese leichtfertigen Bücher mit ihrem dürftigen Beweisapparat von positiver Wissenschaft, so muß man nur staunen, wie sie mit so wichtiger Miene von Untersuchung und Erfahrung sprechen und doch zu gleicher Zeit die willkürlichsten Hypothesen wagen. So verwarfen sie wohl die angebornen Ideen, aber nur um die eben so unfehlbare Weisheit der Natur an ihre Stelle zu setzen. Dafür, daß das Fabelland Atlantis jemals existirte, daß die Wiege der Menschheit im Norden gestanden, lag auch keine Spur von einem Zeugniß vor, und doch nahmen die damaligen Philosophen ohne Bedenken das eine oder das andere an, wie es ihnen gerade paßte. Noch Niemand hatte einen erwachsenen, geistig gesunden Menschen im absolut wilden Zustand ohne Vorstellungen und Gedanken, ohne Sprache gesehen, oder vollends mit einem einzigen Sinn begabt, zu dem die andern erst nach und nach hinzugekommen wären — und doch gingen die berühmtesten jener Systeme von einem solchen Anfang der menschlichen Civilisation als von einer feststehenden „Thatsache“ aus*).

*) Einer der eifrigsten Anhänger der neuen Philosophie, Raynal, gesteht selber: „Die Philosophen verschwenden ihre Zeit daran, daß sie eine

Gerade die Entstehung der Sprache aber war von jeher, wie sie es auch in Zukunft sein wird, ein gordischer Knoten für die gottesläugnerischen Materialisten, die sich vergeblich an ihm abmühten. Nach La Mettrie wäre sie von irgend einem unbekannten Genie erfunden worden, das sich inmitten seiner noch thierisch rohen Mitmenschen erhoben habe, gerade so, wie wenn heute unter den Affen oder Hunden ein solches aufstände. Auch Condillac spricht von den „Erfindern" dieses unschätzbaren Verkehrsmittels und meint, man sollte ihnen Altäre errichten. Maupertuis dagegen sieht in der Sprache das Werk der ganzen Gesellschaft, die demnach mitten in ihrer uranfänglichen absoluten Unwissenheit durch vertragsmäßiges Uebereinkommen ein Ideal von logischer Analyse geschaffen hätte, das eine moderne Akademie nie und nimmer zu Stande brächte.

Unter den zahlreichen Moralphilosophen des Materialismus, die ihre bequemen Systeme dem eigenen schuldbeladenen Gewissen zu Gefallen erfunden zu haben schienen, nennen wir nur noch den gott- und schamlosen La Mettrie (1709—51), der selbst das tolerante Holland verlassen mußte, um sofort von Friedrich II desto freundlicher empfangen zu werden, und der, im Gegensatz zu Helvetius, dem Moralisten der Selbstsucht, nur die eigene Schlechtigkeit sophistisch zu rechtfertigen suchte, wenn er in seinen cynischen Schriften (l'Homme Machine, l'Homme Plante u. s. w.) die Sinnenlust, den körperlichen Genuß für das höchste Glück und Ziel des nur aus dem Körper bestehenden Menschen erklärte, wogegen die Tugend, weil in der Menschennatur nicht begründet, kein Glück schaffen könne, so wenig als das Denken, das oft nur den innern Frieden störe, und die übrigen geistigen Genüsse, die nur auf seltenen, ungewissen Zufällen beruhen. Dann den bereits erwähnten Volney und endlich den lothringischen Marquis St. Lambert (1716—1803), der, wie der Vorige, nach Charakter und Lehre weit über La Mettrie steht und der in seinen nichts weniger als wissenschaftlich gehaltenen Schriften das Prinzip der Moral zwar auch in das eigene Glück, dieses aber in die volle Hingebung an das Gesammtwohl, also in die Tugend und in die Ausbildung der Intelligenz setzt.

Es herrschte eine Art von allgemeinem Wetteifer, wie man

Reihe von Systemen aufbauen, die uns alle nur so lang täuschen, bis die angeblichen Thatsachen, von denen sie ausgehen, als nichtig erfunden sind." (Hist. philos., I. III.)

die wichtigsten Fragen der Philosophie, der Staatskunst, der Volkswirthschaft, der Religion am leichtesten abmachen könne. Der Eine machte die Wissenschaft dem großen Haufen kunstgerecht; der Andere ergründete die Natur des Handels und der Industrie; ein Dritter erforschte den Ursprung der Dinge und der Ideen, die Organisation und den Endzweck der Welt und des Menschen. Es wimmelte dabei von Hypothesen, von denen jede wieder einen neuen Stein aus dem altehrwürdigen Gebäude der bisherigen Wissenschaft und des Glaubens losriß. Chemie, Physiologie, Anatomie, Geologie, Astronomie, Geschichte — Alles vereinigte sich zum Kampfe gegen Gott. Die Metaphysik war zu einer Lehre von den Sinnesempfindungen, die Religion zum Deismus der altheidnischen Philosophen herabgesunken, die sich über den Glauben ihres Volkes erhoben; die Sprache galt als conventionelle Symbolik, als eine Art Algebra, die Dichtkunst als gereimte Logik; die Sittenlehre war in der Naturbestimmtheit des Temperaments aufgegangen; die Gesetzgebung hatte sich vor Allem nach den klimatischen Einflüssen zu richten; die geschichtliche Ueberlieferung war als Betrug erkannt worden; der Styl war zu einer Salve von Epigrammen geworden.

Jetzt vereinigten die Gegner des Bestehenden ihre zerstreuten Kräfte, um nach einträchtigem Plane anzugreifen und eine geordnete Schlacht zu beginnen. Die Gelegenheit dazu bot das an Diderot ergangene Ersuchen eines Buchhändlers, die englische Cyclopädie von Chambers in das Französische zu übersetzen, eine Arbeit, die bald zu einem ganz neuen Werke erwuchs, zu der berühmten „Encyclopédie méthodique". Diderot und d'Alembert standen an der Spitze des Unternehmens, an dem sich außerdem Voltaire und eine genügende Zahl, wenn nicht von Talenten, so doch von mehr oder weniger tüchtigen Fachmännern betheiligte.

Diderot.

Denis Diderot, der Sohn eines Messerschmieds in Langres (1713—84), nahm schon im zwölften Jahre die Tonsur, verlor aber in der Jesuitenschule zu Paris, deren Zierde er war, seine Neigung zum geistlichen wie zu jedem andern Berufe und damit auch die Unterstützung seines zürnenden Vaters, so daß er vom Stundengeben und von der Feder leben mußte, die jetzt, von Noth und Ehrgeiz gleichmäßig gespornt, in größter Schnelligkeit alles Mögliche lieferte, von den Dramen, Satiren und

Uebersetzungen bis zu den bestellten Zeitungsankündigungen und Vorreden herab. Neben alledem fand der Rastlose noch Zeit, seinen universalistischen Wissensdrang zu befriedigen: er studirte die Mathematik und die Naturwissenschaft, die beide für die Förderung der empirischen, sensualistischen, demonstrirenden Richtung in der neuern französischen Philosophie, für ihren Kampf gegen die alte scholastisch-dogmatische, theologische und philologische Schulwissenschaft so wichtig waren, dann alte und neue Sprachen, die schönen Wissenschaften, und ganz besonders die englischen Dichter und Philosophen, die seine bestimmenden Vorbilder wurden. Nur zwei Dinge konnten ihn außer dem Hunger und der Sucht nach schriftstellerischem Ruhm den Büchern zeitweilig entfremden — seine schlimmste und seine beste Seite, seine Sinnlichkeit und seine Gutherzigkeit. Nachdem ihn eine Heirat aus Liebe, die seine finanzielle Bedrängniß vermehrte, auf einige Zeit von dem wüsten Treiben entfernt gehalten, zu dem die Zeitrichtung diese feurige Natur so leicht verführte, verließ er seine brave, aber geistig beschränkte Frau mit ihren zwei Kindern, um zehn Jahre lang der Sklave einer eben so gemeinen als geistreichen Frau und dann als er sie treulos erfunden, bis an seinen Tod der Freund des gemüthvollen, tiefgebildeten Fräuleins Voland zu bleiben. Jene arglose, so oft und so grob mißbrauchte Gutherzigkeit aber stellte wie seine Börse so seine Feder jedem Bittenden zu Diensten: wie er fast bei allen literarischen Unternehmungen seiner Parteigenossen die Hand im Spiel hatte, wie er so manchem Schriftsteller, unter Verleugnung der eigenen Eitelkeit, mit seiner Kraft aushalf, so schrieb er für Arme Bittschriften, ja einmal sogar ein empfehlendes Vorwort für ein gegen ihn selber gerichtetes Pasquill, für das seine Gegner den Verfasser reich belohnten. Seine eigene Lage aber ertrug er während dessen mit der heitersten Zufriedenheit, bis ihm endlich von 1762 an wirksam geholfen wurde und zwar durch die sinnreiche Großmuth Katharina's II, die den Gefeierten zum reichbesoldeten Bibliothekar seiner von ihr angekauften und ihm auf Lebenszeit überlassenen Büchersammlung ernannte. Sein Besuch bei der Wohlthäterin (1773) ist fast das Einzige, was dieses äußerlich so wenig in die Augen fallende Leben, das an kulturgeschichtlicher Bedeutung mit der Wirksamkeit des ältern Zeitgenossen Voltaire wetteifert, den Triumphen des letztern an die Seite zu stellen hat. Die Beiden, das Haupt der deistischen und der Gründer und Leiter der materialistischen Schule in Frankreich, haben überhaupt außer dem gemeinsamen

Ausgangspunkt, den englischen Sensualismus, und außer der geistigen Vielseitigkeit und Gewandtheit wenig Aehnlichkeit mit einander. Zwar widmete auch Diderot sein ganzes Leben, seine ganze reiche Kraft dem Kampfe, der das Denken von der Autorität des Glaubens und der herrschenden Philosophie, das künstlerische Schaffen vom Zwange der herkömmlichen pseudoklassischen Kunsttheorie befreien sollte. Allein er ging in beiden Beziehungen weit über Voltaire hinaus, indem er den Sensualismus in der Philosophie zum materialistischen, den damit verwandten Natursinn in der Kunst zum realistischen Abschlusse fortführte. Auch darin war er consequenter in diesem Kampfe, als er in seinem mannhaften ehrlichen Freimuth alle jene Kunstgriffe Voltaire's, die Pseudonymität, Entschuldigungen, das Ableugnen verschmähte, und als er, weniger sophistisch, seltener in Wiedersprnch mit sich selber verfiel. Nur in der Encyclopädie gebrauchte er eine Kriegslist: er verwies die revolutionären Theorien in die weniger augenfälligen Stellen und behandelte die wichtigern, dem Auge der Censur mehr ausgesetzten Artikel durchweg im orthodoxen Sinne. Ueberhaupt steht er als Parteimann in sittlicher Hinsicht weit über Voltaire: in seiner objectiven Hingebung an die Sache fiel es ihm nicht ein, die Andersdenkenden persönlich zu verfolgen, die Rechtgläubigen seiner eigenen nächsten Umgebung in ihrer Ueberzeugung zu beirren. Doch giebt es einige grelle Ausnahmen von seiner Duldsamkeit, so z. B. den abscheulichen Wunsch „ich möchte den letzten König mit den Gedärmen des letzten Priesters erdrosselt sehen,“ dann die pöbelhaften Ausfälle im Artikel „intolérance“ und dergleichen. Noch weniger lag es in seiner sonst friedliebenden Natur, in Voltaire's Weise zum Schaden jener Sache aus egoistischer Schriftsteller-Eitelkeit mit aller Welt, Freund wie Feind, in persönlicher Fehde zu liegen, was er selbst im Falle eines unprovocirten Angriffs möglichst zu vermeiden suchte. Gleichwohl war es bei der geistigen Kraft, der schlagfertigen Gewandtheit, der leidenschaftlichen Entschlossenheit, mit der er seine extremen, auf die Auflösung aller sittlichen und gesellschaftlichen Ordnung hinauslaufenden Ziele verfolgte, nur zu erklärlich, wenn er von seinen Gegnern nicht weniger gehaßt und verflucht wurde als der ungleich gehässiger verfahrende Voltaire.

Um so stürmischer lebte und rang es im Innern dieses ruhelosen Geistes, der das Ganze der neuen Bewegung besser überschaute, klarer begriff und muthiger verfocht, als irgend einer

seiner Parteigenossen. Er zog ihre Consequenzen für alle Gebiete des Lebens und Wissens; er behandelte in ihrem Sinne die tiefsten Fragen der Religion und der Seelenkunde, der Sitten- und der Erziehungslehre, nebenbei auch des Staatslebens und der Gesellschaft, er schrieb über Mathematik und Naturwissenschaft, über Technik und Handel; über Kunst und Literatur; er verfaßte philosophische Abhandlungen und Dialoge, Dramen, Romane, Lebensbilder und Gedichte. Sein Stil ist bald glatt und alltäglich, bald geistreich, warm und kraftvoll. Auch in der übrigen Behandlungsweise seiner Gegenstände ist er sehr ungleich: nur selten geht er tiefer darauf ein, meist skizzirt er nur flüchtig, wenn auch immer mit Geist, und oft verfällt er bei seiner Leidenschaftlichkeit und Hast in Einseitigkeiten, in maßlose Uebertreibungen und sonstige Taktlosigkeiten, so daß wir schließlich in ihm ebenso gut die Carricatur der philosophischen Schilderhebung als ihren allgewaltigen Führer erkennen und mehr eine unermüdliche Arbeitskraft, einen gewaltigen Wissens-, Mittheilungs- und Thatendrang bewundern, als eine urwüchsige Genialität *).

In seinem Verhältniß zum Glauben sind drei Entwicklungsphasen wohl zu unterscheiden, die christliche, die deistische und die atheistische. Die erste herrscht in seinem nach englischem Muster geschriebenen „Versuch über das Verdienst und die Tugend" (1745) noch durchaus: die Tugend ist der angeborne Trieb zum Gutesthun und steht noch auf der Grundlage der Religion und diese ihrerseits steht in ungetrübter Harmonie mit der Vernunft, die jenen Tugendtrieb förderte. Der Deismus dagegen findet seinen Ausdruck in den Pensées philosophiques (1746—48), — aphoristischen, bündig zusammengefaßten und scharf zugespitzten Ausfällen gegen den ascetischen Jansenismus und den positiven Glauben, zugleich aber auch gegen den Atheismus; und in der Introduction aux grands Principes, die ebenfalls gegen den letztern gerichtet ist. Eben dieser Atheismus aber kommt bald darauf zum vollen Durchbruch. Schon im „Briefe über die Blinden", eigentlich einer physiologisch-psychologischen Skizze über die Sinnesempfindungen, kündigt er sich an: Newton's Schüler Saunderson, der bekannte blindgeborne Professor der Optik, erscheint hier als Gotteslängner, weil er Gott nicht sehen könne, (als ob die Sehenden ihn sinnlich wahrzunehmen vermöchten!) und so wird einer der

*) Uebrigens fehlt es nicht an Stimmen, die ihn weit günstiger beurtheilen als wir. Am wärmsten lobt ihn die **Encyclopédie nouvelle.**

herrlichsten Triumphe des Menschengeistes, die wissenschaftliche Bildung eines Blindgebornen, nur zum Scheinbeweis gegen das Dasein des Geistes überhaupt, des menschlichen wie des absoluten, benützt. Aehnlich spricht sich Diderot im „Briefe über die Taubstummen" aus (1751), wo er den Ursprung der Sprache untersucht. Als fertiger Materialist aber erscheint er erst in der „Erklärung der Natur" (1753): die Welt hat keinen Schöpfer und keinen Geist, sie ist die ewige, in sich selbst bestehende Materie; aber sie ist durchweg empfindend, beseelt, von der allgemeinen Weltseele bis auf das kleinste Atom herab, nur daß die Sensibilität auf der untersten, unorganischen Naturstufe noch unthätig ist. Diese Sensibilität hält alle Atome in steter Bewegung, Gährung und Entwicklung, wobei sie sich nach innerer Anziehung verbinden und auf immer höhere Stufen zur Empfindung, zum Gedächtniß und Verlangen, dann zur Sprache, Kunst und Wissenschaft erheben. Diese Grundzüge werden in den weitern Schriften näher ausgeführt und in ihren Consequenzen verfolgt, besonders in den dramatisch lebensvollen „Unterhaltungen zwischen d'Alembert und Diderot" (1769), wo der ewige Stoffwechsel, die ausnahmslose Vergänglichkeit alles Einzelnen im unveränderlichen ewigen Ganzen dargelegt wird. Die Seele ist nichts weiter als die Nerventhätigkeit, wird also durch die äußern Eindrücke in ihrem Urtheil wie in ihrem Verlangen und Handeln mit Naturnothwendigkeit bestimmt, und kennt darum keine Willensfreiheit, keine Tugend und Selbstachtung, keine Reue und Scham. Sie will stets das eigene Glück und somit auch seine Bedingung, das Wohl des Ganzen. Eben dieses Nützliche, das dem Individuum und dem Ganzen zugleich frommt, ist nun das Gute oder die Tugend, zu der uns die Stimme der Natur treibt, die in allen Ländern und Zeiten eine und dieselbe ist. Die Leidenschaften fördern bei gehöriger Leitung diese Tugend, das individuelle und das allgemeine Wohl, sie bedingen die großen Thaten; man darf sie also nicht unterdrücken. An eine Unsterblichkeit des Individuums ist so wenig zu denken, als an einen persönlichen Gott. Weniger energisch als der metaphysische, psychologische und moralische tritt der sociale und politische Standpunkt Diderots hervor: er äußert ihn wohl da und dort in den entschiedensten freisinnigsten Worten, aber praktisch durchgeführt, auf das Leben angewendet hat er ihn nie. Seine bedeutendste Leistung ist die „Encyclopädie" (1749—69), an der er mit dem beharrlichsten Eifer und Muthe arbeitete, neben einer Masse anderweitiger Ge-

schäfte, unter den eingehendsten technischen Vorstudien in verschiedenen Werkstätten und unter stetem Kampf mit der Muthlosigkeit des Verlegers, welcher jede kecke Stelle milderte, und der Mitarbeiter, welche nach der Reihe zurücktraten, mit dem gemäßigtern Publikum, das sich bald gegen die maßlos destruktive Tendenz des Werkes erklärte, mit dem besonnenen Theil der eigenen Partei, die seinen tollkühnen Fanatismus tadelte, mit dem Mißtrauen der Regierung und dem Haß der Geistlichkeit, welche mehrmals ein zeitweiliges Verbot einzelner Bände erwirkte.

Sein Mitredakteur bei diesem Werke, St. Jean le Rond d'Alembert (1717—83), war in seinem ganzen Wesen maßvoller. Er war ein unehelicher Sprößling der berühmten Tencin, die ihn zu Paris auf den Stufen der vormaligen Kirche, von der er seinen Vornamen empfing, ausgesetzt hatte. Sie wollte später den Gefeierten als Sohn anerkennen, doch er wies sie zurück und blieb bei der armen Glaserin, die den Findling so liebevoll auferzogen hatte. Er förderte den Materialismus weit weniger theoretisch durch seinen Geist, als praktisch durch sein Ansehen und seinen Einfluß, der sich auf seinen Ruhm als Mathematiker gründete. Seine außerordentlichen Anlagen für die Mathematik, die er namentlich auch für das praktische Leben zu verwerthen wußte, bewies er in einer Reihe von Abhandlungen über die Bewegung der festen Körper in einem flüssigen Medium, über die Intregal-Rechnung, über die Dynamik, die er mit dem auch für die Geometrie und die Astronomie so folgenreichen Satze von dem sich stets gleich bleibenden Verhältniß zwischen der Bewegung und der bewegenden Kraft bereicherte, über das Gleichgewicht, über die Bewegung der Flüssigkeiten, über die allgemeine Ursache der Winde, über die reine Analysis, über die Lehre vom unendlich Kleinen, endlich über verschiedene astronomische Fragen vom höchsten Belang. Schon die ersten dieser Arbeiten, die alle zwischen die Jahre 1739 und 1756 fallen und die der Wissenschaft mehr nützten als die gesammte Wirksamkeit Diderot's, verschafften dem kaum Vierundzwanzigjährigen die Aufnahme in die Académie des Sciences, und sicher wäre er mit solchem Wissen und solchem Scharfsinn einer jener Epochemachenden Heroen der Wissenschaft geworden, hätte er sich nicht der Zeitströmung folgend, der Philosophie zugewendet, wo er offenbar nicht an seinem Platze war. Er war hier auf einmal ein ganz anderer Mensch: vorher so schüchtern bedächtig in seinem ganzen Wesen, so vorsichtig im gelehrten Gespräch, so besonnen und gründlich in seinem positiven

Wissen, ja skeptisch in Allem, was nicht Mathematik hieß, — war er jetzt die Entschlossenheit selber, wenn es darauf ankam, die von dem Zeitgeschmack verlangten Utopien der philosophirenden Phantasie in den zuversichtlichsten Machtsprüchen auszukramen. Doch blieb er im Wesentlichen bei dem eigentlichen, mehr theoretischen Ausgangspunkt des Sensualismus, bei der Locke'schen Denklehre, stehen, während er dagegen an den materialistischen Consequenzen derselben, an den Fragen nach dem Dasein eines persönlichen Gottes, nach der Unkörperlichkeit, Unsterblichkeit und Willensfreiheit der Seele, halb mit aufrichtiger Skeptik, die überall eine mathematische Evidenz verlangte, halb mit feiger Zurückhaltung vorüberging, selbst in den vertraulichsten Briefen. Eben in diesen „Briefen", wo er an Allem zweifelt, tritt er zum erstenmal für den Materialismus ein, den dann seine „Elemente der Philosophie", eine Art Encyclopädie der Metaphysik, Denk- und Sittenlehre, Grammatik, Mathematik, Mechanik, Physik und Astronomie, in systematischem Zusammenhang entwickeln. Unter Anderm sucht er hier auf geometrisch-demonstrativem Weg der Sittenlehre eine vernunftgemäße Grundlage zu geben: „Unser Ueberfluß gehört uns erst dann zum eigenen Verbrauch, wenn dem Andern das Nothdürftige nicht mehr mangelt; nur das ist wirklich mit Fug und Recht unser eigenes Vermögen, was wir nicht von der Nothdurft, sondern vom Ueberfluß der Andern erworben haben." Gut, aber unser rechnender Moralist hätte uns sagen sollen, wo eigentlich die Grenzlinie zwischen der Nothdurft und dem Ueberflusse liegt. Am kirchenfeindlichsten tritt d'Alembert in seiner Vertheidigung des Abbé de Prades (der in einer öffentlichen These die Wunder Christi mit den Thaten Aesculaps verglichen hatte) auf, wo er den Kampf gegen die positive Religion geradezu für eine heilige Sache erklärt. Ganz abseits von diesem Kampfe und dem übrigen Parteigetrieb hält er sich dagegen im „Essai sur les gens de lettres", wo er die niederträchtige Kriecherei der um die Gunst und das Vertrauen der Großen bettelnden Schriftsteller brandmarkt und gegen die Albernheiten der Zueignungsschriften eifert. Am populärsten und gefeiertsten wurde d'Alemberts Namen durch seine „Vorrede zur Encyclopädie", die in gedrängter Uebersicht und treffender Charakteristik ein principiell aufgefaßtes, bis in's Einzelne mit concreter Anschaulichkeit und mathematischer Bestimmtheit durchgeführtes Gesammtbild von der Entwicklung der Wissenschaft, der Kunst und der Philosophie entwirft (1750). Die Arbeit, jedenfalls die werthvollste in der ganzen

Encyclopädie, trug dem Verfasser einen Sitz in der Académie des Lettres ein, deren Secretär er wurde. Als solcher machte er sich durch seine pflichtschuldigen Lobreden auf verstorbene Akademiker berühmt, obwohl sie an Aufrichtigkeit und Geist, wie an Fluß und Schwung des Styls hinter denen seines Vorgängers Fontenelle zurückstanden. Inzwischen wuchs sein Ansehen immer höher. Friedrich II wollte ihn zum Präsidenten seiner Berliner Akademie, Katharina II zum Erzieher ihres Sohnes machen; doch aus Anhänglichkeit an die heimathliche Umgebung schlug er beides aus, um in stiller Zufriedenheit nach wie vor im dunkeln, engen Häuschen seiner Pflegemutter und nach ihrem Tode bei dem geistreichen Fräulein l'Espinasse, mit der ihn eine herzliche, doch sittlichreine Freundschaft verband, zu weilen. Alle Vornehmen, die einen Hauslehrer brauchten, wandten sich an ihn um Rath, und so hatte seine Gutherzigkeit auch in dieser Beziehung gar viele Gelegenheit, sich zum Wohle Anderer zu bethätigen.

Diese beiden Männer also waren es, die das kolossale Unternehmen der Encyclopädie zu leiten und die ihm namentlich, der Masse der untergeordneten Mitarbeiter gegenüber, den einheitlichen Charakter zu wahren hatten, zu welchem Zwecke sie die eingelieferten Artikel großentheils mehr oder weniger umarbeiteten und dabei namentlich den das Ganze als rother Faden durchziehenden philosophischen Grundgedanken überall gehörig hervorhoben: der menschliche Geist sollte in diesem alle Wissenschaften behandelnden Buche das Ganze seiner Errungenschaften überschauen und sich so im stolzen Bewußtsein seiner eigenen Kraft zur vollendeten Emancipation von jeder geistigen Autorität ermannen. Dieser Zweck spricht sich vornehmlich in der bereits erwähnten Vorrede d'Alemberts aus, die dem ganzen Werke zugleich die Methode vorzeichnet. Der Gedanke, den dieselbe ausführt, sowie die fehlerhafte Anordnung in dieser Ausführung stammen von Baco von Verulam, den der Verfasser an positivem Wissen und an universalischer Anschauungsweise, die im Einzelnen überall nur den Gesammtfortschritt sieht, übertrifft, während er ihm an Kraft der Phantasie und der concreten Plastik*), sowie an jener Wärme nachsteht, die zur Ueberzeugung und Bewunderung fortreißt, ohne zur Ueberlegung und Erörterung Zeit zu lassen. Auch fehlt es

*) Wenn z. B. Baco die Geographie und die Chronologie die beiden „Augen" der Geschichte nennt, so heißen sie hier ihre „Ableger" und „Stützen."

nicht an Inconsequenzen und Einseitigkeiten, die den überzeugenden Eindruck bedeutend schwächen mußten. So leitet d'Alembert wohl mit Locke alle Erkenntniß aus der Sinnethätigkeit ab*), allein das hindert ihn nicht, andererseits doch wieder ein von derselben unabhängiges inneres Sittengesetz anzunehmen, dessen Aussprüche er für eben so zuverlässig hält wie die geometrischen Sätze. In den verschiedenen Wissenschaften sieht er die freien, fertigen Schöpfungen einzelner Erfinder, unter die er dieselben in der nämlichen Weise vertheilt werden läßt, wie ihre Behandlung in der Encyclopädie unter die verschiedenen Mitarbeiter derselben vertheilt worden war. In der letztern selber aber sieht er zunächst eine Darlegung des Ganzen der menschlichen Kenntnisse und Künste nach ihrer innern Ordnung und Verkettung, sodann ein ihre allgemeinen Grundsätze wie ihr wesentlichstes Detail enthaltendes Realwörterbuch derselben. Wie anschaulich die geschichtliche Entwicklung derselben dargelegt wird, wurde bei Gelegenheit bereits erwähnt. Doch übte hier der Parteistandpunkt, der Groll gegen das kirchliche Mittelalter einen störenden Einfluß auf die Objektivität und Gründlichkeit des Urtheils. So sehr die Skizze durch den logischen Zusammenhang, das tiefe, universalistische Verständniß, die überraschende und doch nichts weniger als prunkend zur Schau getragene Fülle von Wissen und die würde- und kraftvolle Sprache besticht, die nichts Declamatorisches an sich hat, so sehr verliert sie andererseits an Werth durch die Einseitigkeit, mit der sie sich im Grunde auf die großen Entdeckungen der jüngsten Vergangenheit beschränkt und mit der sie überhaupt alle eigentliche

---

*) „Nichts ist unbestreitbarer als die Wirklichkeit unserer Sinneseindrücke. Um also zu beweisen, daß sie die Grundlage aller unserer Kenntnisse sind, braucht man bloß darzuthun, daß sie es sein können; denn eine Beweisführung auf dem Grunde anerkannter Thatsachen und Wahrheiten wird in den Augen jedes verständigen Philosophen stets mehr Gewicht haben, als eine nur auf Voraussetzungen beruhende, wenn auch noch so geistreiche." So argumentirt d'Alembert. Allein jener „unbestreitbare" erste Satz wird z. B. gleich von Hume bestritten; das über die Hypothesen ausgesprochene Verdammungsurtheil aber trifft sämmtliche Philosophen jener Zeit und gerade d'Alembert selber ganz besonders, obwohl letzterer dem philosophischen Geiste seiner Zeit nachrühmt, daß er Alles klar einsehen, nichts bloß voraussetzen wolle. Er selbst fügt dem vorhin Angeführten gleich bei: „Um Begriffe bilden zu können, brauchen wir bloß über die Sinneseindrücke nachzudenken... Das Erste, was wir aus den Sinnesempfindungen inne werden, ist unser eigenes Dasein."

Wissenschaft erst von ihrer Wiedergeburt im Reformationszeitalter datirt, wogegen das vorangegangene Mittelalter als die Zeit der gröbsten Unwissenheit in den schwärzesten Farben geschildert wird. „Nur eine jener Revolutionen, die der Menschheit eine neue Gestalt verleihen, konnte ihr auch das geistige Licht wieder zurückgeben: die Zerstörung des griechischen Kaiserthums, aus dem sich die Reste seiner alten Gelehrsamkeit nach dem Abendlande flüchteten, dann die gleichzeitige Erfindung der Buchdruckerkunst, und endlich die Unterstützung, die der Kunst und der Wissenschaft von den Medici's und von Franz I zu Theil wurde: — Das war es, was dem menschlichen Geiste zu neuem Leben und Lichte verhalf." Wie gegen diesen Satz, so könnten wir auf dem Standpunkt unserer heutigen vorgeschrittenern Wissenschaft auch gegen die anderweitigen Behauptungen d'Alembert's ein Menge Einwendungen erheben; aber nichts desto weniger lesen wir das Ganze noch immer mit Vergnügen, so sehr fesselt uns die Geisteskraft eines Mannes, der mit eben so viel Muth als kluger Schonung die damals noch von der äußern Macht geschützten Vorurtheile angriff. Wie sehr muß er erst einer Zeit gefallen haben, der die Begier, Alles zu wissen und zwar ohne mühsames Lernen, zur Manie geworden war!

Wäre Diderot's ungezügelte Kraftfülle fortwährend durch die bedächtige Methodik d'Alemberts geschult worden, so hätte wohl die eben so reiche als undisciplinirte Manigfaltigkeit der untergeordneten Talente zur harmonischen Gesammtwirksamkeit vereinigt werden können; allein der letztere zog sich bald ganz zurück, und so leitete Diderot zwanzig Jahre lang ganz allein jenes kriegerische Arsenal, in dem Alles und Jedes — Kunst, Wissenschaft, Gefühl — zu Waffen für die glaubensfeindliche Philosophie verwandelt wurde.

Doch war er nicht bloß der Leiter des Unternehmens, er sah nicht bloß die Arbeiten der Andern durch: er schrieb auch eigenhändig eine Reihe von Artikeln, namentlich über alte Philosophie und noch mehr über Künste und Gewerbe; denn gerade das Technologische wollte er um so stärker berücksichtigen, je weniger es bis dahin beachtet worden war. Eben deshalb aber, weil es ihm hier an Vorgängern gebrach, kostete es ihn auf diesem Gebiete um so mehr eigene Vorarbeiten und gar manche Stunde brachte er in den verschiedensten Werkstätten mit den sorgfältigsten, eingehendsten Beobachtungen und eigenen Versuchen zu. Er besaß einen scharfen Blick, der die individuellen Fähigkeiten der einzel-

nen Mitarbeiter besser herausfand, als diese sich selber kannten; eine universale, wenn schon nicht gründliche Bildung; eine seltene Beharrlichkeit in der Arbeit und eine ebenso seltene Schreibfertigkeit, die beide noch aus jener Zeit stammten, in der er um sein tägliches Brod schreiben mußte. Er war wohlwollend gegen Jeden, der ihm schmeichelte, und verschmähte auch die leichteste Geisteswaare nicht, wenn sie nur der Sache nützte, der er sich mit Leidenschaft ergeben. So eignete er sich denn vortrefflich zum Führer jener Schaar von Untergebenen, die er bei seinem Zerstörungswerk als Handlanger benützte. Er hatte die Gabe, mit raschem Verständniß in das Innerste und in die kleinsten Einzelheiten jedes Gegenstandes — sei es ein Strumpfwirkergewerb, sei es eine metaphysische Idee — einzudringen und sich so vollständig in die Gedanken Anderer, in ihre Bücher hineinzuleben, daß er ganze Seiten — und zwar recht glanz- und effectvolle — darüber schreiben konnte. Dabei machte er sich kein Gewissen daraus, seine Quellen beliebig zu fälschen und einem Kirchenvater oder einem andern kirchlichen Schriftsteller gelegentlich einmal eine Ketzerei in den Mund zu legen*). In dieser Weise schrieb er nicht weniger als neunhundert und neunzig Artikel über alle möglichen Gegenstände. Natürlich blieb ihm darüber keine Zeit mehr zum Lesen und Nachdenken. Um so rascher war dafür seine fruchtbare Einbildungskraft bei der Hand, wenn es sich darum handelte, für irgend eine Erscheinung eine erklärende Theorie zu erfinden. Es konnte ihm nicht schwer fallen, da er, ohne sich um die Prinzipien und Consequenzen seines englischen Sensualismus viel zu kümmern, das Widersprechendste mit einander in Einklang zu bringen wußte, Thatsachen und Träumereien, Unglauben und Mysticismus, die Weltanschauung des Cynikers und die des erhabenen Idealisten. Er pflegte sich zu rühmen, „sein Lehrer sei das Weltall, sein Schüler das Menschengeschlecht."

Die Encyclopädie.

Schon in der allgemeinen Anordnung des Stoffes spricht sich der Parteistandpunkt der Schule aus: von dem Menschen und seinen Vorstellungen und Bedürfnissen wird durchaus Umgang

*) Z. B. da wo er unter der Rubrik „Feuilles" eine Stelle aus Bossuet anführt, setzt er durchweg „Natur" und „allgemeine Gesetze" für „Gott" und „Vorsehung", so daß er am Ende aus seinem Gegner geradezu einen Anhänger seiner eigenen materialistischen Philosophie macht.

genommen; selbst bei der Darstellung des Technologischen, das doch nur durch und für den Menschen besteht, ist die Rücksichtnahme auf die Natur das bestimmende Moment für die Reihenfolge der Materien: alle die verschiedenen Gewerbe werden gleich unter der Rubrik des Materials, das sie verarbeiteten, beschrieben, als bloßer Anhang zur Naturgeschichte. So findet man unter „Metallurgie“ den Münzpräger, Goldschläger, Goldarbeiter, Vergolder u. s. w., unter der Rubrik „Edelsteine“ den Steinschneider und den Juwelier beisammen. Immer erscheint der Mensch als das dem Material Untergeordnete. Auf diese Weise kommen die verschiedenartigsten Gewerbe in ein und dieselbe Abtheilung zu stehen, während die zusammengehörigen getrennt werden: der Glaser, der Fensterscheiben einsetzt, steht neben dem Optiker, der Fernröhren construirt, der Handschuhmacher neben dem Gerber, nicht neben dem Schneider, der Apotheker neben dem Arzt, nicht neben dem Chemiker; die Schiffsbaukunst und die Schifffahrtskunde werden zusammen unter der Rubrik der Hydrodynamik behandelt, obschon die berühmtesten Admirale kein Boot verfertigen, die geschicktesten Arbeiter der Werfte keine geographische Breite auffinden können.

Die Naturgeschichte wurde Daubenton, die Hydraulik und die Botanik d'Argenville, die Lehre von der Elektrizität und dem Magnetismus Monnier, die Grammatik Dumarsais, die Taktik Leblond übertragen; mit den schönen Künsten befaßte sich Landois und Blondel, mit der Balistik und der Farbenlehre Bernoulli, mit der Astronomie und der Physiologie Lalande, mit der Chemie Moreau, mit der Musik Rousseau, mit der Kritik, der Geschichte und der schönen Wissenschaft Voltaire und Marmontel, mit der Alterthumskunde Jacourt, mit der Rechtswissenschaft Formey und Toussaint, mit der Metaphysik, Denk- und Sittenlehre Yvon. Hinsichtlich der Heilkunde und der einschlägigen Wissenschaften erklärt Sprengel, daß viele Mitarbeiter in der Sache weniger bewandert zu sein scheinen als ein deutscher Candidat, der seine erste Inauguralrede veröffentlicht. Noch kläglicher steht es mit der Staatswissenschaft und der Sittenlehre*); deßgleichen mit der schönen Wissenschaft, die in pedantischer Weise behandelt wurde, und mit der Geschichte

*) So wird unter der Rubrik „Unsterblichkeit“ wohl von derjenigen gesprochen, die man sich im Andenken der Nachlebenden erwirkt, aber von einem zukünftigen Leben verlautet kein Wort. Von Epikur heißt es,

die unter der Herrschaft des Bayle'schen Pyrrhonismus steht. In den exacten Wissenschaften dagegen folgte man Newton, wobei man den Stand, den die Wissenschaft um jene Zeit erreicht hatte, genau bezeichnete.

Es war sicher ein großartiger Gedanke, alles was der Geist bis dahin erforscht hatte, inventarmäßig zusammenzustellen und damit zugleich die Punkte zu bestimmen, auf die sich die neuen Forschungen zu richten hatten. Es war nicht minder ein preiswürdiger Zweck, wenn man die Wissenschaft dem Volke mundgerecht machen und die Industrie als solche zu Ehren bringen wollte, indem man jedem Schreibenden die Nothwendigkeit auferlegte, seine Gedanken in eine lesbare, gemeinverständliche Form zu bringen und das allgemeine Interesse zu erwecken. Es lag etwas Anziehendes in dem Zusammenwirken so vieler Männer von Geist — Aerzte, Officiere, Abbé's, die von der Arbeit weder pecuniären Gewinn, noch, da die Meisten anonym blieben, Ruhm zu erwarten hatten. Die Arbeit selber aber war darum nicht weniger kläglich. Die vereinzelten Artikel von hervorstechender Selbstständigkeit in der Behandlungsweise verlieren sich vollständig unter der Masse des Mittelmäßigen und Werthlosen. Nicht ein einziger Theil des Ganzen ist wirklich gelungen zu nennen. Da das letztere den Parteizwecken dienen sollte, so bedurfte es vor Allem des Effekts kühner, paradoxer Gedanken; überall wird, der Tendenz und dem augenblicklichen Eindruck zu lieb, in Hyperbeln gesprochen. Die Fortschritte des Geistes, die bereits angestellten und noch anzustellenden Untersuchungen, das Gewisse wie das Ungewisse, das Individuum und die Gesellschaft, Alles wird mit kritischem Blicke gemustert, an Alles wird der Höllenstein der neuen Philosophie angelegt, Alles soll geheilt, verbessert werden. Ueberall weiß Diderot seinen Atheismus anzubringen, selbst an Stellen, wo man es am wenigsten erwarten sollte. Bei dieser Unwissenschaftlichkeit des aller Objectivität und Wahrheitsliebe entbehrenden Werkes darf man sich nicht wundern, wenn es heut zu Tage Niemand mehr liest; lohnt es doch nicht einmal der Mühe des Nachschlagens.

So hat es also mehr die geschichtliche Bedeutung einer fol-

---

er sei der einzige unter den alten Philosophen gewesen, der seine Sittenlehre mit dem, was er für das wahre Glück des Menschen hielt, und seine Vorschriften mit den Trieben und den Bedürfnissen der Natur zu vereinbaren wußte.

genreichen Thatsache, als die eines Buches von literarisch-historischem Werth. Wohl erkannte die Geistlichkeit das Gefährliche eines solchen dämonischen Gegners, dessen Zahl Legion war; wohl faßte auch der Staat Mißtrauen gegen eine derartige Verbindung, allein er war zu unentschlossen, um ihr offen entgegen, und zu ungeschickt, um als Beschützer an ihre Stelle zu treten und sie dadurch zu entwaffnen. So kam es, daß er, der in seinem ängstlichen Mißtrauen sogar Voltaire's harmlosestes Buch, das „Leben Karls XII", verboten hatte, den Druck dieses Werkes, eines förmlichen Lehrbuchs des Atheismus, gestattete oder sich demselben höchstens in Folge einer augenblicklichen Laune der Frau von Pompadour widersetzte, die damals über Gunst und Ruhm nach freiem Belieben verfügte.

Das Buch fand um so weitere Verbreitung und um so mehr Leser, je inniger sich in ihm die Darstellungsweise mit dem wissenschaftlichen Inhalt zur Förderung des Zweckes verbunden hatte. Wohl wissend, wie abstoßend eine schulmäßig gelehrte Behandlungsweise für die müßigen Kreise der Vornehmen ist, hatten die Verfasser Alles so geistreich, faßlich und überzeugend als möglich entwickelt und sich dabei wohl gehütet, durch einen allzu ernsthaften Ton zurückzuschrecken. Alles war mit den bestechenden Phrasen der Philanthropie gewürzt, die man an die Stelle der alten, christlichen Nächstenliebe gesetzt hatte und die man viel bequemer fand als diese, da sie, als Liebe zur Menschheit in abstracto niemals durch eine Handlung, durch die Unterstützung eines Individuums bewiesen zu werden brauchte. Man wollte um jeden Preis von Allem eine einfache, bündige Erklärung geben, und so absolut willkürlich die materialistischen Voraussetzungen waren, von denen man ausging, so willkürlich und extravagant waren die daraus gezogenen Folgerungen, die bald genug für das praktische Leben die unseligsten Früchte trugen. Von unzähligen Flug- und Zeitschriften unter tausenderlei Gestalten immer wieder neu aufgewärmt, beherrschten diese Ideen die junge unter ihrem Einfluß herangewachsene Generation um so mehr, als seit der Aufhebung des Jesuitenordens das Unterrichtswesen ganz und gar in die Hände der Schüler der Encyclopädie gekommen war.

So verbreiteten sich die destruktiven Lehren der letztern mit all ihrem Negationsgeist, ihrer frechen Gottesleugnung, ihrer zügellosen Sprache immer weiter, unbeirrt durch den schwachen Widerstand, den sie fanden. Pathos und Posse, Irrthum und Wahrheit, Alles wurde von den Aposteln der neuen Weltanschauung

in verschwenderischem Maße benützt, um diese volksthümlich zu machen. Bald suchte auch der Skepticismus eine Stütze in der Intoleranz, die er am Gegner so bitter getadelt, und die Aussprüche des Unglaubens wurden zu Glaubensartikeln. Voltaire galt jetzt als Feigling, weil er noch am Dasein eines Gottes festhielt, und der Atheismus wurde zum allgemeinen Feldgeschrei. Jeder, der nicht durch die Ton angebenden Kreise, gegen deren Urtheil es keine weitere Berufung gab, als altfränkischer Obscurant verhöhnt werden wollte, mußte in den allgemeinen Chor einstimmen. Der Haß gegen die Religion verdrängte alle edlern Gefühle, selbst bei den Bessern. Die Könige buhlten um den Beifall der Encyclopädisten und bestrebten sich, denselben durch die Befehdung des Christenthums zu verdienen. Gustav III von Schweden und Stanislaus Poniatowski schöpften aus dieser giltigen Quelle. Katharina II und Kaunitz besoldeten eigene Leute, die ihnen Alles gleich mittheilen mußten, was sie von Voltaire und den Seinigen lasen oder hörten. Friedrich II beobachtete ihren Hader hinter einem Wall von Bajonetten und glaubte staatsklug zu handeln, wenn er ihren Lehren Gehör schenkte und alles Heilige verlachen half: denn je weniger er bei den Fürsten beliebt war, desto mehr lag ihm an der Gunst der Menge. Darum nahm er die Flüchtlinge bei sich auf und lud er auch die andern Encyclopädisten zu sich ein. Er beförderte d'Argent und Maupertuis zu hohen Stellen, zog Helvetius bei seinem Plan einer Neugestaltung des Zoll- und Finanzwesens zu Rathe, und half einem De Prades und La Beaumelle zu ihren momentanen Triumphen, ebenso jenem elenden La Mettrie, von dem ein Atheist selber sagte, er habe mit der anmaßenden Zuversicht eines Narren die Lehre des Lasters verkündigt.

Waren diese Männer auch wirklich das, was wir in ihnen sahen, waren sie wirklich Aufrührer, die sich gegen die Gesetze des Staates und der Kirche verschworen hatten? Das stände ja im Widerspruch mit jener allgemeinen Menschenliebe, mit der sie sich brüsteten, mit jenem gefühlvoll-weichen Wesen, mit dem die gesammte Literatur dieser Zeit kokettirt, im Roman wie in der Geschichte, in der Dichtkunst wie in der Rechtswissenschaft. Wir wissen wohl, daß derjenige, der gefälschte Münzen in Verkehr setzt, weniger verbrecherisch handelt als der Falschmünzer selber. Ohne Zweifel wollte auch Helvetius damit, daß er die Selbstliebe als oberstes sittliches Princip aufstellte, nur sagen, daß die gesammte Tugend auf derselben beruhe, nicht aber, daß der eigene

Vortheil dem der Gesammtheit unbedingt vorzuziehen sei. Allein so viel bleibt doch gewiß: alle jene Humanität und jene Offenherzigkeit, auf die sich diese Philosophen so viel zu gute thun, sind weiter nichts als eine Maske, hinter der sich die entschiedenste Scheu vor der Wahrheit verbirgt. Während der Eine seine Verachtung gegen die Menschheit deutlich genug durchschimmern läßt, trägt der Andere seine Unsittlichkeit ungescheut zur Schau. Rousseau, der in seinem Contrat social (I, 2) den saubern Satz aufstellte, sobald die Kinder die Hülfe ihrer Eltern nicht mehr brauchen, seien sofort alle natürlichen Bande zwischen ihnen zerrissen, Rousseau war hier in seiner Handlungsweise noch unnatürlicher, gewissenloser als in seiner Lehre: er setzte seine Bastarde als Findlinge aus. Linguet schlug in seiner „Theorie der Gesetze" die Wiedereinführung der Haussklaverei vor. Von Maupertuis haben wir bei Gelegenheit bereits erzählt, daß er die zum Tod verurtheilten Verbrecher den Anatomen übergeben wissen wollte, damit diese in dem noch lebenden Gehirn den Mechanismus der Denkthätigkeit auffinden sollten. Es gibt einen Roman aus dieser Zeit, wo alle, auch die heiligsten Bande der Natur schonungslos zerrissen werden, wo selbst die Menschenfresserei gebilligt wird. Mehrere dieser Menschenbeglücker verwerfen den Begriff des persönlichen Eigenthums, den Unterschied von Mein und Dein. Diderot ist überzeugt, daß jeder Vater den Verlust seines Kindes unbedenklich dem seines Vermögens und seines Comforts vorziehen würde, falls ihn die Scham vor den Andern nicht zurückhielte.

Der Arzt La Mettrie erklärte, nur der unwissende Pöbel unterscheide zwischen Leib und Seele, der Philosoph aber könne darüber nur lachen, er habe als Weiser die Wahrheit zu suchen, dagegen als Glied der staatlichen Gesellschaft den Irrthum zu verbreiten und den Menschen zu studiren, um ihn betrügen zu können. So zieht er, schamloser als seine Genossen, die Consequenzen der neuen Lehre ohne alle Bemäntelung und Milderung, und eben um dieser instructiven Offenheit willen — sein einziges Verdienst — wurde er oben und wird er hier genannt. Seine „Kunst zu genießen", seine Abhandlungen „über das Glück" und „über die Seele" zeichnen sich durch nichts aus, als durch die empörende Gewissenlosigkeit, mit der hier jedes sittliche Gefühl vernichtet und mit der zum Laster und Verbrechen aufgefordert wird, so oft sie uns nützen. Nach ihm ist der Mensch eine Uhr, deren bewegende Federn seine Leidenschaften sind; seine Tugenden und seine

Laster sind nur die natürlichen Folgen seiner Naturanlage. Er ist ein zu freier Bewegung befähigter Pflanzenorganismus, aus dem Klima und Nahrung bald einen Helden, bald einen Schurken machen. Auch die Thiere werden sich vervollkommnen und zu Menschen werden, sobald irgend ein Genie die Kunst erfinden wird, sie sprechen zu lehren. Während die Philosophie sich mit der Wahrheit befaßt, besteht die einzige Aufgabe der Moral und der Religion darin, daß sie zum Frommen der Gesellschaft ein Gewebe von Lügen ersinnen, und so ist auch die gesammte Bildung nichts weiter als ein solches auf den Nutzen des Volkes berechnetes Lügengewebe. Darum muß sich der Philosoph von dem großen Haufen vollständig absondern, um für sich allein zu forschen, doch ohne die gesellschaftliche Ordnung umzustürzen. Das war die Lehre des Wüstlings, dem Friedrich II den Vorsitz in der Akademie übertrug und dem er eine Lobrede hielt, als er sich zu Berlin mit einer aus Bravour verschlungenen Trüffelpastete den Magen überladen und so einen würdigen Tod gefunden hatte.

Dadurch also wollten diese Philosophen den Menschen adeln, daß sie seine Würde mit Füßen traten und seine Willensfreiheit kühn verneinten. So meinte Diderot: „Wären wir in unserer Erkenntniß weiter vorgeschritten, so würden wir finden, daß Alles, was da ist, nothwendig so sein muß, wie es ist, und daß auch unsere Laster wie unsere Tugenden durchaus von dieser Naturnothwendigkeit bestimmt sind" (cf. Encyclopédie, unter „Évidence", „Éthiopien"). „Ein unwiderstehliches Verhängniß beherrscht die ganze Natur", fügt Voltaire bei; „es wäre ein seltsamer Widerspruch, eine Widersinnigkeit, wollte der Mensch allein seinen eigenen Willen haben, während die Gestirne, die Elemente, die Pflanzen, die Thiere den Gesetzen eines höhern Wesens widerstandslos gehorchen" (s. Principe d'action). Helvetius schloß hieraus, es gebe Menschen, die so ganz zum Unglück geboren seien, daß sie nur durch Handlungen, die sie geradenwegs zum Galgen führen, glücklich sein können" (cf. l'Esprit, I. 4). Voltaire und Holbach erklären, „der Zweck rechtfertige jedes Mittel und auch die Lüge sei erlaubt, sobald sie Vortheil bringe" *). Und durch welche Schand-

---

*) Im Systeme de la nature heißt es: „Ist der Mensch durch seine Natur genöthigt, sein Wohl zu lieben, so muß er auch die Mittel dazu lieben; es wäre nutzlos und vielleicht ungerecht, wollte man dem Menschen zumuthen, er solle tugendhaft sein, wenn er dieß nur auf Kosten seines Glückes sein kann. Sobald das Laster glücklich macht, muß man es

schriften entehrten sich mitunter die beiden Häupter der neuen Philosophie, Voltaire und Diderot!

Und diese Philosophen, die die ganze Welt durch ihre Lehren umgestalten wollten, waren zu Allem hin nicht einmal selber von der Wahrheit der letztern überzeugt. La Mettrie gestand offen: „Ich spreche nicht so von der Moral wie ich von ihr schreibe; innerhalb meiner vier Wände spreche ich meine Ueberzeugung aus, vor dem Publikum aber sage ich das, was ich für nützlich halte; dort ziehe ich als Philosoph die Wahrheit vor, hier als Staatsbürger den Irrthum.“ D'Alembert's Testament begann mit den drei heiligsten Namen. Diderot freute sich, wenn er einen Mönch oder eine Prozession mit dem Allerheiligsten sah; er war seinen Kindern mit aufrichtiger, herzlicher Liebe zugethan, er zog sie religiös, ergötzte sich an den Reizen der Natur und wiederholte gern die Worte seines alten Vaters: „Mein Sohn, die Vernunft ist ein gutes Ruhekissen, aber noch besser ruht das Haupt auf dem der Religion und der Gesetze.“ Er sprach mit Begeisterung von Gott und erklärte, als sich einst Jemand darüber wunderte: „Ich spreche jetzt, wie es mir um's Herz ist. In der Stadt kann ich wohl Atheist sein, aber nicht hier auf dem Lande, und so bin ich, wie jener Mann, von dem uns Montesquieu erzählt, das eine Halbjahr Atheist, das andere Deist.“ „Wohl- und Uebelbefinden hängen von unserer Philosophie ab“, sagte Voltaire, welcher einmal ausrief; „o wie herrlich ist dieses eiserne Zeitalter“! und welcher d'Alembert, als dieser den Sieg ihrer Lehre prophezeite, die Antwort gab: „Das muß dann einen hübschen Lärmen und Wirrwarr absetzen.“

So waren es also nur schwankende Theorien, die der spottende Skepticismus an die Stelle der tröstenden Wahrheiten setzte. Man nahm der leidenden Menschheit die Hoffnung auf ein anderes Leben, um in diesem nur die Qual bestehen zu lassen, während man doch das Vergnügen als seinen letzten Zweck hinstellte.

Freilich begriffen diese Leute, die nach Burke's Geständniß Allem den Krieg erklärten, was im Guten oder Bösen einige Autorität über die Menschen besaß, keineswegs, zu welch unseligen

---

lieben.“ Voltaire aber sagte: „Die Lüge ist nur dann ein Laster, wenn sie schadet; dagegen ist sie eine sehr große Tugend, sobald sie Jemand nützt. Laßt uns also tugendhafter sein als je! Man muß lügen wider Satan und zwar nicht nur für einige Zeit, sondern für immer und mit kühner Entschlossenheit... Die großen Staatsmänner müssen immer das Volk betrügen (s. Correspondance générale.).“

Folgen ihr Beginnen führen müsse. Wirklich wollte keiner dieser Philosophen die Revolution in der Gestalt, wie sie nachher kam; keiner sah ihre unvermeidlichen Entwicklungsphasen voraus, keiner wußte anzugeben, von welcher Seite das Heil zu erwarten sei. Weniger von ihrer Ehrlichkeit, als von ihrer Stärke überzeugt, glaubten sie, die Welt würde besser fahren, wenn Alles nach den Vorschriften der Condillac'schen Logik eingerichtet würde; die Moral lasse sich in strengen Lehrsätzen darlegen wie die Arithmetik; die wohlfeilen Tugenden der Weltbürger ständen an sittlichem Werthe höher als die schwer zu erringenden Tugenden des Staatsbürgers und des Christen; die Fortschritte zum Bessern würden durch die eigene Einsicht hervorgerufen und durch die angeborne Güte des Herzens vollendet werden*).

Auch in England wiederhallten die Rednerbühnen von den kühnsten Reformvorschlägen der Politiker, allein diese Vorschläge, die schon das Nüchterne und Präcise der Sprache mehr auf das Reelle, Praktische einschränkte, betrafen hier immer nur bestimmte Verbesserungen an irgend einem positiven Gesetze des eigenen Landes. Dagegen wollten die in die unbestimmteste Weite gehenden, von allen positiven, geschichtlichen Grundlagen absehenden Pläne

*) Zu jener Zeit, wo die Guillotine Tag für Tag bei hundert und fünfzig Opfer wegmähte, wo man einen eigenen Abzugskanal für das Blut brauchte, aus dem die von den Philanthropen gepredigte Ständegleichheit sprossen sollte, sprach sich Robespierre, der doch nichts weniger als ein Jesuit oder ein Pietist war, in folgender Weise über die Encyclopädisten aus: „Diese Sekte blieb auf dem politischen Gebiete stets hinter den Rechten des Volkes zurück, während sie auf dem sittlichen weit über die Beseitigung der religiösen Vorurtheile hinausging. Manchmal ereiferten sich zwar ihre Häupter gegen den Despotismus, aber sie waren darum nicht weniger feurige Verehrer der Despoten. Mitten zwischen die gegen den Hof gerichteten Abhandlungen hinein verfaßten sie Zueignungsschreiben an die Könige, Reden für die Höflinge und Gedichte an die Hofdamen und Mätressen. So stolz und kühn ihre Feder und Zunge war, so demüthig schmiegten sie sich in den Antichambern. Mit großem Eifer verkündigten sie den Materialismus, zu dem sich alle die „großen" und die „schönen" Geister hinneigten. Ihnen verdankt man zum Theil jene Art von praktischer Philosophie, die das Prinzip der Selbstsucht zum förmlichen System ausbildete und die darum das Leben der Gesellschaft als einen Krieg der gegenseitigen List betrachtet, dessen Erfolg die Richtschnur für die Unterscheidung von Recht und Unrecht bildet; jene Philosophie, der die Ehrlichkeit als Sache des guten Geschmacks und der Höflichkeit, die Welt als das Eigenthum listiger Schurken gilt."

der französischen Staatsphilosophen eine großartige, allgemeine Umgestaltung der menschlichen Gesellschaft, wobei von Allem, was der Ausführung von Seiten der Wirklichkeit und des praktischen Bedürfnisses hemmend in den Weg treten mochte, einfach Umgang genommen wurde. Aber gerade dieser imponirende Charakter des philosophisch Absoluten war es, was in Verbindung mit der herrschenden Vorliebe für französische Literatur und Art jenen Ideen zu so weiter Verbreitung verhalf.

Bald fanden die letztern auch den Rückweg nach England, das den ersten Anstoß dazu gegeben, und selbst die verständigsten Denker, namentlich die Geschichtsforscher, ließen sich von ihnen auf Abwege locken. In Rußland war es nicht das Volk, sondern die Regierung, die ihnen huldigte. In Italien bildete der alles freie Denken hindernde Druck von Oben eine Schutzwehr gegen die Ansteckung, aber freilich schnitt er auch zum Voraus die Möglichkeit eines kräftigen Widerstandes gegen dieselbe ab, so daß außer Gerdil und dem kaum nennenswerthen, selber so oft der Wiederlegung bedürftigen Spedalieri gerade in dem Lande, das den heiligen Sitz der ewigen Wahrheit in sich schließt, kein Kämpfer für die letztere aufstand. Die ernsten bedächtigen Deutschen sahen in der ganzen Bewegung nur die Vollendung der religiösen Emancipation, der Reformation, und so waren sie denn gleich bereit, in ihren Zeitschriften die neue Lehre zu zergliedern und zu verbreiten, bis sie zuletzt auch in die untern Volksschichten drang.

Um die letztere zu wiederlegen, versuchten Einige, die positive Religion auf rein dialektischem Weg als vernunftgemäß darzulegen. So geht der Genfer Bonnet in seiner „Palingénésie philosophique“ (1769) von den naturalistischen Principien der Gegner selber, namentlich von dem obenerwähnten Bild der empfindungsfähigen Statue aus, um auf dieser Grundlage durch Inductionsschlüsse das Dasein einer transcendentalen Welt nachzuweisen und mit ehrlicher Zuversicht verschiedene für die Moral wichtige Folgerungen zu ziehen*). Er weist darauf hin, wie die Leiden und Wirren dieses Lebens nothwendig zum Glauben an ein anderes führen, meint aber dabei, daß sich alle diese lei-

*) Während der Metaphysiker Condillac mit seinem Bilde von der entwicklungsfähigen Statue bei der bloßen Abstraktion stehen geblieben war, richtet der Naturalist Bonnet sein Augenmerk auf ihren organischen Bau; er hebt die Bedeutung der Seele und ihrer aktiv wirkenden Kräfte gehörig hervor, während sie bei Condillac bloß passiv ist.

denden Geschöpfe, selbst unter den Thieren, auf der Stufenleiter der Intelligenz immer höher entwickeln. Mit dem Leibnitz'schen Systeme vertraut, sieht er in dem ganzen Weltall nur Einen großen, streng in sich zusammenhängenden Organismus von unendlich weiser Einrichtung, die ihn wieder zu neuer Bewunderung hinreißt. Um diesen Organismus noch einheitlicher zu gestalten, verwandelt der Träumer die Auferstehung des christlichen Dogma's in eine eigentliche Metempsychose, wonach die Seelen der Menschen und selbst die der Thiere nach dem Tode immer wieder in neue Körper übergehen, unter fortwährender sittlicher und intellectueller Veredlung. Auf diese Weise hoffte er die philosophirende Vernunft mit dem Glauben zu versöhnen.

Der berühmte Schwede Linné sprach von der Gottheit mit einer Achtung, zu deren Aeußerung damals Muth gehörte, und benützte in seinen Schriften jede Gelegenheit, das Wundervolle in ihrer Schöpfung mit gehörigem Nachdruck hervorzuheben. Auch der edle Schweizer Albrecht v. Haller (1708—77) hielt dem französischen Unglauben gegenüber fest an dem Gott der Offenbarung, den er in der Natur und in der Schrift gefunden und den seine männlich-ernste, nur etwas trocken lehrhafte und breit schildernde Muse in den „Alpen" und anderwärs so warm besang. Reimar gründete in seinen gemeinfaßlich auseinandergesetzten „Hauptwahrheiten der Naturreligion" (1754) den Beweis für das Dasein Gottes darauf, daß die Organisation der Menschen und Thiere einen allweisen Schöpfer voraussetze und daß auch die unorganische Natur in ihrem teleologischen Causalnexus durchweg auf einen letzten allgemeinen Endzweck hinstrebe. Der jüdische Philosoph Mendelssohn bewies in seinem „Phädon" die Unsterblichkeit der Seele, in seinen „Morgenstunden" das Dasein Gottes. Der Düsseldorfer Friedrich Heinrich Jakobi (1743—1819) verwahrte sich im Namen der subjectiven Gefühlsreligion gegen das einseitig dialektische Vorgehen der andern Philosophen und ihre dogmatischen Systeme, während er seinerseits nicht nur kein solches aufstellte, sondern überhaupt mit seinen Ansichten nie recht in's Reine kam.

J. J. Rousseau. (1712—78)

Dieser innere Drang, an ein selbstständiges, ursprüngliches Sittengesetz, an die Tugend, an die von den Materialisten als Wahnbilder verspotteten Ideale zu glauben, machte sich auch bei

vielen Anhängern der neuen Lehre selber geltend und so war es erklärlich genug, wenn derjenige, der jenes Bedürfniß am tiefsten empfand oder ihm wenigstens den beredtesten Ausdruck verlieh, so lebhaften Anklang fand. Es war der Genfer Jean Jacques Rousseau, der zwar einerseits die Auflehnung der individuellen Subjectivität gegen die geschichtliche, objective Weltordnung gleichfalls förderte, ja bis zum letzten Extrem, bis zur principiellen Befehdung der Civilisation steigerte, der aber zu gleicher Zeit auf der andern Seite im Namen des Idealismus, des Gefühls, der Natur, der Herzensreligion gegen jene Opposition selber Front machte. So trat er als ganz eigenthümliche, Epoche machende Erscheinung in die Bewegung der Zeit herein, die, wenn auch vorderhand erst theoretisch, mit ihm als ihrem potenzirtesten Ausdruck auf dem social-politischen Gebiete abschließt, auf dem sittlich-religiösen aber einen entscheidenden Umschwung nimmt. Diese seltsame Doppelstellung dem Leben und dem Jahrhundert gegenüber, die sein eigenes Leben von Anfang bis zu Ende kennzeichnet, erklärt sich aus seiner innersten Natur, aus seiner zur maßlosen Eigenliebe, Eitelkeit und Reizbarkeit entwickelten Subjectivität, die keinerlei Berührung mit der Außenwelt ertrug und die doch die huldigende Anerkennung der letzteren um so gieriger suchte, je mehr auf der einen Seite die Vergötterung seinen maßlosen Dünkel und Ehrgeiz, auf der andern die Verfolgung, das Empfindliche, Argwöhnische seines Wesens zum krankhaften Pathos steigerten. So mußte er freilich mit dem Glück und dem Leben, mit sich und der Menschheit zerfallen, so mußte er allein stehen, er, der den wärmsten Freunden, den uneigennützigsten Wohlthätern mißtraute; der von Jedermann die größten Rücksichten forderte, ohne selbst die geringste Rücksicht auf andere zu nehmen; der mit aller Welt im erbittertsten Kampfe lag, mit den Materialisten wie mit der Kirche und dem Staat, der Gesellschaft und der Bildung. Sein ruheloses, abenteuerliches Leben war zu gleicher Zeit die Ursache und die Folge dieses einseitig verbildeten Charakters.

Als Halbwaise bei einem zum Erzieher wenig geeigneten Vater aufgewachsen und bald ganz heimatlos geworden, bekam er keinen Sinn für ein echtes, geistig veredeltes Familienleben; seine Phantasie wurde durch ungeordnete Lectüre verdorben; einige Versuche, ihn für einen bestimmten Beruf heranzubilden, schlugen fehl; und mit fünfzehn Jahren zog er als vollendeter Vagabund in die Welt hinein. Auf Betrieb einer Frau Warens, die ihn aufgenommen, trat er in Turin zum Katholicismus über und be-

stahl sodann seine Brodherrschaft, wobei er den Verdacht auf eine Unschuldige schob. Einem andern Herrn, der ihn großmüthig unterrichten ließ, lief er davon, ebenso seiner Wohlthäterin, die ihn dem geistlichen Stande widmen wollte. Er wurde jetzt Musiklehrer in Lausanne, dann, nachdem er eine Zeitlang als Glücksritter herumgezogen, Erzieher in Paris, endlich für mehrere Jahre Gast und Geliebter seiner mehrgenannten Beschützerin, auf deren Landgut er Blumen zog und Alles mögliche, besonders Philosophie, Mathematik und Latein, studirte, während der Abbé Gaime das religiöse Gefühlsleben in ihm weckte. Nachdem er während einer kurzen Krankheit und Abwesenheit die Gunst seiner „Mama" durch einen Nebenbuhler verloren, zog er 1741 nach Paris, um sich dort vom Notenschreiben zu nähren, da er eine bequemere Notenschrift erfunden zu haben glaubte, über deren vermeintliche Vorzüge er bald enttäuscht wurde. Auch dieses gab er bald wieder auf, ebenso den Plan, als Declamator oder als Schachspiel-Virtuos zu reisen oder als Operncomponist zu glänzen, und nun wurde er erst beim Gesandten in Venedig, dann bei einem Generalpächter Secretär. Um diese Zeit nahm er seine Therese, eine gutherzige, einfältige Kellnerin, sammt ihrem kranken Vater und ihrer wiederwärtigen Mutter zu sich, um trotz häufiger Zerwürfnisse bis zum Tode unzertrennlich bei ihr zu bleiben, während er die fünf Sprößlinge dieses von der Gewohnheit, nicht von der Liebe so festgekitteten Verhältnisses nach einander in das Findelhaus gab. Durch seine Schrift „über das Schädliche der Civilisation" (1749) berühmt geworden, lebte der eitle Sonderling gleichwohl vom Notenabschreiben, freilich nur zum Schein, da man nicht so fast die wenig zuverlässige Arbeit, als die Ehre seines Umgangs bezahlte. Daneben schrieb er ein Lustspiel „der Dorfwahrsager (1752), eine Abhandlung „über die Entstehung der Standesunterschiede" (1753), und eine zweite über die Staatsökonomie. Auf dem Gipfel seines Ruhmes, besuchte er jetzt die Vaterstadt, die ihm das verwirkte Bürgerrecht zurückgab, nachdem er zu diesem Zwecke wieder Calvinist geworden. Nach einem abermaligen kurzen Aufenthalt in Paris lebte er darauf in der für ihn so entzückenden Waldeinsamkeit der Eremitage bei Montmorency, als Gast der Frau von Epinay, deren Gunst er bald verscherzte: er liebte voll sinnlicher Begier ihre verheiratete Schwägerin, der er deßhalb ihr Verhältniß zu dem Dichter St. Lambert als unsittlich auszureden suchte, und dann überwarf er sich mit ihren und seinen Freunden, zumal mit Diderot, endlich mit

der Epinay selber, die er schon früher verläumdet hatte. Er mußte die Einsiedelei verlassen, blieb darauf vier Jahre in einem andern Gartenhäuschen der Nachbarschaft und bezog endlich ein Schlößchen im Park des Herzogs von Montmorency, wo er seine wichtigsten Werke vollendete. Doch auch hier litt es ihn nicht lange: das Parlament, das seinen „Emil", nachdem das Buch kaum mit Hilfe verschiedener Schliche zum Druck gelangt war, den Flammen preisgegeben, erließ einen Haftbefehl gegen ihn *): er floh in das Land der Gastfreiheit und seiner Geburt, wurde aber weder in Genf noch in Bern aufgenommen, da sein Buch an beiden Orten eben so böses Blut gemacht hatte, wie in Paris. Auch aus Motiers in Neuenburg, wo er unter Friedrichs II Schutz die reizende Natur genoß und mit den Dorfmatronen Riemen flocht, vertrieb ihn bald der religiöse Fanatismus des Volkes (1765). Er floh auf die liebliche Petersinsel im Bielersee, wo er einen Monat lang in der stillen Einsamkeit schwelgen durfte; dann mußte er auf Befehl der Bernerregierung auch von hier weichen. Krank und verzweifelnd, begleitete er jetzt Hume, der ihm seine Freundschaft und sein Dach angeboten, nach England. Doch bald trennte ihn sein unverträgliches, argwöhnisches Wesen auch von diesem Asyle, das er unter Verwünschungen gegen den verrätherischen Freund verließ und auf kurze Zeit mit dem Landsitz eines andern befreundeten Engländers vertauschte. Im Mai 1767 kam er nach Frankreich zurück, wo er einige Wo-

---

*) Als der Erzbischof von Paris das Buch verbot, schrieb ihm Rousseau einen mit Gift und Galle getränkten Brief, worin er das Recht der Gewissensfreiheit vertheidigt, nicht mit den Spöttereien des frivolen Unglaubens, sondern durch den ernsthaften Nachweis des Widerspruchs zwischen der entnervten und doch so tyrannischen Gesellschaft und ihren Gesetzen. Auch die Philosophen waren bei der Sache thätig. Sie haßten den „Wilden," der sie feige Lärmmacher und Betrüger schalt, denen es nur um Aufsehen und Ruhm zu thun sei, und suchten ihn deshalb Anfangs durch ihren Spott, dann, als dieß mißlang, durch Gewaltmittel zu vernichten. Namentlich war es Voltaire, der, eifersüchtig auf den fremden, nicht auf dem seinigen beruhenden Ruhm, alle Kunstgriffe anwandte, diesen „Frevler", der unter seinen Vorfahren einen Schuhflicker zähle, in übeln Ruf zu bringen. Welche Ansicht Rousseau von den Philosophen hatte, zeigen besonders Stellen wie: „Wo ist der Philosoph, der nicht dem Ruhm zu lieb gern die ganze Menschheit betröge? Wo ist der, dem im verschwiegenen Herzen ein anderes Ziel vorschwebte, als die eigene Ehre? . . . Montaigne, der du so sehr auf deinen Freimuth und deine Wahrheitsliebe pochst, sei aufrichtig, wenn ein Philosoph es überhaupt sein kann."

chen auf einem Schlosse des Prinzen Conti weilte und dann im Süden herumschweifte. 1770 nach Paris zurückgekehrt, lebte er wieder in drükender Armut vom Notenschreiben, bis er auf das Landgut eines gastfreundlichen Marquis zog, wo er nach wenigen Tagen eines plötzlichen, vielleicht selbstmörderischen Todes starb.

Man sieht, der Vertheidiger der christlichen Idee war für seine eigene Person nichts weniger als sittlich. Er war eine „schöne Seele“ voll Empfindungsseligkeit, ein schwärmerischer Idealist, der nur das eigene Herz und die Natur liebte, der sich, fern von dem Menschen, in philanthropischen Wahnbildern erging: aber von sittlichen Grundsätzen, von einer sittlichen Thatkraft ist auch nicht die leiseste Spur an ihm zu finden. Er kannte keine Pflichten, nicht einmal gegen seine Kinder, keine Treue gegen Freunde, keinen Dank gegen Wohlthäter, keine Rücksichten für die Umgebung, kein Vertrauen zu irgend einem Menschen. Er war berufen, die subjective Gefühlssphäre in der einseitig verstandesmäßigen Bildung des „philosophischen Jahrhunderts“ wieder in ihre Rechte einzusetzen; allein dieses subjektive Element war in seinem Verfechter in allzu egoistischer Schärfe entwickelt: es stand dem Leben, der Welt, durch die es ihn rastlos von einem Ort zum andern trieb, in allzu unversöhnlicher Schroffheit gegenüber; während es jeden Dritten verletzte, rieb es zu gleicher Zeit seinen Träger selber auf. In seinen „Bekenntnissen“ gesteht Rousseau seine Laster und Schwächen offen ein, wenn er auch seinen Bruch mit Diderot und sein Verfahren gegen seine Kinder sophistisch zu beschönigen sucht: er schildert uns das Selbstsüchtige, Stolze und Neidische seines Wesens, aber er moralisirt darüber so erhaben und er weiß alle seine Verirrungen, auch die schlimmsten, so überzeugend und systematisch zu rechtfertigen, daß wir am Ende geneigt sind, ihn für edel zu halten, ja ihn sammt seinen Fehlern zu lieben, die er uns mit der Miene der Aufrichtigkeit und mit der ausgesprochenen Ueberzeugung schildert, daß Keiner besser sei als er, daß man im Gegentheil ihn als das sittliche Musterbild der Menschheit zu betrachten habe*).

---

*) Voll Emphase ruft er gleich zu Anfang aus: „Mag die Posaune des jüngsten Gerichts erschallen, wann sie will . . . Ewiges Wesen, versammle um mich die unzähligen Schaaren meiner Mitmenschen! Mögen sie meine Bekenntnisse hören, über das Unwürdige an mir seufzen, über mein sittliches Elend erröthen, und dann erkühne sich Einer zu behaupten: ich bin besser als dieser Mensch da.“

Aus alle dem geht klar genug hervor, daß Rousseau's Weltanschauung mindestens eben so sehr auf selbstsüchtigen, persönlichen Beweggründen, als auf der Ueberzeugung des phantastischen Philanthropen beruhte. Wenn er gegen Kirche und Staat, gegen die ständische Gliederung der Gesellschaft und gegen die Begriffe von „mein" und „dein" eifert, so wirkt dabei wesentlich der Haß gegen jene Gesellschaft mit, die auf den Advokatenschreiber, den Uhrmachergesellen, den Bedienten und Notenkopisten so hoch heruntersah, die dem mittellosen, schlecht erzogenen, leidenschaftlichen, bald hungernden, bald einem Reichen dienenden Egoisten mit ihren starren Gesetzen so lästig war. Wenn er die Civilisation der Menschheit und des Individuums als die Quelle jener socialen Sonderungen und aller Entsittlichung so bitter bekämpfte und den Menschen zum seligen Kinderleben im Urwald zurückführen wollte, so sprach da nicht bloß der Ueberdruß an einer von kalter, äußerlicher Verstandesbildung übersättigten, gealterten Zeit aus ihm; auch nicht bloß das übermüthige Selbstvertrauen des Autodidakten, der die überlieferte Bildung über Bord wirft, weil er selber von vorn angefangen und weil er, der nicht an ihr groß gewachsen, sich in ihr nicht heimisch fand. Nein, er haßte die Bildung, die rein wissenschaftliche so gut wie die sociale, um ihrer praktischen Folgen, ihrer Vertreter und Günstlinge willen: er haßte in ihr den Despotismus und die Parteilichkeit der Akademien, den beneideten Ruhm der Ton angebenden Philosophen, von denen er sich verhöhnt und verfolgt sah oder glaubte, seit er, der Anfangs so froh begrüßte Genosse, von ihnen abgefallen, seit er angefangen, ihren Atheismus und ihr behagliches, wenn auch noch so inconsequentes Anschmiegen an die von ihnen bekämpfte Gesellschaft, zumal an das aristokratische Prunk- und Genußleben zu geißeln. Daß er dieses so eifrig that, daß er sich für seine Person so grollend von dieser Gesellschaft zurückzog, dazu spornte ihn vor Allem der verbissene Neid des Armen, die unbehagliche Scheu des Niedriggebornen, der sich in die vornehmen Formen nicht hineinzufinden weiß, die Empfindlichkeit des Ehrgeizigen, der sich nirgends mit der gebührenden Verehrung behandelt sieht, der maßlose Dünkel des Argwöhnischen, der sich um seines Alle überstrahlenden Geistes und Ruhmes willen überall beneidet und verfolgt wähnt, der sich von dem Schutz und Gnadengehalt der Großen und vor dem rauschenden Beifall nicht weniger scheut als vor der Masse seiner Feinde.

So erklären sich die beiden Schriften, die sein Streben nach

der negativen, polemischen Seite am entschiedensten aussprachen und die beide durch Preisfragen der Dijoner Akademie hervorgerufen wurden. Die eine, die preisgekrönte Antwort auf die Frage, welchen Einfluß die Wiederbelebung der Wissenschaften auf die Sitten gehabt habe, war mit ihrer Behauptung, daß die Fortschritte der Bildung die Sitten verdorben haben und immer mehr verderben müssen, so paradox, wie es der damalige Geschmack nur immer verlangte und wie der Verfasser es bei Diderot selber nicht besser hätte lernen können. Sie erschien nur zwei Jahre nach Montesquieu's „Geist der Gesetze", sonach berührten sich in ihrer Entstehungszeit die Grundlagen des ersten und des letzten Revolutionsstadiums. Der Ausgangspunkt macht Rousseau Ehre, es war seine bessere Seite, die gleichfalls schon hier hervortrat — die entschiedene Polemik gegen den Materialismus, der die Philosophie zur systematischen Rechtfertigung aller Frivolität und Unsittlichkeit des praktischen Lebens herabgewürdigt hatte gegen die gottesleugnerischen, wie gegen die sitten- und schamlosen Schriften der Philosophen. Daß er aber mit ihnen gleich die Wissenschaft selber, die ganze Bildung als Ursache der Unsittlichkeit verdammte, daß er die Civilisation der Menschheit für die damaligen Zustände in Frankreich verantwortlich machte, — zu dieser an die fixen Ideen eines Wahnwitzigen mahnenden Einseitigkeit und Kurzsichtigkeit konnte ihn nur die Mitwirkung persönlicher Motive bringen, vor Allem die verblendende Aufregung seines Stolzes, der eine Beleidigung nie und nimmer verzeihen konnte. Wie die Gesellschaft, so war ihm auch die Vernunft, die rein geistige Bildung zu weit vorgeschritten: sie hatte ihm den Menschen allzu weit vom Thier, von der Natur getrennt. Darum ging er seinerseits Schritt für Schritt wieder rückwärts bis auf die Uranfänge aller Kultur, indem er von allen successiven Schöpfungen derselben, vom Begriff des Eigenthums, vom Staat u. s. f., abstrahirte, bis er am Ende ein förmliches, mit dem ganzen Rüstzeug der Logik und Beredtsamkeit ausgestattetes System seiner unerhörten Theorie zu Stande brachte. Voltaire wünschte ihm darüber in seiner höhnischen Weise Glück: „Die Lectüre macht Einem ordentlich Lust, auf allen Vieren zu gehen."

Nicht weniger radical ist die zweite Schrift „Contrat social", welche die Frage nach dem Ursprung der Standesverschiedenheiten beantworten sollte. Allen socialen Instituten wird der Krieg erklärt und die bei aller ihrer Schwäche so prunkvolle Regierung Ludwigs XV., sowie das gesammte Jahrhundert, das über seine

Kulturfortschritte so entzückt war, mußten sich sagen lassen, der wilde Karaibe, der seinen Kindern den Schädel platt drücke, um ihre intellectuelle Entwicklung zu hemmen, sei weiser und glücklicher als jene hochgebildete Gesellschaft in Frankreich.

Doch beim bloßen Niederreißen glaubte Rousseau nicht stehen bleiben zu dürfen. Es handelte sich jetzt um den Neubau der individuellen Bildung und der Gesellschaft. Er unternahm ihn, indem er seinen „Emil" (1762) und seinen „Gesellschaftsvertrag" (ebenfalls 1762 erschienen) schrieb. Bei jenem hatten ihm Locke's „Briefe über die Erziehung" und sein „vernunftgemäßes Christenthum", bei diesem sein „Versuch über die Staatsregierung" als Vorbild gedient. Die in den Rahmen einer Erzählung gefaßte Erziehungslehre dringt auf ein natürliches Verfahren, welches den Zögling zum Verkehr mit der Gesellschaft befähigt, ohne sein ursprüngliches Wesen, das Naturmenschenthum in ihm zu verkümmern, ohne ihn eine andere Autorität, als die seiner eigenen Vernunft kennen zu lehren. Sie dringt zugleich auf sorgfältige Körperpflege; auf einen Anschauungsunterricht, der überall von der nächsten Umgebung des Kindes ausgehen, der im Gegensatz zum herkömmlichen Gedächtnißkram vor Allem das eigene Denken fördern soll; auf eine möglichst autodidaktische und möglichst allseitige Bildung, auf die Erlernung eines Handwerks für den Nothfall u. s. w. Trotz vieler Einseitigkeiten und Uebertreibungen hatte das Buch die großartigsten und zum Theil wohtthätigsten Folgen für das Erziehungswesen und das Familienleben überhaupt. Es setzte ein vernünftiges naturgemäßes System an die Stelle des alten Schlendrians oder der persönlichen Willkür, die bisher in dem ohne Weiteres mit dem Unterricht identificirten Erziehungswesen gewaltet hatten. Es beseitigte manche üble Gewohnheit, befreite die Kinder von den Winkelbändern und Schnürbrüsten, gab ihnen die Mutterbrust zurück und zeigte, wie sie schon von Mutterleib an an Körper, Herz und Verstand in pflegende Obhut zu nehmen seien. Gerade für die Frauenwelt aber hatte das Buch schon durch das Gefühl- und Phantasievolle seiner Sprache viel Bestechendes. So gehörte denn wirklich das Selbststillen der Kinder, wozu schon Savonarola, dann Tansillo in seiner „Butia" (Amme) und im sechszehnten Jahrhundert Scévola de Sainte-Marthe in seinen lateinischen Versen vergeblich aufgefordert hatten, bald zum guten Ton, der hier freilich gelegentlich ins Unanständige ausartet. Dabei ist es aber zugleich in religiöser Hinsicht die wichtigste Schrift Rousseau's,

der hier durch den Mund des savoyischen Vicars, eben jenes Abbé Gaime, sein eigenes Glaubensbekenntniß ablegt, der hier seine Gefühlsreligion gegen die einseitig dialektischen Systeme der Materialisten wie gegen die Priester vertheidigt, der dem Herzen seine gebührende Theilnahme an der Beweisführung für die ewigen Wahrheiten wiedergibt. Er verläßt den Boden des reinen Sensualismus, indem er nur die Wahrnehmungen, aber nicht das Urtheilen ausschließlich aus den Sinnesempfindungen hervorgehen läßt. Er verneint die selbstständige Bewegung der leblosen Stoffwelt, er sieht im Menschen den letzten Endzweck der Schöpfung, er behauptet die Unkörperlichkeit und Unsterblichkeit der Seele, die Willensfreiheit und den angebornen sittlichen Trieb. Er suchte die Moral und die gesellschaftliche Ordnung umzugestalten und beide namentlich von dem selbstsüchtigen Epikuräismus zu reinigen. Damit brachte er alle Diejenigen, welche den Atheismus haßten und die Tugend liebten, auf seine Seite. Die Frauenwelt aber gewann er außerdem noch dadurch für sich, daß er sich bemühte, der Philosophie das zurückzugeben, was man ihr so ganz genommen, nämlich das Gefühl und die Beredtsamkeit. Andererseits spricht er aber auch der Offenbarung, den Wundern, der Gottheit Christi, dessen Leben und Lehre er vom moralischen Standpunkt aus bewundert, den Charakter der historischen Gewißheit ab.

Die zweite Schrift, der „Gesellschaftsvertrag“, ein Bruchstück eines projectirten größern Werkes, mißt sich an folgenschwerer Bedeutung mit Montesquieu's Verfassungsgeschichte, die sie auf demokratischer Grundlage weiter führen will. Wie diese der ersten Verfassung (1791), so wurde Rousseau's Theorie der vom Jahre 1793 zu Grunde gelegt. Der Verfasser selber konnte davon freilich noch nichts ahnen, er dachte überhaupt nicht entfernt an eine praktische Durchführung seiner Grundsätze. Zuerst untersucht das Buch die Frage nach der Entstehung des Staates in seiner heutigen, historischen Gestalt: er kann weder auf dem Recht des Familienvaters beruhen, dem ja nur Unmündige unterstehen, noch auf dem Recht des Stärkern, das ja überhaupt kein Recht ist, noch auf einem Vertrag, durch den man weder seine eigene Freiheit, noch die der Nachkommen veräußern kann, noch auf dem Kriegsrecht, das natürlich nur für die Dauer des Krieges gelten kann. Er hat also für seinen jetzigen Bestand überhaupt keine rechtliche Grundlage, er ist durch Mißbrauch der Gewalt seinem ursprünglichen Wesen entfremdet worden. Nach dem Willen seiner Gründer ist er nur ein mit Stimmeneinheit zu gegenseitigem

Schutz geschlossener Verein aller Individuen, die dabei ihre gleiche Berechtigung behalten, die nur auf ihre Willkür, nicht auf ihre Freiheit verzichten, die auf das gewählte, zeitweilige, absetzbare Oberhaupt nur ihre Macht, nicht auch ihren Willen übertragen. Dieser Wille bleibt vielmehr stets bei der Gesammtheit, er ist weder theilbar noch an gewählte Vertreter übertragbar, er ist souverän und bei jeder Handlungsweise jener Gesammtheit in seinem Recht, wenn auch darum noch keineswegs für die Zukunft bindend. Denn wie diese Gesammtheit die ganze Machtfülle besitzt, so hat sie auch alles Recht. Sie kann nicht irren und selbst wenn dieß der Fall wäre, müßte ihr der Einzelne dennoch gehorchen. Ihre Entscheidungen sollen unbedingt gelten und in Form von Gesetzen ausgesprochen werden. Die Regierung ist nichts anderes als eine beauftragte Behörde, die zwischen der Souveränität und der Unterthanenschaft des Volkes vermittelt. Die Form dieser Vermittlung, die Verfassung soll der jeweiligen Bildungsstufe von Zeit und Volk entsprechen. Die vollkommenste Form sei übrigens die demokratische, die allerdings nur in kleinen Staaten ausführbar sei. Diese letztern entsprechen aber gerade ihrem Zweck am besten, und ihrer äußern Schwäche lasse sich leicht durch Bündnisse abhelfen. Zur innern Befestigung der Staaten diene die Religion, nämlich die Staatsreligion, welche die Bürger zur Pflichterfüllung ansporne, sofern sie das Dasein Gottes als des moralischen Richters über die unsterbliche Seele lehre. Sie selber aber sei als staatliches Institut gleichfalls durch äußern Zwang zu schützen: wer ihr widerspreche, sei zu verbannen, wer gegen sie handle, hinzurichten. Ueber diese Bestimmung, deren drakonischer Despotismus dem Demokratismus Rousseau's wie den Freiheits- und Toleranzideen der Zeit so grell widersprach, *) sah man eben so leicht hinweg, wie über das Phantastische, Unhistorische der ganzen Lehre; man hielt sich nur an ihre Schlagwörter: „Volkssouveränität, Gleichheit Aller vor dem Gesetz, gleiche Besteuerung, Verantwortlichkeit der Regierung“ u. dgl.

An die moralisch-didaktische Tendenz des „Emil“ reiht sich die „Neue Heloise“, sofern der zweite vom ersten scharf geschiedene Theil dem Zeitgeist entgegen das stille Glück des häuslichen Le-

*) „Ich kenne kein System politischer Knechtschaft, das so unselige Irrthümer aufgebracht hätte wie dieser Gesellschaftsvertrag mit seiner ewigen Metaphysik“, sagt Benjamin Constant in seinem **Cours de politique constitutionnelle, I.** S. 329.

bens feiert und die Unverbrüchlichkeit der ehelichen Treue lehrt. Einer Zeit gegenüber, die alle sogenannten Wahnbilder zerstörte, die es für eine Schwachheit erklärte, dem eigenen Herzen zu folgen, die in den Romanen nur ein lüsternes Gemälde der Sinnenlust zu finden gewohnt war, mußte ein solcher Roman von ungeheurer Wirkung sein. Zumal der erste Theil, der mehr von der spätern Zeit und zumal von deutscher Seite gewürdigt wurde, ließ mit seinem frischen Natursinn, seiner eingehenden Seelenkenntniß, seiner warmen Gefühlssprache das hohle Pathos des herkömmlichen, auf den Theatereffect berechneten Phrasenschwulstes unendlich weit hinter sich zurück und erinnert in Manchem schon an die tiefsinnigern Romane unsers Jahrhunderts. Nur sind die Personen mehr abstracte Begriffsverkörperungen, als concrete Gestalten aus dem Leben und zudem nicht derart, daß wir ihnen von Herzen gut sein könnten: so ist gleich der Hauptheld ein Pedant, während die Heldin durch und durch unweiblich ist: sie reflectirt stets, sie zergliedert das eigene Gefühl, berechnet jeden Schritt der Leidenschaft, kennt die Eindrücke, die sie erregt und die sie fühlt, auf das Genaueste und sagt endlich Alles ohne Scheu, was andere Frauen nur schweigend fühlen. Ihr fehlt der Zauber der Scham, die Anmuth der rechten Weiblichkeit, die unschuldsvolle Unkenntniß ihrer selbst, das Unwillkürliche der Liebe. Daß sie endlich nach all den vielen und langen Reden voll Schwung und Empfindsamkeit doch auf ganz triviale Weise fällt, macht einen nur um so widerlichern Eindruck, je überlegter sie auch hier zu Werk geht.

Wie dieser Roman, so hat auch jedes andere Werk Rousseau's und überhaupt seine ganze Schreibweise viele stark hervortretende Schattenseiten. So zwingt ihn seine Redseligkeit bei der Einfachheit seiner auf wenige Sätze zurückführbaren Lehre zu steten Wiederholungen, für die allerdings seine Stilfertigkeit immer wieder neue Formen erfindet, bis der beabsichtigte Eindruck in verdoppeltem Maße erreicht ist. Einseitig und schief in seinem Urtheil, steht er den Encyclopädisten auch an Umfang des Wissens weit nach. Der Pedanterie, mit der er über Alles moralisirt, liegt weder ein sittlicher Ernst noch eine reife Durchbildung zu Grunde. Nur in der Sprache ist er gelegentlich tief und innig und dadurch, sowie durch ihre befehlshaberische Kraft und Kürze für Manchen sehr anziehend. Doch streift sie nur zu oft an das Gesuchte und Schwülstige. Ganz einfach und unreflectirt aber ist sie gar nirgends, auch da nicht, wo der Inhalt, das Gefühl ganz

wahr ist; nirgends sind die Worte zugleich mit den Gedanken entstanden; selbst die Briefe und die Selbstbekenntnisse wurden concipirt. Wie sein Stil von der schriftstellerischen Eitelkeit gemodelt wurde, so wirkte diese auch auf seine sonstige Haltung, auf seine ganze Lehre maßgebend ein. Er wollte durchaus anders sein und sprechen als die übrigen Phisosophen. Anfangs freilich, bei seinen ersten paradoxen Behauptungen, hatten ihn diese als einen der Ihrigen begrüßt; allein bald mußten sie in ihm einen Abtrünnigen erkennen, bald fühlten sie sich verletzt durch seine abweichenden Lehren, gedemüthigt durch seinen Geist, gereizt durch seinen Unabhängigkeitssinn, der seine Stärke bildete und der ihn von ihren Kreisen entfernt hielt. Während sie dadurch zu hohem Ansehen gelangt waren, daß sie der öffentlichen Meinung schmeichelten, den herrschenden Ansichten huldigten, wollte er denselben Zweck dadurch erreichen, daß er den letztern schroff entgegen trat. Den gelehrten Helden des Tages, den Gefeierten der öffentlichen Meinung zum Trotz verdammte er Bildung und Wissenschaft als die Quellen der Sittenverderbniß. Aus Haß gegen die Adeligen eiferte er gegen die Standesunterschiede; aus Neid gegen die Reichen bedauerte er, daß der Begriff des Privateigenthums in die Gesellschaft eingedrungen. Zum Glauben an Gott bekannte er sich nicht allein aus innerem Bedürfniß, sondern wesentlich auch deßhalb, weil derselbe von Holbach's Gästen geleugnet wurde. Er spielte den ungehobelten Urmenschen, den ungeselligen Misanthropen, weil das mit der französischen Höflichkeit und Feinheit so picant contrastirte, weil Helvetius im Gegentheil weibisch verweichlicht war und weil sich alle die andern Philosophen in ihren hohen Aemtern, in den vornehmen Kreisen, an den schwelgerischen Tafeln der Reichen so wohl fühlten. Weil Jedermann mit seiner Liederlichkeit prunkte, wollte er die Sittlichkeit, das Familienleben heben, und die Gesellschaft zur alten, einfachen Sitte zurückführen. Er erwartete hierin Alles von der Erziehung, weil die herrschende Ansicht die Bildung des individuellen und des Volkscharakters vor Allem dem Klima zuschrieb. Während die Andern an Allem zweifelten, über Alles spotteten und die Menschennatur auf das Tiefste herabwürdigten, hielt er allein an der Vervollkommnungsfähigkeit des Menschen fest. Während die Andern insgesammt den „großen König" bewunderten und dem Hofe schmeichelten, war er in der That wie im Worte ein entschiedener Demokrat, der Stimmführer des Volkes.

Aber auch mit sich selber stand er in beständigem Wider-

spruch, in seinem Leben nicht weniger als in seinen Schriften. Er scheute die Abhängigkeit von überlegenen Geistern und von Wohlthätern und grämte sich gleichwohl nicht wenig, wenn er sich vernachlässigt sah. Er suchte die Einsamkeit, aber nur, damit die Kreise, die ihn vermißten, desto mehr von ihm reden sollten. Er stellte sich, als verachte er den Ruhm und war doch voll heißer Begierde darnach; er glaubte, die ganze Welt beschäftige sich mit ihm und bekämpfe ihn unaufhörlich aus Neid und Furcht, und während er deshalb Keinem traute, Keinen liebte, predigte er Tugend und Gefühlslosigkeit. In seinen Schriften schilderte er ein goldenes Zeitalter voll schwärmerischer Liebe zur Natur und zur Menschheit — und im Leben verwünschte und verfluchte er Alles. Sein eigenes Leben ist nur eine fortgesetzte Selbstpeinigung, die nur selten von einem Augenblick der Freude unterbrochen wurde, ein steter Kampf gegen Freund und Feind, gegen Regierung und Volk, gegen Priester und Philosophen, gegen die ganze Welt und das eigene ewig grübelnde, argwöhnische, unzufriedene Herz. In dieser eigenthümlichen Verbindung von kleinlichen, selbstsüchtigen Leidenschaften und Bestrebungen im Leben und von einer großartigen Kühnheit in der philosophischen Theorie ist Rousseau so recht ein bezeichnendes Abbild seines Jahrhunderts, sein personificirter Charakter.

Zugleich ist er aber auch in seinen Lehren, deren Wahrheiten durch die Kurzsichtigkeit und Ungeduld seiner Leidenschaft einen reichen Zusatz von Irrthümern erhielten, der stärkste Ausdruck des vorwärts treibenden Elementes in jenem Jahrhundert. Vielleicht war er auch der Einzige, der das Ziel dieser Bewegung die bevorstehende große Umwälzung voraussah und der Begriff, daß man ihr nur dann vorbeugen könne, wenn man zur alten Religion zurückkehre, wenn man wenigstens das Sittengesetz aus dem Schiffbruch des Glaubens rette. So erwartete er das Heil der Gesellschaft von der individuellen Erziehung; er war überzeugt, daß man nicht durch Rechtsinstitute, sondern durch die Tugend zur Freiheit gelange, daß man also zuerst ein guter Mensch werden müsse, ehe man ein guter Republikaner sein könne. In der Republik aber sah er die ideale Form der Gesellschaft, ihren glücklichen Zustand, während z. B. Fénélon das Glück derselben von einem Einzigen abhängig wissen wollte, in derselben Weise, wie das Wohl der Familie vom Vater, das Heil der Menschheit von Gott abhänge.

Die Geschichte existirt für Rousseau natürlich nicht. Er

behält nur das Individuum im Auge, das er in seinem Emil für den ungeschichtlichen, unmöglichen Verein seines Contrat social erziehen will. Während Montesquieu sich durchweg auf die Geschichte stützt und mit der festesten Consequenz aus der Vergangenheit die Zukunft construirt, verachtet sie Rousseau, der von vornherein erklärt: „Zuvörderst müssen wir von allen geschichtlichen Thatsachen absehen; sie haben mit unserer Frage nichts zu thun.“ Er nimmt von allen positiven, geschichtlichen Lebensbedingungen der Menschheit Umgang, um einzig und allein die ursprüngliche Menschennatur zu untersuchen, wie sie schon vor aller Entwicklung der Vernunft bestand. Voll Abneigung gegen die Gesellschaft will er, daß der Mensch unabhängig von den Gesetzen der letztern sein Glück erstrebe. Die Entwicklungsfähigkeit des Menschen anerkennt er zwar, aber er betrachtet sie als einen Fehler, als die Ursache der Entartung der gesammten Menschheit. Die Natur hat Alles wohl gemacht, die Gesellschaft aber hat Alles wieder verdorben. Darum muß man in den Mutterschoß des Urwaldes zurückkehren, wo noch kein hämischer Dämon einen Markstein gesteckt und die verfluchten Worte „mein“ und „dein“ erfunden hat.

Da die Gesellschaft durch den freiwilligen Zusammentritt ihrer individuellen Bestandtheile entstand und nur vermöge dieses freien Willens fortbesteht, so ist sie auch allen jenen beschränkenden und aufhebenden Vorbehalten unterworfen, die in das persönliche Belieben jedes Contrahenten gestellt sind. Uebrigens war diese Theorie von einem Gesellschaftsvertrag, kraft dessen die noch in der Ungebundenheit des Naturstandes lebenden Menschen zu Genossenschaften zusammentraten und zu diesem Zweck auf einen Theil ihrer Freiheit verzichteten, nichts Neues: sie war, wie wir sahen, schon früher in England aufgetaucht.*) Daß sie eine rein willkürliche, Natur und Geschichte verleugnende Erfindung war, liegt auf der Hand. Schon der Zustand, der dem Vertrag vorausgegangen sein soll, war für den Einzelnen nichts weniger als

*) Dieselben Lobpreisungen des Naturzustandes findet man bei allen jenen Schriftstellern, die mit der bestehenden socialen Ordnung unzufrieden waren oder es wenigstens scheinen wollten. Unter Tausenden erinnern wir nur an Montaigne, der (Essais, c. 30) von einem glückseligen Zustand der Wilden im „antarktischen Frankreich“ träumt und über Plato's Republik in die civilisirten Staaten spottet. Shakspeare hat ihn in seinem „Sturm“ theilweis nachgeahmt.

ein Zustand der Ungebundenheit, der Freiheit, wie ihn die Theorie voraussetzt. Wie kann der Mensch frei und unabhängig sein, der statt alles Schutzes durch die Intelligenz auf seine Sinneswahrnehmungen angewiesen, der der Gewalt unvorhergesehener Naturereignisse preisgegeben ist, der kein anderes Gesetz, keinen andern Lebenszweck kennt, als die Befriedigung seiner leiblichen Bedürfnisse, wobei es obendrein noch rein vom Zufall abhängt, ob er dieselben auch wirklich befriedigen kann, er der an Körperkraft hinter manchem Thiere zurücksteht und der mit Leib und Seele dem überwältigenden Einfluß einer üppig wuchernden Unnatur unterworfen ist? Und dann jener Vertrag selber: wann wurde er geschlossen? wo ist sein authentischer Text zu lesen? wie konnten diese geistig so beschränkten Geschöpfe auf den Gedanken kommen, daß es ihnen Nutzen bringen müßte, wenn sie sich zu verständigen Wesen, zu Menschen heranbilden und wenn sie zu diesem Behufe insgesammt zusammenkommen wollten, um einen Gesellschaftsvertrag zu schließen, sie, die vorher in keiner Art von geselliger Verbindung gestanden waren? Wie konnten sie dabei auf angeborne Rechte verzichten, die sie zur Selbsterhaltung und individuellen Entwicklung brauchten? und wie konnte dieser Verzicht für immer gelten, so daß auch die später Geborenen an Bestimmungen gebunden sein sollten, die vor ihrer Existenz und ohne ihren Auftrag getroffen worden waren? Ueber alle diese Schwierigkeiten sah man hinweg. Der Mensch hat Pflichten, hieß es, und diese setzen doch offenbar einen Vertrag als ihre Quelle voraus. *) Wie aber dieser Vertrag jeden Einzelnen

*) „Die gesellschaftliche Ordnung beruht auf einem heiligen Rechtsprincip und ist selber wieder die Grundlage aller Rechte: jenes Rechtsprincip liegt übrigens keineswegs schon in der Ordnung der Natur begründet, es müssen ihm also Verträge zu Grunde liegen.“ So argumentirt Rousseau. Allein wie kann nach seiner Theorie etwas als Recht gelten, was nicht von der Natur stammt? Entweder ist die staatliche Ordnung zur Wohlfahrt des Menschen erforderlich und dann ist sie in der That nichts anderes als die Verwirklichung einer in der Naturordnung gelegenen Idee; oder sie ist es nicht und dann kann sie auch niemals anderen Rechten zur Grundlage dienen. Auch hier war die neue Lehre nur das Echo Montaigne's, der in seinen Essais (I. 42) sagt: „Die unserm Gewissen eingepflanzten Gesetze, die wir aus der Natur ableiten, stammen vielmehr aus der Gewohnheit: Jeder fühlt sich in seinem Innern von Verehrung durchdrungen für die rings um ihn anerkannten und geltenden Ansichten und Sitten und darum ist es ihm auch nicht

binden könne, darnach fragten sie nicht, und wurden sie von Andern mit derartigen Einwendungen in die Enge getrieben, so gaben sie eben einfach zu, es sei ja am Ende nur eine Hypothese. Darum aber kümmerten sie sich wenig, wie bedenklich es mit den praktischen Consequenzen stehen müsse, die sie aus so unrichtigen Voraussetzungen herleiteten. Rousseau selber hatte bei seiner Untersuchung über die Grundlagen und die Gewährleistung seines Gesellschaftsvertrages eine Folgerung gezogen, die mit seiner freisinnigen, überall vom Individuum, von der Subjectivität ausgehenden Anschauungsweise in schneidendem Widerspruche stand: die Volkssouveränität hatte ihn auf den unbeschränkten Despotismus des Staates geführt.

Rousseau's Lehre war durchweg nur das Echo landläufiger Ansichten,*) aber die Form, in der er sie vortrug, war neu und dabei war sie derart, daß wir wenigstens den dichterischen Gehalt daran bewundern müßten, wenn wir darin im Uebrigen auch nur eine rhetorische Elegik und eine bissige Sophistik finden wollten. Das achtzehnte Jahrhundert aber, das hier einen neuen Beweis von seinem Verstande gab, sah in Rousseau einen ernsthaft argumentirenden Philosophen und den Gründer einer eigenen Schule.**)

---

möglich, sich ohne Gewissensbisse davon loszusagen, während er beim Anschluß an dieselben stets die freudige Zustimmung seines Innern vernehmen wird."

*) So meint selbst der besonnene Montesquieu: „Sobald die Menschen in geselliger Verbindung leben, hört die ursprüngliche Gleichheit unter ihnen auf und der Kriegszustand beginnt." (Geist der Gesetze, XI. 6.)

**) Der entschlossenste Anhänger Rousseau's war Robespierre, von dem Lamartine in der „Geschichte der Girondisten" sagt: „Rousseau's System hatte die ganze Denkweise Robespierre's tief durchdrungen; es war für ihn zum Dogma, zum Glauben, zum Fanatismus geworden." — Die größte Anerkennung, die der bluttriefende Führer der Jacobiner jemals gefunden. Bei Rousseau's Apotheose hielt Cambacérès, der Präsident des Nationalconvents, eine Rede, worin er unter Anderem sagte: „Er war ein schwärmerischer, aber dabei stets weiser und wohlthätiger Politiker; die Grundlage seiner Gesetzgebung war die Herzensgüte; er erklärte, daß wir bei allen gewaltigen Aufregungen uns selber mißtrauen sollten; daß Keiner gerecht sein könne, der nicht menschlich fühle; daß Jeder ein Tyrann sei, der strenger strafe als das Gesetz selber. Der Grundgedanke seiner unsterblichen Werke liegt in dem Satze: „Die Vernunft täuscht uns öfter als die Natur." Das Schluchzen und die Zurüfe der Zuhörer unterbrachen die Rede, die doch gerade das Absurde der Rousseau'schen Philosophie am augenfälligsten darlegte.

Auch sein Erziehungssystem mischt dem richtigen Grundgedanken gar viel des Falschen bei. So will es alle Zwecke der Erziehung auf künstlichen Umwegen, durch complicirte Apparate und kleine Theatereffecte erreichen; der Zögling wird mit einer eigens für ihn hergerichteten Welt umgeben, dem Grundsatz gemäß, daß jedes Kind in sich den ganzen Entwicklungsgang der menschlichen Bildung von vorn durchzumachen und das, was es einfach zu lernen brauchte, selber zu erfinden habe. Damit wird der Mensch dem unvernünftigen Thiere gleichgestellt, das seinem Jungen das von ihm selber Erlernte ebenfalls nicht mittheilt. Rousseau bedachte nicht, daß eine Generation nicht einmal sich selber kennen lernen kann, wenn sie die vorausgehende nicht kennt; daß keine Zeit und keine Kraft zum eigenen, neuen Fortschritt bleibt, wenn jeder Mensch sich ganz und gar der Erziehung eines Andern hingeben soll. Und was ist die Frucht dieser künstlichen, umständlichen, mühsamen Erziehung? Rousseau, der nur auf das Individuum sieht, wo Plato und Aristoteles nur die Gesellschaft im Auge haben, hat seinen Zögling gelehrt, den Zweck seines Daseins ausschließlich in sich selber zu finden, die persönliche Selbstsucht als Grundlage aller Moral zu betrachten; er hat ihn gegen die Gesellschaft wie gegen einen Feind ausgerüstet, so daß derselbe, steht er einmal mitten unter dieser Gesellschaft, allen ihren gemeingültigen Gesetzen und Formen feindselig entgegen treten, also durch und durch unglücklich werden muß. Aus diesem Emil selber aber wird ein Mensch, der sich in Alles schickt, was ihm gerade zustoßt, sei es die Sklaverei in Algier, sei es der Ehebruch im eigenen Haus; der keinen Drang fühlt, sich und Andere zu bessern. *)

An Popularität des Namens und an Nachhaltigkeit des Wirkens läßt sich Rousseau nur mit Voltaire vergleichen, zu dem

---

*) Sieben Jahre vor dem Erscheinen des Emil (1755) hatte Morelli sein „Gesetzbuch der Natur“ herausgegeben, einen wahren Codex des Communismus, der merkwürdigerweise ganz dieselben Grundsätze über die Erziehung aufstellt, wie wir sie bei Rousseau entwickelt finden: die Mütter sollen ihre Kinder selber stillen; letztere sollen keinen Begriff von der Gottheit erhalten; die Religion soll auf einen strengen Deismus beschränkt werden; den Kindern solle man alle jene poetischen Täuschungen benehmen, an denen sie sich ergötzen u. s. w. Wir führen dieß nur als Beweis dafür an, wie verbreitet diese Anschauungsweise damals war, nicht dafür, daß Rousseau seinen Vorgänger abschrieb.

er im Uebrigen den durchgreifendsten Gegensatz bildet. Wo dieser höhnisch lacht, knirscht er vor Zorn. Wo dieser sich zum Ausdruck des Unwillens und Zorns, der Hoffnungen und Ansichten der Zeit macht und eben darum so kräftig und tiefgreifend auf diese einwirkt, da will der „Bürger von Genf" in seinem maßlosen Stolze dem Jahrhundert Ansichten aufdringen, die er für die seinigen hält, während sie in Wahrheit nur die Uebertreibungen der bereits von Andern verkündigten Lehren sind. Selber voll Mißtrauen sucht er dasselbe auch den Völkern einzuflößen, als ob dieses grundsätzliche ewige Mißtrauen etwas zu ihrem Glück beitragen könnte. In ihm bekämpften sich die Leidenschaften der Zeit, und während er gegen die Volksgunst eiferte, wurde er selber populär. Er verachtete Vornehm und Gering und konnte doch nicht leben ohne die Achtung der Andern. Er glaubte an Gott und vertraute doch nicht auf ihn; er liebte die Tugend und glaubte nicht an sie; er vergötterte die Wahrheit und diente der Lüge. Er wollte die Menschheit beglücken und verachtete sie. Er führte das unglückliche Leben eines Menschen, der Keinem traut und keine Hoffnung auf Gott setzt. Er wollte das Vorbild einer verstandesmäßigen Dialektik geben und verwickelte sich selber in Widersinnigkeiten und beständige Widersprüche. Er ist immer subjectiv, immer individuell, in seinen Schriften wie in seinem Wesen. So paßt sein Contrat social höchstens für Genf, an dessen Verfassung seine Grundzüge sich anlehnen, die im „Emil" dargelegte Erziehungsmethode höchstens für ein einzelnes Kind, und so passen noch viele von seinen andern Theorien nur für einsam lebende Menschen, die Rousseau's Denk- und Gefühlsweise theilen, aber nicht für die Gesellschaft. Voltaire, der Stimmführer der öffentlichen Meinung, ist klar, vielseitig, reich in seinem Stil, dabei nie affectirt, nie declamirend, freilich auch nie groß, pathetisch, erhaben. Rousseau dagegen tritt den herrschenden Ansichten insofern feindlich entgegen, als er sie zu paradoxen Extremen, zu phantastischen Utopien übertreibt. Er muß also stärkere Mittel anwenden als der Andere, um den Zweck zu erreichen, um zu überzeugen. Dadurch verliert sein Stil das Einfache, Ungesuchte; Rousseau verkünstelt ihn, um durch ihn das Widersinnige seiner Grundsätze, soweit er dasselbe überhaupt als solches fühlen mochte, besser zu verhüllen. Dabei gefällt er sich aber gleichwohl mehr als Voltaire in dialektischen Ausführungen, so unrichtig auch theilweise die Voraussetzungen sind, von denen er ausgeht. Das Ernste, Erhabene behandelt er mit unübertrof-

fener Meisterschaft, während Voltaire dafür nur sein höhnisches Lachen hat. Letzterer begnügt sich, die Mißbräuche, die Verbrechen der Gegner aufzudecken und zu verhöhnen, ohne an der bestehenden Ordnung zu rütteln, ohne Verbesserungsvorschläge zu machen. Rousseau hingegen, der mehr Gefühl als Verstand hat, der in sich alle Leiden seiner Zeit auf einmal fühlt, Rousseau protestirt fortwährend gegen Alles und träumt Luftschlösser einer bessern Zukunft, doch ohne einen Augenblick an ihre thätige Verwirklichung zu denken. Der Eine ist das verkörperte Epigramm, der Andere die verkörperte Elegie, in dem Einen offenbart sich der Skepticismus als lachender Spott, in dem Andern als tragischer Schmerz. So sehr Voltaire das Volk verachtet, so tief beugt er sich vor den Königen; um diesen einen Gefallen zu thun, bekämpft er die Priester und die Religion; nur in der letztern Revolutionär, ist er in der Politik so ganz servil, daß er am Ende glaubt, die Sache der Philosophie sei die der Könige. *) Rousseau hingegen ist durch und durch Republikaner, er behält immer das Volk im Auge und macht zum Entsetzen des Andern aus seinem misanthropischen Helden einen Holzhacker. Voltaire vergöttert die zersetzende Vernunft, Rousseau das versöhnende Gefühl. Voltaire fühlt sich wohl in der Gesellschaft, die er tadelt, er nimmt Orden und Hoftitel an, hält seine Dienerschaft und genießt das Leben auf das Angenehmste. Rousseau läßt sich in keinen vermittelnden Vergleich mit dem Gegner ein; er leidet und grollt, er kann sein verkehrtes Jahrhundert nimmer ertragen. Voltaire's Waffe ist der scharfe, unerbittliche Verstand, die des Genfers ist das erhabene Gefühl, die Begeisterung für Wahrheit und Gerechtigkeit: Voltaire's Partei ging unter, sobald sie ihren Beruf erfüllt hatte; mit Rousseau dagegen beginnt eine neue Zeit, mit ihm zieht ein anregender, befruchtender Geist in die Welt des Gefühls und der Kunst, in der sich bald ein frischeres, wärmeres Leben entfaltet.

Bernardin de St. Pierre.

Bernardin de St. Pierre aus Havre (1737—1814) empfing von Rousseau, seinem geistigen Vater, die erste Anregung

---

*) So schreibt Voltaire an d'Alembert: „Man sollte nicht glauben, daß die Sache der Könige zugleich die der Philosophen ist, und doch sind unleugbar jene Weisen, die nur Eine Gewalt im Staate anerkennen, die stärksten Stützen des Königthums.“ (T. 18, v. 18.)

zur religiösen Gefühlsphilosophie. Von Jugend auf über Weltverbesserungs-Pläne sinnend, wollte er zuerst Jesuit werden, um die Indianer zu bekehren. Darauf ging er nach Malta, um die Türken bekämpfen zu helfen. Immer noch unbekannt in dem Lande, das er liebte, weil es einen Fénélon hervorgebracht, zog er nach Rußland, um Katharina und Orloff seine Reformpläne vorzulegen, erlangte aber mit aller Mühe kaum eine Anstellung im Heere, das er bald wieder verließ, um in den Reihen der Polen zu fechten. Endlich reiste er sogar nach Madagaskar, um dort seinen alten Lieblingsplan zu verwirklichen, nämlich eine Republik zu gründen. Nachdem er auch von da bald wieder unverrichteter Dinge zurückgekehrt war, wurde er von d'Alembert in die Kreise der Philosophen eingeführt, wo er sich jedoch um seiner Tugend und seines fortwährenden Mißgeschickes willen verlacht sah und darum so unbehaglich fühlte, daß er sich bald wieder in seine Einsamkeit und Armuth zurückzog, in der ihn nur Rousseau's Umgang beglückte.*) Beide verabscheuten gleich sehr jene lebensfrohe Schaar von Philosophen, die sich im Theater und beim üppigen Gelage ergötzte, um nachher Gottheit und Menschheit mit ihrem frivolen Spotte zu übergießen. Beide standen mit ihrer Entbehrung, mit ihrem Weltschmerz, ihrer Herzensreligion, ihrem warmen Natursinn jenen schwelgenden, kalten Salonmenschen, jenen Gottesleugnern und Menschenverächtern gleich fremd gegenüber. Wie die Philosophie, so hatte sich auch die Kunst von Gott und von der Natur abgewandt; sie war damit ein dürres Skelett geworden, ein rein künstliches Licht, das die klare Sonne ersetzen sollte. Mit dem Gefühl war der Dicht-

*) Einst kehrten Beide auf einem Spaziergang bei den Einsiedlern des Mont Valerien ein. „Wir kamen kurz vor Tisch hin," erzählt Bernardin, „während die Mönche gerade in der Kirche waren. Auf Jean Jacques Vorschlag traten wir ebenfalls in letztere ein, um in einer Kapelle zu beten. Nachdem die Einsiedler die wunderschöne Litanei von der Vorsehung gebetet und sich auf den Weg zum Speisesaal gemacht hatten, sagte Jean Jacques voll Rührung: „Jetzt fühle ich was das Evangelium meint, wenn es sagt: „Wenn einige von euch in meinem Namen versammelt sind, werde ich mitten unter ihnen sein. Ein Gefühl von Frieden und Glück dringt mir durch die Seele." Ich erwiderte ihm: „Wenn Fénélon noch lebte, wären Sie Katholik." Darauf versetzte er außer sich und mit Thränen in den Augen: „Wenn Fénélon noch lebte, würde ich trachten, sein Kind zu werden, um mich würdig zu machen, als Kammerdiener bei ihm zu leben." (Naturstudien 3. Th., Anmerk.)

kunst auch die Schönheit und Manigfaltigkeit der Form abhanden gekommen. Alle diese Naturmaler, Buffon selber nicht ausgenommen, beschrieben die Gefilde von Paris aus, nach dem Muster des Jardin des plantes, und darum waren sie alle so beschränkt und conventionell. Aber auch Rousseau hat noch nicht die rechte unmittelbare, naive Naturfrische: er hat wohl die Alpen gesehen und liebt die freie Gottesnatur; allein ihre Formen sind bei ihm noch architektonisch abgemessen, er schildert planmäßig angelegte englische Landgüter und Gärten, aber nicht das Großartige, Wilde der Gebirgswelt, der die Menschenhand noch nichts anzuhaben vermochte. Eben dieser Mensch ist es, was zwischen ihm und der Natur überall störend in der Mitte steht, was seinen freudetrunkenen Blick immer wieder von dieser abzieht; der Abscheu an dem entarteten Lieblingskind der Natur ist es, was ihm den Genuß der letztern so bitter vergällt. St. Pierre dagegen liebt die Menschen, zumal die Dichter, nicht minder als die Natur in ihren Einöden, ihren blumigen Wiesen, ihrem weiten Meer; er versteht die zwischen der Schöpfung und dem Menschenherzen bestehende Harmonie und Sympathie. Die „Naturstudien" (1784), in denen sich seine tiefempfundene, ungekünstelte Begeisterung Luft macht, waren so ganz verschieden von der Weise der damaligen Schriftsteller, daß das kleine Büchlein mit seiner unbestimmten, zusammenhangslosen Form allgemeines Aufsehen erregte: die Gefühlvollen waren entzückt, während die Schöngeister und die Philosophen über das Phantastische und das Religiöse darin spotteten. Das unvergleichliche Idyll „Paul und Virginie" (1788) war für seine Zeit, gegen deren Strömung es so muthvoll ankämpfte, eine Heldenthat: als der Verfasser es im Salon der Frau von Necker vorlas, gingen die Einen davon und die Andern schliefen ein; nur das Volk verstand das Buch. Doch nur Wenige haben Selbstvertrauen genug, daß sie einem ganzen Jahrhundert gegenüber in der Ueberzeugung von ihrem guten Rechte nicht wanken. Auch Bernardin ließ sich eines Bessern belehren, d. h. zu einem Irrweg bereden. Er verließ den Boden, auf den ihn sein Talent anwies, und wurde Theoretiker, Philosoph. So kritisirt er in seiner „indischen Hütte" (1791) die Gesellschaft und die Akademien vom Standpunkt der abstracten Gerechtigkeit und Menschlichkeit aus. Dann stellt er als Gott vertrauender Optimist über die causae finales Untersuchungen an, die ihn am Ende dahin führen, daß er das Vorhandensein des Uebels so gut wie ganz leugnet und aus der Natur

ein Ideal von Schönheit, Güte und vollendeter Zweckmäßigkeit macht, ein Eden, in welchem der volle Einklang von Himmel und Erde nur durch die Thaten der Menschen getrübt wurde, die die majestätischen Wälder für die Pestluft der Städte hingaben.*) Damit wären wir also wieder bei Rousseau's Menschen- und Kulturscheu angelangt, die die Vorsehung nur dadurch zu entschuldigen weiß, daß sie die Bildung beschuldigt, alles Unheil über die Menschheit gebracht zu haben. Wie alles Gute von Gott, so kommt alles Schlimme vom Menschen, als wäre nicht gerade dieser der vornehmste Gegenstand der göttlichen Fürsorge. Doch wie maßlos auch die Uebertreibungen sein mögen, zu denen sich St. Pierre im polemischen Eifer hinreißen läßt, seine Bewunderung für die Natur und den Muth, sich zum Christenthum zu bekennen, bewahrt er sich doch, und eben damit leitet er die Reaction gegen die negative Philosophie ein, während er zu gleicher Zeit durch seinen geschmackvollen Stil gegen die herrschende Vernachlässigung des künstlerischen Elementes protestirt.

Der Marquis de Condorcet aus Ribemont (1743—94) erinnert in Manchem an d'Alembert. Auch ihm verschafften seine mathematischen und physikalischen Abhandlungen sehr frühzeitig einen Sitz in der Akademie, auch er besaß bereits als Mathematiker einen europäischen Ruf, als er diesem noch den Ruhm der Beredtsamkeit beifügte, indem er, wie d'Alembert, in seiner Stellung als Secretär Lobreden auf die Akademiker verfaßte. Als ein Mann von reichen Kenntnissen und erhabener Anschauungsweise hielt er sich zwar vom exclusiven, engherzigen Parteigeist frei, aber nur um durch seine eigenen Untersuchungen zu einem Systeme zu gelangen, das nicht weniger kühn war, als die der Andern, so daß man ihn, den schwungvollen Philosophen mit der bedächtigen Miene des Mathematikers, einen schneebedeckten Vulkan nannte. Statt im Menschen einen Gefallenen zu beklagen, bewundert er seine allmälig immer höher steigende Entwicklung, eine Ansicht, die er auch Angesichts der Revolutionsguillotine nicht fallen ließ. In der historischen Skizze über die Fortschritte des menschlichen Geistes (1795) will er auf dialektischem Wege

*) So wird schon in den Naturstudien (zumal im 7. Theil) der Gegensatz zwischen der Gesellschaft und der Natur hervorgehoben und behauptet, der Mensch sei in seinem ursprünglichen Zustand gut gewesen und erst später entartet. — Das landläufige Thema unserer heutigen Deklamatoren.

und durch die Thatsachen zugleich nachweisen, daß der Entwicklungsfähigkeit unserer Geisteskräfte keine Schranke gesetzt sei, daß sich die Menschennatur bis in's Unbegrenzte vervollkommnen könne und daß die durch nichts zu hemmenden Fortschritte der Bildung erst mit der Erde selber enden werden. Zum Behufe der Beweisführung geht er die ganze Geschichte durch, die er in neun Zeiträume theilt, wovon die drei ersten die Zeit von Cartesius bis zur Revolution umfassen. Auf diesen Gedanken eines zusammenhängenden Entwicklungsprozesses, der die Geschichte aller Zeiten und aller Völker zur Einheit verknüpft, hatten die Philosophen nicht kommen können, da sie die tiefgreifenden, wohlthätigen Einflüsse der Kirche auf die Kultur verkannten und herabsetzten und sich, der Idee eines stetigen Fortschrittes entgegen, nach dem Leben des klassischen Heidenthums zurücksehnten. Um aber seinen Beweis vollständig zu führen, hätte Condorcet statt uns die geschichtlichen Thatsachen nur in einer Auswahl vorzuführen, keine derselben übergehen und hätte er neben der intellectuellen und der ästhetischen Seite auch das Gefühlselement berücksichtigen sollen. Allein die Irreligiösität seines Jahrhunderts verschloß ihm die Augen für die Beziehungen, die den Menschen mit dem gesammten Weltall und mit dem Reich der Geister verknüpfen, und da er nicht an die Unsterblichkeit der Seele glaubt, so tröstet er sich mit der schmeichelnden Hoffnung auf die unendliche Dauer des irdischen Lebens. Zu guter Letzt stellt er über die noch zu erwartenden Fortschritte der Menschheit Vermuthungen auf, die er mit mathematischer Folgerichtigkeit aus der Vergangenheit abzuleiten sucht. Er findet sie vorzugsweise in der rechtlichen Gleichstellung der Staaten wie der einzelnen Bürger innerhalb derselben, in der materiellen Hebung der Gesellschaft und in der geistigen Veredlung des Individuums. Die erstere wird namentlich dadurch herbeigeführt, daß überall ein und dasselbe politische System in der öffentlichen Meinung und im Leben durchdringt und daß der Grundsatz der Volkssouveränität allgemeine Anerkennung findet. Die Aufhebung der weltlichen und der kirchlichen Aristokratie wird alle Einzelnen an Besitz, Recht und Bildung einander gleich stellen und auch das weibliche Geschlecht wird geistig gehoben werden. Wie kurzsichtig seine Anschauungsweise auf dem sittlichen Gebiete war, geht schon daraus hervor, daß er glaubte, im geschichtlichen Fortschritte der sittlichen Idee werde sich das Mittel finden, die letztere mit der sinnlichen Lust in Harmonie zu bringen. Und von dieser eigenthümlichen

Art, die lächerlichsten und die erhabensten Vorstellungen mit einander zu verknüpfen, findet sich noch manches Beispiel bei Condorcet. Zu dem Glauben an die Entwicklungsfähigkeit des Individuums kommt er durch den Hinblick auf die Fortschritte der Wissenschaften, deren Feld sich immer weiter dehnt, deren Methodik immer fester und sicherer wird, deren Entdeckungen sich so vermehren, daß man nächstens glauben muß, es gebe keine Schranken für dieselben. So ist es auch mit der Industrie, die immer neue Maschinen erfindet und sich immer neue Naturkräfte dienstbar macht. „Es kommt der Tag, wo die Sonne auf der Erde nur noch freie Menschen sieht, ohne einen andern Herrn als die eigene Vernunft. Die Zwingherren und die Sklaven, die Priester und ihre blödsinnigen oder heuchlerischen Werkzeuge werden dann nur noch in der Geschichte und auf den Brettern erscheinen. Vor dem Lichte der Vernunft wird die letzte Spur des Aberglaubens und der Tyrannei verschwinden." Man muß über diesen schwungvollen Hymnus auf die Kulturfortschritte um so mehr staunen, wenn man bedenkt, daß er mitten unter den Beilhieben der Jacobiner angestimmt wurde, die dem Philosophen seine Hoffnungen nicht benehmen konnten, wiewohl sie andererseits freilich auch nicht im Stande waren, seinen Blick von der Erde zum Himmel zu erheben.

Schon 1750 hatte Robert Turgot über die wohlthätigen Folgen des Christenthums gesprochen, in welchem er, der herrschenden atheistischen Anschauungsweise entgegen, einen durchgreifenden Fortschritt über das Leben der antik-heidnischen Welt sah, einen Fortschritt, den er in einer andern Abhandlung für die Bestimmung der Menschheit überhaupt erklärte. Diese Abhandlung, eigentlich ein Abriß der allgemeinen Weltgeschichte, ist darum merkwürdig, weil sie die erste ist, die dem gesammten Menschengeschlechte gerecht wurde, indem sie es als ein zusammengehöriges, die ganze Reihenfolge aller Zeiten und Erscheinungen umfassendes Ganzes betrachtet, das ein stets wachsendes Erbtheil von intellectueller und sittlicher Bildung empfängt und weiter überliefert. Unter diesem Gesichtspunkt verfolgt er Schritt für Schritt das ganze Geschick der Menschheit; nur verhindert ihn sein materialistischer Standpunkt, ewige Gesetze, höhere Rechte und eine Vorsehung wahrzunehmen, so daß er am Ende dem Zweifel verfällt und ausruft: „In dieser ganzen Reihenfolge von philosophischen Systemen und Zeitansichten suche ich die Fortschritte des mensch-

lichen Geistes und finde darin doch nur die Geschichte seiner Irrthümer."

Die polemischen Schriften, d. h. also die Mehrzahl der Voltaire'schen, ein Theil der Rousseau'schen, nebst dem ganzen Diderot und den Encyclopädisten fielen der Vergessenheit anheim, sobald sie ihren Triumph gefeiert hatten; die andern aber veralteten wenigstens. Allein mitten unter dem Lärmen des philosophischen Haders vernahm man auch immer wieder jene ewigen Wahrheiten, die in Ansehen und Geltung blieben, als jener längst verhallt war. Ueberhaupt wirkten jene Männer, die wir gegen unsere innere Sympathie so strenge beurtheilen mußten, nebenbei höchst verdienstlich, indem sie eine Menge der verderblichsten Irrthümer bekämpften, die Emancipationsbestrebungen auch auf die Literatur ausdehnten, und uns zwar keine vollständigen Wahrheiten, aber doch viele richtige Grundsätze und fruchtbare Keime zur weitern Entwicklung überlieferten.

Seit die Literatur in den Kampf der Tagesfragen hineingezogen worden war, seit sie einen der wirksamsten Hebel zur Leitung der öffentlichen Meinung bildete, seitdem hatte sie die Formschönheit des vorigen Jahrhunderts mehr und mehr eingebüßt. Im stolzen Bewußtsein der Vorzüge des eigenen Verstandes hielt man es für unnöthig, denselben am Lichte der Vergangenheit zu erleuchten, und in dieser dünkelvollen Anschauungsweise wurde das Alte immer weniger geachtet, wurden immer neue Gedanken, Kraftworte, seltsame Wendungen und andere eitle Zierrathen auf die Bahn gebracht, als Ersatz für die verlorne Frische und Naturwahrheit. Die Sprache wurde bestimmter, bündiger, beweglicher, wofür ihr die Eleganz und das Kolorit abhanden kam. Die Sätze gewannen an ausdrucksvoller Kraft, allein sie nahmen es mit der Richtigkeit des Inhalts nicht immer so genau. Der Stil nahm jene übermüthig befehlshaberische Kürze an, die Anfangs so fesselt und zuletzt so anwidert. Voltaire beklagt sich öfters, daß der Geschmack sich verliere, daß eine Neuerung nach der andern zum Vorschein komme, daß man in die alte Barbarei zurücksinke, daß das achtzehnte Jahrhundert in sprachlicher Beziehung die gemeinsame Abzugskloake aller vorhergehenden Jahrhunderte sei. Den tiefern Grund dieses Verfalls der Literatur erschließen uns wohl jene Worte, in denen Vauvenargue's die beste Anweisung zur Beredtsamkeit gibt: „Um Geist und Geschmack zu besitzen, muß man ein Herz haben; aus ihm kommen die großen Gedanken."

Doch gab es immer noch Einige, die ohne tendentiöse Nebenabsichten ihren Stil künstlerisch zu vervollkommnen suchten. So machte Montesquieu anhaltende Studien und Versuche an dem seinigen, bis er endlich am Gelingen verzweifelte. Buffon stellte die Behauptung auf, nur die Darstellungsweise könne ein Buch unsterblich machen, und war selber ein unermüdlicher Künstler in derselben. Wirklich gelingt es ihm auch, den beabsichtigten Eindruck hervorzubringen, wenn er in der ruhigen Hoheit des Genie's, das sich von keinem Lob und keinem Tadel beirren läßt, die selbst empfundenen Gefühle schildert. Selbst da, wo er in gewagter Weise generalisirt und sich dem Fluge seiner freilich immer ernsthaften, besonnenen Phantasie überläßt, spricht er mit überzeugender Einfachheit und Klarheit so, daß man immer nur bedauern muß, daß er die Uebergangsbrücke von der Natur zum geistigen Element nicht aufzufinden vermochte. Eben deßhalb, weil er nicht auf das Herz zurückgehen und keine Harmonie zwischen die Naturscenerien und die dadurch erweckten Gefühle bringen konnte, sah er sich manchmal zur künstlichen Emphase, zu Sätzen von mehr rednerischem Pomp als naturwahrer Malerei genöthigt. *) Darum verfielen auch seine Schriften zu gutem Theil der Vergessenheit, von welcher nur die großen Wahrheiten und die Aufschlüsse über die menschliche Natur, die bei aller ununendlichen Mannigfaltigkeit immer eine und dieselbe ist, verschont blieben.

Beredtsamkeit.

Die kirchliche Beredtsamkeit, die zu gleicher Zeit belehrt und rührt, war verstummt. Der herrschenden Zweifelsucht gegenüber hätte es da feuriger, kühner Geister bedurft, die im Stande gewesen wären, in einem durchweg für künstlerischen Pomp eingenommenen Jahrhundert den herrschenden Ansichten zu schmeicheln, sich der Zeitrichtung zu accommodiren, die Glaubenssätze bei Seite zu lassen, um sich für das Festhalten am Evangelium Verzeihung zu erwirken, sich mitten unter diesen akademisch gelehrten Theologen auf eine rein menschliche Sittenlehre zu beschränken und

*) „Ich gäbe keinen Heller um Buffon's Stil," erklärte d'Alembert; und in ähnlichem Sinne sprach sich Voltaire tadelnd darüber aus, daß Buffon sich in einer dichterischen Prosa gefalle und daß er selbst über physikalische Gegenstände mit schwülstigem Wortgepränge schreibe.

den eigenen Glauben zu verleugnen. Man verließ die volksthümliche Form der Beredtsamkeit, die, wenn sie auch oft in das Triviale verfällt, doch mitunter zu einer Art von urwüchsiger origineller Erhabenheit führt, und nahm einen Stil an, dessen Zierlichkeit sich mit dem apostolischen Ernste wenig verträgt, und statt der ernsten Mahnerstimmen der ehrwürdigen Priester des siebenzehnten Jahrhunderts ließen sich jetzt schöngeistige Literaten von der Kanzel vernehmen. Die einzigen Ausnahmen hievon bildeten André und Bridaine, die das Offene, Kühne und Dramatisch-Lebendige der früheren Kanzelredner beizubehalten wagten und die darum wenigstens als Curiositäten gefielen.

In der gerichtlichen Beredtsamkeit war an die Stelle der prunkenden Gelehrsamkeit, der Rhetorik und der Schöngeisterei ein einfacher, streng wissenschaftlicher Ton, eine ernste gemessene Erörterung getreten, die die allgemeinen Grundsätze suchte, um sie als Ausgangspunkt und Grundlage zu praktischen Schlußfolgerungen zu benützen. Später dagegen drang auch hier das philosophirende Element ein, und seitdem mied man jene schmucklose Einfachheit, jene positive Bestimmtheit der Sprache als ein Zeugniß geistiger Armuth. Man verlangte jetzt philosophische Principien und Theorien statt der Thatsachen, und so wuchs nun die gerichtliche Beredtsamkeit in extensiver Richtung zu immer größerer Bedeutung heran; sie beschränkte sich nicht auf den einzelnen Rechtsfall, auf den trockenen Geschäftsboden, auf die Amtsstube; sie fand ein größeres Publikum und wirkte auf dieses so gut wie die Werke der eigentlichen Schriftsteller. Namentlich waren es einzelne Prozesse von besonderem stofflichen Interesse, wie der der Jesuiten, die Prozesse Lally und La Barre, die zu manchen Reden von größerer Tragweite Anlaß gaben. Auch die Prozesse Le Chalotais und Sirvan erlangten ihrer Zeit eine große Berühmtheit, die freilich nur so lange dauerte als das allgemeine Interesse, das dabei in's Spiel kam.

Die Lobrede ist nur vor dem Altar an ihrem Platz. Das vergaß der gelehrte Antoine Thomas aus Clermont-Ferrand (1732—85) in seinen éloges. Ein ziemlich schwerfälliger Kopf, aber reich an den Kenntnissen, die der Zeitgeschmack verlangte, wollte er durchaus unter den Philosophen figuriren, ohne deßhalb auf das Sittengesetz der Offenbarungsreligion zu verzichten. Auch um die Palme der Beredtsamkeit bemühte er sich, aber statt die letztere in den Gedankengang selber, in die eindringliche Kraft der Thatsachen, der Wahrheit zu verlegen, suchte er sie in der

peinlich mühsamen Glättung und Ausschmückung seines Stils, der auch in den kleinlichsten Nebensachen noch voll Schwung ist. Namentlich suchte er ihn durch eine Fülle von philosophischen Gedanken und von Beziehungen zu den Künsten und exacten Wissenschaften zu heben; doch kommen ihm diese Gedanken und Bilder keineswegs spontan, sie sind mit kühler Ueberlegung gesucht und sozusagen als Effectmittel gemiethet, gerade wie die affectirte Begeisterung für das Vaterland und schöne Handlungen eben auch nur auf die Wirkung berechnet sind. Bisweilen jedoch verzichtet er auf die Hilfsmittel der Kunst, um an sein Herz zu appelliren, wie im „Versuch über die Frauen" und in der „Lobrede auf Marc Aurel", wo er sich im Geiste wirklich mitten in das alte Rom mit seiner Sehnsucht nach der großen Vergangenheit und seiner bangen Furcht vor der Zukunft zurückversetzt. Das Buch gefiel den Zeitgenossen besonders darum, weil es unter seinem dünnen Schleier Wahrheiten durchscheinen läßt, die man nicht offen auszusprechen wagte. Der Versuch „über die Lobreden" ermüdet durch seine Eintönigkeit, und zudem ist die Lobrede keine selbstständige, abgesonderte Stilgattung, welche ihrer eigenen Regeln bedürfte, dabei ist der Verfasser so unglaublich einseitig, daß er, nachdem er alle von der Schmeichelei eingegebenen Lobreden aufgezählt, die der Kirchenredner kaum einer Erwähnung werth findet, während sie doch über alle andern erhaben sind, sofern sie weit mehr als diese den Stempel des unreflectirten Herzensergusses an sich tragen.

Marmontel (1728—99), der als eklektischer Philosoph von der gemäßigten Mittelrichtung ohne Bedeutung ist, nahm einige Ansätze zu einer selbstständigen Behandlungsweise des Stils und der literarischen Kritik. So trat er in seinen „éléments de littérature" der Zeitströmung in einer Weise entgegen, die etwas Paradoxes hatte. Später aber ging er von dieser Polemik wie überhaupt von allen praktischen Detailuntersuchungen und dem gesammten Regelwesen, das doch niemals ein Talent schaffen kann, ab, um nur noch die Gefühle, denen die Künste entstammen, sowie die Momente, die auf dieselben einwirken können, näher zu betrachten. Seine „moralischen Erzählungen" führen uns in jener geschmackvollen, gewandten Sprache, die Marmontel's Prosa durchweg auszeichnet, die Handlungen und Gefühle des Alltagslebens vor, und zwar in einem Geiste, der den Titel vollkommen Lügen straft, sofern er selber nur zu sichtbar von der Sittenverderbniß der Zeit angesteckt ist. Das zeigt sich z. B. schon in den

aller sittlichen Energie entbehrenden Rathschlägen, die er gibt, sowie in dem Streben, um jeden Preis wenigstens den äußern Schein als einzige Tugend zu wahren.

Kritik.

Das achtzehnte Jahrhundert war das Jahrhundert der Kritik im buchstäblichen Sinne des Wortes, und zwar vorzugsweise der literarischen, die sich mit der Kunst, mit dem Stile befaßte, da sie sich an die wichtigern Lebensfragen nicht wagen durfte. Uebrigens bewies sie auch auf jenem Gebiete nur, daß sie für sich allein zu schwach ist, um das Schlimme zu verhüten und das Gute zu erreichen. So griffen die Jesuiten im „Journal de Trévoux" die falsche Lehre und die beklatschte Mittelmäßigkeit in ebenso geistreichen als gründlichen Beurtheilungen an. Das „Journal des Savants" stand unter der Leitung der Mönche von St. Geneviève, während die Priester von St. Germain des Pres die „Nouvelles ecclésiastiques" herausgaben. Louis Racine, der Abbé Fleury und Rollin hatten gute Vorschriften gegeben, doch mehr für den äußern Stil als für die Gedanken, mehr für die Form als für das Princip des Schönen. Der Pater André war der erste, der aus Plato und den Kirchenlehrern eine Theorie der schönen Künste schöpfte („philosophische Untersuchungen über das Wesen des Schönen"); er nahm dabei seinen Standpunkt höher als alle andern Aesthetiker seiner Zeit. Doch ist sein Buch („philosophische Untersuchungen über das Wesen des Schönen") mehr geschmackvoll als selbstständig. Montesquieu ahmte es nach, ohne ihm gleichkommen zu können. Diderot wollte es in die materialistische Anschauungsweise umsetzen und dadurch vervollkommnen, allein er brachte es nur zu einigen wirkungsvollen Streiflichtern, während ihm die Festigkeit in den Principen abgeht. Condillac dringt vor Allem auf bündige Kürze, womit natürlich der dichterischen Muse alle freie Regung benommen wird, und gründet die Kunst des Stils auf die zwei gleich schiefen Voraussetzungen, daß alles Denken schließlich auf den Sinneswahrnehmungen beruhe und daß der gehörige Zusammenhang der Gedanken das Alpha und Omega aller Stilvorschriften sei. Doch kräftiger noch als alle bisher Genannten wirkte Voltaire, die Seele und der Vertreter seines Jahrhunderts, das sich an seinem sprudelnden Witze entzückte und vor seinem vernichtenden Spotte bangte und das sich darum in allen ästhetischen Fragen seinem Urtheilsspruche beugte, auf die Entwicklung des Geschmackes ein. Daß dieser Einfluß

mehr verderblich als wohlthätig sein mußte, läßt sich bei Voltaire's Einseitigkeit und Parteilichkeit erwarten. Namentlich fehlte ihm das Verständniß für die naive Schönheit der klassischen und die tiefinnerliche, ausdrucksvolle Schönheit der mittelalterlichen Kunst durchaus und so benahm er denn auch seiner Zeit allen Sinn dafür. Nur die glatte, fehlerlose Regelmäßigkeit und dann höchstens noch die philosophische Kühnheit, so wie er sie verstand, galten in seinen Augen als bewunderungswürdig.

François La Harpe aus Paris (1739—1803) ist ein geschmackvoller, aber schüchterner Aesthetiker, der nur ausnahmsweise mitunter in Hitze geräth. Voltaire ernannte ihn zu seinem Erben, allein er täuschte gleich die ersten Erwartungen, bis er sich endlich ganz vom Unglauben lossagte. Seine verschiedenen kleinern Arbeiten — Zeitungsartikel u. s. w. — sammelte er in seinem „Handbuch der Literatur" (1799). Er geht nicht darauf aus, auf aprioristischem Wege allgemeine Regeln zu suchen, sondern weist sie nur als in diesem oder jenem Buche angewandt nach. Bisweilen hat er etwas von wirklicher Beredtsamkeit, wenn er die Gefühle schildert, welche die Schönheiten und die Fehler im Stile der Andern in ihm hervorriefen, und wenn sich das absolut Zuversichtliche seiner Ansichten in der Kraft seiner Sprache ausprägt. Allein er läßt sich durch seine Vorurtheile zu maßlosen Einseitigkeiten hinreißen, ohne zu ahnen, daß sie ihm durch fremde Einflüsse eingegeben wurden, durch den Haß, durch die Freundschaft, durch die Uebereinstimmung der Ansichten. Sein Geist lebte sich in die verschiedenen Zeiten und Bildungskreise nicht ein. Er legte zu viel Werth auf die Kunstgriffe der Composition, auf die künstlerischen Berechnungen in den Meisterwerken und übersieht darüber die innere Inspiration, die äußern Umstände, den Charakter der Autoren und ihrer Schöpfungen. Das Alterthum entzieht sich seiner philosophischen Kurzsichtigkeit ganz, die nur das gegenwärtige Jahrhundert in's Auge faßt: nicht nur entstellt er fortwährend den Geist der Alten, sondern seine Uebersetzungen strotzen zugleich von groben Verstößen im Einzelnen.

Auch die „Reise des jungen Anacharsis" von Jean Barthelemy aus Cassis (1716—95) ist im Wesentlichen eine Kritik. Mitten unter der allgemeinen Mißachtung der gelehrten Studien beschäftigte sich der Verfasser dreißig Jahre lang mit den Klassikern, ohne sich in ihren Geist einleben zu können, obwohl er alles zu ihrem Verständniß dienende thatsächliche Detail eifrig sammelte. Der Grundgedanke jenes Buches war nicht neu: schon

früher hatten einige Studierende zu Cambridge die Früchte ihrer ernsten Forschungen in ihren „athenischen Briefen“ niedergelegt, die an politischem Verständniß das Werk des Franzosen, der sie nicht kannte, weit hinter sich zurück ließen. Das unermeßliche reichhaltige Gemälde der griechischen Kultur konnte nur als ein zusammenhängendes Ganzes auf einmal enthüllt werden; und zu dem Anziehenden dieses Schauspiels kam noch das Interesse, das uns der Beobachter selber einflößt, kein Scythe und kein Zeitgenosse, sondern ein mit der ganzen Erfahrung und Philosophie der Neuzeit ausgerüsteter Mann. Den Ton der griechischen Naivität hat der geistreiche Abbé schlecht getroffen; um dem modernen Geschmacke gerecht zu werden, entstellte er die Physiognomie des Hellenenthums; da er in den Eigenheiten des griechischen Theaters nur rohe Auswüchse sah, die von den höfischen Sitten des mustergiltigen „goldenen Zeitalters“ grell abstachen und darum jenem Geschmacke übel behagen mußten, so verwandelte er die Athener und Korinther kurzweg in moderne Franzosen.

In Lebrun (1729—1807) hemmte der philosophische Geist den Aufschwung der Phantasie und wo er trotzdem noch einen höhern, feurigern Ton anschlägt, da ist es meist nur Zorn und Rachgier gegen die seiner unwürdigen Nebenbuhler, was ihn beseelt und spornt. In den Dichtungen Chéniers (1764—1811) erkennt man den kunstfertigen, sinnlich warmen Maler, aber nichts Ideales. Gilbert (1751—1780), der mit seinem Gewissen auf besserem Fuße stand als die meisten seiner dichtenden und philosophirenden Zeitgenossen, erklärte den ungläubigen Encyclopädisten den Krieg und geißelte das Jahrhundert in einer Satire, die eben so objectiv begründet wie wahr und tief empfunden ist. Der Dichter, dessen letzter Gesang zu den Perlen der französischen Dichtung gehört, starb im Spital, kaum neun und zwanzig Jahre alt.

Um so besser verstand es der berühmter gewordene Zeitgenosse Jacques Delille aus Aigueperse (1738—1813), sich mit dem äußern Leben zu vertragen, das sich für ihn außerordentlich glücklich gestaltete. Voll munterer, lebhafter Laune wußte er sich beliebt zu machen, ohne Mißtrauen zu erregen und sich ein ungemeines Ansehen zu verschaffen, ohne an dem Treiben der Philosophen, an dem religiös-politischen Kampfe des Tages Theil zu nehmen. Selbst seine Fehler stimmten so gut zum Geschmack der Zeit, daß sie jene Beliebtheit nur noch steigerten. Namentlich gefiel und gefällt er durch seine anmuthigen, geistvollen Wen-

bungen; den lebhaften Ton in seinen kleinen Erzählungen und noch mehr durch sein glänzendes Talent für die malerische Beschreibung. Doch leitete ihn dabei mehr die berechnende Ueberlegung, als der Drang der Begeisterung, und so brachte er denn sein ganzes Leben damit zu, sich passende Gegenstände auszuwählen, die seiner dichterischen Lust und Fertigkeit freien Lauf gestatteten. Er wurde der Gründer und Vertreter jener beschreibenden Poesie, die sich ausschließlich darauf verlegt, recht detaillirt zu malen, und die doch dabei nichts weniger als ein wirkliches Gemälde zu Stande bringt. Eigene Ideen, eine innere Begeisterung für die Natur, die er besingt, ein Verständniß für die Geschichte darf man bei ihm so wenig suchen als ausgebreitete Kenntnisse. Er holt sich seine Gedanken vielmehr aus den Schriften Anderer, zumal aus den prosaischen, um sie dann in wohllautende Verse zu fassen und so in der neuen Gestalt als eigene Geisteskinder abermals in die Welt zu senden. So ist gleich die Vorrede zu seinem Meisterwerk, dem Gedicht über den „Landbau (Géorgiques)" nichts weiter als eine Uebersetzung aus Dryden, wie jenes Werk selber bekanntlich auch nur eine Uebertragung Virgils ist. Eben bei dieser Arbeit lernte er jene Kunst des beschreibenden Stils, von der er in seinem besten selbstständigen Gedichte „die Gärten" (1782) eine so glänzende Probe ablegte und die auch seine kleinern Schöpfungen auszeichnet, wo er mit Vorliebe allerlei Kleinigkeiten malt, Landschaften, Ergötzlichkeiten und Erlebnisse schildert und nebenbei auf wissenschaftliche Fragen eingeht. Für die durch Rousseau und Buffon modernisirte Sprache, die wärmer, farbiger, tiefsinniger, aber auch schwülstiger geworden war, hätte vielleicht auch ein anderes Versmaß besser gepaßt, allein Delille scheute jede kühne Neuerung, und statt in irgend einer Richtung nach eigenen Principien und mit fester Consequenz vorzugehen, begnügte er sich, seinem unbestimmten Gefühle für Wohllaut und Eleganz zu folgen. Aber gerade diese seine Weise gefiel so sehr, daß er fast vergöttert wurde; englische Herzoginnen und polnische Fürstinnen schrieben ihm Dankesbriefe, sein Eintritt in die Akademie war ein Fest, seine Vorträge riefen Beifallklatschen und Thränen hervor, und seine Bewunderer trugen ihn auf den Armen nach seiner Wohnung zurück; von seinen Werken wurden oft bei fünfzigtausend Exemplare auf einmal gedruckt.

De Fontanes (1751—1821) bildet den Uebergang vom Vorigen zu Chateaubriand, der von ihm die erste Aufmunterung zum dichterischen Schaffen empfing. Als Dichter zwischen

Sinnenlust und Frömmigkeit schwankend, ist er besonders noch dadurch von einiger Bedeutung für die Geschichte, daß er dem Kaiser Napoleon die Reden stilisirte, wobei er ihm übrigens auch manches entschiedene „Nein" entgegensetzte. Sein Freund Joubert brachte nichts zu Ende. Seine „Gedanken" z. B. veröffentlichte erst Chateaubriand. Interessant sind seine scharfen Urtheile über berühmte Zeitgenossen. So sagt er von Voltaire: „Er ist ein Affe an anmuthiger Bewegung und häßlichen Zügen. Er kannte das Licht, aber er zersplitterte es in Atome." Von Le Sage: „Seine Romane nehmen sich so aus, als hätte sie ein soeben aus der Komödie gekommener Domino-Spieler im Kaffehaus geschrieben." Von La Harpe: „Die Leichtigkeit, mit der er die Sprache der Kritik handhabt, und die reiche Fülle, in der ihm dieselbe zu Gebote steht, geben ihm den Schein der Geschicklichkeit, die ihm fehlt." Und von Barthelemy: „Anacharsis gibt einen Begriff von einem schönen Buch, ist aber kein solches."

Theater.

Unter denjenigen, welche sich am Trauerspiel versuchten, machte sich De Belloy dadurch verdient, daß er in Manchem vom alten Regelzwange abging und daß er in seinem „Gaston", seinem „Bayard", seiner „Belagerung von Calais" den Beweis lieferte, wie trefflich sich die Stoffe der vaterländischen Geschichte für die Bühne eignen würden. In Saurin's „Spartacus" hören wir schon die herannahende Freiheit, in einer Sprache, deren Kraft an Corneille erinnert. Lemierre's Versuch, der Tragödie durch Einmischung philosophischer Ideen mehr Tiefe und Interesse zu geben, war von vornherein ein Mißgriff. Der talentvolle Ducis fühlte wohl das Bedürfniß, sich von den „schönen, aber abgegriffenen Stilformen" des Jahrhunderts, dessen Geschmack er nicht theilte, zu emancipiren; allein er hatte nicht den Muth, seine reformatorischen Bestrebungen vollständig durchzuführen. Auch war sein eigener Geschmack noch viel zu befangen, um seine Vorbilder Sophokles und Shakspeare in ihrer wundervollen Einfachheit und Natürlichkeit würdigen und nachahmen zu können. Als Kind einer Zeit, der alle weltgeschichtliche Größe und Würde fehlte, verstand er nichts von den ergreifenden Gemälden, in welchen Shakspeare die großen Männer und Thaten der Geschichte, das Parteigetrieb, die Stimmungen des Volkes mitten aus dem vollen, warmen Leben heraus schildert.

Er faßte nur den Eindruck jener Stücke, wo die individuelle Leidenschaft, das Weh im Schooße der Familie so herzerschütternd dargestellt wird. Ohnehin kannte er den genialen Engländer nur aus Auszügen, und wie Voltaire, so sah auch er einen ungeschliffenen Barbaren in ihm, den er erst civilisiren zu müssen glaubte, bevor er den Franzosen mundgerecht werden konnte. Allein so sehr er ihn auch alles eigenthümlichen Gepräges berauben mochte, der Gaumen der letztern scheute sich noch immer vor der allzu derben Nahrung; erst nach und nach gewöhnte man sich an ihn, und Le Tourneur durfte bereits mit einer förmlichen Uebersetzung hervortreten; nur entbehrt diese freilich alles Verständnisses für das Original und alles Geschmackes, sowie jener Natürlichkeit und Einfachheit, die den wundersamen Zauber des erstern bilden und die über der ängstlichen Correctheit der bald verstümmelnd abkürzenden, bald breit umschreibenden Uebersetzung verloren gingen. Der Beifall, der dem Engländer gespendet wurde, ließ den ehrgeizigen, neidischen Voltaire nicht schlafen und laut klagte er, „der Geschmack sei auf dem Wege, sich zum Uebertreibenden, Gigantischen zu verirren.“ Auch in der Akademie eiferte er gegen die „Vorliebe für diesen grimassenschneidenden Bänkelsänger, der allerdings mitunter gute Einfälle habe.“ Diderot verglich ihn mit der grob ausgehauenen Riesenstatue des hl. Christoph an der Notre-Dame Kirche.

Auch im Lustspiel war jener gesunde Realismus verschwunden, der, statt auf künstlichem Wege mühsam nach Effect zu haschen, mit instinctartigem Griff die geheimsten Falten des Menschenherzens offen legt. Doch wußte man dem Helden, wie künstlich und gemacht sie auch immer aussehen mochten, immer noch einige interessante Züge zu geben. So zeichnete Jean Baptiste Louis Gresset († 1779) in seinem Lustspiel „Méchant“ die Liederlichkeit der vornehmen Pariser Welt, deren ephemere Moden er auf diese Weise verewigte, auf das Treffendste und mit einem lachenden Behagen, das deutlich genug verräth, wie innig der Dichter mit dem von ihm geschilderten Treiben sympathisirt. Doch nachdem dieser letztere hier und in seiner reizenden Erzählung Vert-Vert, einem satyrischen Gemälde der Zeit, den Götzen der letztern seinen Tribut gezollt hatte, verließ er ein Gebiet, für das er mit seinem durch und durch französischen Wesen, mit seiner geistreichen, neckischen Plauderei so ganz geschaffen war, um fortan voll sittlichen Eifers die Selbstsucht zu geißeln und die von den Andern so bitter bekämpfte Wahrheit zu predigen.

Ein entschiedenes Gegenstück zu ihm, lebte sein Zeitgenosse Piron aus Dijon (1689—1773) von aller feinern Gesellschaft entfernt in freiwilliger Armuth, in der er auch als vierundachtzig jähriger Greis starb. Voll Geist, ein personificirtes Epigramm, wurde er eben so sehr gefürchtet uud geflohen, wie er auf der andern Seite gefeiert und gesucht wurde. Als gewerbsmäßiger Dichter versuchte er sich in allen Stilgattungen, wobei er es aber mit den Versen eben so leicht nahm, wie mit den einfachsten Regeln der praktischen Lebensklugheit. Nachdem er mit einer Schändlichkeit begonnen, die man nicht einmal nennen mag, übersetzte er zuletzt Hymnen und wurde ein Frömmler. Seine Zeitgenossen stellten ihn Voltaire an die Seite und er selber glaubte manchmal für das Tragische und für die Posse geschaffen zu sein. Wirklich ist seine mit künstlerischer Vollendung und einer Fülle von Geist geschriebene „Metromanie" (1738) das beste Lustspiel des Jahrhunderts, obschon es auf Menschennatur und Menschenleben so gut wie keinen Bezug nimmt. Wie fehdelustig und schlagfertig der Dichter, der Keinem etwas hingehen ließ, jeden Augenblick war, davon nur einige Beispiele. Als einmal in seiner Gegenwart aus Voltaire vorgelesen wurde, nickte er jeden Augenblick, nämlich so oft er einen Vers oder eine Scene als Reminiscenz erkannte, mit dem Kopfe, unter der Entschuldigung: „Nichts für ungut! ich bin nun einmal gewohnt, meine alten Bekannten zu grüßen." Als ihn der Erzbischof von Paris fragte, ob er seinen Hirtenbrief gelesen habe, erwiderte er: „Nein, Monsignore, und Sie?" Bekannt ist auch jene unzerstörbare Grabschrift, die er verfaßte, als er sich aus der Akademie ausgeschlossen sah.

Collin d'Arville führte wieder eine wahrere und sanftere Gefühlswelt in das Lustspiel ein. Um so kriegslustiger ist dagegen Dancourt, der, voll Geist und Leben, die Anmaßungen der Emporkömmlinge unermüdlich geißelt. Demselben Süjet entnehmen Legrand und Dufreny die Motive ihrer Komik.

Bei Néricault Destouches aus Tours dagegen macht diese halb und halb aristokratische Anschauungsweise der entgegengesetzten Platz; das Volk spielt hier bereits eine würdevollere, nicht mehr bloß auf das Lachen berechnete Rolle. Sein viel bewegtes Leben als Soldat, wandernder Schauspieler, Secretär und Geschäftsträger in England bot ihm reichen Stoff für seine durch Naturwahrheit ausgezeichneten, auf Rührung und Belehrung abzielenden Lustspiele, für welche er auf seinem letztgenannten Posten

bei seinem Freunde Addison, bei Shakspeare, Dryden u. s. w. Vorstudien machte. Sein Streben ging nach seinen eigenen Worten dahin, „die leeren Wortspielereien, die frivolen Witze und die Schlüpfrigkeiten aus dem Lustspiel zu entfernen und letzteres zu einem Reformator der Sitten, zu einer Strafruthe für das Laster zu machen.“ Eben dieses Ehrenwerthe seiner Tendenz war es auch, was in Verbindung mit der Naturwahrheit, mit der er seine Zeit schildert, seinen Stücken im In- und Ausland die günstigste Aufnahme verschaffte.

Das bürgerliche Trauerspiel oder vielmehr Schauspiel, das sich an den englischen Sittenroman, zumal an Richardson anlehnte, kam besonders durch Diderot, dessen Ecole des maris ein Musterstück ist, und noch mehr durch Nivelle de la Chaussée (1692—1754) seinen eigentlichen Erfinder, auf. Letzterer wollte in seinen rührenden Familiengemälden vornehmlich der frivolen Schule Crébillon's entgegenwirken und namentlich das Glück und die Heiligkeit der Ehe feiern. Wie sehr auch die neue Art von Dramen angefochten wurde, ein Fortschritt für die Dramaturgie lag jedenfalls darin: die aristokratisch-exclusiven Schranken des Herkommens waren jetzt durchbrochen, der Bürgerliche war seitdem zur Würde des Bühnenhelden befähigt. Der Fehler lag nur darin, daß man aus diesem „weinerlichen“ oder „rührenden Lustspiel“ eine selbstständige, neue Gattung des Drama's machte und daß dasselbe in seinem unbestimmten, zwischen der Tragik und der Komik schwankenden Charakter nur zu leicht und zu oft in Geschmacksverirrungen, in Schwulst, in Sentimentalität, in Affectation und selbstmörderischen Spleen verfiel. Nachdem Voltaire sich vergeblich bemüht hatte, das neue Drama durch seine höhnenden Epigramme zu unterdrücken, lieferte er selber ein paar Beiträge zu demselben („Nanina“ und „der verschwenderische Sohn“). Besonders warm sprach für dasselbe Sebastian Mercier, der in seinem zwanglos hingeworfenen Tableau de Paris gleichfalls von dem steifen Kanon der überlieferten Poetik abgegangen war, und der in seiner kühnen, mitunter auch von paradoxen Neuerungen strotzenden anonymen Schrift „Neuer Versuch über die dramatische Kunst“ (1773) nachzuweisen sucht, „daß diese Gattung, das sogenannte „Drama“ oder Schauspiel, das aus dem Trauer- und dem Lustspiel zugleich hervorgegangen, das Erhabene und das Naive in sich vereine, für das gemischte, große Publikum eben als Mittelgattung am besten passe und daß sie

überhaupt weitaus die nützlichste und zugleich die naturwahrste und interessanteste sei.

In dieser Gestalt war nun das neue Lustspiel bereits in die dritte Phase seiner Entwicklung getreten; Anfangs hatte es mit der naiven Heiterkeit ein bedeutendes Maß von Philosophie vereint; später hatte es das philosophische Element aufgegeben und sich auf das Heitere beschränkt; jetzt war im Gegentheil das letztere über dem stofflichen Interesse, der ernsten Tendenz verloren gegangen. Man ging jetzt von der Ansicht aus, die Bühne habe den sich widerstreitenden Parteibestrebungen zum Tummelplatz zu dienen. Rousseau geht in seinem berühmten, gegen das Theaterwesen gerichteten Brief an d'Alembert sogar so weit, daß er den Molière'schen Stücken ein mittelmäßiges, aber moralisirendes Drama der Engländer vorzieht.

Einen außerordentlichen Beifall fand auch Sedaine mit seinem durch Natürlichkeit, Einfachheit und nüchterne, gesunde Lebensanschauung ausgezeichneten Lustspiel „le philosophe sans le savoir" und mit seinen Vaudevilles, in denen er als Philantrop die Rechte des Volkes, aus dem er hervorgegangen, gegen die Mißbräuche der Standesvorrechte vertheidigt.

Palissot benützte die Bühne, um in seinen „Philosophen", einer saft- und farblosen Copie von Molière's „gelehrten Frauen" und Gresset's „Bösewicht", die Encyclopädisten als Betrüger und Narren zu geißeln und für die Monarchie und die Sittlichkeit einzutreten.

Durch diese Bestrebungen gewann das Lustspiel, das an eigenem Gehalt und natürlichem Feuer so viel eingebüßt hatte, aus dem Parteigeiste neues Leben, das weit über das Gebiet des harmlosen Lächerlichen hinausgriff.

Neuntes Kapitel.

Sociale Wissenschaften. Philantropie. Practische Fortschritte.

Die innere Hohlheit der von den Encyclopädisten verbreiteten Lehren mußte sich nothwendig fühlbar machen, sobald dieselben auf die Thatsachen, auf das Leben angewendet wurden, sobald man den Versuch machte, diese willkürlichen Abstractionen als praktische Sittenlehre für die Einzelnen und die Völker hinzustellen.

Im Mittelalter waren die gegenseitigen Beziehungen der letztern durch das schiedsrichterliche Ansehen einer höhern Macht geregelt worden. Als aber dieses Ansehen wegfiel, mußte man andere Grundlagen für das Völkerrecht suchen, und so erfand man jetzt eine Reihe von Systemen, die, bald nur unbegründet, bald geradezu verderblich, nie von der ewigen Idee, sondern immer nur von der Natur des Gegenstandes selber ausgehen und die den Staat nicht als bloßes Mittel für die höhern Zwecke der Menschheit, sondern als Selbstzweck auffaßten.

Als die erste Entwicklungsphase des internationalen Rechtes kann man die unmittelbar auf den westphälischen Frieden folgende Zeit betrachten. Fénélon und nach ihm Puffendorf, Leibniz, Spinoza, Zonck, Jenckins, Selden, Samuel Rachel waren die Männer, die es während dieses Zeitraumes schufen und entwickelten. Der Grundgedanke, der sie dabei leitete, war das später auch von der Politik so eifrig festgehaltene System des Gleichgewichts zwischen den Mächten.

Die zweite Periode beginnt mit dem Friedensvertrag von Utrecht: das Völkerrecht, welches Grotius gegründet, wird jetzt rationell oder, wie man es damals nannte, philosophisch und mit dem Naturrecht gleichbedeutend. Selbst jene positiven Juristen, die eben so unbedingt auf das Römische Recht schwuren, wie die Theologen auf die Bibel, versetzten das letztere mit möglichst vielen philosophischen Ideen von der menschlichen Veredlung und der allgemeinen Völkerverbrüderung.

Besonders thätig waren die Reformirten in der neuen Wissenschaft, die mit dem Rationalismus ihrer religiösen und politischen Weltanschauung in einiger Verwandtschaft stand. So arbeitete neben Grotius, Puffendorf und Barbeyrac auch Jean Jacques Burlamacchi (1694—1748) eifrig am Aufbau des Völkerrechts. Die Vorlesungen, die er als Professor in seiner Vaterstadt Genf darüber gehalten, erschienen nach seinem Tode in zwei beachtenswerthen Abhandlungen „über das Staats- und das Völkerrecht" und „Grundsätze des Naturrechts", wo die Lehren der drei großen Vorgänger in faßlicher, klarer Sprache auseinandergesetzt und zugleich selbstständig umgearbeitet werden. Als Grundlage der Gesetze und der Pflichten erscheint nicht die ewige Wahrheit, die Rechtsidee selber, sondern das Wohl des Einzelnen, als Richtschnur derselben nicht der allgemeine, sondern der individuelle Willen. Weil hier die Möglichkeit eines gegenseitigen Abwiegens und einer Versöhnung zwischen den Pflichten gegen

sich selbst und gegen den Nächsten aufhört, so läßt Burlamacchi die Unterscheidung zwischen dem Rechts- und dem bloßen Sittengesetz, zwischen der strengen Gerechtigkeit und der Tugend, der positiven Ausübung des Guten ganz fallen. Ein Gesetz, und wäre es auch von der ganzen Menschheit angenommen, bindet den Einzelnen nur im Falle seiner Zustimmung zu demselben. Da aber diese einstimmige Einwilligung aller bei dem Vertrage über ein neues Gesetz Betheiligten in der Wirklichkeit unmöglich zu erlangen ist, so folgt daraus, daß ein neues allgemein giltiges Gesetz überhaupt gar nicht rechtsgiltig zu Stande gebracht werden kann, daß jede Neuerung, und sei sie noch so dringend erforderlich, ungesetzlich ist, daß mithin an den unter den Menschen bestehenden Rechtsinstituten nichts geändert werden darf. Dagegen kann allerdings durch ein stillschweigendes Uebereinkommen jedwede Ungerechtigkeit oder Rechts- und Thronanmaßung die gesetzliche Giltigkeit erlangen. Mit dieser Annahme einer von der individuellen Willkür abhängigen Entstehungsweise des Rechtes wurde mit dem göttlichen Rechte natürlich auch das einem Volke als solchem zustehende Recht aufgehoben; nur die dem Individuum gebührende Freiheit wird als nothwendig anerkannt. Aus dieser Anschauungsweise der Zeit erklärt sich auch ihre allgemeine Bewunderung und Vorliebe für das in den Verfassungsrechten Englands so stark hervortretende System des Selfgovernment. Doch herrschte keineswegs bei allen Ständen dieselbe Ansicht in dieser Frage: die Adelspartei freilich hatte vor Allem die bevorzugte freie Stellung der Aristokraten im Auge, das Volk aber zog das Elend der Massen in Betracht.

Während Puffendorf's Schule in der Lehre vom internationalen Rechte nur die Anwendung oder Uebertragung des Naturrechts von den wechselseitigen Beziehungen der Individuen auf die selbstständigen sozialen Organismen, auf die Staaten, also einen Zweig der Moralphilosophie sah, trennte der Breslauer Christian Wolf jene Lehre, die er in seinem jus naturae (1748) zum erstenmal systematisch darlegte, von der Ethik und den andern verwandten Wissenschaften. Grotius betrachtete das auf freiem Uebereinkommen beruhende Völkerrecht als einen Theil des positiven Rechtes, und gründete seinen verpflichtenden Charakter auf die freiwillige Zustimmung aller Völker. Wolf hingegen erblickte darin ein unabweisliches Naturgesetz, das mit der geselligen Verbindung der Menschen von selbst gegeben sei, so daß kein Volk seine Zustimmung zu demselben verweigern könne. Grotius wirft dieses vom freien Willen geschaffene Recht mit

dem Gewohnheitsrecht zusammen, während Wolf behauptet, jenes erstere verpflichte sämmtliche Völker ohne Weiteres, dieses dagegen bekomme seine bindende Kraft erst durch die längere Ausübung und die stillschweigende Einwilligung.

Die Lectüre seines weitläufigen, durch eine allzu wissenschaftliche, steife Form abschreckenden Werkes ist ermüdend; sie wird aber entbehrlich gemacht durch das „Völkerrecht" oder die „Prinzipien des Naturgesetzes in seiner Anwendung auf das gegenseitige Verhalten der Völker und der Fürsten" (Droit des gens, ou principes de la loi naturelle appliqués à la conduite des nations et des souverains) von Emmerich de Vattel, aus Neuchatel (1714—67), ein Buch, das wegen seiner klaren Sprache und seiner freisinnigen Anschauungsweise eine weite Verbreitung fand. Im Gegensatz zu Wolf betrachtet er das Völkerrecht als einen Zweig des auf die Völker angewendeten Naturrechts, das hier nur insofern modificirt erscheine, als jene Völker sich von den einzelnen Menschen unterscheiden. Der eine Theil dieses Rechtes ist nothwendig und unveränderlich, so daß die Völker nicht davon abgehen können; der andere entsteht erst aus dem ausdrücklichen oder stillschweigenden Uebereinkommen und unterliegt also dem freien Belieben. Drauf folgt das vertragsmäßige Völkerrecht, das aus einzelnen, zwischen den Staatsindividuen abgeschlossenen Verträgen hervorgeht, und das Gewohnheitsrecht, das dem zwischen ihnen bestehenden Herkommen seine Entstehung verdankt. Von der Fiktion einer alle Staaten umfassenden Republik will Vattel nichts wissen. Im Uebrigen sieht er in seiner fast leichtfertigen, gefälligen Weise oft mehr auf fremde Wünsche als auf die strenge Wahrheit und Rechtsidee. Namentlich sind seine Unterscheidungen zwischen einem innern und einem äußern, einem vollkommenen und einem unvollkommenen, einem freiwilligen und einem arbiträren Rechte, wodurch er auch das offenbare Unrecht zu rechtfertigen weiß, vielfach sophistisch. So leitet er das Recht des Eroberers aus dem Rechte der Nothwehr ab, deren Schranken auch für ersteres gelten sollen, dann aber führt ihn das „freiwillige Völkerrecht auf den Schluß, daß „jede in einem förmlichen Krieg gemachte Eroberung rechtmäßig sei und daß die Eroberung bei den Völkern von jeher als ein rechtmäßiger Erwerbstitel gegolten habe." *) Ueberhaupt will er die zwischen den Privaten geltenden Rechtsbestimmungen niemals für die Beziehungen zwi-

*) S. Völkerrecht, 3. Buch, 13. Kap. § 201, 195.

schen den Staaten gelten lassen. Auf höhere Rechtsquellen geht er nicht zurück. Der Krieg gilt ihm durch das Einhalten der gehörigen Formen als gesetzmäßig, wenn nur Genugthuung gefordert und dann bei Verweigerung derselben zum Voraus die Fehde angekündigt wird. Das grundherrliche (patrimoniale) Verhältniß der Regierenden, das noch zu den Zeiten des Grotius angenommen wurde, wird von Vattel damit widerlegt, daß er erklärt, die Könige seien um der Völker willen da, nicht aber umgekehrt: der Staat ist nur Mittel, nicht Selbstzweck; und da nun jedes Mittel nur insofern gut ist, als es den Zweck erreicht, so kann die Machtbefugniß der Regenten keine absolute sein, sie besteht nur insoweit und so lang, als sie die Bestimmung und Bedingung ihres Bestehens erfüllt. Welches auch näherhin die Form der Verfassung sein möge, die Souveränität steht immer nur den Völkern zu, die eben so gut wie die Individuen ihre unverletzlichen und unveräußerlichen Rechte haben. Da das Recht an sich über dem Bereiche der menschlichen Willkür steht, so kann auch das souveräne Volk nicht nach Belieben mit seiner eigenen Souveränität schalten und walten, vielmehr bleibt diese unabänderlich innerhalb der von der ewigen Rechtsidee selber gezogenen Schranken bestehen. Damit aber, daß ein großes Volk seine Souveränitätsrechte unmöglich in eigener Person ausüben kann, ist die Nothwendigkeit und Rechtmäßigkeit einer Uebertragung der Befugnisse an einzelne Bevollmächtigte von selbst gegeben, und das führt dann zur Repräsentativ-Verfassung.

An solche Sätze klammerte sich Rousseau an, um mit unerschütterlicher Consequenz die Ansicht durchzuführen, das Recht eines Volkes sei nichts anderes als eben die Souveränität und sein allgemeiner Wille könne nie fehl gehen; *) es widerspreche dem Wesen eines selbstständigen Volks- oder Staatskörpers, wollte ein Souverän ihm ein seinen souveränen Willen absolut bindendes Gesetz auferlegen, die Gesammtheit des Volkes stehe vielmehr über jedem Gesetz, und sei es der Gesellschaftsvertrag selber; mit der Unmöglichkeit einer Entäußerung der Volkssouveränität sei auch die Unmöglichkeit ihrer zeitweiligen Uebertragung an Stellvertreter gegeben. Damit war also die absolute Regierungsgewalt von den Fürsten auf die Völker übertragen, die dieselbe direct ausüben; eine andere Legitimität gibt es nicht; der Begriff der

---

*) S. **Contrat social, I. 7, II. 3.**

Volkssouveränität wird der Ausgangspunkt für die gesammte Staatswissenschaft. Je mehr die Machtvollkommenheit der Regierungen schwand, desto weiter dehnte sich der Umfang der den Individuen und den Völkern zustehenden Rechte. „Wenn das Volk sich selber Uebles zufügen will, wer will es hindern?" ruft Rousseau aus, der keine Art von Beeinflussung des Volkswillens gelten läßt, komme sie nun von der Vernunft oder von der Rechtsidee selber oder von Gott.

Einen volksthümlichern und zugleich in's Uebermaß gesteigerten Ausdruck erhielten die Lehren Rousseau's durch Gabriel Mably (1709—85), der im Droit public de l'Europe fondé sur les traités (1748) in ähnlicher Weise der Archivar des Volkes wurde, wie Rousseau der Publicist desselben war. Er war der erste, der als Vorgänger der verwegensten Sozialisten mit kühner Entschiedenheit und unerbittlich strenger Logik die Grundsätze der neuen Rechts- und Staatsphilosophie bis zu ihren äußersten, in Despotismus und kulturfeindliche Barbarei auslaufenden Consequenzen verfolgte. Rousseau hatte behauptet, Luxus und Reichthum seien den Staaten verderblich, denn ihre Wohlfahrt beruhe auf der gleichmäßigen Armuth aller Bürger. Diese Ausgleichung des Besitzes aber, folgerte nun Mably weiter, läßt sich nur durch das System des Communismus herstellen und erhalten, und somit ist dieses vor Allem einzuführen. Dagegen ist jede Art von socialer oder geistiger Entwicklung, jede Begeisterung für das Kunstschöne als schädlich zu verkennen. *) Selbst die Gottesflamme der Liebe und des Pflichtgefühls werden zum instinktmäßigen Trieb des Bedürfnisses herabgewürdigt. Um die Ungleichheit in den Besitzverhältnissen, die Ursache alles Uebels, zu beheben, muß zunächst ihre Quelle, der Begriff des persönlichen Eigenthums beseitigt werden. Das Gewissen der Einzelnen soll unter die Zucht einer gemeinsamen Erziehung und einer Staatsreligion gestellt werden, die in altrömischer Weise der Po-

*) „Bedenkt man, wie verhängnißvoll den Athenern ihr Kunstsinn wurde, zu welchen Rechtsverletzungen, Gewaltthätigkeiten und Bedrückungen die Römer durch die Begierde nach den griechischen Gemälden, Bildsäulen und Vasen verleitet wurden, so muß man sich wohl fragen, was uns eine Malerakademie nützen solle? Lassen wir den Italienern den Wahn, daß ihre künstlerischen Kinderspielzeuge die Länder und Städte zieren! Man suche bei uns die Vorbilder der Gesetzgebung, der Sitte, des Glückes, aber keine Musterbilder für Malercopien." (Cf. de la législation, ou: Principes des lois, l. 2., c. 1.)

litik zu dienen hat. Allen Kulturfortschritten abhold, auch da, wo selbst Rousseau sie noch achtet, will er, man solle von der Höhe der Civilisation herabsteigen und zu der Einfachheit des spartanischen Lebens zurückkehren. Von einem Versuche einer praktischen Durchführung solcher Ideen aber will er eben so wenig etwas hören als der „Bürger von Genf": Die Gesellschaft sei zu verdorben, als daß man noch auf eine Besserung derselben hoffen dürfte, meinte der eine wie der andere. Gleichwohl machte man viele Versuche in dieser Richtung, und der Contrat social wurde in derselben Weise das Gesetzbuch der französischen Revolution, wie die Bibel das der englischen gewesen war.

Der Abbé de St. Pierre hatte dem Friedenscongreß zu Utrecht seinen berühmt gewordenen „Entwurf zu einem ewigen Frieden" vorgelegt, worin er vorschlug, man solle eine aus neunzehn Staaten bestehende europäische Republik gründen, deren Glieder in einer allgemeinen Versammlung Beschlüsse fassen und diese im Nothfall mit Waffengewalt ausführen sollten. Rousseau veröffentlichte 1761 einen Auszug daraus, worin er jedoch in Manchem von den Träumereien jenes Schwärmers abwich. Nach seiner Ansicht liegt das Uebel darin, daß die Staaten unter den gegenwärtigen Verhältnissen die Sorge und die Hilfsmittel, die der Hebung der innern Wohlfahrt zu gute kommen sollten, auf die Sicherung gegen Außen verwenden müssen. Er findet es unklug, daß die Völker keinen Vertrag unter sich geschlossen haben, der in derselben Weise den äußern Kriegen vorbeuge, wie den innern Unruhen, den Bürgerkriegen durch ähnliche Mittel vorgebeugt worden sei. Eine solche Verbindung, wozu im deutschen Reiche, in der Eidgenossenschaft und in den Generalstaaten bereits Vorbilder gegeben seien, lasse sich um so leichter durchführen, als das gesammte civilisirte Europa ohnehin schon eine gemeinsame Religion habe und von dem gemeinsamen Bande der römischen Rechts- und Kultur-Ueberlieferung zu einem organischen Ganzen verknüpft sei, ein Umstand, der für sich allein schon den Bestand einer friedlichen Eintracht zu sichern vermöchte, würden nicht die religiöse Unduldsamkeit und die Unzulänglichkeit der rechtlichen Garantien den Mächtigen in den Stand setzen, das Recht nach Belieben zu verletzen. Wer sich heut zu Tag noch mit dem Gedanken trägt, ein Universalreich zu gründen, beweist mehr Ehrgeiz als Verstand, da es bei der gleichmäßigen Kriegstüchtigkeit, bei dem Gleichgewicht der Kräfte und der Schnelligkeit des Transportes rein unmöglich geworden ist, daß sich ein Eroberer den ganzen

Erdtheil unterwerfe. Der natürliche Mittelpunkt des letztern, Deutschland, wird trotz seiner mangelhaften Reichsverfassung einem solchen Unternehmen stets als unüberwindliche Schranke im Wege stehen und der westfälische Frieden wird für immer die Grundlage und der Angelpunkt des europäischen Staatensystemes bilden. Um aber das letztere aufrecht zu erhalten, bedarf es einer beständigen Actions- und Reactionsbewegung, und um diese Bewegung zu verstärken, muß man einen allgemeinen Staatenbund errichten und die Centralregierung desselben mit der obersten gesetzgeberischen, richterlichen und coercitiven Gewalt ausrüsten. Schon der einfache Menschenverstand muß den Mächten zeigen, wie vortheilhaft es für sie wäre, wenn sie ihre gegenseitigen Ansprüche dem unparteiischen Ausspruche eines Schiedsgerichtes unterwerfen wollten, statt zu den Waffen zu greifen, die auch dem Sieger nur selten einen wirklichen Vortheil bringen.

Gaspard de St.-Real wiederholte in seiner „science du gouvernement" die Theorien der großen Staatsrechtslehrer und zwar behandelt er sie in weit praktischerem Sinne als es Burlamachi und Vattel gethan hatten. Pothier führte die Rechte der verschiedenen Zeiten und Länder, gleichviel ob sie auf königlichen Erlässen oder auf dem Herkommen beruhten, auf ein farbloses, ödes Einerlei zurück, indem er mit seiner kalt nüchternen Logik die gerechten Grundsätze, die wir in den letzten Gesetzsammlungen des christlichen Roms finden, auf die neueren Verhältnisse anzuwenden suchte. Ohne die Gesetze selber nach ihren Zwecken zu beurtheilen und ohne sich vom Standpunkt der Vernunft und des Naturrechts aus in legislative Theorien einzulassen, änderte dieser helle Kopf das Römische Recht insoweit ab, daß es sich zur leichten, zweckdienlichen Anwendung eignete und daß es in letzterer den Ideen der Humanität entsprach.

Zu erwähnen sind hier außerdem noch Montesquieu, der Antimacchiavell Friedrich's II, Ruterforth's Commentar zu Grotius, Valin's gründliche Auslegung der französischen Ordonnanz von 1681; ferner Heineccius, der beste Elementar-Staatsrechtslehrer, und der Spanier d'Abreu, der den von den Engländern erhobenen Ansprüchen auf die Seeherrschaft das Wort redet. Bei allen diesen erscheint übrigens das Verfassungsrecht noch immer in Verbindung mit der Moral, der Politik und dem positiven Rechte überhaupt. Erst die Philosophen aus der Schule des Kant'schen Kriticismus (Fichte, Schomlz, Heidenreich, Hoffbauer, Schlötzer, Burkardt, Pölitz, Eg-

ger, Krug, Bauer, Rotteck u. s. w.) behandelten es als selbstständige Wissenschaft.

Der fruchtbare und gründliche Bynkershoek aus Middelburg (1673—1743) war der erste, der eine kritische und systematische Darstellung des Seerechtes gab, wobei er namentlich auf einzelne Fragen von besonderer praktischer Wichtigkeit näher einging. Nach ihm ist dasjenige als bindendes Recht zu betrachten, was den Anforderungen der Vernunft entspricht und was bei den meisten und den gebildetsten Völkern in Geltung steht. Die Grundlage des Völkerrechts ist also eine auf das Herkommen gegründete Präsumtion, die ihre Giltigkeit sogleich verliert, sobald ihr im bestimmten Fall der Wille des Betheiligten entgegentritt. Von besonderer Wichtigkeit ist Bynkershoek's Werk über die Rechte der Gesandten.

Vergleichen wir die hochherzige Anschauungsweise, von welcher alle Genannten ausgehen, mit der niederträchtigen Politik dieser Zeit, deren ewiges Ränkespiel nur durch räuberische Kriege unterbrochen wurde: so begreifen wir erst das Völkerrecht, die geringe praktische Geltung eines Rechtes, welches nicht im Gewissen, in der Religion seinen tiefern Halt hat.

In ihre dritte Entwicklungsphase trat die Wissenschaft, als man anfing, das Völkerrecht von der positiven und der praktischen Seite zu betrachten, die Vertragsurkunden und andere Documente zu sammeln und daraus bestimmte, die Regenten und die Staatsmänner bindende Grundsätze zu sammeln.

Schon der Präsident Henault hatte mit seinem Werke: „Das Völkerrecht, auf die Verträge gegründet", alle Geheimnisse der frühern Diplomatie aufgedeckt. Johann Jakob Moser („Versuch des neuesten europäischen Völkerrechts in Friedens- und Kriegszeiten, 10 Bände, 1777—80") widmete der Erforschung und Bearbeitung des Völkerrechts, zumal des deutschen, sein ganzes Leben. Als er nach Karl's VI Tode sah, wie wenig die abstracten Grundsätze desselben von den Fürsten beachtet wurden, gab er die philosophische Speculation ganz auf, um sich nur noch an die geschichtlichen Thatsachen zu halten. Georg Friedrich von Martens veröffentlichte 1788 ein vielfach benütztes „Handbuch des neuern europäischen Völkerrechts, auf Verträge und Herkommen gegründet." Er geht dabei von Vattel's Grundsatz aus, daß dieses Recht nur eine Modification des Naturrechtes sei, das hier die Beziehungen zwischen den Völkern zu regeln habe.

Bentham.

War einmal das Völkerrecht in dieser Weise auf den Boden der Thatsachen herübergeführt, so konnte es nicht mehr überraschen, wenn Jeremias Bentham aus London (1748—1832) zuletzt so weit ging, den Nutzen als sein einziges maßgebendes Princip hinzustellen. Auf dieses Princip gründete er namentlich auch seinen Entwurf zu einem ewigen Frieden. In seinem Verhalten gegenüber den andern Staaten kann ein Fürst keiner bessern Regel folgen, als der, daß er das Wohl Aller gleichmäßig in's Auge fasse. Dieses allgemeine Wohl wäre also der Zweck des internationalen Rechtes, das darum folgende Forderungen an uns stellt: 1) wir dürfen dem Gegner nur insoweit Schaden zufügen, als dies für unser eigenes Beste nothwendig ist; 2) wir müssen ihm so viel Gutes erweisen, als sich mit unserm eigenen Wohle verträgt; 3) wir brauchen uns von ihm keine Beschädigung gefallen zu lassen, die nicht von der Rücksicht auf sein Wohl gefordert wird; 4) wir sollen von ihm alles Gute empfangen, das nicht zu seinem eigenen Wohle unentbehrlich ist. Die zwei ersten Punkte wären die zu beobachtenden Pflichten, die zwei andern die zu beanspruchenden Rechte. Der fünfte Grundsatz des internationalen Rechtes bestimmt, daß der Krieg — und ein anderes Schutzmittel gegen Rechtsverletzungen kannte man damals noch nicht — den angestrebten Vortheil mit möglichst wenig Uebeln erkaufen soll.

Der Krieg ist eine Art Prozeß, in welchem ein Staat seine Rechtsansprüche auf Kosten eines andern verfolgt. Die gewöhnlichsten Ursachen sind: Collisionen von Thronfolge-Ansprüchen, innere Unruhen im Nachbarland aus Anlaß der erstern oder aus einem Verfassungsstreit; Unbestimmtheit der Grenzen, concurrirende Ansprüche auf neu entdeckte Ländergebiete, Haß und Vorurtheile gegen Andersgläubige, Streitigkeiten zwischen zusammenstoßenden Staaten. Diese Kriegsursachen würden nun hauptsächlich dadurch beseitigt, daß man 1) alles geltende internationale Recht, auch das nicht in Form von eigentlichen Gesetzen niedergeschriebene, in einem großen Gesetzbuche sammle; 2) alle bis jetzt noch unbestimmt gebliebenen Punkte durch neue Staatsverträge und Gesetze regle; 3) den Wortlaut dieser Verträge und Gesetze präciser fasse. Da jedoch unter den Kriegsanläßen auch die Selbstsucht und die Leidenschaft eine bedeutende Rolle spiele, so findet Bentham jene Friedensgarantien immer noch ungenügend und so fügt er ihnen denn zwei weitere bei: 1) die Land- und Seemacht

jedes Staates soll beschränkt und genau fixirt, und 2) die Kolonien, die dem Mutterland ohnehin mehr Schaden als Nutzen bringen, sofern sie zu ihrem Schutze die fortwährende Instandhaltung einer starken Seemacht erfordern, sollen freigegeben werden. Endlich wäre noch ein Austrägalgericht einzusetzen, dem da, wo sich die Bevollmächtigten zweier Staaten über gewisse Fragen nicht verständigen könnten, die vermittelnde Entscheidung zustehen sollte, und zwar in Form eines Schiedsspruches, dem sich der unterliegende Theil ohne die geringste Einbuße an seiner Würde unterwerfen könnte. Daß ein solcher auf gegenseitiges Vertrauen gegründeter Verein von Staaten kein bloßes gegen die Natur der Sache verstoßendes Phantasiebild ist, beweist die Geschichte, die mehrere unter ziemlich schwierigen Verhältnissen zu Stande gekommene Vereinigungen dieser Art kennt, wie z. B. die bewaffnete Neutralität, die amerikanische Union, das deutsche Reich, die schweizerische Eidgenossenschaft. Nach dem Muster dieser vereinzelten Vorgänge könnte man also einen allgemeinen Congreß bilden, der von jedem Staat mit zwei Gesandten zu beschicken wäre und der nach seinem Ermessen in jedem einzelnen Falle eine Entscheidung zu treffen und diese im Gebiete der beiden streitenden Theile zu publiciren hätte, unter der Androhung der europäischen Acht gegen die Widerspenstigen. Als äußerstes Zwangmittel könnte man ein Executionsheer aufstellen, zu welchem jeder Staat sein Contingent zu stellen hätte. Seine Anwendung würde übrigens um so seltener erforderlich sein, je mehr Publicität der Congreß seinen genügend motivirten Urtheilssprüchen geben und je mehr er dabei an die moralische Macht der öffentlichen Meinung appelliren würde. So träumte Bentham noch im Jahre 1789, im letzten Augenblicke vor dem Ausbruche jenes Weltbrandes, vor jener stürmischen Zeit der politischen Anarchie, welche die positiven Vertragsrechte auf das Schamloseste mit Füßen trat.

Ja noch mitten in jenem Brande selber fiel es einem andern Philosophen, dem großen Emmanuel Kant aus Königsberg (1724—1804) ein, einen Entwurf zu einem allgemeinen Frieden auszuarbeiten, der durch eine Conföderation aller europäischen Staaten mit einem permanenten Congresse gesichert sein sollte. Freilich wäre dabei als wesentliche Bedingung vorauszusetzen, daß jeder dieser Staaten eine republikanische Verfassung habe, daß also das Volk selber durch seine Vertreter die Gesetzgebung besorge und die Entscheidung über Krieg und Frieden treffe, denn

nur das Volk kennt alle die Leiden, denen es sich durch einen Krieg aussetzt, während sich ein Autokrat nur allzu leicht zu einem solchen entschließt. Unter einer republikanischen Verfassung aber versteht Kant eine constitutionelle, bei der die Regierung durch eine Nationalvertretung beschränkt wird und die Legislative von der Executive getrennt ist; im Gegensatz zur demokratischen, die in ihrer reinen Gestalt jede Vertretung ausschließt und die von Haus aus nothwendig despotischer Natur ist, da der Wille der Majorität der einzelnen Souveräne, die den rein demokratischen Staat bilden, durch nichts beschränkt wird. Heut zu Tage hat die Stellung, welche die Staaten einander gegenüber einnehmen, für gewöhnlich den Charakter eines dauernden Kriegsstandes, sei es daß der Krieg schon ausgebrochen ist, sei es daß er erst bevorsteht. Das Feld, auf dem sie ihre Streitigkeiten ausfechten, ist das Schlachtfeld, wo der Sieg den Knoten derselben wohl durchhaut, aber nicht löst. An die Stelle eines solchen Zustandes sollte nun jener Verein von unabhängigen Staaten den ewigen Frieden setzen, der durch einen eigens auf Abschaffung aller Kriege lautenden Vertrag verbürgt sein müßte, einen Vertrag, durch den die Staaten auf die gesetzliche Freiheit der Wilden verzichten, um einen geordneten Völkerstaat zu bilden. Irgend ein Staat von republikanischer Verfassung (die nach dem Obigen die Erhaltung des ewigen Friedens von Haus aus begünstigt) würde den natürlichen Mittelpunkt des Bundes bilden, dem sich dann nach und nach die andern Staaten anschließen würden, um dadurch die eigene Selbstständigkeit den Grundsätzen des Völkerrechts gemäß sicher zu stellen. „Wenn es eine Forderung der moralischen Nothwendigkeit ist, daß sich die Herrschaft des Völkerrechts in stufenmäßigem, unbegränztem Fortschritt verwirkliche, und wenn sich diese Verwirklichung mit gutem Grunde hoffen läßt, so ist der ewige Frieden, der an die Stelle der bisherigen Waffenstillstands- oder wie man sie mißbräuchlicherweise nannte, Friedensverträge treten würde, keine Chimäre mehr, sondern eine Aufgabe, deren Lösung nur noch eine Zeitfrage ist und wohl von den Kulturfortschritten des ohnehin nach Ausgleichung aller friedlichen Gegensätze strebenden Menschengeistes beschleunigt werden dürfte." *)

---

*) S. Entwurf zu einem ewigen Frieden. Man vergleiche dagegen Hegel „Grundlinien der Philosophie des Rechts" und Fichte „Grundlage des Naturrechts nach Principien der Wissenschaftslehre."

Staatswirthschaft.

Inzwischen hatte die finanzielle Zerrüttung der Staaten, eine Folge des immerfort wachsenden Militäraufwandes, der kostspieligen Kabinets- und Familienpolitik, den Gedanken nahegelegt, über den Ursprung und die Vertheilung des Nationalvermögens, über den Luxus, über die Urproduction wissenschaftliche Forschungen anzustellen. Law's System mit seinen tiefgreifenden Folgen mußte das Interesse dieser Fragen noch bedeutend steigern, und bald kam eine förmliche Fluth von Schriften über das Credit-, Bevölkerungs- und Manufacturwesen zum Vorschein. Von der eigenen Erfahrung ausgehend, wollte Jeder die Ursache der hereingebrochenen Krise in seiner Weise erklären. Da der Alles verschlingende Schlund jenes Actienschwindels nur den Grundbesitz verschont hatte, da der Werth des letztern in Folge desselben sogar gestiegen war, so galt fortan der Grund und Boden als das einzige wirkliche Object des Nationalvermögens. Das war der Ausgangspunkt für die Schule der Oekonomisten, die erste, die bestimmte Grundsätze aufstellte und zwar in praktischer Richtung, als Normen für Verbesserungen im Staatshaushalte, namentlich für Erleichterung der Steuern und ihrer Einhebung, als Heilmittel für die kläglichen Zustände in Frankreich.

Schon früher hatten englische Staatsökonomen einige feste Anhaltspunkte gewonnen, doch war die Wissenschaft im Ganzen noch immer ein principloses Chaos von antiken und modernen Verhältnissen und Anschauungen, sie lag noch durchaus in den Windeln. In einer eigenthümlichen Lage war dabei die ostindische Handelskompagnie: während sie die Erfahrung gelehrt hatte, daß die Einkäufe in Asien am vortheilhaftesten gegen baares Geld zu bewerkstelligen seien, blieb die öffentliche Meinung bei dem hergebrachten Vorurtheil, daß die Nation, die mehr Geld ausführe als einführe, nothwendig im Nachtheil sei. So sah sie sich denn dem Publikum gegenüber veranlaßt, ihr Verfahren zu maskiren und Alles hervorzusuchen, was dessen Zweckmäßigkeit darzuthun vermochte. Namentlich waren es Josias Child, William Petty, Dudley Nort, Locke und Stewart, die die Frage gründlich erörterten, doch ohne über das wahre Wesen und die eigentliche Quelle des Nationalvermögens ganz in's Reine zu kommen. Die Gesellschaft — so argumentirte man — lebt ja doch zunächst nicht von Gold und Silber; mag sie ein ganzes Jahr lang vom Ertrag aus ihrem Grund

und Boden zehren, ihr Vorrath an edeln Metallen vermindert sich dadurch nicht im Mindesten. Mithin dienen diese letztern zu nichts weiterem als zur Erleichterung des Tauschverkehrs, während der Lebensunterhalt selber ausschließlich auf dem Vorrath an verzehrbaren Gegenständen beruht. In der Sache selbst also, nicht in ihrem Preise besteht das wahre Nationalvermögen. In Folge dieser Auffassungsweise galt jetzt der Ackerbau als der Lebensnerv der Gesellschaft und wurde über ihm die früher so hoch gehaltene Kunst, rasch zu Geld zu gelangen, ganz und gar vernachlässigt.

Der erste, der auf die Lehre von der Hervorbringung und der naturgemäßen Vertheilung des Nationalvermögens näher einging, war der Arzt François Quesnay (1694—1774), der das letztere ausschließlich in dem Ertrage von Grund und Boden sieht, sofern dieser Ertrag dem Arbeiter einmal den eigenen Lebensunterhalt und dann die Stoffe zu seiner Arbeit liefere. Außerdem aber liefert die auf den Landbau gerichtete Arbeit einen Ueberschuß an Werthen, der als Nettogewinn des Landeigenthümers zum aufgespeicherten Gesammtvorrath des Nationalvermögens hinzukommt. So meint Quesnay, und er hat darin ganz Recht, nur hätte er nicht übersehen sollen, daß auch bei den andern Zweigen der Erwerbsthätigkeit ein solcher Netto-Ertrag erzielt wird, trotz seiner Behauptung, daß diese zum Vorrath an den hier zur Verarbeitung gelangenden Stoffen und zum allgemeinen Wohlstand der Gesellschaft nicht das Geringste beizutragen vermögen. Nach seiner Ansicht produciren die Arbeiter auf diesen Gebieten gerade nur so viel, als sie während der Dauer der Arbeit selber verzehren, so daß nachher die Gesammtmasse des Nationalvermögens weder größer noch kleiner wäre als sie vorher gewesen, vorausgesetzt, daß sich die Arbeiter nicht etwas an ihrer Nothdurft absparen. Darum müssen die Grundbesitzer als die wichtigste Klasse unter allen Staatsbürgern gelten. Die Folgerung war schlußgerecht genug, aber leider ergab sich aus denselben Prämissen noch eine zweite, nicht minder richtige, welche die Landeigenthümer die neue Würde theuer bezahlen ließ: bildete die Bodenrente das einzige wahre Nationalvermögen, so mußte man consequenterweise jenen Theil der Bevölkerung, der nur vom Lohne der anderweitigen Arbeit lebte, von aller Besteuerung befreien und die Last der letztern ausschließlich auf das Netto-Einkommen vom Grund und Boden übertragen. Die Gesellschaft hatte jetzt nichts Eiligeres zu thun, als die landwirthschaftliche Porduction möglichst zu steigern, da nur auf dieser Grundlage

das Nationalvermögen zunehmen, die gesammte Industrie gedeihen konnte. In einer etwaigen Vertheuerung der Victualienpreise sah man nichts Bedenkliches; in solchem Falle, meinte man, würden eben auch die Arbeitslöhne in entsprechendem Maße steigen.

Doch so sehr sich auch die Franzosen durch die Finanznoth des Landes zur Erforschung der Quellen des Nationalreichthums angespornt fühlen mochten, so lag ihnen doch die politische Seite der Frage noch weit mehr am Herzen. Der Uebergang zur letztern lag um so näher, als die Physiokraten überhaupt das eigentlich ökonomische und das politische Element der neuen Wissenschaft zusammengemengt hatten, ein Umstand, dem dieselbe eben ihren Namen „Nationalökonomie" verdankt.

Weniger einseitig war Vincent de Gournay, der als Intendant das Leben der Gesellschaft und als Uebersetzer die Werke des Holländers Jean de Witt und der Engländer Child und Culpeper kennen gelernt hatte und der darüber zu der Einsicht gelangt war, daß der Ackerbau keineswegs die alleinige Grundlage des Nationalwohlstandes sei. Dabei dachte er auch praktisch genug, um mehr auf die wirklichen Lebensverhältnisse als auf abstracte Speculationen einzugehen. So trat er denn den Physiokraten mit dem Satze entgegen, daß auch die Fabrikation neue Werthe erzeuge, so gut wie der Landbau. Ueberhaupt sei alles einseitige, principielle Theoretisiren über solche Fragen werthlos. Geradezu verderblich aber erweise sich das Bestreben, die Production und die Circulation durch allgemeine Vorschriften regeln zu wollen. Der Einzelne verstehe seinen Vortheil immer besser als der unbetheiligte Dritte. „Machen lassen! Gehen lassen!" Das wurde das Feldgeschrei im Kampfe gegen die Hindernisse des Handels.

Zur Aufklärung über die wahre Natur des Geldes half namentlich auch Robert Turgot, der nachwies, daß der Werth desselben keineswegs von der Autorität der Regierung abhänge, sondern auf seinem innern Gehalte beruhe. Im Uebrigen war er einseitiger Physiokrat, der Quesnay's sophistische Argumentation so weit verfolgte, daß er alle Arbeiten kurzweg in zwei Klassen theilte, in eine productive, die dem Boden wirkliche Reichthümer abgewinne, und eine unproductive, die mit ihrer Industrie eben nur so viel erzeuge, als sie verzehre. Es war dies eine ganz neue Unterscheidung, die man da einführte, während man doch gerade damals die Gleichheit Aller predigte; man stellte eine neue Aristokratie auf als Nachfolgerin der alten, und während man auf der einen Seite die Würde der Intelligenz in den Him-

mel erhob, setzte man sie auf der andern wieder dadurch herab, daß man die Männer der Kunst und der Wissenschaft unter die unproductive Klasse subsumirte.

Allein davon ganz abgesehen, welchen Werth hätte denn das Getreide, das der Ackerbau liefert, wenn die Industrie kein Brod daraus zu backen wüßte? Welchen Werth hätte das Holz, würde es nicht in Geräthschaften verwandelt? Steigt das Samenkorn im Schooß der Erde nicht eben so gut in seinem Werthe, wie das Gold in der Hand des Goldarbeiters? Zudem lehrt die Geschichte, daß die Industrie und der Handel die Summe der Tauschwerthe, sei es durch die Theilung der Arbeit, sei es durch Anwendung von Maschinen, weit stärker zu vermehren vermag, als der Ackerbau. Die Mittelpunkte des industriellen Lebens, die Städte, waren zugleich die Heerde der Bildung. Volkreiche, blühende Handelsstädte, wie Genua, Venedig, hatten gar keine Markung und brauchten keine, denn eine gewerbsame, Handel treibende Bevölkerung kann von Außen weit mehr Unterhaltsmittel einführen, als ihr der eigene Grundbesitz je verschaffen könnte.

Das Nationalvermögen beruht auf dem von der unablässigen Arbeit der Gesellschaft erzeugten Vorrath von Consumtionsgegenständen — das war der Satz, auf den die Oekonomisten das Hauptgewicht legten, den sie um jeden Preis aufrecht zu halten suchten. Was ihnen bei diesem Bemühen besonders zu Statten kam, war der Umstand, daß sie alle in diesem Einen Grundprinzip übereinkamen. Dabei hatte ihre Sprache jenen dogmatisirenden Ton, der bei der Menge so überzeugend wirkt; sie bedienten sich einer und derselben Ausdrucksweise voll mathematischer Bestimmtheit und bündig beweisender Ziffern. Sie verherrlichten den Bauernstand, stellten statt der Städte das Land in den Vordergrund und erklärten, um nichts zu versäumen, dem Monopolwesen, das damals allerorten in voller Blüthe stand und von den Theoretikern gepriesen wurde, den Krieg. *)

*) So schrieb der Exminister Ustaritz 1740 in seinem „theoretisch-praktischen Lehrbuch des Handels“: „Man muß alle, auch die strengsten Mittel anwenden, um den inländischen Producten einen Absatz nach Außen zu verschaffen, der stärker ist als der Import der ausländischen Waaren. Darin liegt das ganze Geheimniß des Handels und zugleich sein ganzer Nutzen.“

Daß dieser ganzen Anschauungsweise ein edles Streben zu Grunde liegt, muß man auch jetzt noch ehrend anerkennen, obwohl sie selber längst außer Credit gesetzt ist. So gefallen die Schriften des Abbé Morellet, die von Dupont und Chastellux noch heute, weil sie von einer warm menschenfreundlichen Gesinnung getragen sind und weil sie die Grundlage für den Völkerfrieden und die Herrschaft der Gesetze im Privatverkehr nicht mehr ausschließlich in der physischen Macht des Staates suchen, sondern zugleich auch in seinem und der Privaten eigenem Vortheil, der in der Hebung der untern Volksschichten und in der socialen Gleichstellung Aller besteht.

Leider sahen diese Oekonomisten in der Volkswirthschaft, die sie unter die Obhut einer vormundschaftlichen Behörde zu stellen wünschten, fast ausschließlich nur einen unselbstständigen Zweig der Staatsverwaltung, der Regierungsthätigkeit. Sie machten somit aus dem Fürsten eine Art Familienvater, d. h. also einen patriarchalischen Despoten, der ein solcher war und blieb, wie sehr sie ihn auch zu idealisiren suchten und wie sehr sie auch an der Ueberzeugung festhielten, daß er unmöglich einer andern als jener guten geordneten Regierungsmethode folgen könne, deren Nutzen sie so überzeugend dargethan. Sie trauten mithin dem Individuum mehr Einsicht und guten Willen zu als der Gesammtheit des Volkes, ein Irrthum, der freilich entschuldbar war zu einer Zeit, in der zufällig auf mehreren Thronen wohlmeinende Reformatoren saßen.

Quesnay, der seinem volkswirthschaftlichen Gemälde das Motto vorangestellt: „Arme Bauern — armes Land, armes Land — arme Bauern", hatte als Hauptobject für die Verwendung der Bodenrente die Bestreitung der Steuern und der Staatsverwaltungskosten, sowie die Rückzahlung der öffentlichen Anleihen bezeichnet. Es war eine Art von gesetzlich geregeltem Despotismus, was sein System vorschlug. Daneben verbreitete aber letzteres, das freilich nie zur praktischen Geltung kam, doch auch manche richtige nutzbringende Ansicht. So deckten die Oekonomisten unter Anderm das Mißbräuchliche des Zoll- und des Robotwesens, sowie die Kunstgriffe der Börsenspeculanten und der Steuerpächter freimüthig auf. Sie bekämpften die Vorurtheile gegen das Entwürdigende der Arbeit und verherrlichten namentlich den Bauernstand. Für alle Leiden der Gesellschaft schlugen sie mit der rücksichtslosesten Offenheit Heilmittel vor, die Quesnay's System alle schon fertig an die Hand gab. Sie

bestanden in der unbedingten Handelsfreiheit, in der Verbrüderung der Völker, in der Abschaffung der Personal- und der indirecten Steuern, die auf dem falschen Principe von dem Netto-Ertrage beruhen. In dieser Weise arbeitete die Schule den Encyclopädisten in die Hand, obwohl sie von ganz andern, von weit conservativern und positivern Grundsätzen ausgingen als diese.

Eine wissenschaftliche Staatsökonomie hatte man indeß immer noch nicht, obwohl in Quesnay's System bereits mehrere beachtenswerthe Anfänge dazu vorlagen. An dem ruhigen Fortbauen auf dem Grund der letztern hinderte in Frankreich die politische Reform, deren dringende Nothwendigkeit sich mehr und mehr fühlbar machte. In England aber war zwar die politische Revolution bereits im vorausgegangenen Jahrhundert durchgeführt worden, allein hier boten das Kolonialwesen, die großen Speculationen, die kolossalen Mißbräuche in verschiedenen Zweigen der Verwaltung der Aufmerksamkeit der Staatsökonomen ein viel zu weites Feld, als daß sie sich daneben noch mit Anderem hätten befassen können. So kam es, daß dasselbe Land, das Law geboren, der Welt auch den Vater der wissenschaftlichen Staatsökonomie schenken mußte.

Adam Smith.

Es war bleß Adam Smith aus Kirkaldy (1723—1790), der gerade damals nach Frankreich kam, als die Oekonomisten über die brennendsten Lebensfragen verhandelten und als Turgot, zum Minister gemacht, ihre Grundsätze in das Leben einzuführen bestrebt war. So lebhaft sich Smith für die Sache interessirte, so wenig konnte ihn doch die herrschende Anschauungsweise befriedigen. Er sah, wie die Schule sich mit der theoretischen Erklärung des socialen Lebens, wie sie sich mit den Lehrsätzen begnügte, ohne sie mit den Anforderungen jenes Lebens zu vermitteln, wie sie alle Fragen anregte, ohne eine einzige wirklich zu beantworten. Zehn volle Jahre lang sann er dann selber, in seine Heimat zurückgekehrt, über ihre Lösung, indem er die Thatsachen der Wirklichkeit unter die Lehrsätze der Theorie subsumirte und die Consequenzen der letztern zog. So kam er zuletzt auf ein Princip, das der Anschauungsweise Quesnay's schnurstraks entgegenlief, auf den Satz nämlich: „Der wahre Reichthum ist die Arbeit, ohne die auch der Boden nichts hervorbringen würde (vgl. seine „Untersuchungen über das Wesen und die Quelle des Nationalvermögens" 1776). Die Arbeit ist es, der wir Alles verdanken,

die regelmäßigen, reichen Erndten, das Aufblühen der Manufacturen, die zum Unterhalt nöthigen Consumtionsgegenstände wie die Tauschwerthe, durch die wir uns die Rohproducte der andern Länder verschaffen. Reich ist der, der entweder mehr producirt als er braucht, oder der einen Vorrath von solchen Dingen besitzt, die eben erst durch die Arbeit ihre Verwendbarkeit erhielten. Tauschwerth und Nutzwerth sind zwei ganz verschiedene Dinge: für den ersten können wir uns die verschiedenartigsten Gegenstände verschaffen, die ihrer Natur nach nicht als allgemeine Tauschmittel dienen können. Es gibt z. B. wohl nichts, was einen vielseitigern Nutzen hätte als das Wasser und doch hat es keinen Tauschwerth; während umgekehrt der Diamant nur so wenig Nutzen gewährt und so hohen Tauschwerth besitzt. Der Preis ist das durch ein conventionelles Werthobject, das Geld, ausgedrücktes Verhältniß zwischen zwei Tauschwerthen. Der nominelle oder Marktwerth ist nicht zu verwechseln mit dem wirklichen, natürlichen, der der Größe der zur Erzeugung der betreffenden Sache nöthigen Arbeit entspricht. Manche zufälligen Verhältnisse können eine Differenz zwischen dem nominellen und dem innern Werth bewirken und namentlich sind es drei Momente: der Ertrag des Bodens, der den Rohstoff liefert, das einzige, was die Oekonomisten als wirkliches Werthobject, als Netto-Ertrag betrachteten; dann der Lohn für den Arbeiter und endlich der Vortheil des Unternehmers.

Smith war verständig genug, um die Einseitigkeit seiner Vorgänger zu vermeiden: wie er dem Grund und Boden einen großen Werth beilegt, so anerkennt er andererseits die ökonomische Bedeutung der vom Sparsamen aufgespeicherten Vorräthe von Arbeitsproducten, von Kapitalien, unter deren Begriff keineswegs bloß die Masse der Edelmetalle, sondern alle durch die Arbeit erzielten Werthe fallen, namentlich wenn es solche sind, aus welchen durch eine neue Arbeit wieder andere Werthobjecte erzeugt werden sollen. Das Kapital ist ein fixes, wenn man es auf die Anschaffung einer Werkstätte und der nöthigen Werkzeuge, es ist ein circulirendes, wenn man es zur Löhnung der Arbeiter und zur Beschaffung der zu verarbeitenden Rohstoffe verwendet. Auch der Aufwand für die Bodenkultur gehört zum fixirten Kapital, wogegen Geld und Lebensmittel wieder zum circulirenden zählen. Bisweilen nimmt ein der einen Kapitalklasse angehöriges Object die Natur der andern an, und zwar namentlich vermittelst des Geldes und der Wechsel, die für den Inhaber bisweilen noch

vortheilhafter sind als jenes, dann nämlich, wenn die Bedingungen des betreffenden Darlehens für den Darleiher günstig sind.

Dasjenige, was bei den verschiedenartigen Combinationen, unter denen die Arbeitsproducte unter Vermittlung des Geldes gegenseitig ausgetauscht werden, den Preis des einzelnen Dinges bestimmt, ist das Verhältniß der Nachfrage zum Angebote. Auch das Wesen der Arbeit erörterte Smith auf das gründlichste, desgleichen die Fragen, inwiefern ihre Vervollkommnung durch ihre größere Theilung und durch ihre Uebertragung von der Menschenhand auf die Maschinen befördert werde und inwiefern dieses Maschinenwesen trotz seines vorübergehenden nachtheiligen Einflusses auf die Nachfrage nach der Handarbeit im Ganzen der Gesellschaft zum Vortheil gereiche. Von einem Uebergewichte des Bauernstandes über die Klasse der Gewerbtreibenden kann bei dieser Anschauungsweise, die das Nationalvermögen durch die Arbeit geschaffen, erhalten, gesteigert, angesammelt und consumirt werden läßt, natürlich keine Rede mehr sein.

Auf die Einkünfte der Krone und den Haushalt des Staates als eines politischen Individuums übergehend, unterscheidet Smith zunächst zwischen Ausgaben, deren Bestreitung der ganzen Gesellschaft obliegt, und solchen, die nur gewisse Klassen zu tragen haben; eine Frage, bei deren Gelegenheit namentlich auch die Vortheile des Kolonialsystems hervorgehoben werden. Jeder, der im Stande ist, Werthe zu erzeugen, ist auch verpflichtet, dem Staate Steuern zu zahlen, als Entgelt dafür, daß ihm der letztere den ungestörten Betrieb seiner Arbeit ermöglicht. Eine unproductive Arbeit gibt es ja überhaupt nicht mehr, denn jede kann einem Dinge wenigstens einen höhern Tauschwerth verschaffen und die Summe aller denkbaren Tauschwerthe ist eine absolut unbegrenzte. So besitzt also jeder Einzelne die Mittel, sich seinen Unterhalt und damit seine Unabhängigkeit selber zu sichern und die Oekonomie wird damit zur thatkräftigen Tugend des Individuums. Während die Oekonomisten der Regierung einen so maßgebenden Einfluß auf ihre Wissenschaft einräumten, daß die letztere am Ende als gleichbedeutend mit der Staatsverwaltung erschien, verlangte Smith, daß sich der Staat als solcher in der Sache rein passiv verhalten solle. Man räume die Hindernisse weg und die Kapitalisten werden dem eigenen Vortheil zu lieb ihren Kapitalien zuverlässig gerade diejenige Verwendung geben, welche dem industriellen Leben der Gesellschaft am meisten frommt. Man sorge für die Erhaltung des Friedens, für eine genügende Rechts-

pflege, man beschränke die Steuern auf ein erträgliches Maß — und man hat alle erforderlichen Grundlagen gelegt, auf denen sich ein Volk aus der Barbarei zur höchsten Bildungsstufe erheben kann. Das persönliche Interesse und die Concurrenz sind die besten Triebfedern für jeden Einzelnen. Die Selbstsucht — das Grundprincip von Smith's System — ist es, was ihn zur Arbeit, zur Erfindung, zur Anstrengung treibt, er will vor Allem seine eigene Lage verbessern. Jeder thut sein Möglichstes, und darin, in dieser individuellen Strebsamkeit, hat auch das Ganze, der Staat, die genügende Bürgschaft für die Hebung seines Wohlstandes, seines Reichthums. Also unbedingte Freiheit, Concurrenz, Wetteifer — das ist die Losung; denn wie das Grundgesetz der Moral im Privatverkehre die Sympathie ist, die der Mensch für seinen Nebenmenschen fühlt, und wie das des Naturrechts und der Gesetzgebung in der Idee der Gerechtigkeit liegt, so ist das der Nationalökonomie die absolute Freiheit der Arbeit.

Seine volle Ausbildung erhielt Smith's System durch den Engländer Bentham, der die veralteten Gesetze seines Vaterlandes auf diesem Gebiete bekämpfte und der, um eine möglichst große Concurrenz zu erzielen, wie wir schon erwähnt, die Kolonien freigegeben wissen wollte.

Die Sprache, in welcher Smith seine Lehre der physiokratischen Schule gegenüber entwickelte, hatte nichts von dem anmaßend dogmatisirenden Tone der letztern; sie war klar und einfach und pflegte die erläuternden, beweisenden Beispiele den nächstliegenden Thatsachen des täglichen Lebens zu entnehmen. Im Uebrigen war sie allerdings in ihren Schlußfolgerungen nicht immer ganz concludent. In der Bekämpfung eingewurzelter Irrthümer verfiel sie manchmal in das entgegengesetzte Extrem und unterschätzte sie namentlich die Wichtigkeit des Grundbesitzes und der eigentlichen Kapitalien. Auch ihre Anschauungsweise hinsichtlich des Maschinenwesens war nicht eben die stichhaltigste. Von der Vorliebe für die Tauschwerthe befangen, übersah sie die Bedeutung der moralischen Werthe, die, wie der nationale Ehrgeiz und die Naturanlage der Völker, auch zur materiellen Hebung der letztern so wesentlich beitragen. Die Arbeit der Aerzte, Advokaten, Behörden, Seelsorger ließ sie ganz außer Betracht, ohne zu bedenken, daß das geistige Talent gleichfalls aufgehäuftes Kapital ist. Allein alles dieses muß man dem Manne zu gute halten, der eine so schwere Aufgabe vor sich hatte und dem die Vorarbeiten seiner Vorgänger so wenig zu Statten kamen. Was ihn

vorzugsweise auf Abwege führte, war die damals in seiner Heimat herrschende Philosophie, welche die mangelnden Principien durch die Trefflichkeit der Methode zu ersetzen und in Locke's System noch zurückgebliebenen Lücken durch die Ergebnisse der Erfahrung auszufüllen suchte. Ob nicht bei der unbeschränkten Concurrenz in der Erzeugung der Werthobjecte der Arme zu kurz komme, diese Frage kam weder Smith noch einem seiner Schüler in den Sinn. Die Erfahrung aber hat sie bereits beantwortet: dasselbe England, das den Grundsatz der allgemeinen Concurrenz im großartigsten Maßstabe zur Geltung brachte, trägt jetzt schwer genug an der Last seines Pauperismus. Seit sich vollends die Habgier des individuellen Egoismus die unbegrenzte Macht der Dampfmaschinen dienstbar gemacht hat, seitdem wird das Verdienstliche dieser Art von Wertherzeugung immer zweifelhafter; denn ohne sich von den Rücksichten auf Gerechtigkeit und Moral im Geringsten beirren zu lassen, gibt sie eine unübersehbare Masse der Bevölkerung dem Elende preis. Soll der Nationalreichthum diesen Namen wirklich verdienen, so muß er unter seinen Producten etwas gleichmäßiger vertheilt sein. Glücklicherweise ist nicht zu erwarten, daß sich die englischen Zustände, auf die Smith seine Anschauungsweise basirt, jemals auf dem gesammten Continent verbreiten werden; nein, der Mensch ist nicht dazu geboren, daß er mit seiner Arbeit, seinen Interessen ganz isolirt dastehe, daß er mitten im Frieden an seinen Concurrenten eben so viele Feinde bekämpfe. Wir dürfen darauf bauen, daß das Princip der freien Concurrenz eines Tages durch die Verbindung mit dem der freien Association seine gefahrdrohende Schroffheit verliere.

Sehr schnell brach sich die neue Lehre auch im praktischen Leben Bahn, wo sie die Arbeit von einer Reihe von Hemmnissen befreite, zur Hebung des öffentlichen Credits beitrug und mit der Anschauungsweise der Physiokraten namentlich auch manche irrige Ansicht über Kolonialwesen, Handelsbilanz und Restrictivsystem beseitigte. Ein Verdienst aber bleibt ihren Gegnern: noch vor Smith's Auftreten hatten sie ihrem Vaterlande, Frankreich, bereits die erheblichsten Dienste geleistet durch das Freisinnige ihrer Denkweise, durch so manche muthige Reform, durch die Sorge für die untern Volksschichten, die damals zugleich den sittlichen Kern der Nation bildeten. Auch später noch behielt die letztere ihre Vorliebe für das physiokratische System, während die individuell-egoistische Anschauungsweise des Engländers ihrem warmen Ge-

selligkeitstrieb weit weniger zusagte. Sie konnte nicht glauben, daß sie zu nichts weiterm als zum Leben eines Kaufmanns berufen und daß Alles damit gethan sei, wenn nur jeder Einzelne für sich möglichst viel gewinne. Sie wollte statt dessen den Grundbesitz von seinen feudalistischen Fesseln befreit, das Scepter in eine Haue verwandelt und überhaupt bessere Zustände angebahnt sehen.

In der That greift ja auch die Frage, was der Gesellschaft mehr nütze, der Ackerbau oder die Industrie, in sämmtliche Gebiete und Elemente des socialen Lebens ein, und da der Handel seinerseits wieder eine gute Rechtspflege, die volle Sicherheit und Freiheit für die Person und das Eigenthum voraussetzt, so führt die Sorge für sein Gedeihen zugleich zum Verlangen nach legislativen Reformen überhaupt, nach der rechtlichen Gleichstellung Aller, nach Abschaffung der Zollhemmnisse, des Besitzthums der todten Hand, der Fideicommisse. Alle Schriften der damaligen Philosophen plädiren für diese Forderungen. Nur die schwachmüthigen Geister lassen sich durch den Anblick der Mißbräuche, zu denen die schlecht angewendeten Principien führen, gegen die letztern selber einnehmen, so daß sie zuletzt auch deren wirkliche Verdienste, die von ihr ausgegangenen Anregungen zum Fortschritt in Abrede ziehen. Wir aber, die wir die rücksichtslose Negationssucht des Jahrhunderts an seinem Orte unbedingt verdammten, wir müßten dafür hier auch um so entschiedener anerkennen, daß wir diesem nämlichen Jahrhundert andererseits unendlich viel Gutes verdanken. Hat es auch gerade nicht viel Neues aufgefunden, so zog es dafür die reformatorischen Gedanken der frühern Zeiten mit um so größerem Eifer wieder hervor und machte sie volksthümlich, während es zugleich die ihnen im Wege stehenden Hindernisse fortschaffte. Mögen die d'Anteuil, Holbach, Grimm, Galiani und Andere selbstsüchtige Epikuräer gewesen sein, die nur auf den augenblicklichen Genuß bedacht waren; mögen Rousseau und Helvetius in der organisch gegliederten Gesellschaft nur ein Product der Gewalt und der List, der Verkörperung der Ungerechtigkeit gesehen; mögen sie deßhalb den Luxus, der uns zu seinem Sklaven mache, die Wissenschaft, die uns die innere harmlose Ruhe raube, die sociale Ordnung, die großentheils auf der Unterdrückung der niedern Schichten beruhe, verabscheuen; mögen sie das Glück bei den Wilden gesucht haben: die überwiegende Mehrzahl dieser Reformatoren war doch von einem wirklich menschenfreundlichen Streben beseelt. Sie be-

kämpften freilich die bestehende Religion, aber nur um die Philantrophie an ihre Stelle zu setzen. Sie behaupteten, der Mensch sei keineswegs von Natur aus gut oder bös, sondern werde es erst durch die Erziehung oder durch das Zusammenleben mit der social gegliederten Gesellschaft im Staate; und so bemühten sie sich denn, beides — die Erziehung und die Staatsform — zu verbessern. Darin liegt das Humane, das wahrhaft Poetische an diesem Rationalismus: es ist der allgemeine Drang nach Reform, nach materieller Hebung und geistiger Veredlung der Gesellschaft, der Glaube an eine Zukunft, die namentlich auch das Loos der Massen günstiger gestalten sollte, das muthige Streben, durch die Thätigkeit in Kunst und Wissenschaft und noch mehr durch die Emancipation der philosophirenden Vernunft, die jetzt an die Stelle aller höhern Autoritäten tritt, jenes Zukunfts-Eldorado herbeiführen zu helfen.

Demzufolge wurde das Erziehungswesen verbessert; die Kinder erhielten die Mutterbrust zurück; der Unterricht verlor den pedantischen Anstrich; die ängstliche Rücksichtsnahme auf die Etiquette machte einem einfachern, freimüthigern Tone Platz. Seit die Anschauungsweise der Physiokraten zur Geltung gelangt war, hatten auch die Höfe angefangen, sich ihres Luxus, ihres kostspieligen Prunkes zu schämen, und so fanden nun die Grundsätze der Sparsamkeit und der strengen Rechtlichkeit auch in der Staatsverwaltung Eingang.

Wie die letztere, so bedurfte auch die Gesetzgebung einer durchgreifenden Verbesserung. Die Gesetze waren ein principloses Gemisch von römischen, mittelalterlichen, feudalen und communalen Rechten. In Frankreich allein zählte man nicht weniger als 540 verschiedene Gewohnheitsrechte, so daß man oft mit einer und derselben Forderung in der einen Provinz Recht, in der andern Unrecht haben konnte. Dabei führten die zwischen der Staatskasse und dem Privatrechte, zwischen der geistlichen und der weltlichen Gerichtsbarkeit bestehenden Gegensätze zu steten Reibungen, wobei man im Zweifel seine Zuflucht zum geschriebenen Gesetze nahm, doch ohne jemals auf ein allgemeines, über allen einzelnen Statuten stehendes Recht zurückzugehen. Der Grund und Boden war größtentheils im Besitz der todten Hand und zudem durch die Ueberreste des Leibeigenschaftsverhältnisses schwer belastet, ja oft sogar der letztwilligen Verfügung ganz entzogen. Die Entwicklung der Industrie aber war durch das Zunftwesen gehemmt, das

sich aus einem zur gegenseitigen Unterstützung gegründeten Institute in eine drückende Fessel umgewandelt hatte. *)

Ein weiterer, verhängnißvoller Mißstand im damaligen Frankreich war die allzu weit getriebene Centralisation der Staatsverwaltung. Der Regierung war es nämlich nach und nach gelungen, die sämmtlichen Elemente der Staatsgewalt in ihrer Hand zu concentriren und dem Volke alle Souveränitätsrechte zu entziehen. Zu den letztern rechnete man namentlich auch das Recht zur Abwehr der Angriffe fremder Staaten, die Sorge für Erhaltung des innern Friedens, für die Civil- und Criminalrechtspflege, für die Verwaltung der Staatsdomänen, das Recht, die Provincial- und Gemeindebehörden in der Administration ihrer innern Angelegenheiten zu überwachen und zu leiten. Allein die Staatsbehörden, die um so zweckdienlicher verfahren, je weniger sie sich fühlbar machen, wollten nur zu oft das soziale Leben in jeder Beziehung regeln, bei jeder wichtigern Verfügung der Privaten, bei jedem Familien-Arrangement, jeder Erbschaftsfrage, jedem freiwilligen Uebereinkommen zwischen Privaten einschreiten, und Alles in ihren Bereich ziehen, was die Betheiligten früher durch die Notare besorgen ließen.

Die drückendsten Mängel und Mißbräuche aber machten sich durch ganz Europa in der Rechtspflege geltend. Das geheime, inquisitorische Verfahren, das dem Richter freie Hand gibt, einem verwirrten oder halb blödsinnigen Angeklagten, einem furchtsamen oder unerfahrnen Zeugen jede beliebige Aeußerung in den Mund zu legen, bestand noch immer. Nach wie vor verurtheilte man in contumaciam und verhängte man die ungerechteste Strafe von allen, die Vermögensconfiscation. Angeklagten, denen der Galgen

---

*) Wie sehr dieses Zunftwesen in Frankreich noch bis zur Zeit der Revolution in Blüthe stand, erhellt namentlich aus den Festlichkeiten, die man bei der Niederkunft einer Königin zu veranstalten pflegte. So hatten z. B. im Theater, das bei solchem Anlasse Gratis-Vorstellungen gab, die Kohlenbrenner das Vorrecht auf die Loge des Königs, während die der Königin nur den Fischhändlern offen stand. Als Marie Antoinette den Dauphin geboren hatte, zogen alle Gewerkschaften mit ihren Abzeichen nach Versailles. Die Kaminkehrer trugen einen vergoldeten Kamin, aus dem der Kleinste unter ihnen oben herausschaute; die Sesselträger trugen einen von Gold funkelnden Sessel, in welchem eine Amme mit ihrem Dauphin saß; die Fleischer führten einen Mastochsen; die Schuster brachten ein Paar Stiefelchen für den Neugebornen; die Schneider die für seine Größe berechnete Uniform seines Regiments.

drohte, verweigerte man einen Vertheidiger, während man einen solchen im Civilprocesse selbst da zuließ, wo es sich nur um ein paar Groschen handelte. Stimmten unter zehn Richtern auch nur sechs für den Tod, so lautete das Urtheil ohne Weiteres auf diesen, wenn auch den vier Opponenten der subjective Thatbestand des Verbrechens keineswegs als erwiesen galt oder das letztere weniger strafbar erschien. Noch immer erpreßte man die Bekenntnisse durch die Folter, trotz des Einspruches der philosophischen Reformatoren, die vergebens darauf hinwiesen, daß kein griechischer oder römischer Staatsbürger je eine solche Behandlung zu erdulden gehabt habe. Am empörendsten aber verfuhr man gewissen Arten von Verbrechen, wie namentlich den eigentlichen Majestätsverbrechen und der Gotteslästerung gegenüber, wo sich, unter dem Einflusse verschiedener unlauterer Motive, die barbarische Strenge der Gesetzgebung und der Gerichtspraxis fortwährend noch zu überbieten suchte. Es ist eine betrübende Erfahrungsthatsache, daß sich die Gerichtshöfe überhaupt öfters zu einer Härte hinneigten, die weit über die Absichten des Gesetzgebers hinausging, als hätten sie in der Entdeckung und Bestrafung des Verbrechens eine persönliche Ehrensache gesehen. So verweigerte das Parlament zu Paris, das doch sonst um seines unbeugsamen Rechtssinnes willen so berühmt war, während der ganzen Regierungszeit Karl's V zum Tod Verurtheilten den Beistand eines Beichtvaters einem königlichen Befehl und einer päbstlichen Bulle zum Trotze. Als Ludwig XVI im Jahre 1788 eine bestimmte Frist zwischen der Verkündung und der Vollstreckung des Todesurtheils festsetzte, widersetzte es sich unter Vorschützung heuchlerischer Sophismen auch dieser Maßregel. Vergebens ermahnte der Großsigelbewahrer Armenonville Angesichts der traurigen Folgen des barbarischen Gesetzes, das jeden Diebstahl mit dem Tode bestrafte, die Gerichte auf das Drängendste, die unverhältnißmäßig strenge Strafe nicht mehr anzuwenden: sie zog es vor, sich nach wie vor an den drakonischen Buchstaben des Gesetzes zu halten. *)

*) De la Madaleine versichert in seiner „Abhandlung über die Nothwendigkeit der Abschaffung der Todesstrafe", er habe in der Zeit von 1760 bis 1770 in Lyon nicht weniger als hundert zweinndsechszig Menschen in ihrem besten Alter hinrichten sehen; während desselben Zeitraums habe das Parlament zu Dijon sechsunddreißig, das zu Aix hundert zweiundsiebenzig, das zu Grenoble achtundfünfzig, der Senat

Wäre übrigens auch ein gutes Gesetzbuch vorhanden gewesen, die Handbillete, durch die der König ohne jede Angabe von Gründen den Nächsten Besten einkerkern oder des Landes verweisen konnte, hätten es doch illusorisch gemacht. Dazu kam noch, daß auch die Steuerpächter eigene Gensdarmen und Kerker zu ihrer Verfügung haben wollten, um die Abgaben zu erpressen, die Defraudanten zu strafen, und so den Gang der ordentlichen Rechtspflege durch ihre Privatgerichtsbarkeit zu durchkreuzen oder wenigstens nach Belieben zu hemmen. Zu vielen Willkürlichkeiten und Grausamkeiten gaben auch die Religionsgesetze Anlaß, deren Strenge um so empfindlicher fiel, je greller sie mit der Irreligiösität und Sittenlosigkeit des Hofes und der Großen contrastirten. So befanden sich im Jahre 1746 nicht weniger als zweihundert Protestanten, die insgesammt vom Parlamente zu Grenoble wegen Ausübung ihres Kultes verurtheilt worden waren, im Kerker oder auf den Galeeren, 1762 ließ das Parlament von Toulouse einen protestantischen Prediger hinrichten. Was aber die im Strafverfahren herrschenden Uebelstände am allergrellsten in's Licht stellte, das waren jene berühmten Processe, die bereits früher erwähnt wurden, nämlich der Proceß der Familie Calas, der des Predigers Fabre, der des jungen La Barre, der auf den Verdacht hin, ein Kruzifix zertrümmert zu haben, hingerichtet wurde, der des unglücklichen Lally, Administrators im französischen Indien.

Solche Thatsachen griffen die Philosophen als willkommene Themate für ihre Declamationen auf, während die Dichter und Künstler dieselben in Romanen, Bühnenstücken und Gemälden darstellten, die das Publikum zu gleicher Zeit rührten und erbitterten. Voltaire machte sich zum Beschützer der Unterdrückten, die ihn dafür segneten, und Morellet übersetzte das Directorium Inquisitorum, das er in Italien aufgefunden, wie Beccaria's Werk über die Verbrechen und die Strafen, eine Uebersetzung, die im nämlichen Jahre noch die siebente Auflage erlebte.

---

von Chambery zweiundzwanzig, die Commission in Valence sechsundvierzig Personen zum Tod verurtheilt. (Vgl. besonders Servan: **Discours sur l'administration de la justice criminelle, 1766**; Dupaty: **Mémoire pour trois hommes condamnés à la roue**; Brissot: **Théorie des lois criminelles, 1780**. — Ueberhaupt kannte die Strafgesetzgebung des damaligen Europa's nicht weniger als vierzig mit dem Tode bedrohte Verbrechen.

So kühn aber auch die Philosophen in ihren theoretischen Ausführungen waren, so hegten sie doch insgesammt noch die Ueberzeugung, die Reform könne nur von Oben, vom Throne ausgehen, an den sie darum ihre Bitten und Mahnungen richteten.

Während sie in dieser Hoffnung ruhig zuwarteten, arbeiteten Einzelne unter ihnen mit ihrer persönlichen Kraft an der intellectuellen und sittlichen Hebung des Volkes, an der Verbesserung des Landbaus, namentlich auch durch die Acclimatisirung ausländischer Nutzgewächse, an der Förderung der Viehzucht und der Thierheilkunde.

Chrétien Malesherbes, derselbe, der später einen zum Schaffot bestimmten König zu vertheidigen hatte, war seit 1756 bemüht, der maßlosen Vermehrung und Erschwerung der Steuern ein Ziel zu setzen. Sieben Jahre darauf veröffentlichte er fünf Denkschriften über die Preßgesetzgebung, während er zu gleicher Zeit die Garten- und Waldkultur mit neuen Pflanzenarten bereicherte.

Im Jahre 1747 entstand die erste landwirthschaftliche Gesellschaft in Zürich, 1761 eine Ackerbaugesellschaft in Paris, dessen Beispiel bald auch in den Provinzen nachgeahmt wurde. Selbst bei den Akademien fand der neue, auf das Praktische gerichtete Geist Eingang. Statt sich in altherkömmlicher Weise mit frivolen Spitzfindigkeiten zu befassen, verfolgten sie jetzt (nach Marmontel's Zeugniß) in ihren Preisfragen verständige Zwecke, die für das sittliche und das staatliche Leben wie für die Förderung der nützlichen Künste und Gewerbe von tief greifender Bedeutung und darum auch für das größere Publikum von allgemeinem Interesse waren. Nichts konnte die zunehmende Reife des Zeitgeistes und die von ihm eingeschlagene Richtung auf das Praktische schlagender beurkunden, als eben diese Fragen, über deren Tragweite man staunen mußte. So arbeitete Bailly im Auftrage der Akademie der Wissenschaften 1737 einen Entwurf über die zweckdienlichste Errichtung von Spitälern aus, wobei er Alles gewissenhaft benützte, was ihm Theorie und Erfahrung an die Hand gaben. Die Akademie von Besançon setzte 1771 aus Anlaß der häufigen Mißernten einen Preis auf die Auffindung eines neuen Nahrungsmittels für das Volk. Augustin Parmentier aus Montdidier (1737—1816) fand ein solches in der Kartoffel, die zwar in Europa schon seit einiger Zeit bekannt, aber theils aus Vorurtheil, theils aus Indolenz noch immer nicht in die Landwirthschaft eingeführt war. Erst der Beharrlichkeit

Parmentier's gelang es, der Pflanze die verdiente Achtung zu verschaffen. Er erhielt von der Regierung ein Grundstück auf der Ebene des Sablons, brachte die Kartoffelblüthe bei den Damen als Zierblume in die Mode, umstellte das Versuchsfeld mit Wachen, um zu zeigen, wie werth ihm das neue Kulturgewächs sei, und um das Gelüste nach der Frucht oder vielmehr Wurzelknolle um so mehr zu reizen, und gab endlich, nachdem diese reif geworden, einer Gesellschaft von berühmten Zeitgenossen, darunter Franklin und Lavoisier, ein Gastmahl, bei welchem die Kartoffel in allen möglichen Zubereitungsweisen die Hauptrolle spielte.

Duhamel aus Paris untersuchte den innern Bau einer großen Zahl von Pflanzen und schrieb eine allgemein gehaltene Abhandlung über die Obstbäume, eine zweite über die Bodenkultur, wo er den ursprünglich von dem Engländer Jethro Tull ausgegangenen, von den Spätern aber als unpraktisch erfundenen Vorschlag, durch öfteres Pflügen den Dünger zu ersetzen, näher entwickelte. Auch seine andern Schriften leisteten der Naturwissenschaft wie dem Landwirthe die wesentlichsten Dienste; namentlich setzte er — und zwar durchweg an der Hand der Erfahrung — die Art und Weise, wie sich die Knochen und der Holzkörper entwickeln, in eingehendster Weise auseinander.

Bourgelat aus Lyon befaßte sich mit der Theorie der Pferdezucht und mit der Heilung der Pferdekrankheiten. Er schrieb darüber eine Reihe von Artikeln für die Encyclopädie und gründete 1762 in seiner Vaterstadt eine Thierarzneischule — die erste in ihrer Art. Sein Landsmann, der Abbé Rozier, der von ihm das Lehramt an dieser Schule übernahm, erweiterte und vervollkommnete die neue Wissenschaft und dehnte dann seine Untersuchungen auch auf den Ackerbau, überhaupt auf alle Zweige der Volkswirthschaft aus, der er durch die Ergebnisse seiner Reisebeobachtungen und seiner eigenen Versuche manche neue Hülfsquelle eröffnete. Sein Handbuch über den Ackerbau zeichnet sich durch die Wärme und Einfachheit seiner Sprache vortheilhaft aus.

Der Arzt Helvetius brachte eine Art von Sparsuppe auf, die nachher unter dem Namen der Rumford'schen bekannt wurde. Parmentier verbesserte das Commisbrod, Daubenton die Schafzucht durch Einführung von Merinos. Lombe errichtete zu Derby eine Seidenspinnerei mit nicht weniger als 26,586 Haspeln, Oberkampf zu Jouy eine Kattundruck- und zu Esson eine Seidenmanufactur, zwei ganz neue Fabrications-

zweige. Die französischen Shawls, die nach dem Muster der indischen gearbeitet waren, wurden bei Hofe beliebt und auch in England gesucht.

Der Abbé de Lasalle, Domherr in Rheims, gründete (1679) die Gesellschaft der „Schulbrüder" für die verwahrlosten Kinder aus den niedern Volksschichten, und der Chevalier Paulet führte die Methode des wechselseitigen Unterrichts ein. Der edle Pfarrer Oberlin aus Straßburg errichtete in seiner Gemeinde Versorgungshäuser für arme Kinder und arbeitete an der Verbesserung des Landbaues, um der materiellen Noth mit allen ihren schlimmen Folgen für das sittliche Leben zu steuern. Die schönsten Erfolge belohnten sein unermüdliches Streben: aus einem verkommenen Dörflein in den Vogesen hatte er ein kleines Eden geschaffen. Der Baron Monthyon erwarb sich durch seine Preisfragen unsterbliche Verdienste: so setzte er (1780) einen Preis aus für Verbesserungen auf dem industriellen Gebiet, einen zweiten für eine Schrift, die der Gesellschaft am meisten Nutzen bringe; einen dritten für eine Methode, die das Nachtheilige der mechanischen Arbeit am gründlichsten beseitige, und für die einfachste Ausführung gewisser technischer Manipulationen; einen vierten für den zweckmäßigsten Vorschlag, wie die Sklavenarbeit der Neger durch andere Mittel zu ersetzen oder wenigstens zu erleichtern wäre.

Unter den mannigfachen Erfindungen im Gebiet des Maschinenwesens ist namentlich die der Feuerspritze wegen ihrer praktischen Wichtigkeit hervorzuheben; unter den anderweitigen wohlthätigen Neuerungen aber insbesondere die Einführung der Straßenbeleuchtung, die Verlegung der Begräbnißplätze von den verschlossenen Kirchengrüften auf die offenen, unter freiem Himmel gelegenen Kirchhöfe, die Vervollkommnung der Uhren, die medicinische Anwendung des Brechweinsteins. Um dieselbe Zeit lernte man die Rettungsmittel für Ertrunkene kennen. Zur Vervollkommnung der Technik und der Pharmacie trug vor Allem die Chemie bei, zu der die wissenschaftlichen Grundlagen selber auch erst von diesem Jahrhundert gelegt worden waren. So zeigte Berthollet, wie man die Leinwand durch Chlor bleichen könne, Lavoisier, wie der Salpeter ohne Beschädigung der Gebäude zu gewinnen sei. Letzterer verbesserte zugleich das Schießpulver, sowie das Verfahren beim Ackerbau und bei der Viehzucht. Poissonier bemühte sich, das Meerwasser trinkbar zu machen; Serguin schlug eine neue Bereitungsweise des Leders vor, Thénard und Brongniart eine verbesserte Methode für

die Oel- und die Emailmalerei, sowie für die Macerirung des Hanfes auf chemischem Wege. Soweit ging bereits die Vorliebe für das Praktische, daß Chaptal die Behauptung aufstellte, jede Wissenschaft sei unfruchtbar, die sich nicht für die Zwecke des täglichen Lebens verwenden lasse. Er selber wandte seinen Reichthum dazu an, um möglichst viel zu experimentiren und auf diesem Wege zum Frommen der Menschheit der Natur ihre Geheimnisse abzulauschen. Er erfand die Dampfwäsche und die Bereitung des künstlichen Alauns, der Schwefelsäure und der Soda. D'Arcet, den der Graf Lauraguais mit den nöthigen Geldmitteln unterstützte, suchte in der durch ihn berühmt gewordenen Fabrik zu Sevres ein dem chinesischen ähnliches Porzellan herzustellen, und kam darüber wenigstens auf bedeutende Verbesserungen in der Fabrication von Töpfer- und Glaswaaren, sowie zu interessanten, mit Hilfe des Feuers bewirkten chemischen Analysen. Die Brüder Montgolfier vereinfachten das Verfahren bei der Bereitung von Papier und Bleiweis und bei der Stereotypie; sie wandten die hydraulische Presse an und machten Versuche in der Luftschifffahrt. Constantin Perrier versah Paris mit einer Wasserleitung, die nach Art der in London gebauten das Wasser durch ein Pumpwerk in die Höhe hob und in die verschiedenen Stadtviertel vertheilte. Seine Feuerspritze zu Chaillot wurde eine förmliche Musterschule für die Maschinisten Vaucanson aus Grenoble, ein außerordentlich geschickter Mechaniker, verfertigte Automaten, die auf Musikinstrumenten spielten, und Enten, welche fraßen und verdauten; er verbesserte die Maschinerie in der Seidenmanufactur und erfand einen Webstuhl für geblümte Zeuge. Réveillon machte sich durch sein farbiges Papier, Lenoir durch seine mathematischen Instrumente, Argan durch seine Lampen, Réaumur durch die Erfindung des Weißblechs und des Gußstahls einen Namen. Ambroise Didot erfand das Velinpapier und stellte durch Anwendung des Stereotypen-Druckes correctere und wohlfeilere Ausgaben von Büchern her. Unter den zahlreichen medicinischen Schriften in populärer Darstellungsweise verdienen namentlich die von Tissot und Hufeland Erwähnung. Auch die Kunstgärtnerei hab sich um diese Zeit.

Die Pockenimpfung.

Die Blattern, welche sich schon seit dem achten Jahrhundert in Europa eingebürgert hatten und die besonders gegen den Ausgang des fünfzehnten bösartig geworden waren, tödteten im

Durchschnitt jedes Jahr eine halbe Million Menschen. Unter zehn Personen blieben immer nur zwei ganz verschont von diesem Uebel, an dem ein Siebentel der Erkrankten starb, während die Uebrigen irgend einen Körpertheil oder wenigstens ihr blühendes Aussehen einbüßten. Die Ersten, die der Krankheit durch künstliche Einimpfung der Schutzpocken vorbeugen lernten, waren die Bewohner des neuern Griechenlands, wo die Eltern auf diese Weise ihre Töchter für die türkischen Harems fähig erhielten. Das übrige Europa kannte das Verfahren wohl, *) aber es hatte eine unüberwindliche Abneigung dagegen, bis 1718 Mary Wortley Montagu, die Gemahlin des englischen Gesandten zu Konstantinopel, einmal mitansah, wie eine alte Frau aus Thessalien unter allerlei abergläubischen Ceremonien, zu denen ihr die Mutter Gottes die Anleitung gegeben haben sollte, die Pocken impfte, wobei sie auf die Stirne oder auf das Kinn einen kreuzförmigen Einschnitt machte und auf diesen dann eine halbe Nuß auflegte, Alles gegen die Verabreichung einiger Kerzen. Obschon die Operation schmerzhaft war, ließ die Engländerin dieselbe auch an ihren Kindern vornehmen, und sowohl sie als ihr Wundarzt Maitland suchten seitdem der Sitte auch im übrigen Europa Eingang zu verschaffen. Die Regierung gestattete, daß man an den Gefangenen von Newgate und an den Kindern des Findelhauses Versuche mit dem Impfen anstelle. Auch die Prinzessin von Wales entschloß sich, ihre Kinder impfen zu lassen, und von nun an war der Sieg der Vernunft über das Vorurtheil und die abergläubische Furcht entschieden. Später stiftete der Bischof von Worcester, Isaac Maddox, unter der Protection Marlborough's eine eigene Gesellschaft zur Verbreitung der Sitte, während er selber die letztere, die von Andern als gottlos geschmäht wurde, auf der Kanzel pries.

---

*) Der griechische Arzt Timon, der in Oxford und in Padua studirt hatte, veröffentlichte 1715 eine Historia variolarum, quae per incisionem excitantur. Zwei Jahre darauf schrieb der Breslauer Arzt Klamig in den Ephemeriden der Leopoldinisch-Karolinischen Akademie über das Impfverfahren, das er von Skragenstjern, dem ersten Leibarzt des schwedischen Königs kennen gelernt habe. Ein gewisser Boyer, Student der Medicin zu Montpellier, stellte eine These darüber auf. Die näheren Nachweise dafür, daß die Schutzpockenimpfung schon früher bekannt war, als gewöhnlich angenommen wird, und daß sie namentlich auch von Alters her in China, Indien und Arabien angewendet wurde, findet man bei Sprengel.

Der erste Deutsche, der seine Kinder der Operation zu unterziehen wagte, war der österreichische Gesandte in London, der Graf von Staremberg. Bald folgten seinem Beispiele der Prinz Friederich von Hanover, der sich durch Maitland impfen ließ, dann Maria Theresia mit ihren Kindern, und Katharina II. Zuletzt gelang es auch, durch Belohnungen und das Festgepränge, mit denen der Act vorgenommen wurde, den Widerstand der Mütter im Volke zu überwinden. In Amerika ließ 1777 Washington sein ganzes Heer impfen. Nach Italien kam die Sitte durch Peverini, einen Arzt aus der Romagna, den ersten, der statt des bis dahin üblichen Verfahrens, den Pockenstoff durch Einreiben, Blasenziehen oder eingenetzte Fäden in die Haut einzuführen, die Nadel anwendete, eine Methode, die besonders an der Marquise Buffalini eine eifrige Verbreiterin fand, *) während sie gleichzeitig durch drei Priester aus Florenz, Adami, Berti, Veraci, vom theologischen Standpunkt aus vertheidigt wurde. Der berühmte Arzt Tronchin brachte die Sitte nach Genua; der Engländer d'Argent aber wurde nach Dänemark gerufen, um die Gräfin Bernstorf zu impfen.

Am zähesten hielt sich das alte Vorurtheil gegen die Schutzpocken in Frankreich. Es waren hier vorzugsweise die wohlhabendern Klassen, unter denen die Blattern wütheten, und zwar aus mehrern Gründen. Einmal verzögerte die bessere Verpflegung der Kinder den Ausbruch der Krankheit gewöhnlich auf ein kräftigeres Alter, wo sie nur um so verheerender auftritt, dann verlangte es der gute Ton unter der bessern Gesellschaft, daß ein an den Menschenblattern erkrankter Ehemann von seiner eigenen Frau bedient werde, auf die Gefahr ihrer Ansteckung hin. Und endlich halfen die häufigen Versammlungen und Feste der vornehmen Welt unter der Regentschaft zur stärkern Verbreitung der ansteckenden Krankheit, die im Jahre 1723 nur in Paris allein bei 20,000 Menschen das Leben kosteten. Trotz alle dem wollte Niemand etwas von der Kuhpockenimpfung hören; auch ein durch den Druck veröffentlichter Brief, den Lacoste nach seiner Rückkehr aus England an Dodart, den ersten Leibarzt Ludwigs XV über den Gegenstand schrieb, blieb ohne Erfolg. In Thesen und Büchern wiederholte man nur immer den Satz, daß schon Viele an den Folgen der Operation gestorben seien, daß diese gegen

---

*) S. La Condamine. Mémoires 1758, p. 769—72.

den Rückfall in die Krankheit keineswegs sichere, daß sie nicht den gesammten Krankheitsstoff aus dem Körper fortschaffe, daß sie, eine Erfindung unwissender Empiriker, den Absichten der Vorsehung entgegen arbeiten wolle und daß sie den Alten ja auch unbekannt gewesen sei. Selbst die medicinischen Akademien widersetzten sich der Anwendung des Heilmittels, nicht aus menschenfeindlicher Absicht, sondern einfach in Folge des natürlichen Widerwillens, den von jeher alle gelehrten Körperschaften gegen alles dasjenige fühlen, was sie aus dem ruhigen Schlummer auf dem einmal erworbenen Ehrensitze unangenehm aufschreckt und was an ihren eigenen Fähigkeiten zweifeln läßt; des Widerwillens, mit dem sie sich namentlich gegen die Anerkennung von Wahrheiten sträuben, die nicht in ihrer Mitte aufgefunden wurden. Nicht wenig ärgerten sich darum diese Akademiker, als Chirac, der Arzt des Regenten, den Vorschlag machte, man sollte eine Gesellschaft gründen, die mit allen Aerzten Europa's in Verkehr zu treten und die Wissenschaft auf dem Wege der Versuche mit neuen Entdeckungen zu bereichern hätte. So fuhr man denn in Frankreich und überhaupt in einem großen Theil Europas noch dreißig Jahre lang in guter Ruhe fort, die Blatternkranken zu tödten, sei es durch stimulirende Mittel, wie sie besonders in Frankreich üblich waren, sei es durch die Sydenham'sche Heilmethode. Auch Ludwig XV starb daran und als sich Ludwig XVI auf die Bitten seiner Gattin impfen ließ, ängstigte sich die Börse so darüber, daß die Staatspapiere sanken.

Im Jahre 1754 trat La Condamine mit einer energischen Schutzschrift für die Pockenimpfung auf, worin er ziffermäßig nachwies, daß in Frankreich seit 1723 nicht weniger als 760,000 Menschen an den Blattern gestorben seien, die alle am Leben geblieben wären, wenn die Pockenimpfung damals schon eingeführt worden wäre. Man suchte ihn zu widerlegen, doch ohne stichhaltige Gründe anführen zu können. Da schlug endlich Gatti vor, man solle, um den Facultäten alle weitern Zweifel zu benehmen, einen Preis von 1200 Livres für denjenigen ausschreiben, der auch nur einen einzigen Fall nachzuweisen vermöge, wo noch nach erfolgter Schutzpockenimpfung die natürlichen Blattern ausgebrochen seien. Er erhielt vom König die Erlaubniß, an den Zöglingen der Militärschule die Operation vorzunehmen (1769).

Endlich brach die Wahrheit sich doch siegreiche Bahn, freilich zum Theil nur dadurch, daß die Regierungen die vom Vorurtheile bereiteten Hindernisse mit Gewalt wegräumten.

Später (1776) bemerkte Edward Jenner aus Berkeley (1749—1823), wie die Viehhirten in einigen Gegenden Englands beim Melken auf der Hand eine Art Blasen erhielten, die sie vor den eigentlichen Pocken schützten, und zwar so vollständig, daß diese ihnen selbst dann nichts anzuhaben vermochten, wenn sie ihnen förmlich eingeimpft wurden. Durch diese Erscheinung aufmerksam gemacht, setzte er seine Beobachtungen und Versuche eifrig fort, bis er sich 1796 im Stande sah, seine unsterblich gewordenen Untersuchungen über die Natur und die Wirksamkeit der Kuhpocken zu veröffentlichen, eine Schrift, die rasch in alle Sprachen übersetzt wurde.

Der Taubstummen-Unterricht.

Von jeher galt ein Taubstummer nicht bloß als ein Unglück, sondern auch als ein Schandfleck für seine Familie, obschon der große Haufen zu gleicher Zeit etwas Uebernatürliches in ihm sah, in derselben Weise, wie noch heute die Bevölkerung von Wallis eine abergläubische Scheu vor ihren Cretins hat. Wohl hatte man, namentlich in Spanien und Italien, Versuche gemacht, solche Unglückliche zu unterrichten, und der in Paris lebende portugisische Jude João Pereira hatte zu Anfang dieses Jahrhunderts einige seiner taubstummen Zöglinge so weit gebracht, daß er sie der Akademie und dem Könige vorstellen konnte. Allein entweder entbehrte dieser Unterricht noch jeder festen Methode oder man hielt diese wenigstens geheim. Erst der Abbé de l'Epée aus Versailles (1712—89) fand in seinem innigen Mitleiden für diese Unglücklichen den Muth, alle Vorurtheile und Verdrießlichkeiten zu überwinden, wenn es galt, ihnen gründlich zu helfen. Um zwischen der Sprache und dem Verstande seiner Zöglinge einen Verbindungskanal herzustellen, bereicherte und fixirte er die Geberdensprache der letztern, eine Methode, die nachher von dem Abbé Sicard so vervollkommnet wurde, daß dieser als ihr zweiter Erfinder gelten kann. Um sich in den Stand zu setzen, seinem Gedanken auch in andern Ländern Eingang zu verschaffen, unterzog sich de l'Epée der Mühe, mehrere fremde Sprachen zu lernen. Katharina II ließ ihm durch ihren Gesandten Glück wünschen, worauf er meinte, sie hätte ihm lieber einen Taubstummen zum Unterrichte schicken sollen. Als ihm Joseph II eine Abtei antrug, erwiderte er: „Nicht mich, sondern mein Streben sollte die Güte des Kaisers unterstützen." „Möchten doch", rief er öfters aus, „möchten doch alle Völker begreifen,

wie vortheilhaft es für sie selber ist, wenn ihre Taubstummen unterrichtet werden! Ich bot ihnen meine Dienste an und ich thue es noch immer; aber eine Belohnung werde ich nie annehmen, bestehe sie in was sie wolle, das sollten sie nie vergessen." *) Im Jahre 1786 gründete Hay eine Blindenschule.

Dasselbe humane Streben, das sich in allem Diesem kund gibt, leitete auch die Fürsten bei manchen ihrer Regierungsmaßregeln. So wurde unter Ludwig XV das Collège royal de la Flèche gestiftet, wo je 250 Edelknaben erzogen wurden, um dann im Alter von vierzehn Jahren in die für 500 Zöglinge eingerichtete Militärschule überzutreten, der man die Anlage der Elysäischen Felder verdankt. Während unter der prunkvollen Regierung Ludwig XIV kaum fünf Seehäfen gebaut worden waren und die Straßen sich in einem solchen Zustand befanden, daß man es meistens vorzog, zu Pferde zu reisen, ging man im achtzehnten Jahrhundert mit allem Eifer an die Verbesserung der Wege, und die Vermehrung der Brücken, unter denen sich besonders die zu Neuilly, ein Meisterwerk Perronet's, auszeichnet. Im Jahre 1662 erhielt der Abbé Laudati, aus der italienischen Familie Colonna, die Erlaubniß, in Paris wie in jeder andern Stadt des Landes Stationen zu errichten, wo man sich einen Begleiter mit einer Laterne miethen konnte, gegen die Bezahlung von fünf oder von drei Sous für jede Viertelstunde, je nachdem der Reisende fuhr oder zu Fuß ging. Zu derselben Zeit wurde auch die Straßenbeleuchtung eingeführt. Die Pariser Universität hatte sich eine Art Post eingerichtet, die sie später gegen einen bestimmten Antheil am jährlichen Reinertrag an den König abtrat, wobei sie noch die Verpflichtung zu unentgeldlichen Kollegien übernahm. Während diese Anstalt jetzt eine größere Ausdehnung und Regelmäßigkeit bekam, wurde nach Chamousset's Vorschlag die sogenannte kleine Post für den innern Verkehr der Hauptstadt in's Leben gerufen (1759). Im Jahre 1728 erhielten die Straßen ihre eigenen Namen und wurde der Jardin des plantes an-

*) Unter seinen Schülern, die nachher selber hochberühmte Lehrer wurden, zeichneten sich aus der Abbé Storck in Wien, der Abbé Silvestri und der Consistorial-Advocat bei St. Peter zu Rom, der Schweizer Ulrich, die Spanier Dangulo und d'Alea, die Holländer Dole und Guyot, die Franzosen Sicard, Salvan, Huby. Genua erhielt seine erste Taubstummenschule durch den Pater Assarotti, der ihr seine ganze Kraft und Habe widmete.

sehnlich vergrößert. Im Jahre 1740 begann die Kunstausstellung im Louvre. Im Jahre 1769 verlängerte man die Quais an der Seine von der Notre-Dame-Kirche bis zu der Esplanade der Invaliden. 1776 wurde eine Escomptebank, ein Jahr darauf das Versatzamt gegründet. Im Jahr 1780 trat ein philantropischer Verein in's Leben, desgleichen eine Anstalt zum unentgeldlichen Unterricht im Brodbacken. Der Spital de Dieu verdankte einer königlichen Verordnung die wichtige Verbesserung, daß jeder Kranke sein eigenes Bett erhielt und daß den verschiedenen Krankheiten ihre eigenen Säle angewiesen wurden.

Wenn wir hier vorzugsweise von Frankreich sprechen, so geschieht dies nicht so fast deßwegen, weil sich gerade in diesem Lande alles Neue am geräuschvollsten ankündigt, als vielmehr deßhalb, weil es in der That der übrigen Welt auf dem Weg des Fortschrittes in vielen Stücken vorangieng und weil es seine Reformen gleich über den ganzen Continent zu verbreiten pflegte. Im Uebrigen bildet dieser philanthropische Geist allerdings den durchgängigen kulturgeschichtlichen Charakterzug des gesammten damaligen Europa's. Von Italien wird seiner Zeit noch besonders die Rede sein.

Das Gefängnißwesen.

Der erste, der sich die Leiden der Gefangenen zu Herzen nahm, war der Engländer John Howard (1726—90), der, von einem französischen Kaperschiff gefangen genommen, jene Leiden aus eigener Erfahrung kennen gelernt und daher den Entschluß gefaßt hatte, das Seinige zu ihrer Milderung beizutragen. Sein edles Streben wurde — Dank seinem unermüdlichen Eifer und seinen ergreifenden Schilderungen — mit dem schönsten Erfolge gekrönt. Er bereiste ganz Europa nebst einem Theil von Asien und Afrika, um überall die Bagno's und die Galeeren zu besichtigen und Trost und Hilfe zu spenden. In England fand er die Verwaltung der Gefängnisse und noch mehr die der Correctionshäuser in unbeschreiblich elendem Zustande. Nach wie vor gab man jedem Gefangenen sein tägliches Kreuzerbrod, obwohl dieses jetzt um die Hälfte weniger wog als zu der Zeit, aus der die betreffende Verordnung stammte. Von einer Trennung der Gefangenen nach Stand, Geschlecht und Alter, von einer Beschäftigung, einem Unterricht derselben, von einer Sorge für die Reinlichkeit war keine Rede. Kein Wunder, wenn das Kerkerfieber von Zeit zu Zeit unter ihnen aufräumte. Da die Gebäude

wenig Sicherheit gegen Fluchtversuche boten, so legte man den Gefangenen Fesseln an, wie sie denn auch in andern Beziehungen den rohesten Mißhandlungen von Seiten der Kerkermeister preisgegeben waren. Nicht selten kam es sogar vor, daß diese die Strafzeit nach eigenem Belieben verlängerten, während anderswo wieder unter den Gefangenen eine solche Ungebundenheit herrschte, daß sogar ihre Bekannten von draußen nach Belieben zu ihnen kommen konnten, um mit ihnen zu trinken und zu spielen.

Nicht besser stand es in Irland und in Schottland, nur daß hier die größere Verbreitung des Volksunterrichts und das Gefühl der persönlichen Würde die Verbrechen selber etwas seltener machte.

In Schweden bestand die Einrichtung, daß ein Beamter jeden Samstag die Gefängnisse untersuchte, deren Einrichtung hier überhaupt verständiger und menschlicher war als anderswo.

In Dänemark trugen nur noch jene Gefangenen Fesseln, auf denen der Verdacht des Mordes lastete. Die Strafe des Stäupens, Hängens und Räderns wurde hier noch auf den öffentlichen Plätzen vollzogen. Der Kindermord war sehr häufig im Land; die deßhalb auf Lebenszeit eingekerkerten Weibspersonen verließen ihr Gefängniß je am Jahrestage ihres Verbrechens, um öffentlich geprügelt zu werden.

In Rußland herrschte auch in dieser Beziehung noch die alte Barbarei vor. Die Adeligen hielten sich z. B. eigene Kerker zur Ausübung ihrer peinlichen Gerichtsbarkeit.

Eine glänzende Ausnahme von der Regel bildete Holland, dessen Gefängnisse sich durch Ordnung und Reinlichkeit auszeichneten und unter der Aufsicht von Aerzten standen. Die Gefangenen wurden hier zweckdienlich abgesondert und beschäftigt. Jeden Sonn- und Festtag wurde Gottesdienst gehalten. Die Wächter und Wächterinnen hießen „Vater" und „Mutter". Es waren eigene Gemächer da, in denen man junge Taugenichtse auf Ansuchen ihrer Eltern einschloß. Diese Sitte fand sich auch durch ganz Deutschland vor. Als Aufschrift bekamen solche Gelasse den Namen irgend eines Landes, damit die Eltern den Nachfragenden euphemistisch antworten konnten, der Betreffende befinde sich z. B. in Indien, in Frankreich, in Italien 2c. Im Uebrigen gab es in Deutschland nur wenig Gefängnisse, da die Kriminaluntersuchungen hier sehr rasch betrieben und die Verurtheilten meist zum Straßen- und Festungsbau verwendet wurden. Die unterirdischen Thurmkerker waren abgekommen, allein die Folter bestand, mit

Ausnahme von Preußen, noch überall; desgleichen die Sitte, daß sich die Gefangenen durch Arbeiten und Betteln ihren Unterhalt selber erwerben mußten. In Hamburg waren die Kerkermeister zu gleicher Zeit die Henker. In Mannheim und anderswo erhielt der Gefangene „zum Ein- und Ausstand" eine tüchtige Tracht Prügel. Flandern besaß in Gent ein auf Veranstalten der Stände erbautes, zweckdienlich eingerichtetes Correctionshaus.

Frankreich war weit zurückgeblieben. Eine Menge von Unglücklichen lag hier in unterirdischen Kerkern lebendig begraben, in Paris so gut wie in den Provinzen, obwohl sich dort im Jahre 1753 eine Gesellschaft eigens zu dem Zwecke, das Loos der Gefangenen zu mildern, gebildet hatte, und obwohl jedem Gefängnisse eine Wärterin aus der Charité beigegeben war. Besonders waren die Kerker der Bastille mit Recht gefürchtet.

Auch in der Schweiz, wo übrigens die Untersuchungen mit großer Raschheit geführt wurden, trugen die Gefangenen noch Fesseln. Die zu schwerem Kerker Verurtheilten mußten mit einem Eisenring um den Hals die Straßen kehren, während Andere spannen und woben.

In Spanien wurde noch überall, nur Navarra ausgenommen, die Folter angewendet. Die Untersuchungen wurden unendlich in die Länge gezogen. Die Kerkermeister vermietheten Zimmer an die Gefangenen und erleichterten ihnen die Ketten gegen eine bestimmte Taxe. Jedes Jahr wurden die Kerker von zwei Mitgliedern des Geheimen Rathes untersucht, die die Befugniß hatten, die Strafen zu mildern. Am zweckmäßigsten eingerichtet war das großartige Gefängniß San Fernando bei Madrid, dessen Bewohner, Taugenichtse und Landstreicher, ein gleichförmiges Kleid trugen und zu einer regelmäßigen Beschäftigung angehalten wurden.

In Portugal bestand zur Unterstützung der Gefangenen eine eigene Gesellschaft aus Personen höhern Standes, die Misericordia, welche für die Mittellosen namentlich auch die Entlassungstaxe bezahlte. In einigen Theilen des Landes waren die Gefangenen mit ihrem Unterhalt ganz auf das Almosen angewiesen. Die Untersuchungen dauerten sehr lange, dafür aber gestatteten die Kerkermeister den Gefangenen freien Ausgang gegen das Versprechen, zum Verlesen wieder zurückzukehren.

Auch in Turin waren die Kerker jammervoll bestellt und in Mailand sah es, mit Ausnahme des Correctionshauses, nicht viel besser aus. Die „Bleidächer" (piombi) und die „Brunnen"

(pozzi) Venedigs stehen noch heute in traurigem Andenken. Lucca pflegte seine Delinquenten nach Genua und Venedig zu senden; erst später baute es eigene Kerker, die aber schlecht genug waren. Besser stand es, Dank den Bemühungen des Großherzogs Leopold mit Toskana. In Genua waren die zahlungsunfähigen Schuldner, die Frauen und die übrigen Verbrecher verständigerweise in drei getrennten Localen untergebracht. Die Gefängnisse zu Rom zeichneten sich mehr durch ihr Aeußeres als durch ihre Zweckmäßigkeit und Wirksamkeit aus. Die zu Neapel waren überfüllt mit Unglücklichen, die hier ohne Beschäftigung und ohne frische Luft schmachteten.

Was die Gefängnisse auf den österreichischen Festungen betrifft, so versicherte Howard dem Kaiser Joseph II, daß er ihnen den Galgen vorziehen würde.

Auf seine reichen Erfahrungen gestützt, erklärte dieser „Vater der Gefangenen“: „Jeder Verurtheilte muß seine eigene Zelle erhalten; lebt er mit Andern zusammen, so schämt er sich der Besserung; überläßt man ihn dagegen in der Einsamkeit sich selber, so geht er nach und nach in sich und lernt, sich des Bösen zu schämen. Der Einsame erkennt seine Schwäche, sein trotziges Selbstvertrauen geht mehr und mehr in Furcht über, er verliert allen Unternehmungsgeist. Einsamkeit und Schweigen schrecken den Verbrecher, sie zwingen die Seele zum Nachdenken und dieses spornt zur Reue. Der Sünder ist ein gefallener Mensch, der sich durch die innere Sammlung und Ruhe wieder läutert. Die Stunden des Schweigens und Nachdenkens führen mehr verirrte, schuldbeladene Menschen zur Ordnungsliebe und Rechtschaffenheit zurück, als die strengsten Strafen.“

Ackerbau.

Der Landbau war in Deutschland ganz und gar vernachlässigt, namentlich in den preußischen Landestheilen. Die großen Grundbesitzer befaßten sich mit dem politischen Parteigetriebe in den Städten und überließen ihre Güter den Händen von Zeit- oder Erbpächtern, die zu unwissend und zu arm waren, um an eine Kultivirung des Bodens und überhaupt an eine Verbesserung der Landwirthschaft denken zu können. Der Hanoveraner Albert Thaer errichtete in Celle eine Art landwirthschaftlicher Schule und schrieb im Jahr 1794 eine Abhandlung über das in England bestehende System des Landbaus, das er an Ort und Stelle durch fleißige Beobachtung kennen gelernt, sowie die „Annalen

der Landwirthschaft". Mitterpacher aus Ofen verfaßte ein lateinisches geschriebenes Handbuch dieser Wissenschaft, das erste in seiner Art, das bald in alle Sprachen übersetzt wurde.

Auf Copley's Antrag setzte die „Königliche Gesellschaft" zu London einen Preis aus für denjenigen, der die Diätetik mit den gehaltvollsten Erfahrungsthatsachen zu bereichern im Stande sei. Der Weltumsegler Cook, der auf seinen unsterblichen Fahrten nur sehr wenig Matrosen verloren hatte, erhielt den Preis.

Der Engländer William Hawes gründete die „humane Gesellschaft", die in Fällen des Scheintodes, des vorschnellen Begräbnisses, des Ertrinkens Hilfe leisten sollte.

Heinrich Pestalozzi verbesserte das Schul- und Erziehungswesen im Kanton Zürich nach einer verständigen Methode, die statt der Schule das Leben als Zweck des Unterrichts im Auge behielt und sich von den Träumereien Rousseau's ferne hielt. Besonders lagen ihm die verwahrlosten Kinder der Armen am Herzen, die er im Verein mit seinem Landsmanne Fellenberg zu wackern Menschen erzog. Dasselbe Ziel verfolgte der Abbé Gaultier, der es namentlich verstand, den Unterricht für seine Zöglinge anziehend zu machen.

Richard Arkwright aus Preston in Lancashire (1739 bis 92), das dreizehnte Kind unbemittelter Eltern, hatte sich Anfangs die Erfindung des perpetuum mobile zur Aufgabe gesetzt, doch dieses Streben bald als erfolglos erkannt und aufgegeben, um statt dessen an praktischen Verbesserungen in den Fabriken seiner industriereichen Nachbarschaft zu arbeiten. Gerade damals hatte man in England mit der Fabrication feiner Shawle nach Art der indischen begonnen, um sie nicht ferner aus ihrer Heimat beziehen zu müssen. Um ihnen mehr Festigkeit zu geben, machte man den Zettel stets aus Linnenfäden, während der Einschlag aus Baumwollfäden bestand, die mit der Hand gesponnen wurden. Trotz seiner Armuth wußte sich Arkwright in seinem Hause eine Maschine herzurichten, die jene Arbeit auf mechanischem Wege verrichtete, und bald sah er sich in Folge ihrer Leistungen in den Stand gesetzt, die großartigsten Spinnereien von dieser Art herzustellen. Zwar wurde er, wie alle Neuerer, vielfach verfolgt, allein seine glänzenden Erfolge machten seine Feinde verstummen und noch auf dem Todbette tröstete ihn das Bewußtsein, daß er seinem Vaterlande und der Welt eine Maschine geschenkt habe, welche die bis dahin nur den Reichen vorbehaltenen Kleiderstoffe Allen zu den wohlfeilsten Preisen zu liefern vermochte.

Noch folgenreicher sollte die Erfindung des Schotten James Watt aus Greenock (1736—1819) werden: er vervollkommnete nämlich die Dampfmaschinen, deren Bewegungen er regelmäßiger und für die Zwecke der Industrie verwendbarer machte. Den ersten praktischen Gebrauch machte er von ihnen in den Kohlengruben von Kinneil, wo er sie zum Wasserschöpfen anwandte. Zu demselben Zweck baute er nachher, im Verein mit Boulton, einem reichen Fabrikanten aus Birmingham, größere Maschinen, die er den Kohlenbergwerksbesitzern gegen ein Drittheil ihrer dadurch bewirkten Ersparniß am Brennholz übergab. Weiter ging damals die Verwendung der Dampfmaschine noch nicht, die in unserm Jahrhundert eine so beispiellose Wichtigkeit erhalten sollte; aber auch jener beschränkte Gebrauch trug dem Erfinder bereits ungeheure Summen ein.

So vielseitig und so tiefgreifend waren die Folgen, zu welchen das thatkräftige Mitleid mit dem Loos der ärmern Volksschichten geführt hatte. Die großen Herren waren bemüht, durch ihre philanthropischen Unternehmungen die öffentliche Meinung damit auszusöhnen, daß ihnen das Schicksal einen so unverhältnißmäßig großen Antheil an den irdischen Genüssen zugemessen. Die Schriftsteller ihrerseits hatten begonnen, dem Volksleben ganz neue Motive und Helden zu entlehnen, wie sie dem Geschmacke der Zeit zusagten, während den eigentlichen Menschenfreunden das Wohl des Volkes aufrichtig und ohne alle weitern Nebenzwecke am Herzen lag. Aus dem Zusammenwirken dieser verschiedenen Factoren entstand ein Gefühl allgemeinen Wohlwollens, eine Art Cultus der Menschheit.

Freilich verirrte sich dieser durchgängige Reformtrieb, der jetzt von der Philanthropie ausging, wie früher von der christlichen Nächstenliebe, nur zu oft auf bedauerliche Abwege. In dem allzu ängstlichen Eifer, mit dem man um jeden Preis die altherkömmlichen Fehler vermeiden wollte, verfiel man in manche neue und zwar hauptsächlich deßhalb, weil man mit einer seltsamen Inconsequenz alle Lehren der Geschichte, alle die nach Jahrtausenden zählenden Erfahrungen der Menschheit verschmähte, obwohl man gerade die Stimme der Erfahrung als die einzig maßgebende betrachtete. Man wollte Alles selber erfahren, selber versuchen, und manche dieser kühnen Versuche kosteten die Staatskasse Millionen und brachten zahllose Familien an den Bettelstab. Auch die Wissenschaft blieb nicht frei von wahnwitzigen Ueberspanntheiten. So wollte sie aus der Newton'schen Attractionslehre

eben so gut die Bildung des Fötus, wie die der Gebirge erklären. Daß die Seele sich bis zu einem Grade aufregen lasse, wo sie die Zukunft vorauszusehen vermöge, glaubten sogar die Mathematiker. Man ging endlich so weit, auch dem Begriff des persönlichen Eigenthums seine Berechtigung abzusprechen und das gesellschaftliche Zusammenleben im Schooße der Civilisation für einen entarteten Zustand der Menschheit zu erklären. Alle diese Tollheiten wurden nun der Philosophie zur Last gelegt; doch sie, welche die angebornen, unveräußerlichen Rechte der menschlichen Vernunft zu ihrem festen Ausgangspunkt hat und die allgemeine Vervollkommnung des Menschengeschlechts als ihr Ziel verfolgt, sie durfte statt dessen mit Recht auf die wirklichen Fortschritte als ihre eigentlichen Schöpfungen hinweisen, und so erhob sie fortan, selbstständiger und selbstbewußter geworden durch die letztern, ihr Banner mit der Inschrift „Vernunft und allgemeine Bruderliebe" höher als je zuvor zum Kampfe gegen alles Veraltete.

Zehntes Kapitel.

Aufhebung der Gesellschaft Jesu.

So wurde also am Bestand der Gesellschaft von zwei Gegnern zu gleicher Zeit gerüttelt, von den Encyclopädisten und von den nicht minder reformbegierigen Nationalökonomen, von der Philosophie und von den praktischen Interessen. Hatte sich einmal die revolutionäre Anschauungsweise intensiv und extensiv so weit entwickelt, so mußte sie wohl bald genug auch dem Leben gegenüber Erfolge erringen. Der erste Sieg, den sie feierte, war die Aufhebung des Jesuitenordens.

Wie er einst als Damm gegen die Ausbreitung des Protestantismus gegründet wurde und wie er seine Aufgabe erfolgreich löste, haben wir seiner Zeit gesehen. Eine solche Schranke bildete er auch jetzt, dem neu erwachten, aus dem Protestantismus hervorgegangenen Emancipationstrieb der Geister gegenüber; indeß diesmal zertrümmerten die letztern die Schranke.

Als festgegliederte Phalanx hatte sich der Orden zu einer unerhörten Größe entwickelt und war er für ganz Europa, für die

Völker wie für die Fürsten ein Gegenstand der Furcht geworden: kein Wunder, wenn er jetzt, mitten im Jahrhundert, dessen Schlagwort „Toleranz“ hieß, auf das Unerbittlichste verfolgt wurde.

In der Blüthenzeit der wieder auflebenden Wissenschaft und der Bildung überhaupt gegründet, hatte sich der Orden, statt mit hartnäckigem Obscurantismus den Entwicklungsgang der Gesellschaft in einen retrograden verwandeln zu wollen, statt die evangelische Armuth zu predigen und der Wissenschaft den Krieg zu erklären, der freiern Bewegung angeschlossen, um sie mit aller Kraft zu unterstützen. Er nahm sich des Unterrichtswesens an, zu einer Zeit, wo es eben im höchsten Grade vernachlässigt wurde. Statt sich von der Welt zurückzuziehen und in Einöden zu verbergen, lebten seine Glieder mitten im Gewühle der Städte und der Höfe, wo sie sich überall Eingang und Ansehen zu verschaffen wußten, bis sie sogar die Erziehung der Prinzen und die Leitung der Könige in ihre Hand bekamen. Durch musicalische Akademien, Theatervorstellungen, Vacanzausflüge auf's Land und ritterliche Leibesübungen befähigten sie ihre Novizen und Zöglinge zum Auftreten in der vornehmen Gesellschaft. Ihre Kirchen bildeten eine treffliche Schule für die bildenden Künste. Ihre Missionen bezweckten neben der Bekehrung der Heiden zugleich materielle Vortheile für den Orden. Wie sie die Heilkunde mit der Kenntniß von der Chinarinde („Jesuitenpulver“) bereicherten, so milderten sie die Strenge der Fastenvorschriften durch die Erlaubniß, Chocolate zu genießen. Kurz, in Allem accommodirten sie sich dem fortschreitenden Zeitgeiste, dem sie manche unwesentliche Form von ihren Ordenseinrichtungen zum Opfer brachten. Während darum jene Zeit die Franziskaner wegen ihres cynischen Schmutzes, die Dominikaner wegen ihrer Verfolgungssucht, die Cistercienser wegen ihrer Unthätigkeit, die Karthäuser wegen ihres zurückgezogenen, still beschaulichen Lebens verspottete, sah sie die Jesuiten stets gleichen Schritt mit ihr halten. Sie unterschieden sich in ihrer Tracht nicht von dem übrigen Klerus, sie erzielten in ihren Missionen die glänzendsten Erfolge; es gab unter ihnen lebensfrohe Dichter, geschmackvolle Schriftsteller, fleißige Geschichtschreiber, deren Werke sich namentlich für den Schulgebrauch eigneten, erfahrne Hofleute, welche die Schwächen des Jahrhunderts kannten und sie mit kluger Vorsicht zu heilen suchten, endlich die Stimmführer einer Freiheit, die viel älter und zugleich sittlich erhabener war, als die von den Philosophen gepredigte.

Statt aber das Wesen des Bildungsfortschrittes im Sinne der Zeit zu verstehen, statt mit dieser in ihm einen Bruch mit der Vergangenheit und der Kirche zu sehen, hielten sie unerschütterlich fest an der letztern, an Rom. Mißbilligte der Papst ihr nachsichtiges Accommodationssystem in diesem oder jenem Punkte, so zauderten sie keinen Augenblick, ihm zu gehorchen, und wenn sie auch noch so klar voraussahen, daß es sie ihre durch ein zweihundertjähriges Märtyrerthum erkauften Eroberungen in Ostasien kosten würde, daß sie darüber ihre Hoffnungen auf die Bekehrung des größten Reiches der damaligen Welt aufgeben müßten. Die Rechtsansprüche der römischen Kurie hielten sie mit einer Zähigkeit fest, die auch dem ungestümsten Drange nach Emancipation keinen Zollbreit nachgab. Die andern Orden sahen die geistige und sociale Ueberlegenheit der Jesuiten mit Eifersucht, ihre halb weltliche Denkweise und ihr Abgehen von der Strenge der alten Klosterregeln mit Mißbilligung. Auch warf man ihnen mit Uebertreibung vor, sie hätten ihre eigene ursprüngliche Stellung verlassen und sich ganz und gar den weltlichen Umtrieben und der Schweifwedelei vor den Großen hingegeben.

Wer sich in den Orden aufnehmen ließ, brauchte darum noch keineswegs auf sein Vermögen zu verzichten; er übergab es zwar dem Orden, allein das Recht, es selber zu verwalten, behielt er bis zu seinem Tode.

Anfangs fanden sich nur Wenige, welche zur Ableistung aller Gelübde gelangten, und diese Wenigen widmeten dann, vom Almosen lebend, ihre Kräfte ausschließlich den rein geistigen Zwecken des Ordens, während das Verwaltungswesen und die andern zeitlichen Angelegenheiten der Gesellschaft von den Coadjutoren besorgt wurden. Diese Einrichtung brachte den doppelten Vortheil, daß man bei der Aufnahme der Novizen eine strenge Auswahl treffen und daß sich die eigentlichen Ordensglieder und die Coadjutoren gegenseitig überwachen konnten. Später wurde die Einrichtung getroffen, daß die erstern, die professi, die administrativen Ordensämter unter dem Namen von Rectoren und Provincialen selber verwalteten. Damit fiel der innere Dualismus im Orden weg und eröffnete sich dem Ehrgeize eine Aussicht auf Beförderung, wofür es dann freilich auch mit den Bedingungen der Aufnahme nicht mehr so streng genommen wurde. Wie schon früher einige Ordensgenerale mit ihren Reformgedanken bei den eigenen Untergebenen auf Widerstand gestoßen waren,

so wurde zuletzt das streng monarchische Princip, auf dem die Gliederung des Ordens ursprünglich beruhte, geradezu aufgehoben und der im Charakter der Zeit liegenden Vorliebe für die constitutionelle Verfassung gemäß stellte man dem General einen Vicar an die Seite.

Die Schulen der Jesuiten waren zwar nicht mehr so blühend wie damals, wo ihnen noch keine Concurrenz gegenüber stand; aber wenigstens die ebenso schwere wie wesentliche Kunst, den Schülern Liebe zu den Lehrern und dem Studium einzuflößen, verstanden sie immer noch meisterhaft. Der Unterricht war wohl noch immer unentgeldlich, dafür aber nahm der Orden allerdings Geschenke an und bevorzugte er nicht ohne Berechnung bei der Aufnahme und Behandlung die Söhne aus guten Häusern. Das mußte natürlich auf die Disciplin höchst nachtheilig einwirken und mehr als einmal kam es zu Streitigkeiten, zu kleinen Emeuten, ja selbst zu Todtschlägen. *)

---

*) „Haben wir der Philosophie nur erst die schweren Grenadiere des Fanatismus und der Intoleranz aus dem Weg geräumt," meinte d'Alembert, „so haben wir das Schwerste hinter uns. Die Andern sind nur die Kosaken und die Panduren, die gegen unsere regelmäßigen Truppen nicht Stand halten." (s. Oeuvres, T. 15, p. 297.) Duclos schrieb in seinem Reisebericht aus Italien (p. 40): „Der erste Blitzstrahl fiel auf den Orden, auf den Baum, dessen Wipfel bis in die Wolken reichte; allein die andern Mönche mögen wohl bedenken, daß man, sind erst die Eichen mit der Art niedergeschlagen, die Grashalme um so leichter niedermäht." In derselben Weise spricht sich Voltaire aus: „Haben wir erst einmal die Jesuiten beseitigt, so werden wir mit der „Infamen" bald fertig sein." (Briefe an Helvetius von 1761.) In einem andern Briefe (vom 7. Februar 1746) schrieb Voltaire, der so lange Zeit selber ein Schüler der Jesuiten gewesen war: „Sieben Jahre lang lebte ich unter den Jesuiten und was sah ich bei ihnen? ein Leben voll angestrengter Arbeit und Entsagung. Den ganzen Tag sah man sie beschäftigt, sei es mit unserer Erziehung, sei es mit der Erfüllung ihrer strengen Ordenspflichten. Ich berufe mich dafür auf das Zeugniß aller jener Tausende, die wie ich ihren Unterricht genossen. Unbegreiflich bleibt es mir darum, wie man auf die Beschuldigung verfallen konnte, sie hätten eine allzu laxe Moral gelehrt. Allerdings hatten auch sie, so gut wie andere Orden, in den Zeiten geistiger Unmündigkeit ihre Casuisten, welche das Für und Gegen von Fragen erörterten, die heut zu Tage als abgemacht gelten oder der Vergessenheit anheimgefallen sind. Allein um ehrlich zu Werke zu gehen, dürfen wir bei der Beurtheilung ihrer Moral auf keinen Fall etwa die geistvolle Satire der „Lettres provinciales" zu Grunde legen, sondern müssen uns offenbar nur an das halten, was Bourdaloue und Cheminais, was

Auch in der Literatur nahm der Orden einen ehrenvollen Platz ein. So namentlich in Italien, wo die bessern Schriftsteller aus dieser Zeit, die freilich darum noch keineswegs wirklich gute sind, ihm angehören. In Frankreich befaßte er sich auf das Eifrigste mit den gelehrten Streitfragen des Tages, indem er in dem Journal de Trevoux, dessen Kritiken mit der gründlichsten Gelehrsamkeit und dem sittlichsten Ernste zugleich den Reiz einer geist- und geschmackvollen Darstellungsweise verbanden, die Reinheit der Sprache gegen die Neuerer, die Würde der auf unparteiische, kritische Würdigung der Thatsachen gegründeten Wissenschaft gegen die Zweifel der Skeptiker und die Frivolität der Epikuräer verfocht.

In der Seelsorge schlug der Orden allerdings einen etwas gewagten Weg ein: da er die Welt mit jedem Tage gleichgiltiger gegen ihre religiösen Pflichten werden sah, hielt er es für das Gerathenste, die letztern möglichst zu erleichtern. Aus Furcht, das Band, das die Gläubigen mit der christlichen Tugend und der Kirche verknüpft, möchte bei einer allzu straffen Spannung zerreißen, machte er dasselbe lieber schlaffer, indem er, ohne deßhalb den Begriff einer strafbaren Schuld geradezu fallen zu lassen, die menschlichen Verirrungen nach Möglichkeit zu entschuldigen suchte. Nach einer seiner Autoritäten ist die Sünde ein mit dem Bewußtsein der Schuld und unter der vollkommenen Zustimmung des Willens geschehenes Abweichen von den göttlichen Geboten *). Mit scholastischer Spitzfindigkeit wurde nun aus diesem Princip ein vollständiges System abgeleitet, das allerdings von dem Vorwurf der Laxheit nicht ganz freizusprechen ist. Leidenschaft, Bei-

---

ihre andern Kanzelredner und ihre Missionäre lehrten. Man vergleiche nur einmal jene „Lettres“ mit Bourdaloue's Predigten: während uns die erstern die Kunst lehren, den Gegner zu verspotten, gleichgiltige Dinge in einem verbrecherischen Lichte darzustellen, Beleidigungen in eine beredte Form zu kleiden, zeigt uns Bourdaloue's Beispiel, wie man die Strenge gegen sich selber mit der Nachsicht gegen Andere verbinden solle. Nun frage ich: auf welcher Seite ist denn da die wahre Moral? was frommt der Menschheit mehr, jene Predigten oder diese Briefe? Ueberhaupt kann es — ich sage es offen — keinen unlogischern Widerspruch, keine schmachvollere Ungerechtigkeit geben, als wenn man Leute, die unter allen Bewohnern Europa's das entbehrungsvollste Leben führen, die im hintersten Winkel Asien's und Amerika's den Tod suchen, wenn man diese einer laxen Moral bezüchtigen will.“

*) Fr. Toledo. — Busembaum.

spiel und Gewohnheit gelten hier als Entschuldigung. Auch der Zweikampf ist nach Einigen erlaubt, so oft seine Verweigerung nachtheilige Folgen für Rang und Ehre hätte, ebenso der Meineid, falls Jemand bloß mit dem Munde und ohne innere Absicht schwöre. *) In zweifelhaften Fällen dürfte man sich an diejenige Ansicht halten, die wenigstens eine Wahrscheinlichkeit, d. h. das Gutachten einer geschätzten Autorität für sich habe. Wenn es jedoch galt, ein allzu scrupulöses Gewissen zu beruhigen, so durfte man ihr die mildeste vorziehen. **) Das sind jene laxen Grundsätze, die dem Orden in den „Lettres provinciales" zum Vorwurf gemacht wurden, die ihn mit den Jansenisten in einen Kampf auf Leben und Tod verwickelten, die ihm einen weit vernichtenderen Schlag versetzten, als Pascal je ahnte. Zu der wirklichen Schuld — welche, wie wir schon früher nachwiesen. keineswegs so schwer war, wie man behauptete — kam der schlimme Schein. Weil der Orden in den letzten Jahren Ludwigs XIV allmächtig geworden war, so wurde ihm auch die furchtbare Strenge, mit der die Regierung die Jansenisten verfolgte, zur Last gelegt, und nun lohnten ihm die Freunde dieser Schule mit einem Hasse, der nimmer rastete noch ruhte, bis er Gelegenheit fand, sich auszutoben, als die Parlamente wieder die Oberhand bekamen, die sich vermöge einer seltsamen Begriffsverwirrung aus Gerichtshöfen in eine theologische Partei umgewandelt hatten.

So waren es der Widersacher des Ordens immer mehr und mehr geworden. Die Dominikaner waren gegen ihn, weil er in Manchem mit den Ansichten des hl. Thomas von Aquino nicht übereinstimmte, die Franziskaner, weil sie seiner Concurrenz im Feld der Missionen nicht gewachsen waren; die Weltgeistlichen, weil der Orden nach und nach eine Menge von Pfarreien und

---

*) Privandus alioqui ob suspicionem ignaviae, dignitate, officio vel favore principis. — Qui exterius tantum juravit sine animo jurandi, non obligatur, nisi ratione scandali, cum non juraverit sed luserit. Busembaum, Medulla theol. moralis, lib. 3, tract. 4, cap. 1, dub. 4, art. 1, n. 6; tract. 11, cap. 2, dub. 4, n. 8.

**) Sa, Aphorismi confessariorum: Potest quis facere quod probabili ratione vel auctoritate putat licere, etiam si oppositum tutius sit; sufficit autem opinio alicujus gravis auctoris. — Busembaum (op. cit. lib. 4, cap. 3.): Remedia conscientiae scrupulosae sunt, 1. scrupulos contemnere; 2. assuefacere se ad sequendas sententias mitiores, et minus etiam certas.

anderen Kirchenämtern erhielt. Dieselbe Eifersucht, welche die Franziskaner und den Weltklerus zu Feinden des Ordens machte, beseelte auch die Universität, mit deren Schulen die seinigen, obschon sie nicht privilegirt waren wie jene, erfolgreich wetteiferten; die Lehrer und Lehramtskandidaten überhaupt, die alle mit Verdruß sahen, wie man den unentgeltlichen, sorgfältigen Unterricht in den Jesuitenschulen dem ihrigen vorzog; die Handelswelt, welche die Concurrenz dieser betriebsamen Kaufleute fürchtete, die, weil steuer- und zollfrei, wohlfeiler verkaufen konnten als Andere. Auch die Bischöfe, welche Hand in Hand mit der Regierung die landes- und localkirchlichen Tendenzen des altherkömmlichen Gallicanismus zu verwirklichen trachteten, haßten den Orden, der das Princip der strengsten Kircheneinheit und des päpstlichen Primats mit aller Wärme verfocht. Vor Allem aber hatte es der letztere mit den Jansenisten verdorben, die ihm seine allzu nachsichtige Accomodation an den Zeitgeist, seine Parteinahme für die Freiheit und Kraft des menschlichen Willens und für gewisse Andachtsübungen, die nach ihrer Anschauungsweise der Würde der Gottheit Eintrag thaten, zum Vorwurf machten, *) und die in den lateinisch geschriebenen, für den Beichtstuhl bestimmten Schriften seiner Casuisten Obscönitäten fanden, mit demselben Rechte, wie wenn man solche in gewissen Kapiteln unserer anatomischen und physiologischen Schriften finden wollte.

---

*) Der erste, der daran dachte, das heiligste Herz Jesu durch eine besondere Andachtsübung zu verehren, soll Godwin, der arminianisch gesinnte Kaplan und Vertraute Cromwell's gewesen sein. Einer der mit den Stuarts nach Frankreich entflohenen Jesuiten, der Pater Colombière, Beichtvater der Herzogin von York, wollte diesen Kult in die katholische Welt einführen. Sehr zu Statten kamen ihm dabei die Geschichte einer gewissen Maria Alacoque, deren Lebensgeschichte und Offenbarungen später durch den Bischof von Soissons niedergeschrieben wurden. Das Buch erndtete mit seiner Naivetät freilich den bissigsten Hohn bei den Philosophen und erregte auch bei den besonneneren Gläubigen vielen Anstoß. Der Kult selber aber verbreitete sich durch die Bemühungen der Jesuiten nichts desto weniger immer weiter, obwohl ihm von Rom aus kein Vorschub geleistet wurde und obwohl sich ihm die Jansenisten und das Parlament lebhaft widersetzten, weßhalb denn das Bild des Herzens Jesu zuletzt eine Art geheimes Partei- und Erkennungszeichen für die Jesuiten wurde. Als solches erfuhr es auch in der neuesten Zeit noch starke Anfechtungen, trotz seiner Sanctionirung durch die Länge der Zeit und den Ausspruch der Kirche.

Zu allen diesen Gegnern gesellten sich noch die Philosophen, die natürlich wohl begriffen, daß ihnen von einem so fest geschlossenen und so trefflich disciplinirten Verein thätiger, gelehrter, welterfahrner Männer weit mehr Gefahr drohe als von der Altersschwäche der übrigen Orden, und daß sie diesen und der Kirche überhaupt nur über den Leichen jener sogenannten „Janitscharen des heiligen Stuhles" hinweg zu Leibe gehen könnten. Und endlich die Fürsten, aus doppeltem Grunde: einmal konnten sie, denen es eben erst gelungen war, die gesammte Staatsgewalt in ihrer Hand zu concentriren, unmöglich eine Freude haben an diesen Jesuiten, denen sie trotz aller ihrer absoluten Machtvollkommenheit nichts anhaben konnten, die, an Zahl so stark und über alle Theile der Erde verbreitet, durch einen ebenso sicher wie rasch besorgten Briefverkehr unter sich auf das engste zusammenhingen, die darum Alles, was für sie irgend von Wichtigkeit war, auf der Stelle erfuhren, und die dabei ihrem General in Rom so unbedingt untergeben waren, daß er über jeden Einzelnen mit absoluter Machtvollkommenheit verfügen konnte. Nebst dem allem herrschte der Wahn, der Orden besitze unermeßliche Reichthümer; man sprach von ganzen Fässern voll Goldstaub, die in seinen Kellern aufgehäuft liegen sollten, von Kisten, in denen die Zollbeamten, die sie auf dem Transport nach irgend einem Hause des Ordens confiscirten, statt der declarirten Chocolate lauter feine Goldplättchen gefunden haben sollten. Kein Wunder, wenn die Fürsten auf Mittel zu sinnen begannen, wie sie ihre gründlich erschöpften Finanzen mit Hülfe dieser Schätze wieder zu Kräften bringen könnten. *)

Alle diese Feinde des Ordens warteten nur noch auf eine Gelegenheit, um ihrem auf so verschiedenartigen und so unlautern Beweggründen beruhenden Hasse Luft zu machen. Irgend ein Vorwand mußte sich bald finden und mehr als einen solchen ver-

---

*) Zur Zeit seiner Unterdrückung war der Orden in sechs den einzelnen Ländern entsprechende Assistenzen getheilt — Italien, Frankreich, Deutschland, Spanien, Portugal, Polen. Jede war durch einen Repräsentanten bei der Centralleitung in Rom vertreten. Im Ganzen zählte der Orden damals in seinen 41 Provinzen 22,589 Mitglieder, darunter 11,293 Priester in 1542 Pfarreien. Die Uebrigen waren in 24 für das eigentliche Klosterleben bestimmten Profeßhäusern, in 669 Collegien oder Schulen, 61 Noviziaten, 171 Seminarien, in 340 Residenzen und 271 Missionen vertheilt.

langte und brauchte man nicht. Das ist überall und allezeit so. Wo sich Leute oder Parteien von der entgegengesetztesten Gesinnung zusammenfinden, um eine Person oder ein Institut mit allen Waffen und wären es auch die unehrlichsten — zu bekämpfen, da darf man unbedenklich annehmen, daß der wahre und der vorgeschützte Beweggrund zum Angriff zwei himmelweit verschiedene Dinge sind.

Die überseeischen Missionen des Ordens waren für ihren Unterhalt auf den Ertrag der von ihren Kolonisten gebauten Felder und der unbedeutenden von denselben betriebenen Industrie angewiesen. Um diese Producte gegen andere zum Leben unentbehrliche Dinge auszutauschen, sendete man dieselben nach Lissabon in die Magazine des Ordens, der sie hier durch seine für die einzelnen Provinzen bestellten Procuratoren in Empfang nehmen und verkaufen ließ, worauf aus dem Erlöse wieder das gekauft wurde, was die Missionäre und ihre Neubekehrten brauchten. Auf diese Weise waren die Jesuiten förmliche Kaufleute geworden, die ihre eigenen Speditions- und Bankhäuser besaßen und einträgliche Speculationen trieben. Der Orden selber bekam damit ein kaufmännisches Ansehen, das dem Weltleben weit näher verwandt war, als dem Geiste der Religion. Das Collegium zu Rom besaß eine Tuchfabrik zu Macerata. Zwischen den Kolonien und den verschiedenen Collegiathäusern bestand ein lebhafter Verkehr in Bankgeschäften.

Doch die Päpste fanden die Sache unschicklich und Benedict XIV erneuerte (1741) das Verbot, das schon Urban VIII in dieser Beziehung erlassen. In demselben Jahre erschien eine Bulle, die den Bischöfen im portugiesischen Amerika untersagte, Indianer zu Sklaven zu machen und als solche zu verkaufen oder auszutauschen, sie von Weib und Kind zu trennen, überhaupt sie in irgend einer Form ihrer Freiheit zu berauben. Ein solches Verbot war des Vaters der Christenheit würdig, konnte aber in den Kolonien, wo die Jesuiten zu gleicher Zeit als unbeschränkte Gebieter und geistige Väter über unerfahrne Halbwilde herrschten, nicht so rasch durchgeführt werden. Freilich herrschten auch hier ganz exceptionelle Verhältnisse. Inzwischen hatte ein seltsamer Fall allgemeines Aufsehen erregt. Der Pater Lavalette, der von dem Posten eines Generalprocurators für die Missionen auf den französischen Inseln zu dem eines Superiors und endlich zu dem des Generalvisitators aufgestiegen war, betrieb einen schwunghaften Großhandel nebst anderen Geschäftsunternehmungen. So

ließ er auf Martinique eine ganze Straße voll Wohnungen, Magazinen und Werkstätten bauen, während er auf Domingo ein Handlungshaus errichtete. Er kaufte Negersklaven und trieb Schleichhandel mit Barbados. In verschiedenen europäischen Städten besaß er eigene Correspondenten und Comptoire, durch deren Vermittlung er sehr umfangreiche Bankgeschäfte betrieb. Namentlich mit den Gebrüdern Lioney in Marseille stand er in enger Verbindung: er schickte ihnen große Qualitäten Zucker, Indigo und Kaffe und zog dafür starke Wechsel auf sie. So hatte er (1755) wieder einmal eine Lieferung für anderthalb Millionen mit ihnen abgeschlossen uud zwei reichbeladene Schiffe abgesendet, als der bekannte Krieg ausbrach und die Engländer die beiden Fahrzeuge kaperten, deren Ausbleiben nun die Firma Lioney zwang, ihre Zahlungen zu suspendiren. Da sie bei den Jesuiten und ihrem Generale Ricci keine Hilfe fand, reichte sie bei dem Consulat von Marseille eine Klage gegen den ganzen Orden ein und setzte es durch, daß die Güter des letztern bis zum Betrage von anderthalb Millionen Livres — so viel schuldete Lavalette der Firma — mit Beschlag belegt wurden.

Da die Jesuiten sich darauf beriefen, daß der letztere mit seinen Handelsunternehmungen die Statuten der Gesellschaft übertreten habe und daß dieselbe nie und nimmer als Bürge für die Verbindlichkeiten eines einzelnen Mitgliedes zu haften habe, verlangte der Staatsrath, vor den die Sache inzwischen gelangt war, die Vorlegung jener Statuten. Statt nun durch gutwilliges Zahlen dem Prozesse ein Ende zu machen, trug der Orden kein Bedenken, seinen erklärten Gegnern, deren Gefährlichkeit er allzu sehr unterschätzte, das Verlangte einzuhändigen. Bald hatte das eifrig spähende Parlament herausgefunden, daß nach den Statuten die Güter der einzelnen Jesuiten das untrennbare Gesammteigenthum des Ordens bildeten. Da nun Lavalette — so argumentirte es weiter — mit Wissen und auf Rechnung eben dieses Ordens speculirt hat, und da der letztere der Eigenthümer des betreffenden Handelshauses auf Martinique ist, so ist er mit Fug und Recht verbunden, die oben genannte Schuld unter Ersatz des erwachsenen Schadens und der entstandenen Interessen zu bezahlen.

Doch noch gefährlicher sollte dem Orden ein zweiter Sturm werden, zu dem seine amerikanischen Kolonien, deren rasches Aufblühen wir bereits an einem frühern Orte bewunderten, den Anstoß gaben. Wie in Asien, so waren die Spanier und die Por-

tugiesen auch in Amerika viel zu nahe Nachbarn, um nicht trotz der berühmten Demarcations-Bulle Alexander's VI alle Augenblicke in Grenzstreitigkeiten mit einander verwickelt zu werden. So beanspruchten z. B. die Portugiesen ganz Brasilien bis dahin, wo der Platastrom die natürliche Südgrenze bildete. Schon hatten sie am linken Ufer dieses Stromes die Kolonie del Sacramento angelegt (1680), als es darüber zu einem erbitterten Kriege kam, durch den die Jesuitenmissionen in Paraguai arg mitgenommen wurden. Nachdem die neue Kolonie, der eigentliche Zankapfel, zu wiederholtenmalen ihren Besitzer gewechselt, kam man im Madrider-Frieden (1750) unter Annullirung aller einschlägigen Verträge aus früherer Zeit überein, daß fortan die Philippinen nebst den benachbarten Inseln den Spaniern, das Gebiet des Amazonenstroms aber, sowie die Provinz Matogrosso und das Land zwischen dem Nordufer des Ybiari und dem Ostufer des Uruguai den Portugiesen gehören sollten, wogegen diese den erstern die genannte Kolonie mit ihrer Umgebung auf dem nördlichen Ufer des La Plata abtraten und das ausschließliche Recht zur Schifffahrt auf dem letztern einräumten.

Gerade in dem jetzt portugiesich gewordenen, zwischen dem Ybiari und dem Uruguai gelegenen Theil von Paraguai besaßen die Jesuiten sieben Missions-Pfarreien (Reductiones), die ihnen jetzt verhängnißvoll werden sollten. Ein portugiesischer Edelmann nämlich, Gomez Pereira, ein unermüdlicher Projectenmacher, sprengte das Gerücht aus, Paraguai sei überreich an Gold und eben deßhalb schlößen es die Jesuiten, die daraus jedes Jahr bei drei Millionen Cruzados bezögen, so geheimnißvoll und sorgfältig gegen alle Europäer ab. Er gab demgemäß seiner Regierung den Rath, jene sieben Districte noch zu ihrem Gebiet hinüberzunehmen, und lieber den Spaniern dafür die Kolonie San Sacramento zu überlassen. Der Gedanke gefiel in Lissabon und noch mehr in Madrid, wo man sich nicht lang besann, ein weites, aber wenig eintragendes Land gegen einen Platz abzutreten, der für die Kolonisten des spanischen Amerika's von höchster Wichtigkeit war und der die letztern in den Stand setzte, die Portugiesen von dem Handel mit dem Innern des Continents ganz auszuschließen.

Anfangs war die Vereinbarung getroffen worden, daß die dermaligen Bewohner jener Districte nur den Herrn wechseln, im Uebrigen aber in ihrer Heimat ungestört verbleiben sollten. Deßhalb wurde dieser Beschluß dahin abgeändert, daß sie aus dem

Lande fortgeführt werden sollten, als hätte es sich um Viehheerden und nicht um Menschen gehandelt. Vergebens erhoben die Jesuiten, die bei diesem Uebereinkommen 30,000 Kolonisten verloren, bittere Beschwerde dagegen, vergebens stellten sie der spanischen Regierung vor, wie sehr die Abtretung des fraglichen Gebiets mit seinen prachtvollen Wäldern gegen deren Interesse verstoße und wie gewinnbringend sie dagegen für die Portugiesen und eben damit für die Engländer sei. Sie fanden kein Gehör und so blieb denn ihrem General Visconti nichts übrig, als dem Provincial von Paraguai anzuempfehlen, er solle sich der Occupation der sieben Districte nicht widersetzen, sondern das Land unverzüglich räumen. Doch damit war den armen Indianern nicht geholfen. Auch sie empfanden jenes tief in der Menschenseele wurzelnde Gefühl, das uns an den Boden knüpft, auf dem wir geboren wurden und den wir darum als unser unbestreitbares Eigenthum ansehen, und so begriffen sie das Ungerechte der Art und Weise, wie mit ihnen und ihrem Lande verfahren wurde, recht wohl. *) Vor Allem waren die Bewohner von San Sacramento empört darüber, daß sie auf die unwirthlichen Pampas hinausziehen sollten. Die Verzweiflung gab ihnen Muth: sie brannten die spanischen Grenzpfähle nieder, ergriffen die Waffen und erwarteten die spanisch-portugiesischen Truppen mit fester Entschlossenheit. Der Ausgang des Gefechtes konnte nicht zweifelhaft sein: nach Verfluß einer halben Stunde waren 2000 Indianer erschlagen, der Ueberrest gefangen oder zerstreut.

---

*) „Die Indianer“ — so schreibt der Provincial — „sind fest überzeugt, daß es nicht die Absicht des Königs ist, sie des Landes zu berauben, das sie jetzt schon hundert und dreißig Jahre lang im Besitz haben und das zudem in mehrern königlichen Erlassen für ihr Eigenthum erklärt worden ist. Auf dieses anerkannte Besitzrecht vertrauend, haben sie hier feste Niederlassungen gegründet, und zwar nicht etwa bloße Dörfer, sondern wahre Städte mit zahlreichen Häusern, die mit Ziegeln gedeckt sind, mit steinernen Säulengängen, die sich längs der Häuserfront hinziehen, um vor dem Regen zu schützen, mit prachtvollen Kirchen, von denen selbst diejenigen, die am wenigsten kosteten, mit Einrechnung der Ornamente, auf wenigstens 100,000 Thaler zu stehen kamen, während der ganz aus Stein aufgeführte Bau der Michael-Kirche, an der zehn Jahre lang je 80 bis 100 Menschen arbeiteten, sicher auf das Doppelte jener Summe anzuschlagen ist. Dazu kommt noch die innige Anhänglichkeit, die diese Leute für ihre Baumpflanzungen hegen, Pflanzungen, die sie eigenhändig angelegt und mit mehr als dreißigjähriger Geduld großgezogen, um aus den Früchten ihr Getränk für das ganze Jahr zu

Da es bekannt war, daß die Jesuiten den maßgebendsten Einfluß auf die Indianer ausübten, so verbreitete sich die Meinung, sie seien es gewesen, die die letztern zu jener Schilderhebung aufgehetzt hätten, in der Absicht, in Mitten der Besatzungen eines europäischen Königs einen unabhängigen Indianer-Freistaat zu gründen. Nichts konnte unbegründeter sein; so viel ist indeß gewiß, daß der Orden auch in Portugal einen außerordentlichen Einfluß besaß. Einer seiner eifrigsten Vertheidiger, der Pater Jorgel, bezeugt dieß ausdrücklich: „Der Lissaboner Hof hatte die Jesuiten mit allen nur denkbaren Beweisen des unbeschränktesten Vertrauens überhäuft. Nicht genug, daß sie die Gewissensräthe und Erzieher der königlichen Prinzen und Prinzessinnen waren, sie wurden auch von dem Könige und den Ministern über alle die laufenden Geschäfte des Augenblicks zu Rathe gezogen. Im staatlichen wie im kirchlichen Leben geschah nichts ohne ihre Zustimmung und Mitwirkung."

Doch der Mann, der damals in Portugal am Ruder stand, der Marquis Sebastian Jose de Pompal, fand diesen Zustand nicht nach seinem Sinne. Unter dem Einflusse der von Frankreich ausgegangenen Anschauungsweise herangewachsen, nahm er sich vor, das Volk aus seiner lethargischen Erschlaffung zu reißen, und zwar durch die Zwangsmittel der absoluten Herrschergewalt. Gab es irgend eine Macht, die ihm hiebei hinderlich werden konnte, so war es die des Ordens, dessen ebenbürtiger Unternehmungsgeist seine großen Plane durchkreuzen konnte, dessen Concurrenz ihm im besten Falle lästig werden mußte. Dazu war er

---

gewinnen. Der Werth dieser Baum-Plantagen in allen sieben Niederlassungen zusammen beträgt über eine Million. Nicht geringer ist der Werth der Baumwollenpflanzungen, die die Samenwolle zu Fäden und Geweben liefern, während der im Vieh — in den Schafen, Kühen, Pferden, Maulthieren — steckende Werth jene Summe noch übersteigt... Diese Indianer sind darum auch so fest entschlossen, nicht nachzugeben, daß selbst die Missionäre ihres Lebens unter ihnen nicht mehr sicher sind. Eher wollen sich die Neubekehrten der Herrschaft Portugals unterwerfen, als ihr Eigenthum im Stiche lassen. Endlich ist auch noch das Heil ihrer armen Seelen durch jene ungerechte Maßregel, die sie zur Widersetzlichkeit gegen ihre Vorgesetzten veranlaßte, in hohem Grade gefährdet." Diese Kolonie war eines der herrlichsten Menschenwerke; sie gereicht den Jesuiten zu ewigem Ruhme. Vrgl. die interessante neue Schrift: Die Jesuiten und ihre Mission Chiquitos in Süd-Amerika. Eine historisch-ethnographische Schilderung von Moriz Bach, Secretär der bolivianischen Provinz Otuquis. Herausgegeben von Dr. Kriegk. Leipzig, 1843.

ein eifriger Anhänger der Philosophen des Tages, deren Dank er sich erwerben wollte und die seiner schlagfertigen Hand nur einen Wink zu geben brauchten. Er erhielt und verstand ihn. Um die entscheidende That vorzubereiten, schickte er eigens seinen Bruder als Statthalter von Maranchao und Gran Para nach Amerika, wohin er ihm außer den nöthigen Truppen und Vollmachten noch die geheime Weisung mitgab, nach irgend einem Vorwand zu spähen, unter dem man die Jesuiten aus ihren Missionen vertreiben könnte. Bald genug brach das Gewitter los, das sich hier im dumpf rollenden Donner aus der Ferne angekündigt hatte. Am Abend des 19. September 1757 erhielten die Jesuiten plötzlich den Befehl, den Hof für immer und unter Zurücklassung aller ihrer Habseligkeiten zu verlassen. Und nun setzte Pompal der Sitte der Zeit getreu, den Kampf gegen den Orden zunächst durch Schmähschriften fort, worin er, unbekümmert um Wahrheit und Logik, die Haltung seiner Missionäre in Amerika mit den schwärzesten Farben schilderte und sie als die Urheber der Unzufriedenheit und des Aufstandes in Paraguai darstellte. Zugleich übersandte er dem Papste einen gedruckten „Bericht über die neuesten Thaten und Schritte der Jesuiten in Portugal und ihre Ränke am Lissaboner Hofe", mit der Bitte, seine Heiligkeit möge darauf dringen, daß den tagtäglich wiederkehrenden Mißbräuchen, Ausschreitungen und Verbrechen des Ordens ein Ende gemacht und derselbe zu der Reinheit und Heiligkeit seiner ursprünglichen Bestimmung zurückgeführt werde. Wirklich ließ sich der altersschwache Benedikt XIV bewegen, unter dem 1. April 1758 eine Bulle (in specula) zu erlassen, worin er erklärte, er habe durch den König von Portugal von den Mißbräuchen, die sich unter den Jesuiten in Portugal und seinen Kolonien eingeschlichen, Kunde erhalten und deshalb dem (von Pombal dazu vorgeschlagenen) Kardinal Francesco Saldanha die Vollmacht ertheilt, für Abstellung jener Mißbräuche und Verhinderung ihrer Wiederkehr Sorge zu tragen. Ohne vorher irgend einen Pater darüber vernommen zu haben, erließ Saldanha sofort (15. Mai) eine Bekanntmachung, worin er den Jesuiten, über deren Thun und Treiben er bereits vollkommen unterrichtet schien, ihre Handelsunternehmungen vorwarf und untersagte und ihnen befahl, binnen drei Tagen alle Objekte derselben, alle ihre Kapitalien und Wechsel anzuzeigen. Zu gleicher Zeit durchspähten seine Sendlinge die Häuser und die Archive des Ordens in Paraguai und Brasilien, wo sie ohne Mühe die Beweismittel für die nie

geleugnete Thatsache, daß er Handel getrieben, auffanden und wo sie ihm deshalb an den meisten Orten das Recht zum Predigen und Beichthören vorläufig entzogen.

Da, am 3. September 1758, verbreitete sich plötzlich das Gerücht, auf den König Joseph seien drei Flintenschüsse abgefeuert worden. Kein Mensch hatte sie gehört, kein Mensch hatte den König nach dem Attentat gesehen, außer sein Wundarzt und Pombal. Nichtsdestoweniger aber sprengte man überall aus, die Jesuiten hätten das Complott angezettelt, und ernannte man eine Gerichtskommission, die unter Pombals Leitung die Sache untersuchen sollte. Die vornehmsten Mitglieder der erlauchten Familien der Tavora's und der Aveiro's wurden verhaftet und in die sonst für die wilden Thiere bestimmten Löcher des Circus eingesperrt, während ihre Verwandten hinter den Mauern der Klöster verwahrt wurden. Die Häuser der Jesuiten aber wurden mit Wachen umstellt und von unten bis oben durchsucht.

Auf der Folterbank gestand der Herzog von Aveiro, Jose de Mascarenhas, er habe allerdings, und zwar auf die Aufforderung der Jesuiten, den König durch die Hand des Antonio Alvez und des Jose Polycarpio de Azevedo ermorden wollen. Vergebens wiederrief er das erpreßte Geständniß: die Verschwörung galt als erwiesen, obwohl man außer einem unbestimmten Gerücht über das Bestehen einer solchen und einigen verdächtigen Aeußerungen nicht die geringsten Anhaltspunkte für einen solchen Beweis hatte auffinden können. Der Kammerdiener des Königs, Ferreira, wurde zum Scheiterhaufen verurtheilt. Die schöne hochgebildete Marquise Leonora de Tavora, die ehemalige Vicekönigin von Indien, wurde enthauptet, ihr Gemahl geviertheilt, ihre beiden Söhne sowie ihr Schwiegersohn und ihr Gesinde wurden erdrosselt; die Güter der Familie wurden vom Staate eingezogen, ihre Paläste dem Erdboden gleich gemacht, ihr Name vertilgt. Die übrigen Mitschuldigen, unter denen sich nur Azevedo durch die Flucht gerettet hatte, starben durch das Rad: man glaubte sich in die Zeit der rohesten Barbarei zurückversetzt.

Die unwürdige Leidenschaftlichkeit und die empörende Formlosigkeit, mit denen der Prozeß betrieben wurde, sind in Verbindung mit seiner ängstlichen Geheimhaltung und dem vom König erlassenen schmachvollen Verbote seiner Revidirung die besten Beweise für die Schuldlosigkeit der Angeklagten. Nur so viel erfuhr die Welt, die vor Begierde brannte, der Wahrheit auf den Grund zu kommen: der König fuhr eben von einem vertrauten Besuche

bei der genannten Marquise im Wagen seines Kammerdieners Texeira zurück, als er von dem Gemahle und dem Schwager derselben angefallen wurde, die, im Glauben, es sei Texeira, an dem sie sich rächen wollten, auf ihn schossen, bis ihnen der Kutscher ihren Irrthum benahm, worauf sie die Flucht ergriffen. Das scheint wenigstens die glaubhafteste Deutung des Geheimnisses. Weniger wahrscheinlich ist die Annahme, der Marquis d'Aveiro, der damalige Mordomo mor, habe zwei Meuchelmörder gegen den König gedungen, weil ihm dieser eine projektirte Heiratsverbindung mit den Cadavals vereitelt und die reichen Commenden seiner Vorfahren entzogen habe. Vielleicht war das Ganze im Grund nichts weiter, als eine Intrigue Pombals, der sich an den stolzen Tavora's dafür rächen wollte, daß sie eine Verschwägerung mit seiner Familie unter ihrer Würde gehalten hatten, ein Projekt, das er nach jenem blutigen Vorspiel um so leichter durchsetzte. Wie dem sein möge, ob er selber das Ereigniß herbeiführte oder nicht: soviel bleibt gewiß, er verstand es trefflich auszunützen, um den Adel und die Jesuiten zu Boden zu schmettern, die zwei einzigen Gegner, die stark genug schienen, ihm den Weg zu seinem Ziel, der despotischen Centralisation der Regierungsgewalt zu versperren. Freilich war es ihm trotz aller Mühe nicht gelungen, irgend eine Spur von einer Mitschuld der Jesuiten an dem angeblichen Attentate an den Tag zu bringen; dafür aber wurde wie gesagt wenigstens das Gerücht in Umlauf gesetzt, dasselbe sei allerdings von ihnen ausgegangen und zwar namentlich von den Patern Joao Alexis de Souza, Joao de Matos und Gabriel Malagrida.

Der Ordensgeneral Lorenzo Ricci hatte dem Pabste Clemens XIII, der dem Orden geneigter schien als sein Vorgänger Benedict XIV, eine Schrift überreicht, worin er über die Unbilligkeit, mit der die Fehltritte Einzelner der ganzen Körperschaft zur Last gelegt würden, Beschwerde führt, sodann die Behauptung aufstellt, der König von Portugal sei durch einen böswilligen Widersacher des Ordens übel über den letztern berichtet worden; und endlich das Ansuchen stellt, man sollte die Visitation und die Reform der einzelnen Häuser ihm selber überlassen, „damit größeres Unheil verhütet werde". Dieser Beisatz wurde von den Gegnern der Jesuiten begierig aufgegriffen und so gedeutet, als enthalte er eine Drohung, deren Ausführung eben jenes später erfolgte Attentat sei, und sofort wurden jetzt die Residenzhäuser des Ordens öffentlich als giftige Pestpfützen be-

zeichnet, aus denen die unseligen Werkzeuge jenes Königsmordes hervorgegangen seien. Endlich war es so weit gekommen, daß der König bereits von der Anwendung der „äußersten Mittel“, d. h. von einer Vertreibung der Jesuiten aus seinen Landen sprach, und Pombal, der den den Letztern in den Mund gelegten Grundsatz „der Zweck heiligt das Mittel“ im ausgiebigsten Maße anzuwenden pflegte, erklärte die Jesuiten, denen man auf dem gesetzlichen Wege nichts anhaben konnte, durch einen Machtspruch für Verbrecher, und befahl, man solle nicht im gerichtlichen Weg, sondern aus staatsökonomischen Gründen und zugleich zum Schutze der Person des Königs und der öffentlichen Ruhe die Güter des Ordens mit Beschlag belegen, seine Angehörigen aber in sicheren Gewahrsam bringen, übrigens einem jeden derselben ein Taggeld von hundert Reis aussetzen.

Zugleich wurde eine Anklageschrift, auf unerlaubten Handelsbetrieb, auf tyrannisches Verfahren in Paraguay und auf die durch aufgefangene Briefe außer Zweifel gesetzte Mitschuld am versuchten Königsmord lautend, entworfen und dem Pabste übersendet. Auf Ansuchen des Fiscalprocurators gestattete dieser jetzt gegen jeden Geistlichen, gegen den der Verdacht jener Mitschuld vorliege, mit dem peinlichen Prozesse vorzugehen. Doch beschwor er zugleich den König in einem Privatschreiben, keine Todesurtheile fällen und überhaupt zwischen dem Orden und den Einzelnen, zwischen dem Körper und den angesteckten Gliedern wohl unterscheiden zu wollen. Er selber habe bereits, fügte er bei, den Kardinal Saldanha mit der Beseitigung der letztern und mit der Regeneration der Gesellschaft beauftragt.

Inzwischen war diese von allen Seiten mit Gift getränkten Schmähschriften überschüttet worden, deren Verfasser recht wohl wußten, daß man in den Zeiten der Parteileidenschaft nicht auf die Wahrheit hört, sondern auf den, der alle Andere zu überschreien weiß. Man entzog den Jesuiten ihre Schulen, um sie den Weltgeistlichen zu übergeben; und sorgte für neue Unterrichtsbücher, die man aus fremden Sprachen übersetzte und zum Theil selbst aus dem protestantischen Deutschland entlehnte. Endlich erschien am 3. September 1759 ein königlicher Befehl, der den Orden für immer aus sämmtlichen Ländern der portugiesischen Krone verbannte, so daß er innerhalb derselben als aufgehoben gelten sollte. Seine Besitzungen verfielen der Staatskasse, seine Mitglieder wurden, zweihundertachzig an der Zahl, als offenkundige Aufrührer,

„Verräther und Feinde des Staates", theils in den Kerker geworfen, den siebenunddreißig nicht mehr lebendig verließen, theils nach Civita vecchia und andern Städten Italiens transportirt, wohin sich hundertunddreißig Jesuiten unter den ergreifenden Klängen des Psalmes In exitu Israel de Aegypto einschifften. Aus Brasilien wurden nicht weniger als vierhundertvierundneunzig nach den Gefängnissen von Lissabon oder nach dem Kirchenstaat geführt. In derselben Weise verfuhr man mit den in Ostindien befindlichen Missionären.

Rom hatte geduldet, daß seinen treuesten, muthigsten Vorkämpfern ein tödtlicher Schlag beigebracht werde und doch waren es die einzigen, die seinen Hauptgegnern, den Philosophen, gewachsen waren. Es hatte sie fallen lassen, um zu zeigen, daß es sich auch ohne sie stark genug fühle. Je mehr es sich fürchtete, desto sorgfältiger verbarg es seine Furcht und desto mehr mäßigte es den Eifer seiner Vertheidiger. Auch die Beschimpfung, die ihm mit der ohne sein Vorwissen geschehenen Austreibung eines Ordens angethan worden war, ließ es sich gefallen. Das konnte nur zu neuen Angriffen ermuthigen. Pombal war durch seinen Sieg noch kühner, rücksichtsloser geworden: er schickte den Nuntius zurück, rief seinen Gesandten aus Rom ab und begann eigenmächtige Neuerungen auf dem kirchlichen Gebiete. Als der Bischof von Coimbra gegen die überhand nehmenden gottlosen Bücher einen Hirtenbrief erließ, ließ der Minister den letztern durch Henkershand verbrennen und den Verfasser in einen Thurmkerker werfen. Zu den siebenzig Staatsgefangenen, die bereits in den Gefängnissen schmachteten, kamen jetzt immer mehr neue, namentlich in Folge der auch die Hohen nicht verschonenden Thätigkeit des Specialgerichtshofs der Inconfidenza. *)

Besonders empörend ist die Art, wie Pombal und sein Blutgericht mit dem armen Pater Malagriba aus Como verfuhren. Dieser quietistische Schwärmer stand um seiner grotesken Traumgesichte willen beim Volke und bei den Infanten in der höchsten Achtung **).

---

*) Der Fürst Kaunitz und der Herzog von Choiseul machten sich oft über die ewige Jesuitenfurcht Pombals lustig: „Es scheint", meinte der Fürst, „dem guten Herrn reitet Jahr aus Jahr ein ein Jesuit auf der Nase."

**) In der „Lebensgeschichte der hl. Anna" z. B. erzählt er: „Schon im Mutterleibe weinte sie und mit ihr weinten aus Mitleiden die Cherubin und die Seraphin, die ihr Gesellschaft leisteten; damals schon that sie Ge-

Nur Pombal haßte den Jesuiten unversöhnlich, seit er in einem Schauspiel desselben sich selber in nicht allzu schmeichelhafter Weise gezeichnet gefunden, und dieser Haß machte sich nun bei der Gelegenheit des Attentats in der haarsträubendsten Weise Luft. Es half dem armen Visionär wenig, daß er sich als solcher im Augenblick der That im Gefängniß befand, daß er bereits dreiundsiebenzig Jahre alt war: er wurde zum Tod verurtheilt und mit seiner bemalten Bischofsmütze an der Spitze von zweiundfünfzig andern Schlachtopfern zum Scheiterhaufen geschickt. „Zum Uebermaß des Entsetzlichen gesellte sich das Uebermaß des Lächerlichen.“ (Voltaire.)

Der erste Streich gegen den Orden war also in Portugal gefallen; aber ausgegangen war er wohl nicht von hier, sondern von jenem Lande, wo sich die unermüdlichen Agitatoren der öffentlichen Meinung befanden, wo eine dem Orden von Haus aus feindlich gesinnte Regierung herrschte.

Der Kardinal Fleury hatte Ludwig XV gesagt, daß die Jesuiten schlimme Gebieter seien, daß sie aber als Werkzeuge vortreffliche Dienste leisten würden. Von seiner Geliebten aber, der Pompadour, und von seinem Minister, dem Herzog von Choiseul, der als begeisterter Schüler der Encyclopädisten dem Orden gram war, konnte der König oft genug hören, daß die Kirche fünfzehn Jahrhunderte lang ohne die Jesuiten ausgekommen sei und daß sie also wohl auch künftighin ohne dieselben bestehen könnte; daß diese Männer die Feinde der Könige seien und den Tyrannenmord erlauben; daß sie durch ihre Ränke den Dauphin vor der Zeit auf den Thron zu erheben trachten. Des ewigen Zuredens müde, befahl der König, dem es mehr um seine Ruhe als um die Wahrheit zu thun war, die Statuten des Ordens einer Prüfung zu unterziehen, um sich zu überzeugen, ob sie nichts gegen die Sittlichkeit, die Religion oder den Staat Verstoßendes enthalten. Der Vorsitzende der Prüfungskommission, Jacques de Flesselles, war dafür, man sollte dem Staate eine so nützliche Körperschaft erhalten, jedoch dieselbe derart um-

---

lübde ɔc.“ In der „Abhandlung über das Leben und das Reich des Antichrists“ behauptet er, nach der ihm gewordenen Offenbarung würden drei Antichriste kommen, Vater, Sohn und Enkel; der letztere würde 1920 in Mailand zur Welt kommen als Sprößling eines Mönches und einer Klosterfrau; seine würdige Gemahlin würde die Höllenfurie Proserpina sein“ u. s. w.

gestalten, daß sie nichts Gefahrdrohendes mehr an sich haben, so sollte namentlich ihr General verhalten werden, für Frankreich einen eigenen Vikar zu bestellen, der seinen Sitz im Lande habe und dem alle daselbst befindlichen Ordensmitglieder ausschließlich und in letzter Instanz untergeben sein sollten.

Als der Dauphin von diesen Umtrieben Kunde erhielt, nahm er die Verfolgten unter seinen Schutz. Allein dadurch machte er ihre Stellung nur noch schwieriger. Er selber war gleichfalls eine Zielscheibe des Spottes für die hohe Gesellschaft, deren sittenloses Leben er nicht nachahmte, und Ludwig XV haßte ihn geradezu als lästigen Sittenrichter. Die Marquise von Pompadour aber fürchtete, er warte im Einverständniß mit der Königin und den Jesuiten nur den Augenblick ab, wo sich der König in einer Anwandlung von Willensschwäche oder Einsicht auf den bessern Weg leiten lasse. Darum arbeitete sie jetzt mit verdoppeltem Eifer an der Vernichtung des Ordens, in dessen Beichtvätern sie ihre gefährlichsten Feinde sah, das letzte Band, das den König noch mit seiner Familie zusammenhielt. Zudem wollte sie sich um die Philosophen verdient machen, die sie jetzt schon schmeichelnd mit jener Agnes Sorel verglichen, deren kriegerische Rathschläge Frankreich von den Engländern befreiten.

Choiseul und den Philosophen, deren Schriften von ganz Europa um so gieriger verschlungen wurden, je mehr sie den Reiz einer verbotenen Frucht hatten, kam dieser Haß eines ränkevollen Weibes trefflich zu Statten. Auch sie waren nichts weniger als müßig. Während sie auf der einen Seite den Gegnern einen schlechten Geschmack in der Literatur vorwarfen, ereiferten sie sich auf der andern zugleich gegen den geschäftlichen Unternehmungsgeist derselben, — ein lächerlicher Vorwurf im Munde von Leuten, die dabei nicht müde wurden, über das müßiggängerische Leben der Mönche zu schmähen. Zuletzt verbreitete man gar die Meinung, der Orden habe es auf die Gründung eines Weltreiches abgesehen, zu dem die Missionen in Paraguay die erste Grundlage bilden sollten — ein Unsinn, den man eben nur dem Jahrhundert der kritischen „Analyse", der „Aufklärung" bieten durfte.

Durch alles dieses war die gegenseitige Erbitterung bereits so hoch gestiegen, daß eine Verständigung kaum mehr zu hoffen war. Das Parlament mißbilligte zwar die Art, wie man gegen den gemeinsamen Gegner vorging, aber nicht aus Rechtsgefühl, sondern aus Aerger darüber, daß man sein eifersüchtig gewahrtes Vorrecht überall mit diktatorischer Machtvollkommenheit voranzu-

gehen außer Auge gelassen hatte. Um diese jetzt geltend zu machen, spielte es wieder die Rolle des Theologen, für die es, seit es einst als Beschützer der Jansenisten aufgetreten, eine so leidenschaftliche Vorliebe hegte: es erklärte jede Bulle, jedes Breve, wodurch der Papst dem Orden irgend ein Privilegium ertheilt habe oder ertheilen würde, kurzweg für rechtswidrig uud ungültig. Die Verfassung des letztern selber aber erklärte es für einen direkten Widerspruch gegen die Autorität der Kirche, der Concilien, des päpstlichen Stuhls, der geistlichen und der weltlichen Behörden, da sie dem General die Befugniß ertheile, Verordnungen zu erlassen, die keiner Bestätigung durch den Papst bedürften, und da sie die Mitglieder verpflichte, dem erstern so gut wie Christus selber zu gehorchen. Somit sei dem General eine wahrhaft monarchische Gewalt eingeräumt, die alle von der gesellschaftlichen Ordnung geforderten Grenzen überschreite, sofern sie neben den Rechten gegenüber der Gesellschaft nicht auch zugleich die entsprechenden Verpflichtungen in sich schließe.

Inzwischen hatte der Generalprokurator Louis de la Chalotais dem Parlament zu Rennes zwei Rechenschaftsberichte über die von ihm geprüfte Verfassung des Ordens vorgelegt. Es waren Meisterwerke der gerichtlichen Beredtsamkeit, die aber zugleich die leidenschaftlichste Parteiname verriethen. Etwas mehr Zurückhaltung beobachtete die übrigens nicht minder kraftvoll gehaltene Schrift, worin der Generaladvokat de Monclair das Ergebniß seiner Untersuchung über die Lehren der Jesuiten bekannt machte. Er findet in letztern eine Mischung von Despotismus und knechtischer Kriecherei. In demselben Sinne sprachen sich auch die übrigen Generalprokuratoren aus, die sich alle um die Wette bemühten, das Ansehen des Ordens zu vernichten. Das Parlament in Paris ließ einen in achtzehn Abschnitte zerfallenden Extrait des assertions dangereuses et pernicieuses enseignées et soutenues par les soi-disant jésuites“ drucken, eine Schrift, die durch ihre Anerkennung von Seiten der Mauriner noch mehr praktische Bedeutung bekam. Zugleich ließ es die mit Zustimmung des Ordens gedruckten Schriften von achtzehn Jesuiten*) als aufrührerisch und gegen Staatswohl und Sittlichkeit verstoßend durch Henkershand verbrennen. Endlich erschien noch eine Bekanntmachung,

*) Z. B. Bellarmin, Molina, Salmeron, Vasquez, Suarez, Lessius, Escobar, Busenbaum, Colonia, Lacroix, Jouvency und Horazio Torsellini mit seinem „Geschichtsabriß“.

die den Staatsangehörigen den Eintritt in den Orden, sowie den Besuch seiner Schulen, Noviziate und Missionen streng untersagte und den Jesuiten die Ablegung des allen andern Geistlichen auferlegten Eides nebst der Anerkennung der gallikanischen Freiheiten und der vier Artikel vorschrieb.

Vergebens baten die von Ludwig XV zur Prüfung des Gegenstandes zusammengerufenen fünfundvierzig Bischöfe und Kardinäle mit einer einzigen Ausnahme einstimmig, man möge doch eine Gesellschaft, die der Kirche und dem Erziehungswesen so viel nütze, die durch das Vertrauen des Königs und des Volkes geehrt werde, bestehen lassen (1762). Ohne sich um ihr Gutachten zu kümmern, und ohne die Jesuiten vorher zu hören, überhäufte das Parlament die letztern mit Schmähungen darüber, daß sie sich an ein veraltetes, verdammenswerthes Institut so zäh anklammerten, sie, die man unter der gegentheiligen Beschuldigung, daß sie von der alten reinen Tendenz ihres Ordens abgewichen seien, aus Portugal vertrieben hatte! Zugleich wurde ihnen das Tragen ihres Ordenskleides, der briefliche Verkehr mit ihrem General, die Ausübung der geistlichen Funktionen auf so lange untersagt, bis sie den obengenannten Eid leisten und sich verpflichten würden, die unsittlichen Grundsätze ihres Ordens zu bekämpfen.

Keinen Augenblick schwankten die Bedrängten in ihrer still ergebenen, aber unerschütterlichen Haltung. Unter Viertausend ließen sich nur fünf zum Eide herbei. Der Erzbischof von Paris, de Beaumont, konnte nicht umhin, jene Pflichttreue in einem Hirtenbriefe lobend anzuerkennen, allein das Parlament, das hierin eine Mißbilligung seines ungesetzlichen Vorgehens erkennen mußte, ließ das Schreiben durch den Henker verbrennen und bewog den König, den Verfasser desselben auf 50 Meilen von der Hauptstadt zu verbannen. Endlich erfolgte der entscheidende Schlag: der König, den der staatskluge Zuspruch Choiseuls und die Ränke der Pompadour nicht zur Besinnung und Ruhe kommen ließen, hob den Orden innerhalb der französischen Grenzen unwiderruflich auf (1764). „Die Parlamente," sagt Voltaire, „unterdrückten den Orden auf Grund einiger in den Statuten getroffener Bestimmungen, die der König nur umzuändern brauchte und einiger Grundsätze, die allerdings schlimm genug lauteten, die aber größtentheils von ausländischen Jesuiten ausgesprochen, von den französischen dagegen zurückgewiesen worden waren. Aber so ist es immer; wo etwas Großes im Werke ist, wie hier, zeigt man immer nur den Vorwand, während die wahre Ursache

geheim gehalten wird. Den Vorwand zur Bestrafung der Jesuiten mußte das Gefährliche ihrer schlechten Bücher abgeben, die Niemand las; die Ursache aber war ihr Einfluß, den sie mißbrauchten.

Die Vertriebenen wandten sich zunächst nach Korsika, das ihnen die Republik Genua als Zufluchtsort zur Verfügung gestellt hatte. Als aber die Franzosen die Insel besetzten, um dem ewigen Bürgerkrieg daselbst ein Ende zu machen, lud man die Unglücklichen eng gepreßt auf Schiffe und schickte sie in der erstickendsten Hitze nach Genua.

Nun kam die Reihe an Spanien. Am Vorabend vor dem Palmsonntag des Jahres 1766 entstand in Madrid ein Straßenauflauf: das Volk verlangte wohlfeilere Lebensmittel, Entfernung des verhaßten Italieners de Squillace aus dem Ministerium, und Abstellung verschiedener anderer Beschwerden. Vergebens suchten der König und die Gesandten die Gemüther zu beruhigen; auch das Militär vermochte die Ruhe nicht herzustellen. Da warfen sich die Jesuiten unter die Menge und nicht lange stand es an, waren die Meuterer beschwichtigt und zerstreuten sie sich unter dem Rufe: „Es leben die Jesuiten!“ Choiseul vernahm es und frohlockte. Mehr brauchte er nicht, um dem spanischen Könige durch Mittelspersonen die Meinung beizubringen, Niemand anders als die Jesuiten hätten jenen Aufstand angestiftet. Man haßte und fürchtete sie mehr als je. Der religiöse, hellsehende König Karl III hatte sie zwar seines Schutzes versichert, allein sein Minister, der Graf d'Aranda, ein Schüler der französischen Philosophen, wußte ihn so geschickt zu bearbeiten, bis er am Ende wirklich glaubte, sein Leben sei durch ihre Umtriebe in Gefahr*). Darauf übergab man ihm einen angeblich von Pater Ricci geschriebenen Brief, den Choiseul selber zu diesem Zwecke verfaßt haben soll: der Schreiber versichert darin, er besitze hinreichende Beweisurkunden dafür, daß König Karl die

*) „Der Graf d'Aranda ist der einzige Spanier der Gegenwart, dessen Andenken auf die Nachwelt zu kommen verdient. Er war es, der auf den Gedanken kam, die Namen Luther, Calvin, Mahomet, William Penn und Jesus Christus zusammen auf die Giebelfronte aller Tempel zu schreiben, sie in Einem Schilde zu vereinigen. . . . Er war es, der den Vorschlag machte, die Kleider der Madonnen und der andern Heiligenbilder zu verkaufen, die Krucifixe, die Kirchenleuchter, die Kelchpatenen u. s. w. in Seehäfen, Herbergen und Heerstraßen zu verwandeln.“ De Langle, Reise in Spanien 1785, t. 1, p. 127.

Frucht eines ehebrecherischen Umgangs sei. Das war hinreichend. Es wurde eine geheime Untersuchung eingeleitet, und nach ihrer Beendigung erhielten sämmtliche Alcaden in Spanien sorgfältig versiegelte Schreiben, die sie unter Todesstrafe nicht bälder öffnen durften, als an einem bestimmten Tag zu einer und derselben Stunde. Die Schreiben enthielten den Befehl zur Austreibung der Jesuiten aus dem Lande. So wurden ihrer denn in Einem Augenblick nicht weniger als sechstausend verhaftet — hochbetagte Greise, harmlose Jünglinge, verdiente Gelehrte, Kranke, Angehörige der höchsten Familien, Alle mit einander ohne Unterschied. Das gesammte Vermögen wurde mit Beschlag belegt, nur sein Brevier, einen Sack und die unentbehrlichsten Gegenstände des täglichen Gebrauches ließ man Jedem, als man die ganze Schaar in die untern Räume der Schiffe verpackte, die sie nach Civitavecchia führen sollten. Der Papst weigerte sich, die Fremden aufzunehmen, die man ihm mit so roher Mißachtung aller Rechtsformen, sogar ohne vorgängige Ankündigung in sein Land geworfen hatte. Auch Genua und Livorno verschlossen sich den Unglücklichen, die noch volle sechs Monate obdachlos herumirren mußten, bis sie zuletzt an die Küste von Korsika verschlagen wurden, wo sie eine förmliche Hungersnoth und überhaupt jede Art von Entbehrung zu erdulden hatten. Endlich willigte der Papst in ihre Aufnahme, unter der Bedingung, daß Spanien zu ihrem Unterhalte einen unbedeutenden Beitrag zahle. Das gleiche Schicksal wie diese Heimathlosen erfuhren ihre Genossen in Amerika, Afrika und Asien.

Bald nach der faktischen Vertreibung der Jesuiten erschien eine Pragmatik mit der Erklärung, der König sehe sich durch die Rücksicht auf das Wohl des Staates und andere Gründe, die er in seinem erhabenen Herzen verschlossen halte, sowie in Folge einer auf seine Ermordung und die Zerstückelung des Reiches gerichteten Verschwörung bewogen, die Jesuiten des Landes zu verweisen und ihre Güter einzuziehen. Zugleich wurden die andern Orden für ihr passives Verhalten in staatlichen Angelegenheiten belobt und wurden den Ausgewiesenen die nöthigen Subsistenzmittel zugesichert. Die Priester sollen je hundert, die Laienbrüder je neunzig Piaster erhalten, während die Novizen leer ausgingen. Dabei wurde aber die merkwürdige Klausel beigefügt: wenn jemals eine dieser königlichen Entschließung irgendwie entgegentretende Vertheidigungsschrift für den Orden erscheinen sollte, so würde damit die gesammte Gesellschaft allen und jeden Anspruch

auf den Gnadengehalt verlieren; denn da es den Unterthanen nicht zustehen könne, die Absichten des Herrschers zu beurtheilen oder zu deuten, so würde jedes Wort für oder gegen die Verordnung eine Majestätsverletzung involviren*). Als Karl das Actenstück unterzeichnet hatte, rief er aus: „Ich habe ein Königreich erobert."

Auf das schmerzlichste berührt von diesen Vorgängen, schrieb der Papst dem Könige einen Brief mit dem wehmüthigen Vorwurf: „Auch du, mein Sohn?" Er zählte ihm die Verdienste des Ordens auf, der dem Dienste Gottes und der Menschheit so ergeben sei, und rief Gott und Menschen zu Zeugen an, wie die Gesellschaft, wenn auch dieses oder jenes ihrer einzelnen Mitglieder die Ruhe seines Staates gestört haben sollte, nicht nur in ihrem Wesen und Geiste durch und durch unschuldig und harmlos, sondern in ihren Zwecken, Gesetzen und Grundsätzen wahrhaft christlich, fromm und segensreich sei. Er beschwört ihn darum bei seinem Seelenheile, den Ausweisungsbeschluß zu widerrufen oder zu suspendiren, bis eine unparteiische Untersuchung Recht und Wahrheit an den Tag gebracht habe. Es war umsonst.

Jetzt schloß auch der König von Neapel, der den aus Madrid kommenden Aufforderungen und dem Drängen Tanucci's ein williges Ohr lieh, den Orden aus dem Gebiete beider Sizilien aus, „kraft der ihm unmittelbar von Gott verliehenen, von der göttlichen Allmacht untrennbar mit der Souveränität verbundenen allerhöchsten, unbedingten Machtvollkommenheit." Die Jesuiten wurden mitten in der Nacht aus ihren Zellen geholt, aus denen sie nur das Kleid, das sie auf dem Leibe trugen, mitnehmen durften, und nach dem nächsten besten Seehafen getrieben, um eingeschifft zu werden.

Parma folgte dem Beispiele, und die sämmtlichen bourbonischen Dynastien vereinigten sich jetzt zu dem einstimmigen Verlangen nach förmlicher Aufhebung des Ordens.

Hätte der letztere einen andern General an der Spitze gehabt und hätte er jene Schmiegsamkeit, die man ihm vorwarf, wirklich besessen, so hätte er sich durch eine zeitgemäße Umwandlung noch retten können. Allein Ricci sah in Allem, mochte kommen was da wollte, immer nur das erlittene Unrecht und so stand er da mit seinem unbeugsamen Wahlspruch: „aut sint, ut sunt, aut non sint," wie der Schiffskapitän, der entweder die ganze Ladung

---

*) S. Art. XVI.

retten oder mit ihr zu Grunde gehen will. Aber auch dem Papste mußte der Orden theuer sein. Eben so gut — meinte d'Alembert, hätte man dem König von Preußen zumuthen können, er solle seine Grenadiere opfern, als dem Papste, er solle den Jesuitenorden aufheben. Stellte er nicht die tüchtigsten Kämpfer für die Rechte des Papstthums? Waren seine Missionäre nicht unermüdlich thätig, in Chili, Paraguai, China, die Verluste hereinzubringen, die die Kirche anderswo durch Irrlehren und Spaltungen erlitten? Und war der Orden nicht durch die Kirchenversammlung zu Trient und durch die früheren Päpste ausdrücklich bestätigt? Auf diesen Umstand berief sich denn auch der Papst, als er sie durch die Bulle Apostolicum neuerdings bestätigte (1765). Doch alle seine Proteste und Sendschreiben waren vergeblich: er hatte Niemand, auf den er sich hätte stützen können. Die Fürsten aber erhoben inzwischen von allen Seiten Ansprüche gegen den heiligen Stuhl, dem sie verschiedene Gerechtsame und Gebietstheile entrissen. Schon sprach man davon, man solle Rom blokiren, um einen Volksaufstand gegen den Papst zu bewirken, als das einzige Mittel, ihn zur Aufhebung des Ordens zu zwingen*).

So mißlich stand es mit der Kirche, als Clemens XIII starb, der letzte Papst, der an seine großen Vorgänger im Mittelalter erinnerte, der, früher ein einfacher Kaufmann zu Venedig, dem Nachkommen des heiligen Ludwig die Stirne zu bieten wagte. Alles kam jetzt auf das Ergebniß des Conclave an: von ihm hatten die Jesuiten die Entscheidung über Leben oder Tod zu erwarten; hatten sie jemals jenen allmächtigen Einfluß, den man ihnen zuschrieb, und gab es je eine sogenannte „italienische List," so war es jetzt für sie an der Zeit, beide nach Kräften zu verwenden. Die Wahl zog sich außerordentlich in die Länge, denn alle Welt mischte sich darein, die sämmtlichen Kabinete und die Hofcardinäle mit ihren Umtrieben; die Gesandten mit ihren Drohungen; der Kaiser Joseph mit seiner stolzen Verachtung gegen die Kirche, mit seinem Hohne gegen die Päpste, die Jesuiten und die Könige; die bourbonischen Höfe, die mehr als dreißig mißliebige Candidaten von der Wahlliste strichen.

Endlich entschied sich die Wahl für den Cardinal Lorenzo Ganganelli aus Sanct-Arcangelo bei Rimini, der den Namen Clemens XIV annahm (1769). Er war ein ehrenhafter Charak-

---

*) S. den Bericht des Marquis d'Aubeterre an Choiseul, vom 30. Nov. 1768, bei S. Priest p. 82.

ter, einfach und gerade bei allem Ehrgeiz; allein, sanft und verträglich wie er war, begriff er nicht, daß eine moralische Macht wie das Papstthum die öffentliche Meinung leiten müsse, statt sich umgekehrt derselben zu unterwerfen, und so hielt er es denn für das Gerathenste, nachzugeben, da der Kirche die Widerstandsfähigkeit von ehedem abhanden gekommen. Sah er doch die katholische Welt bereits auch von jenem Geiste der Irreligiosität angesteckt, der ringsum Thron und Altar bedrohte, während die verblendeten Fürsten gleichwohl gemeinschaftliche Sache mit demselben machten, dadurch, daß sie die Rechte des heiligen Stuhles anfochten, und mit dem Gedanken umgingen, jedem Lande seinen eigenen unabhängigen Patriarchen, also seine getrennte Nationalkirche zu geben. Um so fester baute er dafür auf die bekannte Verheißung Christi*), und so wähnte er keine Gefahr dabei, wenn er den Fürsten gestatte, die Bande, die ihre Völker mit Rom verknüpften, immer mehr und mehr zu lockern. Ja, man behauptete sogar, freilich im Widerspruch mit den authentischen Acten des Conclave, er habe sich durch einen schriftlichen Revers zur Aufhebung des Jesuitenordens verpflichtet, und selbst eine Verlegung des päpstlichen Sitzes nach Avignon in Aussicht gestellt**). Soviel wenigstens ist gewiß: kaum war er Papst geworden, als er auch schon das von seinem Vorgänger an Parma

---

*) Voll dieses Vertrauens schrieb er einem Freunde: „Der heilige Stuhl wird nicht untergehen, denn er ist die Grundlage und der Mittelpunkt der Einheit; aber das allerdings wird den Päpsten wieder entrissen werden, was man ihnen gegeben hat."

) Man sehe die Urkunde bei S. Priest, dessen Schrift **„de la déstruction des Jesuits" zwar den ganzen Grimm eines Encyklopädisten athmet, aber doch ziemlich zuverlässig und gehaltvoll ist. Eine nähere Bekanntschaft mit den leidenschaftlichsten Parteischriften jener Zeit, unter denen wir nur die rein declamatorischen bei Seite ließen, hat uns gezeigt, wie nothwendig es ist, mit genauer Prüfung auf die Thatsachen selber einzugehen, mögen sie berichtet werden, von wem sie wollen. Parteischriften sind das Werk von Cretineau Joly, für die Jesuiten, und das demselben entgegengesetzte Buch „Leben Clemens XIV" von Theiner, der den Papst wegen der Aufhebung des Ordens nicht nur entschuldigt, sondern sogar belobt, indem er zu beweisen versucht, daß diese Maßregel zwar hart, aber unvermeidlich gewesen sei, und daß sich der Papst nur mit der festen Ueberzeugung von ihrer Ersprießlichkeit für die Kirche dazu entschlossen habe. Vortrefflich und unparteiisch gehalten ist das Werk Riffel's, die Aufhebung der Gesellschaft Jesu. Vgl. auch Dr. Brühl, Geschichte der Gesellschaft Jesu. Politisch-literarische Darstellung. Würzburg 1846.

erlassene Monitorium wieder zurücknahm, und den aus Portugal abberufenen Nuntius auf seinen Posten zurücksandte.

Das genügte aber den Bourbonen noch nicht. — Sie hatten freilich, jeder für sich, die Jesuiten aus ihren Staaten vertrieben, aber sie hatten es im Widerspruch mit Rom gethan, und dieser offenkundige Zwiespalt zwischen der weltlichen Macht und der kirchlichen Autorität war ihnen aus mehr als einem Grunde unangenehm. Dazu war der Triumph über die Gegner noch keineswegs gesichert: wer bürgte ihnen dafür, daß der letztere nicht beim nächsten besten Minister= oder Mätressenwechsel zurückkehre, seinerseits triumphirend und mit dem ganzen Grolle des Gekränkten? Vor dieser Gefahr wollten sie sich sichern, und so drangen denn Frankreich, Spanien und Neapel gemeinschaftlich darauf, der Papst solle den Orden für aufgehoben erklären, und dessen General Ricci nebst seinem Beschützer, den Cardinal Torrigiani den Mächten preisgegeben. Um diesen Verlangen Nachdruck zu geben, ließ Tanucci, ein persönlicher Feind des neuen Papstes, die marmornen Bildsäulen, die den farnesischen Palast seit einem Jahrhundert zierten, aus diesem fortnehmen und nach Neapel bringen, während der Großherzog von Toscana in ähnlicher Weise den mediceischen Palast plündern ließ. Beide Handlungen waren an sich schon und vollends in ihrer beschimpfenden Form geeignet, das italienische Volk mit seinem warmen Kunstsinn auf das Tiefste zu verletzen. Damit nicht zufrieden, weigerte man sich in Madrid, den Nuntius zu empfangen, und besetzte man Avignon,*) Benevent und Pontecorvo mit der Erklärung, man werde sie erst zurückgeben, wenn der

---

*) Schon damals begann die tolle Raublust der Philosophen auch die Könige anzustecken, bei denen dann wieder die Völker in die Schule gingen. So schrieb Voltaire an Friedrich II (8. Juli 1770): „Wollte Gott, daß Ganganelli an Ihren Gränzen eine schöne Besitzung hätte, und daß sie nicht so weit von Loreto weg wäre: Es ist eine wahre Lust diese Hanswürste, diese Bullenfabricanten zum Besten zu haben! Ich habe meinen Spaß dabei, wenn ich sie lächerlich machen kann." In seiner Antwort darauf, zeigte sich Friedrich hierin philosophischer als der Philosoph selber (17. Juli): „Läge auch Loreto gleich neben meinem Weinberg, würde ich doch nicht einmal die Hand darnach ausstrecken. Seine Schätze mögen einen Madrini, einen Conflans, einen Turpini und ihres Gleichen verführen. Nicht als ob ich die von der Dummheit dargebrachten Gaben besonders in Ehren hielte: aber man muß die Gegenstände der allgemeinen Verehrung respectiren, man muß kein Aergerniß geben. Wenn einer auch meint, er sei gescheidter als

Papst einmal aufhören werde, zu laviren. Man gab sich sogar den Anschein, als wolle man noch weiter gehen, während man andererseits den Papst wissen ließ, er sei von den Dolchen und dem Gifte der Jesuiten umgeben, ganz wie sein Vorgänger, der nach der Sage an dem von den Philosophen erhaltenen Gifte gestorben sein sollte. Um dieser Gefahr und zugleich dem Besuche der Gesandten auszuweichen, ließ Clemens XIV sich für krank ausgeben, aß er nur die allereinfachsten, von einem Mönche bereiteten Speisen, und lebte er ohne Freunde und Rathgeber, ganz für sich. Uebrigens war dieser milde, wohlwollende Papst, den Gott nun einmal nicht für so gewaltige Stürme geschaffen*), gern bereit zu Unterhandlungen, durch die er wenigstens Zeit gewinnen konnte. So versprach er dem Pater Ricci keinen Nachfolger zu geben, keine Aufnahme von Novizen zu gestatten, und endlich eine Kirchenversammlung zu berufen, sobald alle Souveräne damit einverstanden seien. Er unterhandelte bereits über die Verlegung des heiligen Stuhles nach Avignon, und bat zuletzt die unerbittlichen Minister förmlich um Geduld und Erbarmen, indem er auf seinen vom Kasteien entkräfteten Körper hinwies. Indeß billigte er die von Seiten der drei Höfe geschehenen Schritte und verfuhr er seiner Seits gegen die Jesuiten mit außerordentlicher Strenge: er hob einige ihrer Collegiate auf, schickte ihnen Visitatoren auf den Hals, gestattete ihren Gläubigern, ihnen ihren Hausrath zu verkaufen, überbürdete sie mit Abgaben, und drückte sie überhaupt mit Finanzmaßregeln, die ihm selber in der innersten Seele zuwider waren, zu Boden. Darauf bat er die bourbonischen Höfe, ihm die Gründe für die verlangte Aufhebung des Ordens mitzutheilen, um diese motiviren zu können. Wirklich ließ sie Karl III aufsetzen, doch Choiseul verweigerte sie, da das Zaudern des Papstes doch nur Ziererei und Maske sei, und ließ ihm statt dessen kurzweg sagen, jeder von den betreffenden Souveränen habe die Gründe bereits in seinem Aufhebungsdekret bekannt gemacht, und da die Könige dem Papste keine Rechenschaft über ihr Verfahren schuldig seien, und ihn nicht zu ihrem Richter bestellt hätten, so müsse ihm dieß genügen.

---

die Andern, soll so er doch ihre Vorurtheile nicht vor den Kopf stoßen, sondern mit ihrer Schwäche Mitleid haben. Es wäre zu wünschen, daß die vermeintlichen Philosophen unserer Zeit eben so dächten."

*) S. Priest, p. 137.

Der in die Enge getriebene Papst beauftragte nunmehr Morefoschi, das Breve aufzusetzen, das die Aufhebung des Ordens aussprechen sollte; doch als es ihm vorgelegt wurde, fand er es mehr im Geist der Curie, als in dem des Papstthums abgefaßt, und meinte, es sollte in seiner Form mehr der Würde des Priesterthums entsprechen. Da drangen die Höfe abermals in ihn, seinem Zögern einmal ein Ende zu machen; er verzweifelte, weinte, sprach vom Abdanken, und meinte darin die Hand Gottes zu erkennen, als die Höfe von Petersburg, London und Berlin, also ein griechischer und ein anglicanischer Papst und ein gekrönter Atheist, bei ihm Fürsprache einlegten für einen Orden, den der „allerchristlichste König," die „katholische Majestät" und der „Allergetreueste" zu Boden getreten.

Doch eben das war für Spanien, d. h. für das Ministerium Aranda nur ein Grund mehr, den Papst durch die Vermittlung des Gesandten Florida Bianca um so rascher zu dem bewußten Ziele hinzutreiben, ohne Rücksicht auf seine Krankheit, die man offen für eine Kriegslist erklärte. Als man ihm für seine Einwilligung die sofortige Rückgabe von Benevent und Avignon versprach,*) erwiderte er: „ein Papst lenkt die Seelen,

*) Nach einem von Artaud im „Leben Leos XII" (Cap. 50) veröffentlichten Briefe Choiseul's an den Kardinal Bernis vom 26. Juni 1769 scheint Karl III derjenige gewesen zu sein, der die Sache am eifrigsten betrieb, während der Papst Alles aufbot, um sie in die Länge zu ziehen. So heißt es in jenem Briefe unter Anderm: „Sie haben ohne Zweifel begriffen, daß ich zu diesem Schritte gezwungen war, nicht bloß durch die Rücksicht, die der König von Frankreich seinem königlichen Vetter (Karl III) in dieser Jesuiten-Angelegenheit schuldet; sie ist, von andern Umständen abgesehen, schon darum sehr ernst zu nehmen, weil der König von Spanien den Orden noch weit mehr haßt, als der Herr von Oeyras (Pombal) —; sondern auch durch die Rücksicht auf Eure Eminenz, der ich dadurch eine Masse von Streitigkeiten und Umtrieben erspart habe, mit denen wir gar nicht fertig geworden wären, da man in Spanien gewisse Vorurtheile nur schwer aufgibt, falls man sie nicht gleich mit der Wurzel ausrottet.

„Mit dem König von Neapel glaube ich, daß der Papst entweder schwach oder falsch ist: schwach, wenn er noch schwankt das auszuführen, was ihm sein Geist, sein Herz, sein Versprechen als Pflicht auferlegen; falsch, wenn er die Fürsten mit trügerischen Hoffnungen hinzuhalten sucht. In beiden Fällen ist eine Rücksichtsnahme auf ihn gleich wenig am Platze; es würde uns zu nichts führen, wollten wir ihn schonen: ist er schwach, so wird er es nur noch mehr, wenn er sieht, daß er von uns nichts zu fürchten hat; ist er falsch, so wäre es lächerlich von uns, wollten wir in ihm die Hoffnung aufkommen lassen, er könne uns mit

aber treibt keinen Handel damit.“ Auch Maria Theresia verließ ihn in seiner Noth; auf seinen Hilferuf entgegnete sie, es handle sich hier um eine Staats-, nicht um eine Religionsangelegenheit. Zugleich verbot sie dem Erzbischof von Mailand und überhaupt ihrem gesammten Episcopat, die Bulle In coena Domini zu veröffentlichen, und suchte sie das gespannte Verhältniß,

---

seinen Ränken meistern, und das würden wir thun, wenn wir abwarten wollten, bis er von allen katholischen Fürsten ihre Zustimmung zur Aufhebung des Jesuitenordens eingeholt habe. Sie wissen, wie viel Zeitverlust und Schwierigkeiten damit verbunden wären. Der Wienerhof wird die Zustimmung nur unter Vorbehalten und günstigen Bedingungen geben; vom deutschen Reiche wird sie nur mit Mühe zu erlangen sein; Polen wird sie auf Anstiften Rußlands, das uns gerne einen schlimmen Streich spielen möchte, verweigern; Preußen und Sardinien werden dasselbe thun, ich kenne sie nur zu gut. So wird also der Papst niemals dahin kommen, daß er die Einwilligung sämmtlicher Fürsten in Händen hat, und wenn er uns darum die letztere als Bedingung für die bewußte Maßregel hinstellt, so behandelt er uns wie Schulknaben, die die Menschheit, die Staatsgeschäfte und die Höfe nicht kennen. Fügt aber der heilige Vater vollends hinzu, daß zu der Einwilligung der Fürsten auch noch die der Geistlichkeit kommen müsse, so treibt er offen Spott mit uns. Letztere könnte in der gesetzlichen Form nur von einer Kirchenversammlung ausgehen, und eine solche kann ohne den Willen der Fürsten oder des Papstes in keinem katholischen Lande berufen werden.

„Nur den Regenten des bourbonischen Hauses steht es also zu, bei dem Papste die Aufhebung eines gegen sie so feindselig gesinnten Mönchsordens zu betreiben, und nur um ihretwillen muß sich der heilige Vater zu dieser Gefälligkeit entschließen. Ist er Willens, den Königen von Frankreich und von Spanien diesen Dienst nur in soweit zu erweisen, als er dadurch nicht andere Fürsten vor den Kopf stoßt, so soll er wenigstens in seinem Staate dasselbe thun, was man in Frankreich und Spanien gethan — er soll den Jesuitenorden in seinem weltlichen Gebiet aufheben, und zugleich eine Bulle erlassen mit der Erklärung, daß jene Fürsten, die noch Jesuiten haben wollten, befugt sein sollten, sie als besondere Congregationen zu behalten, deren Vorstände in den betreffenden Staaten ihren Sitz haben sollten.

„Alle Welt weiß, daß die Könige von Frankreich, von Spanien und Neapel in offenem Kriege mit den Jesuiten und deren Anhängern stehen. Werden sie unterdrückt werden oder nicht? Werden die Könige siegen oder die Jesuiten? Das ist die große Frage, die gegenwärtig alle Kabinete beschäftigt und allarmirt, die bei allen katholischen Höfen so viele Intriguen und Verlegenheiten verursacht. Die Wahrheit zu gestehen, man kann das Schauspiel nicht ansehen, ohne das Unwürdige zu fühlen, das für uns darin liegt. Wäre ich Gesandter zu Rom, würde ich mich schämen, müßte ich in einem Pater Ricci den Gegner meines Gebieters sehen.“

in das sie hiedurch mit Rom gerieth, zur Erwerbung Piacenza's zu benützen. Zuletzt trat auch sie, nicht ohne Einflußnahme ihres Sohnes Joseph II*), dem Verlangen nach Aufhebung des Ordens bei. Jetzt sah der Papst keinen andern Ausweg mehr vor sich; er ernannte eine Menge neuer Cardinäle, um sich im Consistorium einen starken Anhang zu sichern, und ließ statt jener Bulle das Breve Dominus ac redemptor meus veröffentlichen, nachdem es die Billigung sämmtlicher Kabinete erlangt hatte (21. Juli 1773). Er anerkennt darin die Verdienste des Ordens, der von St. Ignatius auf heiligen Grundlagen gestiftet, und von den Päpsten für seine Leistungen mit Vorrechten und Auszeichnungen belohnt worden sei; gesteht aber dann, daß er allzusehr nach irdischem Besitze strebe, und daß er in seinem Schooße den Keim der Zwietracht mit den andern Orden, mit den Universitäten und den Fürsten habe aufkommen lassen, die sich darüber beim heiligen Stuhle beschwert hätten. Nachdem sich nun, heißt es weiter, der heilige Vater vergeblich bemüht habe, diese Beschwerdeführer zu beschwichtigen; nachdem sich auch diejenigen Fürsten gegen den Orden erklärt haben, die sonst am meisten für ihn gewesen seien, sehe sich der Papst aus Liebe zum Frieden der Kirche und im Hinblick auf das Beispiel seiner Vorgänger, die aus ähnlichen Klugheitsgründen die Templer und die Humiliaten aufgehoben, veranlaßt, die Aufhebung des Ordens auszusprechen. Seine Mitglieder sollten nach Belieben in die Reihen der Weltgeistlichen oder in irgend einen andern Orden übertreten, nur in die öffentlichen Angelegenheiten sollten sie sich in Zukunft nicht mehr einmischen. Das unbedingte Verbot, über den Orden und seine Aufhebung zu sprechen oder zu schreiben, war ein unkluger Beisatz, der die ganze katholische Welt zum Ungehorsam gegen den heiligen Stuhl zwang.

---

*) S. Saint Priest, p. 155. Die 1822 zu Paris erschienenen „lettres inédites de Joseph II. empereur d'Alemagne," deren Aechtheit ich übrigens dahin gestellt sein lassen muß, athmen den unversöhnlichsten Haß gegen alle Mönchsorden und zumal gegen die Jesuiten, die sie mit den entehrendsten Namen und Anschuldigungen überhäufen, und deren Begünstigung sie dem habsburgischen Hause vorwerfen. Zugleich fordern sie Choiseul und Aranda auf, ihnen den letzten Stoß zu geben. „Könnte ich hassen," heißt es unter Anderm, „so würde ich diese Brut verfluchen, die einen Fénélon verfolgte, die die Bulle In coena Domini erzeugte und Rom so verächtlich machte." Dieselbe Gesinnung legte Joseph bei seinem Besuche in Rom dar, worüber die oben angeführte Depesche d'Aubeterre's das Nähere berichtet.

Es handelte sich aber auch um einen übermächtigen, überaus reichen Orden, der die Liebe der Völker, das Vertrauen der Fürsten besaß; um einen Orden, dessen General mit despotischer Machtvollkommenheit über 25,000 Männer verfügte. So war es natürlich genug, wenn man alle nur denkbare Vorsicht anwenden zu müßen glaubte, um eine allgemeine Welterschütterung zu verhüten. Nach allen Enden der Welt wurden geheime Befehle gesendet. Die päpstlichen Truppen rüsteten sich mit ihrem ganzen Heldenmuth; die Bajonette, die nicht gegen die Mönche von Port-Royal gerichtet waren, erstürmten jetzt die Häuser der Jesuiten. Allein — wunderbar; nirgends zeigte sich eine Spur von einem Widerstand; dieser mächtige Orden, von dessen Rachsucht man so viel zu erzählen gewußt, ergab sich auf die erste Aufforderung, er kreuzte die Hände über der Brust und starb, die Schwäche des Papstes und die Unduldsamkeit der Zeit beklagend. So vieler Schandthaten hatte man diese Jesuiten bezüchtigt, und nun fand man nicht eine einzige Schuld an ihnen. Aus ihren mit Beschlag belegten Archiven mußten die Beweise für die viel besprochenen Jesuitenfrevel hervorgehen, auf deren Grund die Nachwelt in die Verwünschungen der Zeitgenossen einstimmen könnte, allein — man wartet noch heute darauf. Die Kabinette hatten sich mit der Hoffnung geschmeichelt, aus den Ordensschätzen ihre Staatsschulden zahlen zu können; Karl III hatte erklärt, das solle sein zweites Peru werden. Selbst Rom betheiligte sich an der Plünderung, zu der man auf allen Seiten schritt, mit einer rücksichtslosen Begier, die selbst die der Republikaner noch überbot. Die Fonds, die der Orden in den öffentlichen Banken besaß, wurden für verfallen erklärt, da mit der Person des Darlehers natürlich auch das Darlehen selber aufhöre. Ricci mußte eidlich geloben, daß er das gesammte Ordensvermögen gewissenhaft abgeben wolle, und als sich der erwartete Reichthum gleichwohl nicht vorfinden wollte, setzte man ihn in die Engelsburg. Aber auch da konnte man nichts weiteres von ihm erpressen. Er blieb bei der Angabe, daß der Orden außer den frommen Spenden der Gläubigen kein weiteres Vermögen besitze.

Bald darauf wurde der Papst krank, und wie es hieß, wahnsinnig; er sah sich von Schreckgestalten umringt, und so starb er, um Erbarmen flehend, angeblich am Gift der Jesuiten (1774). Allerdings fanden die Aerzte keine Spur von letzterem; und

allerdings hätte man sich vernünftigerweise fragen müssen, warum die Jesuiten, falls sie die Mittel und den Willen zu dieser That hatten, diese nicht lieber vor dem entscheidenden Schlage ausführten, oder warum sie nicht lieber die mächtigen Urheber des letzteren straften, anstatt des schwachen, unfreiwilligen Werkzeuges: allein was hat in einer solchen Zeit der aufgeregten Leidenschaft der gesunde Menschenverstand darein zu reden?

Auch der neue Papst Pius VI hatte den Fürsten gegenüber nicht den Muth, Ricci frei zu lassen, und so blieb denn dieser im Castell, obwohl er seiner Handlungsweise und seinen aufgefangenen Briefen nach zu urtheilen, nicht daran dachte, noch irgend einen Anspruch auf sein ihm durch das Breve entzogenes Amt erheben zu wollen. Man bot ihm für die Unterzeichnung eines Reverses ein Bisthum an — er schlug es aus. Auf dem Todtbette setzte er einen schriftlichen Protest auf, worin er erklärte: „Im Begriffe, vor jenem Gerichte zu erscheinen, das allein die untrügliche Wahrheit und Gerechtigkeit ist, bezeuge ich zur Steuer der Wahrheit dem Orden, als sein Vorgesetzter, der ihn mithin am besten kennt, daß derselbe keine Veranlassung zu seiner Aufhebung gegeben hat, so wenig, als ich selber je die geringste Ursache zu meiner Einkerkerung gegeben habe; ich erkläre, daß ich im Uebrigen Allen aufrichtig vergebe; daß ich Gott für meine Erlösung aus dem irdischen Elend danke und ihn bitte, mein Tod möge dazu helfen, daß die Drangsale meiner Leidensgefährten gelindert werden.“ Nachdem er diese feierliche Aussage noch in dem Augenblicke, wo er die Sterbesakramente empfing, wiederholt und alle Anwesenden beschworen hatte, sie bekannt zu machen, starb er. Pius VI ließ ihn auf das Feierlichste in der Gruft seiner Amtsvorgänger bestatten, und der Bischof von Comacchio nannte ihn in der Leichenrede einen Märtyrer.

So ging die Gesellschaft unter, in der Fülle jener Lebenskraft, mit der sie einst gleich nach ihrer Gründung aufgetreten war. Das Ereigniß rief einen Freudentaumel hervor, als ob es der Welt die Erlösung gebracht habe. Vergebens war dem Aufhebungsdecret das Verbot angefügt worden, die Jesuiten wegen ihres Schicksals zu verspotten. Was lag auch ihren Feinden an dem Papste und seinem Verbote! Paschino ließ seinen Schwänken freien Lauf, die Dichter sangen Loblieder, in Lissabon wurde ein Te Deum gesungen und eine Beleuchtung veranstaltet, und zugleich der Befehl erlassen, daß Jeder, der von dem Breve

spreche, sowie jeder Jesuit, der sich blicken lasse, gerichtlich zu verfolgen sei.*)

Jetzt, meinten die Fürsten, könnten sie endlich ruhig schlafen. Doch auch jenes Breve, um das sie mit so zäher Ausdauer nachgesucht, nahmen sie nur unter ausdrücklichen Vorbehalten, gegen Alles, was ihren Rechten und denen ihres Episcopats zu nahe treten konnte, an. So setzten sie namentlich der Ermahnung des Papstes, daß die Ordensgüter nur zu frommen Werken verwendet werden möchten, die Erklärung entgegen, daß ihnen die freie Verfügung darüber zustehe. So ermuthigte die Schwäche die Gegner zu neuen Beleidigungen.

Die Philosophen, welche die Waffe gegen den Orden geschmiedet hatten, benützten die Gelegenheit, um gegen die religiöse Unduldsamkeit zu Felde zu ziehen. Katharina II aber stellte, weit entfernt, den Orden in ihrem Polen zu unterdrücken, das Ansuchen an den Papst, er solle denselben für dieses Land bestätigen und ihnen die Episcopalrechte einräumen, in derselben Weise, wie man sie den Missionären zu ertheilen pflegt. Sie schrieb ihm darüber im Tone einer Philosophin: „Die Furcht stimmt schlecht zum Charakter Eurer Heiligkeit, die Einmischung in die weltliche Politik widerspricht, so oft sie gegen die Religion gerichtet ist, Ihrer Würde. Wenn ich diese armen verfolgten Mönche beschütze, so thue ich es nicht aus Laune, sondern aus Liebe zur Wahrheit und Gerechtigkeit und in der Hoffnung, meinen

*) Carlo Botta erzählt, daß die Jansenisten gegen ihre gefallenen Gegner hart verfuhren, während „die Philosophen an den verlassenen Schülern Loyola's weit mehr Menschlichkeit bewiesen, indem sie dieselben mit Rath und Geld und Gunst unterstützten. Ueberhaupt wendete sich das öffentliche Mitleid den letzteren zu, von denen viele auf dem Wege in die Verbannung in Folge ihrer Kränklichkeit, ihres Alters oder ihrer Armuth der kläglichsten Noth preisgegeben waren." (48. Buch.) Er selber faßt die Hauptpunkte der gegen sie erhobenen Anschuldigungen dahin zusammen, daß sie nach dem Vorrange strebten, daß sie zu diesem Behufe mehr studirten als die andern, daß sie ihre Novizen mit großer Sorgfalt auswählten, und die Probezeit derselben verlängerten, so daß sie nicht früher in den Orden aufgenommen würden, als bis man sie genau kennen gelernt hatte; daß sie bessere Schulen hatten als die Universitäten; daß sie sich das Vertrauen der Eltern und die Liebe der Zöglinge erwarben; daß sie unter sich so eng zusammenhiengen, daß sogar diejenigen, die, des Lebens in dem Orden überdrüssig geworden, ihn verließen, nicht über ihn sprachen. (M. vgl. den Anfang eben dieses 48. Buches und Leo, Geschichte Italiens, 12. Buch, 4. Kap.).

Völkern dadurch zu nützen. Dieser Verein von friedlichen und schuldlosen Menschen wird in meinem Reiche fortbestehen, weil ich finde, daß unter allen ähnlichen Körperschaften diese für den Unterricht der Jugend und des gemeinen Volkes die befähigteste ist, daß sie ihnen das Gefühl der Menschlichkeit und der Unterwürfigkeit und die wahren Grundsätze der christlichen Religion einflößt. Geheime Umtriebe und verzögernde Vorwände habe ich nicht zu fürchten, und unter meiner Regierung wird Niemand gerichtlich verfolgt, es sei denn aus einem erwiesenen Grunde. Von den allgemeinen gegen sie erhobenen Beschuldigungen konnte ich niemals einen Beweis sehen und ich glaube behaupten zu dürfen, daß auch Eure Heiligkeit diese Beweise nicht gesehen hat." Das Schreiben endet mit der Bitte, der Papst möge den Orden für Rußland bestätigen, die Kaiserin werde schon darauf bedacht sein, die feindlichen Höfe zufrieden zu stellen, die ohnehin deßwegen keinen Krieg mit ihr anfangen würden (4. Juni 1783). und Friedrich II verbot die Veröffentlichung des Aufhebungsbreve's mit der Erklärung, er sehe sich durch sein Versprechen, in Schlesien an der katholischen Religion nichts zu ändern, verpflichtet, seinem Volke in den Jesuiten die besten Priester und Lehrer zu erhalten, die er kenne. Vergebens drangen seine philosophischen Freunde mit der ganzen Zähigkeit der Verfolgungssucht in ihn, er solle sie unterdrücken: er erwiderte ihnen, die Gesetze wissen den Schuldigen mit der Strafe zu erreichen, wo er auch weilen möge, wogegen sie die Schuldigen und die Unschuldigen niemals verwechselten, und wenn man ihm die Toleranz zum Vorwurf machen wolle, so sei das gerade der Fehler, der an einem Fürsten am wenigsten zu beklagen sei.*) Doch befahl er, ihres ewigen Drängens überdrüssig und müde, die Jesuiten sollten ihre Ordenstracht und ihren Namen ablegen, und dem öffentlichen Unterrichte fortan als die „Priester vom königlichen Schulinstitut" vorstehen. Von seinem Nachfolger wurden sie des Landes verwiesen.

Daß von Seiten einer um ihren politischen Einfluß gebrachten, von der öffentlichen Meinung verurtheilten Gesellschaft noch irgend eine Gefahr drohen könne, fiel den Regierungen nicht ein. Sie bedachten nicht, daß der Sturz eines Ordens, der die

---

*) Man vergleiche seinen einschlägigen Briefwechsel mit d'Alembert (im 17. Theil der „Werke" des letzteren), zumal die Briefe vom 7. Jänner, 11. März und 15. Mai 1774.

Erziehung und die Gewissen leitete, nothwendig eine moralische Umwälzung im Gefolge haben müsse, daß die Schulen ihrer Lehrer beraubt würden, an deren Ersatz Niemand dachte.*) Die Fonds, die für die früheren, in Gemeinschaft lebenden Lehrer hingereicht hatten, erwiesen sich jetzt als ungenügend zur Bestreitung der weltlichen Schulen. So wurden die Finanzen, statt aufzublühen, nur noch mehr belastet. Die Fürsten aber hatten bei dieser Gelegenheit klar gezeigt, daß ihr Wille fortan keine Schranken mehr dulden werde, und so gewann unter den Völkern, die gerade jetzt mit dem Verlangen nach Freiheit hervorzutreten begannen, die Ansicht immer mehr Spielraum, daß sie die Freiheit nur auf ungesetzlichen und gewaltthätigen Wegen erringen würden. Die Furcht vor dem Scheine der Ungerechtigkeit macht Viele erst ungerecht, und diese Furcht ist es eben, die bis jetzt das Urtheil über die Unterdrückung des Jesuitenordens bestimmt hat. Ob sie eine hochherzige That der Gerechtigkeit oder eine schmachvolle That der Ungerechtigkeit war, wird nunmehr jeder Leser entscheiden können. Ob sie dagegen der Menschheit zum Wohl oder zum Wehe gereiche, kann uns erst klar werden, wenn wir darüber ins Reine gekommen sind, ob ihr die Revolution Wohl oder Wehe brachte.

Eilftes Kapitel.

Türkei und Persien.

Wir hatten im Bisherigen schon öfters Gelegenheit, eine Macht zu erwähnen, deren Verfall das vorige Jahrhundert sah, und deren Sturz vielleicht das unsrige erleben wird. Sultan Achmet III hatte im Frieden von Passarowitz (1718) zum Aerger der Seinigen das Temeser-Banat, Belgrad, einen großen Theil Serbiens und ein Stück der Walachei abtreten müssen, dafür aber Morea mit den umliegenden Inseln erworben, so daß den Venezianern nur noch Cerigo blieb. Auch mit Rußland führte

*) Ein entschiedener Gegner der Jesuiten, de Pradt, fragt in seiner Geschichte des Wiener-Congresses (1815) mit dem Tone des Vorwurfes: „Wurden die Männer, denen man den ersten Anstoß, die Wegbahnung zur Revolution, zur Last legt, nicht zum größten Theil gerade in den Jesuitenschulen erzogen?"

er unglückliche Kriege, doch mußte ihm der siegreiche Peter der Große im Frieden von Faltschi zu seinem Leidwesen das wichtige Asow zurückgeben. Während der Czar zu dessen Wiedereroberung auf dem Don Schiffe ausrüstete, überraschte ihn der Tod, und so mußte er die Ausführung seiner weit absehenden Pläne gegen den Orient den Nachfolgern überlassen. Zunächst jedoch verfolgten jetzt die beiden feindlichen Mächte den gemeinsamen Plan, aus den inneren Wirren Persiens Nutzen zu ziehen.

In der Bevölkerung dieses Landes sind vier Elemente zu unterscheiden: die eingeborenen Kurdenstämme, die in den Gebirgen zwischen dem persischen Golf und Armenien, also in den Provinzen Kerman, Fars, Irak und Kurdistan nomadisiren; dann die türkischen und die übrigen tatarischen oder turkomanischen Horden, die das Land zu verschiedenen Zeiten eroberten, und die niemals völlig unterworfenen Kurden in Zaum hielten; die den letztern stammverwandten Ilat, die eigentlichen Perser, die vom Ackerbau leben und die Hauptmasse des Volkes bilden; endlich die nur dem Namen nach von Persien abhängigen Araber, die auf den Sandflächen der Südküste nomadisiren und auf dem Golfe Seehandel treiben.

In socialer Hinsicht zerfallen die despotisch-beherrschten Perser in die vier Stände der Krieger, die nach dem muhamedanischen Gesetze auch hier das Uebergewicht haben, der Beamten, der Gewerbs- und Handelsleute, der Ackerbauer. Die beiden letzteren sind es vorzugsweise, die mit ihrer fleißigen Arbeit die Last eines Weiber- und Tyrannenregimentes zu tragen haben, dessen im Harem erzogene Vertreter nur den Rausch der Wollust und der Barbarei kennen. In dieser thierisch rohen und blutdürstigen Herrscherfamilie zeichnete sich um diese Zeit vor Allem Abbas der Große aus, der sich während seiner vierzigjährigen Regierung mit Ruhm bedeckte. Nach seinem Tode dagegen blieb die Sonne Iran's durch eine geraume Zeit verdunkelt: es begann eine Periode des Verfalles, über welche die eingeborenen Geschichtschreiber natürlich mit Stillschweigen hinweggehen, während die unsrigen sie nur als eine Zeit des Druckes und der Schwäche kennen. Der letzte Wille des großen Abbas rief seinen Neffen Sam Mirza zur Regierung (1628), der zum Zeichen der Huldigung auf so viele Teppiche gesetzt wurde, als Regenten aus seinem Hause über Persien geherrscht hatten, und der den Titel eines Schach Sefi annahm. Im Harem erzogen, verbarg er unter einer sanften Miene das Herz eines Tigers, wie er

denn z. B., sei es aus toller Laune, sei es aus Mißtrauen, mit kaltem Blute seine Verwandten und viele andere Menschen hinschlachten ließ. So wollte er auch seinen Sohn Abbas blenden lassen, allein der damit beauftragte Eunuche wagte den Befehl zu umgehen, und konnte so dem auf den Todbette von der Reue ergriffenen Vater den Prinzen unverletzt zuführen, der sofort als Abbas II zum Nachfolger ernannt wurde (1642).

Während seiner Minderjährigkeit regierten wackere Minister, die namentlich auf Abstellung der herrschenden Ueppigkeit und Sittenverderbniß und des von Abbas dem Großen eingeführten Weintrinkens bedacht waren. Vielleicht war es aber gerade diese Strenge seiner Erzieher, was dem jungen Fürsten alle und jede Einschränkung so verhaßt machte, daß er sich, kaum zur Selbstständigkeit gelangt, der Trunkenheit und dem Blutdurst ergab. Uebrigens hielt er den Frieden nach Innen und nach Außen aufrecht, und ließ er die verschiedenen Religionspartheien unangefochten; nur für seine Umgebung war er schrecklich, und gar Vielen hatte er schon das Leben genommen, als er, kaum sechs und dreißig Jahre alt, durch eigene Schuld das seinige verlor.

Von seinem Sohne Sefi (1666), der, um die schlimmen Vorzeichen, die ihn bei seiner ersten Krönung erschreckt hatten, bedeutungslos zu machen, den Namen Soliman annahm, erzählt man Handlungen, deren Grausamkeit selbst an einem morgenländischen Zwingherrn fast unglaublich scheint. So ließ er sämmtliche Weiber seines Harems verbrennen, weil sie sich aus Religiosität geweigert hatten, sich zu betrinken, und tödtete er den Verschnittenen, der, um ihm eine verspätete Reue zu ersparen, diejenigen unter ihnen, die in seiner Gunst am höchsten standen, gerettet hatte. Während er sich fortwährend betrank und seine Minister zwang, es ihm nachzuthun, verwüsteten ein Jahr um das andere die Usbeken Corassan, die Tataren das Küstenland am kaspischen Meere. Der gewaltige Kriegsheld Ali-Kuli-Kolan drängte sie zurück, war aber für seine eigene Person so schwer zu zügeln, daß man ihn immer in Banden halten mußte, so oft und so lang man seiner nicht bedurfte. Er verglich sich darum mit den Löwen des Schachs: „Sie fesseln mich, so lang ich außer Dienst bin, und lassen mich los, wenn sie mich wieder brauchen.“ Als er einst auf der Jagd den Tod des Schach's vernahm, nahm er an seinem Hüter, der ihm gegen seinen Auftrag jenes Vergnügen gestattet hatte, Rache, indem er ihn mit den Worten niederhieb: „Da merk Dir, daß du einen Menschen,

den dir der König zur Bewachung übergab, nicht herum streichen lassen sollst!" Darauf ging er an den Hof, um mit diesem Beweise seiner Treue groß zu thun.

Soliman hatte vor seinem Tode erklärt: „Wollt ihr den Frieden, so erhebt Hussein Mirza auf den Thron; wollt ihr den Ruhm, so krönet Abbas Mirza!" Um selber herrschen zu können, zogen die Eunuchen den erstern vor (1694), einen Schwächling und Religionsschwärmer, der sämmtliche Aemter an die Mollahs und die heiligen Sind übertrug. Ihre Häuser wurden jetzt die Zufluchtsstätten der Mörder, und einer aus ihrer Mitte regierte das Land mit so unumschränkter Machtvollkommenheit, daß er sogar den ganzen am Hof befindlichen Vorrath von Wein und wohlriechenden Wassern ausschütten und alle davon befleckten Gefäße zerschlagen ließ. Zugleich wurden die Irrgläubigen, namentlich die Suffiten verfolgt, während die Zerrüttung in der Staatsverwaltung und die allgemeine Demoralisation immer höher stieg, die Truppen verhungerten, und die Aufrührer ihr Haupt immer kecker erhoben. Gleichwohl sprach Hussein, den die immer wiederkehrenden Aufstände seiner Indolenz nicht zu entreißen vermochten, auch nicht ein einziges Todesurtheil aus.

Die Afghanen.

Das zwischen den Gebieten der Mongolen und der Perser mitten inne gelegene Land Kandahar gehörte dem Namen nach bald diesen, bald jenen, während es in der Wirklichkeit eben dadurch seine Unabhängigkeit behauptete, und höchstens den von jedem Stamm gewählten Häuptlingen gehorchte. Der mächtigste unter diesen Stämmen war der der Afghanen, die das Grenzgebirge zwischen Chorassan und dem Indus bewohnten, und die von Einigen für die Nachkommen der durch Nabuchodonosor in die Sklaverei geführten Juden gehalten werden, während sie in Wahrheit weder mit den Semiten noch mit den Tataren verwandt sind, sondern das Mittelglied zwischen den Persern und den Hindus bilden. Obwohl sie durch die Vermittlung der Perser den Islam angenommen hatten, fragten sie doch nicht viel nach einer Regierung, welche die verschiedenen Stämme auch in andern Beziehungen zu einer gemeinsamen Lebensweise und einer einheitlichen Staatsordnung zu bringen suchte. Während sie in ihren politischen Sympathien fortwährend zwischen Persien und Indien schwankten, blieben sie als Unterthanen stets unzuverläßig, ja sogar gefährlich. Einer ihrer Familien gelang es

sogar den Thron von Delhi in Besitz zu nehmen. Als Abbas der Große Kandahar eroberte, unterwarfen sich ihm die Stämme der Ghilge und der Abdalli; allein sein Statthalter erregte durch seinen Druck so viele Unzufriedenheit, daß Abbas, um diese zu beschwichtigen, den Afghanen Sidu, dessen Nachkommen (Siduzei) noch lange mit Ehrfurcht und Unterwürfigkeit begegnet wurde, zum Scheik von Ispahan ernannte. Trotzdem aber neigten sich die Afghanen mehr zu Delhi hin, als zu Ispahan, weshalb ihnen Hussein den Fürsten von Georgien (Giorgin-Kan), Waly, als Statthalter schickte, der sie im Zaume halten sollte. Wirklich trieb dieser die Afghanen vollkommen zu Paaren, allein er behandelte das Land so ganz als ein erobertes, und achtete so wenig auf seine Beschwerden, daß es bald wieder auf Losreißung von Persien sann. Der als Geisel nach Ispahan geschickte Afghanenhäuptling Mir-Weiß wußte Waly's Feinde für sich zu gewinnen, dadurch, daß er denselben am Hofe als einen höchst ehrgeizigen und darum gefährlichen Menschen schilderte, und ihn dadurch aus Hussein's Gunst verdrängte. Während er diesen Fürsten und seine Umgebungen in ihrer Wollust und Schwäche beobachtete, sann er zugleich auf die Mittel zur Befreiung seines Vaterlandes. Die Priester zu Mekka, wohin er gepilgert war, bestärkten ihn in seinem Vorhaben durch die Erklärung, daß der Krieg gegen die Schiiten ein heiliger sei, und daß die Letzten ausgerottet werden müßten.

Um diese Zeit schickte Peter der Große einen armenischen Abenteurer, Namens Israel Orii, als Gesandten an den Schach. Da der Armenier, der sich für einen Nachkommen der alten Könige seines Landes ausgab, nicht nur für seine eigenen Reiseeffekten, sondern auch für die seines Gefolges von jeder Verzollungspflicht befreit war, so nahm er Hunderte von Freunden mit, die auf diese Weise einen beträchtlichen Handelsgewinn zu erzielen hofften. Diesen Anlaß benützte Mir-Weiß, um dem Schach den Verdacht einzuflößen, als strebe Rußland im Einverständnisse mit dem Giorgin-Kan nach der Eroberung Armeniens und Georgiens, und für sich die Erlaubniß zur Rückkehr in sein Vaterland auszuwirken, wo er als Kalanter oder oberster Beamter den Verdächtigen im Auge behalten sollte. Voll Unwillen hierüber beleidigte ihn Waly dadurch, daß er ihm seine Tochter als Sklavin abforderte — allein Mir forderte seine Afghanen zur Rache auf, hieb bei einem Feste den Verhaßten nebst seinem Gefolge nieder, eroberte die Festung Kandahar, nahm den Titel

eines Oberhauptes der Afghanen an, und gedachte sich in dieser Stellung dadurch zu befestigen, daß er sein Volk zum Kampfe gegen die Irrgläubigen aufrief (1708). Der Gesandtschaft, die statt eines Heeres aus Ispahan kam, antwortete er mit höhnischen Ausfällen auf die Schwäche des Königs und mit dem beim Salz, Brod und Koran abgelegten Schwur, daß er das Schwert nicht eher niederlegen werde, als bis er Hussein vom Throne gestoßen, und Persien unterworfen habe. — Der Sieg rechtfertigte die Zuversicht dieser kecken Drohung, und Kandahar blieb fortan ein unabhängiger Staat für sich.

Mir-Weiß hinterließ bei seinem Tode (1715) zwei noch im Kindesalter stehende Söhne, von denen sich der ältere, Mir-Mahmud, im achtzehnten Lebensjahre zum Nachfolger seines Vaters ausrufen ließ, um sofort gegen Ispahan zu marschiren, und diese damals 600,000 Einwohner zählende Stadt zu belagern. Schon vor seiner Ankunft hatte ein Komet allgemeine Muthlosigkeit verbreitet, da man darin eine Drohung des göttlichen Zornes erblickte, den man nun durch Austreibung aller Freudenmädchen und das Verbot des Weintrinkens zu besänftigen suchte. Der Schrecken lähmt die Vertheidigung, schon sind alle die prachtvollen Landhäuser, mit denen Abbas der Große die Umgebungen der Stadt geschmückt hatte, in den Händen der Barbaren, während Hussein, der sich auch jetzt noch nicht zu ermannen vermag, in Trauerkleidern durch die Straßen der halb verhungerten Stadt eilt, und von seinen Unterthanen Abschied nimmt, um sodann das Diadem dem Sieger zu übersenden. So endete die Dynastie der Sofi. Mahmud nützte seinen Sieg schonungslos aus, namentlich den Großen gegenüber, die er in Masse hinschlachtete, bis ihm sein Vetter Aschraf das eiserne Scepter und das Leben entriß (1725). Uebrigens entsprach die Härte, mit der man gegen die Perser verfuhr, nicht nur dem Charakter eines Religionskrieges, sondern auch den Gesetzen des Islam vollkommen; denn während der Fetwa den Türken nur erlaubt, die Kinder und die Frauen der Christen zu Sklaven zu machen, und nach Belieben mit ihnen umzugehen, nicht aber, sie zum Religionsübertritt zu zwingen, — befiehlt er ihnen den Schiiten gegenüber geradezu, ihren Rücktritt zum orthodoxen Glauben zur Noth auch mit Gewalt zu erwirken; zugleich untersagt er ihnen, sich mit Frauen zu vermählen, die in ihrem Irrglauben verharren.

Während dieser Vorgänge hatte Czar Peter Derbend besetzt, während die in Georgien und Armenien eingedrungenen Türken Tauris und Schirwan eingenommen hatten. Ein Kampf zwischen Rußland und der Türkei schien unvermeidlich, doch Frankreich vermittelte, und beide Staaten gewährleisteten sich den Besitz ihrer gegenseitigen Eroberungen mit dem ausgesprochenen Vorsatz, sie noch weiter auszudehnen, und den Schah Thamasp II, den Sohn des entthronten Hussein, gegen seine Widersacher zu unterstützen. Wirklich bekämpfte die Pforte den Usurpator, bei welcher Gelegenheit sie Hamadan, und dann — mit Aufopferung von 20,000 Mann — Tiflis eroberte. Schon schmeichelte sie sich mit der Hoffnung, das Reich der Schiiten bald gänzlich vernichtet zu sehen; doch es sollte ganz anders kommen: nachdem sie 150,000 Mann verloren, mußte sie den Frieden annehmen und den Usurpator anerkennen, wogegen sie allerdings die zwei eroberten Provinzen behalten durfte. Die Russen ihrerseits behielten Schirwan und Ghilan, während Chorassan und der ganze Süden des Landes im Besitz der Afghanen blieb, und auch Georgien den Gehorsam verweigerte. So besaß also Thamasp nur noch die Provinz Mazanderan, wo er an der Festung Ferabad und den Bergen einen starken Rückhalt hatte.

Inzwischen hatte sich ein Hirtensohn aus Chorassan, Namens Nadir, dem die Lebensweise des Vaters zu friedlich und zu still war, zum Haupte einer Räuberschaar gemacht, welche die nach dem hochverehrten Meschid pilgernden Karawanen plünderte, bis der Haß gegen die einfallenden Feinde sie zu einem kleinen Heere vergrößerte. Mit diesem bekämpfte Nadir die Afghanen so erfolgreich, daß Aschraf auf seinem neuen Throne zu zittern begann. Darauf ging er zu Thamasp, stellte ihm seine Truppen zur Verfügung, und bot sich ihn zum Atematdulet an. Thamasp küßte ihn auf die Stirne, versprach ihm, ihn wie seinen Vater zu betrachten, und übertrug ihm eine unbedingte Machtvollkommenheit (1727). Der neu ernannte Feldherr, der sich den Titel Thamasp-Kuli Kan (d. h. Thamasp's oberster Sklave) beilegte, eilte von Sieg zu Sieg, und entriß den Afghanen eine Provinz nach der andern. Der besiegte Aschraf ließ Hussein ermorden, und zog sich mit einer kleinen Schaar gegen Kandahar zurück, wurde aber auf der Sandwüste von Sedschestan von den Beludschen überfallen und niedergehauen (1729). Kuli-Kan führte den Schach nach Ispahan zurück, und schickte an Rußland und die Türkei die Aufforderung, die rechtswidrig eroberten Provinzen wieder herauszu-

geben. Als die Aufforderung nach Konstantinopel gelangte, feierte gerade der alte Ibrahim, Achmets III Großvezier, seine Hochzeit in seinen Gärten, die von zahllosen, in Blumenkelchen aufgestellten Krystalllämpchen beleuchtet waren. Gern hätte der von diesen prunkhaften Zerstreuungen ganz und gar in Anspruch genommene Sultan dem Verlangen willfahrt, allein er fürchtete den Unwillen der Ulema's, der Janitscharen und des Volkes, und mußte sich, dem allgemeinen Drängen nachgebend, zum Krieg entschließen. Um dessen Kosten zu erschwingen, ohne die in's Unermeßliche aufgehäuften Schätze angreifen zu müssen, wurde ein neuer Zoll auf die Waaren gelegt, eine Maßregel, der sich auch das gemeine Volk, das vorzugsweise darunter litt, aus Religionshaß fügte. Doch ehe noch das Heer bei Skutari vereinigt war, vernahm man schon die Schreckenskunde, Kuli-Kan habe den Seraschier geschlagen, und Tauris, Hamadan, ja ganz Georgien erobert.

Da machte sich die seit lange gährende Unzufriedenheit endlich Luft: ungescheut warf man dem Großherrn vor, daß er im Frieden von Passarowitz das Reich geschwächt habe, daß er sich nur mit seinen Weibern und Kindern, mit seinen Blumen und Vögeln befasse, an die Regierung aber nur dann denke, wenn es sich darum handle, die vom Großvisir dem Volke abgepreßten Schätze in Empfang zu nehmen. Der Lumpensammler Patrona-Khalil, der Obsthöcker Muslu und der Kaffewirth Emir Ali sammelten das Volk um sich, und durchzogen an seiner Spitze die Straßen mit dem Rufe: Fort mit dem Großvisir! (28. Juli 1730). Statt sie zu verjagen, ergriffen die Janitscharen die Flucht, die Behörden folgten dem Beispiele, und Khalil sah sich im Besitze der Hauptstadt. Er öffnete alle Gefängnisse, und besetzte die Stelle eines Janitscharen-Aga, sowie die andern Posten nach seinem Ermessen. Vergebens entfaltete Achmet die Fahne des Propheten, vergebens versprach er Jedem, der sich zu ihr stelle, dreißig Thaler: Khalil stellte 600 Mann auf mit dem Befehl, auf Jeden zu schießen, der zu der heiligen Fahne eile. Die gegen Persien aufgebotenen Janitscharen schloßen sich seiner immer mehr und mehr anwachsenden Schaar an. Da wollte ihnen Achmet die Leichname des Großvisirs, des Kapudan-Bascha, seines Schwiegersohnes und des Kiaja hinwerfen lassen, um sie zu beruhigen: doch sie wollten die Genannten lebendig ausgeliefert, ihn selber aber abgesetzt wissen.

Aufs Aeußerste getrieben, suchte jetzt der Großherr seinen

vierunddreißig jährigen Neffen Mahmud auf, der seit der Entthronung seines Vaters Mustafa II im Serail eingesperrt gehalten worden war, und begrüßte ihn als Padischah mit den Worten: „Dein Vater verlor die Regierung wegen seiner blinden Willfährigkeit gegen den Mufti, ich verlor sie, weil ich allzuviel auf Ibrahim baute. Laß Dir's zur Warnung dienen.“ Darauf nahm er mit seinen Kindern den Platz des Gefangenen ein *). In Ibrahim's Haus fand man außer dem Serailschatz Werthgegenstände im Betrage von 32 Millionen, und eine Kiste mit Edelsteinen, deren Werth auf 45 Millionen geschätzt wurde. So reich war die Pforte noch zur Zeit ihres entschiedenen Falles.

Mahmud I verdankte den Thron einem Pöbelaufstande, und es brauchte alle seine Kraft, Klugheit und Treulosigkeit, bis die Ruhe wieder hergestellt war. Er ließ Patrona Khalil vor sich kommen, der, ein zweiter Masaniello, als einfacher Janitschar barfuß vor ihm erschien, und auf die Aufforderung, sich eine Gnade zu erbitten, erwiderte: „Daß ich Eure Hoheit auf dem Throne sehen darf, ist mir Lohn genug. Die Geschichtskundigen sagen mir zwar, daß der Mann, der Sultane macht, nicht im Bette sterben darf, allein ich habe das Vaterland von den Unterdrückern befreit, und bin zufrieden.“ Als ihm Mahmud bei der Seele seiner Väter zuschwor, er wolle ihn belohnen, bat er um Abschaffung des von Ibrahim in den Finanzhaushalt eingeführten, nützlichen, aber beim Volke verhaßten Systems der lebenslänglichen Steuerverpachtung Seine Bitte fand Erhörung. Inzwischen fuhr er mit Muslu in der Vertheilung der Aemter fort, während sich Mahmud, der sie vorerst noch ruhig gewähren ließ, mit beherzten Männern umgab. Unter diesen ragte besonders der Tatarenkhan Kaplan hervor, der das bei einem Despoten nur zu natürliche Gefühl von Argwohn und Widerwillen gegen den verachteten Demagogen eifrig schürte, bis endlich dieser und die übrigen Führer der Bewegung die launenhafte Gunst der Janitscharen und darauf die des Volkes so weit verloren hatten, daß sie ohne Gefahr getödtet werden konnten, was denn auch sofort geschah. Der Pöbel der Hauptstadt frohlockte über diese Maßregel, sowie darüber, daß 6000 Aufständische hingerichtet, und ein Tausend auf die Galeeren geschickt wurden. Darauf wurde eine Amnestie verkündigt, und das Volk kehrte

---

*) Unter Achmet bekam Konstantinopel die erste Druckerei.

wieder zu seinem ruhigen Leben voll Leiden, voll Hoffnungen und Enttäuschungen zurück.

Inzwischen verfolgte Nadir-Kuli-Kan in Persien seine Siegesbahn weiter, bis sich Schah Thamasp, der sich beklagte, daß er unter einer Art von Vormundschaft gehalten werde, selber an die Spitze des Heeres stellte, und von den Türken geschlagen wurde, die ihm jetzt Tauris und Hamadan wieder entrissen und ihn zur Abtretung von Armenien und Georgien zwangen, wodurch der Aras zum Grenzfluß beider Staaten wurde (1731). Damit war die Längenausdehnung des türkischen Reiches um mehr als zweihundert Meilen gewachsen. Thamasp aber war jetzt in der öffentlichen Meinung eben so tief gesunken, wie Kuli-Kan darin gestiegen war. Letzterer faßte nunmehr den Plan zu dessen Sturze, oder ging wenigstens jetzt rascher an dessen Ausführung. An der Spitze eines Heeres von Turkomanen und Usbecken, die dem Feldherrn, unter dem sie zu siegen gewohnt waren, treu anhingen, marschirte er von Kandahar, dem andern Ende des Reiches gegen Ispahan, wo er Thamasp zwang, zu Gunsten des erst acht Monat alten Abbas Mirza abzudanken, in dessen Namen er selber die Regierung übernahm (26. August 1732).

Als das Kind den Großen zum Behuf der Huldigung vorgestellt wurde, begann es zu weinen. Da rief Kuli-Kan mit rascher Geistesgegenwart: „Hört ihr, er fordert die Provinzen zurück, die wir schmählicherweise an die Türken abgetreten.“ Auf der Stelle zog er jetzt gegen Bagdad, das er belagerte, doch der türkische Großvisir Osman Topal (der Hinkende) eilte rasch herbei, und schlug ihn, nachdem sich die beiden, je 70,000 Mann starken Heere den Sieg lange streitig gemacht hatten. Eine Pyramide von 35,000 Schädeln verherrlichte den Sieg der Osmanen (19. Juli 1733).

Zwar blieb Topal ohne ausgiebige Geldunterstützung von Seiten des auf seinen Ruhm eifersüchtigen Divan, dafür aber unterstützten ihn die arabischen Stämme mit Geld, und so drang er durch die Sandwüsten vor, die Persien wie ein Bollwerk umgeben, und erfocht einen neuen Sieg. Vergebens erbot man sich zum Frieden — er verwarf ihn; doch Kuli-Kan hatte inzwischen sein Heer neu ermuthigt, er kehrte zurück, tödtete seinen Besieger, und schloß einen vortheilhaften Frieden mit der Pforte, die, auf der andern Seite von Rußland mit Krieg bedroht, Armenien und Georgien zurückgeben, und den Usupator anerkennen mußte. —

Auch die russische Czarin gab die Eroberungen, nämlich die Provinzen Ghilan und Schirwan zurück, so daß jetzt die persische Monarchie wieder ihren alten Umfang hatte. Der im Ruhmesglanze strahlende Kuli-Kan wurde bei dem Feste Neuruz als Befreier des Vaterlandes ausgerufen, und noch höher stieg seine Beliebtheit, als er sich daran machte, die Mißbräuche in der Staatsverwaltung abzustellen.

Unterdessen war der junge Abbas gestorben oder ermordet worden, und nun rief das auf der Ebene am Einfluß des Kur in den Aras versammelte Heer: „Kuli-Kan allein ist würdig über uns zu herrschen, Kuli-Kan ist der große Schah von Persien.“ Alle Anwesenden schlugen mit der Stirne dreimal auf die Erde, und ruschten auf den Knien um den Neugewählten herum, wobei sie den Saum seines Kleides küßten; darauf trugen sie ihn auf den Armen zum Throne, und schwuren ihm Treue 1736). Als Schah Nadir vollendete er, jetzt geliebt und gefürchtet zu gleicher Zeit, die angefangenen Verbesserungen; er stellte die Thronfolgeordnung fest, schaffte die Sitte ab, die Prinzen im Harem einzuschließen, wo sie keine Erfahrung in den Staatsgeschäften erlangen konnten, und schloß die Palast-Eunuchen auf das Strengste von den letztern aus. Ispahan wurde verschönert und befestigt, eine Menge von Abgaben wurden aufgehoben, andere wenigstens erleichtert, an die Armen wurde Getreide ausgetheilt, die verödeten Felder wurden neu bebaut. Entschlossen, das Andenken an die entthronte Familie gründlich zu vernichten, und überzeugt, daß der Staat machtlos bleiben müsse, so lang die der Herrschergewalt beschränkenden und hemmenden Religionsgebräuche bestünden, befahl er, alle Muselmänner sollten sich ohne fernere Unterscheidung der Sekten Omars und Alis zu einem einzigen Ritus einigen, und verbot er auf das Strengste, irgend Jemand wegen seiner Religion wörtliche oder thätliche Beleidigungen zuzufügen. Dieser Erlaß erregte bei den Mollah's die höchste Unzufriedenheit. Der Schach ließ sie vor sich kommen und fragte sie: „Wozu verwendet ihr eure Einkünfte?“ „Zum Unterhalte derer, die den Gottesdienst, die Bethäuser und die Schulen besorgen,“ lautete die Antwort, worauf er erwiderte: „Dafür werde ich sorgen; weil aber diese hier“ — dabei deutete er auf seine Krieger — „die Werkzeuge sind, deren sich Gott zur Befreiung dieses Reiches bediente, so sind sie die wahren Priester des Allerhöchsten, und ich will daher, daß eure Güter fortan zu ihrem Unterhalt verwendet werden.“

Unterstützt von dem Großmogul, ergriffen jetzt die Afghanen von Kandahar die Waffen gegen Persien; doch Nadir besiegte sie (1737), zerstörte Kandahar und baute neben seinen Ruinen eine neue Stadt, Nadir-Abad geheißen, die jetzt den Namen der zerstörten Stadt trägt. Rachgier und Ehrgeiz trieben den Sieger darauf nach Indien, auf dem Wege, den einst Alexander der Große gezogen. Sein Heer, dem er seine eigene Zuversicht, Standhaftigkeit und Habsucht einzuflößen gewußt hatte, war mit einem Artilleriepark ausgerüstet, den er den Russen durch List abgenommen (1737).

Nach dem Erlöschen der Gazneviden hatten in Indien bis auf Tamerlan herunter eine Menge muhamedanischer Fürsten geherrscht, und einer ihrer Nachkommen war eben auch der jetzt regierende Schach Mohamed, der niemals einen Trinkbecher in der Hand, niemals eine Schöne im Arme hatte. Nachdem Nadir die Vizekönige von Kabul und Lahore geschlagen, besiegte er bei Karnaul Mohamed selber, der hier persönlich mitkämpfte, bis er sich, nachdem er 30,000 Mann, sein Gepäck, sein Geschütz und seine Elephanten verloren, dem Sieger auf Gnade und Ungnade ergeben mußte. Der Letztere hielt einen triumphirenden Einzug in Delhi, den der Besiegte zieren mußte, und nahm sofort die Zügel der Regierung in die Hand. Eben war er daran, die erbeuteten Schätze zusammenbringen zu lassen, als ihn die Nachricht von einem Aufstande der mongolischen Großen, die ihm 6000 Perser niedergehauen, so erbitterte, daß er Befehl gab, die ganze Bevölkerung der Stadt zu tödten. Schon waren ihre Straßen von 100,000 Leichnamen bedeckt, als ein Derwisch vor Nadir erschien, und ihm zurief: „Bist du Gott, so erweis dich gnädig; bist du sein Prophet, so zeig uns den Weg des Heiles; bist du ein König, so mach uns glücklich statt uns abzuschlachten.“ Nadir erwiderte ihm: „Ich bin weder Gott, noch ein Prophet, noch ein König: ich bin ein Krieger, den Gott in seinem Zorn gesandt, die Völker zu züchtigen.“ Und nicht gesättigt durch das Blut, wollte er jetzt auch das Gold der Besiegten, von denen er mit Hilfe der Folter im Ganzen bei 2000 Millionen erpreßte.*)

*) Man berechnete den damaligen Verlust Delhi's auf zehn, den der Umgebung auf vier Milliarden Lire. Unter andern kam Nadir damals auch in den Besitz des bekannten Riesendiamanten der Großmogule, der anderthalb Zoll lang, einen Zoll breit und einen halben Zoll dick ist. Nach seinem Tode kam er in die Hände seines Gefährten, des Afghanenhäuptlings Achmed, und im Jahre 1812 veranlaßte er sogar einen

Um indeß die staatliche Ordnung in Hindostan wieder herzustellen, gab er das Scepter an Mahomed zurück, und drohte er den Großen, „wenn sie sich gegen den von ihm bestellten Kaiser auflehnen sollten, so werde er ihre Namen aus dem Buch der Schöpfung vertilgen.“ Dem Kaiser selber legte er einen Tribut von 70 Millionen auf, und setzte ihm einen Regenten und einen Rath an die Seite, die die eigentliche Herrschergewalt ausübten, so daß Mohamed zu einem bloßen Schattenbild der alten Timuriden herabsank. Die auf dem rechten Ufer des Indus gelegenen Provinzen schlug er zu Persien, zu dem der Großmogul in die Stellung eines tributpflichtigen Vasallen treten sollte. Nur im Nordwesten des Landes verweigerte der Statthalter von Sind die Unterwerfung, deren Erzwingung mehr kostete, als die Eroberung von ganz Indien.

Nachdem sich Nadir mit einer Prinzessin aus dem Geschlechte Tamerlan's vermählt hatte (1739, Mai), machte er sich auf den Heimweg. Dreihundert Elephanten, zehntausend Pferde und ebenso viele Kameele und Maulthiere waren erforderlich, um die in Indien gemachte Beute fort zu schaffen. Beim Anblick dieser Schätze strömten alle Völker der Nachbarschaft zusammen, um in Güte oder Gewalt etwas davon zu erhaschen. Noch mehr Verheerungen richteten die ausgetretenen Ströme unter dem marschirenden Heere und dem Gepäcke an. Unter dem Vorgeben, ein allzu großer Reichthum würde den Kriegern das Waffenhandwerk verleiden, ließ Nadir jene ganze Masse von Edelsteinen und goldenen Geräthen zu dem Staatsschatz legen, unter Androhung der Todesstrafe für Jeden, der etwas davon verheimliche. Nur das baare Geld ließ er den Soldaten, die übrigens bei der Schwere ihrer Rüstung und der schlechten Beschaffenheit der Wege nur einen kleinen Theil davon mitschleppen konnten.

Kaum heimgekehrt, mußte er nach kurzer Ruhe gegen die räuberischen Lesgier und Usbeken ziehen, gegen deren Einfälle er sich durch Eroberung der Landschaften Chiwa, Bochara und Charesmien eine Grenzbarriere zu schaffen suchte. Er fand in diesen Ländern eine große Anzahl persischer Sklaven, die er befreite, um mit ihnen eine an seinem Geburtsorte angelegte Stadt zu bevölkern.

Krieg zwischen den Afghanen und Rangit Sing, dem Haupte der Sikhs, der bis vor Kurzem in seinem Besitze war.

Seine Schätze, die er in der nahen Festung Kelat unterbrachte, setzten ihn in den Stand, der Pforte reiche Geschenke, dem Czaren Peter aber eine Gesandtschaft zu schicken, deren Pracht die damals noch halbwilden Moscowiter förmlich blendete. Außer Stande, die Ruhe zu ertragen, zog er jetzt aus, um die Länder des Kaukasus zu erobern. An die Pforte aber stellte er das Ansinnen, sie solle ihre neu angelegten Festungswerke niederreißen, den Giaffer'schen Ritus als die fünfte orthoxe Secte anerkennen, und ihr in Mecca eine Stelle einräumen. Da er nicht durchdrang, belagerte er Bagdad und dann Mossul, bis nach abwechselndem Kriegsglück zu Kerker der Frieden zu Stande kam (1743), zwischen dem „erhabenen und mächtigen Schah Nadir, der wie der Mond glänzt und wie die Sonne strahlt, dem Juwel der Welt, dem Mittelpunkt der Herrlichkeit der Moslems und des wahren Glaubens Muhameds, dem Herrscher, dessen Krieger an Zahl den Sternen gleichkommen, dem Regenten auf dem Throne des Xerxes," und dem „obersten Herrscher, dem Schatten Gottes, dem Spiegel der Gerechtigkeit, dem Beschützer der echten Gläubigen und der Könige, dessen Heer so zahlreich ist wie die Sterne, dem wahren Nachfolger der Khalifen, dem Diener der beiden heiligen Städte, dem Herrn der beiden Continente und der beiden Meere, dem Sultan und Sohn eines Sultans, dem dreimal mächtigen, dreimal schrecklichen, dreimal herrlichen, dreimal großmüthigen Kaiser Mahmud dem Eroberer." Der Padischah verzichtete insofern auf seine Forderungen in der religiösen Frage, als er auch den Anhängern der feindlichen Secte die Wallfahrt nach Mecca erlaubte, nur sollte sie nicht in ganzen Karawanen geschehen dürfen.

Eine Kugel, die den Schah in den Schluchten von Mazanderan traf, machte ihn so mißtrauisch, daß er fortan überall Verschwörungen zu sehen meinte, und dies steigerte seine angeborne, mit seiner Habgier wetteifernde Grausamkeit so sehr, daß er endlich einer der ärgsten Tyrannen wurde. Die 250,000 Soldaten, die er fortwährend unter den Fahnen hatte, waren eine schwere Last für das Land, das durch die vielen Kriege im Innern und nach Außen seinen Handel eingebüßt hatte. Genöthigt, die Steuern zu erhöhen, sah Nadir an die Stelle der Bewunderung, die seine ersten Thaten hervorgerufen, nach und nach den Haß treten, bis er zuletzt (Juni 1747) im Lager von einigen Offizieren ermordet wurde, welche das Gerücht ausspreng-

ten, er gehe damit um, alle Perser seines Heeres durch die auswärtigen Krieger desselben umbringen zu lassen.

Bald genug brach jetzt unter dem Völkergewimmel, das er unter die Herrschaft seines Einen Willens gezwängt hatte, der Parteihader von Neuem aus, vor Allem der unversöhnliche Haß, der die Sunniten und die Schiiten entzweite. Schon an seinem Sarge hieben sich die Streitenden gegenseitig nieder, und so währte das Gemetzel fort, bis die Ueberlebenden auseinander gingen, um in die Heimath zurückzukehren. Der Neffe des Ermordeten, Ali-Kuli-Kan, der sich als den Urheber der Verschwörung nannte und zum Rächer der nationalen Religion erklärte, eilte herbei, bemächtigte sich des Schatzes in Kelat, und ließ sich unter dem Titel Adil-Schach, König der Gerechtigkeit, huldigen. Er begann mit der Verfolgung der gesammten Nachkommenschaft seines Oheims; allein schon nach einem Jahr wurde er durch seinen Bruder Ibrahim gestürzt, und auch dieser wurde von seinem Heere im Stiche gelassen, als er gegen Schah Rok, den Sohn Riza-Kuli's und einer Tochter des Schah Hussein, der in Chorassan und Irak-Adschemi zum Herrscher ausgerufen worden war, auszog. Nunmehr suchte sich der letztere, als Nachkomme Kuli-Kan's und der Sofi's, sämmtliche Provinzen zu unterwerfen, allein Achmet-Schah, Nadir's Freund, der sich mit den Afghanen und Usbeken nach Kandahar zurückgezogen und hier ein neues Reich gegründet hatte, als Zufluchtsstätte für die Sunniten, erklärte ihm den Krieg. Sein Vorbild fand bald Nachahmung; in jedem Lande wollten sich die Chane unabhängig machen, so daß sich Alles in Verwirrung und allgemeinen Kampf aufzulösen drohte. Schah Rok selber wurde von einem andern Abkömmling der Sofi's, dem Derwisch Mirza Seid Dub, gefangen und geblendet, später aber von Achmet-Schah befreit, der ihm aus Rücksicht auf Kuli-Kan Chorassan überließ.

Da zog Ali-Merdan, einer der besten Feldherrn Kuli-Kan's, einen angeblichen Sohn des entthronten Schah Hussein, ein Kind, aus der Verborgenheit hervor, um ihn zu Ispahan als Schah Ismael ausrufen zu lassen, und dann in seinem Namen zu herrschen (1750). Doch gar bald wurde der Regent von Kerim-Kan, einem Manne aus der ärmsten Volksklasse ermordet, der sofort die Herrschergewalt an sich riß, und auf andere Provinzen auszudehnen suchte. Während seines langen

Lebens (er brachte es auf 80 Jahre) that er sehr viel für die Belebung des Handels und die Verbesserung der Verwaltung. Eines Tages wollte er sich eben nach Beendigung der herkömmlichen Audienz ermüdet zurückziehen, als ein Mann athemlos hereinstürzte. „Wer bist Du," fragte ihn Kerim-Kan. „Ein Kaufmann, dem die Räuber seine ganze Habe genommen haben." „Was triebst Du denn, als sie kamen?" „Ich schlief." „Aber wer wollte denn da schlafen?" „Ich meinte eben, Du wachtest für mich." Die kecke Antwort gefiel dem Regenten, der bereits anfing, unwillig zu werden, und trug dem Kaufmann eine Belohnung ein. Endlich wurde Kerim-Kan durch Mohamed-Hassan aus seiner Stelle verdrängt, die der letztere achtzehn Jahre lang ausfüllte, und zwar gleichfalls zum Wohle des Landes, dem er den Frieden erhielt. Doch gleich nach seinem Tode (1758) brach die alte Zwietracht wieder aus, um ärger als je zu wüthen und durch das ganze Jahrhundert hindurch anzuhalten.

Zwei Parteien waren es hauptsächlich, die das Land zerfleischten, die der Kurden und die der Kadscharen. Die erste unterstützte die Familie Kerim's, des Schahs von Iran; sie beherrschte den westlichen Theil des Landes mit der Hauptstadt Teheran. Die andere, die seine östliche Hälfte im Besitze hatte, begünstigte das Haus Mohamed-Hassan's, das seinen Sitz in Kabul hatte. Nachdem die erstere Partei unterlegen, und die von ihr unterstützte Familie im Jahre 1794 ausgestorben war, blieb Aga-Mohammed-Kan der alleinige Beherrscher von Persien. Er tödtete seine sämmtlichen Brüder und den Schah Rok, der, obwohl völlig blind, noch immer in Chorassan geherrscht hatte. Er pflegte zu sagen: „All dieß Blut habe ich nur vergossen, damit dieses Kind in Frieden herrschen könne." Nach seiner Ermordung (1796) folgte ihm sein Neffe Baba-Kan unter dem Namen Feth-Ali, und mit dem Titel „Schah" (König), während die Vorgänger sich einfach „Regenten" (Wakil) genannt hatten.

Er überkam das Land im Zustand des tiefsten Elendes, Handel und Ackerbau lagen darnieder, die Bevölkerung war gelichtet. Schon im vorigen Jahrhundert hatte Chardin kaum zehn Millionen Einwohner vorgefunden, während das Land das Vierfache dieser Zahl ernähren konnte. Mohammed sorgte auf alle Weise für die Heilung der dem Lande geschlagenen Wunden. Er förderte außerdem die schönen Künste, und schickte zwei Gesandtschaften an Napoleon, der ihn bei seinen gegen

Rußland und England gerichteten Riesenplänen zu verwenden gedachte.

Der Pforte nützte weder der rasche Aufschwung noch der Verfall des Schiitenreiches. Als sie mit Kuli-Kan im Kampfe lag, befahl der Großherr dem Tartarenchan von der Krim, Kuplan-Guerai, mit einem Heere in Persien einzufallen (1733), und unterwegs die Völker des nördlichen Kaukasus zu Paaren zu treiben, da sie, seit die Russen ihre Herrschaft bis Derbend ausgedehnt hatten, der Regierung in Konstantinopel gegenüber ziemlich ungefügig geworden waren. Diesen Augenblick gedachte die Czarin Anna zu benützen, um der Pforte einen Schlag zu versetzen. Sie verlegte dem Chan den Weg, und 20,000 Mann regulärer Truppen drangen unter dem General Leontew in das zwischen der Krim und den Steppen der Ukraine gelegene Land der Nogaischen Tataren ein, wo sie Alles mit Feuer und Schwert verheerten, bis sie von der Kälte und der Pest, der schrecklichen Bundesgenossin der Türken, zum Rückzug gezwungen wurden (1735).

Diese Tataren waren die Ueberbleibsel jener gefürchteten Goldenen Horde, die, nachdem sie Rußland und Polen so lange Zeit in Sklaverei oder wenigstens in ängstlicher Unterwürfigkeit gehalten hatte, endlich in ein Unterthänigkeitsverhältniß zur Pforte getreten war, der diese gewandten Reiter in den Kriegen gegen die Russen, Polen und Ungarn willkommen waren. Iwan II hatte bereits die Tataren von Kasan, Astrachan und Sibirien unterjocht, und so blieben nur noch die Nogaiischen Tataren übrig, die außer der Krim noch die beiden Karbada's, das Land am Kuban, und die weiten Steppen an der untern Donau, am Dnjester, Bug und Dnjepr im Besitze hatten. Rußland wünschte auch sie zu unterwerfen, um auf diese Weise Herr des Schwarzen Meeres zu werden, d. h. also sein seit lange angestrebtes Ziel zu erreichen, und zugleich, um dann der Türkei um so leichter Gesetze vorschreiben zu können. Es begann daher einen förmlichen Krieg mit einem Heere, das von trefflichen Feldherren geschult worden war, zumal von dem Feldmarschall Christoph Münnich, einem oldenburgischen Edelmann, der sich bei der Anlegung des wundervollen Ladoga-Kanals (1732) wie im Kriege als vorzüglicher Ingenieur erprobt hatte. Bei der geringsten Unbotmäßigkeit ließ er den schuldigen Soldaten an eine Kanone binden und auf diese Weise viele Stunden weit mitschleppen. Als er merkte, daß sich viele krank stellten, um sich der Theilnahme am

Kampfe zu entziehen, drohte er, jeden der erkranke, lebendig begraben zu lassen. Wirklich wurde diese Drohung an einigen Unglücklichen vollzogen. Als ein Bataillon sich weigerte, das in Brand gesteckte Otschakow zu stürmen, ließ er die Batterien gegen die Widerspenstigen feuern. Er führte die Cadettenschule in Rußland ein, verwendete gegen die tatarische Cavallerie mit vielem Erfolg die spanischen Reiter, die ihre Bewegungen hemmten, und kam zuerst auf den Gedanken, die Macht der Pforte durch Aufhetzung der ihr unterworfenen christlichen Bevölkerungen zu schwächen.

Er überschritt den Don, drang bis Baktschisarai, der Residenz des Chans der Krim vor, und brannte dort in Barbarenweise den Palast, die Bibliothek und zweitausend Häuser nieder (1736). Doch bevor er noch von dem Lande bleibenden Besitz ergriffen, zwangen ihn Krankheiten und der Mangel an Lebensmitteln zum Rückmarsche, während die unter Rußland stehenden Kalmüken unter die Kuban'schen Tataren einfielen und reiche Beute machten. Bald rückte Münnich mit 70,000 Mann wieder ins Feld, er belagerte und erstürmte Otschakow und drang bis in die Moldau und Walachei vor, mit deren christlichen Bewohnern er sich ins Einverständniß setzte; aber auch diesmal zwangen ihn Krankheiten zum Rückzug (1737). Würdig steht ihm zur Seite der Feldmarschall Lascy der in der Krim mit derselben Schonungslosigkeit auftrat und nicht weniger als tausend Dörfer einäscherte.

Karl VI, der sich der Czarin Anna vertragsmäßig zum Beistand verpflichtet hatte, hoffte sich hier für die in Italien erlittenen Verluste schadlos halten zu können, und schickte darum trotz der Erschöpfung seiner Staatskasse ein freilich nur aus Recruten bestehendes, schlecht ausgerüstetes Heer gegen die Türkei. Weil es diesem sehr übel erging, cassirte er viele Offiziere, und ließ er seinen Anführer, den Grafen Seckendorf, vor Gericht stellen und gefangen setzen. Die Türken aber führte der Graf Bonneval, der des Dienstes unter Münnich überdrüssig geworden war, zum Siege. So entschloß sich denn der Kaiser, der alles Vertrauen auf seine Feldherrn wie auf seine Gesandten verloren hatte, zum Frieden, koste er, was er wolle. Der Graf von Neipperg, der ihn vermitteln sollte, benahm sich dabei in einer Weise, daß man ihn für einen Verräther halten mußte, bis die von seinem Sohne veröffentlichten Actenstücke darthaten, daß sein Fehler nur in einem unbegreiflichen Leichtsinn bestanden. Er trat nämlich Belgrad und die Festung Sabatsch, Serbien

und die österreichische Walachei ab, und überließ den Türken die in die Sklaverei geführten Oesterreicher, gegen die Erlaubniß, daß sie von Privaten losgekauft werden könnten (1730). So opferten Karl's Räthe in ihrer dunkelvollen Bornirtheit die schönste Frucht von Eugen's Siegen. Mit jenem Frieden, den man kaum von einem vor den Thoren stehenden Feinde hätte annehmen sollen, öffnete man den Türken den Weg nach Wien; und auch Münnich, der den Dnjester überschritten hatte und gegen Bender marschirte, sah sich jetzt von Friedensunterhandlungen aufgehalten, „den unbegreiflichsten und unseligsten, die die Geschichte kennt" (Schöll). Da sich Rußland von seinem Bundesgenossen verlassen sah, und da es dem Schah Nadir, der sich zur Theilnahme am Kampfe erbot, nicht traute, so schloß es gleichfalls Frieden. Die alten Grenzen sollten bleiben. Die Festungswerke von Asow sollten geschleift und zu größerer Sicherheit sollte die Umgebung der Stadt unbebaut bleiben. Die beiden Kabarda's wurden unabhängig, um als Grenzbarriere zwischen den zwei Staaten zu dienen. Die Gefangenen wurden beiderseits ohne Lösegeld zurückgegeben. Dem Czar wurde die Führung des Kaisertitels zugestanden, und seinen Unterthanen der unentgeltliche Besuch des heiligen Landes gestattet. Allerdings verzichtete Rußland seinerseits auf den Besitz des Schwarzen Meeres, um dessenwillen es den Krieg begonnen hatte, und verpflichtete es sich sogar, keine Schiffe auf demselben zu halten, dafür aber räumte es jetzt auch die Schranken weg, die der Frieden vom Pruth seinen herrschsüchtigen Plänen gesetzt hatte. Mit Frankreich, dessen Gesandter, der Marquis von Villeneuve, den Divan bei der ganzen Unterhandlung durch seine Rathschläge geleitet hatte, schloß die Pforte einen Handelsvertrag, der fortan die Richtschnur für alle spätern Beziehungen der beiden Mächte blieb.

Mahmud hätte jetzt die Bedrängniß des in den Erbfolgekrieg verwickelten Oesterreichs benützen können (1740). Statt dessen bot er sich zum Vermittler an, und führte er den Mächten die vortrefflichste Moral zu Gemüthe, womit er freilich auf ihre gefühl- und gewissenslose Herrschsucht keinen Eindruck machte, so daß er sich genöthigt sah, ein müßiger Zuschauer zu bleiben. Dafür ging es in seiner Hauptstadt, die zur ewigen Unruhe verdammt schien, um so stürmischer zu: die immer wiederkehrenden Aufstände zwangen zu Kabinetwechseln, machten Tausende von Häusern zu Schutthaufen und mußten mit Strömen von Blut erstickt werden. Mahmud hatte vollauf zu thun, um sie

zu unterdrücken und das eigene Leben durch Hinopferung des fremden zu sichern, und so blieb ihm keine Zeit, seine guten Anlagen zu entfalten, und zumal in der äußern Politik zu reformiren. Durch seine Prunkliebe verdarb er das einfache, genügsame Wesen seines Volkes und nur zu bald gewöhnte sich die große Masse, die von Haus aus zum Nachahmen geneigt ist, an die Bedürfnisse eines schwelgerischen Lebens.

Ihm folgte (1754) sein Bruder Othman III, der bis zu seinem fünf und fünfzigsten Jahr in dem Prinzengefängnisse des Serails gelebt, und hier nie etwas von den Staatsgeschäften oder auch nur von den Straßen und Palästen der Hauptstadt oder andere Gesichter als die der Eunuchen und Odalisken gesehen hatte. Wie ein blödsinniges Kind ergötzte er sich jetzt damit, alle diese ihm so neuen Dinge zu betrachten; er überließ sich dem jugendlichen Leichtsinn und den tollsten Launen, wechselte alle Augenblicke seine Minister und verwandelte sich endlich, aus Furcht, den unverhofften Thron wieder zu verlieren, in einen grausamen Tyrannen. Das Volk rächte sich dafür durch Brandstiftungen, wobei einmal zwei Drittheile der Stadt in Asche sanken. Im Begriffe zu sterben (1751), ließ sich Othman noch in das auf der Wasserseite des Serails gelegene Kiosk bringen, um den Abschiedsgruß von seiner Flotte zu empfangen.

Zwölftes Kapitel.

Rußland.

Die Russen waren durch Peter I zu einem kriegstüchtigen Volke herangebildet worden. Er hatte zu diesem Behufe die besten Offiziere und Soldaten Karl's XII, ja des ganzen Europas um sich gesammelt und sein Werk, das in dieser Hinsicht die Schöpfungen eines Ludwig XIV und eines Friedrich Wilhelm weit hinter sich ließ, war ihm um so vollkommener gelungen, als er es mit einem naturwüchsigeren, zum Gehorchen gebornen Volke zu thun hatte, das mit einem bedeutenden Nachahmungstalente begabt war. Die Unklugheit Karl's XII, die Schwäche Polens, das Unglück Ludwig's XIV, das Sinken der habsburgischen Macht waren ihm bei seinen Vergrößerungsplänen zu Statten gekommen, und hatten ihm geholfen, sich ein furchtbares Heer heranzubilden. Schon beherrschte er die sämmtlichen Ostseeländer, während Schweden und Polen ihm tributpflichtig

waren, und schon zitterte Europa vor einem neuen Einfall asiatischer, von der Bildung noch nicht gezähmter Barbaren. Allein gerade das Rohe, Naturwüchsige des Volkes machte dieses nur um so empfänglicher für den Fortschritt, trotz der verkehrten Maßregeln des Hofes.

Als Peter im Jahre 1725, ohne einen Nachfolger zu ernennen, gestorben war, wollten Einige seine Gemalin Katharina auf den Thron erheben, als habe der Czar selber sie durch ihre Krönung für denselben bestimmt, Andere aber seinen zehnjährigen Enkel Peter, den Sohn jenes Alexei, auf dessen Hinrichtung Katharina gedrungen hatte. Beide Parteien intriguirten nach Kräften, beide suchten sich auf das Heer oder auf den heiligen Synod zu stützen. Allein Katharina, „die gekrönte Leibeigene", die nicht einmal lesen und schreiben gelernt hatte, spielte die Rolle der Gattin, der Wittwe, der Mutter und der Stiefmutter mit eben so viel Charakterstärke als Geistesgegenwart. Kaum hatte sie ihrem Gemahl, dessen Vertrauen sie sich fortwährend zu bewahren gewußt, die Augen geschlossen, kaum hatte sie allen Trauerformalitäten Genüge gethan, als sie den Schatz in Sicherheit brachte, an die Soldaten Belohnungen austheilen und ihren Günstling Menzikow zu ihren Gunsten wirken ließ, während sie selber, nach der Landessitte in einen ganzen Wulst von Trauerkleidern eingehüllt, überall unter dem Volke erschien, weinend, conspirirend und befehlend*). Sie versprach dem Volke, ihm eine Mutter zu sein, und sie hielt Wort: sie erleichterte die Abgaben, gestattete den Verbannten die Heimkehr, und entfernte die Galgen von den Wegen. Nach Außen blieb sie eine Gegnerin Englands und eine Verbündete Oesterreichs und Preußens.

Die Regierung führte in ihrem Namen Menzikow, von dem man behauptete, er habe den Czaren Peter ermordet, um an seiner Stelle zu herrschen, und dann im Einverständniß mit Oesterreich auch Katharina, als er gesehen habe, daß sie sich durch neue Günstlinge eine Stütze gegen ihn zu schaffen suche. Als sie im acht und dreißigsten Jahre verschieden war, brachte Menzikow den noch im Kindesalter stehenden Czar Peter II nach seinem Palaste und dictirte ihm hier einen Aechtungsbeschluß gegen seine Feinde, hauptsächlich gegen jene, welche die Vermählung seiner Tochter mit dem neuen Herrscher zu hintertreiben suchten. Allein die Fürsten Dolgoruki wußten dem letzteren

*) Lemontey.

glaubhaft zu machen, daß Menzikow ihn durch jene Heirath seiner Herrschergewalt zu berauben beabsichtige, und wirklich brachten sie es so weit, daß er in die Verbannung geschickt wurde. Man erzählt, die ihm zu Gunsten der Staatskasse abgenommenen Schätze hätten nicht weniger als neun Millionen Rubel in Papieren, vier Millionen an baarem Gelde und 800,000 in Edelsteinen betragen. Dazu kommen noch 105 Pfund Gold und 420 Pfund Silber an Schmuck und Geräthen. Die Dolgoruki, welche jetzt statt seiner das Vertrauen des Czaren besaßen, vermählten diesen mit einer Prinzessin aus ihrem Hause; doch bald darauf starb er (1730) an den Blattern, und mit ihm erlosch der Mannesstamm der Romanow.

Die Dolgoruki wußten die Wahl auf die Tochter Iwan's, des erstgebornen Bruders Peters des Großen, die verwittwete Herzogin Anna von Kurland zu lenken, obwohl diese am wenigsten zum Throne berechtigt war. Sie thaten es in der Hoffnung, daß der Adel sich jetzt wieder auf Kosten des Thrones zu seiner früheren Machtstellung werde erheben können. Zu diesem Zwecke ließen sie die Neugewählte eine Capitulation unterschreiben, in welcher sie versprach, Nichts ohne Zustimmung des Senates zu unternehmen, und vor Allem ihren Günstling Biren daheim zu lassen. Sie nahm alle diese Bedingungen an, war aber dabei entschlossen, keine zu halten. Biren kam an ihren Hof; eine angebliche Deputation des Adels, der Geistlichkeit und des Volkes bat sie, die Capitulation als unverträglich mit dem nationalen Herkommen aufzuheben, und nun erklärte sie, sie habe den Thron kraft ihres Erbrechtes inne. Die Dolgoruki wurden verbannt und an ihre Stelle traten Ostermann und Biren*). Der letzgenannte herrschte als vollendeter Despot, der sich die Aufgabe gestellt zu haben schien, Sibirien mit dem russischen Adel zu bevölkern. Wollte man einen Feind zu Grunde richten, so brauchte man bloß Jemand auszusenden, der mit den Rufen: „ich kenne die Losung und die Sachen" zu verstehen gab, er wisse um eine Verschwörung und wolle sie enthüllen. Zwar mußte er seine Aussage durch eine dreimalige Folterprobe mit der Knute aufrecht halten, bevor sie als wahr galt. Damit er aber die nöthige Kraft hiezu erlange, durfte er es mit ansehen,

*) Von diesem Augenblicke an nannte sich der Letztere Biron, um als Verwandter der gleichnamigen französischen Familie zu erscheinen, eine Schwachheit, die ein großer Dichter unserer Zeit mit ihm theilte.

wie der Angeklagte in derselben Weise bedient wurde. So zerfleischte man Beide abwechslungsweise so lange, bis sich entweder der Eine als schuldig oder der Andere als Verläumder bekannte. Dieses Mittel wurde gegen gar viele hochgestellte Personen angewendet, namentlich auch gegen die Dolgoruki, die der Verschwörung gegen die Czarin angeklagt, und dann auf's Blut gepeitscht wurden.

Am Kriege hatte Anna trotz ihres trefflichen Heeres keine Freude; darum gab sie Persien jene Provinzen, die ihm Peter der Große entrissen hatte, und die mehr kosteten als eintrugen, lieber wieder zurück. Dagegen hatte sie mit der Türkei, in Polen und in Kurland Krieg zu führen, blieb aber überall Siegerin. Indessen hatte sich der Haß der Nationalrussen gegen die sogenannten „Deutschen," d. h. gegen Ostermann, Biren und Münnich, immer mehr gesteigert, nur durfte ihn Niemand laut werden lassen, wollte er nicht in den Kerker oder nach Sibirien wandern. Anna war willensfest genug, um ein unter seinem Sklavenjoche murrendes Volk im Zügel zu halten, ohne genöthigt zu sein, den Liebling zu Gunsten des Vertheidigers zu opfern. Von Moskau, wo Peter II seinen Sitz hatte, verlegte sie den Hof nach Petersburg. An der Einmündung des Or in den Ural gründete sie auf einem Jaspisberg die wichtige Stadt Orenburg. Der Adelrepublik Polen, die seitdem mehr und mehr ein Spielzeug Rußlands wurde, gab sie einen König. Für ihren Günstling Biren aber erzwang sie durch Bestechungen und ein Heer die Wahl für den eben vacant gewordenen Herzogsstuhl von Kurland, das bisher von der Familie der Kettler als polnisches Lehen beherrscht worden war (1737).

Zu ihrem Nachfolger hatte sie auf seinen Rath den Sohn ihrer mit dem Herzog von Braunschweig vermählten Nichte, Iwan IV bestimmt, für den nach Anna's Tod Biren die Regentschaft führte (1740). Doch wurde der letztere in Folge der Umtriebe des Feldmarschalls Münnich, den seine vermeintliche Geistesbeschränktheit im Intriguenspiel nur um so gefährlicher machte, verbannt und Iwan's Mutter, Anna von Mecklenburg, zur Regentin ausrufen. Statt Münnich seine Dienste, wie er gehofft, mit der Stelle eines Generalissimus zu lohnen, übertrug sie diese an ihren Gemahl und ließ sie dem erstern, dem sie bei ihrer Hinneigung zu Oesterreich seine Parteinahme für Preußen nicht verzeihen konnte, ohne viele Umstände auch sein Amt als Premierminister abnehmen.

Elisabetha.

Die nächsten Ansprüche auf den Thron hatte die Tochter Peter's des Großen, Elisabeth, die nur durch ihre Genußsucht und Trägheit von der Bewerbung um denselben abgehalten worden war. Dagegen intriguirte für sie ihr Günstling Lestocq, ein französischer Barbier, der ihr einst ein Bild überbrachte, das auf der einen Seite sie mit geschorenem Haupte und ihn auf dem Rade, auf der andern sie auf dem Throne und ihn auf dessen Stufen darstellte. Auf seine lakonische Erklärung: „entweder diese Nacht noch das Eine oder morgen das Andere!“ gab sie ihm unbeschränkte Vollmacht, für sie zu handeln, und schon am andern Morgen war die noch in der Nacht mit 105 Grenadieren unternommene Revolution vollendet (6. Dez. 1741). Wie das Volk der neuen Kaiserin laut zujubelte, erwachte in ihren Armen der kleine Iwan, der sofort in den Ruf „es lebe Elisabeth!“ einstimmte. „Armes Kind,“ seufzte sie, „du weißt nicht, daß du das zu deinem eigenen Verderben rufst.“

Nun erfolgte ein förmlicher Aufstand gegen die Fremden, die in allen Theilen des Reiches niedergehauen oder verjagt wurden, wobei nur die im Heere Dienenden Mittel fanden, sich zu vertheidigen, bis sie in anderweitige Dienste übertreten konnten. Ueberall bekam das gesellschaftliche Leben wieder seine streng nationale Färbung; wie früher that man groß mit Unwissenheit und Rohheit, mit geschmackloser Prunkliebe und unduldsamem Aberglauben. Die weit absehenden Pläne, die die Russen wohl auszuführen, aber nicht zu fassen verstanden, wurden aufgegeben. Nach wie vor raubte man Kinder unter dem Vorwande, sie zu bekehren, in Wahrheit aber, um sie zu Sklaven zu machen. Während Elisabeth auf der einen Seite durch ihre schamlose Wollust das Militär für sich gewonnen hatte, genoß sie jetzt auf der andern als Oberhaupt der Landeskirche eine unbegrenzte Verehrung. Nicht aus Herzensgüte, sondern aus ängstlichem Widerwillen gegen Alles, was an den Tod mahnte, hatte sie versprochen, Niemand mehr hinrichten zu lassen. Dagegen wurden die alten Günstlinge jetzt unter dem herkömmlichen Vorwand der Verschwörung mit der Knute, mit Zungenabschneiden und Verbannung nach Sibirien bestraft. Iwan wurde eingekerkert, die entthronte Familie in Orenburg confinirt, Ostermann mit Münnich und Andern nach Sibirien verbannt. Wenn die neue Kaiserin die geheime Kanzlei, jenes schonungslose, politische In-

quisitionsgericht, nicht einsetzte, so behielt sie es wenigstens bei und Dank seiner unermüdlichen Thätigkeit füllten zuletzt bei 80,000 gepeitschte, verstümmelte, halb verhungerte Menschen die sibirische Wüste mit ihrem Jammer. Gar zahlreich waren ihre Geliebten und alle mußten ihren Familiennamen verheimlichen.

Unter ihnen ragte besonders hervor der ebenso sittenlose als rohe Bestuschew, ein Mann von kräftigem Geist und Körper, der die Czarin nach seiner Laune beherrschte, und das Land mit unersättlicher Habsucht aussog. Freilich schuf ihm ihre schamlose Wollust immer wieder neue Nebenbuhler, wenigstens auf kurze Zeit. Dahin gehörte der elende Razumowsky aus der Ukraine, ein aller Bildung entbehrender Chorist bei der kaiserlichen Kapelle, der nur um seiner schönen Stimme willen gefiel; der Erbprinz von Hessen Homburg, der französische Gesandte La Chetardie, der von seiner Gönnerin Geschenke im Werthe von anderthalb Millionen erhielt. Mit der Person und den Launen dieser Günstlinge wechselte immer auch die ganze Politik Rußlands. Lestocq, der den französischen Interessen diente, wurde von Bestuschew, der die österreichischen begünstigte, gestürzt, worauf er nach einer schamlos rechtswidrigen Untersuchung zum Tode verurtheilt und nachträglich zur lebenslänglichen Verbannung mit zwei Rubeln für den Tag begnadigt wurde. Plötzlich wurde Elisabeth fromm: sie heirathete Razumowsky (1750), unterdrückte das sittenlose Leben in der Hauptstadt, und ließ zu diesem Behufe eine Masse von feilen Dirnen einkerkern, darunter freilich auch manche ehrliche Frau, die durch Feinde oder Nebenbuhlerinnen verläumdet worden war. Wer uneheliche Kinder hatte, mußte sie durch die nachfolgende Ehe legitimiren, wie sehr auch letztere gegen die Standesrücksichten verstoßen mochte; im anderen Falle drohten ihm die Minen von Orenburg.

Für die Kunst und Wissenschaft that Elisabeth sehr viel; sie gründete die Universität zu Moskau und die Akademie der schönen Künste zu Petersburg; sie stellte Voltaire die auf die Geschichte ihres Vaters bezüglichen Urkunden zur Verfügung, und errichtete ein Nationaltheater, für welches Alexander Sumarakow neun Tragödien im Stile Racine's, zehn Lustspiele und eine Oper schrieb, die von einem Italiener in Musik gesetzt wurde. Dies war die erste Oper, die man in Rußland zu hören bekam. Zu gleicher Zeit wurden durch den Italiener Giovanni Locatelli das Ballet an diesem Theater eingeführt.

Obwohl die Kaiserin weinte, wenn sie von ihren im Feld

gefallenen Russen hörte, war sie dennoch der Meinung, der Krieg sei Rußlands natürlicher Zustand, und dieses müsse seinen Nachbarn stets drohend gegenüberstehen. Auf diese Weise erweiterte sie die Grenzen ihres Reiches, und trieb sie mit ihrer Bundesgenossenschaft und ihrer Feindschaft einen einträglichen Handel. Durch den Frieden von Abo erlangte sie von Schweden die Provinz Kymenogorod, die Festung Nislot und die an der Mündung des Kymene gelegenen Inseln. Sie vollendete die Unterwerfung Kurlands und Semgallens, demüthigte die Pforte und machte sich Friedrich II furchtbar, dessen Hauptstadt sie sogar vorübergehend in Besitz nahm.

Ein wesentlicher Gewinn für Rußland war die Unterwerfung der Kosaken, eines Mischlingsvolkes, das sich aus den Ueberbleibseln der alten Chazaren und Polowzer, sowie aus Mongolen, Türken, Tscherkessen, Lithauern und aus Abenteurern aller Länder gebildet hatte, zu einer Zeit, wo eben das alt asiatische Barbarenthum unter dem mehr und mehr durchdringenden Einflusse der europäischen Bildung zu verfallen begann. So aus Völkerstämmen zusammengesetzt, die sich früher bekämpft hatten, und die erst allmählig durch den bildenden Einfluß des Christenthums und die Macht der Gewohnheit an einen bleibenden Wohnsitz gebunden wurden, bildeten diese Kosaken gleichsam die Uebergangsstufe zwischen den Nomaden Asiens und den regulären Heeren Europa's und legten sie das Barbarische ihrer alten Sitten allmälig ab, während sie zu gleicher Zeit dem Staat die Nothwendigkeit ersparten, die Söhne des längst schon seßhaft gewordenen Volkes vom Pfluge wegzureißen. Die unter dem Namen der „Zaporoger“ — d. h. der „hinter (oberhalb) den Stromschnellen“ des Dnjeper Angesiedelten — bekannten hatten unter dem gemeinsamen Schutze Rußlands und Polens gestanden, bis sie sich 1686 ausschließlich dem erstern Staate unterwarfen. Als Karl XII den Czaren Peter bekriegte, reizte er sie zum Aufstand und ihr Hetman Mazeppa führte ihm eine Hilfsschaar zu. Allein nach der Schlacht bei Pultawa mußten die Kosaken schwer für ihren Abfall büßen; die Hauptschuldigen wurden gepfählt oder geviertheilt, die übrigen neu unters Joch gebeugt. Diejenigen unter ihnen, denen es unmöglich war, bei Otschakow über den Dnjeper zu setzen, legten an diesem Flusse eine neue Setscha (verschanztes Lager) an, dessen Mannschaft unter dem Hetman Philipp Orlik, Nachfolger Mazeppa's, stand und den Chan der Krim als Oberfeldherrn anerkannte. Sie wohnten hier

in zerstreut gelegenen Hütten und waren unter achtunddreißig Kurene (Quartiere) vertheilt. Jede der letztern war eine Art Familie für sich, deren Mitglieder zusammen speisten und unter einem eigenen Hetman standen, während dem Ganzen der Koschewoi Hetman vorstand. Frauen wurden im Lager nicht geduldet; wer heirathen wollte, mußte austreten. Die Elemente, aus denen sich die Schaar rekrutirte, waren die Abenteurer, die Gesetzes- und Fahnenflüchtigen der umwohnenden Völker und die geraubten oder erbeuteten Knaben. An jedem Neujahr wurde eine allgemeine Versammlung gehalten, die die Felder, die Flüsse und die Seen mit ihren Fischen verloste, und zwar unter die Kurene, nicht unter die Einzelnen. Zugleich wurden hier durch Abstimmung nach Köpfen neue Hetmans gewählt, falls man mit den alten nicht zufrieden war. Außerdem fanden auch außerordentliche Versammlungen statt, aber nur, wenn es sich um irgend eine gemeinsame Unternehmung oder um ein anderes wichtiges Interesse handelte. Die Privatangelegenheiten von minderem Belang machte ein Richter ab, über die wichtigern entschied ein aus sämmtlichen Hetmans zusammengesetzter Rath.

Als die Russen dieses Gemeinwesen auflösten, wurden die Zaporoger von den auf dem linken Dnjeper Ufer wohnenden Tataren unter sich aufgenommen. Dadurch verlor Rußland seine Oberherrschaft über sie, wogegen es die über die Ukraine behauptete. Der Hetman der letzteren, Daniel Apostol, ging eigens nach Moskau und erwirkte hier seinem Volke eine Erleichterung der Abgaben, die Handelsfreiheit und noch andere günstige Verordnungen. Zuletzt stellten auch die Zaporoger nach vierundzwanzigjährigem Aufenthalte unter den Tataren an die Czarin das Ersuchen, sie als Unterthanen anzunehmen. Wirklich zogen sie, zwei Millionen an der Zahl, auf das russische Gebiet hinüber, wo sie ihre Setscha an der Podpolnaja aufschlugen. Nach Apostol's Tod (1734) schaffte Anna das Amt des Hetmans ab, und setzte dafür einen russischen Statthalter ein. Doch Elisabeth stellte die alte Einrichtung wieder her, um die Hetmansstelle einem Bruder ihres geliebten Razumowsky, der den Kosaken gewogen war, verleihen zu können (1751). Als aber die Zaporoger später, beim Frieden von Kainardschi, auf einen Theil des von der Pforte abgetretenen Gebietes Ansprüche erhoben, ließ Katharina II ihre Setscha zerstören (1775), worauf sie in Masse nach Bessarabien und dann in die Moldau auswanderten. Andere dagegen wurden am Ostufer des Asow'schen Meerbusens an-

gesiedelt (1787), wo sie den Namen der „Kosaken vom Schwarzen Meere" (Tschernomorski) annahmen, und im Jahre 1804 mit der Bewilligung des Czaren ein eigenes Gemeinwesen gründeten.

Um die Nachfolge in der directen Nachkommenschaft Peter's des Großen zu sichern, berief Elisabeth den regierenden Herzog von Hollstein-Gottorp, Peter, der als Sohn Anna's, der erstgebornen Tochter Peter's I, zum Throne berechtigt war. Sie bewog ihn zur griechischen Kirche überzutreten (1745), und vermählte ihn dann mit der Prinzessin Sophie von Anhalt-Zerbst, die gleichfalls zur griechischen Confession übertrat und bei dieser Gelegenheit den Namen Katharina annahm. Beide standen noch im jugendlichsten Alter und waren sich Anfangs innig zugethan. Doch gar bald waren sie an dem von Günstlingen beherrschten Hofe entzweit. Um den ihm verhaßten Peter zu stürzen umgab ihn Bestuschew mit Spionen, die gerade zu jener Zeit einen so mächtigen Einfluß besaßen. Wirklich faßte die hochgebildete, geistreiche Katharina einen förmlichen Haß gegen den Gemahl, der ihn so sehr zu verdienen schien. Er war ein Säufer und eifriger Besucher verworfener Häuser, verdrossen und mißtrauisch, dabei stets ohne Geld, da er Alles auf die Soldaten und Fabriken verwandte. Selbst die Geburt eines Sohnes vermochte das ehliche Band nicht fester zu knüpfen. Zuletzt trat der Czar mit dem Preußenkönig in geheime Verbindung, und träumte er bereits davon, das gesammte Heer- und Regierungswesen nach preußischem Muster umzugestalten.

Indessen hatte Katharina, die sich als ein Opferlamm in den Händen eines rohen Gemahls darzustellen verstand, während sie ihn verrieth, Bestuschew's Gunst gewonnen, und dann dem polnischen Gesandten Stanislaus Poniatowsky ihre Liebe geschenkt. Zwar wurde dieser vom Czaren ertappt, wie er eben verkleidet in seinen Gärten herumschlich, und deßhalb nach Warschau zurückgeschickt. Allein Katharina, der die Untreue vom Gemahl verziehen wurde, ließ sich dadurch nicht stören, nach wie vor Liebschaften anzuknüpfen und Verschwörungen anzuzetteln. Ihr Streben ging dahin, ihren Sohn Paul an die Stelle ihres Gemahls zu setzen, um dann als seine Vormünderin zu herrschen. Als die hochverrätherischen Umtriebe entdeckt wurden, mußte Bestuschew als Majestätsverbrecher nach Sibirien, Katharina aber erlangte abermals Verzeihung. Unter dem Militär, dem sie sich verkleidet hingab, behagte ihr am besten Gregor Orlow, dem sie das sonst geheim gehaltene Ziel ihres von den Genüssen

nicht übertäubten, unablässig nach dem Throne strebenden Ehrgeizes enthüllte. Da ließ ihr Gemahl, der ewigen Verdrießlichkeiten müde, der Czarin sagen, er verzichte auf die glänzende Zukunft und ziehe die Heimkehr in sein Holstein vor. Elisabeth aber nahm den Verzicht nicht an. Bald darauf starb sie zweiundfünfzig Jahre alt am Skorbut, den sie sich durch den unmäßigen Genuß von scharfgewürzten Confituren und geistigen Getränken zugezogen (1761). Unter ihrem Nachlaß fand man nicht weniger als 16,000 Anzüge, zwei große Kisten voll Bänder, Tausende von Schuhen, ganze Zentner von neuen Stoffen jeder Art. Erst in den letzten Tagen vor ihrem Tode befahl sie, die eingekerkerten Schmugler und Schuldner freizugeben; der erstern waren es volle 13,000, der letztern 25,000.

Peter III brachte auf den Thron, nach dem er sich nie gesehnt, ein rohes Wesen, aber ein gutes Herz mit. Er begann sogleich damit, daß er alle Verbannten, soweit sie keine gemeinen Verbrecher waren, zurückrief. So kamen jetzt alle die früheren Minister wieder zurück — Biren, Münnich, Lestocq. Dem Herkommen entgegen, ließ er die Günstlinge seiner Tante unbehelligt. Er bezahlte alle Schulden seiner Gemahlin, ohne nach ihrer Entstehungsweise zu fragen, und erwies ihr überhaupt der Oeffentlichkeit gegenüber alle jene Rücksichten, die sie so wenig verdiente. Er besuchte den unglücklichen Iwan VI, der in seiner Kerkerhaft erblindet und zu thierischem Stumpfsinn herabgesunken war, und erleichterte ihm seine Lage. Ja er legte sogar seinen Hang zur Trunkenheit ab*). Darauf stürzte er sich kopfüber in eine Unmasse tief greifender Reformen, an denen schon weit größere Politiker zu Schanden wurden. Er befreite den Adel von der Gerichtsbarkeit der Geheimen Kanzlei und der Anwendung der Folter. Ueberhaupt glaubte er, diesem Adel, der vorher ganz und gar der Willkür des Czaren unterworfen war, eine freiere Stellung einräumen zu müssen, da derselbe ja jetzt durch die Fürsorge seiner Vorgänger hinlänglich herangeschult sei. Dagegen verlangte er von dem Adel, er solle seine Söhne gehörig unterrichten lassen. Die Söhne jener Adeligen aber, die weniger

*) Es gibt kein Laster und keine Schuld, die ihm nicht von den lobhudelnden Verehrern Katharina's zur Last gelegt worden wäre. Dagegen übernahm es ein Ungenannter, sein Andenken in seiner 1808 mit zahlreichen Urkunden belegten, zu Tübingen erschienenen Lebensbeschreibung wieder zu Ehren zu bringen.

als tausend Leibeigene besäßen, sollten in die kaiserliche Cadetten-Anstalt geschickt werden. Er schaffte die Monopole ab, ermäßigte den Preis des Salzes; erließ eine Reihe polizeilicher Verordnungen, namentlich auch gegen die Prunkliebe, beförderte die Industrie, namentlich auch dadurch, daß er den Gründern von Fabriken eine zehnjährige Steuerfreiheit und andere Vorrechte bewilligte; gründete eine Bank, die zum Behufe landwirthschaftlicher Unternehmungen Vorschüsse geben sollte, und sorgte für eine möglichst nutzbringende Ausfuhr von Getreide, Ochsen und Theer, indem er die Verkehrshindernisse beseitigte, die Zollabgaben verminderte, und über alles Einschlägige Erhebungen einziehen ließ; endlich hob er auch die privilegirten Handelsgesellschaften auf, die die große Masse von aller Concurrenz in den gewinnbringendsten Geschäften ausschloß.

Um das durchzusetzen, was nicht einmal Peter dem Großen gelungen war, nämlich die Vereinigung der geistlichen und der weltlichen Gewalt in der eigenen Person, belegte Peter II die Güter der Geistlichkeit mit Beschlag und übertrug ihre Verwaltung einem Wirthschaftsrath.

Auch die gottesdienstlichen Einrichtungen wollte er vereinfachen, und namentlich die Bilder aus den Kirchen entfernen, doch fügte er sich zuletzt dem Widerstande des Erzbischofs von Nowgorod. Bei seinen militärischen Reformen ging er bis in die kleinsten Einzelnheiten ein, nach dem Vorgang Friedrich's II, den er seinen Meister nannte und dessen Namen er nie aussprach, ohne den Hut abzunehmen. Er übersandte ihm so viel Geld, daß er auf dem besten Wege war, sich dadurch selber zu Grunde zu richten, und verband sich mit ihm gegen Oesterreich, und zwar weit mehr aus Beweggründen des Herzens und der vermeintlichen Gerechtigkeit, als des Staatswohles. Letzterem wäre vielmehr eine Fortsetzung des siebenjährigen Krieges zu Statten gekommen, wenigstens insofern, als dieser eine gute Schule für die eigenen Heere bildete, während er zugleich die Kräfte der Nachbarn aufrieb. Zuletzt ging der Czar in seiner wahnwitzigen Reformsucht gar so weit, daß er die ganze staatliche Form Europa's neu gestalten wollte. Freilich können wir ihn in allen diesen Dingen nur nach seinen Absichten beurtheilen, denn vollendet hat er nichts, und so oft er wirklich Hand ans Werk zu legen versuchte, bewies er eben nur den vollständigsten Mangel an Willensfestigkeit und Geistesreife.

Seine Gemahlin Katharina hatte ihre Neigung zu Or-

low zu einem Verhältniß gedeihen lassen, das zu vertraut war, um dem Auge eines eifersüchtigen Gemahles lange entgehen zu können, und so beschlossen denn die Beiden, sich seiner zu entledigen. Sie ließ den nur zu wohl verdienten Unwillen ihres Gemahls widerstandslos über sich ergehen, und wußte sich dadurch als einen Gegenstand des Mitleids hinzustellen, wo sie doch nur den entschiedensten Tadel verdiente. Das Vertrauen des Gemahls wie seinen Zorn wußte ihre Schlauheit gleich trügerisch für sich auszunützen. So gewann sie eine Menge von geheimen Mitschuldigen, von denen Jeder glaubte, er sei das alleinige Haupt der Verschwörung, wie er der alleinige Besitzer ihrer Gunst sei. Das Vorgehen Peter's kam ihr vortrefflich zu Statten. Wie er sich durch die mit der Uniform vorgenommenen Aenderungen den Soldaten entfremdet hatte, so war er der Geistlichkeit um der Beschlagnahme ihrer Güter willen verhaßt und mißfiel es dem ganzen Volke, daß er sich noch immer nicht hatte salben lassen. Um so eifriger zeigte sich Katharina, die den allgemeinen Unmuth auf jede Weise schürte, in Heilighaltung der von den Vätern ererbten Gebräuche, die der Czar mit Füßen trat. Darauf sprengte sie das Gerücht aus, der letztere wolle seine ganze Familie sammt seinem Sohne, den er nicht als den seinigen anerkannte, einkerkern. Vergebens gab Friedrich seinem Verehrer, an dessen Rettung ihm schon um des eigenen Vortheils willen gelegen sein mußte, Nachricht von diesen Umtrieben. Er schenkte ihnen — sei es aus gutmüthigem Vertrauen, sei es aus Gleichgiltigkeit — keine Acht, und als nach und nach der verdächtigen Anzeichen immer mehr wurden, da wußte ihn Katharina durch Feste zu zerstreuen, bis ihr Plan zur Reife gediehen war.

Wie die Mine endlich platzte, da war es um Peter's Besinnung geschehen. Schreiend rannte er hin und her, in allen Schränken, unter allen Betten nach der Czarin suchend, und mit ihm jammerte rath- und hilflos seine ganze Umgebung. Nur Münnich blieb besonnen und treu. Aber statt dem Rathe desselben zu folgen und sich an die Spitze der deutschen Regimenter zu stellen, ließ er sich von der Angst seiner Geliebten und seiner übrigen weiblichen Umgebung anstecken. Er schrieb Manifeste, verlangte eine Unterwürfigkeit um die andere und eilte endlich in seiner Todesangst nach Kronstadt, um sich hinter dessen Wällen zu bergen; allein auch hier war man ihm zuvor-

gekommen. Katharina hatte die Verschwornen um sich gesammelt, ein Regiment und den Pöbel bestochen, die sie zur Kaiserin ausriefen. Eine öffentliche Bekanntmachung nannte sie die Retterin der bedrohten Religion, der gefährdeten Nationalehre und der Verfassung. Unter dem Hurra der betrunkenen Soldaten und den ermuthigenden Glückwünschungen der fremden Gesandten, die alle vor Begierde brannten, den preußischen Einfluß zu beseitigen, zog Katharina im Soldatenanzug und mit dem Eichenkranz um das Haupt gegen den Gemahl. Er schickte ihr seine Abdankung entgegen, mit der feigen Bitte, man möge ihn nur wenigstens leben und Romane lesen lassen. Man gestand es ihm zu. Allein bald begann man, den von aller Welt Verlassenen mit der größten Härte zu behandeln, bis ihn endlich die Orlow's vergifteten, und, weil er noch nicht schnell genug starb, erdrosselten.

Doch die Frucht ihrer That sollten die Mörder nicht genießen. Gregor Orlow, der auf seiner Wange für immer das Kainmal trug — die Narbe von dem Bisse, den ihm sein königliches Schlachtopfer versetzt hatte, sah sich in seiner stolzen Hoffnung schon an Katharina's Seite thronen; doch sie wollte keinen Gebieter über sich, und so verlor er ihre Gunst und damit zugleich den Verstand, daß er fortan immer die Hölle und das Gespenst des Ermordeten vor sich sah. Sein Mitschuldiger, der Piemontese Odart, ließ sich aus Zorn über den kargen Lohn, der ihm geworden, in eine neue Verschwörung ein, und konnte nur mit knapper Noth entfliehen.

Katharina II zeigte sich sehr betrübt über Peters Tod, für den sie dadurch Verzeihung zu erlangen gedachte, daß sie dem Volke Wohlthaten erwies, und mit den auswärtigen Fürsten freundschaftliche Verbindungen anknüpfte. Wirklich beeilten sich diese insgesammt, Friedrich nicht ausgenommen, mit ihrer Anerkennung, während sie ihrerseits denjenigen verzieh, die an ihrem Gemahle als Freunde gehandelt hatten. Dadurch, daß sie sich zu Moskau krönen ließ und in ihren Erlassen eine ungewöhnliche Herzensgüte kund gab, gewann sie die Zuneigung des Volkes. Das Militär nahm sie dadurch für sich ein, daß sie in den Regimentern Offiziersstellen übernahm; die Geistlichkeit dadurch, daß sie ihr die Verwaltung ihrer Güter zurückgab. Doch bald setzte sie, angeblich um dem Klerus eine feste Verfassung zu geben, einen Wirthschaftsrath ein, der seine Güter verwalten sollte, wobei jedem Geistlichen eine entsprechende Summe für seinen Unterhalt angewiesen, der Ueberschuß aber den Spitälern

und den Veteranen überlassen werden sollte. Bei dieser Gelegenheit stellte es sich heraus, daß der Klerus nicht weniger als 910,886 Leibeigene besaß. Das war wieder eine von jenen zahlreichen Neuerungen, durch die sich Katharina bei den Philosophen des Tages in Gunst setzte. Sie fühlte das Bedürfniß nach möglichst lautem Beifall. Doch war sie viel zu klug, um sich dabei zu überstürzen; vielmehr zeugten alle ihre Verordnungen von der nüchternsten Ueberlegung.

Im Innern des Reiches ging es übrigens dann und wann gar stürmisch zu. Während sie auf einer Reise begriffen war, entschloß sich Wassilei Mitrowiz, ein Unteroffizier aus der Ukraine, sie vom Throne zu stürzen, obwohl ihm keine Mittel zu Gebote standen. Ohne vorhergängige Verständigung mit Andern, ja ohne allen Plan, begann er damit, daß er mit ein paar Soldaten den Versuch machte, Iwan VI zu befreien. Allein die beiden Offiziere, die diesen in seinem unterirdischen Kerker bewachen mußten, hatten den gemessenen Befehl, ihn zu tödten, falls ihn Jemand mit Gewalt fortführen wolle. Sie vollzogen den Befehl und leisteten den entschlossensten Widerstand. Mitrowiz ergab sich bald, und wurde zum Tode verurtheilt, ohne daß er nach seinen Mitschuldigen gefragt worden wäre. Die beiden Mörder wurden belohnt, und Iwan's Eltern nach Dänemark zurückgesandt. Die Welt aber meinte, das Ganze sei ein Manöver Katharina's gewesen, welche Mitrowiz unter dem Versprechen der Straflosigkeit dazu bewogen habe.

Da der Hof für Peter III keine Messe hatte lesen lassen, so blieb immer noch die Annahme möglich, er sei im Grunde noch am Leben. In der That trat bald Einer um den Andern unter seinem Namen auf. Der erste war ein Schuhflicker aus Woronia, der schnell genug am Galgen hing. Darauf kam ein fahnenflüchtiger Soldat von der Grenze der Krim, Namens Tschernitschew, der sein Wagniß ebenfalls bald mit dem Tode büßte. Endlich trat der Arzt Stefan Piccolo auf, ein kroatischer Ueberläufer, der später von den Montenegrinern zum Obersten gemacht wurde, und als solcher ihren Aufstand leitete, bis auch er getödtet wurde. Im Jahre 1772 tauchten abermals vier neue Pseudo-Czaren auf; der eine stand unter den Kosaken der Ukraine auf und starb dafür unter der Knute. Der zweite erhob sich unter den Ural'schen Kosaken, mußte aber bald die Flucht ergreifen. Der dritte war dem Gefängniß entflohen, fand aber gleichfalls bald den Tod. Die Kosaken vom Don und vom

Ural hatten Abgeordnete an die Czarin gesendet, um über die Verletzung ihrer Vorrechte Klage zu führen. Allein statt Gehör zu finden, wurden sie geprügelt und dann fortgejagt. Um sich dafür zu rächen, faßten sie den Entschluß, einen neuen Peter aufzustellen, der übrigens nicht für sich, sondern für den Großfürsten Paul Anspruch auf den Thron erheben sollte. Das Loos erwählte für den gefährlichen Posten einen gewissen Jemelian Pugatschew, dem zwei fähige Köpfe Krasnoborodko und Perfiliow, zur Seite standen. Der Letztere wurde gefangen genommen, doch bald, als man seine Intriguirgabe erkannt hatte, wieder unter der Bedingung freigelassen, daß er hingehe und die Pläne der Aufständischen vereitle. Zu den Seinigen zurückgekehrt, erzählte er, er habe mit dem Großfürsten eine Unterredung gehabt, und dieser habe versprochen, recht bald mit einem Heere zu kommen. Auf diese Kunde bekam der falsche Peter immer mehr Anhang: Er erließ öffentliche Bekanntmachungen und Ukase, und sprach die Russen von dem der „Thronräuberin" geleisteten Eide los. Damit die Deutschen nicht verrathen sollten, daß er ihre Sprache nicht verstehe, ließ er sie niedermetzeln. Seinen Anhängern verlieh er vornehme Namen, um den Glauben zu verbreiten, als werde er vom Adel gehalten. Er vertheilte Orden und ließ Münzen schlagen mit der Aufschrift: Petrus redivivus et ultor. Bald hatte er ein furchtbares Heer von Kosaken, Kalmücken und Baschkiren mit siebenzig Kanonen beisammen, und mit diesen vertheidigte er sich hinter den aus Eisblöcken aufgethürmten Bollwerken gegen die Soldaten der Czarin mit solchem Erfolge, daß er zuletzt zum Angriff übergehen und Kasan erobern konnte, das er niederbrannte.

Erst nachdem man mit der Pforte Frieden geschlossen hatte, war man im Stande, einen Brand zu löschen, der bereits Petersburg zu ergreifen drohte. Obwohl Pugatschew an seinen Kalmücken eine treue Leibgarde besaß, wurde er gefangen genommen und hingerichtet, und dasselbe Schicksal hatten seine sämmtlichen Anhänger. Bei hunderttausend Menschen waren umgekommen, und viele Städte lagen in Schutt und Trümmern. Um das Andenken an den Aufstand ganz zu tilgen, wurde der Name Jaik abgeschafft und mit Ural vertauscht.

Rußland umfaßte bereits den achten Theil der Alten Welt, doch ohne mehr als zwanzig Millionen Einwohner zu zählen, so daß hier auf denselben Flächenraum, auf dem in Frankreich und England zweitausend Menschen lebten, kaum fünfzig kamen. Zu-

dem war diese Bevölkerung aus einer Menge von Völkern zusammengesetzt, ganz verschieden unter sich in ihrer Lebensweise, die theilweise noch die der Nomaden war, in ihren Sitten, ihrer Ueberlieferung und Religion, in ihrer Sprache, die großentheils in Petersburg nicht einmal verstanden wurde. Der Handel, den sie trieben, umfaßte zum größten Theil Rohproducte, und die Einkünfte des Staates beliefen sich nicht über 50,000 Rubel. Katharina hätte den Frieden erhalten sollen, da das Reich der Kultur bedurfte und nicht der weitern Ausdehnung. Statt dessen folgte ein Krieg auf den andern, wobei freilich der Erfolg die Kriegslust der Czarin rechtfertigte. Nicht zufrieden mit der unbeschränkten Herrschaft über Rußland, wollte sie sich auch zur unbedingten Gebieterin Europa's, zu seinem Ludwig XIV machen. Zunächst wollte sie Rußland, Polen, Schweden, Dänemark, Sachsen, Preußen, Großbritannien zu einem Nordischen Bunde vereinigen, um der Macht der Habsburger und der Bourbonen ein Gegengewicht an die Seite zu setzen. Allein der Plan mißlang. Inzwischen aber ließ sie keine Gelegenheit unbenützt, um ihre Ländergier auf Kosten der Nachbarn zu befriedigen und Peter's des Großen Pläne auszuführen. Während sie England durch Begünstigungen im Handel in guter Laune erhielt, schwächte sie den politischen Einfluß Frankreichs; während sie Preußen einschüchterte, ermuthigte sie Oesterreich; sie schürte die innern Unruhen in Persien, um sich den Grenzen Indiens zu nähern; sie knüpfte mit China und Japan Beziehungen an, und demüthigte vor Allem die Pforte.

Dreizehntes Kapitel.

Polen.

Seine Verfassung.

Die polnische Adelsrepublik war der mächtigste Staat des Nordens, bis ihr die mehr und mehr erstarkenden Nachbarn, Schweden, die Türkei, Rußland und Preußen, eine Provinz um die andere entrissen.

Noch verderblicher erwies sich für sie die eigene Verfassung. Sie war ein Wahlreich, um dessen Krone sich auch Fremde

bewerben durften, die sich durch ihre Unterhändler und Kundschafter, durch Partheieinverständnisse und Bestechungen im ungescheuten Wettkampfe das Feld streitig machten. Natürlich mußte da die äußere Unabhängigkeit verloren gehen, wo sich das Ausland so maßgebend in die innern Angelegenheiten einmengte.

Die auf den Thron berufenen Ausländer, fremd sowohl den guten wie den schlechten Eigenschaften der Nation, vertrugen sich schlecht mit den Vertretern der letztern und sahen sich daher genöthigt, ihre wichtigste Stütze in den auswärtigen Mächten, in beständigen Unterhandlungen mit dem Auslande zu suchen, deren Zwecke den Interessen des Landes gerade entgegen liefen. Statt diesen Umtrieben in den Weg zu treten, unterstützte die Diplomatie dieselben: sie waren zu einer wirksamen Waffe der Kabinette geworden. Die Könige selber theilten Aemter und Krongüter aus, um sich Anhänger zu werben.

So rief jede Wahl innere Stürme und Umwälzungen hervor, und kam es auch nicht jedesmal zum förmlichen Bürgerkrieg, so galt es doch stets einen wahren Wettkampf von Bestechungen und schmutzigen Umtrieben unter den fremden Mächten, um den eigenen Schützling zu begünstigen, den der Gegner aber zu beseitigen.

Die oberste Gewalt im Staate besaß der Landtag. Da aber seine Beschlüsse nur im Falle der Stimmeneinhelligkeit (nemine contradicente) giltig waren, so lag es in der Hand jedes einzelnen Edelmanns, sie durch die bloßen Worte sisto activitatem zu verhindern*). Um diesem verhängnißvollen Rechte, das jeden Begriff einer obersten, einheitlichen Staatsgewalt aufhob, ein wirksames Gegengewicht zu geben, bildeten die Edelleute unter sich sogenannte Conföderationen, d. h. festgegliederte, gewöhnlich im gerüsteten Heerlager versammelte Verbindungen zu bestimmten politischen Zwecken. Jede derselben gab sich nach freien Belieben Gesetze und Statuten, als wäre sie ein selbstständiger Staat für sich. Bei aller Verschiedenheit übrigens stimmten sie wenigstens darin überein, daß sie ihre Beschlüsse nach Stimmenmehrheit faßten.

---

*) Es ist dieß jenes berühmte liberum veto, das noch heut zu Tage im russischen „Senate“ besteht, einer Art obersten Gerichtshofes, der jedoch keine Appellationsinstanz für untergeordnete Gerichte bildet. Auch hier braucht bloß ein einziges Mitglied der Versammlung abweichender Meinung zu sein, und die in Frage stehende Sache kann hier nicht zur gerichtlichen Entscheidung gelangen, sondern muß an die Versammlung der vereinigten Sectionen zurück.

Freilich war das Mittel noch gefährlicher als das Uebel, dem es abhelfen sollte, denn wenn sich so der Adel eines ganzen Kreises, einer Woiwodschaft, einer Provinz in Waffen versammelte, um durch festes Zusammenhalten den Landtag zu majorisiren oder durch Einschüchterung zu beherrschen, so hieß das den Staat in eine Reihe kleinerer Staaten auflösen und den Bürgerkrieg organisiren.

Dabei suchten die Großen die Gerichte mit ihren Geschöpfen zu besetzen, was natürlich von entscheidender Wichtigkeit sein mußte in einem Lande, wo die fideicommissarische Eigenschaft der unveräußerlichen, aber tief verschuldeten und verpfändeten Güter zu häufigen Rechtsstreitigkeiten Anlaß gab.

Um das eigentliche Volk aber, das sein Lebenlang an die Scholle gefesselt blieb, von der es sich nährte, und die es im Schweiße seines Angesichts baute, kümmerte sich kein Mensch.

Inzwischen hatte die Gesellschaft in ganz Europa eine großartige, durchgreifende Umgestaltung erlitten: überall war das feudalistische Staatsprincip dem monarchischen erlegen. Nur Polen machte noch eine Ausnahme. Während sich ringsum die Staaten, der veränderten Zeitrichtung folgend, nach Außen und nach Innen concentrirten, verharrte es bei dem mittelalterlichen Staatssystem. Eben damit aber sprach es sich selber sein Todesurtheil: es hatte keinen dritten Stand, keine Finanzen, keinen Handel, keinen Gemeinsinn, keine Achtung und keine Unterwürfigkeit für eine Staatsgewalt; es hatte nichts als den persönlichen Muth seiner ungeordneten Kriegerscharen und die stolzen Erinnerungen an seine große Vergangenheit. Wie sollte es da der concentrirten Stoßkraft seiner absolutistischen Nachbarstaaten widerstehen?

Die Dissidenten.

Ein neuer fruchtbarer Keim der Zwietracht lag in der Verschiedenheit des Religionsbekenntnisses. In den lithauischen Provinzen, die eine Zeit lang unter dem russischen Scepter gestanden, waren sehr viele Griechen, die sich noch nicht zum Uebertritt in die katholische Kirche hatten entschließen können. Auch der Calvinismus hatte um seiner republikanischen Anschauungsweise willen bei einem großen Theile dieses freiheitssüchtigen, unruhigen Adels Anklang gefunden.

Sigismund II sicherte den Edelleuten des griechischen und des protestantischen Bekenntnisses, den sogenannten Dissidenten,

den Vollbesitz der staatsbürgerlichen Rechte, sowie die Befähigung zu allen Aemtern und Würden zu. Unter Sigmund III aber begann man sie in ihrer Religionsfreiheit und ihren politischen Rechten so sehr zu beschränken, daß sich am Ende die benachbarten Mächte in's Mittel legten. Später erließ der Landtag, aus Opposition gegen Karl XII, den eifrigen Vorfechter des Lutherthums, den Befehl, sämmtliche seit dem Einmarsch der Schweden von den Dissidenten erbauten Kirchen niederzureißen und die Ausbreitung jenes Bekenntnisses auf die bisher davon unberührt gebliebenen Orte zu verhindern (1717). Zuletzt wurden die Dissidenten auch von der Landbotenkammer ausgeschlossen.

Zu Thorn entstand im Jahre 1724 bei Gelegenheit einer Prozession ein Streit; man verhaftete einen akatholischen Studenten; seine Mitschüler rotteten sich zusammen und verlangten seine Freilassung. Doch ihre Forderung und ihre lauten Klagen über die Verletzung ihrer Rechte fanden kein Gehör; es kam bis zum Blutvergießen und das Jesuiten-Collegium wurde erstürmt.

Eine eigene Gerichtscommission wurde niedergesetzt, die eine strenge Untersuchung des Vorgangs einleitete, und diese, um einem Einschreiten der protestantischen Mächte zuvorzukommen, möglichst beschleunigte. Eine Menge der Schuldigen, darunter auch Personen vom höchsten Range, wurden hart gestraft, zum Theil selbst mit dem Tode. Vergebens rieth der päpstliche Nuntius Santini zu einem mildern menschlichern Verfahren. Der Vorsteher der Jesuiten verweigerte den Eid, von dem das Schicksal der Verurtheilten abhing; umsonst — die Urtheile wurden vollstreckt, und nichts wurde versäumt, was den Katholiken das Uebergewicht sichern konnte.

Europa war empört, die benachbarten Mächte erklärten den Vertrag von Oliva für verletzt: allein der Landtag zu Grodno erwiderte ihre Drohungen mit herausforderndem Trotze, er brach mit der englischen Gesandtschaft jeden Verkehr ab, bedrohte den König von Preußen, und verjagte den päpstlichen Nuntius, der übrigens wieder zugelassen wurde, sobald er sich gerechtfertigt hatte. Der Landtag von 1735 setzte endlich dem Ganzen die Krone auf, indem er die Dissidenten von allen Aemtern und Würden ausschloß.

Stanislaus Leszczynski.

In besonders unheilvoller Weise machten sich die religiöse Unduldsamkeit und die schamlose Bestechlichkeit fühlbar, als

August's II Tod den Thron erledigt hatte (1733). Der Wahllandtag schloß alle Ausländer von der Bewerbung aus, und bat die fremden Gesandten, sich von Warschau zurückzuziehen. Allein keiner derselben gehorchte, und als der Landtag erklärte, er lehne die Verantwortung für die Folgen von sich ab, antwortete ihm der preußische Gesandte, daß es zur Sühne für eine einem Gesandten zugefügte Beschimpfung nicht genügen würde, wenn man gleich den gesammten polnischen Adel aufknüpfen wollte. Die kräftige Unterstützung des österreichischen und des russischen Gesandten schützten den Uebermüthigen vor dem Angriffe der Erbitterten und ein zahlreiches Russenheer rückte in's Land.

Die Wahl war einstimmig auf Stanislaus Lesczynski gefallen; allein Rußland war dagegen und ließ darum in einer Schenke, wohin die Edelleute zum Theil in Ketten geführt wurden, den Churfürsten von Sachsen, August III, zum König ausrufen. Daraus entstand nun jener bereits erwähnte Krieg, der im Mailändischen, ja selbst im fernen Amerika ausgefochten wurde, während das Land, das ihn hervorrief, oder ihm wenigstens als Vorwand dienen mußte, so gut wie ganz verschont blieb. Die von dem Oesterreicher Lascy geleitete Belagerung der Festung Danzig, welche die Russen so viele Opfer kostete und sich erst ergab, als Lesczynski daraus entflohen war, war fast die einzige Kriegsthat innerhalb der Grenzen Polens.

Die Leiden des flüchtigen Königs und der Heldenmuth, mit dem er sie ertrug, vermehrten die Zahl seiner Anhänger und Gönner; da er aber sah, wie entsetzlich das Land um seinetwillen verwüstet wurde, verzichtete er auf den Thron; sein Gegner wurde allgemein anerkannt, und über die Ereignisse der letztern zwanzig Jahre ein Schleier gezogen (1734).

August III.

Doch die gegen die Dissidenten gefaßten Beschlüsse blieben bestehen, und ebenso das liberum veto, das jede Heilung der das Wohl, die Macht und Selbstständigkeit des Staates beeinträchtigenden Mißstände verhinderte, mochten diese auch noch so allgemein als solche anerkannt sein. Die zahllosen kleinen Zwingherren des Landes, die nur ihre persönliche Unabhängigkeit kannten, nicht aber die Würde, die in der Freiheit, und die Kraft, die in der Ordnung und Subordination liegt, vereitelten durch ihren ewigen Hader jeden Versuch eines gemeinsamen Vorgehens, jede durchgreifende Maßregel auf den Landtagen. Doch hatte dieß wenigstens

das Gute, daß sich das Land an jenen unwürdigen Kriegen nicht betheiligen konnte, durch welche damals die willkürlich=persönliche und dynastische Cabinetspolitik die Völker Europa's quälte.

Der großmüthige, pracht= und kunstliebende August III errichtete mit unerhörtem Aufwand einen Calvarienberg mit einem glänzend beleuchteten Zugang von vielen Stunden in der Länge. Nach der Angabe der Prinzessin Wilhelmine von Preußen hatte er nicht weniger als 354 natürliche Kinder. Er ließ die Damen oft mit Gewalt zu seinen Hofbällen schleppen, von denen sie berauscht und entehrt heimgeführt wurden.

Er bewahrte dem Lande den Frieden, der zwar dem materiellen Gedeihen desselben zu Gute kam, dafür aber den kriegerischen Muth und Ruf der Polen schwächte. Auch der Religionshaß schien zu schlummern, allein um so greller trat dafür der eigentliche Krebsschaden der Nation an den Tag, das zügellose Parteiwesen.

Um ihm abzuhelfen, wollte man die Verfassung selber ändern, doch das führte nur zu neuem Zwiespalte. Es bildeten sich zwei Parteien, die nur darin einig waren, daß sie gleichmäßig den bis dahin für die Beschlüsse des Landtags geltenden Grundsatz der Einstimmigkeit verwarfen.

Im Uebrigen aber fürchtete die eine, die unter der Leitung der Potocki stand, die Majoritätsregierung möchte die Macht des Königs allzusehr steigern, in dessen Hand die Besetzung der Aemter, also das Loos der ehrgeizigen oder dürftigen Edelleute des Landtages stand. Um diese Macht zu beschränken, wollten sie jene Besetzung einem ständigen, unabhängigen Rathe übertragen wissen.

Die Czartoryski, die Nachkommen der alten Herzoge von Lithauen, welche im Lande einen großen Anhang hatten, wünschten eine starke Erbmonarchie, vielleicht eben darum, weil sie sich selber mit der Hoffnung auf dieselbe schmeichelten. Deßhalb waren sie dafür, daß man die Macht der Kronämter und der großen Familien beschränke, die der königlichen Gerichtshöfe dagegen vermehre. Sie wollten sich zu diesem Behufe als die Hauptstützen des Thrones betrachtet wissen, während sie selber sich ihrerseits wieder auf einen starken Anhang unter den Großen stützten.

Allein der Kronfeldherr Johann Clemens Branicki deckte ihre geheimen Absichten auf und stellte sich an die Spitze der Gegenpartei, die ihren Rückhalt an Frankreich hatte. Die Czartoryski konnten vorläufig nichts anderes thun, als sich unter der Hand eines starken Beistandes versichern.

Um in dieser Hinsicht die Gesinnungen des Cabinets zu St. Petersburg zu erforschen, sandten sie ihren Neffen Stanislaus August Poniatowsky dahin, einen Mann von hübschem Aeußern und einnehmendem Wesen, dabei aber ohne Charakterstärke und innere Bildung. Auf die Worte von Sterndeutern bauend, hegte er geheime Hoffnungen auf den polnischen Thron. Er wußte sich bei dem Großfürsten Peter und noch mehr bei dessen Gemahlin Katharina in Gunst zu setzen, und als die letztere den Czaren-Thron bestiegen hatte, versprach sie ihm dahin zu wirken, daß entweder er oder Adam Czartoryski zum König von Polen gewählt würde.

Als August III, Rußlands treuer Vasall, das unglückliche Polen verlassen hatte, um zu Hause in Frieden zu sterben (1763), begann für jenes eine furchtbare Zeit der vollendetsten Anarchie. Um die Familie der Radzivil von der Bewerbung um den Thron abzuschrecken, lud die Czartoryski'sche Partei die russische Kaiserin zum Einschreiten ein. Da diese ohnehin schon seit geraumer Zeit mit einer solchen Maßregel gedroht und einen Vorwand dazu gesucht hatte, so war sie auf der Stelle bereit, das Feuer der Zwietracht nach Kräften zu schüren.

Auch die Czartoryski's beeilten sich, die von ihnen angestrebten Reformen durchzuführen, so lange der Thron noch erledigt war; sie schafften die Kronämter ab, und beschränkten die Macht der großen Familien; sie schwächten überhaupt die des Adels dadurch, daß sie seine schrankenlose Befugnisse gegenüber seinen Leibeigenen an gewisse Normen banden; sie hoben die Vorrechte der größern Städte und einzelner Landestheile auf; sie bestimmten, daß die Garderegimenter unter dem ausschließlichen und unbeschränkten Befehle des Königs stehen, daß diesem vier der einträglichsten Krongüter und außerdem das Münz- und das Postwesen als Regalien gehören sollten. Vor Allem aber suchten sie das liberum veto zu beseitigen.

Alles dieses setzten sie in wenigen Wochen durch, ohne sich dabei um die rechtliche Grundlage ihres Vorgehens, um den Willen der Nation zu kümmern, und trotz der Einwendungen der russischen und der preußischen Regierung, die eben bei der bisherigen Adelsanarchie ihre Rechnung gefunden hatten.

Inzwischen hatte jede der beiden Parteien, die wie gesagt, nur darin übereinkamen, daß sie keinen Ausländer zum Könige

haben wollten, ihren Candidaten aufgestellt. Doch wie konnte man hoffen, daß bei einer Zahl von mehr als tausend, vom leidenschaftlichsten Parteigetrieb entzweiten Wählern je eine einstimmige Wahl zu Stande kommen werde?

Der Landtag zersplitterte sich in eine Reihe von Einzelversammlungen, in denen es unglaublich toll zuging; mehr als 100,000 Säbelhiebe wurden ausgetheilt, und ein volles Zehentel der Versammelten kam um's Leben, obwol die Polen auf den Landtagen mit ungeschliffenen Säbeln zu erscheinen pflegten.

Indeß wozu überhaupt noch eine Berathung, wenn doch Katharina ihren Beschluß schon gefaßt hatte? Um ihrem Geliebten die „freie Wahl" der Polen zu sichern, standen an den Grenzen 60,000, an den Thoren Warschau's 10,000 Russen. Dazu war die Stadt nebst den Galerien des Saales, in dem die Wahl vorgenommen wurde, voll Türken, Janitscharen, Ungarn und Preußen, und so wurde denn richtig Stanislaus gewählt (1764).

Aus einer hochberühmten, aber nichts weniger als einflußreichen italienischen Familie entsprossen*) und nur um seiner schönen Gestalt und seines höfisch einnehmenden Wesens willen bekannt und gewissermaßen berühmt, mißfiel er den Polen gleich am Krönungstage dadurch, daß er nicht in der Nationaltracht erschien und sich den Kopf nicht scheeren ließ, indem er es nicht übers Herz bringen konnte, sein rabenschwarzes Haar zu opfern.

Auf der einen Seite an Rußland, auf der andern an die Czartorysky's gefesselt, die mit schrankenloser Machtvollkommenheit herrschten, erkannte er bald genug, daß er auf diesem unterwühlten Throne nur den Namen eines Königs hatte, während er der Willkür des russischen Gesandten, des Fürsten von Repnin, preisgegeben war; früher der Genosse seiner Ausschweifungen, hatte sich dieser jetzt in seinen gewaltthätigen Widersacher verwandelt, der stets bereit war, ihm die Sporen fühlen zu lassen, sobald er sich störrisch zeigen wollte.

Der ganze Adel des Landtags löste sich jetzt wieder, um seine Rechte mit Waffengewalt zu vertheidigen, in die herkömmlichen Conföderationen auf. Davon traf es auf Lithauen allein vierzehn, die alle unter Radziwil's Leitung darauf hinarbeiteten,

---

*) Er stammte von den Torelli's, den ehemaligen Herrn Guastalla's ab. Vgl. Schöll, 20. Band, S. 117.

der Republik wieder auf die Füße zu helfen, und möglicherweise auch Poniatowski zu entthronen.

Die Dissidenten nahmen ihre Zuflucht zu der Czarin, welche sich nur zu bereitwillig zu ihrer Beschützerin erklärte, hoch erfreut darüber, daß sie endlich eine Gelegenheit gefunden hatte, sich durch die Unterdrückung einer Unduldsamkeit, zu der sie selber aufgestachelt hatte, als Philosophin zu erweisen (1767). Allein der Landtag, auf dem jetzt die Gegner der Dissidenten, die sogenannten Republikaner die Oberhand hatten, war so weit entfernt von dem Gedanken, den erstern die freie Religionsübung zuzugestehen, daß sie im Gegentheil alle die bereits gegen sie bestehenden Verbote bestätigten.

Stanislaus wandte alle List an, um wenigstens irgend etwas von den königlichen Vorrechten zu retten, dadurch, daß er sich vor Rußland beugte, und dem Gesandten Repnin den Hof machte, der die Vaterlandsfreunde, ihren Führer Branicki voran, mit Sibirien bedrohte.

Der durch den König nach Warschau berufene außerordentliche Landtag wurde von russischen Truppen umringt. Repnin sprach im Tone des Gebieters, und als sich ihm die Bischöfe von Krakau und Kiew und der Kronfeldherr widersetzten, ließ er sie durch seine Truppen aufheben und unter dem Beifalle der von der Czarin besoldeten Philosophaster nach Sibirien führen. Darauf dictirte er, ohne sich um die Stimme der Gegner zu bekümmern, verschiedene Reformen, welche den Dissidenten volle Religionsfreiheit verbürgten, dabei aber die Grundübel, an denen das Land hinsiechte, ganz in der bisherigen Weise fortbestehen ließen.

Der Nationalstolz war auf das empfindlichste verletzt: alle die verschiedenen Maßregeln, durch welche Rußland die Polen seine Schutzherrschaft fühlen ließ, waren eben so viele Demüthigungen für ihn. Die Kronbeamten sahen sich mit bitterm Unmuth ihrer halben Macht und ihrer ganzen Würde beraubt; die Bischöfe mußten auf die Hoffnung verzichten, die Dissidenten zu der gläubigen Heerde zurückzuführen.

Da die eigene Macht dem äußern Feinde gegenüber viel zu schwach war, so faßte der Adel den Entschluß, sich dem Volke in die Arme zu werfen, das er früher für weniger als für nichts geachtet hatte. Die eigentlichen Gründe seines Widerwillens gegen die fremde Schutzherrschaft durfte er ihm freilich nicht sagen: es hätte sie auch nicht verstanden; dafür wurde der Fanatismus zu

Hilfe gerufen; man sprengte aus, Rußland und Preußen arbeiten an der Vernichtung des katholischen Glaubens, man müsse ihn mit den Waffen vertheidigen.

Ohnehin schon gegen die im Lande herum zerstreuten Russen erbittert, lieh das Volk dem Mahnruf seiner Herren ein williges Ohr. Bald brannte die Flamme der wilden Leidenschaft lichterloh. Die Nation hatte ihren alten Kriegergeist, ihren Unabhängigkeitssinn noch nicht verloren, obschon sie seit vierzig Jahren kein Heer und über die eigenen Angelegenheiten keine Stimme mehr hatte, und nur nach fremden Einflüssen zu handeln gewohnt war.

Frankreich, das die „Franzosen des Nordens" von jeher mit einer gewissen Vorliebe im Auge behalten, hatte sich alle Mühe gegeben, ihnen das Recht der freien Königswahl ungeschmälert zu bewahren. Als es seine Anstrengungen vereitelt sah, rief es seinen Gesandten aus Warschau zurück, als könne er dort in Mitten aller der unredlichen Wahlumtriebe nimmer länger mit Ehren weilen. Zugleich aber munterte es die Polen durch geheime Sendlinge nach wie vor zur Vertheidigung der Freiheit und der Religion auf.

Der Bischof von Kaminiec, Krasinsky, bereiste das Land, um die Patrioten zu ermuthigen und anzuspornen und eine Conföderation zu Stande zu bringen, die sofort in Wirksamkeit treten sollte, sobald Rußland, dem Ersuchen der Pforte gemäß, die schon seit einiger Zeit die Rolle einer Beschützerin der polnischen Unabhängigkeit übernommen hatte, seine Truppen aus dem Lande zurückziehen würde.

Die Conföderation von Bar.

Doch dem kühnen, unternehmenden Pulawski, einem Rechtsgelehrten vom jungen Adel, war dieser Plan viel zu bedächtig; entschlossener als dessen Urheber, gründete er zu Bar in Podolien eine eigene Conföderation, deren Sinnbild einen verwundeten Adler zeigte, und deren Wahlspruch lautete: Aut vincere, aut mori. — Pro religione et libertate (21. Febr. 1768).

Der Bischof mißbilligte zwar diesen unklugen Schritt, eilte aber dessenungeachtet an die fremden Höfe, um sie für denselben zu gewinnen und der Conföderation Hilfe zu verschaffen. Dafür aber wurde Stanislaus seinerseits von Repnin genöthigt, in einem Senatsconsult gleichfalls das Ausland um Hilfe gegen die Rebellen zu ersuchen.

Der Bürgerkrieg entbrennt: Rußland schickt der Ukraine die Zaporogischen Kosaken auf den Hals, die jede erdenkliche Art von Grausamkeit verüben. Nach gerichtlichen Erhebungen wurden bei 50,000 Menschen hingeschlachtet, und doch ist das gewiß nur ein Drittel von der Gesammtsumme der Getödteten. Damit das „Zeitalter der Philosophen“ mit dem des Barbarenthums um so erfolgreicher wetteifern könne, stand an der Spitze der Russen der Graf von Tottleben, eines der ärgsten Scheusale des Jahrhunderts, der, zugleich Spieler und Betrüger, in seiner schamlosen Wollust und seinem wilden Blutdurste keine Grenzen kannte.

Die Conföderirten verlegten den Sitz ihres Central-Comite's nach Teschen, dann nach Eperies in Ungarn, und rüsteten mehrere bewaffnete Corps aus, für deren Verköstigung Frankreich einen Jahresbeitrag von 72,000 Francs zahlte. Die Besitzungen des Königs werden schonungslos verwüstet; vergebens müht sich Krasinski ab, in die anarchischen Zustände einige Ordnung zu bringen und den Heldenmuth, der dem Vaterland nichts nützt, durch etwas Kriegszucht zu schulen und zu regeln.

Ihre beste Hoffnung setzten die Conföderirten auf Mustafa III, der sich von jeher gegen ein bewaffnetes Einschreiten in Polen ausgesprochen hatte. Wirklich erklärte er Rußland den Krieg, allein er wurde geschlagen. Nun vereinigten sich die verschiedenen Einzelconföderationen zu einer einzigen, die sofort zur Offensive überzugehen beschloß.

Der gewaltthätige Repnin hatte inzwischen den ehrlichen, aber schwachen Wolkonski zum Nachfolger erhalten, welcher dem Könige erlaubte, einen Landtag zu versammeln. Dieser sprach sich mißbilligend dagegen aus, daß der frühere Landtag die Vermittlung der Czarin angerufen hatte, und stellte an die letztere das Ersuchen, ihre Truppen aus dem Lande abzurufen, und für die entsetzliche Verwüstung des letztern Entschädigung zu leisten.

Katharina war empört über ein solches Ansinnen. Sie war ohnehin schon unzufrieden mit Stanislaus, weil er ihrer Zumuthung, die Conföderation mit Waffengewalt zu bekämpfen, nicht nachgekommen war. Jetzt sagte sie ihm die Freundschaft offen auf, während er zu gleicher Zeit von den Conföderirten, die sich immer enger an die Pforte anschloßen, für abgesetzt erklärt wurde (1770).

Während der Thron erledigt war, leitete die General-Conföderation die Staatsverwaltung, wobei sie namentlich von den

Marschällen über die Erpressungen, deren man sie beschuldigte, Rechenschaft abverlangte. Sehr nützlich war ihr dabei der geheime Gesandte Ludwigs XV, Oberst Dumouriez, der ihr mit vortrefflichen Rathschlägen an die Hand ging.

Allein auch dieser war nicht im Stande, den Polen Kriegszucht und einträchtigen Gemeinsinn beizubringen, und so war denn aller jener glänzende persönliche Muth, an dem sie miteinander wetteiferten, vergeblich; Branicki starb, der tapfere, hochherzige Oginski wurde geschlagen; den andern Führern erging es nicht besser; aus ihren Niederlagen erblühten dem gefürchteten Suwarow seine ersten Lorbeeren.

Saldern, ein Geschöpf des Ministers Panin, war von russischer Seite beauftragt worden, um jeden Preis den Frieden zu vermitteln, wenn nur der Thron wieder besetzt werde. Doch der Sendling brauchte zu diesem Behufe Gewaltmaßregeln und nun faßten die auf das Aeußerste getriebenen Conföderirten den verzweifelten Entschluß, den König aus seiner Hauptstadt zu entführen und in ihren Besitz zu bringen. Eine solche Maßregel war nach dem alten Gewohnheitsrechte des Landes schon erlaubt, wenn sie nur nicht die Ermordung des Königs beabsichtigte.

Drei entschlossene Männer führten den Plan aus, aber nur zur Hälfte — sie waren über das eigene Beginnen erschrocken und hatten den Kopf und den Muth verloren. Die That wurde bekannt, und als Versuch zum Königsmord gedeutet; so bot sich den Mächten ein neuer Beweis für ihre Behauptung, das allgemeine Wohl verlange die Unterwerfung Polens.

Der Ausgang des Kampfes konnte nicht zweifelhaft sein; auf der einen Seite herrschte die entschiedenste Anarchie; die Bestechlichkeit, die Unentschlossenheit, die zwischen den Parteien bestehenden Feindschaften ließen es zu keiner Verständigung, zu keiner gemeinsamen, kräftigen Wehr nach Außen kommen. Auf der entgegengesetzten Seite aber stand ein zäher Wille an der Spitze, der nach einem festen Plane auf das klar erfaßte Ziel, den Untergang Polens, hinarbeitete.

Die erste Theilung.

Schon hatte das Uebermaß des Leidens, dem sich noch Hungersnoth und Pest zugesellten, den Gedanken an eine Theilung des Reiches als einziges Auskunftsmittel wach gerufen. Wer es aber war, der ihn zum erstenmal auszusprechen wagte, das ist bis heute noch nicht sicher erhoben. Denn, sagt der Geschichtschreiber

des österreichischen Hauses, „die Handlung war so gehässig, daß eine jede von den drei Mächten die Schmach von sich ab, und auf die beiden andern zu wälzen suchte.“

Die meisten Stimmen beschuldigten übrigens Friedrich II der That, doch er stellte sie in Abrede, aber spätere Entdeckungen scheinen die Beschuldigung zu bestätigen*). Jedenfalls ging von ihm der erste Gedanke, Polen zu theilen, aus, wenn auch Plan und Ausführung mehr das eigentliche Werk Rußlands waren**). Allerdings ließ die Kaiserin Maria Theresia schon im Jahre 1770 von einigen Theilen des Zipser-Comitats, die Sigismund, König von Ungarn, verpfändet hatte, Besitz ergreifen. Aber diese Besitzergreifung von längst auf unzweifelhaften Rechtstiteln zurückgeforderten Territorien hatte im Grunde gar nichts mit den polnischen Theilungen gemein. Dagegen hatten Preußen und Rußland sich bereits am 11. April 1764 zu einem engen Bündniß vereinigt, in dessen berüchtigten geheimen Artikeln König Friedrich und die Czarin Katharina sich verbanden, um Alles zu verhindern, was die Anarchie in Polen zügeln, die königliche Gewalt stärken und dem wüsten Zustande Polens ein Ende machen könnte. Oesterreich blickte mit Mißtrauen und Besorgniß auf diese Allianz, und ihre voraussichlichen Folgen und die erwähnte Besetzung des Zipser-Comitates war vielleicht mit eine Folge dieses Mißtrauens, allerdings auch zugleich Ursache der Beschleunigung der Katastrophe. Uebrigens beobachteten die österreichischen Truppen in dem Lande, das sie ja behaupten und nicht verwüsten sollten, eine musterhafte Mannszucht, während die von Friedrich

---

*) Vergl. Friedr. v. Smitt, Suwarow und Polens Untergang. Nach archivalischen Quellen dargestellt. Leipzig und Heidelberg 1858. Eine Einsicht in die geheimen Verhandlungen über die Theilung Polens im russischen Reichsarchiv hat dem Verfasser die klarsten Beweise geliefert, daß Alles hier von Friedrich ausging, daß er das erste und letzte Mobil derselben war.“ — Ferner zu vergleichen: **Ferrand Histoire des trois démembrements de la Pologne**, Paris 1820, dann Rulhiére's gründliches Werk: **Histoire de l'anarchie de Pologne**, wo nur der Widerstand etwas dichterisch idealisirt wird: Ranke: Denkwürdigkeiten zur Geschichte Polens nach dem Frieden von Oliva 1842. — **Comte d'Anjeberg, Bibliothèque des archives diplomatiques. Pologne.** — Briefe des Barons v. Breteuil. — Hormayr, Taschenbuch. Jahrg. 1831.

**) So spricht sich sogar der sehr preußisch gesinnte Ludw. Häusser in seiner „Deutschen Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Gründung des Deutschen Bundes“ (Bd. I) aus.

nach Großpolen geschickten Preußen sich barbarisch benahmen. Den Vorwand zum Einmarsch der letztern mußte die im Lande wüthende Pest abgeben, gegen die sie einen Cordon bilden sollten.

Von zwei Seiten zugleich angegriffen, rief Stanislaus die Russen zu Hilfe, und so zog er auch selbst den gefährlichsten Gegner ins Land. Friedrich schickte noch seinen Bruder Heinrich nach Petersburg, um ein Einverständniß mit Katharina anzubahnen. Auch Joseph eilte hin, und nun kam man über die Theilung des unglücklichen Landes überein*).

Doch zuvor mußten noch die rechtlichen Bedenklichkeiten der redlichen Kaiserin Maria Theresia überwunden werden, und das war keine leichte Aufgabe. Kaunitz übernahm sie, und wirklich bewog er seine Gebieterin nach vieler Mühe zu der Erklärung, sie wolle die dreizehn Städte des Zipser-Comitats behalten, die früher eine Zeit lang zu Ungarn gehört hatten, und dann an Polen verpfändet worden waren. Darauf entgegnete aber das Petersburger Cabinet, eine solche einseitige Vergrößerung Oesterreichs würde das europäische Gleichgewicht stören; die andern Nachbarstaaten würden auch ihren Antheil wollen; es wäre besser, sich auf dem vertraulich-friedlichen Wege der Diplomatie zu verständigen, statt die gegenseitigen Ansprüche auf dem Schlachtfelde auszufechten. Man stellte der Kaiserin vor, dieß sei das einzige Mittel, um das Blutvergießen zu vermeiden, und nun ergab sie sich in das Unvermeidliche**).

---

*) Joseph ging erst nach Petersburg, nachdem Friedrich, während der Klügste seiner Brüder bereits daselbst unterhandelte, unterm 25. Dez. 1771 ein Schreiben an die Czarin gerichtet hatte, worin er Betrachtungen anstellte über den günstigsten Moment zur Theilung der ersehnten Beute, selbst ohne Verständigung mit Oesterreich. „Ich glaube, jeder Gedanke einer Verständigung mit dem Wiener Hofe über die in Polen zu machenden Eroberungen ist zu verwerfen."

**) Sie sprach sich hierüber gegen den französischen Gesandten, den Baron de Breteuil, in folgender Weise aus: „Ich weiß, daß ich damit meiner Regierung einen häßlichen Schandfleck anhänge; aber man würde mir vergeben, wenn man wüßte, wie lange und wie sehr ich mich dagegen wehrte, und welche Menge von Umständen sich vereinigte, um meine Grundsätze und meine den maßlosen rechtswidrigen Bestrebungen der russischen und der preußischen Herrschsucht gegenüber gefaßten Entschlüsse zu erschüttern. Als ich nach langem Ueberlegen immer noch keine Möglichkeit sah, mich mit meiner vereinzelten Kraft den Plänen der beiden Mächte zu widersetzen, glaubte ich, ich brauchte nur recht übertriebene Forderungen und Ansprüche zu erheben, um einer

Die Welt erlebte jetzt das Unerhörte, daß drei von den verschiedenartigsten Interessen geleitete Mächte sich vereinigten, um einen Staat zu zerstückeln, dessen einzige Schuld darin bestand, daß er zum Widerstand zu schwach war.

Uebrigens verlautete von dem ganzen Plane nichts, bis die Theilungsmächte ihn selber sammt allen ihren Gründen und Rechtsausführungen veröffentlichten, die freilich selber erst durch die Waffengewalt eine Geltung erlangen konnten*).

---

verneinenden Antwort sicher sein zu können, und die Unterhandlung gescheitert zu sehen; allein zu meinem gränzenlosen Staunen und Verdruß erhielt ich die unbedingte Zustimmung des Königs von Preußen und der Czarin. Ich war auf das Schmerzlichste berührt; und ebenso erging es Herrn von Kaunitz, der sich diesem grausamen Verfahren stets aus allen Kräften widersetzt hatte." S. Brief des Baron Breteuil an den Grafen Vergennes vom 23. Febr. 1775, bei Flessan: Histoire de la diplomatie française, 7. Thl., S. 124). — So schrieb die Kaiserin denn an den Rand des ihr vorgelegten Theilungsprojektes das prophetische Wort: „Placet," weil so viele große und gelehrte Männer es wollten. Aber wenn ich schon längst todt sein werde, dann wird man die Früchte dieser Verletzung von Allem, was bis jetzt geheiligt und gerecht war, sehen!" — Nichts aber vermag lebhafter den Kampf zu vergegenwärtigen, den die herrliche Fürstin zu bestehen hatte, bis sie zu jenem Entschlusse kam, als die Worte, die sie einige Zeit vorher an Kaunitz schrieb: „Als alle meine Länder angegriffen waren und ich nicht wußte, wo ich meine Wochen halten sollte, da stützte ich mich auf mein gutes Recht und auf Gottes Hilfe. Allein in dieser Sache, wo wir nicht blos das Völkerrecht, das zum Himmel um Rache schreit, gegen uns haben, sondern auch alle Billigkeit und gesunde Vernunft, da bin ich, ich bekenne es, ängstlich wie ich es niemals gewesen, ja ich schäme mich, mich zu zeigen. Der Fürst (Kaunitz) bedenke das Beispiel, welches wir der ganzen Welt geben würden, wenn wir unsere Ehre und unseren Ruf auf's Spiel setzen für ein armseliges Stück von Polen oder von der Moldau und Walachei. Darum lasse ich denn die Dinge ihren Weg nehmen, immerhin jedoch nicht ohne den tiefsten Kummer."

*) Die drei Mächte legten ihre Rechte in eigenen Druckschriften dar:

Jurium Hungariæ in Russiam minorem et Podoliam, Bohemiæque in Oswicensem et Zatoriensem ducatus prævia explicatio. Vienne, 1773.

Exposé de la conduite de la Cour impériale de Russie vis-à-vis de la sérénissime république de Pologne, avec la déduction des titres sur lesquels elle fonde sa prise de possession. Petersburg 1773:

Exposé des droits de S. M. le roi de Prusse sur le duché de Poméranie et sur plusieurs autres districts du royaume de Pologne etc. Berlin, 1772.

Ein polnischer Edelmann widerlegte diese Ausführungen in einer kleinen Abhandlung: Les droits des trois Puissances alliées sur plusieurs provinces de la republique de Pologne.

Der österreichische Hof berief sich seinerseits darauf, daß die ihm zugefallenen Länder vor Alters zu Ungarn gehörten; wenn seine Vorfahren ihren Anspruch darauf nicht geltend gemacht haben, so sei das reine Großmuth, Selbstverläugnung und Güte gewesen; wenn einer derselben, wie Rudolf II, darauf Verzicht geleistet habe, so müsse dieser als ungültig betrachtet werden, da ja das kanonische Recht die Schenkungen eines Königs für eben so unwirksam erkläre, wie die eines Minderjährigen. Dank der Vorsehung, habe das Haus Oesterreich jetzt Gelegenheit, von seinen so offen liegenden, wohlbegründeten Rechten Besitz zu ergreifen.

Gleiches Gewicht hatten die Gründe, welche der große Friedrich vorbrachte. Katharina hingegen ersparte sich die Mühe, mit der ihre Verbündeten die Archive durchsuchten und die Geschichte auf die Folterbank legten. Als ihr der Graf Salms bemerkte, sein König fürchte das mißbilligende Urtheil der öffentlichen Meinung, erwiderte sie: „Ich nehme den Tadel auf mich."

Indeß war am 25. Juli (5. August) 1772 zu Petersburg der Theilungsvertrag unterzeichnet worden, des Inhalts:

„Im Namen der allerheiligsten Dreieinigkeit! Der Parteigeist, die Wirren, der Bürgerkrieg, welche seit einer Reihe von Jahren das Königreich Polen zerrütten, und die Anarchie, die mit jedem Tage ärger wird, so daß sie bereits jede geordnete Regierungsgewalt vernichtet hat, lassen nur zu sehr befürchten, daß der Staat ganz und gar aus den Fugen geht, daß dabei die Interessen der Nachbarstaaten gefährdet werden, und sich ein allgemeiner Krieg entzünde, wie denn bereits der russisch-türkische Krieg aus dieser Ursache entstand. Die angränzenden Mächte haben Ansprüche und ebenso alte wie gesetzliche, wohlbegründete Rechte gegen Polen, die sie früher niemals zur Geltung zu bringen vermochten, und die sie zu verlieren in Gefahr stehen, wenn sie dieselben nicht sicher stellen, wobei sie zugleich auch in der Republik die innere Ruhe und Ordnung wieder herstellen und ihr eine den Interessen ihrer Nachbarn besser entsprechende staatliche Existenz verleihen."

In Anbetracht dessen wurden nun der Kaiserin aller Reußen die zwei Gouvernements Polozk und Mohilew mit einem Flächeninhalt von 4557 Quadratmeilen und 1,800,000 Bewohnern, der Kaiserin von Oesterreich die schon von dem ungarischen König Sigismund verpfändeten dreizehn Städte des Zipser Comitats,

nebst dem alten Rothrußland mit 1360 Quadratmeilen und 3,300,000 Einwohnern zugewiesen — ein Land, das durch seine Salzbergwerke doppelt wichtig war, deren Verlust Polen in einem der ersten Lebensbedürfnisse ganz von Oesterreich abhängig machen mußte. Weil diese Gebiete in alten Zeiten unter dem Namen Halicz und Wladimir zu Ungarn gehört hatten, so machte man daraus die Königreiche Galizien und Lodomerien, ohne sie jedoch mit Ungarn zu vereinigen. Während in dieser Weise Oesterreich den fruchtbarsten, Rußland den größten, aber weniger bevölkerten Theil erhalten hatte, mußte sich Preußen mit dem kleinsten begnügen, der nur 490,000 Bewohner zählte, der ihm aber darum von höchster Wichtigkeit war, weil er seine Grenzen abrundete und namentlich die Verbindung zwischen dem eigentlichen Preußen und der Mark Brandenburg herstellte.

Die Entrüstung, der Schmerz des verrathenen Volkes waren grenzenlos. Doch an Widerstand war nicht zu denken. Die wärmsten Vertheidiger des Vaterlandes waren theils im Kampfe gefallen, theils durch die Hand des Henkers gestorben, theils verbannt oder ausgewandert. Die Zurückgebliebenen waren unter sich uneins. Die vom Feinde besetzten Gebiete wurden am Absenden von Abgeordneten zu dem Senate oder Landtage, der über die zweifelhafte Zukunft des Landes entscheiden sollte, mit Gewalt verhindert.

Und doch so schwach dieser Landtag war, er widersetzte sich der Zerstückelung des Landes mit aller Entschiedenheit; der alte, kranke Korschach hatte seinem Sohne beim Abschiede gesagt: „Ich schicke ein paar alte Diener mit dir nach Warschau; sie haben den Befehl mir deinen Kopf zu bringen, sofern du dich dem, was man gegen die im Todeskampfe liegende Nationalität im Schilde führt, nicht mit aller Macht widersetzest.“

Das Senatusconsult führte eine Reihe der triftigsten Gründe an: es berief sich namentlich darauf, daß sich die drei Mächte wiederholt für die Unverletzlichkeit des Reiches verbürgt, und daß sie selber durch ihr Zuthun die Anarchie herbeigeführt hätten, die sie jetzt zum Vorwand nähmen.

Allein dieser Widerspruch reizte die Kabinette nur, die ihrem Aerger in bittern Vorwürfen Luft machten. „Damit kein trügerischer Wahn das Gewicht dieser Thatsachen in den Augen der Polen vermindere, setzt man eine bestimmte Frist fest, um ihre Wirkungen abzuwarten; läßt die polnische Nation sie verstreichen, ohne die nöthigen Vorkehrungen zu treffen, so werden sich Ihre

Majestäten von jeder schonenden Rücksichtsnahme entbunden erachten und jedes Mittel anwenden, das im Stande ist, ihnen rasch zu ihrem vollen Rechte zu verhelfen*).

Vergebens beschwerte sich der polnische Adel über diesen übermüthig-befehlshaberischen Ton, über diese aller diplomatischen Form widersprechenden Beschuldigungen und Vorwürfe; vergebens beschwor er die Mächte, ihre Truppen zurückzuziehen, bevor der Landtag zusammenberufen werde, der unter den Bajonetten feindlicher Heere unmöglich frei berathen könne. Die Antwort war ein Manifest und der Einmarsch von 30,000 Mann, deren Anführer nach Friedrich's Angabe den Befehl hatten, „nach gemeinsamem Plane zu handeln, und gegen jede Adelspartheі einzuschreiten, welche der beabsichtigten Neugestaltung des Landes geheime oder offene Hindernisse in den Weg legen würde."

So wurde dem Landtag das einzuhaltende Verfahren gebieterisch vorgeschrieben, und die Bitte, die gegenseitigen Ansprüche den neutralen Garantiemächten zur Entscheidung vorzulegen, zurückgewiesen. Die unerhörte That wurde vollbracht. Ja noch mehr: man zwang jetzt die Polen, die schlechte Verfassung, die der Zerstücklung des Landes zum Vorwand dienen mußte, für immer beizubehalten; es wurde ihnen strenge untersagt, jemals ohne die Zustimmung der drei Mächte an eine Aenderung ihrer „Freiheit" zu denken. Nur mit dem Ausschlusse jedes fremden Thronbewerbers waren die letztern einverstanden, da sie hiemit jeden ihre Pläne hemmenden Einfluß der fremden Mächte beseitigt sahen.

Ihre Gesandten legten (1774) dem Landtage den Verfassungsentwurf vor und wohnten — eine unerhörte Erscheinung — den Berathungen über denselben bei. Nach diesem Entwurfe sollten alle jene Gesetze, welche dieser Landtag nicht abändere, als bestätigt gelten; zum König sollte nur ein adeliger, mächtiger Piaste gewählt werden können; seine Söhne und Enkel aber sollten ihm erst dann auf dem Throne folgen dürfen, wenn diesen inzwischen zwei andere Herrscher inne gehabt hätten; das Land sollte für ewige Zeiten ein Wahlreich bleiben, seine Regierung aber eine freisinnige, unter drei Factoren — den König, den Senat und den Ritterstand — getheilte; und damit dem letztern seine Theilnahme an derselben auch für die Zwischenzeit zwischen zwei Landtagen gewahrt bleibe, sollte ein beständiger

*) S. die Note des russischen Bevollmächtigten Grafen von Stackelberg.

Rath geschaffen werden, der, aus dem König und einer zur Hälfte aus dem Senat, zur Hälfte aus dem Ritterstande entsendeten Zahl von Abgeordneten bestehend, über die Vollziehung dieser Gesetze zu wachen habe, ohne jedoch an der gesetzgebenden und der richterlichen Gewalt Theil zu nehmen. Das war ein neuer Hemmschuh für die königliche Gewalt, die ohnehin schon an jeder freien Regung gehindert war. Nur das wußte der König mittelst geschickter Verwendung der eingezogenen Jesuitengüter zu erwirken, daß ihm seine Civilliste erhöht und schließlich das Recht eingeräumt wurde, sämmtliche Mitglieder des beständigen Rathes selber zu wählen, welcher unter Anderm auch für die Zeit zwischen den einzelnen Landtagsversammlungen zur Auslegung der Gesetze befugt sein sollte.

Zugleich entwarf man die Grundzüge eines Gesetzes, das die Städte und die Bauern begünstigen, und dadurch einen dritten Stand schaffen sollte. Allein der — von Zamoiski verfaßte — Entwurf wurde später bei Seite gelegt, besonders deshalb, weil er das Gericht der Nuntiatur und jede Berufung nach Rom abgeschafft, die Veröffentlichung der päpstlichen Bullen und Breves an die Zustimmung des Königs gebunden und die Steuerfreiheit der Geistlichkeit beschränkt wissen wollte.

Um diese Zeit herrschte in Konstantinopel Mustafa III, der sich als echter Muselmann streng an die Sittengesetze des Koran hielt und nicht begreifen konnte, daß Könige je zur Lüge ihre Zuflucht nehmen könnten. Eben darum aber ließ er sich von Friedrich und Katharina, die sich über ihn lustig machten, zu wiederholten Malen hinter's Licht führen. Ersterer hatte ihm immer den Hof gemacht, so lange es in seinem Interesse lag, ihn gegen Rußland aufzuhetzen. Kaum aber hatte er sich mit diesem ausgesöhnt, als er sofort einen andern Ton anschlug, und zwar in so auffallender Weise, daß sich der ehrliche Muselmann nicht wenig ärgerte.

Mustafa erschrack vor der fortwährend anwachsenden Uebermacht Rußlands, zumal seit er sah, wie sich Polen vor dem Einflusse desselben immer widerstandsloser beugte. Er ertheilte daher dem Chan der Tataren und dem Fürsten der Moldau und der Walachei den Auftrag, ein wachsames Auge darauf zu haben. Doch der russische Gesandte gab ihm die Versicherung, die in Polen einrückenden Truppen hätten keine andere Aufgabe, als die Freiheit der Wahl und der Religion zu sichern. Damit war er beruhigt. Wie er aber hörte, daß Katharina den Polen

befohlen habe, einen Mann zu wählen, dessen ganzes Verdienst in seinem frühern unsittlichen Verhältniß zu ihr bestand, da war er vor Unwillen außer sich.

Ueberzeugt, daß in der Staatskunst die Gerechtigkeit als oberster Grundsatz zu gelten habe, wollte er Rußland auf der Stelle den Krieg erklären, allein die furchtsamen oder bestochenen Ulema's stellten ihm vor, der Koran verbiete den Angriff auf einen Staat, der das Reich in Ruhe lasse. Zugleich wußten sie ihn zu dem Entschlusse zu bewegen, den Tartarenchan Krim-Gerai, der ihn zum Kriege aufmunterte, in die Verbannung zu schicken. Er that es mit den Worten: „Was kann ich machen Bruder, allein, wie ich bin? Sie sind alle verweichlicht, alle verdorben; sie kennen keine andere Freude, als ihre Lusthäuser, ihre Musikanten, ihre Harems. Ich mühe mich ab, die Ordnung und die alten Bräuche wieder herzustellen, und Niemand hilft mir dabei."

Als er von dem Bischof von Kaminiez hörte, wie gewaltthätig die Russen in Polen verführen, forderte er dieselben auf, das Land zu räumen und den Senat ungestört berathen zu lassen. Sein Verlangen blieb unberücksichtigt. Dazu kamen die Einflüsterungen Frankreichs, das seinem Gesandten zur Bestechung des Divans drei Millionen zur Verfügung gestellt hatte, und eine Gebietsverletzung von Seiten der Russen. Das war zuviel: Mustafa ließ den russischen Gesandten in das Gefängniß der „Sieben Thürme" werfen, und erklärte der Czarin den Krieg, den der aus der Verbannung zurückgerufene Krim-Gerai führen sollte.

Doch Rußland wußte ihm auf der Stelle in Asien Verlegenheiten zu bereiten, dadurch, daß es die Kosaken vom Don und die Kalmüken zum Angriff gegen die der Pforte unterthänigen Stämme zwischen dem Don und dem Kaukasus bewog, während sich zu gleicher Zeit die christlichen Fürsten von Georgien erhoben, denen man ihre Befreiung in Aussicht gestellt hatte. Derselbe Baron Tottleben, der in Polen so furchtbar gewüthet hatte, legte auch in diesen Gegenden die entsetzlichsten Proben von seiner Grausamkeit ab.

Bald genug mußten unter diesen Umständen die Hoffnungen verschwinden, die man von türkischer Seite genährt hatte. England schmeichelte Rußland, um es von Preußen zu trennen, und so mußte es zu der Sache schweigen. Die Philosophen und zumal Voltaire und d'Alembert hatten sich mit der ganzen

Kraft ihrer Sophistik und Rhetorik bemüht, die öffentliche Meinung gegen die Polen zu stimmen. Je schonungsloser sie diese verspotteten, um so mehr fühlten sich die Feinde derselben zur Abschlachtung der Nation ermuthigt*).

Das französische Cabinet war in die sorglosen Genüsse des Friedens versunken und kümmerte sich wenig um ein so fern gelegenes Land, an dessen Lebensfähigkeit man ohnehin bereits verzweifelte. Es beging dabei einen unverzeihlichen Fehler: hätte es die Conföderation von Bar und die Anstrengung der Pforte, die sich hier auf einmal zur reinsten Hochherzigkeit aufschwang, gehörig unterstützt, so wäre es ihm leicht gelungen, den polnischen Staat, den Schutzwall der europäischen Bildung, aufrecht zu erhalten.

Wie man später einsah, daß man eine Feigheit, einen politischen Mißgriff begangen habe, als man der Hinschlachtung

---

*) Voltaire schrieb darüber an Friedrich: „Man behauptet, der Vorschlag einer Theilung Posens stamme von Ihnen; ich glaube es, weil etwas Geniales darin liegt, und weil der Vertrag in Potsdam abgeschlossen wurde.“ An Katharina aber schrieb er unterm 29. Mai 1772: „Unsere Don Quijote hier (die Franzosen) können sich keine Niederträchtigkeit und keinen Fanatismus vorwerfen: sie waren nur sehr schlecht unterrichtet, sehr unklug und sehr ungerecht . . . Da faßte meine erhabene Heldin einen edlern, nützlicheren Entschluß: sie wollte die Anarchie in Polen ausrotten, sie wollte jedem geben, was er ansprechen zu dürfen glaubte, und dabei mit sich selber den Anfang machen.“ Auch in einem Gedicht besang Voltaire die „Könige, die den Kuchen theilen.“ In einem andern Briefe schrieb er der Czarin: „Der letzte Akt ihres großen Trauerspiels ist wunderschön“; er pries sich glücklich, „das große Ereigniß noch erlebt zu haben.“ (S. seine 1845 von Lord Brougham herausgegebenen Lettres inédites).

Man vergleiche auch: Les factes universels etc. par M. Buret de Longchamps mit den in der Brüsseler Ausgabe von 1825 beigefügten Anmerkungen von M. Lejeune — ein Werk, das, obwohl unserer Zeit angehörig, noch ganz den Geist des vorigen Jahrhunderts athmet. Nachdem es allen jenen „philosophischen“ Fürsten der Reihe nach ihr Loblied gesungen und darunter namentlich „den größten Mann der Zeit“ in alle Himmel erhoben, sieht es sich gezwungen, das Vorausgehende so vollkommen Lügen zu strafen, daß dasselbe wie eine bittere Ironie erscheint: „Le coeur souffre et se serre en voyant ces deux princes si dignes par leur philosophie de l'admiration de la postérité, se concerter, se liguer, pour fouler aux pieds les lois de la morale, pour faire céder à la force, à la violence la justice et les droits les plus sacrés, dépouiller une nation de ses possessions sans autre motif que le désir immodéré de leur agrandissement.

Polens theilnahmslos zusah, da wollte sich das Versailler Cabinet mit der Entschuldigung rein waschen, es habe den ganzen Vorgang erst erfahren, als er bereits eine vollendete Thatsache gewesen — eine Entschuldigung, die noch kläglicher war, als das Benehmen, das sie bemänteln sollte. Jetzt begann Frankreich zu drohen, und mit den Niederlanden und England zu unterhandeln — aber dabei blieb es auch.

Der einzige Hof, der sich ehrenhaft benahm, war der spanische. Carl III allein zeigte sich entschlossen, die Polen thatkräftig zu unterstützen; aber er stand allein und war von dem Schauplatze der Handlung viel zu entfernt; so mußte er sich am Ende eben auch mit den von Oesterreich vorgebrachten Entschuldigungen begnügen.

Gerade über Oesterreich aber war der polnische Adel am meisten erbittert. In Rußland und Preußen hatte er ohnehin schon seit Langem seine Feinde gesehen; es konnte nicht überraschen, wenn sie sich jetzt dafür rächten, daß sie einst von Polen unterjocht waren. Oesterreich aber hatte sich zum Freunde und Beschützer des Volkes erklärt, dem es die eigne Rettung aus dem Elend der Türken verdankte, und jetzt bot es die Hand zur politischen Vernichtung desselben.

Manche dieser Edelleute gaben sich selber den Tod, Andere ließen lieber ihr ganzes Vermögen confisciren, und griffen zum Bettelstab, ehe sie den Feinden huldigten: sie schieden mit blutendem Herzen aus dem geknechteten Vaterland, um Europa mit ihren Klagen, mit ihrer Berufung auf das Urtheil der Mit- und Nachwelt zu durchziehen.

So war das durch den Westfälischen Frieden gegründete System des europäischen Gleichgewichts vernichtet; die drei östlichen Großmächte hatten ein entschiedenes Uebergewicht erlangt, und zu gleicher Zeit war auch Englands Macht gestiegen, wogegen Frankreich auf die zweite Stufe herabgedrückt wurde.

Ganz Europa sah mit Schrecken ein, wie sehr die Sicherheit Aller durch eine Faustrechtspolitik bedroht war, welche das Recht rein nur nach der Wehrkraft bemaß.

Die neue Verfassung.

Indeß hatte Stanislaus über der dankbaren Erinnerung an die, welche ihm auf den Thron verholfen, keineswegs vergessen, daß er ein Pole sei; er benützte die augenblickliche Ruhe, um das Heer- und das Finanzwesen zu ordnen. Allein er re-

girte mehr mit dem Herzen als mit dem Kopfe, sein Wille war besser als seine Kraft.

Auch der Adel wartete in seinem bitteren Grolle nur den rechten Ort und Augenblick ab, um das Waffenglück noch einmal zu versuchen. Der Nachfolger Friedrich II schien seinen Wünschen entgegen kommen zu wollen; wenigstens zeigte sich sein Minister Herzberg entschlossen, Polen seine Unabhängigkeit zurück zu geben (1789).

Man verstärkte demzufolge das Heer, und berief trotz der Einwendung Rußlands einen permanenten Landtag, der in die innern Zustände einige Ordnung bringen sollte. Man arbeitete an einer neuen Verfassung, der man die gerade damals in Frankreich auftauchende Anschauungsweise zu Grunde legte, soweit dieß überhaupt in einem Lande möglich war, wo der dritte Stand fehlte und der Bauer Leibeigener war.

Kaum hatte die Republik in dieser Weise angefangen, vernünftigern Grundsätzen zu huldigen, als sich auch schon die fremden Mächte achtungsvoll um ihre Bundesgenossenschaft bewarben. Doch sie zog es vor, sich an Preußen anzuschließen, seit ihr der Gesandte Friedrich Wilhelm's, der Marquis Lucchesini, verrathen hatte, daß Rußland dem preußischen Cabinette das gesammte Großpolen angeboten habe, wenn dieses dem russisch-türkischen Kriege gegenüber neutral bleibe (1790). Freilich wurde weiterhin auch behauptet, der Kaiser habe dem Preußenkönige den ersehnten Besitz von Danzig und Thorn in Aussicht gestellt, wenn er Oesterreich in seinem Bestreben, die Grenzen Galiziens auf Kosten Polens zu erweitern, gewähren lasse; allein das preußische Cabinet zog dieses in Abrede.

Vor Allem mußte den Polen daran liegen, daß sie die verfassungsmäßige Neugestaltung ihres Landes vollendeten, so lange seine Feinde nicht in der Lage waren, sie in ihrem gemeinnützlichen Beginnen zu stören. Doch die Männer, die jene Neugestaltung unternahmen, waren zu klug, als daß sie sich kopfüber in eine neue Welt hineingestürzt, die Vergangenheit vollständig verleugnet, und einem Volke ganz neue Gesetze gegeben hätten, bevor es im Stande war, das Zweckmäßige derselben zu begreifen.

So sahen sie z. B. die Nothwendigkeit einer geordneten, festen Thronerbfolge recht wohl ein, allein die Nation ihrerseits betrachtete es umgekehrt als eines ihrer kostbarsten Rechte, und so blieb nichts anders übrig, als die öffentliche Meinung nach und nach an die neuen Gedanken zu gewöhnen.

Der ärgste Hemmschuh aber war die russisch gesinnte Partei, die auf das innere Getriebe der Landtage vortrefflich eingeschult und eine Meisterin in der Kunst war, die Zeit durch weitläufige Erörterungen von kleinlichen Förmlichkeiten zu vertrödeln, und tausend kleine Zufälle und Amendements auf das Tapet zu bringen. Gelang es ihr aber je einmal trotz alledem nicht, eine entschiedene Berathung zu verhindern, so trieb sie den Antragsteller auf ein Extrem, wo alle Ungereimtheiten und Schwierigkeiten der vorgeschlagenen Maßregel im vergrößerten Maßstab und greller Beleuchtung hervortraten.

In dieser Weise vergeudete man Kraft und Zeit, bis die Nachbarstaaten wieder Muße fanden, sich von Neuem ins Mittel zu legen. Schon sprach man offen davon, daß sie sich für ihre Kriegskosten durch eine neue Theilung des Landes zu entschädigen gedächten. Die Patrioten, die mit aufrichtigem, treuem Herzen und verständigem Sinn an der zweckmäßigen Neugestaltung des Landes gearbeitet, und bereits eine Verfassungsurkunde für die reichs- und mittelbaren Städte erlassen hatten, begriffen jetzt die Nothwendigkeit, sich enge an den König anzuschließen.

Stanislaus mußte erfreut sein, daß es ihm endlich einmal möglich wurde, sich aus der Knechtschaft aufzuraffen, in der ihn Rußland seit fünfundzwanzig Jahren gehalten, und dem Lande eine eigene Verfassung zu geben. Er erfaßte mit Begeisterung den Gedanken, der Gesetzgeber seines Landes und ein Gegenstand der Bewunderung für Europa zu werden, das gerade damals solche Unternehmungen mit besonderer Vorliebe verfolgte. So ging er denn eifrig daran, selber einen Verfassungsentwurf zusammen zu stellen, und welche Ränke auch die russische Partei anwenden mochte, um statt dessen eine Revolution zu Stande zu bringen — er kam ihr mit der Verkündigung seiner Verfassung zuvor (1791). Er selber war der erste, der sie beschwor, und ihm folgten unter unbeschreiblichem Jubel die übrigen Patrioten, einer nach dem andern. Die alten Rechte des Adels, der nach wie vor als die Hauptstütze der Freiheit galt, wurden bestätigt, daneben aber auch der den Städten eingeräumte Freibrief. Die gesetzgebende Gewalt verblieb den Ständen, die ausübende dem Könige und dem Staatsrath, den man den Wächter der Gesetze nannte; das Richteramt wurde von den Gerichtshöfen verwaltet. Der Landtag zerfiel in zwei Kammern, in die der Landboten und in die der Senatoren. Das liberum veto und das Recht, in Conföderationen zusammen zu

treten wurde unbedingt aufgehoben, die Unverletzlichkeit des Königs ausgesprochen, und der Thron als in der Familie Friedrich August's von Sachsen erblich erklärt*).

Ein näheres Eingehen auf diesen Verfassungsentwurf wäre zwecklos, da er doch nie in Wirksamkeit trat. Den Einen war er zu freisinnig, den Andern im Gegentheil zu freiheitsfeindlich. Besonders mißfiel er dem hohen Adel, der sich dadurch um seine Aussichten auf den Thron betrogen sah. Er wandte sich deshalb unter der Hand an Rußland. Kaum hatte Katharina mit der Pforte Frieden geschlossen, als sie das Vorgehen der Polen, die frech genug gewesen seien, sich aus der Erniedrigung, zu der sie dieselben verurtheilt, erheben zu wollen, laut mißbilligte und ihrem Gesandten zu Warschau im Tone der Gebieterin schrieb:

„Erinnern Sie den König daran, welche Mittel ich ihm vorgeschlagen, um eine neue Theilung Polens zu verhüten. Er soll einmal aufhören, mich zu einer solchen zu reizen. Sagen Sie ihm, ich dulde es nicht und werde es nie dulden, daß er und die Nation mir entgegenhandeln. Thun Sie es doch, so kostet es mich einen Federstrich, und der Name „Polen“ ist von der Karte gestrichen.“

---

*) Die Einleitungsworte der Verfassungsurkunde geben einen Begriff von jener schwülstigen Beredtsamkeit, in der sich Stanislaus gefiel: „Im Namen Gottes, Stanislaus August, durch die Gnade Gottes und den Willen der Nation, König von Polen 2c., in Gemeinschaft mit den in ihren zwei Körpern versammelten Ständen, den Vertretern der polnischen Nation: Ueberzeugt, daß unser Aller Loos nur durch die Vollkommenheit und Festigkeit einer neuen Nationalverfassung gesichert werden kann; durch eine lange, unselige Erfahrung über die anererbten Fehler unserer Regierungsform aufgeklärt, entschlossen, die heutige Lage der Dinge in Europa und zumal die letzte Frist von dieser glücklichen Zeit, in der wir uns selber wieder fanden, zu benützen; befreit von dem erniedrigenden Joche, das uns die Uebermacht der Fremden auferlegte, bereit, unser Glück, selbst unser Leben für die staatliche Existenz, die innere Freiheit und die äußere Unabhängigkeit des uns anvertrauten Volkes einzusetzen; getrieben von dem Wunsche, uns den Segen und die lohnende Achtung der Mit- und Nachwelt zu verdienen, und, den Blick nur auf das Wohl des Staates geheftet und nicht achtend der Hindernisse, welche fremde Leidenschaften uns in den Weg legen mögen, die Selbstständigkeit und den Umfang des Reiches unverletzt zu bewahren: aus allen diesen Beweggründen haben wir aus der festesten Entschlossenheit unseres Geistes die vorliegende Verfassung beschlossen und erklären sie auf so lange für heilig und unverletzlich, bis die Nation nach Ablauf der vorgeschriebenen Frist ihre ausdrückliche Willensmeinung dahin kund gibt, daß die eine oder die andere ihrer Verfügungen geändert werden müße . . .

Der Tod Leopolds II entfernte das einzige Hinderniß, das Katharina bei der Verfolgung ihrer Pläne scheute. Sie wußte seinen Nachfolger, wie Friedrich Wilhelm II zu bewegen, daß sie ihr vertragsmäßiges Versprechen, Polens Gebiet und die Freiheit seiner Verfassung unangetastet zu lassen, und dafür Gewähr zu leisten, zurücknahmen. Sofort bildete sich auf ihr Betreiben eine Conföderation, welche die alte „Freiheit" wieder hergestellt sehen wollte. Katharina ermahnte die Polen, die Gelegenheit zu benützen, und volles Vertrauen auf die Großmuth und Uneigennützigkeit zu haben, die jeden ihrer Schritte lenke. Zugleich erklärte sie ihnen, sie werde als Beschützerin der landesflüchtigen Polen Truppen einrücken lassen, um die alte Ordnung wieder herzustellen (1793).

Vergebens wandten sich jetzt die Polen, die auf das Recht ihrer nationalen Selbstständigkeit nicht verzichten wollten, und darum entschlossen zu den Waffen griffen und dem Könige die dictatorische Gewalt übertrugen, an die fremden Mächte. Oesterreich antwortete gar nicht, Preußen aber erklärte, es könne und wolle sich nicht einmischen, während es sich gleichzeitig mit Rußland verband, um Polen in die alte Verwirrung zu stürzen (1793).

Kosciusko und die zweite Theilung.

Inzwischen war die französische Revolution ausgebrochen, die den Völkern die Furcht vor den Königen benahm und sie zum Widerstand ermuthigte. Der lithauische Held Kosciusko, der sich an die Spitze der Bewegung gestellt hatte, beeilte sich zu erklären, daß diese mit der französischen Revolution durchaus nichts gemein habe, daß alle diejenigen, welche besondere, selbstständige Clubs in der Weise der alten Conföderationen bilden, als Feind des Vaterlands zu betrachten seien. Gleichwohl kamen in Warschau Auftritte vor, die nur zu lebhaft an das Treiben des französischen Nationalconvents erinnerten, wenn sie auch freilich ohne Zweifel nur von den Feinden Polens in Scene gesetzt wurden.

Endlich rückten die Russen ein, denen der Sieg über die Polen um so leichter wurde, als sie die ungehemmte Benützung des galizischen Gebietes in den Stand setzte, den letztern alle ihre Bewegungen zu verheimlichen. Anfangs erklärte Stanislaus mit todesmuthiger Entschlossenheit, das Vaterland nicht überleben zu wollen, doch, von jeher nur ein halber Held, ließ er sich nur zu bald einschüchtern, und willigte er in die Forderungen der sogenannten Kronföderation ein, die einen an die

Fremden verkauften Verräther Felix Potocki, der sich durch hündisches Kriechen aus dem Staube emporgearbeitet hatte, zum Kronfeldherrn ernannte.

Alles wurde jetzt in den früheren Zustand zurückversetzt, selbst die den Städten verliehene Verfassung aufgehoben. Man erließ einen Aufruf an die Nation, worin es unter Anderm hieß: „die Stunde naht, wo die Republik ihre Freiheit und Unabhängigkeit gesichert sieht, wo der Bürger im Vollbesitze seiner Rechte ist. Nation, du wirst jenen ihr Recht wiederfahren lassen, die ihr Gut und Blut preisgeben, und alle Schmach über sich ergehen lassen, um dich wieder glücklich zu machen."

Inzwischen erklärte der König von Preußen in einer offenen Kundmachung, daß ihn die in Großpolen auftauchenden Jakobiner-Grundsätze zur Besetzung desselben nöthigen, und daß er im Einverständniß mit Rußland um seiner eigenen Sicherheit willen Thorn und Danzig, so wie den größern Theil von Großpolen (welches seitdem Südpreußen hieß) seinen Staaten einverleiben werde.

Zu gleicher Zeit machte Katharina bekannt, sie habe nach reiflicher Ueberlegung mit dem Kaiser beschlossen, die polnische Republik mehr einzuschränken, um sie klüger und ruhiger zu machen.

Der Landtag war wie vom Donner gerührt; Stanislaus wollte auf eine Krone verzichten, die er nimmer länger mit Ehren tragen konnte; allein auch dießmal fehlte es ihm am nöthigen Muthe*).

Die Czarin ließ alle diejenigen, welche sich ihrem Vorhaben widersetzt hatten, gerichtlich verfolgen und mit Vermögensentziehung strafen. Sie schloß Jedem, der sich für den Verfassungs-

*) Nachdem ich dreißig Jahre voll Mühseligkeit mit jeder Art von Unglück zu kämpfen gehabt, während ich doch immer bemüht war, Gutes zu thun, sehe ich mich nunmehr außer Stand, meinem Vaterland ersprießlicher Weise zu dienen und meine Pflicht mit Ehren zu erfüllen. Diese Pflicht verbietet mir unter den jetzigen Umständen, mich persönlich an Schritten zu betheiligen, die Polen in's Verderben führen müssen. Ich muß mithin ein Amt niederlegen, das ich nimmer mit Würde verwalten kann; ich wünsche einen Glücklichern auf dem Posten zu sehen, der bei meinem Alter und meiner Kränklichkeit auf jeden Fall in kurzer Zeit offen stehen wird."

So schrieb der König an Katharina, die ihm die Antwort schuldig blieb.

entwurf von 1791 erklärt hatte, vom Landtage aus. Die Abgeordneten aber, die sich, obwohl unter dem Einflusse der russischen Bayonette gewählt, jenen Gewaltmaßregeln auf das Entschiedenste widersetzten, wurden verhaftet*). Polen mußte sich in das Schicksal fügen, das ihm der zwischen den Nachbarstaaten abgeschlossene Vertrag zugedacht hatte: es mußte an Rußland 4553 Quadratmeilen mit 3,011,688 Bewohnern abtreten. Dafür gewährleistete ihm dasselbe die Integrität und Selbstständigkeit des Restes, nebst der Freiheit, sich eine beliebige Verfassung zu geben. Zugleich versprach die Czarin, die Katholiken in den neuerworbenen Gebieten in ihrer vollen Religionsfreiheit zu belassen (22. Juli 1793).

Die Polen glaubten jetzt mit diesen Opfern wenigstens Rußland von Preußen getrennt zu haben; allein nur zu bald sahen sie sich enttäuscht, als ihnen von Petersburg aus befohlen wurde, allen Forderungen des letztern Genüge zu leisten. Zugleich ließ die Czarin alle Widerstrebenden verhaften; sie sprach von Jakobinern und Verschwörungen, und als der Landtag ihrem Ansinnen gegenüber den ganzen Tag und einen Theil der Nacht hindurch in seinem Schweigen beharrte, erklärte sie dieses Schweigen als Einwilligung.

So bekam jetzt Preußen 1061 Quadratmeilen mit 3,594,640 Einwohnern, während die Republik nur noch 3861 Quadratmeilen mit einer Bevölkerung von 3,153,629 Seelen umfaßte. Sie verband sich jetzt auf das Engste mit Rußland, d. h. sie verzichtete auf ihre Unabhängigkeit. Oesterreich erhielt dießmal nichts — es hieß, man habe ihm unter der Hand eine anderweitige Vergütung in Aussicht gestellt.

Noch immer nicht geheilt von seinem Vertrauen auf Diplomaten-Zusicherungen, ging der Landtag nunmehr von Neuem an die Verbesserung der Verfassung. Kaum aber hatte er etwas beschlossen, was nicht im Sinne des Petersburger Cabinets war, als dieses abermals zu drohen begann, und durch seinen Gesandten, der zugleich der Anführer seines Heeres war, dem Landtage seinen eigenen Willen als Richtschnur vorschrieb.

*) Kimbar sagte: „Was fragt die mannhafte Tugend nach den Leiden? es gehört zu ihrem Wesen, sie zu verachten. Man droht uns mit Sibirien. Seine Wüsten werden ihre Reize für uns haben: sie werden den alten Muth wieder in uns wecken. Gehen wir nur nach Sibirien! Führen Sie uns selber hin, Sire! Ihre und unsere Heldentugend wird dort die Feinde erblassen machen.“

Da hatte das Mißvergnügen den höchsten Grad erreicht, und Kosciusko bereitete einen Aufstand vor, welcher — wahrscheinlich durch die ähnlichen Vorgänge in Paris und die von dort her erhaltenen Weisungen beschleunigt — in Krakau zum Ausbruch kam (1794). Der ausgesprochene Zweck war die Wiederherstellung der Verfassung von 1791 und der alten Landesgrenze. Die Russen wurden in Warschau und wo immer sie vereinzelt getroffen wurden, niedergehauen. Wilna und Grodno folgten dem Beispiele, überall begann das Werk der Rache, manche hochgestellte Person wurde als Verräther auf das Schaffot geführt; die Regierung wurde einem Nationalrath übertragen; im Uebrigen aber blieb die Achtung vor der Person des schwachen Königs unverletzt.

Die dritte Theilung.

Die drei Theilungsmächte verständigten sich rasch, und ließen ihre Truppen einmaschiren, um der weitern Ausbreitung der Bewegung Einhalt zu thun. Die Polen wurden bei Zielence und Dubienka besiegt, Kosciusko selber sank verwundet vom Pferde mit dem Rufe: Finis Poloniae! und wurde gefangen (4. Oktober 1795). Suwarow erstürmte Praga, die Vorstadt Warschau's, nachdem von ihrer 26,000 Mann zählenden Besatzung 12,000 im Kampfe umgekommen waren; 10,000 fielen in Gefangenschaft; der Rest suchte sich über die Weichsel zu retten, wobei 2000 ertranken. Einigen Anführern der Polen gelang es, sich nach Frankreich zu flüchten, die übrigen wurden nach Sibirien geschickt.

Oesterreich, welches nach dem Besitze Krakau's und seiner Umgebung begierig war, verständigte sich in einem besonderen Vertrage mit Rußland, das sich mit Preußen überworfen hatte, und so wurde denn ein neuer Theilungsplan entworfen. Rußland nahm Kurland und Semgallen, Wilna, Volhynien und andere Gebiete, zusammen 2030 Quadratmeilen mit 1,176,590 Einwohnern. Die Stände von Kurland und Semgallen unterwarfen sich, und ihr letzter Herzog, Peter Biron, zog sich mit einem Jahresgehalte von 50,000 Ducaten nach Schlesien zurück, wo er 1800 starb. Oesterreich erhielt Krakau nebst verschiedenen andern Woiwodschaften, die zusammen das westliche Galizien bildeten und 834 Quadratmeilen mit 1,037,742 Seelen umfaßten. Das zur Theilnahme eingeladene Preußen bekam ein

Gebiet von 997 Quadratmeilen und 939,297 Einwohnern. Es verlangte gleichfalls Krakau und machte sogar Miene, dasselbe mit Waffengewalt zu behaupten, allein Rußlands Drohungen bewogen es endlich zum Nachgeben.

Stanislaus erhielt den Befehl, abzudanken, und einen lebenslänglichen Gehalt von 200,000 Ducaten. Er starb i. J. 1798. Das Unglück, durch das er, der Geliebte und Günstling, das Geschöpf und das Opfer Katharina's, seinen Thron bezahlte, söhnte die Nachwelt mit seinem Andenken aus.

Seitdem erschien das Staatensystem des Nordens wesentlich verändert; seine Stützpfeiler, die Friedensverträge von Oliva und von Moskau waren gefallen, Preußen, Rußland und Oesterreich waren unmittelbare Nachbarn geworden.

Katharina's Nachfolger, Paul I, bot dem gefangenen Kosciusko die Freiheit und ein Landgut mit 1500 Leibeigenen an, wenn er ihm den Unterthaneneid leisten wolle. Die erstere nahm der Gefangene an, das Andere aber verschmähte er. Dafür bat er um Erlaubniß, in Amerika an Washington's Seite kämpfen und eine Freiheit genießen zu dürfen, zu deren Erstreitung er mitgeholfen. Er erhielt die Erlaubniß sammt den erforderlichen Geldmitteln, kehrte aber, in seinen Erwartungen getäuscht, bald wieder nach Europa zurück (1798).

Frankreich empfing den Helden mit der größten Auszeichnung, um ihn nachher mit eifersüchtigem Mißtrauen zu überwachen und endlich in einem Landhäuschen bei Fontainebleau seinem Schicksale zu überlassen. Als Napoleon (1807) einen Einfall in Polen beabsichtigte, wollte er sich dabei seines volksthümlichen Namens bedienen, doch er verweigerte seine Mitwirkung, da er wohl merkte, was nachher aus den Versprechungen des trügerischen Befreiers werden sollte. So war es denn nichts weiter als ein gemeiner Betrug, wenn der an die Polen ergangene Aufruf in seinem Namen sprach. Nachdem Kosciusko darauf Italien durchreist hatte, ließ er sich in Solothurn nieder, wo er den 16. Oktober 1815 starb. Seine Leiche wurde im Dome zu Krakau zwischen Johann Sobieski und Josef Poniatowski beigesetzt, sein Name aber ist für immer mit den nationalen Hoffnungen und den Gebeten seiner unglücklichen Landsleute verflochten.

Vierzehntes Kapitel.

Die Türkei. Katharina II.

Mustafa III.

In dem entarteten Konstantinopel war auf Othman, den Sohn Achmets III, Mustafa III gefolgt (1757). Durch das Unglück und die Unterweisungen des Vaters tüchtig geschult, durch eigenes Studium und Nachdenken früh gereift, ein warmer Freund der Arbeit und der Gerechtigkeit, schenkte er sein Vertrauen dem würdigen Pascha von Aegypten, Mehemet Ragib, einem der besten Vesire der Verfallszeit.

Dieser führte zweckdienliche Verbesserungen ein, ordnete den Staatshaushalt, und bewog seinen Gebieter, den Aufsehern des Serails, den sogenannten Kislar-Agas, die Verwaltung der zum Unterhalt des Serails bestimmten Güter zu entziehen. Dadurch befreite er das Amt des Großvesirs von dem Einflusse der berüchtigten Haremsintriguen, und machte es einflußreicher als es je zuvor gewesen. Die Sammlung seiner neun und vierzig Amtsberichte gilt bei den Türken als ein Musterstück des klassischen Stils; auch sein Sefinet (Gefäß), eine Blumenlese arabischer Prosa und Dichtung, steht in hohem Ansehen; desgleichen seine Geschichte der Unterhandlungen mit Nadir und die des Belgrader-Friedens.

Die Finanzen der Pforte waren nicht weniger zerrüttet als die der übrigen europäischen Staaten, allein sie waren an und für sich ergiebiger als diese. In den öffentlichen Schatz (miri) floß außer dem Kopfgeld, das jeder Unterthan vom vierzehnten Lebensjahr an zu bezahlen hatte, das Einkommen aus den Salzwerken und den Krongütern, der Ertrag der Zölle, die auf dem Kaffe, dem Tabak und den Spezereien ruhende Abgabe. — Die Privatkasse des Sultans (chasna) bezog den der Republik Ragusa und den Hospodaren der Moldau und der Walachei auferlegten Tribut, die zehnprocentige Steuer, die beim Verkauf von Landgütern zu erlegen war, die in Aegypten erhobenen Abgaben, die Geldstrafen, die confiscirten Gegenstände und Vermögen und endlich die herrenlosen Erbschaften.

Im Uebrigen beruhte die Macht der Regierung auch hier wie in den drei andern Großmächten Osteuropa's ausschließlich

auf dem Heere, welches jedoch für die christlichen Nachbarn weitaus nicht mehr so furchtbar war, wie früher. An Muth aber hat es den türkischen Truppen nie gefehlt: beim Angriff im höchsten Grade ungestüm, harren sie im Widerstand aus, so lang noch eine Spur von einer Aussicht bleibt; sehen sie aber auch diese verschwinden, so lassen sie sich um keinen Preis mehr halten; sie laufen für immer davon und auseinander.

Gewissenhaft in der Beobachtung des Gesetzes und durch sein einsames Leben ein frommer Asret geworden, ließ Mustafa die im Reiche bestehenden Verordnungen gegen Prunk und Schwelgerei mit der unerbittlichsten Strenge vollziehen. Wenn er durch die Stadt ging, ließ er stets seinen Nachrichter hinter sich drein gehen, der jeden Begegnenden, dessen Anzug allzu prunkend war, auf der Stelle niederhauen oder erdrosseln mußte. Wenn ihn das durch Mahmud's verschwenderische Freigibigkeit verwöhnte Volk einen Geizhals nannte, so erwiderte er, man werde schon das Gegentheil sehen, wenn es einmal gelte.

Wirklich that er viel für die Wiederherstellung von Straßen und Brücken, er gründete Schulen und Bibliotheken, ließ Boerhave's Aphorismen und Machiavell's Fürsten sammt dem Antimacchiavell von Friedrich II in's Türkische übertragen, und hielt in den Akademien selber auch Vorträge.

Auch nach Außen suchte er dem Verfalle des Reiches aus allen Kräften entgegenzuwirken. Er konnte die Gebiete nicht verschmerzen, die dasselbe in der letztern Zeit an die christlichen Nachbarn hatte abtreten müssen, und zudem spornte ihn schon sein Religionseifer zum Kriege, doch Ragib hielt ihm die Entscheidungen der Ulema's und einen ungeheuern Kostenüberschlag entgegen.

Das Staatsschiff bekam seitdem einen Leck um den andern; alle Augenblicke verweigerte wieder einer der Statthalter den Gehorsam, und dasselbe thaten die Mameluken in Aegypten, während es der Pforte an der nöthigen Macht gebrach, sie wieder zu unterwerfen. 1730 hatte der Scheich Mohamed, Abdel Wahabs Sohn, in Yemen die Secte der Wahabiten gestiftet, die zwar den Propheten anerkennen, aber der mündlichen Religionsüberlieferung jede Geltung absprechen. Ibn Seud, der Beherrscher von Dreich am persischen Meerbusen, breitete die Sekte aus, die nach und nach den größten Theil von Arabien beherrschte, und zuletzt selbst den Thron des Sultans, ja den Bestand des Islam in Frage stellte.

Montenegro.

Montenegro hatte zur Zeit des serbischen Reiches zum Gebiete von Zeta gehört. Bei dem Falle desselben wäre es unter die Herrschaft der Türken gefallen, wenn nicht die Standhaftigkeit seiner Fürsten und hauptsächlich der Söhne des Stephan Cernojewic das Land vor jenem Joche bewahrt hätten.

Der eine derselben, der tapfere Iwan, zog sich in die Berge zurück, um hier durch Wort und eigenes Beispiel die Seinigen zum Widerstande zu ermuthigen, und das Gesetz zu erlassen, daß jeder, der von seinem Posten weiche, aus der Gesellschaft der Männer verstoßen werde, und mit den Weibern spinnen müsse.

Sein Sohn Georg ließ sich von seiner Gemalin, einer gebornen Mocenigo, zur Uebersiedlung nach Venedig überreden, und übertrug deshalb seine Würde an den Metropoliten von Cettinje (1516). Seitdem war in Montenegro die geistliche uud die weltliche Gewalt mit einander vereinigt, und stand das Land unter einem Vladika oder Hospodar, wiewohl es nach und nach zugleich die Oberherrschaft der Pforte anerkennen, und sich zur Entrichtung der Kopfsteuer bequemen mußte.

Während des Krieges zwischen der Türkei und Rußland standen die Montenegriner auf, allein kaum hatte sich die erstere 1712 den einen Feind vom Halse geschafft, als sie bei 60,000 Mann gegen das trotzige Bergvölkchen schickte. Anfangs wurden die Türken zurückgetrieben, nachdem sie aber die Gegner verrätherischer Weise ihrer Anführer beraubt hatten, bekamen sie die Oberhand und sahen sie sich in den Stand gesetzt, ihrem Blutdurst alle Zügel schießen zu lassen. Gleichwol war der Zweck des Aufstandes erreicht: das Land blieb seitdem von der Pforte getrennt, um nur noch die russische Schutzherrschaft anzuerkennen.

Ein halbes Jahrhundert darauf (1767) trat der schon früher erwähnte fahnenflüchtige Kroate Stephan Piccolo als Peter III auf. Er nannte sich einen Befreier der Christen, einen Abgesandten Gottes, der gekommen sei, um seine Altäre wieder aufzurichten, und seinen heiligen Namen mit dem Blut der Ungläubigen rein zu waschen von dem Schimpf, den diese ihm angethan.

Während Katharina II insgeheim die griechischgläubigen Unterthanen der Pforte zum Aufstande aufhetzen ließ, ersuchte sie

die Pforte, ihr jenen Störefried auszuliefern. Die Türken griffen zu den Waffen, Stephan wurde gefangen und hingerichtet *).

Die Liebe, welche den Polen Poniatowski auf den Thron erhoben, suchte auch dem Russen Gregor Orlow einen solchen zu schaffen. Auf seine Anregung faßte Katharina den Entschluß, die Türken im Mittelmeere zu bekämpfen, Griechenland zu befreien, und ein neues christliches Reich zu gründen. Indeß riethen ihr andere im Gegentheile, die Krim und überhaupt die Länder der europäischen Tartaren zu erobern, und wirklich gelang es Friedrich II, sie für diesen Gedanken zu gewinnen.

Die Türken wurden von Romanzow am Pruth insbesondere besiegt (18. Juli), und verloren, zum zweiten Mal am Kagul geschlagen (1. August), die ganze Moldau sammt der wichtigen Festung Bender mit ihren 348 Kanonen: die Tartaren waren von ihrer Herrschaft befreit.

Die alte Feindschaft zwischen den Türken und den von ihnen besiegten und zu ihren Unterthanen gemachten Völkern wurde durch die Religionsverschiedenheit fortwährend genährt. Die Armenier, die in Konstantinopel das Recht einer freien Religionsübung genossen, hatten sich hinsichtlich derselben um diese Zeit an die Schismatiker angeschlossen. Allein darin fanden eifrige Missionäre etwas Unwürdiges, und so begann jetzt unter den Christen selber ein Hader, der ihren Frieden im höchsten Grad gefährdete, und in ganz Europa von sich reden machte.

Die Griechen.

Die Griechen, die Konstantinopel unter dem Namen Fanarioten bewohnten, hatten sich ihren Beherrschern, denen sie sämmtliche Geschäfte besorgten, unentbehrlich gemacht. Von den Bewohnern der Inseln diente ein großer Theil theils bei diesen Fanarioten, theils in den Handelshäusern von Smyrna; die andern befuhren, im Dienste des Türken als Handels- und Seeleute, das mittelländische Meer. Sie waren insgesammt ebenso ungebildet wie arm, da sie auf ihren heimatlichen Inseln keinen

*) Die Montenegriner erhoben sich regelmäßig gegen die Pforte, so oft diese mit irgend einer christlichen Macht im Kriege lag. 1796 tödteten sie den gegen sie ausgesandten Pascha, und von diesem Augenblicke an datirt ihre Unabhängigkeit. 1820 versuchte es die Pforte noch einmal, sie zu unterwerfen; es gelang ihr nicht. Ebenso mißlang ein erneuerter Versuch im Jahre 1832. Gerade in unseren Tagen scheint das Loos des Volkes seiner endgiltigen Entscheidung entgegen zu gehen.

Umgang hatten als dann und wann mit der Mannschaft eines zufällig anlandenden Schiffes.

Die katholischen Missionäre suchten sich unter dem Schutze der Gesandten überall Eingang zu verschaffen. Sie drangen in die Bagno's, trösteten die Sterbenden, standen den Pestkranken bei; sie überwanden dabei alle die unzähligen Schwierigkeiten, welche ihnen die griechische Synode in den Weg legte. Sie gründeten Schulen und holten selber die Kinder hinein; in Smyrna und überhaupt da, wo früher die Griechen die Oberhand gehabt hatten, ließ man sie darin ganz frei gewähren. Manchmal kamen auch die Eltern selber, um sich mit ihren Kindern unterrichten zu lassen. Der feierliche katholische Kultus sagte ihnen zu, und wenn das Hochwürdigste in festlicher Prozession herumgetragen wurde, zierten sie die Wege mit Blumen und Laub.

Unverwüstlich lebte noch immer in den Griechen die Liebe zum Vaterland und zur Religion. Sie sprach sich theils in den wiederholten Aufständen ganzer Provinzen, theils in dem fortgesetzten Widerstande aus, den einzelne Bewaffnete — sogenannte Klephten (Räuber) — im Schutze der Berge und Wälder den Zwingherren entgegensetzten.

Gregor Papaz-Ogli (Priestersohn) aus Larissa erhielt von der Czarin, in deren Dienst er stand, den Auftrag, in seiner Heimat die Fahne des Aufruhrs aufzupflanzen, unterzog sich ihm voll Eifer und Begeisterung und voll der glänzendsten Zukunftsträume.

Zu seiner Unterstützung schickte Katharina zwei angeblich für eine Handelsunternehmung bestimmte Schiffe in's Mittelmeer, wo man bis dahin noch kein russisches Fahrzeug gesehen hatte. Auch in Montenegro erschienen russische Sendlinge, um, wie sie vorgaben, über die Person des falschen Peter III nähere Nachforschungen anzustellen, in Wahrheit aber, um das Volk zum Kampf gegen den Erbfeind aufzustacheln.

Während dessen hatte sich Orlow mit dem Primas von Kalamata, Panajoti Benaki, und dem Häuptling der Mainotten, Mauro Mikali, in's Einvernehmen gesetzt, während seine Brüder Alexei und Feodor auf Sardinien, in Livorno und Port Mahon alles Nöthige vorbereiteten, um eine aus sieben Linienschiffen, vier Fregatten und mehreren Transportschiffen bestehende Flotte zu verproviantiren, die man inzwischen in aller Stille in den baltischen Häfen ausrüstete. In der That lief sie aus, aber in so verwahrlostem, kläglichem Zustande, daß man sie

in England, wo sie zum ersten Male anlandete, allgemein verhöhnte. Nachdem hier das Fehlende ergänzt worden war und englische Seeoffiziere, darunter namentlich der schottische Lord Elphinstone, den Befehl über die einzelnen Schiffe übernommen hatten, segelte das Geschwader weiter, bis es seine von Alexei befehligte Mannschaft zu Corone ans Land setzte. Jetzt erst gingen dem Sultan die Augen auf: mit dem gesammten Europa hatte auch er geglaubt, daß die Rüstungen in der Ostsee den Schweden gälten, und so hatte er sich denn mit der Befestigung der Donau-Linie begnügt.

Mit den 220 Mann, die bei Corone ausgeschifft worden waren, verbanden sich jetzt die Mainotten, die ihrer alten Plünderungslust in dem unglücklichen Misitra freien Lauf ließen, während die Russen unter dem Vorgeben, ihre Czarin wolle den griechischen Glauben beschützen, Navarin (Pylos) einnahmen und Modone und Corone belagerten. Zwar wurden sie zu Lande geschlagen, allein dafür gewannen sie unter Elphinstone und Spiridow über Hassan Pascha den glänzenden Seesieg bei Skio (5. Juli 1770) und den noch entscheidendern in der Bucht von Tschesme, wo das Hauptgeschwader der Feinde verbrannte und durch die Explosion der Schiffe zugleich die Stadt zu Grunde gieng (8. Juli). Den Rest der ottomanischen Flotte vernichtete Alexei Orlow bei Nauplia.

Ein russischer Seesieg, das war etwas ganz Unerhörtes, das den Feind nicht wenig entmuthigte. Hätten die Sieger sofort die Dardanellenschlösser angegriffen, sie hätten vielleicht Konstantinopel eingenommen. Wirklich drang der Contreadmiral Elphinstone mit seinem Orlowschiff in die Dardanellenstraße ein, und schon ließ er zur Vorfeier des Sieges die Trommel rühren, und den Thee zubereiten, als ihn der Widerstand des auf seinen Ruhm eifersüchtigen Orlow zur Umkehr bewog.

Türkisch-russische Kriegsweise.

Eine kräftige Stütze besaß Mustafa an dem genannten Admiral Hassan-Bey, dessen Heldenthaten an die glorreichen Zeiten eines Barbarossa, Dragut, Occhiali und Mezzomorto erinnerten. Aber freilich war ihm der Feind an Kriegskenntnissen gar zu überlegen.

Der polnische Baron Tott, der Mustafa's Vertrauen dadurch gewonnen hatte, daß er ihm eine Karte des russischen Reiches und des Kriegsschauplatzes überreichte, wurde von ihm

beauftragt, das Geschützwesen zu verbessern, und die bedrohten Dardanellenschlösser in bessern Vertheidigungsstand zu setzen. Der Sultan war vor Erstaunen außer sich, als er sah, daß seine Artilleristen jetzt dreimal in der Minute feuern konnten. Noch manche andere Verbesserung führte Tott ein, doch nur zu bald fühlte er sich durch den Charakter dieses Volkes und dieser Regierung so abgestoßen, daß er sich von seinem Posten zurückzog.

Nach Friedrich's II Schilderung, „verstanden die russischen Feldherren von einer Taktik und einer Lagerkunst so gut wie nichts, die türkischen aber wo möglich noch weniger, und so muß man sich diesen Krieg eigentlich als einen Knüttelkampf zwischen Einäugigen und Blinden vorstellen.“ Und doch meinte Katharina, die Thaten ihres Heeres seien der Gipfelpunkt des russischen Kriegsruhms: so leicht ließ sie sich durch den Schwarm der Schmeichler bethören, von denen sie stets umringt war*).

---

*) Ueber diese Kriegsführung der Russen und der Türken schreibt der Fürst von Ligne: „Auf der einen Seite sehe ich Russen, denen man nur zu sagen braucht: „seid so oder so!“ und sie sind es; Kunst und Wissenschaft erlernen sie so, wie „der Arzt wider Willen“ zum Baccalaureus wurde; sie sind Alles — Infanteristen, Seeleute, Jäger, Priester, Dragoner, Musiker, Ingenieure, Schauspieler, Kürassiere, Maler, Wundärzte; sie singen und tanzen im Laufgraben, in welchem sie nie abgelöst werden, und das Alles mitten zwischen dem Kleingewehrfeuer und dem Kanonendonner, mitten im Schnee und Koth; aufgeweckt und aufmerksam, höflich, ehrfurchtsvoll und gehorsam, suchen sie in den Augen ihrer Offiziere zu lesen, um den Befehl zu vollziehen, noch ehe er ausgesprochen ist. Auf der andern sehe ich die Türken, die dafür bekannt sind, daß sie im Kriege nicht einmal die sonst überall beobachteten Regeln des einfachsten Menschenverstandes beobachten, und die dabei doch mit einer Art von überlegtem Plane zu Werke gehen: sie zerstreuen sich, um sich dem Geschütz- und Bataillonsfeuer mehr zu entziehen: sie zielen sorgfältig und zwar immer auf Massen; dadurch, daß sie so, in der nächsten besten Vertiefung, in dem hohlen Stamm oder zwischen den Zweigen eines Baumes verborgen, schießen, maskiren sie zugleich ihre Bewegungen; dann rücken sie zu vierzig oder zu fünfzig mit einem Feldzeichen vor, das sie schnell vor sich aufpflanzen, um Terrain zu gewinnen; ihre ersten Glieder lassen sie knieend feuern, worauf dieselben rasch zurückeilen, um wieder zu laden; so wechseln die Glieder immer ab, bis sie wieder wie der Sturmwind vorwärts stürzen um ihr Feldzeichen weiter nach vorn aufzupflanzen. Diese Standarten dienen ihnen zugleich als eine Art von Richtstange, die es ihnen ermöglicht, eine gleichmäßige Frontenlinie einzuhalten. Dazu stelle man sich ein entsetzliches Geheul und das wilde Allah! Allah! vor, das die Muselmänner anfeuern und die Christen entmuthigen soll, und endlich

Jetzt erhoben sich die Griechen wie Ein Mann, die Russen aber rückten theils in die Walachei, theils in die Krim ein, wo sich die Tartaren für unabhängig erklärten.

Aegypten.

Ali-Bulat-Kapan, der schon als Knabe von fünfzehn Jahren einer Schlacht zwischen Türken und Abyssiniern beiwohnte, wurde von den letztern gefangen und nach Kairo verkauft, wo er Dank seiner Anstelligkeit von einer Stufe zur andern emporstieg, bis er endlich unter jenen vierundzwanzig Mameluken, die mit der Verwaltung Aegyptens betraut waren, seine Stelle einnahm. Durch besoldete Meuchelmörder schaffte er sich seine Amtsgenossen aus dem Weg, um ihre Stellen mit seinen Vertrauten zu besetzen, mit deren Hilfe er sich der Herrschaft über das Land bemächtigte (1766).

Er nannte sich jetzt Ali-Bey, und bezahlte der Pforte Anfangs noch den herkömmlichen Tribut; als aber dieselbe in den Krieg mit Rußland verwickelt war, erklärte er sich für unabhängig. Ja, er sandte sogar seinen unter dem Namen Abudah bekannten Feldherrn Mohamed Bey mit 80,000 Mann nach Syrien, um dieses Land zu erobern. Doch dieser ließ sich schlagen und lehnte sich sodann gegen den eigenen Gebieter und Freund auf. Es kam zum Bürgerkrieg, Ali unterlag bei Kairo (1772), floh mit seinen Schätzen nach Gaza in den Schutz des Scheichs von S. Jean d'Acre, Daher Omer, mit dessen Hilfe er Joppe einnahm. Darauf zog er gegen Kairo, um sein Land wieder zu erobern, wurde aber von Abudah besiegt und getödtet (1773).

Diese innern Wirren der Pforte kamen den Russen sehr gelegen, doch sie verstanden es nicht, sie gehörig zu benützen. Friedrich II aber fand es nicht in seinem Interesse, dem Nachbar mit dem eigenen Gelde zur Vergrößerung seines Gebietes zu verhelfen. Oesterreich endlich war auf diese Vergrößerung geradezu eifersüchtig und erklärte offen, es würde nie zugeben, daß die Moldau und die Wallachei, die alten Nebenländer Ungarns, nach deren Besitz es selber so begierig war, jemals an Rußland kämen.

Ja Kaunitz war sehr für ein Bündniß mit der Türkei, hätte nur der christliche Sinn Maria Theresia's so etwas zulassen können. So aber mußte sich der Fürst darauf beschränken,

---

noch die abgehackten Köpfe der letzteren, die einen grauenhaften Eindruck machen."

die Pforte mit seinen Rathschlägen zu unterstützen. Zuletzt jedoch schloß er dennoch in Konstantinopel mit ihr ein Uebereinkommen, worin er sich gegen Abtretung einiger Gebietstheile und Vorausbezahlung von 400,000 Gulden verpflichtete, ihr die Russen vom Halse zu schaffen, sei es im Wege gütlicher Unterhandlungen, sei es mit Waffengewalt (1771). In der That wandte sich das Wiener-Cabinet mit verschiedenen Friedensvorschlägen an Rußland; kaum aber hatte es einen Antheil an Polen und die Zusicherung der Unabhängigkeit für die Moldau und die Wallachei erhalten, als es für seinen Theil beruhigt war und die Pforte ihrem Schicksal überließ, obwohl ihm dieselbe bereits ein Fünftel der versprochenen Summe bezahlt hatte.

Die Krim.

So dauerte denn der Krieg fort. Die Tartaren der Krim sollten wieder so unabhängig werden, wie sie es unter den Nachfolgern Dschingis-Kan's gewesen, bevor sie 1471 von Muhammed II unterworfen wurden. Morea sollte in der Person Orlow's seinen eigenen Fürsten erhalten. Das waren Katharina's Forderungen.

Wirklich wurde im Frieden von Kainardschi (1774), der dem Kriege nach siebenjähriger Dauer endlich ein Ende machte, die Unabhängigkeit der Tartaren in der Krim, im Budschak und am Kuban anerkannt. Nur als Chalifen sollten sie dem Großherrn auch fernerhin noch huldigen, wofür der letztere ihrem neu gewählten Chan den herkömmlichen Zobelpelz, Turban und Säbel übersenden sollte. Auch blieb demselben das Recht zur Ernennung der Richter gewahrt, und sollte sein Name nach wie vor im öffentlichen Gebete in den Moscheen genannt werden. Der Verkehr zu Wasser und zu Lande sollte für die Handeltreibenden, die Reisenden und die Wallfahrer beider Länder innerhalb der letztern vollkommen unbelästigt sein. Rußland gab Bessarabien, die Walachei und die Moldau nebst den griechischen Inseln zurück, wobei es denselben jedoch eine mildere Behandlung von Seite der Pforte ausbedung. Dagegen behielt es eine Reihe von festen Plätzen am Dnjper und in der Krim, sowie die Stadt Asow und die beiden Kabarda's. Georgien und Mingrelien räumte es zwar, doch erst nachdem die Pforte versprochen, von jenen Ländern keinen Tribut mehr erheben und keine Kinder mehr als Sklaven ausführen zu wollen. Freilich blieb das Versprechen unerfüllt, es lag der Czarin ja nur daran, es auf

dem Papiere zu sehen, um sich des Beifalls der Philantropen zu versichern.

Mit den Tartaren verlor die Pforte ihr Bollwerk gegen den Norden und ihr stets bereites Werkzeug, den christlichen Nachbarvölkern zu schaden. Ja ihre bisherigen Vertheidiger konnten von nun an leicht ihre Feinde werden. Seit dieser Zeit machten auch die Russen kein Hehl mehr aus ihrem Plane, sich zu Herren des Schwarzen Meeres zu machen, wodurch sie zugleich das Schicksal der türkischen Hauptstadt, die sie dann nach Belieben aushungern konnten, in ihre Hände bekommen hätten.

Natürlich konnte ein Frieden, der unter solchen Bedingungen geschlossen worden, keine Dauer haben und nicht beobachtet werden: er mußte vielmehr zu endlosen Streitigkeiten führen.

Auch die Bukowina hatte die Türkei verloren: die Pforte mußte sie an Oesterreich abtreten, um sich dessen Freundschaft zu erhalten.

Uu gleicher Zeit litt sie im Innern an Drangsalen verschiedener Art. Der Untergang von siebenzig Schiffen, die der Hauptstadt Getreide zuführten, erregte einen Volksauflauf, an dem sich namentlich die Frauen eifrig betheiligten. Der Pascha von Bagdad verweigerte den Tribut und ließ dem Kapigi, der seinen Kopf holen sollte, den eigenen vor die Füße legen. Als der Kapudan-Pascha, der eben daran war, auf den griechischen Inseln die jährlichen Abgaben einzutreiben, auf Kos landete, um in der Moschee seine Freitags-Andacht zu verrichten, nahmen sechsundsechzig Christensklaven sein Admiralschiff und führten es nach Malta. Damit war zugleich die heilige Fahne sammt dem zweischneidigen Säbel Ali's und den Namen der vier Schüler des Propheten in die Hände der Glaubensfeinde gefallen; das ganze Reich war in der höchsten Bestürzung, bis endlich der König von Frankreich die geraubten Schätze mit Geld auslöste und zurückgab.

Die Geburt eines Thronerben, ein Glück, das seinen beiden Vorgängern versagt geblieben war, wurde von Mustafa dadurch gefeiert, daß er seine Unterthanen für zehn Tage aller Abgaben enthob, wobei kein Unterschied gemacht wurde zwischen Muselmännern, Griechen, Juden und Franken. Da aber der junge Selim erst zwölf Jahre alt war, als sein Vater starb, so folgte diesem an seiner Statt Abdul Hamid (1774), der während seines vierzehnjährigen Aufenthaltes im Serail zu einem gutmüthigen, aber unwissenden und willensschwachen Jüngling herangewachsen war. Er fand die Staatskasse so erschöpft[1], daß

er nicht einmal den Truppen das übliche Geschenk machen konnte — ein bis dahin ganz unerhörter Fall.

Doch Katharina hatte den Krieg gegen die Pforte nur deshalb abgebrochen, um sich zu seiner Fortsetzung besser rüsten zu können. Je mehr sich diese demüthigte, um so höher spannte sie ihre Forderungen; immer fester gestaltete sich in ihr der Gedanke, die Türken aus Europa zu vertreiben, um sich von den Philosophen als Befreierin Griechenlands lobpreisen zu hören. In Petersburg diente der Name der Osmanen zum Gespötte. Alle Künste wetteiferten, den Untergang des Islam und die Auferstehung Griechenlands zu feiern. Der Zweitgeborne Paul's I erhielt den Namen Konstantin und eine Griechin zur Amme.

Unter der Hand aber arbeitete Katharina ihren herrschsüchtigen Plänen weiter vor: sie ließ durch ihre Gesandten überall aufständische Ideen verbreiten, nahm jeden aufrührerischen Hospodar in ihren Schutz, und beanspruchte sogar das Recht, sich in die innern Angelegenheiten der Pforte einzumischen und von ihr die Entfernung der Beamten zu fordern, die sich nicht von ihr bestechen ließen. Heraklius, der Beherrscher von Kachetien und Kartalinien, und Salomon, der Fürst von Georgien und Imeretien, wurden halb durch Drohungen bewogen, sich unter Rußlands Oberherrschaft zu stellen.

Sahim Guerai war von Katharina zum Chan der Krim gemacht worden, aber nur um von ihr als Werkzeug ihrer Pläne gebraucht zu werden. Sie setzte ihm in der Person ihres Gesandten einen Spion an die Seite, der die Aufgabe hatte, ihn bei den Seinigen in Mißcredit zu bringen. Weil die letzteren alles Russische verabscheuten, so bewog der Gesandte den Chan, sich um den St. Annen Orden und die Stelle eines Lieutenants in der russischen Garde zu bewerben. Er brachte ihm Geschmack für verschwenderischen Prunk, für militärisches Schaugepränge, für eine Flotte und für alle möglichen Ausschweifungen bei. Alles das forderte viel Geld, es mußten neue Abgaben ausgeschrieben werden, und das macht böses Blut im Volke.

Von dem Gesandten aufgehetzt, empörten sich die Adeligen (Murza's), der Chan mußte fliehen, und die Czarin um Hilfe bitten. Eben darauf hatte diese gewartet: ihre Truppen rückten ohne Schwertstreich in das Land, das bald mit Galgen überdeckt war. Nun war der Chan gerächt, aber dafür auch von Jedermann verachtet, bis er zuletzt den Türken ausgeliefert, und von diesen getödtet wurde (1783).

Jetzt eröffnete Katharina, die soeben erst der Krim die Unabhängigkeit zugesichert hatte, den europäischen Höfen, sie habe „aus Liebe zur Ordnung und Ruhe" das Land besetzen müssen, und habe es mit ihrem Reiche vereinigt, „um ihm seinen Frieden und sein Glück zu bewahren."

So rächte sich Rußland für die vielen Demüthigungen, die ihm die Tartaren seit so langer Zeit angethan hatten. Nicht weniger als dreißigtausend derselben soll Suwarow auf Befehl Gregor Potemkin's, des neuen Günstlings der Czarin, hingeschlachtet haben. Der letztere, ein unwissender, niedrig denkender engherziger Mensch, bekam den Ehrentitel „der Taurier" und den Auftrag, das Land auf russischem Fuße einzurichten, (zu russifiziren) und seine innige Verschmelzung mit Rußland durchzuführen. Er that es mit einer so barbarischen Rücksichtslosigkeit, daß der größte Theil der Bevölkerung auswanderte, so daß sich zwei Jahre nach ihrer Vereinigung mit Rußland nur noch 17,000 männliche Bewohner vorfanden, während die Chane früher oft mit 50,000 Bewaffneten zu Felde gezogen waren.

Jenes Schooßkind des Glückes aber, der Taurier, wollte seiner Gebieterin und Geliebten eines jener Schaugepränge voll hohlen, trügerischen Prunkes bereiten, die eben damals so beliebt waren, daß sie mindestens ebensoviel von sich reden machten, als ein Krieg. Er zog am Dnjper ein förmliches Heer zusammen und wandte die ganze Kunst eines Theater-Dekorateurs an, um das Land in ein lachendes Eden umzuwandeln.

Die Flußufer waren mit Städten übersäet, die freilich nur auf Leinwand gemalt waren: da sah man an großartigen Kirchen bauen, dort wurden Schiffe vom Stapel gelassen und die Grundrisse zu Anlage von Dörfern entworfen. Mit Knutenhieben hatte man die Tataren aus der weitesten Ferne her auf dieses Küstenland zusammengetrieben, um ihm den Schein einer dichten Bevölkerung zu geben, und auf den menschenleeren Grasfluren weideten Heerden, die man aus einem Umkreise von zweihundert Stunden herbeigeholt hatten. So riesenhaft waren die Zurüstungen zu einem Schaugepränge, in welchem wirklich alle Welt eben nur ein solches erblickte, und welches doch mehr Geld kostete, als die Herstellung von wahrhaft gemeinnützigen Anlagen gekostet hätte.

Die Fürsten eilten herbei, der Kaiserin auf ihrem Prunkzuge nach der Krim ihre Huldigungen darzubringen. Josef II begleitete sie bis Cherson, einer von ihr erbauten Stadt, über

deren Hafen die Inschrift stand: „Weg nach Konstantinopel.“ Auch der König von Polen blieb drei Tage daselbst, um während dieser kurzen Zeit 13 Millionen zu verschwenden*). Potemkin hatte seinen Zweck erreicht, er hatte die Kaiserin von der Trefflichkeit seiner Verwaltung überzeugt, so daß sie den von allen Seiten einlaufenden Klagen gegen dieselbe keinen Glauben mehr schenkte. Und nur zu gern ließ sich Katharina täuschen, um dann ihrerseits wieder Europa über die Macht ihres Reiches und über ihre eigene rastlose Thätigkeit zu täuschen. Ihre Zeitge=

---

*) Bei Segur findet man diese Feste eingehendst beschrieben. Uns genügt ein Bruchstück aus den an eine Französin gerichteten Briefen des Fürsten von Ligne:

„Noch heute kommt es mir wie ein Traum vor, wie ich da in einer sechssitzigen, mit Brillanten gezierten Carrosse, einem wahren Triumphwagen saß, zwischen zwei Personen, auf deren Schultern ich bisweilen in der Schwüle einnickte, und wie ich da beim Erwachen die eine zu der andern sagen hörte: „Wie es heißt, habe ich dreißig Millionen Unterthanen, wenn man nämlich nur die männliche Bevölkerung rechnet.“ „Und ich zwei und zwanzig, Alles in Allem.“ „Ich brauche von Kamtschatka bis Riga zum Mindesten 600,000 Soldaten.“ „Mir genügt die Hälfte.“

Alle diejenigen, welche in der Krim Landgüter besaßen, wie die Morza's, oder von der Kaiserin geschenkt erhielten, wie ich, leisteten ihr den Huldigungseid. Der Kaiser kam zu mir, nahm mich beim Band des goldenen Vließes und sagte: „Sie sind der erste, der mit den Herren Langbärten gehuldigt hat.“ „Es ist besser für Eure Majestät und für mich,“ versetzte ich, „daß ich unter vlämischen Edelleuten bleibe.“

Während des Fahrens gingen wir sämmtliche Staaten und großen Persönlichkeiten durch. Gott weiß, wie wir mit ihnen umgingen. „Ehe ich durch meine Unterschrift in die Lostrennung von dreizehn Provinzen eingewilligt hätte, wie mein Bruder Georg,“ sagte Katharina halblaut, „eher hätte ich mir eine Pistole vor den Kopf schießen lassen.“ „Und ehe ich,“ erwiderte Joseph „die Nationalversammlung berufen hätte, um sie von Mißbräuchen reden zu lassen, d. h. also um selber meine Entlassung zu geben, wie mein Bruder und Schwager (Ludwig XVI), hätte ich lieber ich weiß nicht was gethan.

Ihre kaiserlichen Majestäten ließen manchmal über den armen Teufel von einem Türken ein Wort fallen, um sich gegenseitig zu sondiren. Ich, als Freund des schönen Alterthums und einiger Neuerungen, sprach von der Wiederherstellung Griechenlands, Katharina von der Wiedererweckung der Lykurge und der Solone. Joseph aber, der es mehr mit der Zukunft als mit der Vergangenheit, mehr mit dem Positiven als mit den Phantasiebildern hielt, fragte: „Ja, aber was Teufel machen wir dann mit Konstantinopel?

nossen, welche philosophirten, statt zu prüfen, besangen die friedlichen Triumphe der Industrie und der Bildung.

Die Krim lieferte der Pforte keine Soldaten mehr, wohl aber blieb sie nach wie vor ihre Kornkammer und darum forderten die Türken den Großherrn mit lauter Stimme zu ihrer Wiedereroberung auf. Allein Abdul-Hamid fühlte sich zu schwach, um es mit seinem mit Oesterreich verbündeten Gegner aufzunehmen, und mußte sich den neuen Raub gefallen lassen. Er begnügte sich damit, eine Empörung der Hospodare im Blute der letztern zu ersticken und die Küsten der von den Russen zum Aufstand verleiteten Halbinsel Morea zu verwüsten. Zugleich erneuerte er den Fürstenthümern Moldau und der Walachei die alten Zugeständnisse und gab er ihnen neue Privilegien und Sicherheitsgewähr gegen jede Amtswillkür von Seiten seiner und ihrer Beamten. Die der Walachei auferlegte Abgabe wurde auf 619, die der Moldau auf 135 Beutel festgesetzt. Außerdem hatten beide Fürsten noch zu dem Bairam- und dem Rikiabid-Feste ihre Geschenke an Geld und Waaren zu geben, und zwar der walachische für 130,000, der moldauische für 115,000 Piaster *).

Als aber Abdul-Hamid bemerkte, daß die Czarin auf sein Verderben sann, rüstete er sich zum kräftigen Widerstande. Er erbat sich von Frankreich Ingenieure und Artilleristen **). Das Heer wurde neu organisirt, die Kriegsflotte mit wunderbarer Schnelligkeit ganz neu geschaffen. Der Divan entwickelte eine Thatkraft, die man nach all' den Zugeständnissen, zu denen er sich herbeigelassen, gar nicht von ihm erwarten konnte; er verlangte die Entfernung des russischen Consuls aus der Moldau, wo derselbe beständig den Aufruhr gepredigt hatte, die Zurückziehung der russischen Truppen aus Georgien; er unterwarf die durch die

---

*) Der Beutel gilt 500 Piaster, der Piaster aus jener Zeit etwa einen preußischen Thaler.

**) In zwei Depeschen des venetianischen Gesandten in Konstantinopel, Agostino Garzoni vom 10. November 1785 heißt es: „Frankreich, dem die Erhaltung dieses Reiches stets am Herzen lag, begriff, daß dessen Zukunft auf schwachen Füßen stehen müsse, sobald ihm einmal sein Hauptbollwerk, die Krim, entrissen war. Voll Besorgniß darüber, schickte es der Pforte eine Menge von Offizieren jeden Grades und jeder Waffengattung, die, sämmtlich vom Hofe selber besoldet, den Türken einige Ordnung, Kriegszucht und wissenschaftliche Bildung beibringen und sie dadurch zum Widerstand gegen ihre Feinde befähigen sollten."

Meerenge der Propontis segelnden russischen Schiffe einer Durchsuchung.

Endlich ließ sich der Sultan durch das Drängen Englands und Preußens und die Umtriebe des Großvesirs J. Codscha-Jussuf-Pascha zum Kampf gegen Rußland bewegen, dem die Krim wieder entrissen werden sollte. Er ließ den russischen Gesandten in das Gefängniß der „Sieben Thürme" setzen und gab den Tataren einen neuen Chan.

Der russisch-österreichische Krieg gegen die Türken.

Katharina's Herz frohlockte; von Potemkin zum Kampfe aufgehetzt, glaubte sie — und diesen Glauben theilte ganz Europa mit ihr — es sei nichts leichter, als dieses wurmstichige Reich mit einem letzten Stoß über den Haufen zu werfen. Auch der ehrgeizige Josef II war dieser Ansicht. Doch Maria Theresia, welche tiefer blickte, konnte es nicht vergessen, daß damals, als fast ganz Europa gegen sie in Waffen stand, die Pforte allein es verschmähte, sich ihren Feinden anzuschließen, wie sehr auch Frankreich und Preußen in sie drangen.

Kaum aber war ihr Josef II in der Regierung gefolgt, als er sich um einen Bundesgenossen gegen die Pforte umsah. Als seine Vorschläge in Paris keinen Anklang fanden, wandte er sich an das Petersburger Cabinet, wo er sich an Potemkin einen einflußreichen Fürsprecher verschaffte, dadurch, daß er ihn zum Reichsfürsten erhob und ihm auf seiner Reise nach Petersburg den Hof machte. Wirklich gestalteten sich jetzt die Beziehungen zwischen beiden Höfen immer freundschaftlicher; man versprach sich gegenseitig, einander in den Vergrößerungsplänen, die Josef gegen Bayern, Rußland gegen die Türkei im Schilde führte, frei gewähren zu lassen. Ja Katharina gab ihrem Verbündeten den Gedanken ein, er solle sich zum Herrn Italiens und Roms, zum Kaiser des Abendlandes machen, während sie das morgenländische Kaiserreich erneuere*).

Vergebens bemühte sich Frankreich, dem Kaiser das Ungereimte seines Bündnisses mit einer Macht zu zeigen, deren Anwachsen ihm viel mehr ein Gegenstand der Besorgniß sein mußte. Josef erklärte, er werde 120,000 Mann in's Feld stellen, um

*) So erzählt Josef selber. S. Dohm's Denkwürdigkeiten meiner Zeit I, 429.

Rußland in seinen Ansprüchen gegen die Türkei zu unterstützen. Mit dem schönsten Heere, das Oesterreich je besessen, marschirte Lascy an die Südgrenze Ungarns, während Potemkin aus der Krim heranzog, und Romanzow in die Ukraine einrückte. Doch die Eifersucht der Anführer ließ es zu keiner nennenswerthen That kommen.

Für Oesterreich bestand nicht der geringste Anlaß zu einer Feindseligkeit gegen die Türkei, wenn man nicht die Raubzüge der Barbaresken hierher rechnen will, die der Sultan nun einmal nicht unterdrücken konnte, wie erbittert er auch darüber war.

Gleichwol hatte Josef ohne alle Kriegserklärung zweimal eine Ueberrumpelung Belgrads versucht — eine That, die um so lauter getadelt wurde, als sie mißlang. Erst jetzt erklärte er den Krieg, den er in Gesellschaft seines Neffen Franz — des spätern Kaisers — persönlich leiten wollte (1788). Allein das Glück war dem Kaiser nicht hold, und während er schon auf eine neue Grenzerweiterung rechnete, mußte er im Gegentheil seine eigenen Erbstaaten, Siebenbürgen und das Banat, vom Feinde überschwemmt und sein Heer bei Slatina geschlagen sehen. Nur Pest und Regenfluthen retteten das letztere vor der Vernichtung.

Doch endlich zwang den Kaiser eine Krankheit zur Heimkehr und nun übernahm der alte Laudon den Oberbefehl, der jetzt nicht mehr durch die Gegenwart des Kaisers gelähmt war. Er hatte die Ursache von Lascy's beständigen Niederlagen bald herausgefunden: sie lag in dem System des letztern, dem Feinde einen Vertheidigungs-Cordon entgegen zu setzen, also lange schwache Linien, die trotz aller Kriegszucht alle Augenblicke durch die ungestümen Angriffe der in schiefer Richtung auf einzelne Punkte anstürmenden Feinde durchbrochen und niedergeworfen wurden.

Laudon dagegen stellte die Truppen in Massen auf, die den feindlichen Angriffen gewachsen und darauf gefaßt, und deren Zwischenräume nicht so groß waren, um die gegenseitige Hilfeleistung unmöglich zu machen. Diese Aenderung, in Verbindung mit dem kühnen Ungestüm, mit dem er überall offensiv vordrang, ohne sich mit der Wahl günstiger Vertheidigungsstellen aufzuhalten, setzte ihn, obwohl er keine großartigen Pläne zu entwerfen vermochte und den Krieg nach dem altösterreichischen Herkommen führen mußte, in den Stand, nicht nur die erlittenen Scharten auszuwetzen, sondern sogar Belgrad zu erobern (8. Oktober 1789).

Inzwischen hatten die Russen im Dezember 1788 Oktschakow erstürmt, wobei 40,000 Menschen um's Leben kamen. Sie hatten unter Potemkin die Festung ein halbes Jahr lang belagert und am entscheidenden Tage erst mit dem eilften Sturm genommen, worauf sie noch fast jedes Haus einzeln erobern mußten. Daher ihre furchtbare Erbitterung, die kein Alter und kein Geschlecht verschonte. Noch am zweiten und dritten Tage nachher sollen sie Kinder aus ihren Verstecken hervorgezogen und emporgeworfen haben, um sie mit den Bayonetten aufzufangen. Im folgenden Jahre nahmen sie Galacz, Akjerman, Bender, und siegten sie, in Verbindung mit einem österreichischen Corps unter dem Prinzen von Koburg bei Foktschani (1. August) und Martinjestie (22. September). An ihrer Spitze stand jetzt Suworow, ein seltsamer Charakter, der, mit der Weise der russischen Soldaten wohl bekannt, seine vielseitige Bildung hinter der Hülle wunderlicher Manieren versteckte. Er verstand es, das religiöse Gefühl der Seinigen und ihre Unterwürfigkeit gegen ihn bis zur Begeisterung zu steigern und sie dadurch an den Glauben zu gewöhnen, daß es unter seiner Führung nichts Unmögliches für sie gebe. Wie Cromwell rühmte er sich, durch übernatürliche Erscheinungen erleuchtet zu sein, und bediente er sich einer leidenschaftlichen, dunkeln Sprache. Oft bat er knieend die Popen um ihren Segen. Mitten im Winter bestieg er sein Kosakenpferd im bloßen Hemd und um die Zeit der Morgendämmerung pflegte er splitternackt aus seinem Zelte zu treten, um sein Heer mit einem Hahnenruf zu wecken. In den Lazarethen machte er häufige Besuche: denen, die nach seiner Ansicht wirklich krank waren, verordnete er Salz und Rhabarber, den Anderen aber eine Tracht Stockstreiche: denn, erklärte er, die Soldaten Suworow's sollen überhaupt nie krank werden. Besonders aber bemühte er sich mit seinem ganzen Scharfsinn, seine Ergebenheit in Petersburg in ein möglichst helles Licht zu setzen. „Lob unserm Gott und Ruhm unserer Katharina!" schrieb er der Czarin nach der blutigen Erstürmung Ismails (im Dezember 1790), „Ismail liegt zu ihren Füßen, Suworow ist daselbst eingezogen."

Selim III.

Auf Abd-ul-Hamid war sein Neffe, Selim III gefolgt (1789), den er immer wie einen Sohn gehalten hatte. Als dieser mit seinen Friedensanträgen kein Gehör fand, verstärkte er sein

Heer auf 250,000 Mann und schloß er ein Bündniß mit Preußen, das sich gerade damals mit Rußland überworfen hatte, ferner mit Polen und Schweden, deren Haß gegen Rußland begreiflich genug war, und endlich — was weit mehr sagen will — mit England und Holland (1790). Preußen versprach, Rußland und Oesterreich den Krieg zu erklären, um Polen Galizien zu verschaffen und so das „europäische Gleichgewicht" wieder herzustellen.

Doch Leopold II hatte nichts von der Kriegsmanie seines Vorgängers Joseph II: er knüpfte Friedensunterhandlungen an, und diese führten um so rascher zum Ziel, als jede Macht die Nothwendigkeit begriff, den Heeren und den noch mehr gefürchteten Revolutionsideen Frankreichs einen festen Damm entgegenzusetzen. So wurde denn am 4. August 1791 zu Szistowe zwischen Oesterreich und der Türkei Frieden geschlossen, wobei der Besitzstand des Jahres 1788 zu Grunde gelegt wurde: ersteres gab nämlich seine Eroberungen, namentlich auch die Wallachei und Moldau zurück, letztere das Gebiet auf dem linken Ufer der oberen Unna. Nur Alt-Orsowa sollte, aber unbefestigt, den Oesterreichern verbleiben. Zugleich wurden die Kriegsgefangenen zurückgegeben, und zwar auch von Seiten der Türken, die hier in dieser Beziehung zum erstenmal von ihren Religionsvorschriften abwichen, ohne Lösegeld. Oesterreich hatte in diesem Kriege, den es ohne alle genügende Veranlassung unternommen, 300 Millionen Gulden und 100,000 Soldaten verloren und wäre um ein Kleines mit Preußen und Polen in einen Krieg verwickelt worden, der ihm unter den damaligen Verhältnissen leicht hätte verhängnißvoll werden können.

Inzwischen fuhren die Russen unter Suworow fort, den Türken eine Niederlage um die andere beizubringen. Endlich aber begannen auch auf dieser Seite die Friedensunterhandlungen, die am 5. Jänner 1792 zum Frieden von Jassy führten, nachdem der Krieg selber schon am 11. August 1791 durch den Vertrag von Galacz beendigt worden war: Rußland gab die Moldau und Bessarabien mit Bender, Akjerman, Kilia und Ismail zurück, so daß jetzt der Dnjestr die Grenze beider Reiche bildete. Dagegen verbürgte sich die Pforte dafür, daß die Raubfahrten der Barbaresken und die Plünderungszüge der Tartaren aufhören sollten.

Trotz aller Versicherungen der Ulema's, daß die gefallenen Krieger als Glaubenshelden in das Paradies gekommen seien, waren die Muselmänner empört über den schlechten Erfolg des

kostspieligen Krieges, Tag für Tag brachen in der Hauptstadt Feuersbrünste aus, durch die das Volk nach altem Herkommen seinen Unwillen zu erkennen gab, und Selim, der darüber zu einem mißtrauischen Tyrannen wurde, wagte kaum mehr sich öffentlich zu zeigen. Als man in der französischen Revolution eine Gefahr für die ganze Welt erkannte, da verband auch er sich mit den christlichen Fürsten, um ihr Vordringen aufzuhalten — es war vergebens. Ja, der Geist der Reform, der dem achtzehnten Jahrhundert eigen war, ergriff zuletzt sogar die Türken selber, und Selim kann unter jene Fürsten und Staatsmänner gerechnet werden, welche damals Europa umgestalteten. Er vertheilte und verminderte die Gewalt der Vesire dadurch, daß er den Divan zu einer Art Staatsrath umwandelte, auch bemühte er sich, den Nationalcharakter zu veredeln und der Zügellosigkeit der Janitscharen zu steuern, allein diese stürzten ihn dafür vom Throne (1807).

Aber auch Rußland mußte seine Siege über die Türken theuer bezahlen: gleich beim ersten Kriege hatten seine Heere die Pest mit heimgebracht, und da die Anführer derselben verboten, sie wirklich als solche zu betrachten, so wurde ihrem Wüthen kein Wiederstand geleistet. Gegen das Ende des Jahres 1770 ergriff sie Kiew, etwas später Moskau. Die Regierung erklärte sie für eine Volksseuche und jede Vorsichtsmaßregel wurde demgemäß unterlassen. Drei Viertel von den Bewohnern Moskau's verließen die Stadt, 60,000 starben — oft bei 800 an Einem Tage. — Da fehlte es denn auch nicht an Auftritten, die an die rohesten Zeiten des abergläubischen Barbarenthums erinnerten. Man sagt, im Ganzen habe die Pest 130,000 Menschen das Leben gekostet, bis endlich die strenge Winterkälte das Land von dieser Geißel befreite.

Die Mongolen.

Ein Theil der östlichen oder eigentlichen Mongolen, der im Norden der chinesischen Mauer und in der Wüste Gobi wohnt, ist von dem „himmlischen Reiche" abhängig, über welches einst ihre Voreltern geherrscht hatten. Nördlich von ihnen hausen um den Baikal-See die Buräten, die wildesten unter ihnen. Im Westen dagegen nomadisiren auf den südlichen und nördlichen Hängen des Altai die Kalmücken, oder wie sie sich nennen, Oelöt, die auch unter dem Namen der Derben-Oret, der vier verbündeten Völker,

bekannt sind. Diese vier Stämme sind die Kochot, Songoren, Derbet und Torgos. Die Kochot, von ihren Oberherren, den Chinesen, Tufan genannt, waren die alten Beherrscher Tibets und zerfielen ihrerseits wieder in die Schwarzen und die Gelben, aus welchen letzteren der Dalai Lama gewählt wurde.

Im Jahre 1758 wanderten sämmtliche Derbet und Torgos nebst einem Theile der Songoren in Rußland ein, wo sie sich auf den Steppen an der Wolga niederließen. Der vom Dalai Lama eingesetzte Vice-Chan Dondubidaschi bat Elisabeth, seinen Sohn zu seinem Nachfolger zu ernennen; sie that es und wies dem letztern einen Jahresgehalt von 500 Rubeln an.

Die neuen Unterthanen, deren Hauptreichthum in ihren Pferdeheerden bestand — jeder Hausvater besaß 100 bis 4000 Stücke — leisteten den Russen als treffliche Reiter gute Dienste. So wurden sie namentlich im siebenjährigen Kriege zur Verwüstung Preußens verwendet. Als sie sich aber zum Christenthum, zum Ackerbau und zur Rekrutirung bequemen sollten, wurden die Songoren und Torgos unzufrieden, die nicht von ihrem Nomadenleben und ihrem Lamaismus lassen wollten. So gehorchten sie denn ihren Priestern, die sie zur Rückkehr in die alte Heimat mahnten, und brachen im Herbste 1770 — 130,000 Familien stark — mit ihren Weibern, Kindern, Sklaven und Heerden in aller Stille auf, wobei sie auf dem Wege noch die Fischerei- und Handelsniederlassungen an der Wolga und dem Kaspi-See plünderten. Doch die Kosaken vom Jaik (Ural) verlegten ihnen den Weg: ein großer Theil wurde getödtet, ein anderer (12,342 Familien) zum bleiben gezwungen, der Rest brach durch und kam auf das chinesische Gebiet zurück, wo man sie willkommen hieß und behielt, obwol die Russen ihre Auslieferung verlangten.

Katharina II.

Beharrlich in ihren Plänen, wie unersättlich in ihrer Wollust und schlau in ihrer Politik, ging Katharina nach dem Abschluß des Friedens von Kainardschi mit allem Eifer daran, ihrem Reiche eine ehrenvolle Stellung unter den gebildeten Staaten Europa's zu verschaffen und ihre Hauptstädte zu verschönern. Hatte ihr schon der glückliche Erfolg ihrer Unternehmungen die Herzen ihrer Unterthanen gewonnen, so knüpfte sie dieselben jetzt durch Belohnungen und durch die Denkmäler, in denen sie ihre Siege verewigte, noch fester an sich. Dem Adel, den Peter III aus

seiner knechtischen Stellung emporgehoben hatte, verlieh sie verschiedene Vorrechte, die theils an seinen Gütern, theils an der Person hafteten. Während sie sich durch ihren erheuchelten Unglauben bei den Philosophen einschmeichelte, trug sie dem Volke gegenüber eine ebenso wenig aufrichtige Andacht zur Schau, um derer willen man ihre Fehler gern übersah. Alle Jahre versammelte sie einmal die geistlichen Vertreter der verschiedenartigen Religionsbekenntnisse ihres Reiches bei einem sogenannten „Toleranz-Diner". Daneben nahm sie die von den katholischen Mächten vertriebenen Jesuiten auf, und erlaubte ihnen, eine Schule zu gründen. Gegen die Soldaten und deren Führer war sie maßlos freigebig mit Lobsprüchen und Belohnungen. Sie führte die Kuhpockenimpfung ein, der sie sich selber sammt ihrem Sohne und den Höchstgestellten des Reiches unterwarf. Sie liebte Prunk und Festlichkeiten und hegte eine entschiedene Vorliebe für alles Französische. An ihrem Hofe lernten die Großen den französischen Ton und die französischen Bücher kennen, die sie theils selber übersetzte, theils übersetzen ließ.

Alle ihre großen Eigenschaften aber verdarb auf der andern Seite wieder ihr leidiger Hang zu kleinlichen Umtrieben. So natürlich sie sich im Privatleben gab, so sehr spielte sie im öffentlichen Komödie. Sie hatte sich hier so sehr in der Gewalt, daß sie sich sogar von Zorn und Rachsucht immer nur soweit zum Verbrechen hinleiten ließ, als es ihr gerade zweckdienlich war. Mitten in ihren Saturnalien und ihrer erfolgreichen Bemühung, die gegenseitige Eifersucht ihrer Günstlinge Orlow und Potemkin im Zaume zu halten, ordnete sie die Fäden einer schlau berechneten Politik. Wenn sich auch der Einfluß ihrer Geliebten in ihren Entschlüssen nicht ganz verläugnete, so waren diese im Grunde doch immer auf das Wohl des Landes berechnet. Ihrem Bedürfnisse nach Zerstreuung konnte ihr Hof unmöglich genügen: sie fand da nur rohe Wüstlinge um sich, die ihr schmeichelten, um ihre Freigebigkeit auszunutzen. Ein selbstständiger Charakter ohne Vorurtheil, eine gelehrige Schülerin der Geschichte, die nur aus Staatsklugheit die Religiöse, nur der Mode zu lieb die Philosophin spielte, sah sie in ihren Räthen nichts weiter als Geheimschreiber, denen sie ihre Erlasse in die Feder diktirte. Panin war der einzige, der sich erkühnt hatte, seine eigenen Gedanken über eine gemäßigte Regierungsweise zu haben und sie seiner Gebieterin darzulegen, die sogar darauf eingegangen wäre, hätte sie nicht Bestuschew wieder eines Andern belehrt.

Sie faßte die großartigsten Pläne, aber ihr Blick reichte eben nicht gar weit in die Ferne. Sie mußte in allen Dingen immer erst einen versuchsweisen Anfang machen, um berechnen zu können, wie weit sie damit kommen könnte. Dabei mußte sie sich natürlich oft auf ihr gutes Glück verlassen. Mehr nach dem Scheine als nach der Wirklichkeit trachtend, lud sie Fremde nach Rußland ein, denen sie Vorrechte, freie Religionsübung und die Ermächtigung, nach eigenem Belieben wieder zu gehen, zusicherte, — um sie nachher verhungern zu lassen; sie gründete Städte, denen nichts fehlte, als die Bewohner; sie begünstigte den Handel, aus dem nur die Engländer Nutzen zogen, sie ermuthigte die Künste, mit denen sich nur Fremde befaßten. Im Kampfe gegen die Unwissenheit und den Aberglauben des Volkes und in dem Bemühen, die rohen Formen einer auf der Leibeigenschaft beruhenden Gesellschaft zu beseitigen, ließ sie sich eben so wohl Zeit, wie ihre Vorgänger und Vorgängerinnen.

Um sich in der öffentlichen Meinung wieder zu heben, berief sie sich darauf, daß die wahre Ehre auf dem Urtheil der Männer von Geist beruhe, und um ihre Anerkennung bewarb sie sich denn auch mit allem Eifer, indem sie die Ruhmesspender mit zarten Complimenten und mit Rubeln überschüttete. Kein Wunder, wenn diese ihre Kentnisse, ihren Geist in den Himmel erhoben, sammt allen jenen unausführbaren Ukasen, die sie nur veröffentlichte, um sie sofort selber wieder zu vergessen. Sie verstand es, ihre Verbesserungspläne immer schon lange vorher ausposaunen und nachher übermäßig loben zu lassen, um dadurch ihre Verbrechen in Vergessenheit gerathen zu lassen und als Heroine zu gelten.

Jedes neu erscheinende französische Werk wurde ihr sogleich zugesendet. Als sie in Gemeinschaft mit vierzehn Personen ihres Hofes Marmontel's Belisar übersetzte, wobei es auf jede derselben ein Kapitel traf, da war das ihrige am besten gelungen. Dem Naturforscher Buffon übersandte sie schmeichelhafte Briefe mit den Naturmerkwürdigkeiten ihrer Länder. Dafür nannte er sie in seiner Antwort ein „himmlisches Haupt, würdig, über die ganze Welt zu herrschen.“ Ein andermal ruft er die Männer des Nordens an, „nach dem Süden herunterzustürzen, um diesen in thatlose Schlaffheit versunkenen Theil Europa's neu zu beleben.“

Als sich die Encyclopädisten in Frankreich nicht mehr ungestört fühlten, kam Katharina auf den Gedanken, sie nach Petersburg einzuladen, um sie ihre Encyclopädie hier vollenden zu

lassen. D'Alembert machte sie den Antrag, die Erziehung ihres Sohnes zu übernehmen. Mit Diderot, der sie auf ihre Einladung besuchte, unterhielt sie sich sehr angenehm, bis er sie zuletzt mit seinen Declamationen von den Rechten des Volkes und der Zukunft erschreckte. Ihre Freisinnigkeit ging nämlich im Grunde auch nicht weiter, als die des großen Friedrich. Gleichwohl konnte sich Voltaire auf ihren Vorgang berufen, wenn er Frankreich gewisse Uebelstände vorwarf, an deren Abstellung man noch nicht Hand anzulegen wagte.

Der wunderliche Briefwechsel zwischen der Czarin und Voltaire zeigt, wie eifrig sie sich um die Lobsprüche dieses Fürsten der öffentlichen Meinung bewarb und mit welcher Liebenswürdigkeit sie ihm schmeichelte. Ja, manchmal preist sie mit ihm „den älteren der Orlow's, der die Seele eines Römers in sich trage und der schönsten Zeiten der Republik würdig sei." Bald möchte sie von ihm die Theilung Polens gebilligt sehen, die ja nur die Religionsduldung in dieses Land einführen sollte; bald malt sie ihm im blendendsten Lichte ihre Pläne aus, wie sie alle Leibeigene ihres Reiches und wie sie — wovon sie noch öfter sprach — Griechenland befreien wollte.

„Was den Stolz anbelangt", schrieb sie ihm, „so will ich Ihnen jetzt meine Generalbeichte ablegen. Daß der Krieg gegen den Türken mit dem glücklichsten Erfolge gekrönt wurde, freute mich, wie natürlich. Ich habe mein Wort gegeben: Rußland soll endlich einmal bekannt werden; man soll sehen, daß es eine unermüdlich ausdauernde Nation beherbergt, daß es Männer von den herrlichsten Anlagen besitzt, daß ihm die lohnenden Früchte nicht entgehen können; daß es kraftvoll genug ist zum kriegerischen Angriff, wie zur Wehr. Von diesen Gedanken erfüllt, dachte ich gar nicht mehr an Katharina, die in ihrem Alter von zweiundvierzig Jahren nicht mehr wachsen kann, weder an Geist, noch an Körper, sondern bleiben muß, wie sie ist. Hat sie Glück, um so besser, hat sie Unglück, so wird sie es nach Kräften zu vermindern suchen. Das ist mein ganzer Ehrgeiz, einen andern habe ich nicht." In seiner Antwort, deren Vertraulichkeit die Protectorsmiene durchblicken läßt, sagte Voltaire unter Anderem: „Es wird eine Zeit kommen, Madame, wo uns das Licht aus dem Norden kommen wird. Eure Majestät mögen sagen, was Sie wollen: ich mache Sie zu einem Sterne, und Sie werden einer sein."

Um der herrschenden Anschauungsweise der Philosophen gerecht zu werden, wollte Katharina ein Gesetzbuch abfassen lassen, das

für alle die unzähligen Völkerstämme ihres Reiches gleichmäßig gelten sollte. Sie berief zu diesem Zwecke eine Commission nach Moskau, zu welcher außer den Abgeordneten jener sämmtlichen Stämme auch noch die des Senates, des heiligen Synods, der verschiedenen Beamtencollegien, des Adels, der Städte, der freien und der Kronbauern, der Militärcolonien und der Kosaken gehörten. Aus allen Ecken und Enden des unermeßlichen Reiches erschienen diese bunt zusammen gewürfelten Gesetzgeber auf den Ruf ihrer Gebieterin, die sie für die Zeit ihres Beisammenseins besoldete und von der Tortur, der Todes- und jeder andern Leibesstrafe befreite. Die Vorschrift, nach der die Versammlung, die großentheils nicht einmal schreiben konnte, vorzugehen hatte, athmet durch und durch die lauterste Menschenfreundlichkeit, das wärmste Wohlwollen, die freisinnigste Anschauungsweise, die freilich nichts weniger als praktisch anwendbar war. Harmlose Naturmenschen, die im Glauben an die Unfehlbarkeit der Popen aufgewachsen waren, mußten da die Sprache der Voltairianer, die Grundsätze und Aphorismen Montesquieu's anhören, und das Alles zum Wohl und Ruhm des größten Reiches der Erde. Es war der reinste Mummenschanz, dieser Triumph der französischen Philosophie.

Als die Versammlung in ihrer ersten Debatte begriffen war, soll ein Samojede, der in seiner Schlußfolgerung weit mehr gesunden Menschenverstand bewies, als seine utopistischen Genossen, erklärt haben: „Wir sind einfache, rechtschaffene Leute, wir weiden unsere Rennthiere und brauchen kein anderes Gesetzbuch. Macht ein solches lieber für unsere russischen Nachbarn und für die Statthalter, die ihr uns schickt, damit ihre Räubereien einmal ein Ende nehmen."

Bald genug begriff auch Katharina die auf der Hand liegende Unmöglichkeit, auf diesem Wege etwas zu erzielen: sie entließ die Gesetzgeber, mit goldenen Auszeichnungen geschmückt, die sofort an die Goldarbeiter verkauft wurden.*)

---

*) Als Friedrich II ihren Gesetzesentwurf zu Gesicht bekam, wünschte er der Kaiserin Glück dazu, und als er ihn dem Grafen von Solms zurückgab, waren auf dem untern Rand desselben von seiner Hand folgende Worte beigesetzt: „Ich las das Werk der Kaiserin mit Bewunderung, aber ich wollte ihr mein Urtheil darüber nicht so frei heraussagen, um in ihren Augen nicht als Schmeichler zu erscheinen. Ihnen aber kann ich es, ohne ihrer Bescheidenheit zu nahe zu treten, sagen, daß es ein wahrhaft männliches, kraftvolles Werk ist, eines großen Mannes würdig. Die Geschichte erzählt von einer Semira-

Seit Katharina gesehen hatte, wie unbrauchbar sich die absoluten, vorschnellen Theorien ihrer Philosophen bei der praktischen Anwendung erwiesen, ging sie mit ihren Verbesserungen langsamer vor. Doch der Schmähsucht vermochte sie freilich auch auf diesem Wege nicht zu entgehen: hatte sie doch während ihrer vierzigjährigen, an den verschiedenartigsten Ereignissen überreichen Regierung eben so viele niedrige Laster als großartige Eigenschaften bewiesen. Charakterstärke, Klugheit, Gerechtigkeit, einen unermüdlichen Fleiß und eine ganz besondere Gabe, die Menschen nach ihrem Willen zu lenken, kann ihr Niemand absprechen. Von ihren Verdiensten um das Wohl des Reiches nennen wir nur die wesentlichsten: sie bestätigte die Aufhebung der geheimen Kanzlei; schaffte den alten Rechtsbrauch ab, wonach der Ruf, „das Wort und das Ding" als vorläufige Begründung einer Anklage auf Hochverrath genügte, und gab dafür eine genaue Aufzählung der unter diesen Begriff gehörigen verbrecherischen Thaten. Sie organisirte den dirigirenden Senat, legte großartige Gebär- und Findel-, Witwen- und Waisenhäuser an, gründete die kaiserliche Akademie und setzte sie durch eine reiche Dotation in den Stand, ihre zwölf ausgezeichnetsten Mitglieder je für drei Jahre reisen zu lassen. Auch für das weibliche Geschlecht legte sie eigene Schulen an.

Es hatte ganz den Anschein, als sollte ein ganz neues Rußland erstehen, und wirklich machten die Russen während ihrer Regierung an Wissen und äußerer Bildung größere Fortschritte, als sie sonst in einem ganzen Jahrhundert gemacht hatten. Allein es war eine einseitig französische Bildung, die zudem auf die Russen nur äußerlich übertragen wurde, ohne von ihnen zugleich innerlich erfaßt zu werden. Alles wurde hiebei aus dem Auslande bezogen, Lehrer und Bücher. So ging das Volk auf einmal aus der Rohheit der Barbarenzeit in die fortgeschrittenste Verfeinerung über, ohne jenes ritterliche Mittelalter durchgemacht zu haben, in welchem die Völker durch hochherzige Gefühlsregungen und religiöse Begeisterung zum Handeln getrieben werden.

Da die Staatsschuld durch die Kriege gewaltig angewachsen war, so verschlechterte Katharina die Münzen und führte

---

mis, welche Heere befehligte, die Königin Elisabeth galt für eine gute Politikerin, die Kaiserin Königin bewies im Anfange ihrer Regierung eine ungewöhnliche Festigkeit: aber Gesetzgeberin ist bis jetzt noch keine Frau gewesen; dieser Ruhm blieb der Kaiserin von Rußland vorbehalten."

Papiergeld ein. Sie gründete ein Leihhaus und eine Hypothekenbank, die den Grundeigenthümern und Gemeinden auf Unterpfänder Vorschüsse gab; ferner eine medicinische und eine nach englischem Vorbilde eingerichtete nautische Schule, welche fünfundsechszig auf Staatskosten verpflegte Zöglinge zählte. Als sie hörte, daß zehn russische Handelsschiffe aus dem Archipel und der Marmora-Meerpropontis in das schwarze Meer eingelaufen seien, feierte sie dieses Ereigniß wie einen Sieg durch ein eignes Fest. Wie die Aleuten entdeckt wurden, schickte sie sogleich gelehrte Naturforscher hin, um dieselben wissenschaftlich untersuchen zu lassen. Dem Eifer, mit dem sie wissenschaftliche Forschungsreisen veranstaltete, verdanken wir die unsterblichen Werke eines Pallas und Gmelin und die Wörterbücher und Vaterunser-Sammlungen Adelung's. Sie sandte eine Schaar junger Russen unter einem Archimandriten nach Peking zum Studium der chinesischen Sprache und Literatur und lud den dortigen Kaiser ein, seinerseits dasselbe zu thun.

Unter ihren großartigen Schöpfergedanken war auch der eines Kanalsystems, welches das kaspische Meer mit dem weißen und dem baltischen und dieses mit dem schwarzen Meere verbindet. Im Uebrigen war, wie gesagt, der nordische Handel so gut wie ausschließlich in den Händen der Engländer, welche die Ostsee mit ihren Schiffen und Rußland mit ihren Waaren anfüllten. Die Franzosen verdroß es nicht wenig, daß nur durch englische Vermittlung und nur zum Vortheile englischer Spediteure ihre Weine nach Rußland und der russische Hanf nebst den übrigen Rohstoffen für ihre Werften nach Frankreich gelangen sollten. Sie benützten darum eine augenblickliche Abneigung Katharina's gegen England, um mit ihr einen Handelsvertrag zu schließen, in welchem man sich gegenseitig gewisse Begünstigungen einräumte. Doch schon während der französischen Revolution wurde dieser Vertrag wieder aufgehoben.

Auch die Verwaltung des Staates ward vielfach umgestaltet; derselbe wurde jetzt in dreiundvierzig Generalgouvernements eingetheilt, worunter die fünf in Asien gelegenen eben so arm an Bevölkerung, wie kolossal an räumlicher Ausdehnung waren: ihre einzelnen Kreise zählten nicht mehr als je 40 bis 50,000 Bewohner. Eine besondere Sorgfalt widmete Katharina auch der Rechtspflege, die sie wesentlich verbesserte und namentlich milderte.

Die Leibeigenschaft dagegen vermochte sie nicht aufzuheben,

und bitter genug wurde sie dafür getadelt, daß sie hierin ihre so prunkend zur Schau getragene Philanthropie ganz verläugnete. Ja sie sah sich sogar veranlaßt, die Unterthänigkeit der Leibeigenen durch förmliche Gesetze zu regeln, gerade wie man sonst den Besitz von Grund und Boden gesetzlich sicher stellt. Tausende derselben verschenkte sie an ihre Günstlinge. Zudem wurde die Behandlung, überhaupt die Lage der Leibeigenen nur um so schlimmer, je mehr die französische Erziehung ihre Herrn dem altnationalen Wesen entfremdete.*)

---

*) Rußlands Vergrößerung unter Katharina II.

Von Polen kamen während Katharina's Regierung an Rußland:

bei der ersten Theilung im Jahre	1772:	2,019 □M.	mit 1,300,000 Einw.,
bei der zweiten „ „	1793:	4,553 „	„ 3,011,680 „
bei der dritten „ „	1795:	2,030 „	„ 1,176,590 „
durch den Anschluß d. Herzogthümer Curland und Semgallen „ „	1795:	452 „	„ 407,000 „
Von Persien die Provinzen Kachetien, Karduet, Daghestan, das Gebiet der Osseten und andere Nebenländer v. Georgien, mit dem nördl. vom Kur gelegenen Theile von Shirwan „ „	1787:	600 „	„ 206,000 „
Von der Türkei: Asow mit seinem Gebiete Kertsch, das Land zwischen Bug u. Dnjepr „ „	1774:		
durch die Abdankung des Chans und den Vertrag von Konstantinopel: die Krim, die Halbinsel Taman und ein Theil des Landes am Kuban im Jahre	1783/4:	1,025 „	„ 250,000 „
durch den Vertrag von Jassy: die Ebene um Oktschakow zwischen Bug und Dnjestr „ „	1792:	410 „	„ 150,000 „
durch die Unterwerfung des Czars Salomon: Mingrelien, das Fürstenthum Ime=			
		11,089 □M.	mit 6,501,270 Einw.

Bei Katharina's Tod zählte die russische Landmacht 423,150 Mann (Garde 11,300; Fußvolk 181,740; Reiterei 83,170; Geschütz- und Geniewesen 29,060; Besatzungsbataillone 83,200; abgesonderte Corps, Invaliden &c. 34,180); dazu kamen an Kosaken und andern irregulären Truppen 100,000 Mann. Die Seemacht bestand aus 104 Schiffen (8 Kriegsschiffe von 110, 22 von 74, 20 von 66 Kanonen; 1 Fregatte von 44, 14 Fregatten von 38, 7 von 32, 5 von 28 Kanonen; 4 Bombardierschiffe von 6, 2 Pramen von 16, 17 Kutter von 12 bis 18 Kanonen; 4 Brander); dazu kamen noch 200 Galeeren.

Fünfzehntes Kapitel.

Schweden und Dänemark.

Schweden's Verfassung.

In demselben Maße, wie Rußland mit Riesenschritten emporstieg, sank jene Macht immer tiefer, die im vorhergehenden Jahrhundert für dasselbe ein Gegenstand des Schreckens gewesen war. Der Frieden von Nystadt (1721) hatte Schweden seiner Besitzungen am finnischen Meerbusen beraubt; es hatte jetzt gar nichts mehr — kein Geld, keine Waffen, keine Flotte; sein Kriegsruhm war dahin; zur Bebauung der Felder und der innern Bewachung des Landes waren fast nur noch Weiber und Kinder vorhanden.

Gewarnt durch die Opfer, die ihm die Laune eines abenteuersüchtigen Königs auferlegt hatte, wollte der schwedische Adel einer neuen Gefahr dieser Art dadurch zuvorkommen, daß er dem

---

	11,089 □M.	mit	6,501,270	Einw.
retien, das Land der Abchasen, Zechen, Tscherkessen und andere Theile von Georgien; im Jahre 1795:	1,800	„	„	600,000	„
das Gebiet der Kosaken vom Don u. vom schwarzen Meere	4,628	„	„	260,000	„
Zusammen:	17,517 □M.	mit		7,415,270	Einw.

Lande eine neue Verfassung gab, die dasselbe jedoch, statt es bloß vor dem Despotismus zu bewahren, geradezu in Anarchie stürzte.

Die Reichsstände, die noch immer aus den vier alten Berufsständen, dem Adel, der Geistlichkeit, den Bürgern und den Bauern zusammengesetzt waren, mußten sich wenigstens alle drei Jahre versammeln. Beisammenbleiben konnten sie so lange sie wollten, aber auseinander gehen durften sie nicht vor Ablauf eines Vierteljahres. So lang sie tagten, waren sie im ausschließlichen Besitze der gesetzgebenden Gewalt, so daß der König und der Senat ihren Entscheidungen selbst dann nicht entgegentreten durften, wenn diese auch ihren eigenen Rechten schnurstracks zuwiderliefen. Ferner stand ihnen die Entscheidung über Krieg und Frieden, die Regulirung des Münzwesens und die ausübende und richterliche Gewalt in unbeschränkter Ausdehnung zu: sie konnten jede Rechtssache von den ordentlichen Gerichten weg und vor ihren Richterstuhl ziehen.

So lange sie dagegen nicht beisammen waren, theilten sich der Senat und der König in die Administrativgewalt. Letzterer hatte übrigens vor jenem nur das Recht einer doppelten Stimme voraus und war im Grunde nichts weiter als ein Schattenbild von einem Fürsten; er konnte keinen Krieg erklären, keine Truppen ausheben, über kein Amt und kein Geld verfügen, keine von den Gesandten einlaufende Depesche öffnen.

Die ständische Oligarchie gefiel sich außerordentlich darin, ihn zu demüthigen. Auf dem Reichstage von 1723 forderte man von ihm Rechenschaft für einen Kronrubin, der verkauft sein sollte, und da mußte er denn der Versammlung sämmtliche Kronjuwelen vorweisen. Daß er den Befehl gegeben, die Staatswagen der Senatoren sollten im ersten Schloßhofe halten, während seine eigenen bis in den zweiten fuhren, wurde ihm als Staatsverbrechen angerechnet. Die Schildwache, welche zwei Damen einen Zugang verwehrte, wurde zur Verantwortung gezogen, und als der König ihre Freilassung verlangte, da sie nur seiner Person unterstehe und verantwortlich sei, wurde er selber der Verletzung der verfassungsmäßigen Freiheiten beschuldigt und eigens ein Reichstag zusammenberufen, um die Sache zu untersuchen.

Das Tagblatt „der ehrliche Schwede" stellte den Satz auf, dem König gebühre kein anderes Vorrecht, als eben das, daß er König sei, und auch dieses verliere er in dem Augenblick, wo er seinen Krönungseid breche, und in diesem Tone fährt das Blatt

fort, die Rechte des Königs auf ein Minimum herabzusetzen, und dafür die des Reichstages in's Maßlose zu erweitern.

Vergebens verlangten die Bauern, die aus Erfahrung wußten, welchen Schutz ihnen die königliche Gewalt gegen die Bedrückung des Adels gewährt hatte, die Wiederherstellung der erstern. Der Adel widersetzte sich dem Verlangen auf das Hartnäckigste, ja in dem „Reglement für den Reichstag" dehnte er die Rechte des letztern noch weiter aus, so daß ihm fortan auch das der Initiative in der Gesetzgebung zustehen sollte.

Unter solchen Umständen konnte von einem Einflusse nach Außen und von einer Eintracht im Innern keine Rede mehr sein. Der verarmte Adel ließ sich ganz offen und ungescheut bestechen. Auch die Mitglieder des Reichstags, der in dieser Beziehung einer Marktbude glich, verkauften sich an die von den fremden Mächten besoldeten Unterhändler. Zuletzt theilte sich Alles in die beiden Heerlager der Hut- und der Mützenpartei: jene neigten sich zu Frankreich, diese zu Rußland hin. Was die eine in Vorschlag brachte, wurde von der andern unfehlbar verworfen. Man schob sich gegenseitig die gehässigsten Absichten unter und hielt an den Parteizwecken fest, mochten sie dem Vaterlande noch so verderblich sein. An eine persönliche Freiheit, eine unparteiische Rechtspflege, eine Achtung vor dem Eigenthum war nicht mehr zu denken; in den Begriffen von Recht und Sittlichkeit herrschte eine grenzenlose Verwirrung. So beantragten die „Hüte" die Eroberung Livlands, also den Krieg gegen Rußland; wie das letztere aber siegte, warfen sie die Schuld auf die Generale Löwenhaupt und Buddenbrock, welche deßhalb enthauptet wurden (1738).

Wohl ärgerte sich Prinz Friedrich von Hessen-Cassel, der Gemahl Ulrike Eleonore's, der Schwester Karl's XII, nicht wenig über die Fesseln, welche die Verfassung der königlichen Gewalt anlegte, und über den kleinlichen Widerspruchsgeist der Stände. Allein so tapfer er auch an der Spitze der Heere war, wagte er dennoch nicht, jene Fessel zu zerbrechen. Er ließ sich vielmehr willenlos von dem Grafen Horn leiten und begnügte sich statt der vollständig abhanden gekommenen Macht den Prunk zu entfalten, zu dem ihm seine weitläufigen Besitzungen in Deutschland die Mittel boten.

Ein Freund der Wissenschaften und der Weiber, gründete er die Akademie zu Upsala und verliebte er sich in Hedwig von Taube, die er, nachdem sie ihm mehrere Kinder geboren, gleichfalls ehelichte. Ein Bischof hatte diese Doppelehe für gesetzlich

erklärt und die königliche Gemahlin, die bei ihrem Volke sehr beliebt war, duldete sie.

Das Haus Holstein (1751).

Da die Königin kinderlos blieb, so wurde der Prinz Adolf Friedrich von Holstein, der Schwager Friedrich's I, zu ihrem Nachfolger bestimmt (1751). Von den Mächten unterstützt, denen Rußlands Einfluß auf Schweden ein Dorn im Auge war, sah er sich in den Stand gesetzt, der Czarin, die ihn zu ihrem Vasallen machen und das Land nach dem Vorbild Polens unter ihre Vormundschaft nehmen wollte, kräftigen Widerstand zu leisten. Durch die „Hüte" wurde Schweden zur Theilnahme am siebenjährigen Krieg bewogen: zwar fügte es Preußen nicht viel Schaden zu, allein dafür richtete es sich selber ohne irgend einen Gewinn für sich so vollkommen zu Grunde, daß nach den Worten eines Zeitgenossen sein Staatsschatz ohne Geld, seine Bevölkerung ohne Brod, seine Felder und seine Schachte ohne Arbeiter waren. Als später die „Mützen" mit Hülfe des russischen Geldes an das Ruder kamen und sich mit ihren Gegnern vor den Gerichten herumzerrten, ging es dem Lande um Nichts besser.

Da Adolf Friedrich nicht von Haus aus reich war wie sein Vorgänger, so befand er sich vollends ganz in der Gewalt des Reichstages. Dieser verlangte unter Anderm, die Königin solle ihre Juwelen vorzeigen, da man sie beschuldigte, sie habe dieselben versetzt, um sich eine Partei erkaufen zu können. Er bestritt dem Könige das Recht zur Erziehung des eigenen Sohnes, dem er einen Hofmeister bestellte; zuletzt nahmen sie ihm auch noch das Recht zur eigenen Unterschrift, indem sie ihn nöthigten, einen Stempel anfertigen zu lassen, mit welcher der Senat die Documente unterfertigen sollte. Zu schwach, um sich solchen maßlosen Uebergriffen widersetzen zu können, dankte der König ab; doch entschloß er sich schon am sechsten Tage darauf, seinen undankbaren Posten wieder einzunehmen (1769). Auf einem neuen Reichstage machten die Hüte, an denen Ludwig XV sein Gold nicht gespart hatte, einen Versuch, die Verfassung von 1719 zu stürzen; allein die von Rußland, Dänemark und England unterstützten rach-, geld- und herrschsüchtigen Mützen bekamen die Oberhand und fuhren fort, das Land und seine Finanzen immer mehr zu Grunde zu richten.

Gustav III.

So stürmisch diese Kämpfe das Land in seinem Innern aufregten, so wenig Bedeutung hatten sie für die Welt, die sich nur insofern dafür interessirte, als sie von dem königlichen Geschichtschreiber*) und Dichter geschildert wurden, der als der Letzte seines Hauses nach Adolf Friedrich den morschen Thron bestieg (1771). Gustav III, einer der hervorragendsten Fürsten des Jahrhunderts, war ebenso fest in seinen Entschlüssen, wie geübt in der Kunst, sie geheim zu halten und sich den Hader seiner Umgebung zu Nutzen zu machen. So war er denn seiner Aufgabe wohl gewachsen: er hatte sich vorgenommen, das schmähliche Joch zu brechen, unter welches man das Scepter gebeugt hatte. Scheinbar ganz in seine Studien und Verse vertieft, wartete er geduldig auf den rechten Ort und Augenblick, während er sich zugleich bei dem Volke und dem Heere in Gunst setzte. Endlich glaubte er seine Stunde gekommen: er stellte sich an die Spitze der Armee, empfing das Abendmahl in der königlichen Schloßkapelle, rief den Reichstag zusammen, erschien in seiner Mitte mit den königlichen Abzeichen und dem silbernen Hammer Gustav Adolfs und dictirte eine neue Verfassung, welche die Stände beschwören mußten. Die Revolution war ebenso rasch wie unblutig vollbracht worden. „Derselbe König, der am Morgen noch als der machtloseste aller europäischen Fürsten aufgestanden war, war binnen zwei Stunden zu einem ebenso unbeschränkten Herrscher geworden, wie der König von Frankreich und der Großsultan es sind. Mit Vergnügen sah das Volk die Macht einer zügellosen Aristokratie in die Hände eines von der ganzen Nation geachteten und geliebten Königs übergehen.“**)

Die neue Verfassung (1772) behielt die Stände bei, ohne welche der König kein Gesetz geben oder abschaffen, keinen Krieg erklären und, soweit es nicht zum Zwecke der Landesvertheidigung erforderlich ist, keine neuen Abgaben ausschreiben kann. Allein es hieng jetzt von ihm ab, die Stände einzuberufen, wo und wann er will. Er durfte siebenzehn Senatoren ernennen, die eine berathende Stimme hatten, während die Entscheidung der Krone zusteht, die auch Frieden und Bündnisse schließt, den Oberbefehl über die Kriegsmacht hat, die höheren Civil- und Militärämter und den Adel verleiht. Jede außerordentliche Gerichtscommission

*) Gustav III: Politische Schriften.

**) Sheridan, History of the last revolution of Swede, London 1783.

wird aufgehoben; die Benennung „Hüte" und „Mützen" wird verpönt.

Man tadelt Gustav dafür, daß er die Freiheit seines Landes vernichtet habe. Wir unsererseits jedoch möchten den Namen der Freiheit nicht dadurch entweihen, daß wir ihn der Anarchie beilegen. Wie sehr der König im Interesse seines Landes handelte, beweist der Aerger, den die Feinde des letztern über seinen Schritt empfanden. So mißfiel er namentlich Dänemark, das sich über die Schwäche des Nachbarn gefreut hatte, so Rußland, das begierig nach einem Vorwand suchte, um auch hier wie in Polen einzuschreiten, und das die Veränderung der Verfassung niemals anerkennen wollte.

Durch diese Haltung Rußlands zum Widerstand gegen jene Aenderung noch mehr ermuthigt, lauerte der Adel beständig auf eine Gelegenheit, seine Macht wieder an sich zu reißen. Allein auch der König war nicht weniger eifrig darauf bedacht, ihm jede solche Gelegenheit zu benehmen. Er ging überhaupt sehr taktvoll zu Werke: er befreite die Bürger von den Personalabgaben, enthielt sich jeder Rache, und brachte die altnationalen Gebräuche, wie z. B. die Eric gata oder den Königsritt durch's Land, wieder zu Ehren; er war seit Karl XII wieder der erste König, der in Rede und Schrift die Landessprache gebrauchte, wiewohl er sich für gewöhnlich des Französischen bediente; er verschönerte die Hauptstadt, die unter seinem Vorgänger ein Raub der Flammen geworden war, mit Gebäuden und Denkmälern. Nach dem Vorgange seines Oheims Friedrich's II führte er in die Verwaltung und die Rechtspflege mannigfache Verbesserungen ein: er schaffte die Folter und die Hausdurchsuchung ab, vereinfachte das Gerichtsverfahren, stellte die Preßfreiheit wieder her, suchte durch Einführung eines Nationalkleides dem Kleiderluxus des Volkes zu steuern, während er den am Hofe herrschenden wo möglich noch übertrieb; er gründete Arbeits- und Waisenhäuser, sowie Spitäler für alte Leute, die unter der Aufsicht des seraphinischen Ritterordens standen; ferner eine Escompte-Bank und eine Feuerversicherungsgesellschaft; er ermuthigte den Ackerbau, um Schweden von der fremden Getreidezufuhr unabhängig zu machen; er begünstigte den Getreidehandel, sowie den Wallfischfang und den Robbenschlag um Grönland; verbesserte das Verfahren beim Bergbau und bei der Schifffahrt und half bei der großen Hungersnoth, die in ganz Europa herrschte, so viel er konnte. Er verbot den Privaten die Erzeugung von Branntwein und erklärte

den Verkauf dieses Getränkes, dessen Verbrauch in's Unglaubliche gestiegen war, für ein Regal. Er veranstaltete eine neue Uebersetzung der Bibel und gestattete allen christlichen Bekenntnissen freie Religionsübung.

Jetzt begann auch die Literatur aufzublühen. Die Akademie von Upsala, welche seit 1720 ihre lateinisch geschriebenen Jahrbücher veröffentlichte, wurde 1766 zur Würde einer „königlichen Akademie" erhoben. 1739 wurde in Stockholm eine zweite errichtet, die ihre Thätigkeit den praktischen Wissenschaften zuwandte. 1753 stiftete Luise Ulrike eine dritte, für die schönen Wissenschaften bestimmte, die zumal auf dem Felde der Nordischen Alterthümer Licht verbreitete. Der von Gustav III gegründeten schwedischen Akademie gehörten der Graf Höpken, die Senatoren Scheffer, Hermansson und Fersen, die Dichter Oxenstierna und Gyllemborg, die Geschichtschreiber Botin und Celsius, die Dramatiker Adlerbeth und Kelgern an. Jedes Jahr wurde eine Lobrede auf einen berühmten Mann mit dem Preise gekrönt; die erste, die gekrönt wurde, stellte sich als eine von Gustav selber verfaßte heraus. Ein Theil der Gelehrten befaßte sich damit, die Formen und Gesetze der Sprache festzustellen. Unter den Philosophen zeichnete sich besonders Olaus Rudbek aus und wäre es auch nur dadurch, daß er die Behauptung aufstellte, der Ursitz der Menschheit, die Atlantis Plato's, die Wiege der Bildung sei — Schweden gewesen.*) In der Geschichte zog Jacob Wilde zum erstenmal die Sagen zu Hilfe, um aus ihren Aufschlüssen das Bild, welches Johannes Magni über den alten Norden aufgestellt hatte, als Hirngespinst nachzuweisen und die staatlich-gesellschaftlichen Verhältnisse des letztern darzulegen.**) Der Hofkanzler Olof v. Dalin war vom König beauftragt, eine volksthümlich gehaltene vaterländische Geschichte zu schreiben; er führte sie bis 1611 fort, allein ihre Kritiklosigkeit macht sie für den Forscher werthlos. Nicht besser ist die von Andreas Botin, welche bis 1389 geht. Die literarische Leistung, durch welche sich Dalin die Ehre jenes Auftrages verdient hatte, war der „schwedische Argus", eine Zeitschrift, die er in seiner Jugend herausgegeben. Er erhob sich zum Gesetzgeber des Geschmackes, obwohl er sich als Dichter höchstens durch seine humoristisch-

*) Atlantica seu Manheim vere Japheti posterorum sedes ac patria, 4 Vol. Folio, mit Atlas 2c.

**) Sueciae historia pragmatica, quae vulgo jus publicum dicitur.

komische Ader auszeichnete. Auf dem Felde der Epik versuchten sich Skjöldebrand in seiner „Gustaviade", Celsius in seinem „Gustav Wasa", Gyllemborg in seinem „Belt". Alle diese Dichtungen sind jetzt vergessen. Ueberhaupt konnte der dichterische Geist, so reg er sich auch im Norden von jeher entfaltete, unter einem so kleinen, armen Volke eben nicht viel Werthvolles schaffen. Dafür fand die Beredtsamkeit auf den Reichstagen die beste Gelegenheit zur Ausbildung und auch die Kanzelberedtsamkeit, sowie die Theologie überhaupt, hatten an dem vorwiegend religiösen Sinn des Volkes einen fruchtbaren Boden. Auf dem Gebiete der Naturwissenschaften brauchen wir bloß den hochberühmten Namen Karl Linné zu nennen. Unter den Architekten zeichnete sich vor Allen Cristof Polhen durch seine außerordentlich kühnen Constructionen aus. Dem bekannten schwärmerischen Seher Emanuel Swedenborg verdanken wir eine Reihe Entdeckungen in der Mathematik und Physik.

Es war natürlich, daß das Neue, welches Gustav auf allen Gebieten des Staats- und Volkslebens zur Durchführung brachte, vielfache Unzufriedenheit hervorrief und daß der Adel diese schürte, zumal in den von der Hauptstadt mehr entlegenen Landestheilen. Die tolle Geldverschwendung für den Unterhalt des Hofes, der an Prunk mit dem französischen zu wetteifern suchte, erkältete nur zu bald die Begeisterung, mit der das Volk die geschickte Politik seines Königs über die schwachen, unklugen Gegner hatte siegen sehen. Das Verbot des Branntweines erregte in Dalekarlien einen Aufstand, der mit Waffengewalt unterdrückt werden mußte. Am entschiedensten trat der Geist der Opposition auf dem Reichstag von 1786 hervor, auf welchem die Vorschläge des Königs zum größern Theile verworfen wurden.

Katharina II, die nur für ihre ehrgeizigen Pläne lebte, wollte sich ein- für allemal gegen jede Störung von Seite dieses Nachbars sicher stellen. Sie lud (1783) Gustav zu sich ein und es scheint, als seien sie in Mitten der glänzendsten Feste mit einander eins geworden. Allein trotz aller rücksichtsvollen Freundschaft, mit der sie sich entgegen kamen, konnte weder die Kaiserin den Schmerz über den Verlust ihres Einflusses auf Schweden vergessen, noch Gustav das Verlangen, sich an ihr zu rächen für die Verlegenheiten, die ihm ihre geheimen Umtriebe in seinem Lande bereitet, und für den beißenden Hohn, mit dem sie seine prunksüchtige Armuth gegeißelt.

Als es daher 1788 zwischen Rußland und der Türkei zum

Kriege kam, erneuerte Gustav sein altes Bündniß mit der letztern und rückte er an der Spitze von 36,000 Mann in dem russischen Finnland ein. Schon ging er damit um, sich auf Petersburg zu werfen, um dort den Frieden zu dictiren, als der schwedische Adel sein Vorhaben vereitelte. Stets darauf bedacht, sich wieder in den Besitz seiner früheren Macht zu setzen, beschuldigte ihn dieser des Verfassungsbruches, weil er den Krieg ohne die Zustimmung der Stände begonnen habe. Viele Offiziere schlossen sogar, von Katharina gewonnen, auf eigene Faust einen Waffenstillstand mit den Russen.

Erbittert eilte Gustav nach Stockholm. Das Volk war für den Krieg, die Geistlichkeit, die Bürger- und die Bauernschaft verlangten seine Fortsetzung. Auf sie gestützt, beschloß Gustav, die Unterwerfung des Adels zu vollenden. Unerschrocken trat er dem stürmischen Widerstande des Reichstages mit der Erklärung entgegen, es sei schon im August 1772 in seiner Macht gestanden, die Regierung zu einer unbeschränkten umzugestalten, er habe freiwillig darauf verzichtet, doch die Rückkehr zur Anarchie werde er unter keinen Umständen dulden. Fünfundzwanzig der störrigsten Adeligen wurden verhaftet.

Darauf veröffentlichte Gustav ein neues Verfassungsstatut, eine sogenannte Einheits- und Sicherheitsacte, die dem König das ausschließliche Recht ertheilte, den Staat zu regieren und zu vertheidigen, Krieg zu erklären und Frieden und Bündnisse zu schließen, die Rechtspflege zu handhaben, die Aemter zu besetzen. Der Senat sollte keinen Antheil mehr an der Regierung haben, sondern nur noch als oberster Gerichtshof fungiren. Alle Schweden sollten freie, gleichberechtigte, von den Gesetzen gleichmäßig geschützte Staatsbürger sein, mit dem Rechte der persönlichen Freiheit und des Besitzes. Zu den Aemtern sollte nur das Verdienst befähigen, bloß die Hofämter sollten dem Adel vorbehalten bleiben.

Die drei untern Stände erklärten sich für das Statut, der Adel jedoch legte Verwahrung dagegen ein und trat aus dem Staatsdienste aus. Allein Gustav's Festigkeit blieb Siegerin: er setzte nicht nur seine Verfassung durch, sondern erhielt auch das nöthige Geld zur Fortsetzung des Krieges. Wenn aber dieser früher mit Einem Schlage hätte beendigt werden können, so kostete er jetzt ein dreijähriges Blutvergießen. Die vielen kleinen Gefechte zu Land und zu Wasser brachten keine Entscheidung und als endlich der Sieg der Schweden bei Suenskfund zum Frieden von Varela führte, ließ dieser Alles beim Alten (14. Aug. 1790).

Um einen Nachfolger zu erhalten, verlangte der alles sittlichen Gefühles entbehrende König von seiner Gemahlin, sie solle sich andern Männern hingeben. Wirklich willigte sie ein, doch mußte er ihr gestatten, sich heimlich von ihm scheiden und mit dem nachmaligen Vater Gustav's IV vermählen zu lassen. So erzählt man.*) Als der König der Stockholmer Universität ein eisernes Kistchen übergab, das erst fünfzig Jahre nach seinem Tode eröffnet werden sollte, vermuthete man in diesem die Enthüllung dieses Geheimnisses. Doch wie die sehnlichst erwartete Zeit endlich kam und das Kistchen feierlich geöffnet wurde, da fand man in dem dicken Packet von Schriften, das darin war, wohl eine Reihe von Briefen, „Denkschriften", „Kleinigkeiten", „Festpläne", „Anekdoten aus meiner Regierungsgeschichte", aber nichts von Bedeutung.**)

Inzwischen war die französische Revolution ausgebrochen, die einem Fürsten, der soeben erst seinem Volke einen so straffen Zügel angelegt hatte, natürlich mißfallen mußte. Sein ritterlicher Geist sah da, wo die andern Fürsten nur aus Selbsucht und Staatsklugheit einschritten, eine persönliche Herzens- und Ehrensache und so hatte er denn bereits den Entschluß gefaßt, sich an die Spitze des ausgewanderten französischen Adels zu stellen und Ludwig XVI zu befreien, als er 1792 von dem Obersten Ankarström, der auf diese Weise sich und seine Standesgenossen rächen wollte, auf einem Maskenballe erschossen wurde. Die entsetzlichen Qualen, unter denen der standhaft leidende Königsmörder hingerichtet wurde, hätten selbst in den Jahrhunderten der rohesten Barbarei Schauder erregen müssen.

Dänemark.

Mit dem Stockholmer Vertrag, durch welchen Friedrich IV den zwanzigjährigen Krieg mit Schweden beendigte (1720), beginnt für Dänemark ein langer Zeitraum äußeren Friedens. Zum Ersatz dafür, daß er die Hoffnung auf die Wiedererlangung der ihm von Schweden entrissenen Provinzen aufgeben mußte, entzog Friedrich demselben das Vorrecht der Befreiung vom Sundzoll — eine Begünstigung, die den dänischen Handel gelähmt

---

*) S. **Brown**: **the Courts of the North**, und unser 18. Buch.

**) S. Geijer: Nachgelassene Papiere König Gustav's III von Schweden.

und die nordischen Mächte in beständige Mißhelligkeiten verwickelt hatte.*)

Grönland.

Die Pest von 1349 hatte den Verkehr zwischen Europa und Grönland vollständig unterbrochen. Wenn dieses auch dann und wann noch von einem holländischen Schiffe besucht wurde, so geschah es doch mit der größten Heimlichkeit. Untröstlich darüber, daß in dem fremden Lande das Christenthum spurlos verschwunden war, brachte der Pastor von Vogens im Drontheimer Bisthum, Hans Egede, durch eine Subscription so viel Geld zusammen, daß er drei Schiffe ausrüsten konnte, mit denen er an der grönländischen Küste landete. Er baute hier ein Haus, das den Namen Godhaab (gute Hoffnung) erhielt, und bemühte sich, durch Wohlthätigkeit und durch Beharrlichkeit in seinem apostolischen Amte das harmlose Naturvölklein für sich und den Glauben zu gewinnen. Roh und unwissend und doch zugleich auf ihre Selbstständigkeit eifersüchtig, wie sie waren, hielten ihn die Leute Anfangs für ein übernatürliches Wesen, um ihn dann, nachdem er ihnen diesen Wahn benommen, desto gründlicher zu hassen. Er mußte noch froh sein, daß man ihm endlich erlaubte, zwei Eingeborne nach Dänemark zu senden, die nach ihrer Rückkehr die unter den Grönländern verbreiteten wunderlichen Ansichten über jenes Land berichtigten. Jetzt ließ sich zwar der eine und der andere taufen, allein die grönländische Handelscompagnie fand den Verkehr nicht vortheilhaft genug und löste sich auf (1728); eine zweite Expedition, die der König auf eigene Kosten nach Grönland sandte, erlag der entsetzlichen Kälte; die Missionäre kehrten nach Europa zurück, nur Egede blieb. 1733 schickte Zinzendorf drei mährische Brüder hin, die eine neue Brudercolonie gründeten, die den „Weingarten des Herrn“ mit ziemlichem Erfolge bebaute.

Auch auf andern Punkten suchte Friedrich den Handel zu beleben, was ihm freilich nicht immer gelang. Die ostindische Compagnie, die bereits reich geworden war und die Stadt Tranquebar nebst mehreren Handelsniederlassungen auf der Küste von

---

*) Quelques particularités relatives à l'histoire de Danemark par un officier hollandais. Haye 1789.

Roman: Mémoires historiques et inédits sur les révolutions arrivées en Danemark et en Suède pendant les années 1770—72.

Malabar und Bengalen besaß, war durch eigene Schuld und die Kriege gegen den König von Tangor in Verfall gerathen. Man suchte ihr wieder aufzuhelfen, allein die Holländer legten ihr fortwährend alles Mögliche in den Weg. Doch gelang es ihr, von den Franzosen die reiche Insel Sainte Croix in Westindien zu erwerben.

Auch Christiern VI (1730) förderte den Handel auf alle Weise: er gründete eine Versicherungsgesellschaft, ein Handels- und Landwirthschaftskollegium, das ihm rieth, die Einfuhr fremder Waaren zu verbieten, eine Bank, die gegen Hinterlegung von Waaren zwei Drittel ihres Werthes als Darlehen gab, und endlich eine sogenannte „schwarze" Gesellschaft für Theer-, Pech-, Pulver-, Farben- und Pelzwaaren-Erzeugung. Nicht weniger eifrig sorgte der König für die öffentliche Sittlichkeit und Bildung des Volkes: er wachte über die Religion und die guten Sitten, stellte die Universität Kopenhagen mit neun Lehrstühlen wieder her und befahl allen Großen seines Reiches, in ihren Dörfern Schulen zu halten.

Eine Mißhelligkeit mit Hamburg, das mit den dänischen Münzen eine Gewinn bringende Speculation trieb und dieselben fast ganz an sich zog, wurde dadurch beigelegt, daß die Hansestadt an Dänemark eine Million Mark Silber bezahlte. Sie konnte es leicht, sie war noch immer erstaunlich reich: als der Senat 1732 eine vierprocentige Kapitalsteuer ausschrieb, ergab schon die freiwillige Fassion der Einzelnen einen Betrag von 120,000 Reichsthalern, was also ein Kapital von zwölf Millionen voraussetzt. *)

Friedrich V.

Friedrich V (1746), einer der ausgezeichnetsten Fürsten seines Jahrhunderts, bezeichnete jedes Jahr seiner Regierung durch neue Wohlthaten. Er erleichterte die auf dem Volke ruhenden Lasten, beschleunigte das Gerichtsverfahren, gründete eine allgemeine Handelsgesellschaft, die Kopenhagen zum allgemeinen Stapelplatz für den Ostseehandel machen sollte; er stattete eine zweite Gesellschaft für den Handel mit Nordafrika mit Vorrechten aus, während er zugleich die Rechte der Gesellschaften für den Handel nach Westindien und Guinea an sich kaufte und die Theilnahme an diesem Handel allen seinen Unterthanen freistellte; er ließ

---

*) Barmann, Chronik von Hamburg, 1852.

Erzschachte graben, legte zu Kopenhagen einen botanischen Garten und ein Invalidenhaus, zu Christianshafen eine technische Erziehungsanstalt, eine Kriegsschule, eine Akademie der schönen Künste, ein italienisches und ein dänisches Theater an. Für das letztere schrieb namentlich Holberg, ein um seiner Kenntnisse und seiner Rechtlichkeit willen hochgeachteter Mann, der viel gereist war und der sein Volk mit den ihm fehlenden Werken über Geschichte, Staatsrecht und schöne Wissenschaften versehen wollte. Wenn auch die künstlerische Form an diesen Werken nicht hoch anzuschlagen ist, so zeichnen sie sich dafür um so mehr durch ihren geistigen Gehalt aus: es sind geniale, blitzartige Streiflichter.

Der Minister Ernst von Bernstorf, der „skandinavische Colbert" genannt, war kein großer Staatsmann, aber ein um so besserer Administrator. Er war unerschöpflich in Verbesserungsvorschlägen und unermüdlich in ihrer Durchführung und in der Ueberwachung der Staatsverwaltung. Sein Wahlspruch war: „Um Vieles zu thun, muß man immer nur Ein Ding auf einmal thun." Er ließ Klopstock einen Gnadengehalt anweisen, der ihn in den Stand setzte, seine Messiade zu vollenden; er berief den Theologen Cramer, den Physiker Kratzenstein, die Geschichtsforscher Mallet und Schlegel, die Schriftsteller Dusch und Sturz nach Dänemark, um die fähigern Köpfe in diesem zum Wetteifer zu spornen. Er bewog den König, eine wissenschaftliche Expedition nach Arabien zu senden, welche zur Förderung der biblischen Alterthumskunde das morgenländische Volksleben beobachten sollte. Von den dazu bestimmten Gelehrten blieb nur der berühmte Carsten Niebuhr am Leben, dessen Beschreibung Arabiens noch heute die beste ist, die wir besitzen. Die Andern, der Orientalist Michaelis, der Naturforscher Forskal (Linné's Schüler), ein Arzt und ein Zeichner — wurden ein Opfer ihres Forschereifers.

Auch in Island trat 1760 eine Gesellschaft von Gelehrten zusammen, die sich unter dem Namen der „Unsichtbaren" damit befaßten, die Alterthümer des Landes zu Tage zu fördern und sie in ihrem „Königsspiegel" zu veröffentlichen. 1779 erhielt der Verein zu Kopenhagen durch die Bemühungen Jan Erichson's und Findsen's eine andere Einrichtung und die weitere Aufgabe, für die Verbreitung nützlicher Kenntnisse und Fertigkeiten in Island und für die Erhaltung der Sprache in ihrer Reinheit Sorge zu tragen.

Schon unter den früheren Herrschern war über die Erbfolge

im Herzogthum Holstein=Gottorp lebhaft gestritten worden. Die herrschende Linie dieses Hauses saß auf dem russischen und dem schwedischen Throne und war mit dem dänischen Zweige verfeindet. Um für das seiner Familie zugefügte Unrecht Rache zu nehmen, beschloß Peter III, das Herzogthum Schleswig zu erobern, welches die Dänen im Jahre 1714 in Besitz genommen hatten. Auf die Kunde von seinen Rüstungen stellten die letztern ein Heer von 70,000 Mann in's Feld, von dem ein Theil in Mecklenburg eindrang, während die aus zwanzig Linienschiffen und elf Fregatten bestehende Flotte auf der Höhe von Rostock erschien. Die Ermordung Peters III (1762) machte den Feindseligkeiten ein Ende; Katharina verzichtete im Namen ihres Sohnes auf den dem Herzoge gehörigen, von den Dänen besetzten Theil von Schleswig, sowie auf den im Besitz der Gottorp'schen Linie befindlichen Theil von Holstein. Dafür bedung sie für die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst den Herzogstitel und eine Stimme auf dem deutschen Reichstag aus, um sie sodann sammt dem Bisthum Lübeck dem jüngern Zweige des Hauses Eutin zu übertragen, aus dem nachher die Linie Holstein=Oldenburg hervorging.

Struensee.

Christiern VII (1766), der mit siebenzehn Jahren auf den Thron kam, hatte einen lebhaften Geist, aber in Folge seiner schlechten Erziehung weit mehr Neigung zu sinnlichen Genüssen, als zu den Geschäften. Während er eine Reise durch Europa machte, war der Hof der Tummelplatz für die herrschsüchtigen Umtriebe der Wittwe Christiern's VI, der schönen, geistreichen Königin Caroline Matilde von Wales, der Schwester Georg's III, und der Stiefmutter des Königs, Juliane, die, bei letzterem wenig beliebt, ihrem leiblichen Sohne, dem Erbprinzen*) Friedrich, die Thronfolge zu sichern trachtete, und die daher Matilde doppelt haßte, seit diese gleichfalls Mutter geworden war.

Der mit siechem Körper und überspanntem Geiste von seinen Reisen zurückgekehrte König wählte seinen Arzt Johann Friedrich Struensee, einen ebenso gebildeten wie ehrgeizigen Mann, zu seinem Vertrauten. Auch die Königin gewann den letztern

---

*) Diesen Titel tragen sämmtliche dänischen Prinzen, wegen des Erbrechts auf die angestammte Krone Norwegen's.

lieb, da er ihr stets mit jener Hochachtung begegnete, die ihr die andern Hofleute nach dem Beispiele des Königs versagten, und da er an ihrem Sohne die damals noch sehr gefürchtete Operation der Kuhpockenimpfung glücklich ausgeführt hatte. Als es ihm vollends gelang, sie mit ihrem Gemahle wieder auszusöhnen, wurde er ihr Freund und Gebieter. Jetzt wurde der edle Bernstorf entlassen und der Ministerposten an Struensee übertragen, der, aller nöthigen Fachkenntnisse entbehrend und ganz durchdrungen von den damals herrschenden sogenannten philosophischen Anschauungen eines Helvetius und Voltaire, alle seine größtentheils überspannten Verbesserungspläne auf einmal durchführen wollte, ob sie nun sittlich oder unsittlich, zeitgemäß oder zweckwidrig waren.

Man solle mit Rußland auf freundschaftlichem Fuße bleiben, ohne in die Rolle eines Vasallen zu versinken; man solle sich vor Schweden nicht mehr fürchten, und somit aufhören, seine inneren Parteikämpfe zu schüren; man solle sich mit Frankreich befreunden und im Uebrigen von Europa nichts weiter verlangen, als Handelsvortheile: das war der Inbegriff seiner äußeren Politik.

In der innern Verwaltung hielt er sich an den Grundsatz, daß in allen Dingen nur der König zu entscheiden habe. Alles mußte ihm schriftlich und zwar deutsch vorgelegt werden. Er nahm nur solche Vorschläge an, die auf eine Ersparniß abzielten, und schaffte jede unnöthige Ausgabe ab. Alle Einkünfte kamen in eine Casse, welche die Zahlungen nur in baarem Gelde annahm. Zu den Aemtern sollte nur das Verdienst, nicht die Geburt befähigen. Endlich verfolgte Struensee auch noch den großen Plan, die Leibeigenschaft aufzuheben, zu welchem Behufe die Gemeindegüter verkauft nnd vorläufig die Frohnarbeiten gemildert wurden.

Während der König, so weit es sein geschwächter Körper gestattete, der Sinnenlust fröhnte, arbeitete sein Minister mit der Königin an der Befestigung der königlichen Gewalt und an der Durchführung zahlreicher Reformen. Er beseitigte eine Reihe von Aemtern, verminderte die Feiertage, hob die Censur auf, beschränkte die Allgewalt der Polizei, und verbot ihr namentlich auch, in die Häuser einzudringen; er führte das genuesische Lotto ein, erlaubte die Ehen zwischen Geschwisterkindern und Verschwägerten, gestattete dem Ehebrecher, seine Mitschuldige nach dem Tode ihres Gatten zu heirathen und stellte die unehelichen Kinder n ehelichen durchaus gleich.

Diese Maßregeln, die nur die praktischen Anwendungen der Lehren seiner französischen Vorbilder waren, ließen ihren Urheber in den Augen der Einen als Gottesläugner, in den Augen der Mehrzahl aber als Charlatan erscheinen. Auch da, wo ihre gute Absicht anerkannt wurde, mißfiel wenigstens die Art ihrer Durchführung. Die Geistlichkeit und der Adel waren über den Verlust ihrer Vorrechte erbittert; auch die Presse ergriff Partei gegen ihn, da er sich öfters veranlaßt sah, sie zu zügeln; das Volk, das er durch Fleisch- und Brodspenden zu gewinnen suchte, verachtete ihn. Allen ohne Ausnahme mißfiel endlich seine ausgesprochene Vorliebe für seine deutschen Landsleute und seine Muttersprache. Als er zuletzt mit der Verabschiedung der Leibgarde zu Fuß einen entscheidenden Schritt wagte, entstand ein Auflauf und dabei verrieth er eine Feigheit, die ihm den letzten Rest von Achtung unwiederbringlich nehmen mußte (1771).

Gewarnt über das Gefährliche seiner Lage, wollte er sich zurückziehen, allein die Leidenschaft der Königin ließ es nicht zu. Inzwischen fuhr Juliane fort, seine Stellung immer mehr zu untergraben, bis sie endlich im Verein mit den andern Verschwornen den seit lange in dieser Richtung bearbeiteten König dazu brachte, einen Haftsbefehl gegen seine Gemahlin und seinen Minister zu unterzeichnen, der sofort vollzogen wurde (16. Jänner 1772). An die Spitze der Regierung trat jetzt der Erbprinz Friedrich mit seinen Mitschuldigen. Gegen den gefangenen Minister aber begann ein peinlicher Prozeß, auf Grund solcher Anklagen, deren Widerlegung so schwer ist. So wurde er unter Anderm beschuldigt, er habe seinen Zögling, den Prinzen, allzu sehr darben lassen, was er als folgsamer Schüler Rousseau's allerdings gethan hatte. Im Uebrigen wußte sich der Angeklagte über alle Punkte hinlänglich zu rechtfertigen; er beging aber dabei die Niederträchtigkeit, sein Verhältniß mit der Königin einzugestehen. Gegen diese wandten sich nun die Feinde und wirklich brachten sie dieselbe so weit, daß sie, nach schmerzlichem Kampfe zwischen dem Stolze der Frau und der Königin und der Schwäche des liebenden Weibes, das Bekenntniß des Unglücklichen bestätigte.*) Sofort wurde ihre Ehe mit dem Könige für geschieden

---

*) Ein ungenannter Augenzeuge schrieb damals gewisse authentische Enthüllungen über die Geschichte der Grafen Struensee und Brandt nieder, die später in deutscher Uebersetzung gedruckt erschienen. Diesen zufolge suchte der Untersuchungsrichter, Baron Schack-Rathlow, die

erklärt und Struensee mit seinem Freunde Brandt, dem maitre de plaisir des Königs, zum Tode verurtheilt. Anmaßung und leichtfertige Sitten hatten dem Volke einen Mann verhaßt gemacht, den es als seinen Wohlthäter hätte segnen dürfen. Doch wagte man nicht, die eheliche Geburt und die Erbfähigkeit des königlichen Prinzen in Zweifel zu ziehen.

Der Erbprinz erließ nun auf Eingebung seines Ministers Guldborg das sogenannte Indigenatsgesetz, wonach alle Aemter und Würden nur an Landesangehörige übertragen werden durften. Diese Reaction gegen das bisherige Verfahren, die Fremden mit Auszeichnungen zu überhäufen, fand allgemeine Billigung; allein nur zu bald mußte man sehen, wie ganze Schaaren von Arbeitern fortzogen, wie die Werkstätten sich leerten, wie alle Fabriken in Verwirrung kamen und viele ganz geschlossen wurden. Verdienstlicher war es, daß er den die Ost- und die Nordsee verbindenden Kanal von Kiel eröffnete, wodurch er den Schiffen den Umweg um Jütland ersparte, und daß er die westindische Handelsgesellschaft begünstigte, welche erfreulich aufblühte.

Kaum hatte der Kronprinz Friedrich das vorgeschriebene Alter erreicht, um in den Rath zugelassen zu werden, als er sich schon auf das Thätigste um die Regierung annahm. Er rief den großen Bernstorf zurück, stellte eine Reihe von Uebelständen ab und beschleunigte die Emancipation der Bauern; namentlich bestimmte er in dieser Hinsicht, daß mit dem ersten Tage des Jahres 1800

Königin Anfangs durch schlaue Fragen zu fangen; dann versuchte er es von der Seite des Gefühls, indem er sie versicherte, Struensee habe den Ehebruch eingestanden; da aber sie die That in Abrede stelle und man an ihrem Worte nicht zweifeln dürfe, so bleibe nichts anderes übrig, als den Minister wegen Majestätsbeleidigung, nämlich wegen Verleumdung der Königin, zu strafen. Da war sie wie versteinert und fragte endlich, ob sie durch ihr Bekenntniß Struensee's Leben retten könnte. Auf das Kopfnicken des Richters bekannte sie sich wirklich schuldig und ergriff dann die Feder, das verhängnißvolle Blatt mit ihrem Bekenntniß zu unterzeichnen. Schon hatte sie Carol.... geschrieben, als sie beim Aufschauen die wilde Freude in Schack's Gesicht bemerkte, die Feder wegwarf und nach einer heftigen Zornesaufwallung in Ohnmacht fiel. Schack ergriff ihre Hand, schrieb damit den Namen aus und entfernte sich mit dem betreffenden Blatte. Das amtliche Kopenhagener Blatt veröffentlicht unterm 17. Jänner 1852 einen aus Celle datirten Brief, den Carolina am 10. Mai 1775 an Georg III schrieb, um ihm sterbend noch einmal ihre Unschuld zu betheuern.

das alte Verhältniß, wonach der Leibeigene an die Scholle gebunden war, ganz aufzuhören habe. Am 13. März 1808 bestieg Friedrich den Thron seines Vaters.

Sechszehntes Kapitel.

Großbritannien im Zeitalter der George.

Während der Süden Europa's stets tiefer sank, erhob sich der Norden immer kraftvoller; England zumal stellte sich an die Spitze der Politik dieser Zeit, von ihm wurden die Friedensunterhandlungen geleitet, mit seinem Gelde die Kriege geführt.

In den Revolutionen, die es durchgemacht, hatte sich hier eine parlamentarische Verfassung ausgebildet, bevor irgend ein anderes Land eine solche besaß. Darum bietet uns England so frühe schon den wohlthuenden Anblick einer festen Staatsform und fester Gesetze. Die Beamten unterstehen dem Urtheile der öffentlichen Meinung, die Minister sind verantwortlich, ein unverletzliches Haupt steht über dem Ganzen, doch ohne merklich in die Leitung desselben einzugreifen.

Das politische Uebergewicht Großbritanniens wuchs fortwährend, je mehr der Luxus und die Genußsucht und damit der Erwerbs- und Handelsgeist in Europa zunahmen. Die Fürsten, die sich mit ihren mehr und mehr gesteigerten Bedürfnissen bisher an Holland — ihre gemeinsame große Bank — zu wenden pflegten, deckten dieselben jetzt in England, dessen Handel dem holländischen den Rang abgelaufen hatte.

Durch seine glückliche Lage gegen unvorhergesehene Angriffe und gegen Grenzstreitigkeiten sicher gestellt, genoß das Land einer Freiheit, die maßvoll genug war, um nicht revolutionär zu werden, und doch auch lebensfrisch genug, um dem Staats- und Volksleben einen kräftigen Sporn zum Fortschritt zu geben. Ganz Europa schaute auf dieses Parlament, das Ideen über Freiheit und Ordnung in die Welt sandte, von denen man anderwärts keine Ahnung hatte. Darum war England ein Gegenstand

der Bewunderung für alle Staatsmänner. Seine Verfassung mußte sich stets weiter entfalten, wollte sie Bestand haben. Die innere Einheit aber, in der sich die gesammte Strebsamkeit und Thätigkeit der Nation concentrirte, war die Erzeugung materieller Werthe, der Erwerbstrieb, der damit zugleich als Ableiter jeder politischen Gährung diente, die etwa jene Entfaltung zur überstürzenden Eile hätte treiben können.

Die politischen Parteien sind hier nicht die Geißeln, sondern die Seele des öffentlichen Lebens. Es stehen sich seit Jahrhunderten zwei große Parteien gegenüber, die mit ihrem Gegensatz jenes ganze Leben in allen seinen Kreisen und Erscheinungen durchdringen, doch immer nur zum Wohl des Landes: die Whigs hüten die Freiheit, die Tories die Ordnung, jene bewirken die fortschreitende Bewegung, diese mäßigen sie; jene gleichen dem Segel, welches das Schiff von der Stelle treibt, diese dem Ballast, der es in der aufrechten Stellung, im Gleichgewicht hält.

Georg I.

Als aber auf die „gute Königin" Anna der Churfürst von Hannover als Georg I. gefolgt, als an die Stelle der alten normännischen Herrscherfamilie eine aus Italien stammende, in Deutschland großgewachsene trat (1714), da schienen die beiden Parteien ihre Rollen zu wechseln: die Whigs wurden jetzt Royalisten, um die protestantische Dynastie zu stützen, und die Tories bildeten die Opposition, um jene, die den Thron einer Staatsumwälzung verdankte, zu bekämpfen. So waren jetzt diese Tories, die Nachkommen der alten Cavaliere, die Lobredner eines Strafford und Laud, die muthigen Vorfechter der Freiheit; die Whigs aber, die Nachfolger der „Rundköpfe", die unbedingten Anhänger der Milton'schen und Locke'schen Lehren, die Bewunderer Pym's und Hampden's, schaarten sich jetzt mit demüthigen Bücklingen um den Thron.

Darin aber waren beide einig, daß der König Protestant sein müsse; selbst die Tories hätten sich zuverlässig erst dann für den Prätendenten erklärt, wenn er zuvor zum Protestantismus übergetreten wäre. Dafür hatte der letztere, eben als Katholik, einen großen Theil der Schotten und weitaus den größten der Irländer, nebst sämmtlichen Katholiken des eigentlichen Englands auf seiner Seite. So war die fortdauernde Furcht vor dem „Papismus" begreiflich genug und konnte dieselbe wohl die Hauptstütze der ersten zwei Könige aus dem Hause Hannover bilden, die eben

so sicher wie Richard Cromwell, dem sie in keiner Beziehung ebenbürtig waren, unter den Pfeilen des Spottes gefallen wären, hätte sie nicht ein kraftvolles Whig-Ministerium und die Ueberzeugung, daß man nur zwischen ihnen und dem Papismus wählen konnte, gehalten.

Georg I stand dem Lande nicht bloß als Fremder gegenüber: er war auch ein ziemlich beschränkter Kopf und dabei so sehr an die Formen eines kleinen Hofes gewöhnt, daß er das Gepränge dieses großen äußerst unbehaglich fand und ihm möglichst auswich. Der Charakter der Nation, ihr geistiges Leben, ihre Verfassung, selbst ihre Sprache — Alles war ihm fremd. Dabei besaß er nichts weniger als jene Gaben, welche auch dem Ungebildeten immer noch eine Art von Achtung sichern, oder welche der Frivolität einen gewissen Reiz geben. Er war gefühllos und auf seine engherzigen Begriffe versessen, und darum nicht der Mann, sich die Herzen seiner Umgebung zu gewinnen. Doch wußte er Zeit und Geld gehörig zu Rathe zu halten und liebte er bei all seiner persönlichen Wehrhaftigkeit den Frieden.

Zur Vervollkommnung der Verfassung erließ er die „Siebenjährigkeits Acte", welche die Dauer der jeweiligen Parlamentsperioden auf sieben Jahre bestimmte. So sehr eine solche Verlängerung von den Theoretikern verworfen wurde, so zweckdienlich erwies und erweist sie sich in den Zeiten politischer Gährung, wenn es sich darum handelt, das Aufregende allzu häufig wiederkehrender Wahlen zu vermeiden, und zugleich dem Unterhause eine Festigkeit und Kraft zu geben, die es von der Krone und den Peer's nahezu unabhängig macht.

Gleich unter Georg's erstem Ministerium, an dessen Spitze Charles Viscount of Townshend, stand, verlangten Marlborough, Robert Walpole und die andern Whigs, die jetzt alle wieder zu Gunst und Einfluß gelangt waren, man solle den Ministern, die vor Bolingbroke am Ruder gestanden, den Proceß machen. Es geschah: sie wurden verurtheilt, weil sie den Utrechter Friedensvertrag geschlossen hatten, der doch gerade ihr Meisterstück war und die Zustimmung beider Häuser erlangt hatte. Der Graf von Oxford mußte in den Tower wandern; Bolingbroke und Ormond flüchteten sich nach Frankreich, wo sie an Sittenlosigkeit mit dem Hofe der Regentschaft wetteiferten und den Prätendenten Jakob III zur Verfolgung seiner Ansprüche aufmunterten. Wirklich versuchte dieser eine Landung in Schott-

land, allein er wurde geschlagen und kam als Flüchtling zurück, der nichts mehr besaß, als das Andenken an den unvergeßlichen Augenblick, wo man ihm bei Tische knieend aufgewartet hatte, und an die grausamen Strafen, die über seine Anhänger, die Jakobiten, verhängt wurden. Wer seinen Einfall in irgend einer Weise begünstigt hatte, wurde gestraft; die Hinrichtungen waren ebenso qualvoll wie zahlreich. An dem Tage, an welchem Georg den Thron bestieg, wurden der Papst, der Prätendent, der Herzog von Ormond und der Graf von Mar im Bildniß verbrannt.

Walpole, vielleicht der größte Minister Englands, wollte um jeden Preis das Haus Hannover im Besitze des Thrones gesichert sehen. Das war das Ziel seiner ganzen Politik. Das Mittel dazu fand er in der Erhaltung des europäischen Friedens und dem Bündniß mit Frankreich. Daneben sorgte er für die Verminderung der Staatsschuld, die bei'm Tode Anna's nicht weniger als 53,681,000 Pfund Sterling betrug und mit sechs und acht Prozenten verzinst wurde. Es gelang ihm, die Zinsen auf vier Prozente zu ermäßigen, dadurch, daß er den Gläubigern, die es nicht bleiben wollten, die Rückzahlung des Kapitales anbot, ein damals noch ganz neuer Gedanke, der aber gleichwohl Anklang fand. Von den Ersparnissen, die man auf diese Weise an den Zinsen erzielte, wurde ein Amortisationsfond (sinking-fund) errichtet. Um sich die lieb gewordene Herrschaft zu sichern, wandte Walpole alle möglichen Mittel an, ohne sich dabei im Mindesten an eine Consequenz zu binden. Bald vorsichtig, bald verwegen, jetzt sanft und einschmeichelnd und dann je nach Bedarf wieder voll Energie, dabei nichts weniger als wissenschaftlich gebildet, in der Geschichte wenig erfahren, im Privatleben roh und lasterhaft, besaß er einen praktischen Sinn und eine tiefe Kenntniß der Menschen, seines Hofes und Volkes.

Der Ehrgeiz beherrschte ihn so ganz, daß er sogar seine Freunde von sich stieß, sobald sie seinem Ruhm und Einfluß gefährlich wurden; Nebenbuhler konnte er nicht ertragen, eher noch Feinde. So kam es, daß er der erste Mann war, der, auf die Majorität in den beiden Häusern gestützt, volle zwanzig Jahre hindurch die Zügel des Staates in der Hand behielt.

Sein Amtsgenosse und Schwager Townshend liebte in seiner freimüthigen, raschen Weise ein entschiedenes Vorgehen, während seine Gemahlin die Kunst verstand, die Eintracht zwischen den beiden Männern, wenigstens in den wesentlichsten Fragen, zu erhalten. Unter einem König, der das Englische nicht

verstand und der sich daher an den Berathschlagungen der Minister nicht betheiligte, fiel das Regierungsgeschäft natürlich den letztern ausschließlich anheim. Ihre Hauptaufgabe bestand dabei in der Leitung des Parlaments. Während Walpole dasselbe durch sein beredtes Wort lenkte, beherrschte er die Nation durch seine ihren Erwerbssinn benützenden Umtriebe. Er pflegte zu sagen, er kenne den Werth jedes Engländers, da es keinen gebe, dessen Stimme er nicht erkauft habe. Dieses Bestechungssystem, das man ihm zum Vorwurfe machte, war ein nothwendiges Uebel zu einer Zeit, wo der größere Theil der Parlamentsmitglieder keinen andern Beweggrund hatte, die Partei der Regierung zu ergreifen, als eben die persönliche Selbstsucht. So konnte Shippen, das Haupt der Jakobiten, wohl sagen: Robert und ich, wir meinen es beide ehrlich, er mit König Georg, ich mit Jakob; allein diese Leute da wollen nichts als Aemter, sei es von Georg, sei es von den Jakobiten. Walpole that also nur, was die Zeitverhältnisse forderten, und er that es in der zweckdienlichsten Weise. Unter Königen, die entweder gar nichts thaten, oder höchstens ihren Lüsten fröhnten, bildete er die Sorge für die Erhaltung des Friedens zum förmlichen System aus und hielt er zu gleicher Zeit das Land für den Krieg gerüstet. Dabei gelang es ihm zugleich, dem englischen Verfassungsleben in der Herrschaft der hannover'schen Linie eine feste Stütze zu geben und den politischen Einfluß des Mittelstandes zu heben, dadurch, daß er durch seine wohlberechneten Verwaltungsmaßregeln den Wohlstand desselben vermehrte.

Bei seiner Thronbesteigung hatte Georg eidlich gelobt, daß er das Land in keinen Krieg zur Vertheidigung seiner Besitzungen auf dem Festlande verwickeln und daß er seine Minister und Staatsräthe nur aus der Mitte seiner britischen Unterthanen wählen wolle. Allein statt sich hieran zu kehren, führte er ein Bestechungssystem ein, das nicht minder verderblich wirkte, als der Despotismus, und gefiel er sich darin, das Parlament am Gängelband zu leiten. Und nur allzu willig ergab sich dieses darein, ihm in seinen Ausgaben und seinen kriegerischen Unternehmungen zu Gunsten seiner deutschen Erbländer, zunächst zu ihrer Vertheidigung gegen Karl XII, an die Hand zu gehen, wofür sich der Letztere damit rächte, daß er seinerseits den Prätendenten unterstützte.

Zudem war ein ganzer Schwarm von Freunden und Maitressen mit dem König aus Hannover herübergekommen, die als

die „hannover'sche Clique" berüchtigt waren. Oft arbeitete Georg mit ihnen zusammen bei seiner Freundin oder Gattin, der Prinzessin von Eberstein und nachmaligen Herzogin von Kindal, einer habsüchtigen, feilen Frau, die einen großen Einfluß auf die Regierung ausübte.

Nicht weniger pomphaft waren die Titel, mit denen die Engländer die zweite Geliebte des Königs auszeichneten, die an Geiz mit der vorigen wetteifernde, doch an Macht ihr nachstehende Gräfin von Platen.

Diesen Beiden gelang es denn auch im Bund mit Marlborough's Schwiegersohn, Sunderland, die zwei verschwägerten Minister zu stürzen und das Vertrauen des Königs dem Vorgenannten und Stanhope zuzuwenden.

Das Südseeproject.

Um diese Zeit brachte der Ritter Blount das sogenannte „Südseeproject" auf, das an Law's bekannten Plan erinnerte. Seit Wilhelm III bestand nämlich eine öffentliche Schuld unter dem Namen „uneinlösliche Annuitäten", die jedes Jahr bei 800,000 Pfund Sterling verschlang. Um sie in eine amortisirbare umzuwandeln, bot die Südsee-Gesellschaft in Gemeinschaft mit der Bank dem Staate achthalb Millionen zur Abzahlung der Schuld an. Das Anerbieten wurde angenommen und so sah sich die Bank in den Stand gesetzt, die nicht amortisirbare Schuld im Betrag von fünfzehn und die amortisirbare im Betrag von sechszehn Millionen zu übernehmen. Sie agiotirte damit so geschickt, daß die Actien auf tausend Procent stiegen.*)

Die Börsenmänner, die ihr mühelos erworbenes Geld genießen wollten, lebten auf großem Fuß in Saus und Braus und trugen neben ihrer Sittenlosigkeit die zeitgemäße Freigeisterei zur Schau. Allein noch hatte die Freude kein volles Jahr gedauert,

---

*) Die Lust nach Börsenspeculationen machte damals die Leute halb wahnsinnig. So erschien eines Tages ein Unbekannter an der Börse mit dem Vorgeben, er habe einen Plan, den er binnen eines Monates enthüllen werde; man solle sich inzwischen darauf einzeichnen; wer sogleich zwei Guineen einzahle, dem würden dafür hundert gut geschrieben, die dann jedes Jahr eben so viel an Renten tragen würden. Wirklich hatte er noch an demselben Vormittag zweitausend Guineen beisammen, mit denen er sich dann nach dem Mittagessen — aus dem Staube machte.

als die Actien auf 150 und noch tiefer sanken. Die bestürzte, entmuthigte Nation maß die Schuld dem König, den Ministern, der hannover'schen „Cabale" bei und verlangte die Bestrafung der Schuldigen. Dabei kamen denn die schmachvollsten Betrügereien und Scheinverkäufe zu Gunsten Sunderland's, Stanhope's und der königlichen Maitressen an den Tag. Sie wurden verurtheilt, und schon unterhandelte man mit dem König, um ihn zur Abdankung zu bewegen. Da, in der elften Stunde, wurde Walpole, der sich alle Mühe gegeben, den Erfolg dieser Unterhandlung zu vereiteln, wieder an's Ruder gerufen, was sofort ein Steigen der Actien bewirkte. Er schlug vor, einen Theil der letztern — nämlich für neun Millionen — der Bank, einen andern gleich großen Theil der ostindischen Gesellschaft zu übergeben, so daß die Südseegesellschaft nur noch für zwanzig Millionen behalten sollte. Damit war das Publikum für den Augenblick beruhigt, allein der Vorschlag erwies sich als unausführbar.

Um aber gleichwohl den öffentlichen Credit wieder zu heben, brachte Walpole einen Gesetzesvorschlag auf Verminderung der Staatsschuld ein, womit er dem Lande eine nachhaltige Wohlthat erwies. Zugleich sorgte er für die Entwicklung des Handels und der Industrie, die er von der Nothwendigkeit befreite, die Rohstoffe aus dem Norden zu beziehen. Er ging von der Strenge ab, mit der bis dahin die englische Regierung die fremden Waaren von dem inländischen Markte ausgeschlossen hatte und hob alle Monopole auf, mit Ausnahme des der ostindischen Gesellschaft ertheilten. Im Uebrigen griff er so wenig als möglich in die Interessen des Handels ein: ohne darum das herkömmliche Mercantilsystem fallen zu lassen, begriff er zu gut, daß jene Regierungsweise die beste ist, welche den Kräften der Einzelnen den freiesten Spielraum zur Entfaltung läßt und welche dabei namentlich auch die Handels- und Gewerbsthätigkeit aller Fesseln entledigt und auf alle Weise fördert. Dem entsprechend ermäßigte er die Zölle zu Gunsten des Handels, der mit seinem Aufblühen das Nationalvermögen und damit den allgemeinen Wohlstand und das Ansehen des Landes außerordentlich steigerte.

Als Georg im Jahre 1727 starb, weil er sich den Magen mit Melonen überladen hatte, hinterließ er eine Schuld von 30,267,000 Pfund Sterling, einen ganzen Wust von Staatsverträgen, Verpflichtungen und Subventionen und eine bedrohte

Verfassung. Seine Gemahlin soll er fortwährend vernachlässigt, den Prinzen von Wales aber mit herzloser Strenge behandelt haben.

Georg II.

Der letztere, der ihm mit vierundvierzig Jahren als Georg II in der Regierung folgte, stand ihm sowohl an Geistesanlagen als an staatsmännischen Kenntnissen nach. Er war eigensinnig und zornmüthig, hielt streng auf Etiquette und liebte militärisches Gepränge, während er dabei Kunst und Wissenschaft eben so wenig achtete, wie sein Vater. Das Staatsgut betrachtete er als sein Eigenthum; die Grundsätze seiner Politik aber waren der einfache Ausdruck seiner persönlichen Ab- und Zuneigung. So wählte er z. B. diejenigen zu seinen Ministern, die ihm für den persönlichen Umgang am besten behagten. Auch von seinen Maitressen, die er übrigens mehr aus Eitelkeit als aus Sinnlichkeit hielt, ließ er sich leiten, und die Walmoden nahm sogar an den Sitzungen des Staatsrathes Theil. Uebrigens vermochte sich ihr und ihresgleichen Einfluß, Dank der eigenthümlichen Festigkeit der Verfassung, nur den Schwachen gegenüber und nur in gelegentlicher Verleihung eines Amtes oder des Hosenbandordens geltend zu machen. Dabei hielt aber Georg auch auf seine Gemahlin, die schöne, geistreiche Prinzessin Caroline von Brandenburg-Anspach, große Stücke. Sie war eine Freundin der Gelehrten, zumal des großen Leibniz und des verdienstvollen Samuel Clarke, und wußte sich mit ihrer Herrschaft hinter ihren Gemahl und seine Maitressen zu stecken, um nur dann offen als Regentin aufzutreten, wenn der erstere abwesend war.

Inzwischen war Walpole nach wie vor die Hauptstütze der Whigpartei, oder der Freiheitsdoctrin. Seine Aufgabe war es, die Verfassung gegen die Männer des Rückschrittes wie gegen die der anarchischen Ueberstürzung zu schirmen, während der Haß der beiden Parteien das Volk gegen ihn aufhetzte. Englands Wohl beruhte auf Erhaltung des Friedens und Walpole erhielt ihm denselben, trotz der Kriegslust des Königs, dem lauten Verlangen des Volkes, dem ungeduldigen Drängen Frankreichs, den Ränken des Madrider und der feinen Politik des Wiener Cabinets, der drohend anwachsenden Macht Preußens. Schade, daß ihn seine Erfahrungen während seiner zwölfjährigen Regierung zum Verächter der Menschen machten, deren Inneres mit seiner niedrigen Gesinnung er bis in die geheimsten Beweggründe gar zu

oft durchschaut hatte. Den giftigen Schmähschriften gegenüber, die ihn Tag für Tag angriffen, ließ er sich durch eigens hiezu besoldete Blätter vertheidigen; er duldete sogar geheime Verschwörungen und gewöhnte überhaupt die Regierung an ein geduldiges Zuwarten. Dadurch eben erreichte er sein Ziel: er gewann die Oberhand über die unter dem Namen des Jakobitenthums bekannte, übrigens aus den verschiedenartigsten Elementen zusammengesetzte Opposition.

Einen gefährlichen Gegner erhielt er dafür an dem gewissen- und grundsatzlosen Bolingbroke, dessen vollständige Begnadigung er bewirkt oder wenigstens beschleunigt hatte. Kaum hatte dieser sie durch Geld und Kriecherei erlangt, als er schon mit unermüdlichem Eifer an der regierungsfeindlichen Partei zu hetzen begann. Namentlich bewog er sie, eine Reihe von volksthümlichen Gesetzesvorschlägen einzubringen, deren Verwerfung das Ministerium verhaßt machen mußte. Auf dieses hin zog sich Townshend zurück, während sich Walpole mehr mit der continentalen Politik zu befassen begann. Dadurch, daß er sich im Gegensatz zu dem bis dahin festgehaltenen Systeme von Frankreich abwendete und an Oesterreich und Holland anschloß, verschaffte er England auf friedlichem Wege das, was ihm der Utrechter Frieden noch zu wünschen übrig gelassen hatte, und eben dadurch gewann er selber auch wieder an Ansehen und Beliebtheit beim Volke. Am polnischen Kriege ließ er das Land nur als vermittelnde Macht Theil nehmen; an dem spanischen aber betheiligte er sich zwar auf das Drängen des Volkes, doch ohne allen Eifer und Erfolg.

Voll Unwillen darüber, daß in Deutschland englisches Geld und Blut verschwendet und dafür zur Gefährdung der Freiheit fremde Soldaten besoldet würden, erging sich die Opposition unter der Leitung ihres beredten Stimmführers William Pulteney in schamlos-giftigen Schmähschriften, die das in den Minister gesetzte Vertrauen bedeutend erschütterten. Um das letztere wieder zu befestigen, ließ sich Walpole nothgedrungen zu manchem Schritte herbei, der seinen Grundsätzen widersprach. So opferte er auch einen Theil seines vielversprechenden Amortisationsplanes, um dem Volke die Last der Abgaben erleichtern zu können. Er theilte die Ansicht der ökonomistischen Schule, daß die indirekten Abgaben zweckdienlicher seien, als die direkten; arbeitete aber gleichwohl, im Widerspruche mit dem Verlangen des Parlamentes, auf die Vereinfachung und Erleichterung der erstern hin, dadurch,

daß er verschiedene kleine Abgaben aufhob, die eben so hemmend für den Verkehr, wie lästig für den Einzelnen waren. An die Stelle des Zolles setzte er die Accise (Verzehrungssteuer), deren Ertrag nach seiner Berechnung die Grundsteuer entbehrlich machen sollte. Zunächst belegte er mit jener Steuer Kaffee, Thee, Kakao, dann Salz, Tabak und Wein; doch wie vorsichtig und schrittweise er auch, um das consumirende Volk in guter Stimmung zu erhalten, vorgehen mochte — die Opposition deckte seinen künstlich verhüllten Plan auf und erhob den Allarmruf, indem sie in ihren Blättern, wie z. B. in dem verleumderischen „Craftsman", nachzuweisen suchte, daß diese schreckliche Accise die ganze Verfassung zu Grunde richten würde. Nur zu leicht ging das Volk auf diese Ansicht ein und Walpole mußte seinen Plan fallen lassen; darin aber hatten sich seine Gegner verrechnet, daß sie hofften, Georg werde seines Ministers am Ende überdrüssig werden: Bolingbroke's Marionettenspiel zum Trotz blieb der Letztere auf seinem Posten und der König ließ die Lords der Gegenpartei seinen Unwillen fühlen.

Die Revolution hatte wohl die Inhaber der Executivgewalt verantwortlich gemacht, nicht aber das von ein paar Parteihäuptern geleitete Parlament, dessen Verhandlungen die Tagesblätter nicht veröffentlichen durften. Wie groß seine Macht war, erhellt am klarsten aus dem Bestechungssystem, das durch sie hervorgerufen wurde: wäre sie minder bedeutend gewesen, so hätten die Minister die einzelnen Stimmen gewiß nicht so theuer bezahlt. Wollte man dem Uebel abhelfen, so mußte man entweder die ausübende Gewalt wieder zu einer unbeschränkten machen, oder aber durch Veröffentlichung der Verhandlungen jedes einzelne Parlamentsmitglied dem Urtheil der öffentlichen Meinung unterwerfen. Zu diesem Ziele konnte man aber nur auf verdeckten Umwegen gelangen: der Eine brachte die Sache als eine im Land der Liliputianer bestehende Einrichtung zur Sprache, der Andere legte sie einem Romanhelden in den Mund oder hüllte sie in das Gewand einer Allegorie. Die Stimme der Presse aber hatte in jenem Kampfe gegen die Allgewalt des Parlaments um so mehr Gewicht, als sie gerade um diese Zeit an Selbstständigkeit des Urtheils und demgemäß an Ansehen beim Volke sehr gewonnen hatte: da Walpole, der sich wenig um sie kümmerte, während der langen Dauer seiner Verwaltung die Subventionen, durch die man früher die Presse für die Regierung zu gewinnen suchte, insgesammt aufhob, so wandten sich ihre Tonangeber

fortan mehr an das Volk und ihre Sprache wurde freimüthiger, offener.

Indessen erfand die Opposition einen schlauen Kunstgriff nach dem andern, um Walpole zu stürzen; sie erhob selbst eine Accumulativ-Anklage gegen ihn: doch er wußte den Sturm immer wieder zu beschwören, bald durch kräftigen Widerstand, bald durch kluges Nachgeben. Zuletzt aber stürzte ihn sein allzugroßes Selbstvertrauen: er verschmähte es bei einer neuen Parlamentswahl, die Wählerstimmen für seine Getreuen zu erkaufen, hatte in Folge dessen im Parlamente nur die Minorität für sich und gab nun sein Portefeuille an den König zurück, der darüber Thränen vergoß (1742). Der sonst so ernst-besonnene Coxe*) macht aus dem Minister einen Heros, einen Heiligen, während ihn Andere den englischen Sejan und den Vater des Bestechungssystems nennen — ein Beweis weiter, wie schwierig die Regierung eines Staates ist, der eben erst eine Revolution durchgemacht hat. So viel ist sicher: wer sich fünfundzwanzig Jahre lang auf dem Posten eines Premierministers halten soll, muß mehr für sich haben als die Hilfsmittel einer durch kein sittliches Bedenken gehemmten Politik: er muß Charakter, Scharfsinn und Muth besitzen, um den richtigen Mittelweg zwischen den schroffen Gegensätzen der Parteileidenschaften, zwischen der hochherzigen Loyalität der Jakobiten und dem idealen Republikanismus der Calvinisten zu treffen und festzuhalten, und um der Parteien mit demselben Erfolge Meister zu werden, mit dem Marlborough die Feinde besiegt hatte. Wie streng man auch die Handlungsweise des Ministers untersuchen mochte, man fand keinen schwarzen Flecken darin und so behielt er nach wie vor einen entscheidenden Einfluß auf den König, während im Schoße des von Pulteney gebildeten, von Pelham geleiteten Cabinetes die größte Zwietracht herrschte. Jetzt stiegen auch die Tories, die fortwährend als festgeschlossene Partei zusammenhielten, wieder in der Gunst des Hofes, doch fehlte es ihnen an fähigen Köpfen, und so blieben denn die wichtigsten Staatsämter auch fortan noch im Besitze der Whigpartei. Im Uebrigen verstummte jetzt der Kampf der beiden Parteien so

---

*) **Memoir of life and administration of Sir Robert Walpole, with original correspondence and authentic papers 1798.** Neues Licht verbreitete über Walpole die **Memoirs of the reign of George the II and George the III by Horace Walpole, now first published from the original mss. with notes by Sir Denis le Marchant.** London 1845.

ziemlich, freilich gerade deßhalb, weil er kurz zuvor unter Walpole so schrankenlos getobt hatte; zugleich sollte diese Ruhe dem Volke die Ueberzeugung beibringen, daß der Wechsel der Personen im Ministerium noch keineswegs einen Wechsel des Systems mit sich führe.

Der Prätendent.

Als der unter dem Namen des Ritters von S. Georg bekannte Prätendent Charles Edward von den gegen das Ministerium geführten tödtlichen Schlägen und von den stürmischen Verhandlungen im Parlamente hörte, meinte er, das Mißvergnügen im Volke habe jetzt seinen Gipfelpunkt erreicht und es bedürfe nur noch eines Funkens, um den Bürgerkrieg sofort zu entzünden. So landete er denn, von Frankreich unterstützt, mit kaum 200,000 Livres, 2000 Gewehren und 6000 Säbeln an der Küste von Lochaber. Die Schotten warfen sich zwar huldigend vor ihm nieder, stellten ihm aber zugleich vor: „Was können wir machen, wir sind arm und ohne Waffen, wir haben nichts zu essen, als unser schwarzes Brod". Doch er rief voll Zuversicht: „Ich werde es mit euch essen, ich werde arm sein, wie ihr, und was die Waffen betrifft, die bring ich euch." Bald stand er an der Spitze der Clans der Cameron und der Macdonald; er ließ seinen Vater zum König ausrufen und zog in Edinburg ein. 2500 Bergschotten bildeten sein ganzes Heer, das weder Reiterei noch Geschütze hatte; aber der verzweifelte Muth, mit dem diese Helden fochten, schlug die Uebermacht der Gegner gleichwohl in die Flucht und säuberte das ganze Land von ihnen. Doch die Südschotten schlossen sich der Bewegung nicht an: sie bewunderten „einen Fürsten, der auf der Erde schlafe, der zum Essen nur vier, zur Besiegung der Feinde nur fünf Minuten brauche"; sie verfaßten Lobgedichte auf ihn und Satyren auf den feindlichen General John Cope; Alle trugen das Bildniß des Prätendenten auf ihren Tabaksdosen; ja einige unterstützten ihn sogar mit Geld — aber das war auch Alles — dem kriegerischen Rufe der Sackpfeife folgte außer den Männern vom Hochland Niemand.

Trotzdem dachte der Prätendent an eine Eroberung Englands, das bei Fontenay seine Kerntruppen verloren hatte und das für den Augenblick ziemlich wehrlos dazustehen schien. Die Kunde von seinem Anmarsche verbreitete Schrecken in London: die Börse und die Magazine wurden geschlossen und schon hielt König Georg Boote bereit, um sich mit seinen Schätzen zu flüchten.

Wäre Edward geraden Weges auf die Hauptstadt zu marschirt, so hätte er die fernere Herrschaft des hannöver'schen Hauses sehr in Frage gestellt. So aber zögerte er, um den Zuzug von Anhängern abzuwarten, die zu feig waren, um ihr Versprechen zu halten. Während die Regierung einen Preis auf seinen Kopf setzte, verbot er im Gegentheil den Seinigen jede Beleidigung gegen die Person Georg's. Inzwischen hatte der Letztere Zeit gefunden, die nöthigen Truppen und Geldmittel herbeizuschaffen: der Prätendent wurde aus England vertrieben und auf das schottische Gebiet verfolgt, wo die Schlacht bei Culloden (27. April 1746) den Krieg zu seinem Nachtheil entschied. Sein Besieger, der Herzog von Cumberland, behandelte die verwundeten Gefangenen so unmenschlich, daß man ihn den Schlächter Schottlands nannte. Der Ritter von S. Georg aber irrte, von gedungenen Mördern verfolgt, in steter Todesgefahr und unter unerhörten Drangsalen fünf Monate lang durch die schottischen Berge, bis es ihm endlich gelang, seine Flucht nach dem Festland zu bewerkstelligen. Man feierte ihn als einen Helden und allerdings muß man, von allen dichterischen Ausschmückungen der Wirklichkeit abgesehen, zugeben, daß er sein Leben in die Schanze schlug; die Thatkraft aber, die zur Leitung einer solchen Bewegung erforderlich ist, fehlte ihm ganz und gar. Er wußte seine Anhänger zu begeistern, allein er besaß weder die nöthige Festigkeit, um den Schlägen des Mißgeschicks gegenüber aufrecht zu bleiben, noch war er gutherzig genug, um die Leiden derer zu mildern, die für ihn, den letzten Stuart, bluteten. Auch in Paris verstand er es nicht, das Unglück mit Würde zu tragen: während in Schottland die Köpfe seiner Getreuen fielen, eilte er dort von einem geselligen Kreise zum andern, um in Trunkenheit und Wollust Zerstreuung zu suchen.

Der Tag bei Culloden hatte das Hoffnungslose der auf eine Wiedereinsetzung der Stuarts abzielenden Plane unwiderleglich dargethan; die Jakobiten gaben die letztern auf, um sich mehr und mehr mit ihren Gegnern zu versöhnen, und bald Niemand dachte mehr ernstlich daran, der neuen Dynastie den Thron streitig zu machen. Um so ernsthafter aber ging man jetzt an die dem Parlamente vorliegenden Aufgaben; seit die Schöpfungen der Revolution keinen Schutz gegen ihre Widersacher mehr brauchten, hatte man mit der Gestaltung des praktischen Lebens begonnen. Auf diesem Felde glänzten die großen Redner Chatham, Grenville, North im Oberhause, Cambden, Erskine, Mansheld

in hohen Justiz- und Verwaltungsämtern, Pitt, Fox, Burke, Windham, Romilly, Wilberforce, Wilkes, Withbread, Dundas, Sheridan und Andere im Unterhause — eine seltene Vereinigung großer Talente.

William Pitt.

Von diesen Männern hatten sich zwei bereits als Mitglieder des Ministeriums einen Namen gemacht — Lord Holland (Harry Fox), der von jeher ein warmer Verehrer Walpole's gewesen war, und William Pitt, der mit den Gegnern des letztern stimmte. Ersterer wurde Staatssekretär, Pitt aber erhob sich zum Haupte der Opposition, und bald war zum Leidwesen Walpole's sein Einfluß im Parlamente so überwiegend, daß sein Gegner Fox, dem die Gunst des Premiers der öffentlichen Meinung gegenüber nur eine schwache Stütze bot, für gut fand, zurückzutreten und die untergeordnete, aber einträgliche Stelle eines Generalzahlmeisters anzunehmen. Und jetzt — welche gewaltige Revolution in der Anschauungsweise des ganzen Volkes setzt dieß voraus! — wurden die Zügel des Staates dem Sohne eines einfachen Stallmeisters übergeben, jenem Pitt nämlich, der diese Auszeichnung seiner Beredtsamkeit, seinem Hasse gegen die Franzosen und dem allgemeinen Vertrauen in seine Rechtlichkeit verdankte. Durch das Erhabene seiner Sinnes- und Denkweise, die Festigkeit seines Charakters, die Weite seines staatsmännischen Blickes beherrschte er das Parlament ebenso entschieden, wie er sich in der Gunst des Königs zu behaupten wußte, dessen Willen er doch oft genug entgegen trat, statt sich ihm sklavisch anzuschmiegen. Er diente überhaupt nicht dem Fürsten, sondern dem Lande: er lehrte es, sich selber erkennen, in seinem innersten Wesen, wie sich dieses während des hundertjährigen Kampfes um die freie Verfassung und des fünfzigjährigen für die Befestigung der neuen Dynastie entwickelt hatte; er flößte der Nation einen unerschütterlichen Muth, eine unbeugsame Willensstärke, eine gleichsam instinktmäßige, thatkräftige Vaterlandsliebe ein und verschaffte England den Sieg über das Bündniß der bourbonischen Höfe. Mit Recht rühmte man ihm nach, daß er die Tugenden eines Römers mit der feinen Bildung des Franzosen vereinige: seine Vaterlandsliebe hatte in der That etwas Antikes — so gebieterisch anmaßend trat sie auf, stets bereit, ihren Zwecken das Wohl der übrigen Völker sammt dem Rechte zum Opfer zu bringen. Er trachtete nach Eroberungen und Gründung einer Weltherrschaft, und wirk-

lich brachte er es so weit, daß England in den europäischen Cabinetten ebenso unbeschränkt herrschte, wie auf dem Meere, zu dessen Herrn sich die Engländer auf seinen Antrieb machten. Er hielt die Kolonien in friedlicher Unterwürfigkeit und fügte die zwei wichtigen, den Franzosen abgenommenen Gebiete von Kanada und Louisiana hinzu. Er schloß die letztern, denen er bei einer längern Dauer des siebenjährigen Krieges wohl ihre sämmtlichen außereuropäischen Besitzungen entrissen hätte, von dem Verkehr mit Indien aus, wo er ihre Handelsniederlassungen zerstörte. Wie Frankreich, so hielt er auch die übrigen Staaten des Festlandes durch die bekannte Theorie vom europäischen Gleichgewichte, die jedes gegenseitige Vertrauen, jede friedliche Einigung ausschloß, in einem bleibenden Zustand der abhängigen Schwäche und Demüthigung. Um so eifriger aber sorgte er für Frieden und Eintracht im eigenen Lande: er machte den Verfolgungen gegen die Anhänger des Prätendenten und dem noch immer auf Schottland lastenden Standrechte ein Ende und nahm eine Menge der verfolgten Jakobiten in das Heer auf. Inzwischen wachten die im Besitz der höchsten Staatsämter befindlichen Whigs mit ängstlicher Sorgfalt darüber, daß die Tories nicht wieder in die Bahn des Absolutismus einlenkten und daß andererseits auch das demokratische Element sich nicht in allzu radikaler Weise entwickle.

Wenn um diese Zeit der Handel Englands einen großartigen Aufschwung nahm und seine Waffen auf den meisten Punkten siegreich waren, so verdankte es dieß nicht seinem Könige, der 1760 im Alter von siebenundsiebenzig Jahren unerwartet schnell starb, sondern der Rührigkeit seiner Bevölkerung und dem Verfalle der französischen Seemacht. Auch für die Wissenschaft geschah in England, das sich jetzt endlich zur Annahme des gregorianischen Kalenders bequemte, um diese Zeit Manches: so wurde vom Staate die Gesellschaft der Alterthumsforscher bestätigt und das Museum des Sir Hans Sloane nebst der Harleyanischen Handschriftensammlung gekauft, welche letztere dann mit der königlichen Bibliothek und der Cotonianischen Sammlung alter, auf die Geschichte Englands bezüglicher, Urkunden vereinigt wurde.

Georg III.

Der Prinz von Wales, Friedrich Ludwig, war von seinem Vater in Hannover zurückgelassen worden, aus Furcht, die Oppositionsmänner möchten sich um ihn als ihren natürlichen Mittel-

punkt schaaren, ein Gedanke, der um so näher lag, seit Georg aus persönlicher Abneigung gegen Friedrich Wilhelm die Vermählung seines Sohnes mit der Prinzessin von Preußen hintertrieben hatte. Wirklich schlossen sich auch die Häupter der Opposition nebst den einflußreichsten Schriftstellern, wie Swift, Pope, Thompson, und den andern Gegnern Walpole's an den Prinzen an. Zugleich wurde dieser durch Chesterfield und Bolingbroke, der die Mißbräuche des whiggistischen Ministeriums zwar nicht zu verbessern, wohl aber scharf zu geißeln verstand, gegen den Hof aufgehetzt, so daß das Zerwürfniß zwischen Vater und Sohn immer ärger wurde. Es kam so weit, daß der erstere den letztern vom Hofe verbannte (1738). Erst da athmete Georg wieder freier, als der Thronerbe dreizehn Jahre darauf im Alter von siebenundvierzig Jahren starb (1751). Da dieser nur einen kaum zwölfjährigen Sohn hinterließ, so sollte die Regentschaft einem für den Fall einer solchen Minderjährigkeit schon früher erlassenen Gesetze gemäß der Mutter und einem Regentschaftsrathe übertragen werden; allein da ein anderer Enkel Georg's beim Tode seines Großvaters bereits zweiundzwanzig Jahre zählte, so wurde dieser als Georg III auf den Thron erhoben. Obschon er von den Regierungsgeschäften nichts verstand, so war er doch insofern beliebt, als er in England selber geboren und nach Landessitte fromm und sittenstreng erzogen worden war. Zudem war sein Erbrecht, das ja oft genug die Stelle des Verdienstes vertreten muß, ganz unbestreitbar. Die Abneigung, mit der ein großer Theil der Engländer, die Gleichgiltigkeit, mit welcher die meisten derselben den zwei vorangegangenen Königen gegenüber gestanden hatten, waren verschwunden. Mochte man den ersten Georg einen Thronräuber nennen, sein Enkel wenigstens konnte nicht mehr als solcher gelten; auf ihn konnte die Verantwortung für das vergossene Legitimistenblut nicht fallen. Endlich waren ihm auch Charakterfestigkeit und Willensstärke nicht abzusprechen und wenn er auch keinen sonderlichen Scharfsinn bewies, so besaß er doch für die Staatsgeschäfte ein natürliches Geschick.

Jetzt fingen auch die Tories, die bisher jede Annäherung an den Thron gemieden hatten, dessen naturgemäße Stützen sie doch waren, nach und nach an, ihre Loyalitätsgefühle auf das neue Herrscherhaus zu übertragen. Auf sie gestützt hatte Georg III nicht übel Lust, seine königlichen Rechte auf Kosten der nunmehr doch so unangreifbar fest gegründeten Rechte des Volkes weiter auszudehnen. Er stimmte darin ganz mit Bolingbroke's System

überein, der mit seinen über die Corruption im parlamentarischen Treiben empörten Gesinnungsgenossen der Ansicht war, daß dieser unerträgliche und unter den bestehenden Verhältnissen doch unvermeidliche Uebelstand durch einen patriotisch gesinnten König beseitigt werden könnte, wofern man demselben eine Macht einräume, die der des Unterhauses überlegen wäre.

Mit diesem Gedanken trug sich namentlich auch Lord Bute, ein eben so gewandter Hof-, wie ungeschickter Staatsmann, der das Vertrauen des Königs in so hohem Grade besaß, daß es ihm sogar gelang, seinem großen Gegner Pitt, der im Ministerium geblieben war, allen Einfluß zu entziehen. Inzwischen wollte der letztere, der, seit er in Amerika, Indien und Europa so glänzende Vortheile errungen, in seinem kriegerischen Sinne eifriger als je nach Eroberungen trachtete, auch an Spanien den Krieg erklärt wissen, um den Folgen des zwischen dem Madrider Hofe und Frankreich abgeschlossenen Familienvertrages zuvor zu kommen. Als er mit seinem Verlangen nicht durchdrang, trat er von seinem Posten ab und zu der Opposition über, auf deren Boden er sich freier bewegen durfte. Uebrigens verschmähte er die unwürdigen Kunstgriffe derselben eben so entschieden, wie er vorher die des Hofes verachtet hatte.

Die laute Huldigung, mit der ihn das Volk für den Verlust seines Amtes entschädigte, wurde noch allgemeiner, als es sich gar bald herausstellte, wie richtig er das Kommende vorausgesehen hatte: Karl III, der die Engländer ohnehin auf das Bitterste haßte, seit sie ihm sein Neapel wegzunehmen gedroht hatten, begann offene Feindseligkeiten und so blieb jetzt doch nichts anderes mehr übrig, als Spanien und Frankreich den Krieg zu erklären.

Das Ministerium Bute.

Lord Bute, der erste Tory-Minister seit der Thronbesteigung der Welfendynastie, hatte sich die Aufgabe gestellt, die Macht der Krone zu vermehren, die Corruption und das Ränkewesen der Parlaments-Oligarchie zu beseitigen, England von seinen kostspieligen Bündnissen auf dem Festland zu trennen und dem Kriege mit Frankreich ein Ende zu machen. Letzteres gelang ihm, dafür aber fraß der Krebsschaden der Corruption um so tiefer ein, als sich auch das Ministerium selber eben nur durch dieses Mittel dem Hasse und der Verachtung des Landes gegenüber halten

konnte. Das ganze Land war erbittert über einen Minister, der ohne eine Spur von einem persönlichen Verdienste durch die bloße Gunst des Königs auf seinen Posten erhoben worden war und der, ein Schotte von Geburt, die Staatsämter mit seinen Landsleuten besetzte, zu einer Zeit, wo die versöhnende Verschmelzung beider Völker noch keineswegs vollendet, wo die Wunden von 1745 kaum erst vernarbt waren. Die Presse ereiferte sich über das Elend und die Zwingherrschaft, denen das Land preisgegeben sei, während sie zugleich jede Handlung, jeden Erlaß der Minister veröffentlichte und bekrittelte, so daß die Stellung der letztern mit jedem Tage schwieriger wurde. Der kostbare Schutzwall der Freiheit, die Presse, erwies sich als ein gar lästiger Hemmschuh für die Regierung.

Unter den satyrischen Flugschriften dieser Zeit wurden am berühmtesten die beredten, geistreichen „Juniusbriefe", die in mehreren Fortsetzungen zwischen 1769 und 1772 anonym erschienen. Während sie das Verfahren der Minister mit kalter, unerbittlicher Ironie beleuchten, verrathen sie zugleich eine so gründliche Kenntniß der Cabinetsgeheimnisse, daß man sich versucht fühlt, den Verfasser, der sich niemals nannte, in den höchsten Kreisen zu suchen.

Noch heftiger wurde das Ministerium von John Wilkes in seinem eben so cynisch wie geistreich geschriebenen North-Briton angegriffen. Wegen Mißbrauchs der Presse verhaftet, vertheidigte sich der Verfasser, der die Stimme der öffentlichen Meinung für sich hatte, auf das Freimüthigste, indem er sich zugleich darauf berief, daß er als Unterhausmitglied keinem Gerichtsverfahren unterzogen werden dürfe. Doch das Parlament erklärte seine politischen Schriften nebst seinem Gedichte über die Frauen für unsittlich und aufrührerisch und ließ sie durch Henkershand verbrennen, worauf Wilkes entfloh. Nach seiner Rückkehr wurde er zwar verurtheilt, dafür aber von den Londonern dreimal hinter einander in's Parlament gewählt, während das Haus die Wahl eben so oft kassirte.

Charles Fox.

Um sich diesen wiederholten Angriffen gegenüber halten zu können, erkaufte sich Lord Bute eine Stütze an Charles Fox, dem Sohne des Lord Holland, des bekannten Absolutisten und warmen Verehrers Walpole's. Mit neunzehn Jahren in's Parlament eingetreten, machte er sich als unermüdlicher Wider-

sacher Pitt's und als Vorkämpfer der volksthümlichen Ansichten bemerkbar. Sein Vater, der seinen unermeßlichen Reichthum selber auch auf wenig ehrenhafte Weise erworben hatte, leitete ihn zu Spiel und sinnlichen Genüssen an, während er ihn zugleich gewöhnte, sich über Alles mit rücksichtslosem Freimuth auszusprechen. Auf diesem Wege eignete sich Fox den parlamentarischen Geist und die rednerische Taktik an. Wollte er etwas beweisen, wollte er etwas angreifen, er wußte immer den Ton zu treffen, der bei Leuten von positiver Denkweise am meisten Anklang findet. Bald genug erkannte Pitt in ihm seinen ebenbürtigen Nebenbuhler, an Ruhm, wie an Geisteskraft und wissenschaftlicher Bildung. Wie der Ehrgeiz, so war auch der Sinn für glänzende Gesellschaften und die Freuden der Tafel Beiden gemeinsam, dagegen theilte Pitt die Habgier seines Gegners nicht, und auch als Redner unterschieden sich Beide scharf genug: Fox besaß jene schmucklose, aber durch und durch verständige Beredtsamkeit, die vom Herzen kommt und geraden Wegs zum Herzen geht; Pitt dagegen schmückte seine sonst einfache, gelegentlich aber auch stürmische, hinreißende Sprache gern mit kühnen Bildern, mit Sentenzen und klassischen Citaten aus, die seinen Mangel an praktischen und an Rechtskenntnissen verdecken sollten; vor Allem aber verstand er die Kunst, das Vertrauen und die Zuneigung der Menge zu gewinnen.

Als Werkzeug des Lord Bute begann nun Fox, Stimmen für das Ministerium zu werben, und dieß gelang ihm so gut, daß der Friedensvertrag, durch den England in den Besitz Kanada's gelangte, vom Hause genehmigt wurde. Pitt aber, der sich, von der öffentlichen Meinung unterstützt, alle Mühe gegeben hatte, die Annahme der Friedensbedingungen zu hintertreiben, fuhr in der Bekämpfung Bute's fort, der den König mehr und mehr in den Absolutismus hineindrängte. Wie oft sich auch der letztere und seine Minister den unbequemen Gegner dadurch vom Halse zu schaffen suchten, daß sie ihm einen Theil der Staatsgewalt anboten: er wies alle Anerbietungen zurück, so lange nicht auf die Bedingungen eingegangen würde, die er zur Sicherung der verfassungsmäßigen Freiheiten für unerläßlich erachtete. Eine der wesentlichsten unter denselben wurde dem Lande um diese Zeit wirklich zugestanden — die Unabsetzbarkeit der Richter.

Auf Bute folgte das Ministerium Grenville, das eben so wenig beliebt war wie jenes, und das die königliche Gewalt

durch die allzu offene Hinneigung zum Absolutismus so gut wie ganz vernichtete. So blieb jetzt dem Könige kein anderer Ausweg mehr übrig — er mußte seine Zuflucht wieder zu den Whigs nehmen, aus deren Reihen er den Herzog von Cumberland und den Lord Rockingham zu Ministern wählte, die, redlicher als ihre Vorgänger, denen sie dafür an staatsmännischer Erfahrung nachstanden, alle unehrenhaften Auskunftsmittel verschmähten.

Auch im Parlamente traten jetzt neue Kämpen auf. Unter den Whigs glänzte hier vor Allem Edward Burke, ein unbemittelter Irländer, der sich durch seine Zeitungsartikel einen solchen Ruf verschafft hatte, daß ihm der Marquis von Rockingham die nöthigen Geldmittel zum Eintritt in's Parlament schenkte, wo seine phantasie- und blumenreiche, majestätische Sprache eine ganz neue Erscheinung war. Ein Gegner der zeitgemäßen Philosophie und der Volkssouveränität, sah er im Besitze der ausschließlichen Quelle aller bürgerlichen Rechte und in der Sicherstellung und Entwicklung der bestehenden Landesverfassung die dringendste Aufgabe der Zeit. Fox dagegen trug sich fortwährend mit Reformgedanken und zumal mit der Hoffnung, daß im Unterhause neben der königlichen Gewalt auch der Adel wieder zur alten Machtstellung gelangen werde.

Dieser von beiden Seiten mit so viel Umsicht und Ausdauer geführte Kampf zwischen den Patriziern und den Plebejern — dem Grundbesitz und der Industrie, bietet dem Staatsmann ein Schauspiel, das nicht minder erhaben und belehrend ist, als der Ständekampf im republikanischen Rom. Aber eben weil dieser Zustand ein außerordentlicher, ein Kriegszustand ist, so darf man die handelnden Personen und die von ihnen angewendeten Mittel keineswegs nach einem allgemeinen festen Maßstab messen.

Siebenzehntes Kapitel.

Die angloamerikanischen Kolonien.*)

Die Zeit der Regierung Georg's III weist uns in Asien und in Amerika Ereignisse von der höchsten Wichtigkeit auf:

*) Außer den Zeitgenossen, unter denen David Ramsay (the history of American revolution 1791), der in der Geschichte dieser Kolonien

England und Frankreich ringen hier um die Seeherrschaft im hartnäckigsten Kampfe, der für das achtzehnte Jahrhundert den Grundzug in der politischen Geschichte Europa's bildet; aber sie vermitteln zugleich auch in jenen Welttheilen den Sieg der europäischen Bildung, die durch den Handel der alten Cultur Indiens als neues Element zugeführt wurde und die auch auf dem jungfräulichen Boden der neuen Welt kräftige Wurzeln trieb.

An der Entdeckung der letztern hatte England nur in untergeordneter Weise Theil genommen: es war den Portugiesen und Spaniern gegenüber noch zu schwach und mußte sich deßhalb hüten, ihre Eifersucht zu reizen. Als aber Elisabeth mit Philipp II zerfiel, da beschloß sie, seinem Stolze eine neue Demüthigung dadurch zu bereiten, daß sie ihm die Herrschaft über den nördlichen Theil seiner neuen Welt streitig machte. Freilich bot der für den Anbau so lohnende Boden derselben keine Metallschätze, das Einzige, was damals als wirklicher Reichthum galt — und so mußte man die Ansiedler durch Vorrechte anlocken, wie sie noch von keinem Staat der neuern Zeit zugestanden worden waren. So erhielten z. B. die Ansiedler, welche Humphry Gilbert nach den von Cabot entdeckten Ländern führte, alle mit dem englischen Bürgerrecht verknüpften Vortheile, wogegen sich der Staat bloß ein Fünftheil des etwaigen Ertrages der Gold- und Silberminen vorbehielt. Doch Muth und Habgier reichten allein noch nicht hin, um ein wildes Land zu kultiviren, und so mißlang das Unternehmen, das dem Führer das Leben kostete.

Virginien.

Sein Schwager, Walter Raleigh, dessen seltsame Schicksale wir bereits kennen lernten, hatte 1584 vom Staate dasselbe Zugeständniß erhalten und schickte nun Richard Grenville mit einer Schaar von Ansiedlern nach Nordamerika. Sie landeten

---

selber auch handelnd auftrat, in erster Linie zu nennen ist, vergleiche man Fried. Gentz „Der Ursprung und die Grundsätze der Amerikanischen Revolution 1800"; ferner die Italiener Botta und Londonius; Mac Gregor's Historical and descriptive sketches of the maritime Colonies of British America 1828; unter den neuesten Werken der Amerikaner hauptsächlich das von Bankroft; endlich W. Poussin „De la puissance américaine, origine, institutions, esprit politique, ressources militaires, agricoles, commerciales et industrielles des Etats-Unis". Paris 1843.

auf der öden Insel Roanoke, zerstreuten sich aber sofort in hastigem Suchen nach Gold, ohne erst an die Herstellung eines schützenden Obdaches und an ihre persönliche Sicherheit zu denken und erlagen darum bald genug dem Winterfroste und der Hand der Wilden. Nicht besser erging es einer andern, von demselben Unternehmer ausgesandten Schaar von Ansiedlern und dieß verleidete dem letztern die Sache so sehr, daß er sein Augenmerk auf andere Unternehmungen zu richten begann und sein Privilegium an eine Handelsgesellschaft abtrat, die sich in London gebildet hatte, um, unter Verzichtleistung auf alle Eroberungsgedanken, mit den Wilden der nordamerikanischen Küste friedlichen Handel zu treiben. Bald erwies sich der letztere so einträglich, daß sich alle Welt zur Theilnahme an demselben herbeidrängte. Neben der Londoner Gesellschaft entstand jetzt eine zweite zu Plymouth und die Inseln Elisabeth und Martha's Weinberg wurden mit Ansiedlern besetzt. Jakob I, der seiner Vorliebe für den in England unmöglich gewordenen Absolutismus wenigstens hier in der neuen Welt Rechnung tragen konnte, begünstigte die Kolonisten und bald erhob sich am Ufer des Powhatan die nach ihm benannte Stadt Jamestown (1606). Gleichwohl stand das Schicksal der Ansiedlung noch immer in Frage: schwach an Zahl und rings von kriegerischen Wilden umgeben, wußten diese Abenteurer nichts von einem einträchtigen, festen Zusammenhalten; jeder Einzelne suchte für sich durch Raub und Ränke seine habsüchtigen Zwecke zu erreichen, bis endlich der mit unbeschränkter Vollmacht ausgestattete Capitän Smith Ordnung in die Sache brachte. Er war auch der erste, der, bald mit der Handelswaare, bald mit der Waffe in der Hand, tiefer unter die Indianerstämme einzudringen begann. Obwohl sich von dem gesuchten Golde noch immer nichts zeigen wollte, gedieh jetzt die Kolonie doch so erfreulich, daß die Gesellschaft ihr bald eine neue Schaar von Auswanderern zusenden konnte und daß sich der König bewogen fand, die ihr bereits zugestandenen Freiheiten zu erweitern. Allein Ausschweifungen und die Angriffe der Wilden entvölkerten sie wieder, bis 1610 Lord Delaware dem Uebel zu steuern suchte, dadurch, daß er die Wilden kräftig zurückwarf und die Aufmerksamkeit der Kolonisten mehr dem Ackerbau zuwandte. Leider aber waren diese Leute, die eben nur die Gier nach Gold in die neue Welt herübergetrieben hatte, sittlich so verkommen, daß in dieser Hinsicht alle Fürsorge und alle Strenge erfolglos blieb. Doch besserte sich andererseits die Lage derselben in so ferne, als

die Wilden allmälig zutraulicher wurden. Auch schritt der Anbau des Landes rascher vorwärts, seit man jedem einzelnen Ansiedler sein abgesondertes Stück Feld als Eigenthum zugewiesen hatte. Als lohnendster Gegenstand desselben führte man den Tabak, als die wohlfeilsten Feldarbeiter die Neger ein. Zugleich wurde zu Gunsten der Kolonie das Handelsmonopol der Gesellschaft, von der sie gegründet worden war, gemildert und erhielten die reich gewordenen freien Ansiedler auf ihr Verlangen einen Freibrief, der sie den Bewohnern des Mutterlandes gleich stellte. Zum Danke dafür blieben sie Karl I, obwohl auch er, wie sein Vorgänger Jakob I, sie in ihrer freien Stellung zu beschränken suchte, selbst dann noch treu, als ihn Cromwell bereits besiegt hatte. Inzwischen zog die Einträglichkeit des Handels, den die Kolonie mit ihrem Tabak trieb, immer neue Schaaren von Ansiedlern herbei. Nach und nach wanderten auch Mädchen aus ehrsamen Familien nach Amerika aus, um sich hier zu verheirathen. Jakob I ließ einige Verbrecher nach der Ansiedlung deportiren, wo sie sich zu einer ehrlichen Lebensweise bekehrten. So war die letztere im besten Aufblühen begriffen, als sie durch einen verabredeten Ueberfall der Wilden, die eine große Zahl der Weißen ermordeten, an den Rand des Verderbens gebracht wurde.

Die nördlichen Kolonien.

Dem in England wie in der neuen Kolonie als Katholik verfolgten Lord Delaware hatte man inzwischen eine Landstrecke am Potomack eingeräumt, die von seinen Glaubensgenossen bevölkert wurde und den Namen Maryland erhielt (1633). Durch ihr humanes, rechtliches Benehmen gewannen die Ansiedler die Zuneigung der Wilden und trotz der Verfolgungen, die sie von Seiten der unduldsamen Puritaner zu leiden hatte, blühte die nach englischer Weise verwaltete, von Charles Baltimore mit weiser Umsicht geleitete Kolonie unter den Segnungen des Friedens rasch empor.

Während dieser Zeit hatte die Plymouther Gesellschaft auch die unter dem Namen Neu-England berühmt gewordene Gegend zu kolonisiren versucht (1607), doch hatte man das Unternehmen seiner Schwierigkeit wegen bald wieder aufgegeben. Da brach in England der religiöse Bürgerkrieg aus und hundertundzwanzig Anhänger des Puritaners Brown wanderten 1620 nach Neu-England aus, um hier ungestört nach ihren religiösen Grundsätzen leben zu können, die man in der Heimat nicht dulden wollte.

Sie kauften von den Wilden ein Stück Land und gründeten auf demselben die Stadt New-Plymouth, wo sie, durch den Vollbesitz der Gewissensfreiheit für all das Mühselige und Entbehrungsvolle ihrer anfänglichen Lage reich entschädigt, eine durch und durch demokratische Verfassung einrichteten, wie sie sich von Männern erwarten ließ, die mit der religiösen und politischen Anschauungsweise Europa's gebrochen hatten. Leider schloß die von ihnen gesetzlich eingeführte Gütergemeinschaft die zur Förderung der Betriebsamkeit so unentbehrlichen Triebfedern des persönlichen Eifers von vornherein aus.

Gleichzeitig (1621) legten andere Puritaner, welche die Verfolgungssucht Karl's I aus der Heimat vertrieben hatte, am Massachuset die Städte Salem und Charlestown an, wo sie sich eine Verfassung nach englischem Schnitte gaben, ohne sich jedoch der politischen und kirchlichen Oberhoheit des Königs zu unterwerfen. Merkwürdig ist der Wortlaut dieser Verfassungsurkunde: „Wir Unterfertigte, die wir zum Ruhme Gottes, zur Ausbreitung des christlichen Glaubens und unserem Vaterland zur Ehre an fernen Gestaden diese Kolonie gründen, kommen durch gegenseitigen, feierlichen Consens vor Gott überein, daß wir uns zu einer politisch-sozialen Körperschaft gestalten, um unter unserer eigenen Verwaltung an der Erreichung unserer Zwecke zu arbeiten; kraft dieses Vertrages kommen wir dahin überein, daß wir Gesetze, Verordnungen, Verfügungen erlassen und je nach Bedarf obrigkeitliche Behörden einsetzen wollen, denen wir Unterwürfigkeit und Gehorsam geloben." Der erste Fall einer nach den strengsten Regeln des Rechtes gegründeten staatlichen Gesellschaft, die den andern zum Vorbilde und der von der Zukunft gereiften Freiheit zum Keime diente.

So war es also nicht der Kampf zwischen Katholiken und Reformirten, sondern der Zwiespalt zwischen diesen und der englischen Staatskirche, was jene Kolonien bevölkerte. Das gute Beispiel der duldsamen Katholiken von Maryland fand keine Nachahmung: fort und fort wucherte aus dem Boden des Glaubensfanatismus die üppigste Saat des Hasses empor und im beständigen Kampfe unter einander vermehrten sich die Sekten im Schooße des Protestantismus fast in's Endlose. So hielt Roger Williams das Kreuz und den hl. Georg auf den englischen Fahnen für verdammenswerthe Götzenbilder, weßhalb denn seine Anhänger eine solche Fahne zerrissen: sie wurden in Folge dessen verbannt und gründeten eine neue „Kolonie der Vor-

sehung". Mit dieser vereinigte sich eine andere, welche eine wegen ihrer Religionsschwärmerei ausgewiesene Frau Hutchinson auf Rhode-Island angelegt hatte (1634). Die nach dieser Insel benannte Kolonie erhielt eine durchaus demokratische Verwaltungsform, die nebst der von ihr gewährten Gewissensfreiheit wesentlich zu ihrem Aufblühen beitrug.

Der aus Massachusets verbannte Schwager jener Hutchinson, Weelwright, siedelte sich in New-Hampshire und dann in Maine an; doch konnten sich die früheren Ansiedler in diesen Gegenden zur Gründung eines eigenen Staatswesens nicht einigen und so wurden beide Gebiete mit Massachusets vereinigt.

Ein anderer Auswanderer aus diesem Staate, der Congregationalistengeistliche Hooker, ließ sich 1636 mit seinen Anhängern am Connecticut nieder und an diese von einem fruchtbaren Boden und einem milden Klima begünstigte Kolonie schloß sich dann auch die von Newhaven an, die von Flüchtlingen aus England gegründet worden war.

Zwischen den der Londoner und der Plymouther Gesellschaft zugewiesenen Gebieten hatten sich mittlerweile auch die Holländer festgesetzt, deren Betriebsamkeit und Handelsgeist den Nachbarn eine gefährliche Concurrenz machte. Um dieser ein Ende zu machen, besetzten die Engländer mitten im Frieden das Land, das dann dem Herzog von York abgetreten wurde und hiebei seinen bisherigen Namen „Neu-Belgien" mit „New-York" vertauschen mußte. Ein Theil desselben wurde als „New-Yersey" für Lord Berkeley und Sir Carteret ausgeschieden, später aber von ihnen wegen schlechten Erfolges ihrer Kolonisationsversuche der Krone zurückgegeben.

So entwickelte sich, während Europa unter den Wirren und Drangsalen des dreißigjährigen Krieges litt, auf dem Boden der neuen Welt ein Gemeinwesen, wie die Welt bis dahin noch kein ähnliches gesehen hatte. Wie flüchtig auch die Geschichtschreiber darüber wegeilen mögen, es ist und bleibt das wichtigste Ereigniß des Jahrhunderts. Daß wir hier das erste Beispiel einer politischen Gleichberechtigung aller Glaubensbekenntnisse haben, wurde bereits angedeutet. Dann ist auch Virginien der erste Staat der Welt, der aus lauter unabhängigen, auf weitem Raum zerstreuten Gemeinden erwuchs und der seine Verwaltung von oben bis unten auf das allgemeine Stimm- und Wahlrecht gründete. So traten hier die Volkssouveränität, die Freiheit des Handels, die Unabhängigkeit der Religionsgesellschaften, das

allgemeine Stimmrecht gleich von vornherein in ihrer reinen Gestalt hervor. Aehnlich verhielt es sich mit Maryland, das sich gleichfalls schon in der Wiege einer ganz vortrefflichen Verfassung erfreute.

Kein Wunder, wenn sich in diesen beiden Kolonien bis zur Zeit des Freiheitskampfes nur selten ein Bedürfniß nach Reformen fühlbar machte. Auch die andern Ansiedlungen, die dem Vorgange jener beiden mehr oder weniger entschieden nacheiferten, blühten trotz der fortwährenden Angriffe von Seiten der Wilden und trotz der Versuche Karl's I, die Freiheiten der Kolonisten zu beschränken, in erfreulichster Weise empor.

Einen werthvollen Zuwachs erhielten diese englischen Besitzungen im Jahre 1654 an der durch ihre Fischerei und den mit den Wilden betriebenen Pelzhandel so wichtigen Niederlassung Acadien oder Neuschottland, die Cromwell den Franzosen entrissen hatte.

Die revolutionären Wirren im Mutterlande benützend, richteten die Kolonien ihre Verwaltung mehr und mehr auf dem Fuße unabhängiger Staaten ein, während sie zugleich zu einem gemeinsamen Schutz- und Trutzbündniß zusammentraten. Hätten sie nicht fortwährend unter den unseligen Folgen der puritanischen Unduldsamkeit zu leiden gehabt, so würden sie sich ohne Zweifel zu einer hohen Stufe von Macht und Ansehen emporgeschwungen haben.

Kaum war aber (1663) in England das Königthum wieder hergestellt worden, als Karl II sofort auch in den Kolonien die frühere Macht der Krone wieder herzustellen versuchte; er erschwerte ihren Handel durch Abgaben und andere Hemmnisse und verordnete namentlich, daß zum Waarenverkehr zwischen ihnen und dem Mutterlande nur englische Schiffe benützt werden sollten. Auch sollten sie ihren Tabak, Indigo, Reis, ihre Baumwolle und ihr Bauholz nirgend anders wohin als nach England ausführen dürfen. Dazu kam ein Parlamentsbeschluß, demzufolge Verbrecher jeder Art nach den amerikanischen Kolonien deportirt werden konnten, wodurch sich letztere in der öffentlichen Meinung herabgewürdigt sahen. Dieß steigerte in Verbindung mit einigen andern Uebelständen, durch die sich die Kolonisten in ihren Rechten gekränkt fühlten, den Unwillen derselben zu einem solchen Grad, daß es in Virginien zum förmlichen Bürgerkrieg kam, in welchem jedoch die Royalisten die Oberhand behielten.

Inzwischen vermehrte sich die Zahl der Kolonien noch immer.

Gleich im ersten Jahre seiner Regierung (1663) hatte Karl II, der den Unabhängigkeitssinn derselben nur um so mehr kräftigte, je eifriger er ihn niederzuhalten trachtete, das unter dem Namen Carolina bekannte, weitgedehnte Gebiet an einige Lords von seinem Hofe übergeben, die sich von Locke eine Verfassung für die neue Ansiedlung ausarbeiten ließen. Sie war mit ihrer Unmasse von prunkenden Titeln, von Belastungen des Grundeigenthums durch und durch unpraktisch und führte zu fortwährenden Streitigkeiten zwischen den Grundbesitzern und ihren Pächtern, so daß die Kolonie nothwendig in Verfall gerathen wäre, hätte ihr nicht die von jener Verfassung eingeräumte Gewissensfreiheit starke Zuzüge von Einwanderern verschafft.

Der Kampf zwischen Karl II und dem Parlamente wandte die öffentliche Aufmerksamkeit von den Kolonien ab und gestattete denselben eine freiere Bewegung. Sie nahmen mehr und mehr die Haltung unabhängiger Staaten an und trieben ihren Handel mit dem Auslande ohne die geringste Rücksichtsnahme auf die Schifffahrtsacte. Als Jakob II einen Versuch machte, die Macht der Krone ihnen gegenüber wieder zur Geltung zu bringen und sie zur wirklichen Unterwürfigkeit unter dieselbe zu bringen, kam es beinahe zu einem Aufstande, dessen Ausbruch nur dadurch hintangehalten wurde, daß mittlerweile an die Stelle der Stuarts das Haus Oranien getreten war. Zwar fuhr auch Wilhelm fort, die verfassungsmäßigen Rechte der Kolonisten in manchen Punkten zu beschränken; dafür aber räumte er ihrem Handel große Vortheile ein und dieß beschwor den Sturm vorläufig.*)

William Penn.

Zwischen den nördlichen und den südlichen Kolonien lag noch ein weitgedehntes Gebiet, aus dem schon Gustav Adolf einen Zufluchtsort für die in Europa um ihrer Religion willen Verfolgten hatte machen wollen und das jetzt von Karl II dem

---

*) Um das Jahr 1688 zählten die englischen Niederlassungen in Amerika bei 200,000 Bewohner; davon kamen auf Massachuset, Plymouth und Maine zusammen 44,000, auf New-Hampshire und Rhode-Island je 6000, auf Connecticut 17—20,000, mithin auf Neu-England zusammen 76,000; ferner auf New-York wenigstens 20,000, auf New-Yersey 10,000, auf Pensylvanien und Delaware bei 12,000; auf Maryland 25,000, auf Virginien 50,000, auf beide Carolina's mit Georgien bei 8000.

eifrigen Quäker William Penn, einem Sohne des bekannten Admirals, gegen eine kleine Abgabe überlassen wurde. Letzterer erhielt zugleich die Ermächtigung, die für seine Kolonie erforderlichen Gesetze nach dem Muster der englischen selber zu erlassen, sowie das Versprechen, daß derselben ohne seine und der Seinigen Zustimmung keine Abgabe vom Könige auferlegt werden solle. Penn ist sehr verschieden beurtheilt worden: von Raynal unter die größten Wohlthäter der Menschheit gerechnet, von Montesquieu der Lykurg der Neuzeit genannt, wird er von Franklin und Andern als ein gewandter Charlatan geschildert, der die vor der Abreise aus England bekannt gemachte Verfassung nur als Lockspeise benützte, um gleich nach seiner Ankunft in Amerika eine andere, ganz auf seinen eigenen Vortheil berechnete an ihre Stelle zu setzen. So erklärte er in der letztern die früher dem Volke überlassene Wahl der Räthe und der Beamten für sein ausschließliches Recht, sowie er auch die gesammte Exekutivgewalt, das Recht, gegen die Beschlüsse des Senats ein Veto einzulegen und mit den Indianern über die Abtretung der nöthigen Ländereien zu unterhandeln, für sich in Anspruch nahm. Er legte den Kolonisten eine bleibende Abgabe auf, die, Anfangs von geringem Betrag, fortwährend wuchs und seinen Nachkommen große Reichthümer eintrug. Außerdem lastete auf dem Grundeigenthume noch eine weitere Abgabe, von der nur Penn's Nachkommen befreit waren. Die Zähigkeit, mit der die letztern an ihrem Vorrechte festhielten, während sämmtliche Kolonisten auf die Beseitigung desselben drangen, führte zu endlosen Zwistigkeiten.*) Uebrigens traf Penn mitunter — nämlich da, wo ihm der Eigennutz nicht irreleitend in den Weg trat, — auch weise Verfügungen. Den Lehren der Sekte, der er angehörte, verdankte er manche Tugend — Thätigkeit, Friedfertigkeit, religiöse Duldung,

---

*) In einer Eingabe, welche die Kolonisten 1707 an Penn richteten, heißt es: „Unterdrückt und zu Grunde gerichtet durch die schlechte Verwaltung und die Ränke deines Abgesandten und durch die niederträchtige Handlungsweise, das empörende Verfahren und die maßlosen Erpressungen deines Sekretärs, unterliegen wir und das von uns vertretene Volk unter der Last der Ungerechtigkeiten und der drückenden Willkürherrschaft deiner schlechten Beamten, welche die Macht, die dir von der Krone verliehen wurde, mißbrauchen und welche, sofern sie dich, wie wir vermuthen, mit ihrem Einfluß ganz und gar beherrschen, Ursache sind, daß du uns bis jetzt noch keine Erleichterung gewährt hast."

Mäßigkeit und Einfachheit in der Denk- und Lebensweise. Die von ihm 1682 am Zusammenfluß des Delaware und des Schuylkill erbaute „Bruderstadt" (Philadelphia) machte gleich von vornherein einen wohlthuenden Eindruck dadurch, daß sie keine Spur des allen Großstädten eigenen peinlichen Gegensatzes von Prunk und Bettelei aufwies. *)

Inzwischen hatten auch die Franzosen Niederlassungen in Nordamerika gegründet; doch mangelte es ihnen durchaus an den wesentlichen Voraussetzungen für eine nachhaltige Betheiligung an der Cultivirung der neuen Welt. So fehlte ihnen namentlich von jeher jene liebevolle Anhänglichkeit an die Stätte, die man sich zur bleibenden Heimat erkoren, jene Beharrlichkeit, die den Erfolg verbürgt, die das Ziel bestimmt und fest in's Aug faßt und verfolgt, ohne es über alle Hindernisse und Gewissensskrupel, über Schutt und Leichen hinüber erstürmen zu wollen. Zudem schlossen in Frankreich der feudale und der monarchische Absolutismus jede Möglichkeit von Zugeständnissen aus, wie sie zur freien Entwicklung, zum Gedeihen einer Kolonie erforderlich sind. Die Verbannung der Protestanten raubte dem Lande eine Menge fleißiger Arme und einsichtsvoller Köpfe. Uebrigens waren die Franzosen bei den Eingebornen Kanada's, deren Sitten sie sich mit ihrer angebornen Duldsamkeit anschmiegten, um so beliebter, als sich mancher ihrer nationalen Vorzüge und Fehler in derselben Weise auch bei den letztern vorfand, so besonders das kriegerische Ungestüm, die Liebe zu gefährlichen Abenteuern, die Lust an momentanen Sinnengenüssen, über der aller Sinn für ein dauerndes, häusliches Glück verloren gegangen ist.

Auch hier in der neuen Welt sollten Engländer und Franzosen nicht lange im Frieden neben einander wohnen: als diese den zwischen den Weißen und den Irokesen betriebenen Pelzhandel an sich zu ziehen versuchten, kam es zum Kriege, der dem Wohlstande der Kolonien tiefe Wunden schlug. Lange kämpfte man mit abwechselndem Glücke, unter Gräuelscenen, in denen der Blutdurst der Wilden mit dem der Europäer wetteiferte, bis endlich durch den Utrechter Frieden das französische Akadien endgiltig an England kam (1713). Doch auch jetzt konnten die Franzosen

*) Als Rousseau von Bernardin de St. Pierre gefragt wurde, warum er nicht auch eine Niederlassung nach Penn's Vorbild gegründet habe, gab er zur Antwort: „Die Zeiten haben sich geändert: damals glaubte man noch, heut zu Tage glaubt man an Nichts mehr."

den Verlust desselben noch immer nicht ruhig verschmerzen: stets auf seine Wiedereroberung bedacht und doch außer Stand, sie mit eigener Kraft zu bewerkstelligen, hetzten und bewaffneten sie die Wilden gegen die Ansiedlung, die nun fortwährend unter ihren Angriffen zu leiden hatte.

In ähnlicher Weise reizten die Spanier die Eingebornen des nördlichen Florida gegen die Ansiedler in Carolina auf. Vergebens wandten sich diese in ihrer Noth an die Grundeigenthümer um Hilfe: sie wurden von ihnen im Stiche gelassen und beschlossen darum, sich von ihrer Herrschaft frei zu machen und sich unmittelbar unter die der Krone zu stellen. Das Vorhaben gelang, die habsüchtige, verderbliche Verwaltung der Grundeigenthümer und die Locke'sche Verfassung wurden beseitigt, sämmtliche Ansiedler hatten nunmehr ihren Antheil an der Gesetzgebung und der Steuerbewilligung und die Kolonie, die sich jetzt in eine nördliche und eine südliche Hälfte theilte, gelangte bald zu hohem Wohlstand (1719).

Georgien.

Doch war ihre Bevölkerung nie zahlreich genug, um sich auch über die sumpfreiche Ebene im Süden ausbreiten zu können; diese blieb darum nach wie vor eine öde Wüste, bis einige „Philanthropen" auf den Gedanken kamen, die brodlosen Armen aus England dahin zu verpflanzen. So entstand auch hier eine Kolonie, dem Könige, der ihre Hauptstadt Savannah gründete, zu Ehren Georgien genannt (1733). Bald darauf kam der Schweizer Peter Pury mit vierhundert seiner Landsleute dahin und gründete die nach ihm benannte Stadt Purisburg. Doch wollte es mit der neuen Ansiedlung lange Zeit nicht recht vorwärts gehen: die Grundeigenthümer verweigerten den Ansiedlern den Mitgenuß ihrer Rechte und untersagten ihnen die Benützung von Negersklaven und den Genuß des Rhums — zwei Maßregeln, die sich wohl vom sittlichen, keineswegs aber vom praktischen Standpunkt aus empfahlen. Als die Spanier die englischen Kolonisten mit Krieg überzogen, weil die letztern den an der Grenze getriebenen Schmuggelhandel nicht unterdrückten, war das Grenzland Georgien dem feindlichen Angriff in erster Linie bloßgestellt; es vertheidigte sich aber, obwohl an Mannschaft wie an Kriegsbedarf Mangel leidend, so kraftvoll, daß sich die Feinde zurückziehen mußten (1740).

Der Kampf um Kanada.

Gleichzeitig entbrannte der Kampf auch im Norden, indem die Franzosen, durch den österreichischen Erbfolgekrieg zu Englands Gegnern gemacht, in Akadien einfielen, die Engländer aber die auf der Königsinsel gelegene Stadt Louisbourg wegnahmen, die durch ihre Lage von Wichtigkeit war, sofern sie den S. Lorenzbusen und die Newfoundländische Bank mit ihrer reichen Fischerei beherrschte und zugleich den Schlüssel oder das schützende Vorwerk für Kanada bildete. Schon wollte der ruhelose Abenteurer Shirley, dem dieser tollkühne Handstreich gelungen war, auch mit jenem Lande einen solchen Versuch machen, als ihm (1748) der Aachener Friede in den Weg trat, in welchem England seine Eroberung zurückgab und überhaupt in Allem jenen Zustand wieder herstellte, wie er vor dem Kriege „sein sollte".

Damit blieb die Grenze zwischen den englischen Niederlassungen und Kanada, der alte Zankapfel, gerade so unbestimmt, wie sie vorher gewesen war. Dazu kam noch ein weiterer Zündstoff: Die Franzosen hatten sich in der eben so fruchtbaren wie ausgedehnten Landschaft Louisiana am untern Missisippi niedergelassen und suchten nun diese Besitzung mit Kanada dadurch in Verbindung zu setzen, daß sie die dazwischen liegenden Gebiete in Besitz nahmen und die Engländer in den vom Alleghany-Gebirg gebildeten Halbkreis einschlossen. Schon hatten sie zu diesem Behufe die Ufer des Ontario- und des Erie-See's nebst dem Quellland des Ohio mit Forts und Blockhäusern bewehrt; und als eine Gesellschaft englischer Kaufleute von ihrem Könige eine weite Landstrecke am Ohio erhielt, widersetzten sie sich der Besitzergreifung derselben von Seiten der Engländer (1751). In der Mitte zwischen den beiden Parteien standen die armen Eingebornen Kanada's, die jene Landstrecke als ihr Eigenthum in Anspruch nahmen. „Väter", sprachen sie zu den Abgesandten der Franzosen, „in unser Land zu kommen und darin Häuser zu bauen und es dann mit Gewalt in Besitz zu nehmen, das ist zu viel. Väter, die Engländer sind weiß und ihr seid es auch, und unser Land, das vom großen Wesen da oben zu unserem Wohnsitz bestimmt ist, liegt mitten inne. Darum, ihr Väter, bitten wir euch, zieht euch zurück, wie es unsere Brüder, die Engländer, gethan haben."

Doch weder die Väter noch die Brüder zogen sich zurück und nur die Waffen konnten entscheiden, welchem der beiden Usurpatoren — ob dem Engländer, ob dem Franzosen — das Land

auf dem westlichen Abhange der Alleghany's verbleiben sollte. Die ewig unzufriedenen, unruhigen Akadier wurden aus ihrer Heimat fortgeführt und durch die übrigen Kolonien zerstreut, während Neuschottland zur menschenleeren Wüste wurde. Ueberhaupt herrschte unter den Ansiedlern in den englischen Besitzungen vielfacher Hader und diesem Umstande, sowie der Unerfahrenheit der Räthe Georg's ist es zuzuschreiben, wenn die Engländer öfters den Kürzern zogen. Kaum aber war mit Pitt mehr Energie in die Politik des Ministeriums gekommen, als Alles eine andere Gestalt annahm: die Engländer verdoppeln ihre Streitkräfte, nehmen Louisbourg und andere wichtige Plätze, siegen bei Quebek unter Wolf, der hier den Heldentod stirbt,*) schließen dann die Franzosen in Montreal ein und zwingen sie zur Capitulation, die den Engländern ganz Kanada überließ und damit der französischen Machtstellung in Nordamerika den letzten Stoß versetzte. Nicht lange stand es an, so sicherte der Pariser Frieden England den Besitz von Kanada, Louisiana und der Königsinsel endgiltig zu, während es von Spanien zugleich die beiden Florida erhielt.

Die sozialen Verhältnisse in den Kolonien.

England besaß jetzt in Nordamerika ein von der Hudsonsbai bis zum mexikanischen Meerbusen und vom atlantischen Meere bis zum „Vater der Ströme" (wie die Indianer den Missisippi nennen) reichendes Gebiet, das sich von Norden nach Süden 1200, von Osten nach Westen 1000 Meilen weit erstreckte. Im nördlichen und östlichen Theile desselben befanden sich die Kolonien New-Hampshire, Massachusets, Rhode-Island und Connecticut; in der Mitte und im Westen New-York, New-Yersey, Pennsylvanien und Delaware; im Süden Maryland, Virginien, die beiden Carolina's und Georgien. Es war ein mit einem ungemein

---

*) Trotz einer bedeutenden Kopfwunde führte Wolf, um die Seinigen bei unverzagtem Muthe zu erhalten, mit verbundener Stirne den Oberbefehl weiter. Als ihn bald darauf eine zweite Kugel in den Unterleib traf, verheimlichte er auch diese Wunde und so gab er nach wie vor seine Befehle, bis ihm eine dritte Kugel in die Brust drang. Jetzt erst zog er sich, sein Ende nahe fühlend, zurück. Er ließ sich aufrichten, um noch einmal die Schlacht zu überschauen, konnte aber mit dem brechenden Auge nichts mehr unterscheiden, weßhalb er einen Offizier um Auskunft fragte. Als er hörte, daß der Feind fliehe, rief er „ich bin zufrieden" und starb.

ergiebigen Boden gesegnetes Land, das wohl noch sehr arm an Städten war, aber doch bereits zwei Millionen weißer Bewohner zählte. Die Ansiedlung hatte weder Industrie- und Handelszwecke im Auge, wie die Faktoreien auf den Küsten Afrika's, noch bezweckte sie eine Herrschaft über ein Ackerbau treibendes Volk von anderem Stamme, wie das englische Reich in Ostindien, das spanische in Mexiko und Peru: was diesem aufkeimenden Staatswesen seine Entstehung und seinen eigenthümlichen Charakter gab, war die Religion, das Bedürfniß freier Religionsübung, dem freilich gleich von Anfang an ein entsprechender Sinn für die politische Freiheit als unzertrennlicher Begleiter zur Seite stand. Dieser Sinn konnte sich hier um so ungehinderter bethätigen, als die Kolonien von Privaten aus ihren eigenen Mitteln und nach ihrer eigenen politischen Anschauungsweise gegründet worden waren, während sich der Staat erst von der Zeit an, wo ihr Aufblühen seinen Kassen einen Gewinn in Aussicht zu stellen begann, in ihre Verwaltung einmischte. Eine ganz merkwürdige Erscheinung, wenn schon nur eine natürliche Folge der unbeschränkten Gewissensfreiheit, ist die endlose Mannigfaltigkeit der verschiedenen Sekten, die sich hier zunächst in abgesonderten Gebieten niederließen. So gründeten die Puritaner Boston, die Quäker Philadelphia, die Anglikaner New-York, die Katholiken Maryland. Eben deßhalb, weil es der Religionsgenossenschaften so viele waren, konnte keine derselben ein entschiedenes Uebergewicht erlangen und so bestand hier wirklich eine allgemeine unbedingte Religions**freiheit**, zu einer Zeit, in der Europa noch nicht einmal die Religions**duldung** kannte.

Wie hinsichtlich des Glaubens, so herrschte auch in allem Uebrigen die größte Verschiedenheit unter diesen Ansiedlern: während ein Theil derselben aus freien Bürgern bestand, die das Bedürfniß nach Gewissensfreiheit aus der Heimat fortgetrieben hatte, bestand der andere aus deportirten Verbrechern und aus Armen, die zur Cultivirung des Landes herüber geführt worden waren und die nun so lange als Knechte dienen mußten, bis sie die Kosten ihrer Ueberfahrt und des ersten Anbaues abverdient hatten, um sodann den übrigen freien Bürgern gleich gestellt zu werden. Einige große Herren erhielten Ländereien, auf denen sie dann nach dem Vorbild des Mutterlandes ihre Grundholden sitzen hatten. Es war ein gar seltsames Gemisch von Flüchtlingen, von gewinnsüchtigen Unternehmern, von Religions- und Freiheits-

schwärmern, von Deportirten und Abenteurern, die nichts mehr zu verlieren hatten. Alle zusammen aber bildeten sie gleichwohl ein betriebsames tüchtiges Volk, welches vor Allem den Satz wohl zu würdigen verstand, daß die gegenseitige Duldung und Verträglichkeit das wesentlichste Förderungsmittel eines staatlichen Zusammenlebens ist.

Nur auf die armen Eingebornen des Landes erstreckte sich diese Duldung nicht: wohl wüthete man nicht so gegen sie, wie anderswo die spanischen Ansiedler in der ersten Zeit gethan hatten, dafür aber wurde hier ihre kaltblütige, systematische Ausrottung vielleicht mit noch größerem Erfolge betrieben. Waren die Spanier Anfangs mit wilder Blut- und Beutegier über sie hergefallen, so waren sie dafür später um so rückhaltsloser in häusliche und staatliche Verbindung mit ihnen getreten, so daß am Ende die beiden Rassen, die weiße und die rothe, nur Ein Volk bildeten, dessen Masse zu einem guten Theile aus Mischlingen (Mestizen) bestand. Die Engländer dagegen verschmähten es in ihrem Rassenstolze durchaus, sich in dieser Weise mit den Rothhäuten zu vermischen; sie trieben vielmehr diese immer weiter und weiter in's Innere des Landes zurück und noch heute setzen sie das Werk der Vernichtung fort, indem sie die Indianer in die öden Prärien des Westens hinüber drängen, wo sie der sichere Hungertod erwartet. Das Prinzip der Bildung und der republikanischen Gleichheit war hier nicht stark genug, um das Vorurtheil gegen die „Farbigen" zu besiegen.

In Pensylvanien und in Maryland hatten sich die Grundeigenthümer im Besitze der höchsten Verwaltungsämter zu behaupten gewußt, während sich Connecticut und Rhode-Island noch immer der ihnen von Karl II verliehenen freien Verfassung erfreuten. In allen übrigen Kolonien aber war die Macht der Krone wieder zu ihrer vollen Geltung gelangt. So schloß also das Land auch hinsichtlich der Verfassungs- und Verwaltungsform und der dadurch bedingten Interessen die schärfsten Gegensätze in sich; dafür aber fehlte es auf der andern Seite auch nicht an den kräftigsten Beweggründen zum einträchtigen Zusammenhalten. Nur unter dieser Voraussetzung konnten die an Bevölkerung und Wohlstand rasch heranwachsenden, gleich von vornherein durch mehr oder weniger freisinnige Verfassungen beglückten Kolonien ihre gemeinsamen Handels- und andern Lebensinteressen gegenüber den Indianern, den französischen und spanischen Andsiedlungen, sowie gegenüber dem Mutterlande erfolgreich wahren. Darum zeigten

sich denn auch bald genug die ersten Spuren einer Föderativverbindung. So schlossen die Kolonien schon im Jahre 1637 ein Schutzbündniß gegen die Wilden; 1690 aber hielten sie zu New-York einen Congreß, um sich über eine unabhängig von England zu unternehmende Eroberung Neu-Frankreichs zu berathen.

Das beabsichtigte Bündniß erschien dem englischen Ministerium um so bedenklicher, als das Verhältniß zwischen den Kolonien und dem Mutterland ohnehin schon hinlänglichen Zündstoff zu ernsten Zerwürfnissen darbot. Freilich machte das letztere seine bevorrechtete Stellung den erstern gegenüber fast nur in so fern geltend, als es sie dem Auslande gegenüber vertheidigte und begünstigte, während es den Ertrag der aus denselben bezogenen Abgaben, die nach einer Angabe für sämmtliche Kolonien zusammen nicht mehr als drei Millionen Franks ausmachten, ausschließlich im Interesse des öffentlichen Wohles verwendete. Dafür aber nahm es den gesammten Vortheil des Handels mit den letztern ausschließlich für sich in Anspruch und dieß war eben der empfindlichste Punkt, in welchem sich die gegenseitigen Interessen schroff durchkreuzten.

Die ersten Zerwürfnisse zwischen England und den Kolonien.

Es war ein Hauptgrundsatz der neuern Staatsökonomen, daß das Mutterland ausschließlich befugt sein solle, seine Kolonien mit Waaren zu versorgen und ihre Rohprodukte zu beziehen. Da nun die Rechte, welche England seinen Ansiedlern eingeräumt hatte, diesem Grundsatze widersprachen, so erschien unter Georg's I Regierung ein Parlamentsbeschluß, der das die Kolonien mit dem Mutterlande verknüpfende Band zum Vortheile des letztern fester anzog. Doch die Kolonisten, die nicht begreifen konnten, wie sie durch die Veränderung ihres Wohnsitzes an ihren Rechten als Engländer irgend eine Einbuße erlitten haben sollten, widersetzten sich der Neuerung mit solcher Entschlossenheit, daß man am Ende das alte Verhältniß beibehielt. Als später von Seiten des Mutterlandes der Versuch, den Handel mit den Kolonien für sich zu monopolisiren, mehrmals erneuert wurde, halfen sich die letztern durch den Schmuggelhandel, an dem sich namentlich die Holländer betheiligten. Als Waarenmagazin für diesen Handel diente die zwischen England und Irland liegende, von beiden je zwanzig Meilen entfernte Insel Man, die, ursprünglich ein unabhängiger Staat für sich, später mit Schottland, dann mit England ver-

einigt und 1485 dem John Stanley und seinen Nachkommen als Lehen übergeben worden war, bis sie 1764 in den Besitz John Murray's kam. Da sie als Kronlehen den Landesgesetzen nicht unterworfen war, so mußte sie vom Parlamente erst gekauft werden, bevor man sie in ihrem Handelsverkehr beschränken konnte. Kaum aber war dieß geschehen, als auch der Schmuggelhandel zwischen Amerika und Europa ein Ende nahm.

Doch auch jetzt wollte die Ausfuhr der englischen Manufakturwaaren nach den Kolonien keinen rechten Aufschwung nehmen. Wohl konnten die letztern ihren Bedarf an solchen Waaren nicht selber decken, dazu war die Bevölkerung viel zu dünn, die Handarbeit viel zu theuer, der Anbau des fruchtbaren Bodens, überhaupt der Betrieb der Landwirthschaft viel zu lohnend. Dafür aber war jener Bedarf, wie es die einfache, genügsame Lebensweise der Bewohner erwarten ließ, so unbedeutend, daß England die Preise seiner Kunstprodukte unverhältnißmäßig steigern mußte, um mit denselben die massenhafte Einfuhr von Rindvieh, Fischen und Bauholz aus den nördlichen, von Getreide aus den mittlern, von Tabak, Baumwolle und Indigo aus den südlichen Kolonien decken zu können. Natürlich war unter diesen Umständen das baare Geld in Amerka sehr selten, weßhalb man sich denn mit einer Art Papiergeld und mit den Policescheinen für eingelagerten Tabak behelfen mußte. Ein anderer empfindlicher Uebelstand war die Unbestimmtheit der Grenzen zwischen den Ländereien, die man den Einzelnen als Eigenthum zugewiesen hatte: die Menge der Prozesse, die hieraus entstanden, erzeugte eine entsprechende Ueberfülle von Advokaten — die einzigen Leute, die in dem jungen Lande rasch zu Geld kamen.

Am wohlhabendsten unter allen Kolonien war Virginien geworden. Seine Verfassung, die sich das englische Lehenswesen zum Vorbild genommen, hatte in der Bevölkerung den Geist des letztern lebendig erhalten. Die Gesetze, zumal die über das Erbrecht, begünstigten die Entstehung und Erhaltung großer Besitzungen, die von Sklaven bewirthschaftet wurden. Dadurch erhielten die Grundbesitzer neben einem entschiedenen Herrschersinn und Herrschergewohnheiten zugleich die nöthige Muße, um, frei von knechtischer Arbeit und jeder Art von Brodstudium, durch ritterliche Uebungen, Lektüre und gewählte Gesellschaft Körper, Geist und Sitte auszubilden. Kein Wunder darum, wenn das Land weit mehr an geistig hochstehenden Männern aufzuweisen hatte und zum Theil noch hat, als die nördlichen Kolonien, die

dafür die rechte Heimat des industriellen Lebens, des Handelsgeistes, der beharrlichen Thätigkeit sind.

Die ersten Ansiedler — Brownisten, Independenten, Puritaner — hatten der Gesetzgebung und der ganzen Lebensweise ein biblisches Gepräge gegeben, wie es ihrer eigenen religiösen Anschauungsweise entsprach. So wurde namentlich mit der kleinlichsten Sorgfalt auf die Beobachtung der äußern Form gehalten und herrschte im Strafrechte durchweg die alttestamentliche Strenge. Im Strafgesetze von Connecticut stand obenan der Satz: „Wer einen andern Gott anbetet, als den Herrn, soll sterben". An diesen orientalischen Grundton schloß sich dann die spezifisch protestantische Lebensanschauung an: die Gleichstellung Aller in bürgerlicher und kirchlicher Beziehung, da ja Alle gleichmäßig als von Oben erleuchtete Heilige galten; die religiöse Gemeinde, die als das allgemeine Gewissen für jeden Einzelnen über die Begriffe von Gut und Bös entscheidet; die Souveränität des Volkes. Der später zur politischen und sozial-philosophischen Theorie ausgebildete puritanische Grundsatz der Verbrüderung aller Menschen führte zur Fürsorge für eine Menge gesellschaftlicher Bedürfnisse, die der Staat zu jener Zeit noch gar nicht als solche in's Auge gefaßt hatte: so namentlich zur Versorgung der Armen auf Kosten der Gemeinde, zur Verbesserung der Wege, zur Gründung öffentlicher Schulen für den niedern wie für den höhern Unterricht.

Diesem echt demokratischen Geiste, der hier so feste Wurzeln geschlagen und so weitreichende Ausläufer getrieben hatte, verdankten die Kolonien ihr rasches Wachsthum an Bevölkerung und Macht. Das beispiellos schnelle Aufblühen der Städte Boston, New-York und Philadelphia ließ schon jetzt die künftige großartige Entwicklung derselben ahnen. Die Beschäftigung mit Jagd und Handel, das bewegliche, freie Leben im Wald und auf dem Meer, der stete Kampf mit den Wilden, die Selbstverwaltung hatten in den Ansiedlern, unter denen sich bereits bedeutende Staatsmänner und Heerführer hervorthaten, jenen selbstbewußten Geist der Freiheit und der unbeugsamen Opposition gefördert, den schon die ersten Gründer dieser emporkeimenden Staaten mitgebracht und ihren Schöpfungen eingepflanzt hatten. Von dem Mutterlande, dem sie im Kampfe als freie Bundesgenossen zur Seite gestanden hatten, durch eine halbe Welt getrennt und demselben zugleich geistig durch eine Menge eigenthümlicher, neuer Anschauungen und Staatseinrichtungen entfremdet, begriffen die Kolonien, daß ihnen eine Abhängigkeit, die wohl ihr erstes Entstehen beschützt

und gefördert hatte, die ihnen aber jetzt durch die von England erhobenen Ansprüche lästig fiel, für die Zukunft entbehrlich geworden war. Dazu hatte die Gemeinsamkeit der Interessen bereits jenen spezifischen Nationalgeist erzeugt und großgezogen, der aus den Völkern selbstständige Individuen macht. So war es nur noch das Bedürfniß des Schutzes gegen drohende Nachbarn, wie die Franzosen in Kanada, die Spanier in Ost- und West-Florida, was die Kolonien innerlich an England knüpfte. Als aber der für die Gegner des letztern so schimpfliche Frieden von 1763 diese Gebiete mit seinen Besitzungen vereinigte, da fiel auch dieses letzte Band des Zusammenhaltes weg. Zugleich hatten die Amerikaner in dem jenem Friedensschlusse vorangegangenen Kriege, an dem sie Theil nahmen, nicht nur eine tüchtige Schule gehabt, sondern zugleich ihre eigene Kraft erprobt und kennen gelernt; um so mehr mußte es sie erbittern, daß die auf ihr königliches Anstellungsdekret pochenden englischen Offiziere die ihrigen tief verachteten und daß die englische Regierung den erstern eine höhere Löhnung zahlte.

Da der Ausgang des siebenjährigen Krieges den Engländern ein entschiedenes Uebergewicht in Europa und in Amerika verschafft hatte, so glaubten sie, die Völker fortan mit derselben Anmaßung behandeln zu dürfen, mit der sie die Fürsten behandelt hatten. Der letzte Krieg hatte ihnen eine gewaltige Schuldenlast aufgeladen, zu deren Deckung nun, nachdem im Mutterlande alle die Hilfsquellen der modern-wissenschaftlichen Finanzkunst erschöpft waren, die Kolonien beisteuern sollten, zu deren Gunsten der Krieg ja eben geführt worden war. Zu diesem Behufe wurde gleich im folgenden Jahre (1764) unter dem Ministerium Grenville's auf die von den Kolonisten nicht unmittelbar aus England bezogenen Artikel, also namentlich auf die indischen Shawle und Musseline und den Thee, eine kleine Abgabe gelegt. Im nächsten Jahr (1765) schrieb eine zweite Parlamentsakte für alle Geschäftsurkunden einen Stempel vor, dessen Ertrag zunächst zur Deckung der Verwaltungskosten, in zweiter Linie aber, soweit sich nämlich ein Ueberschuß ergebe, zur Tilgung der Staatsschuld verwendet werden sollte. Vergebens hatte sich die Opposition, Pitt an ihrer Spitze, dieser Bill widersetzt; das Haus hielt sich an die Argumentation Townshend's: „Wir haben unsere Kinder versorgt, wir haben sie liebevoll großgezogen, wir haben sie mit unseren Waffen beschützt — und jetzt, wo sie zu Macht und

Wohlstand herangewachsen sind, jetzt sollten sie sich weigern dürfen, uns die wachsende Last tragen zu helfen?"

So fragte Townshend, doch Oberst Barre antwortete ihm: „Wie — ihr habt sie als Kinder versorgt? Im Gegentheil — eure Zwingherrschaft hat sie zur Flucht nach Amerika gezwungen, wo sie eine Zuflucht suchten vor unerhörten Leiden. Ihr habt sie liebevoll großgezogen? Im Gegentheil: gerade deßhalb sind sie groß geworden, weil ihr sie sich selber überlassen habt; erst da habt ihr angefangen, euch um sie zu kümmern, als ihr Emissäre unter sie sandtet, die ihre Freiheit untergraben, ihre Habe plündern sollten. Ihr habt sie mit euern Waffen beschützt? Im Gegentheil — sie haben zu eurer Vertheidigung die Waffen ergriffen, sie haben ihre Werkstätten verlassen, um an den Grenzen zu bluten, während sie euch im Innern die Ersparnisse ihrer Familien zum Opfer brachten. Glaubt mir, der Freiheitssinn, der dieses Volk schon in der Wiege beseelte, wird es stets beseelen."

Es ist ein bekannter Grundsatz der englischen, wie überhaupt jeder Verfassung germanischen Ursprungs, daß ein Volk nur jene Steuern zu zahlen braucht, die es selber bewilligt hat. Diesen Satz hatte man den Amerikanern gegenüber vergessen und nun beschwerten sie sich laut über die ihnen, wie sie sagten, ganz willkürlich und rechtswidrig auferlegte Abgabe. Sie traten in Vereine zusammen — die Regierung ließ sie auseinander treiben; sie reichten Beschwerdeschriften ein — Grenville wies sie mit launenhaftem Eigensinn zurück und auch das Parlament war mit einer Maßregel, die zur Erleichterung des auf dem englischen Volke lastenden Steuerdruckes dem Staatsschatze jährlich 300,000 Pfund Sterling eintrug, vollkommen einverstanden.

Jetzt blieb den Amerikanern nichts mehr übrig, als der offene Widerstand. Die Losung dazu gaben die Virginier mit der Erklärung, keine englischen Manufakte mehr kaufen zu wollen. Diese Erklärung, der sich sofort auch die Kolonien von Neu-England anschlossen, war ein Todesurtheil für den Wohlstand eines Landes, das eben nur von seiner Industrie und seinem Handel lebte. Zu gleicher Zeit machte der Pöbel in seiner Weise noch weit rückhaltslosere Demonstrationen: man trug Särge mit der Aufschrift „Freiheit" auf die Kirchhöfe; man verbrannte ganze Ballen des gestempelten Papieres, und um desselben nicht mehr zu bedürfen, sistirte man die Rechtsgeschäfte, für die es bestimmt war. Endlich trat noch eine Gesellschaft von „Söhnen der Freiheit"

zusammen, die es sich zur Aufgabe machte, jene Gährung im Volke rege zu erhalten.

Der Schaden, den die englische Industrie durch den unbedingten Ausschluß ihrer Waaren erlitt, war weit bedeutender, als der durch den Ausfall des Papierstempels verursachte, und so war es denn ganz natürlich, wenn die Opposition im Parlamente die Beschwerde der Amerikaner unterstützte und, nachdem sie in der Person Pitt's wieder an's Ruder gelangt war, auf die Aufhebung der bewußten Abgabe antrug. Der Antrag drang durch, zur großen Freude des englischen Volkes, das diesen Sieg der amerikanischen Sache noch lauter feierte, als die Amerikaner selber.

Um der Meinung zuvorzukommen, als habe sie dem Verlangen des Volkes aus bloßer Schwäche nachgegeben, begleitete die Regierung den Widerruf ihrer Maßregeln mit der Erklärung, daß die Kolonien von Rechtswegen der Krone und dem englischen Parlamente unterstehen und von ihnen abhängig seien, und daß dem letztern die unbedingte Befugniß zustehe, Gesetze und Statuten mit verpflichtender Rechtskraft für die Kolonien zu erlassen. Nun waren aber gerade bei Gelegenheit der Abgabenfrage jene Rechte des Mutterlandes kritisch erörtert worden, und dabei hatte man nicht nur dem Parlamente das Recht zu einer solchen Steuerauflage bestritten, da es ja in seiner Mitte keine Vertreter der Kolonien zähle, sondern man war sogar so weit gegangen, dem Mutterlande überhaupt jede Art von Oberherrschaft und von legislativer Befugniß gegenüber den letztern abzusprechen. Nach solchen Vorgängen war es ganz natürlich, wenn die Amerikaner von ihrem Standpunkte aus jene gebieterische Erklärung als die Sprache der Tyrannei bezeichneten und wenn sie jetzt ernstlich anfingen, an ihre Losreißung vom Mutterlande zu denken und die vorbereitenden Schritte zu thun. Die Taktlosigkeit, mit der das Parlament vorging, steigerte die Erbitterung noch bedeutend: um für den abgeschafften Stempel einen Ersatz zu haben, wollte man jetzt die nach den Kolonien eingeführten Glaswaaren und Farben, den Thee und das Papier besteuern. Doch die Amerikaner widersetzten sich dieser Maßregel mit derselben Entschlossenheit, wie der früheren: sie verboten die Einfuhr jener Waaren. Massachusets erließ an die übrigen Kolonien einen Aufruf zum festen Zusammenhalten (1769). Die hinüber gesendeten Truppen, die den Geist der Widersetzlichkeit niederschlagen sollten, mußten ihn nur noch stärker reizen, und wirklich faßten jetzt die Ameri-

kaner in einer allgemeinen Versammlung zu Boston den Entschluß, eine Conföderation zu bilden und keine englischen Handelsschiffe mehr landen zu lassen.

Eine Menge englischer Handelshäuser machte in Folge dessen Bankerott, so daß der neue Minister, Lord North, ein guter Finanz-, aber schlechter Staatsmann, nichts Eiligeres zu thun hatte, als alle jene Abgaben, mit alleiniger Ausnahme der auf den Thee gelegten, aufzuheben (1770). Auch die Theesteuer wurde nicht um des davon gehofften Ertrages willen beibehalten, sondern nur als thatsächlicher Beweis der dem Mutterlande zustehenden Oberherrlichkeit über die Kolonien. Auf dieses hin hoben die letztern, die diese Absicht wohl begriffen, das Einfuhrverbot für alle andern englischen Waaren, mit Ausnahme des Thee's, auf und die Ruhe schien wieder hergestellt, soweit dieß bei der gereizten Stimmung der Massen möglich war.

Benjamin Franklin (1706—1790).

Um diese Zeit trat unter den Amerikanern ein Mann in den Vordergrund, dessen welthistorischer Name mit der Geschichte des amerikanischen Freiheitskampfes für immer verflochten ist. Es war dieß Benjamin Franklin aus Boston, der, von Haus aus mittellos, sein Brod Anfangs als Setzer in einer Druckerei verdiente, dann eine Zeitung und einen Almanach mit gemeinnützigen Unterweisungen herausgab. Bekannt ist auch die Weise, in der er seine physikalischen Kenntnisse zum Wohle der ganzen Menschheit zu verwerthen verstand. Während es ihm durch Fleiß und Sparsamkeit gelang, seine äußere Lage zu verbessern, gewannen ihm zugleich sein gerader, mannhafter Charakter und sein praktischer, verständiger Sinn die Achtung und das Vertrauen seiner Landsleute in so hohem Grade, daß seine Stimme bei allen Berathungen und Entschlüssen vom entscheidendsten Einflusse war. Von wesentlichem Nutzen waren seine Rathschläge zumal während der ersten Anfänge der Freiheitsbewegung, sofern sie ihren Ungestüm soweit zügelten, als es nöthig war, um die Erreichung ihres Zieles zu sichern, und sofern sie darauf drangen, daß man sich erst stark und wehrhaft genug machen müsse, bevor man eine Forderung stelle, deren einmalige Verweigerung oder rein trügerische Erfüllung die wirkliche Erreichung jenes Zieles um Jahrhunderte verzögern mußte. Während er als Abgesandter seiner Vaterstadt in London weilte, gelang es ihm, sechs Briefe aufzufangen, in welchen Hutchinson, der Gouverneur derselben, die Engländer zur gewaltsamen Unterdrückung

des Unabhängigkeitsstrebens in Amerika aufforderte. Als diese vom ausgesprochensten Hasse gegen die Amerikaner diktirten Briefe durch den Druck bekannt gemacht waren, verlangten die letztern, Hutchinson solle als erklärter Feind ihres Landes von seinem Posten entfernt werden. Der König wollte Anfangs nichts davon hören, schickte aber dann doch bald darauf den Lord Gage, der die in den Kolonien befindlichen Truppen befehligte, an Hutchinson's Stelle. Die Kolonien schlossen sich jetzt noch enger aneinander, während zugleich in jeder derselben ein Comite errichtet wurde, das, mit dem Centralcomite zu Boston in Verbindung stehend, über die Wahrung der Freiheit wachen sollte. Im Grunde war das schon eine vollkommen unabhängige Regierung und es fehlte nichts mehr, als der äußere Anstoß zur förmlichen Losreißung vom Mutterlande. Auch diesen gab das Parlament durch seine unklugen Verfügungen.

Wir haben bereits erwähnt, wie die Amerikaner den englischen Thee zurückwiesen, den sie dafür von den Holländern, Franzosen und Dänen in Masse einschmuggeln ließen. Bald hatten sich in Folge dessen in den Magazinen der ostindischen Compagnie über vier Millionen Pfund von jener Waare, ihrem wichtigsten Handelsartikel, aufgehäuft und ihre Geldverlegenheit war nicht geringer, als die der englischen Regierung, die nach wie vor ihre Accisebeamten besolden mußte, so unbedeutend auch unter den vorliegenden Umständen die Summen waren, die diese einnahmen. Auf das Hilfegesuch der Gesellschaft ließ ihr die Regierung nach North's Vorschlag den Einfuhrzoll für den Thee nach, so daß die erstere jetzt im Stande war, mit den Schmugglern erfolgreich zu konkurriren. Dafür sollte von dem auf amerikanischem Boden einzulagerndem Thee beim Verkaufe eine Abgabe — für jedes Pfund drei Pence — bezahlt werden. Zugleich wurde jetzt die Thee-Einfuhr für ein Monopol der Gesellschaft erklärt, eine Verfügung, welche mit Einem Schlage eine Menge amerikanischer Handelshäuser zu Grunde richtete, die den Thee bisher direkt aus England bezogen und im Kleinen abgesetzt hatten.

Doch die Amerikaner wollten lieber auf den Genuß des Lieblingsgetränkes verzichten, als sich den Befehlen des Parlamentes fügen, das auf diesem Wege allen ihren Beschwerden zum Trotze doch zu seinem Ziele gelangen wollte. Aus Furcht jedoch, der einmal an's Land gebrachte Thee möchte ungeachtet jenes hochherzigen Entschlusses unter der großen Masse eben doch Käufer

genug finden, beschlossen die Führer der Bewegung, das Ausladen desselben mit Gewalt zu verhindern. Das erste Beispiel hiezu gaben die Philadelphier durch die Beschlüsse der Volksversammlung vom 18. Oktober 1773. Auch die Bostoner, die ebenfalls eine Versammlung hielten, traten jenen Beschlüssen bei, wobei sie namentlich die Kaufleute aufforderten, den an sie adressirten Thee nicht anzunehmen. Da sich aber diese aus Scheu vor dem Gouverneur Hutchinson hiezu nicht verstehen wollten und der letztere den Kapitän, der aus Furcht vor den aufgeregten Volksmassen mit seiner Schiffsladung Thee wieder fortsegeln wollte, durch Vorenthaltung seines Passes im Hafen zurückhielt, schritt das Volk zu einem Gewaltmittel: einige beherzte Männer eilten, als Mohawk-Indianer vermummt, aus der Versammlung auf das Schiff und warfen 342 Theekisten in's Meer. An andern Orten, wie z. B. in Charlestown, traf man Vorsorge, daß der Thee in möglichst feuchte Magazine eingelagert wurde, wo er in kurzer Zeit verdarb.

Jetzt schritt auch die Regierung zum Aeußersten: auf den Antrag des Ministers North, der, selber ganz aus Schwäche und Gewaltthätigkeit zusammengesetzt, sein einziges Vertrauen auf das stehende Heer setzte, erschien am 24. März 1774 eine Parlamentsakte, die den Bostoner Hafen schloß und das dortige Zollhaus nach dem nahen Salem verlegte. Ein weiterer Beschluß des Parlamentes, das, voll Bestürzung und Unwillen über die Vorgänge in Amerika, nur allzu bereitwillig auf alle diese Vorschläge einging, hob den Freibrief von Massachusets auf und gab der Krone die unbeschränkte Befugniß zur Ernennung der Räthe und der höhern Beamten in den Kolonien, während die untergeordneten Beamten durch den Statthalter angestellt werden sollten. Durch ein drittes Gesetz erhielt der letztere die Ermächtigung, die aufrührerischen Amerikaner, sowie überhaupt jeden wegen eines schweren Verbrechens Angeklagten nach England oder nach einer andern Kolonie zur Bestrafung zu senden, so oft er an dem Pflichteifer der betreffenden amerikanischen Gerichte zu zweifeln Ursache habe. Um die Vollziehung dieser Maßregeln zu sichern, sandte man dem General Gage Verstärkungen an Mannschaft und Kriegsbedarf.

Doch weit entfernt, sich hiedurch einschüchtern zu lassen, machten jetzt alle Kolonien gemeinsame Sache mit Massachusets, dessen rechtswidrige Behandlung von Seiten Englands sie, wie sie erklärten, alle gleichmäßig treffe. Nach dem Vorgange Virginien's

wurde von ihnen wegen der Schließung des Bostoner Hafens sogar ein allgemeiner Buß-, Bet- und Fasttag angeordnet. Vergebens bemühte sich der neue Gouverneur, Gage, in Boston selber, das nach wie vor mit ungebeugter Entschlossenheit an der Spitze der Bewegung stand, die letztere zu unterdrücken. Statt sich seinem Befehle gemäß fortan in Salem zu versammeln, trat der General-Court am 7. Juni 1774 in Boston selber zusammen, um über einen von sämmtlichen Kolonien zu beschickenden Congreß zu berathen und den Beschluß zu fassen, daß fortan der ostindischen Compagnie kein Thee mehr abgekauft, daß überhaupt von keinem unter Englands Herrschaft stehenden Orte irgend welche Waare mehr eingeführt und daß dafür die inländische Industrie auf alle Weise gehoben werden solle. Als Gage seinen Sekretär in die Versammlung schickte, um ihre Sitzung für aufgehoben zu erklären, schloß diese jenem die Thüre.

Auch die Bewohner von Salem wollten nichts von den Vortheilen wissen, die ihnen der Gouverneur auf Kosten der Hauptstadt zukommen lassen wollte; sie ließen ihn vielmehr durch eine Deputation um Zurücknahme seiner strengen Maßregeln bitten. Ihr Vorgang fand aller Orten Beifall und Nachahmung. Alle Kolonien traten dem gegen die Einfuhr der englischen Waaren gefaßten Beschlusse bei und die Hafenstädte erklärten einmüthig, sie würden es nie und nimmer dulden, daß sich ihre Bürger auf Kosten ihrer Brüder bereicherten.

Der seit zehn Jahren andauernde Streit mit dem Mutterlande hatte allen Amerikanern Gelegenheit gegeben, sich über die wichtigsten Grundsätze der Gesetzgebung und des Rechtes überhaupt hinlänglich zu unterrichten. Die staatsrechtlichen Lehren eines Sidney, eines Locke waren ihnen nicht nur vollkommen bekannt und mundgerecht geworden — sie hatten dieselben auch praktisch erprobt und die Tagespresse gab sich fortwährend alle Mühe, die Grundfragen derselben eingehend zu erörtern. Die Abhandlungen über das Kirchen- und Lehensrecht, welche Adams in der Bostoner Zeitung veröffentlichte, erregten sogar in England solches Aufsehen, daß sie hier abgedruckt wurden. Auch die Comite's, die sich aller Orten zur Besorgung der Regierungs- und Verwaltungsgeschäfte gebildet hatten, waren eine treffliche Schule der Politik. So fehlte es denn der Freiheitsliebe der Amerikaner keineswegs an dem nöthigen Correktiv der Erfahrung und es fand sich unter ihnen eine große Zahl Männer, die an

politischer Reife und parlamentarischem Takt selbst dem Westminstersaal keine Schande gemacht hätten.

Im Uebrigen theilte sich das Volk auch hier in zwei Parteien, in Tories und Whigs: zu jenen gehörten die wohlhabenden Klassen, die es mit dem Könige hielten, weil sie aus Furcht für ihre Habe und ihre Vorrechte jede freiheitliche Volksbewegung haßten; „Whigs" dagegen hießen die muthigen Vertheidiger der Freiheit, die ihren Gegnern schon deßhalb überlegen waren, weil hinter ihnen das gesammte Volk der mittlern und untern Schichten stand, das ja jederzeit demjenigen am meisten vertraut, der am entschlossensten vorwärts stürmt. Das englische Parlament arbeitete der Bewegungspartei ganz erwünscht in die Hände, sofern es, selber in Parteien gespalten, in seinem rathlosen Schwanken nie über halbe Maßregeln hinauskam und vor jedem beabsichtigten Schlage erst mit demselben drohte, um dann, wenn die Drohung nicht verfangen, unentschlossen inne zu halten und nach einem neuen Ausweg zu suchen. Zudem verbreitete die freie Presse die Freiheitsbegeisterung der Amerikaner mehr und mehr auch nach Europa, so daß sich die Zahl ihrer Freunde in England wie auf dem Festlande mit jedem Tage vermehrte.

In den Kolonien selber aber gestaltete sich die Bewegung immer revolutionärer. Kaum waren die Bostoner auf den Einfall gekommen, die Ulme, unter der sie ihre Volksversammlungen zu halten pflegten, ihren „Freiheitsbaum" zu nennen, als sich schon aller Orten solche Bäume erhoben. Die verschiedenen Vereine aber verwandelten sich thatsächlich in eben so viele Revolutionscomite's, die freilich das Wort „Unabhängigkeit" noch nicht offen aussprachen, sondern vorläufig nur das Recht der Steuerauflegung erörterten und sich über die Ungerechtigkeit des Parlaments ereiferten, das den Kolonien zumuthe, sie sollten das Geld, das sie doch zu ihrer eigenen Sicherstellung brauchten, für die Bedürfnisse des schwelgerischen Mutterlandes beisteuern. Doch wie denn überhaupt solche Bewegungen niemals bei ihrem ersten Anlaufe stehen bleiben, so kam man auch hier bald genug dahin, dem Statthalter kurzweg allen Gehorsam zu verweigern. Um so strenger aber hielten die Amerikaner unter sich selber auf Erhaltung der gesetzlichen Ordnung und der öffentlichen Sicherheit, zum Aerger ihrer Gegner, die darauf gerechnet hatten, daß die Kolonien dem Zustande der Gesetzlosigkeit verfallen und sich dann genöthigt sehen würden, reumüthig den Arm des Staates zu Hilfe zu rufen. Der freie Wille der Einzelnen ersetzte hier diesen Arm

vollkommen. Zugleich geschah jetzt der erste vorbereitende Schritt zu einer gemeinschaftlichen Vertheidigung, indem nach dem bereits erwähnten Antrag des Bostoner General-Court sämmtliche Kolonien Vertreter zu einem allgemeinen Congreß nach Philadelphia sandten. So hatte endlich die gemeinsame Gefahr jene Verbrüderung zu Stande gebracht, zu der man sich früher, den vereinzelten Angriffen der Indianer gegenüber, nie entschließen konnte.

Uebrigens fand das harte Verfahren North's auch im Parlamente selber den lautesten Widerspruch. Die Rechte der Amerikaner wurden hier mit einem Eifer verfochten, den ihre Stimmführer selber nicht hätten überbieten können, wären sie hier gesessen. Man stellte den drohenden Verlust der Kolonien in Aussicht, man wies darauf hin, wie ihre Freiheit Hand in Hand gehe mit der eigenen, deren Vormauer sie sei; wie das Recht und Englands Interesse es fordern, daß man mit dem Oelzweig, statt mit dem Schwerte zu den Brüdern in Amerika komme, daß man sie nicht mit Waffengewalt, sondern auf dem verfassungsmäßigen Weg zum Mittragen der Staatslasten bewege, was nicht schwer halten könne, sobald nur erst die Regierung das Ihrige thue, die Achtung und Liebe der Amerikaner zu gewinnen.

Daß Pitt neuerdings in's Ministerium berufen wurde, wobei er zugleich den Titel eines Peer und eines Viscount von Chatham erhielt, war ein Zugeständniß an die öffentliche Meinung. Freilich mußte die Annahme jener Titel einem Manne, dessen Unbestechlichkeit man bis dahin so laut gepriesen hatte, gerade vor dem Richterstuhl der letztern bedeutend schaden, und dann war auch die Gesundheit des unermüdlichen Patrioten bereits viel zu angegriffen, als daß er die Bürde seines Amtes auf längere Zeit mit der früheren Kraft hätte tragen können. Aber gleichviel, Pitt war noch einmal ganz der alte, als er im Jahre 1774 im Parlamente die Sache der Gerechtigkeit und der Menschlichkeit mit einer Wärme verfocht, die ihm von Seiten der Gegenpartei den Vorwurf einer unstaatsmännischen Indiscretion zuzog. Doch er bewies ihnen, daß seine Rathschläge, früh genug befolgt, dem Lande weit mehr nützen müßten, als ihm seine warnenden Prophezeiungen schaden könnten. „Bedenken Sie, Mylords", sprach er, „daß wir es mit freiheitsliebenden, unternehmenden Männern zu thun haben, die lieber in den fernsten Winkel der Erde flohen, ehe sie sich den tyrannisch-knechtischen Grundsätzen unterwarfen, nach denen damals unser unglückliches Vaterland beherrscht wurde. Was Wunder, wenn es die Enkel dieser hoch-

herzigen Männer auf's Tiefste erbittert, daß man ihnen die Rechte entreißt, die sie so theuer erkauft haben! Wäre die neue Welt von den Söhnen eines andern Landes bevölkert worden, so hätten sie vielleicht die Sklavenketten, den Knechtessinn mit sich dahin gebracht; doch sie, die aus England flohen, weil sie sich sogar hier noch nicht frei genug fühlten, sie müssen wohl ihre Freiheit behaupten, dort, wo sie dieselbe wieder gefunden haben".

Ganz Europa sah theilnehmend auf das Volk, das der Unterdrückung einen so entschlossenen und doch ganz innerhalb der gesetzlichen Schranken gehaltenen Widerstand entgegen setzte. Die Zeit, die über ihrer Machiavellistik, über der Zweifelsucht einer trostlos-öden Afterphilosophie jede Spur von einer Begeisterungsfähigkeit verloren hatte, fühlte von Neuem das Bedürfniß, an irgend etwas zu glauben. Dazu hatte es für die absolutistisch regierten Völker des damaligen Europa's nur um so mehr Reiz, die Rechte Anderer zu erörtern, je strenger ihnen eine prüfende Besprechung der eigenen untersagt war. Daß sie die Partei der Amerikaner ergriffen, war begreiflich genug: nicht nur sahen sie in diesen eine Nation, die muthig für ihr gefährdetes Recht einstand — sondern sie hofften zugleich, durch sie ihren eigenen Zwingherrn, das stolze England, gedemüthigt zu sehen.

Der erste Congreß.

So war die vorherrschende Stimmung Europa's, als am 10. September 1774 der erste Congreß in Philadelphia zusammentrat, der den Virginier Peyton Randolph zu seinem Präsidenten wählte und sofort in einer Reihe wichtiger Beschlüsse theils seine eigene Geschäftsordnung, theils das künftige Verhältniß der Kolonien gegenüber dem Mutterlande regelte. Die Sitzungen, die in Carpenters Hall Statt fanden, sollten geheim sein und alle Mitglieder über dieselben das unverbrüchlichste Stillschweigen beobachten, mit Ausnahme derjenigen Verhandlungen und Beschlüsse, die das Haus zu veröffentlichen für gut finde. Bei den Abstimmungen sollten die Abgeordneten jeder einzelnen Kolonie, nach deren Volkszahl sich ihre eigene Anzahl richtete, zusammen nur Eine Stimme haben. Zugleich wurde der gesammte Handelsstand aufgefordert, allen Verkehr mit den Engländern einzustellen, und wurde dem bedrängten Boston im Namen sämmtlicher Kolonien die kräftigste Hilfe zugesagt.

Doch die wichtigste That dieser Versammlung war die Erlassung jenes berühmten, von dem amerikanischen Volke mit ein-

stimmigem Jubel aufgenommenen Manifestes, worin sie die Rechte und Beschwerden desselben kurz, aber klar und bestimmt aufzählt. Nach dem vorangestellten Grundsatze, daß den Amerikanern so gut wie jedem andern freien Engländer alle von der englischen Verfassung gewährten Rechte zustünden, und daß in dieser Hinsicht jede Kolonie zu ihren Angehörigen genau die Stellung einnehme, welche England gegenüber von seinen Bewohnern habe, wird es hier als ein Eingriff in jene Rechte dargelegt, daß sich das britische Parlament nach dem letzten Kriege die Befugniß angemaßt habe, den Kolonien Gesetze vorzuschreiben und Abgaben aufzuerlegen; daß es die Jurisdiktion des Admiralitätsgerichtes willkürlich erweitert, daß es die Richter, Statthalter und Räthe zu willenlos-abhängigen Geschöpfen der Krone gemacht; daß es mitten im Frieden eine Truppenmacht in den Kolonien gehalten; daß es die Verfassung von Massachusets aufgehoben, den Hafen von Boston geschlossen und den Gouverneur ermächtigt habe, die wegen Hochverraths Angeklagten vor die englischen Gerichte zu stellen, während doch ein Amerikaner für ein innerhalb der Kolonien begangenes Verbrechen nur auf dem Boden der letztern gerichtet werden dürfe, und zwar nur durch seine Standesgenossen und Nachbarn. An diese Beschwerde reiht sich die von sämmtlichen Abgeordneten feierlich ausgesprochene Erklärung, daß den Amerikanern noch eben so gut wie ihren Ahnen zur Zeit der Einwanderung das unantastbare Recht auf den Schutz des eigenen Lebens, des Vermögens und der Freiheit zustehe, sowie die Befugniß, Vereine zu bilden und Versammlungen zu halten, um über ihre Angelegenheiten zu berathen und Gesuche an den König zu richten. Jede diesen Grundsätzen zuwiderlaufende Handlung und Erklärung der Regierung wurde als verfassungswidrig für null und nichtig erklärt. Zugleich wurde von der Versammlung der einstimmige Beschluß gefaßt, allen Handelsverkehr mit England abzubrechen. Außerdem wandte sie sich in einer Adresse an den König, deren Sprache mit der ehrerbietigsten Form einen Freimuth verband, wie ihn der letztere noch nie zu hören bekommen hatte. In einer zweiten Adresse aber stellte sie dem englischen Volke vor, wie mit der Freiheit seiner Mitbürger in Amerika zugleich seine eigene mitbedroht sei.

Das Vorgehen des Congresses wurde nicht nur in Amerika mit lauter Begeisterung begrüßt — auch in Europa fühlte man die lebhafteste Theilnahme, sprach man von nichts Anderem. Allerdings konnte eine Darlegung der Rechte, die der Einzelne dem Staate

gegenüber hat, nur für ein eben erst entstandenes Volk einen Sinn haben, nicht aber für Völker, deren Staatswesen auf eine geschichtliche Vergangenheit gegründet war. Doch gleichviel — um das anmaßende England zu ärgern, gestatteten die Höfe die Uebersetzung jener Erklärung und ihre Veröffentlichung in der Tagespresse, ohne zu bedenken, welch gefährlichen Eindruck sie auf die eigenen Unterthanen machen mußte.

Allein taub für die Stimme der öffentlichen Meinung Europa's, für die Warnungen Pitt's und seiner Gesinnungsgenossen, für die Beschwerden und Bittgesuche der Amerikaner und die Fürbitte der englischen Städte, beschloß die Regierung mit dem ihr blindlings folgenden Parlamente, die Bewegung mit Gewalt zu unterdrücken. Pitt aber, der mit seinen Rathschlägen nicht durchdringen konnte, obwohl sie zu Englands Macht und Blüthe mehr beigetragen hätten, als Marlborough's Siege, verließ seinen Ministerposten abermals, um den seiner Ueberzeugung besser entsprechenden Platz in den Reihen der Opponenten wieder einzunehmen.

„Mylords", sprach er einmal, „stets war die Geschichte mein Lieblingsstudium und stolz darauf, Engländer zu sein, stärkte ich mich mit hingebender Aufmerksamkeit und Wonne an den großen Vorbildern der Vaterlandsliebe im alten Griechenland und Rom. Nirgends aber habe ich auf diesem klassischen Boden der Freiheit eine Nation oder eine Senatsversammlung gefunden, die hochherziger und fester gehandelt hätte, als der Congreß zu Philadelphia. Wenn ich das Verfahren und die Erörterungen dieser staatsklugen Abgeordneten erwog, mußte ich mir sagen: all die Prahlereien und die Kunstgriffe unserer Minister sind nicht im Stande, solche Charaktere zu Memmen herabzuwürdigen, so wenig als die Heeresmacht unserer Insel sammt einigen Tausenden von bewaffneten Sklaven aus Asien stark genug wäre, ein weit ausgedehntes Land zu unterjochen, in welchem die leidenschaftliche Liebe zur Freiheit lebt, im Bund mit allen Tugenden, die jener zur festen Grundlage dienen. Ihr Blinde auf der Ministerbank, sehet ihr nicht, daß auch Amerika seinen Hampden, seinen Sidney hat? Der Geist des Widerstandes, der es heute beseelt, ist derselbe, der unsere Ahnen trieb, sich der willkürlichen Auferlegung von Steuern zu widersetzen, in jener alten Zeit, in der sie das Gesetz aufstellten, daß kein Unterthan Großbritanniens ohne seine Einwilligung besteuert werden dürfe. Wünschen wir

uns Glück, daß die Stimme der Whigs, der treuen Hüter unserer Verfassung, jenseits des Ozeans ein Echo gefunden hat. Wir, die treuen Whigs, müssen lauter als je zuvor die Angloamerikaner als unsere Brüder anerkennen. Sie theilen unsere Gesinnungen, sie sprechen unsere Sprache; die Glut ihrer Vaterlandsliebe entzündete sich an der unserigen, die vielleicht ihrerseits wieder nöthig haben wird, aus der Thatkraft der andern neues Leben zu schöpfen. Wir müssen an ihrer Aussöhnung mit dem gemeinsamen Vaterlande arbeiten. Es ist kein Augenblick zu verlieren: noch kann die Aussöhnung der Schrecken Frankreichs und Spaniens werden, noch kann sie einem naturwidrigen, unseligen Bündniß zuvorkommen. Unsere Ehre wird nicht darunter leiden — denn noch hat unser Heer in Amerika keine Niederlage erlitten.... Das Wort überrascht euch, wie? Die Minister thun, als hätten sie von ungeübten Milizen nichts zu fürchten — ich fürchte von einer Miliz aus freien Männern Alles. Aber der Weg zu dieser Versöhnung — welcher ist es? Sollen wir eine Maßregel nach der andern widerrufen? Nein, nein: widerrufet auf einmal Alles, was eure Brüder demüthigt, was sie erbittert, und fanget damit an, daß ihr das Heer von Boston entfernt, wo es zu keinem andern Zweck zu stehen scheint, als um eine herausfordernde Beleidigung abzuwarten. Ich werde diese ernste Sache keine Minute aus den Augen verlieren, ich werde mich überall und unaufhörlich damit beschäftigen; ich werde an die Thüre dieses schlafenden, kopflosen Ministeriums kommen und werde so lange anklopfen, bis es aufwacht und die Gefahr sieht, die ihm selber droht."

Der feurige Wilkes aber rief im Unterhause: „Man will die Amerikaner wegen Aufruhrs strafen — aber verdient denn ihre gegenwärtige Haltung diesen Namen? ist sie nicht vielmehr ein ganz angemessener, gerechter Widerstand gegen Schläge von Oben, welche die Verfassung, die Rechte des Eigenthums und der Freiheit verletzen? Ein vom Erfolg gekrönter Widerstand ist eine Revolution, kein Aufruhr mehr. „Aufruhr" ist dem fliehenden Insurgenten auf den Rücken geschrieben, auf der Brust des siegreichen Kämpfers steht das Wort „Revolution". Wer weiß, ob nicht zum Lohn für unsere wahnwitzigen Drohungen die Amerikaner das Schwert ziehen und die Scheide von sich werfen und ob man dann nicht in ein paar Jahren die ruhmvolle Aera von 1775 gerade so feiert, wie wir die von 1688 feiern!"

Doch Lord North hielt es für unwürdig, sich zu irgend einem Zugeständniß herbeizulassen, und ähnlich dachte das Parlament. So erschien denn am 30. März 1775 jene Prohibitionsbill, die allen Verkehr mit den dreizehn Provinzen verbot, alle Schiffe und Habe ihrer Bewohner für gute Prise erklärte und die letztern von der Theilnahme an der Fischerei auf der Bank von Newfoundland ausschloß. Zugleich wurden, um das Volk in England aufzuregen, Gebete für den Sieg der britischen Waffen und ein allgemeiner Fasttag angeordnet. Mit Recht rügte dieß der beredte Burke: „Wie, mit dem Krieg und der Rache im Herzen ruft ihr uns an den Fuß der Altäre? Der Erlöser sprach zu uns „der Friede sei mit euch", und wir — wir halten einen öffentlichen Fasttag, während wir nichts anders im Mund und im Herzen haben als Krieg, Krieg gegen unsere Brüder? So lange unsere Kirchen nicht von diesem verdammenswerthen Gottesdienste gereinigt sind, werde ich sie nicht mehr für Tempel Gottes, sondern für Synagogen des Satans halten."

Der erste Zusammenstoß.

Inzwischen war es in Amerika zum offenen Kampfe gekommen, zu dem man sich auf beiden Seiten mit Eifer gerüstet hatte. Kaum hatte nämlich der Congreß in seiner Ansprache an das amerikanische Volk das letztere ermahnt, sich für den Fall, daß von der Regierung sein Recht nicht anerkannt werde, zur muthigen Gegenwehr bereit zu halten, als sich schon aller Orten Kompagnien von freiwilligen Milizen bildeten, die sich eifrig auf den Kriegsdienst einübten. Auch der Gegner traf seine Anstalten: bald nach Gage's Ernennung zum Gouverneur kamen zwei Regimenter Infanterie mit einigen Geschützen in Boston an und später stießen noch einige Truppenabtheilungen dazu. Zu gleicher Zeit ließ der Gouverneur in der Nähe der Stadt Befestigungen anlegen und große Vorräthe von Waffen und anderem Kriegsbedarf aufhäufen. Als er nun hörte, daß der General-Court von Boston die Anwerbung von Truppen beschlossen und in dem vier Meilen entfernten Städtchen Concord Kriegsvorräthe für 12,000 Mann aufgehäuft habe, schickte er in der Nacht auf den 18. April 800 Grenadiere dahin, die Vorräthe zu vernichten. Bei Lexington trafen diese eine Schaar von Milizen, die nach vergeblicher Aufforderung, auseinander zu gehen, durch die Schüsse der Soldaten auseinander gejagt wurden, wobei sie jedoch gleich-

falls auf diese schossen. Nachdem die letztern bei Concord eine zweite Abtheilung von Milizen zerstreut und die Vorräthe zerstört hatten, traten sie den Rückmarsch an, auf dem sie indeß von Lexington an durch die von allen Seiten auf sie fallenden Schüsse der verdeckt und zerstreut aufgestellten Feinde so viel zu leiden hatten, daß sie nicht mehr nach Boston gelangen konnten, sondern auf Bunkershill Schutz und Nachtruhe suchen mußten.

Um in Boston selber freieren Spielraum zu gewinnen, erlaubte Gage den Einwohnern gegen Ablieferung ihrer Waffen den freien Abzug mit ihrer Habe. Kaum aber sah er sich durch die Auswanderung von dem gefährlichern, freiheits- und kriegslustigern Theil derselben befreit, als er unter verschiedenen Vorwänden das Fortnehmen von Werthgegenständen verbot und damit der ferneren Auswanderung Schranken setzte. Die wehrhaften Bostoner eilten nun zu dem bei 30,000 Mann starken Corps von Milizen, das die nördlichen Kolonien aufgebracht, nothdürftig bewaffnet und dem General Ward zur Führung übergeben hatten. Auch an andern Orten traten die Milizen zu größeren Haufen zusammen, welche dem Feinde seine festen Plätze, seine Cassen und Kriegsmagazine wegzunehmen suchten. Von allen Kanzeln und in allen Zeitungen wurde zur Vertheidigung des Landes aufgefordert und einstimmig erklärten die Rechtsgelehrten, daß Angesichts der Parlamentsbeschlüsse diese Vertheidigung nichts weniger als Rebellion sei.

Noch einmal bot der Gouverneur, dem inzwischen die Generale Bourgoyne, Clinton und Howe neue Verstärkungen zugeführt hatten, eine allgemeine Amnestie, von der nur zwei Personen, Adams und John Hancock, ausgeschlossen sein sollten. Doch die Amerikaner wollten nichts von Unterwerfung hören; sie verschanzten sich auf dem Bredshill bei Boston und vertheidigten diesen Posten am 17. Juni gegen die angreifenden Engländer so hartnäckig, daß die letztern bei 1000 Mann verloren, bis sie ihn besetzen konnten.

George Washington.

Schon vorher, am 10. Mai, war den Beschlüssen des ersten Congresses gemäß der zweite in Philadelphia zusammengetreten, um nunmehr die Leitung der Bewegung zu übernehmen. Er erwählte den eben erwähnten Hancock zum Präsidenten, proklamirte die Conföderation der dreizehn für Krieg und Frieden, für Wohl und Weh verbündeten Provinzen, untersagte die Verab-

reichung von Vorräthen an die englischen Truppen und Schiffe, sowie die Honorirung von Zahlungsanweisungen und Wechseln englischer Offiziere, erließ eine in ehrerbietigem Tone abgefaßte Beschwerdeschrift an den König und schuf ein Papiergeld und ein gemeinsames Heer, das er am 15. Juni unter den Oberbefehl des Obersten George Washington stellte.*) Von Haus aus ein wohlhabender Plantagenbesitzer in Virginien, hatte sich dieser in den mit Franzosen und Indianern geführten Kämpfen in Kanada weniger durch seine glücklichen Erfolge, als durch seine militärische Klugheit und seinen besonnenen Muth, sowie durch seinen mit dem vorherrschenden Charakter jenes Krieges so sehr kontrastirenden menschlichen Sinn ausgezeichnet. Wie er uns in der Geschichte entgegentritt, ist er nichts weniger als ein vollendeter Held: er hat nichts Glänzendes an und um sich, das beredte Wort fehlte ihm so gut, wie der Lorbeer großartiger Siege; still und unscheinbar begann er sein Wirken, das doch über das Schicksal einer Welt entschied. Was diese Wirksamkeit so erfolgreich, was den Mann so groß machte, das war sein gesunder Verstand, seine tiefe Kenntniß der Menschen und der Verhältnisse, seine eiserne Geduld, den stürmischen Vorwürfen und verletzenden Angriffen jener Heißsporne gegenüber, die so oft alle Anstrengungen und Opfer der echten Vaterlandsfreunde erfolglos machen. „Als einfacher Soldat" — so schildert ihn La Fayette, „wäre er wenigstens der Tapferste unter Allen gewesen; wäre er ein unbekannter Bürger geblieben, — hätten ihn wenigstens seine Nachbarn hochgeachtet. Gleich gesund und gerade an Herz wie an Geist, beurtheilte er sich selber jeder Zeit eben so richtig, wie die äußern Umstände. Es war, als habe ihn die Natur ganz eigens für diese Revolution geschaffen und als habe sie mit ihrem Werke Ehre einlegen wollen: um dieses Werk vor der Welt zu erproben, stellte sie ihn in eine Lage, in der jede einzelne von seinen Eigenschaften unwirksam geworden wäre, sobald nicht alle andern mit ihr zusammengewirkt hätten.**) Neun Jahre lang führte er den Oberbefehl über das Heer der Kolonisten und nie gewann er eine jener großen Schlachten, welche die Geschichte verewigt; die entscheidenden Siege wurden von seinen Unterfeldherrn

---

*) Vgl. **Vie, correspondence et écrits de Washington**, mit einer Einleitung von M. Guizot, Paris 1839, 4 Theile in 4.

**) Vgl. La Fayette's „Denkwürdigkeiten".

erfochten. Dafür aber gebührt ihm das große Verdienst, daß er ein einheitliches Commando schuf, unter Umständen, welche die Einigung der Interessen und der Gesinnungen und die Unterordnung der der Einheit widerstrebenden Elemente ganz außerordentlich erschwerten. Einzig und allein auf den Congreß gestützt, der ihn, zumal auf Betreiben der Kolonien von Neu-England, zum Oberfeldherrn gewählt hatte, der aber dabei selber nur eine vom freien Willen der Kolonisten geschaffene und anerkannte Versammlung ohne eigentliche, gesetzlich festgestellte Amtsgewalt war, sollte er ein dem Gegner in keiner Hinsicht auch nur halbwegs gewachsenes Heer führen und zugleich organisiren, das aus den verschiedenartigsten Bestandtheilen zusammengesetzt war, die fast nur darin mit einander übereinstimmten, daß sie alle für den Dienst gleich unerfahren und ungeübt, gleich schlecht bewaffnet und versorgt waren und von Ordnung und militärischem Gehorsam gleich wenig wußten. Neben dem den Kolonisten ohnehin eigenen Sinn für persönliche Unabhängigkeit und Unbeschränktheit trug zu letzterem Uebelstande besonders das bei, daß bei mehreren Abtheilungen des Heeres die Mannschaft ihre Offiziere selber wählen durfte. Der eine Theil bestand aus Milizen, die, der augenblicklichen persönlichen Freiheitsbegeisterung oder dem Aufgebote des betreffenden General-Court folgend, unter die Waffen getreten waren, um bei dem nächsten Unfall wieder auseinander zu laufen; der andere aus Leuten, die man in den einzelnen Kolonien unter verschiedenen Bedingungen und auf verschiedene Zeiträume, meist aber nur auf Jahresfrist angeworben hatte. Von einer Gleichmäßigkeit in der Organisation, Führung, Bewaffnung, Bekleidung, Verpflegung, Löhnung, in der Disziplin und kriegsrechtlichen Behandlung u. dgl. war keine Rede. Dazu hatte Washington noch auf die persönlichen Gefühle seiner Unterbefehlshaber Rücksicht zu nehmen, die an vieljähriger Erfahrung, an Zahl der Lebens- und Dienstjahre zum Theil mehr Anspruch auf seine Stelle gehabt hätten, als er selber; und ebenso auf die einzelnen Kolonien, die, je nach ihrer Lage, ihrer politischen Stimmung und ihren Mitteln mit Geld und Mannschaft sehr ungleichmäßig an der Last des Krieges trugen und die trotz der gemeinsamen Freiheitsbegeisterung sehr leicht zur Eifersucht und Unzufriedenheit gereizt werden konnten. Es gehörte die ganze Geduld, Willensfestigkeit und Menschenkenntniß, das ganze Ansehen Washington's dazu, um in dieses bunte Heer, von dessen 20,000 Mann kaum drei Viertheile wirklich kampffähig waren, Ordnung und

Mannszucht zu bringen. Natürlich forderte diese Arbeit längere Zeit und mußte er, bevor sie vollendet war, jeden entscheidenden Zusammenstoß mit dem vorderhand an Kriegstüchtigkeit noch so sehr überlegenen, mit Allem wohl versehenen Gegner vermeiden. Und wieder war es da keine kleine Aufgabe für ihn, die Ungeduld seiner Leute zu zügeln, ihre Unerfahrenheit und Unvorsichtigkeit, die dem Feinde überall Blößen bot, zu überwachen, die im Congresse vorwaltende Scheu vor einem zahlreichen, gut besoldeten stehenden Heer zu überwinden, und endlich das Vertrauen in seine Fähigkeit und seinen Eifer auch bei denen stets aufrecht zu erhalten, welche die Nothwendigkeit und Ersprießlichkeit seiner von den Tagesblättern scharf getadelten Cunctator-Rolle nicht zu begreifen vermochten.

Das nächste, was er unternahm, war die Umzingelung Bostons, in dessen Nähe nun der kleine Krieg mit allen seinen Wechselfällen geführt wurde, — als treffliche Schule für die Amerikaner, die in drei Corps unter Washington, Ward und Lee getheilt waren. Es waren nur Vorposten-Scharmützel, die man sich da lieferte, aber sie entschieden über das Schicksal der Welt — wie La Fayette später dem Sieger von Arcole und Marengo gegenüber bemerkte.

Der Congreß.

Die oberste Leitung des Krieges stand übrigens dem Congresse zu, der sich dieser Aufgabe auch wirklich vollkommen gewachsen zeigte. Allerdings konnte er keine sofort und unbedingt giltigen Verfügungen treffen: seine Mitglieder waren ja im Grunde nur die Abgeordneten der einzelnen Kolonien und so hatte eine jede der letztern für sich allein das unbestrittene und unbeschränkte Recht, seine Entscheidungen zu bestätigen oder zu verwerfen. Trotzdem aber gelang es der Versammlung, durch ihre Mäßigung und Thätigkeit, die Einheit und Ordnung, wie im eigenen Schoße so auch in der Führung des Krieges und in der Leitung der Bewegung überhaupt eben so erfolgreich aufrecht zu erhalten, wie das Vertrauen des Volkes zu ihr und den Kredit ihres Papiergeldes. Daneben veröffentlichte sie eine Reihe von Manifesten, um sich in den Augen der Welt zu rechtfertigen;*) sie setzte neue

*) „In die harte Alternative versetzt, uns entweder der Zwingherrschaft eines erbitterten Ministeriums auf Gnad und Ungnad zu unterwerfen, oder aber mit den Waffen in der Hand zu vertheidigen, haben wir

Regierungs- und Verwaltungsbehörden für die einzelnen Kolonien ein und stellte Kaperbriefe gegen die englischen Schiffe aus.

---

nach reiflicher Erwägung der in beiden Fällen drohenden Gefahren gefunden, daß eine selbstgewollte Sklaverei das Unerträglichste von Allem ist. Ehre, Gerechtigkeit und Menschlichkeit verbieten uns, die Freiheit feig wegzuwerfen, die wir von unsern hochherzigen Ahnen überkommen haben und die unsere schuldlosen Kinder von uns als Erbe zu fordern berechtigt sind. Unmöglich können wir uns zu der Schandthat entschließen, den kommenden Geschlechtern statt ihrer die Sklaverei zu hinterlassen und sie damit dem sichern Elende zu überliefern. Unsere Sache ist eine gerechte, unsere Einigkeit eine vollkommene, unsere Macht eine bedeutende und auch die Hilfe von Außen wird uns nicht fehlen, sollten wir ihrer bedürfen. Ein augenfälliger Beweis dafür, daß die göttliche Vorsehung uns beschützt, und eine Bürgschaft für den glücklichen Erfolg liegt schon darin, daß wir erst dann zu diesem schrecklichen Kampfe gedrängt wurden, als wir unsere Kräfte bereits gesammelt, unsere Vertheidigungsmittel vorbereitet und als unsere Truppen den nöthigen Grad von Uebung und Selbstvertrauen erlangt hatten. Durch diesen tröstenden Gedanken ermuthigt, erklären wir vor Gott und den Menschen, daß wir, entschlossen, lieber zu sterben, als das Sklavenjoch zu tragen, die vom gütigen Schöpfer in unsere Hände gegebenen Waffen, zu deren Ergreifung wir durch unsere Feinde gezwungen wurden, mit aller unserer Kraft zur Vertheidigung unserer Freiheit gebrauchen wollen.

Um aber jedem Verdachte zu begegnen, den diese Erklärung bei unsern Freunden und Mitunterthanen hervorrufen könnte, versichern wir dieselben, daß wir die seit so langer Zeit zwischen uns bestehende Verbindung keineswegs zu lösen beabsichtigen. Nicht das ehrgeizige Streben, uns von Großbritannien zu trennen und ein unabhängiger Staat zu werden, hat uns das Schwert in die Hand gedrückt, wir kämpfen nicht um Ruhm und Eroberungen. Die staunende Welt sieht in uns ein Volk, das ohne seine Verschuldung und ohne Grund angegriffen wird, von Feinden, die es durch nichts herausgefordert hat, die sich ihrer Menschlichkeit und Bildung rühmen, sie, die dem Gegner keine andere Wahl lassen, als die zwischen Knechtschaft und Tod. Wir ergriffen die Waffen, um am eigenen Heerde eine Freiheit zu vertheidigen, in der wir geboren wurden, um unsere Habe zu schützen, die wir dem Schweiße unserer Ahnen und unserer eigenen redlichen Thätigkeit verdanken; und wir werden sie nicht bälder aus der Hand legen, als bis unsere ungerechten Angreifer die Feindseligkeiten einstellen und die Gefahr ihrer Wiederkehr beseitigt ist.

Indem wir all unser Vertrauen auf die Güte des Allerhöchsten, des unparteiischen Richters und Lenkers der Welt, setzen, flehen wir zu ihm, daß er uns beschirme in diesem Streite, daß er ihn zu unsern Gunsten enden lasse, daß er das Herz unserer Widersacher zur Versöhnlichkeit stimme und so das Vaterland von der Geißel des Bürgerkrieges befreie."

Der Kampf in Kanada.

Den Engländern kam bei diesem Kriege natürlich der Besitz Kanada's sehr zu Statten, da es einen vortrefflichen Stützpunkt für ihre Operationen und Depots darbot. Um sich in dieser Beziehung der Treue seiner Bevölkerung zu versichern, gewährte North den Anwohnern der ausgedehntern Grenzen die freie Uebung ihres katholischen Gottesdienstes, sammt dem Zehnten für ihre Geistlichkeit; ferner einen gesetzgebenden Rath, dessen Mitglieder der König ernannte, und ein besseres Gerichtsverfahren — für den Strafprozeß das englische, für den Civilprozeß das französische. Auch die Indianer des Landes suchte man gegen die aufständischen Kolonien aufzuhetzen, doch sie wollten nichts davon hören: „Ihr wollt", antworteten sie den Engländern, „daß wir am Kampf zwischen Vater und Kind Theil nehmen; allein wir sind nicht gewohnt, uns in die Familienzwistigkeiten Anderer einzumischen." „Wenn aber", fragten die Engländer, „die Rebellen kämen, um diese Provinz anzugreifen, würdet ihr uns dann nicht helfen, sie zurück zu drängen?" „Seit der Frieden geschlossen ist, liegt das Kriegsbeil vierzig Ellen tief begraben." „Grabet nach und ihr werdet es finden." „Nein, der Stiel ist verfault, wir könnten es nimmer brauchen." „Seht", entgegneten Andere, „wir haben uns sechszehn Schillinge auf die Seite gelegt, um Rhum zu kaufen; wir geben sie euch und wir werden Wasser trinken; wir werden auf die Jagd gehen und wenn wir ein Thier erlegen, werden wir sein Fell verkaufen und euch den Erlös bringen." Dabei wollten sie bleiben, zum Kriege aber hatten sie keine Lust.

Auch die Amerikaner gaben sich Mühe, Kanada zum Anschlusse an ihre Sache zu bewegen. Da ihnen dieses wegen der Eigenthümlichkeit der von den ihrigen durchaus verschiedenen Interessen, Religions- und Rechtsanschauungen der katholischen, aristokratisch gesinnten Bevölkerung nicht gelang, beschlossen sie, die Provinz zu erobern — mithin, ihrer bisherigen Erklärung und Haltung entgegen, zum offenen Angriffskrieg gegen England überzugehen. Unter Montgomery und Arnold drangen sie gegen Norden vor, nachdem sie sich durch die Eroberung der am Champlainsee gelegenen Forts den Zugang eröffnet hatten. Während der erstere das Fort S. John mit seinen Geschützen und andern Kriegsvorräthen und darauf die Stadt Montreal nahm, war der letztere mit 500 Mann, die auf dem Marsche vor Hunger ihre Lederhosen verzehrt hatten, vor dem festen Quebek angekommen, dessen Gou-

verneur Carleton eben dem Brigadier Montgomery mit einem Theile der Besatzung entgegen marschirt war. Nach der Ankunft des letztern begann Arnold am 1. Dezember 1775 mit seinem Häuflein schlecht bewaffneter und noch schlechter versorgter Truppen die Belagerung des festen Platzes, den Carleton inzwischen in gehörigen Vertheidigungsstand gesetzt hatte. Doch als sein Mitbefehlshaber am 31. bei einem Sturmversuch gefallen und die Besatzung verstärkt worden war, mußte er die Belagerung aufgeben, um vorläufig in der Nähe ein festes Lager zu beziehen. Die Verstärkungen, die ihm Washington schickte, brachten seine Macht auf 3000 Mann, allein die Kinderblattern ließen kaum ein Dritttheil derselben kampffähig, während die Engländer sich in Folge neuer Truppenzuzüge in den Stand gesetzt sahen, mit einer bedeutenden Uebermacht zum Angriffsverfahren überzugehen. So blieb dem tapfern Oberst nichts übrig als der Rückzug, auf dem er noch eine empfindliche Niederlage erlitt.

Abzug der Engländer.

Um so glücklicher waren inzwischen die amerikanischen Waffen auf andern Punkten gewesen. Washington hatte eine Flottille von kleinen Kriegsfahrzeugen zusammen gebracht, die, von Stürmen unterstützt, den in und um Boston liegenden Engländern die Zufuhr von der Seeseite so erfolgreich abschloß, daß sie bald in die größte Noth geriethen. Daß sie zur Rache dafür den Küstenort Falmouth einäscherten, steigerte den Zorn und die Kampflust der Amerikaner nur um so mehr. Auch das Heer, das sich am Ende des Jahres 1775, nachdem die Dienstzeit der Mannschaft größtentheils abgelaufen war, bis auf einen Rest von kaum 10,000 Mann aufgelöst hatte, war endlich durch die beharrliche Bemühung des Oberfeldherrn und des Congresses wieder auf einen Achtung gebietenden Stand gebracht worden. Es gelang ihm, obwohl seine neue Mannschaft zum Theil noch ganz ungeübt war, die den Hafen beherrschenden Höhen von Dorchester zu erstürmen, und dieß bewog den General Howe, Gage's Nachfolger seit dem 1. Oktober, Boston selber zu räumen, um mit seinen 11,000 Mann Soldaten und Matrosen und tausend königlich gesinnten Bewohnern der Stadt nach Halifax in Neuschottland zu segeln und dort Verstärkungen abzuwarten. Für den Augenblick war also das gesammte Gebiet der Kolonien von dem Feinde gesäubert und konnten die Rüstungen in Neuengland, dem Brennpunkte der Bewegung, um so ungestörter ihren Fortgang nehmen.

Aber auch im Süden, bis nach Südkarolina und Georgien hinunter, wurde eifrig gerüstet, trotz der Gegenbemühungen der Gouverneure. Die von Nordkarolina und Virginien mußten sich sogar, von den Tories ihrer Kolonien begleitet, auf die in der Nähe liegenden Kriegsschiffe flüchten, mit denen der eine derselben, Dunmore, längere Zeit die Ortschaften auf der virginischen Küste brandschatzte und plünderte, bis ihn endlich der Mangel an Lebensmitteln und Munition die letztere zu verlassen zwang.

Inzwischen war das neue Parlament zusammengetreten und damit die Regierung in die Lage gekommen, ihre Rüstungen nachdrücklicher zu betreiben. Man beschloß, die gegen die Kolonien bestimmte Seemacht auf 28,000, die Landmacht auf 55,000 Mann zu vermehren, mit denen Howe New-York erobern, Kanada decken und die südlichen Kolonien unterwerfen sollte. Um jene Heeresmasse zusammen zu bringen, die den Krieg mit Einem Schlage zu Ende führen sollte, trieb die zum Aeußersten entschlossene Regierung mit ein paar kleinen Fürsten des deutschen Reiches, zumal mit den hessischen, einen schmachvollen Menschenhandel, indem sie für jeden Mann dreißig Thaler zahlte und außerdem für jeden Gefallenen und für je drei zu Krüppeln Gewordene die gleiche Summe versprach. Um dieses Blutgeld verkauften die „Landesväter" ihre Unterthanen, ohne daß sie der Krieg in irgend einer Weise als Bundesgenossen oder Mitinteressenten berührt hätte.

Die Unabhängigkeits-Erklärung.

Das Schändliche dieses Verfahrens, verbunden mit der am 20. November erlassenen Parlamentsacte, die das gesammte Privateigenthum in den aufständischen Kolonien für gute Prise erklärte, empörte die Amerikaner im höchsten Grade und Mancher, der bis dahin noch als halber Tory geschwankt hatte, trat jetzt unbedingt zur Freiheitspartei über. Der Congreß aber beschloß, nun auch seinerseits zum Aeußersten zu schreiten, mit dem Mutterlande vollständig zu brechen und die Kolonien für unabhängige Staaten zu erklären. Damit verschaffte er sich freie Hand, um beim Auslande Hilfe zu suchen und überhaupt mit energischerer, durch keine Rücksichtsnahme gehemmter Entschlossenheit zu handeln, wie es die jetzt so drohend angewachsene Macht des Gegners forderte.

Dazu erschien um diese Zeit unter dem Titel „the common sense" eine Schrift von Thomas Payne, die ein ungewöhnliches Aufsehen erregte und der Sache der Freiheitsfreunde einen

mächtigen Vorschub leistete. Unter satyrischer Beleuchtung des bisherigen staatsrechtlichen Verhältnisses der Kolonien zu England legte sie diesen die Vortheile der Unabhängigkeit dar und gab sie ihnen den Rath, sie sollten sich ihre Verfassungsform selber geben, wie es jede einzelne ihren Umständen angemessen glaube.

Der Rath wurde überall auf das schleunigste befolgt. Sämmtliche Kolonien gaben sich ihre republikanischen Verfassungen nach dem Repräsentativsystem, das nur in den Einzelheiten da und dort je nach den besondern Lokalzuständen wechselte. So erhielt dasselbe in den Kolonien, in denen der Mittelstand mit seinen einfachern Sitten und seinen beschränktern Vermögensverhältnissen vorherrschte und die bevorrechteten Klassen kaum oder gar nicht vertreten waren, ein rein demokratisches Gepräge, während es im Süden, wo die Großgrundbesitzer das Uebergewicht hatten, eine mehr aristokratische Färbung annahm. Im Wesentlichen aber stimmten alle diese Verfassungen mit einander überein, so namentlich auch darin, daß die Abgeordneten und die betreffenden Beamten durchweg unmittelbar gewählt werden, daß die Gesetzgebung, die Verwaltung und die Rechtspflege ganz getrennt bleiben, daß alle Religionsbekenntnisse gleiche Rechte haben und ihre Priester von allen bürgerlichen Aemtern ausgeschlossen sein sollten. Von dem Grundsatze, daß neben dem Abgeordnetenhaus, dem in allen Kolonien bereits bestehenden General-Court, noch eine zweite Behörde — in New-York Revisionskammer, in den übrigen Kolonien Senat genannt — als zweiter Faktor der gesetzgebenden Gewalt errichtet werde, machte nur Pensylvanien eine Ausnahme, indem es das Einkammersystem annahm und die gesetzgeberische Thätigkeit seines General-Court bloß durch die öffentliche Meinung überwachen ließ. Jeder Gesetzesvorschlag sollte nämlich vor der endgiltigen Abstimmung dem ganzen Volke mitgetheilt werden, damit dieses seine Ansicht darüber bilden und aussprechen könne.

So hatten sich also sämmtliche Kolonien ihre obersten Regierungsbehörden selber gegeben und diese mit der souveränen Staatsgewalt ausgestattet; damit aber war die Unabhängigkeit nach Außen thatsächlich hergestellt, noch ehe der Congreß dieselbe förmlich ausgesprochen hatte. Am 4. Juli endlich erfolgte dieser Ausspruch, auf Henry Lee's Antrag: „Wir halten es für eine einleuchtende Wahrheit", heißt es in dieser Unabhängigkeitserklärung, „daß alle Menschen von Geburt gleiche Rechte haben, nämlich das unveräußerliche Recht zu leben, frei zu sein und ihr Glück zu suchen. Zur Sicherung dieser Rechte wurden die Regierungen

eingesetzt, deren rechtmäßige Gewalt auf dem übereinstimmenden Willen ihrer Unterthanen beruht. Sobald aber eine Regierungsweise jenem Zwecke zuwiderläuft, steht dem Volke das Recht zu, sie abzuändern oder abzuschaffen und dafür eine neue auf die genannten Grundsätze gegründete zu schaffen, wie sie ihm zur Förderung seines Wohles und seiner Sicherheit am zweckdienlichsten erscheint. Die Klugheit verbietet uns, eine altherkömmliche Regierungsform aus kleinlichen, momentanen Beweggründen mit einer andern zu vertauschen, und die Erfahrung zeigt uns, daß es die Menschen vorziehen, das Beschwerliche zu ertragen, so lang es halbwegs erträglich ist, als sich dadurch Recht zu verschaffen, daß sie die Staatseinrichtungen beseitigen, an die sie einmal gewöhnt sind. Wenn ihnen aber eine lange Reihe von Mißbräuchen und Rechtsanmaßungen, die alle einen und denselben Zweck verfolgen, die Absicht verräth, sie einer schrankenlosen Gewaltherrschaft zu unterwerfen, da ist es ihre Pflicht, eine so geartete Regierungsform zu beseitigen und durch Einführung einer neuen ihre bedrohte Sicherheit zu wahren. Genau in diesem Falle waren diese Kolonien mit ihrem standhaften Duldermuthe, und das war der Grund, der sie mit Nothwendigkeit zur Aenderung des althergebrachten Regierungssystems zwang. Die ganze Regierungsgeschichte des Königs von Großbritannien ist nur eine Reihe wiederholter Rechtsverletzungen und Anmaßungen, die auf die Gründung einer unbeschränkten Willkürherrschaft abzielen." Nach Aufzählung dieser Rechtsverletzungen fährt das Manifest fort: „Gegen jede dieser Unterdrückungsmaßregeln haben wir in der ehrerbietigsten Weise um Recht und Gerechtigkeit gebeten, doch auf alle unsere wiederholten Bitten hat man nur mit wiederholten Kränkungen geantwortet. Ein Fürst, der sich durch die Handlungsweise eines Tyrannen gebrandmarkt hat, ist nicht werth, über ein freies Volk zu herrschen.

„Wir haben nicht unterlassen, uns an unsere Brüder in England zu wenden: wir haben ihnen gezeigt, welche rechtswidrigen Versuche ihr gesetzgebender Körper machte, eine ungesetzliche Gewalt über uns zu erlangen; wir haben ihnen alle jene Umstände in's Gedächtniß zurückgerufen, unter denen unsere Einwanderung in dieses Land und unsere Niederlassung in demselben stattgefunden haben; wir haben an ihr angebornes Gerechtigkeitsgefühl, an ihren Edelmuth appellirt und sie bei unserer gemeinsamen Muttersprache beschworen, ihre Mißbilligung auszusprechen über die Rechtsverletzungen, die das Band unserer Zusammen-

gehörigkeit unfehlbar zerreißen müßten: doch sie blieben taub für die Stimme der Gerechtigkeit und des Blutes. Darum bleibt uns jetzt keine Wahl mehr — wir müssen uns von ihnen trennen und sie ganz so wie die übrige Menschheit, im Frieden für unsere Freunde, im Krieg für unsere Feinde halten.

„Demgemäß verkünden und erklären wir, die zu einem General-Congreß versammelten Vertreter der Vereinigten Staaten von Amerika, indem wir den allerhöchsten Richter der Welt zum Zeugen für die Redlichkeit unserer Absichten anrufen, im Namen und durch das Recht des guten Volkes dieser Kolonien feierlich: „daß diese vereinigten Kolonien freie, unabhängige, jeglicher Unterwürfigkeit gegen die englische Krone ledige Staaten sind und zwar nach ihrem guten Rechte; daß jeder Zusammenhang zwischen ihnen und Großbritannien vollständig gelöst ist und gelöst sein muß; und daß sie als freie und unabhängige Staaten das unbeschränkte Recht haben, Krieg zu beginnen, Frieden und Bündnisse zu schließen, Handelsbeziehungen anzuknüpfen, und daß ihnen überhaupt alle Attribute unabhängiger Staaten zukommen. Zur Aufrechthaltung dieser Erklärung verpfänden wir gegenseitig, im festen Vertrauen auf die göttliche Vorsehung, unsere Ehre und Habe und unser Leben."

Die dreizehn „Vereinigten Staaten von Nordamerika" — wie sie sich nannten (New-Hampshire, Massachuset oder Massachusets-Bai, Rhode-Island, Connecticut, New-York, New-Yersey, Pensylvanien, Delaware, Maryland, Virginien, Nord- und Süd-Carolina, Georgien) — behielten nach wie vor ihre eigenen Verfassungen mit dem unbeschränkten Rechte, dieselben abzuändern. Dem Congresse dagegen übertrugen sie die Leitung der das Ganze betreffenden politischen Angelegenheiten, die Beilegung der Streitigkeiten zwischen den einzelnen Staaten, sowie das Recht, Steuern aufzuerlegen, Anlehen aufzunehmen, Heer und Flotte zu organisiren. Doch war diese Gesammtverfassung, vermöge deren die Kolonien einen ziemlich lockern, nur durch die gemeinsame Bedrängniß und Begeisterung für den Augenblick zusammen gehaltenen Staatenbund bildeten, vorderhand noch keineswegs förmlich und allgemein anerkannt, ja, einige der genannten Kolonien traten ihr erst nach mehreren Jahren ausgesprochenermaßen bei.

Auf dem Kriegsschauplatz.

Mittlerweile hatte Howe den Kampf siegreich fortgesetzt, doch ohne deßhalb die Unterhandlungen zum Behufe einer güt-

lichen Ausgleichung abzubrechen. Am 15. September hatte er mit leichter Mühe New-York erobert, wo die acht Regimenter starken Milizen vor den Engländern und Hessen unter Clinton in panischem Schrecken und ohne einen Schuß zu thun aus den Linien flohen, unter Zurücklassung ihres Geschützes, Gepäckes und Kriegsvorrathes. Vergebens hatte sich Washington, der über die Feigheit seiner Leute auf's Tiefste empört war, mit Todesverachtung dem Feinde entgegen gestürzt, um die Fliehenden zum Ehr- und Pflichtgefühl zurückzurufen; vergebens hatten sich die Offiziere bemüht, sie aufzuhalten. Sie eilten in wilder Hast zu dem bei Haerlem lagernden Hauptheer, nachdem sie bloß 15 Mann an Todten verloren hatten. Bald mußten die Amerikaner auch dieses Lager räumen, um sich, in drei Corps getheilt, in verschiedener Richtung zurückzuziehen. Auch das Fort Washington ging ihnen verloren, wobei die Hessen und Engländer über 2800 Gefangene machten. Zu gleicher Zeit nahm der Graf von Cornwallis New-Yersey, und wurde Rhode-Island, wie vorher New-York, eingeäschert. Der amerikanische General Lee gerieth in Gefangenschaft; Arnold erlitt auf dem Champlain-See eine vollständige Niederlage: so kam Schlag auf Schlag und die Sache der Kolonien schien verloren.

Doch Howe zog sich, statt, wie er konnte, geraden Weges nach Philadelphia zu marschiren, in seine Winterquartiere zurück und so bekam Washington Zeit, sein zerrüttetes, entmuthigtes Heer wieder zu ordnen und zu verstärken. Zu den bereits zu Anfang des Jahres aufgestellten 88 Bataillonen, die von den einzelnen Kolonien theils auf Kriegsdauer, theils auf drei Jahre angeworben worden waren, bewilligte ihm der Congreß auf sein Verlangen noch weitere 16 Bataillone nebst drei Regimentern Artillerie, einem Geniecorps und 3000 Mann leichter Reiterei. Zugleich gab er ihm, was für die weitere Führung des Krieges noch folgenreicher war, die längst erbetene Ermächtigung zur Anstellung und Versetzung der Offiziere vom Brigadier abwärts, sowie die Vollmacht, von der Miliz eines jeden Staates so viel Verstärkung an sich zu ziehen, als er gerade brauche; ferner, Magazine zu errichten und zu diesem Behufe alles Erforderliche gegen billige Entschädigung von der Bevölkerung zu requiriren; endlich Jeden, der die Annahme des Papiergeldes verweigere oder der überhaupt als Gegner der guten Sache auftrete, zu verhaften und den Gerichten seines Staates zu überliefern.

Durch diese weitgedehnte Machtvollkommenheit sah sich der Oberfeldherr, der sie übrigens nur mit kluger Mäßigung gebrauchte, endlich in die Lage gesetzt, mit größerer Entschiedenheit und Raschheit zu handeln und damit dem Stand der Dinge eine günstigere Wendung zu geben. So machte der Winter von 1776 auf 1777 manches wieder gut, was der verflossene Frühling und Sommer der amerikanischen Sache geschadet hatte. Mitten im Dezember setzte Washington über den von triftenden Eisschollen angefüllten Delaware, um die Feinde in ihren zerstreuten Winterquartieren zu überfallen. Besonders glücklich war er zu Trenton, wo er bei tausend Hessen gefangen nahm, und bei Princetown. Trotz dieser Erfolge aber, die seinem Heere neue Zuversicht einflößten und neuen Zuwachs brachten, mußte er sich begnügen, seinen ihm immer noch überlegenen Gegner Howe im Schach zu halten, bis sich dieser mit seinem Hauptheer gegen Philadelphia wandte. Im Herbste drehte sich dann das Blatt vollends wieder zu Ungunsten der Amerikaner, die im September am Brandywine geschlagen wurden und Philadelphia verloren und im Oktober bei Germantown unterlagen, worauf sie den Winter in Erdhütten frierend und hungernd verlebten. Dafür war ihnen das Glück dieses Jahr im Norden um so günstiger gewesen: zwei englische Heerhaufen zogen vom Champlain- und vom Ontario-See her gegen Albany, um sich hier mit Howe zu verbinden. Der größere, 7000 Mann stark, nahm das Fort Ticonderoga, konnte aber auf seinem ferneren Marsch durch dichte Sumpfwälder nur langsam vorrücken und litt entsetzlich durch Hitze, Durst, Hunger und Moskiten. Nachdem er drauf bei Stillwater ohne Entscheidung gekämpft hatte, wurde er am 7. Oktober besiegt und dann auf dem Rückzuge bei Saratoga so umzingelt, daß er sich am 16. Oktober, auf 3500 Mann zusammen geschmolzen, sammt seinem Anführer Bourgoyne ergeben mußte. So wenig hatte es die Engländer genützt, daß sie in diesen Gegenden wieder einmal die blutgierigen Wilden gegen die Kolonisten aufhetzten, nicht zufrieden mit dem Wüthen ihrer erkauften Söldner aus Deutschland.

Washington als Heeresorganisator.

Washington's Stellung war mittlerweile um nichts besser geworden, seine Riesenaufgabe stieß auf zahllose Schwierigkeiten: aus Leuten, die sich auch unter den Fahnen nicht als Soldaten, sondern rein als Bürger betrachteten, die in ihrer Freiheitslust

und ihrem trotzigen Selbstgefühl von einer soldatischen Dressur, Subordination, Ordnung und Uniformität nichts wissen wollten, die, kein Kriegsrecht anerkennend, zäh an den ordentlichen Gesetzen ihrer betreffenden Kolonien festhielten, die nach einjähriger Dienstzeit immer wieder auseinander gingen: — aus diesen Leuten sollte er ein Heer bilden, stark genug, um es mit einem kriegsgeübten, wohl disziplinirten und ausgerüsteten Gegner erfolgreich aufzunehmen und ein weites Land gegen ihn zu decken, das seinen leicht beweglichen Schiffen in der ganzen Ausdehnung offen stand.

Das größte Hinderniß für seine Organisationsarbeit lag in der anererbten tiefen Abneigung, welche diese Acker- und Gewerbsleute für die bewaffnete Macht fühlten, in der sie eine fortwährende Bedrohung der Freiheit sahen. Aller kriegerischen Traditionen eben so gut entbehrend, wie jener Ueberbleibsel altfeudalistischer Einrichtungen, in denen sich anderswo noch etwas vom ritterlichen Geist des Mittelalters erhalten hat, hatten sie nur Sinn für die Freiheit, für die sie, die Heimat und Alles im Stiche lassend, so weit in die Ferne gewandert waren. Aber wie die persönliche Liebe zur Freiheit und Unabhängigkeit in dem Einzelnen die Tüchtigkeit zum Kampfe für dieselbe, zum militärischen Dienste beeinträchtigte, so schadete auch die Freiheitsbegeisterung des ganzen Volkes der eigenen Sache insofern, als sie sich im Bewußtsein ihrer Berechtigung und subjektiven Stärke auch nach Außen für unüberwindlich hielt, so daß sie zur Durchfechtung dieser Sache auch der physischen Gewalt gegenüber dem verhaßten Soldatenwesen entbehren zu können meinte. Darum hatte Washington einen so schweren Stand, wenn er all den General-Courts der einzelnen Kolonien, dem Volke, der ihn bitter tadelnden Presse, dem Heere die Nothwendigkeit einer längeren Dienstzeit und Uebung, einer strengeren Disziplin für das letztere, einer ausgedehntern Gewalt für den Oberbefehlshaber begreiflich zu machen suchte. Nicht minder schwer wurde es ihm, die für Erhaltung ihrer Unabhängigkeit und ihrer Lokalgebräuche besorgten General-Courts, mit denen er fortwährend zu unterhandeln hatte, zu Gunsten einer einheitlichern Heeresorganisation und einer kräftigern Kriegführung dahin zu bestimmen, daß sie in der Anwerbung und Ausrüstung der Mannschaft mehr nach einem gemeinsamen Plane verfuhren.

Die Unterstützung, die er bei diesen seinen Bemühungen,

auf deren Erfolg doch der der ganzen Bewegung die Freiheit Amerika's beruhte, bei dem Congresse fand, war verhältnißmäßig keine sehr ausgiebige. Selber nur auf die freiwillige Unterordnung der einzelnen Kolonien gestützt, befaßte sich diese junge, noch nicht förmlich anerkannte und gesetzlich regulirte Schöpfung der Revolution nur im großen Ganzen mit der Leitung der Bewegung, deren einheitlichen Charakter sie repräsentirte, während sie sogleich furchtsam innehielt, sobald es sich um die Durchführung der Einzelheiten handelte. So stand ihr wohl die Oberleitung des Krieges zu, allein die für diesen erforderliche Stellung der Mannschaft und die Steuerauflage hatten sich die General-Courts vorbehalten und diese wachten, wie gesagt, mit eifersüchtiger Sorgfalt darüber, daß das Band der Einheit nicht zu fest angezogen werde, daß es die Selbstständigkeit, die Selbstverwaltung ihrer betreffenden Kolonien, die, zu sehr verschiedenen Zeiten gegründet, bei der Ungleichartigkeit ihrer Bevölkerung und der Lokalinteressen und bei der ungeheuren Ausdehnung des spärlich bewohnten Landes noch nicht sehr viele Berührungspunkte unter einander hatten, möglichst wenig beeinträchtige. In der Stunde der gemeinsamen Gefahr, wenn große Lebensinteressen in Frage standen, da eilten freilich aus allen Kolonien die tüchtigsten Patrioten herbei, um, zum Congresse konstituirt, mit Einmüthigkeit und Kraft zu handeln; doch kaum war die nächste Gefahr beseitigt, als Jeder wieder nach Hause eilte, um am eigenen Herde die öffentlichen Interessen zu wahren, und dann blieb die Leitung des Ganzen wieder den schwächern Kräften überlassen und die Achtung und die rein nur auf dem Impulse der öffentlichen Meinung beruhende Unterwürfigkeit für den Congreß nahm dann im entsprechenden Maße ab.

Das Unheildrohende eines solchen Zustandes begriff Niemand besser, als der Mann, dessen Herz am heißesten für Vaterland und Freiheit glühte, dessen Kopf auch in den Stunden der verzweifeltsten Noth, der wärmsten Begeisterung, der wildesten Aufregung die Lage der Dinge am ruhigsten und klarsten überschaute. Zumal in seiner Stellung als Oberbefehlshaber mußte er bald genug zur Ueberzeugung gelangen, daß er nur von einer festgegründeten, mit unbeschränkter Machtvollkommenheit ausgerüsteten Centralgewalt die Herbeischaffung genügender Heereskräfte und den nöthigen Rückhalt für eine energische Durchbildung und Verwendung derselben, überhaupt für sein eigenes Auftreten hoffen dürfe. Darum wirkte er denn auch unermüdlich darauf hin, daß

Amerika eine solche Centralregierung bekomme, zumal seit er, zum Präsidenten ernannt, in der Lage war, sich über den Weg zu diesem Ziele noch besser zu orientiren.

Der geeignetste Mann für die Stelle eines mit dem vollen Maße der vollziehenden Gewalt ausgerüsteten Präsidenten war ohne alle Frage er selber. Durch die Festigkeit seines Willens und die Schärfe seines Verstandes zum energischen Gebrauche dieser Gewalt vortrefflich geeignet, bürgte er auf der andern Seite zugleich durch die Uneigennützigkeit seines Charakters dafür, daß er sie nie mißbrauchen werde. Namentlich war von ihm nicht zu fürchten, daß er je versuchen würde, das Volk einer Säbelherrschaft zu unterwerfen oder es auch nur allzu soldatisch zu organisiren. Dazu hatte er bei aller Tapferkeit viel zu wenig von einem Haudegen, von einem Schlachtenheros an sich. Seine Größe als Feldherr lag im Organisatorischen; daß er ein Heer aus undisziplinirten Freiwilligen von einjähriger Dienstzeit beisammen und in Ordnung erhielt, ohne Munition und ohne Proviantmagazine — das war seine Großthat, seine wundervolle Leistung, in der ihm kein anderer Feldherr der alten oder der neuen Zeit gleichkommt. Was die Kriegführung selber betrifft, so war er klug und entsagungsvoll genug, sich mit der unscheinbaren, bescheidenen Rolle des Vertheidigers zu begnügen, statt in glänzenden Bravourstücken das Schicksal des Vaterlandes in Frage zu stellen. Nur die Befreiung des letztern hatte er ja im Auge, nicht die Lorbeerkrone des Helden, und dann wußte er auch zu gut, daß er seinen Leuten in der Feldschlacht nicht viel zutrauen durfte und daß die Stellung des Vertheidigers stets sicherer und stärker ist, als die des Angreifers.

In all diesen Stücken aber waren seine Landsleute anderer Ansicht: sie wollten, die eigene Kraft weit überschätzend und der Drangsale und Kosten des Krieges längst überdrüssig, den letztern so rasch als möglich durch kecke, entscheidende Schläge beendigt sehen, und von einem stehenden Heer und einer militärischen Zucht nichts hören. So wollte der Congreß Anfangs nicht mehr als 5000 Soldaten bewilligen, doch Washington erwiederte trocken: „Gut, aber dann müßt ihr auch dem Feinde verbieten, uns mit mehr als halb so viel Soldaten anzugreifen". Andere drangen im Gegentheil auf eine Massenerhebung, in der unsere Theoretiker allerdings die eigentliche Stärke eines im Aufstand befindlichen Volkes finden wollen: doch Washington wußte aus

Erfahrung, daß der endgiltige Sieg nicht durch die Begeisterung des Augenblicks, sondern durch die ruhige Beharrlichkeit errungen wird; und so blieb er bei seinem Verlangen nach einem stehenden Heere, dessen Errichtung ihn zugleich der zeitraubenden Nothwendigkeit, fortwährend mit jedem einzelnen Staate zu unterhandeln, entheben sollte.*)

So stand Washington mit seiner bessern Einsicht allein zwischen den einander schroff widerstreitenden Meinungen des Congresses und des Heeres, und es brauchte den ganzen Heldenmuth seiner unerschütterlichen Beharrlichkeit, wenn er all den Anschuldigungen gegenüber, die von allen Seiten und aus ganz verschiedenen, einander oft entgegengesetzten Gründen gegen ihn erhoben wurden, mit ungeschwächtem Muth und Eifer und ungetrübter Klarheit des Blickes auf der dornenvollen Bahn ausharren sollte, bis die Zeit die Ansichten der Seinigen zur Erkenntniß des Richtigen klärte. Er bestand die schwere Probe und das allgemeine Vertrauen war sein Lohn. Der Congreß erklärte am 10. Mai 1779: „Der Congreß setzt sein volles Vertrauen in die Klugheit und die Fähigkeiten des Generals Washington und drückt zugleich den Wunsch aus, derselbe möge nicht aus allzu weit getriebenem Zartsinn oder aus Mißtrauen in sich selber seine eigene Einsicht unterschätzen und deßhalb der Versammlung mehr von seinen Plänen mittheilen, als nöthig ist und als die Raschheit der militärischen Operationen gestattet".

---

*) In einem Schreiben Washington's vom Jahre 1778 heißt es in dieser Beziehung: „Ersinnt Theorien und sprecht von Vaterlandsliebe, so viel ihr wollt, führt aus der alten Geschichte die Beispiele der großen Thaten an, die sie ausgeführt hat — so viel bleibt darum doch gewiß: wer auf diese Grundlage baut, als genüge sie allein schon, um einen langwierigen, blutigen Krieg durchzukämpfen, dem wird der Ausgang zeigen, wie sehr er sich verrechnet hat. Man muß die Leidenschaften der Menschen nehmen, wie die Natur sie ihnen eingepflanzt hat, und sich nach jenen Grundsätzen richten, die im Allgemeinen ihre Handlungsweise beherrschen. Ich will den Begriff der Vaterlandsliebe keineswegs bestreiten; ich weiß, daß es eine gibt und daß sie im vorliegenden Falle Großes geleistet hat, aber das darf ich wohl behaupten, daß ein anhaltender Krieg um wichtige Interessen nie und nimmer durch sie allein zu Ende geführt werden kann, wenn ihr nicht die Aussicht auf den persönlichen Nutzen, auf Lohn zur Seite steht. Die Vaterlandsliebe kann wohl zu manchen Handlungen, zur Ertragung schwerer Leiden, zur Ueberwindung der größten Schwierigkeiten begeistern, doch nur eine Zeit lang; bald wird sie es nicht mehr vermögen, sofern ihr nicht der Eigennutz zu Hilfe kommt."

Im Parlament.

Doch das Schicksal Amerika's sollte in den Kabinetten und im Parlamente entschieden werden, nicht auf dem Schlachtfelde. Mit seiner bekannten hinreißenden Kraft in der leidenschaftlichen Geberde, in der schwungvollen, oft übertreibenden, aber immer klassisch schönen Rede sprach der alte Pitt für die Nothwendigkeit, mit den Amerikanern um jeden Preis Frieden zu schließen; und wie bei Eröffnung des Parlaments von 1777 die Adresse des Hauses dem Könige den herkömmlichen Dank aussprach und dabei den Ruhm der Briten mit dem der alten Eroberer Amerika's verglich, da rief er:

„Ich kann und will keinen Theil haben an Beglückwünschungen für ein Unglück. Die Pflicht gebietet, den König die Stimme der Wahrheit hören zu lassen, ihn zu belehren, ihm den Abgrund zu zeigen, an dem wir stehen. Das Volk, das wir vor Kurzem noch als einen Haufen von Rebellen verachteten — dieses Volk mißt sich jetzt als Feind mit uns, und nicht gegen Banditen und Raubgesindel kämpfen wir, sondern gegen freie, tugendhafte Patrioten. Der trostlose Zustand unserer Heere ist bekannt; Niemand achtet den englischen Soldaten höher als ich: ich weiß, daß er Alles zu leisten vermag, nur nicht das Unmögliche, und unmöglich ist die Eroberung des englischen Amerika's. Ja, ich stehe keinen Augenblick an, es zu wiederholen: erobern könnt ihr Amerika nicht. Wie steht es drüben mit uns? Wir kennen nicht alle Gefahren unserer Lage, aber das wissen wir, daß in drei Feldzügen nichts ausgerichtet worden ist. Kosten auf Kosten, Truppen auf Truppen häufen, alle Hilfsmittel aufhäufen, die man kaufen oder entlehnen kann, mit jedem einzelnen jener armseligen Fürsten Deutschlands, die ihre Unterthanen auf die Schlachtbank eines fremden Herrschers verkaufen und versenden — mit diesen Duodezfürsten handeln und feilschen — das könnt ihr, doch nie und nimmer Amerika unterjochen. Diese gedungenen Söhne der Plünderung und des Mordes auf sie zu hetzen! sie und ihre Habe der Raubgier, der Wuth dieses erkauften Gesindels preiszugeben! Wäre ich Amerikaner statt Engländer, ich würde die Waffen nicht aus der Hand legen, so lange noch ein feindlicher Soldat im meinem Lande stünde. Und wer, wer gab euch die Ermächtigung, das Weh des Krieges noch dadurch zu steigern, daß ihr euren Waffen die Keule und den Tomahawk der Wilden beigesellter?"

Auf die Antwort des Lord Suffolk: „Der Waffen, die

Gott und die Natur in unsere Hand gelegt, durften wir uns ohne Schamröthe bedienen", fuhr Pitt fort: „Ha — und so etwas mußte ich hier in diesem Lande, in diesem Hause hören? Welche Begriffe macht sich denn wohl der edle Lord von Gott und von der Natur? Wie kann er sich unterstehen, das Gesetz Gottes zum Deckmantel zu nehmen für die Niederträchtigkeit, daß man jene Kannibalen zum Gemetzel herbeigerufen hat, die ihre Schlachtopfer martern, zerreißen, fressen, die ihr Blut trinken und ihr Haupthaar zur Siegestrophäe nehmen? Ich rufe die Priester unserer Religion auf, daß sie sich in ihrem Namen verwahren gegen die gotteslästerliche Verleumdung; ich fordere die Bischöfe auf, mit der Heiligkeit ihrer Stola, und die Richter, mit der fleckenlosen Reinheit ihrer Toga einzuschreiten, daß sie uns reinigen von einer solchen Entweihung. Sie alle, Mylords, fordere ich auf, die Würde Ihrer Ahnen, Ihres Charakters, unserer Nation zu wahren. Unter jenen Bildern dort sehe ich den unsterblichen Vater des edeln Lords, dem ich antworte, ich sehe den Lord Effingham, den ruhmbekränzten Vernichter der Armada, erbeben vor Entrüstung. Umsonst hat er Großbritanniens Religion und Freiheit gegen Roms Tyrannei vertheidigt, wenn Greuelthaten, verruchter als die der Inquisition, hier unter uns zur Sitte werden, unter der Weihe der Religion! Blutdürstige Menschenfresser schickt ihr aus, und gegen wen? gegen eure Brüder, gegen Protestanten. Jenes Spanien, das zwischen den Reihen seiner Krieger Bluthunde marschiren ließ — es rühme sich nicht mehr der Meisterschaft in der Barbarei, seit wir gegen unsere Landsleute diese Bluthunde losgelassen haben. Schnell, ihr Kirchenfürsten, schnell eine Sühnungsfeier, unser Vaterland zu reinigen von einer so schändlichen Befleckung, von einem so ungeheuren Verbrechen! Mylords, ich bin alt und erschöpft, ich kann nicht weiter sprechen, aber ich hätte diese Nacht mein Haupt nicht auf das Ruhekissen legen können, hätte ich meinem Unwillen nicht Luft gemacht."

Lord North, der die Gleichgiltigkeit so weit getrieben hatte, daß er sich mitten unter den heftigsten Philippiken schlafend stellte, that jetzt endlich einen Zug: er schickte Kommissäre nach Amerika, die um jeden Preis eine Aussöhnung herbeiführen sollten. Doch es war zu spät. Die Amerikaner wußten, wie gefährlich es ist, auf die Verzeihung eines erbitterten Gebieters zu bauen, und hatten den Reiz der Unabhängigkeit bereits kennen gelernt. So mußte man sich denn wieder zum Kriege entschließen, dessen

Führung zur See dem bei Hof wenig beliebten, aber verdienstvollen Seehelden Keppel übertragen wurde.

Frankreich.

Auch der Congreß, dem die Gefahr den Muth zum entschiedenen Handeln gab, setzte jetzt alle Bedenken und Rücksichten bei Seite: er bekleidete den Oberfeldherrn mit der diktatorischen Gewalt, nahm Anlehen auf und beschloß, über den alten Nationalhaß hinwegsehend, mit Frankreich über den Abschluß eines Bündnisses zu unterhandeln, zu welchem Behufe Franklin und Arthur Lee nach Europa gesendet wurden (1776). Sie fanden dieses und zumal Frankreich voll von Bewunderung für die schmucklos-einfachen Bürgertugenden eines Volkes, das, kaum erst entstanden und doch schon so eifersüchtig auf seine Rechte, mit ungeübten Waffen jenem Reiche die Spitze bot, das der Schrecken Europa's war. Die Kenner des Alterthums verglichen seine Thaten mit denen der Curiatier und der Fabier; die Philantropen sahen in seiner Unabhängigkeits-Erklärung ein Völkermanifest gegen die Tyrannen, in seinen glücklichen Erfolgen die Bürgschaft dafür, daß auch alle ihre eigenen Hoffnungen erfüllbar seien. Aller Herzen schlugen höher beim Hinblick auf diesen Kampf, den einzigen, der unter den staatsklugen und dynastischen Kriegen des Jahrhunderts den eben im Aufschwung begriffenen Rechtsansichten entsprach. Franklin vollends, der sich bereits durch seine physikalischen Entdeckungen und Erfindungen berühmt gemacht hatte, war der Abgott aller Freiheitsfreunde, die namentlich auch die beispiellose Einfachheit seines Benehmens und seiner Kleidung nicht genug bewundern konnten. Die Philosophen, von deren Urtheil die öffentliche Meinung und der Ruhm der Zeitgenossen abhingen, rechneten ihn unter die Ihrigen und machten seinen Namen volksthümlich. Er aber, der verständig berechnende Amerikaner mit dem gutmüthig-ehrlichen Gesichte, er lachte über ihre schwärmerischen Uebertreibungen, während er seinen Vortheil daraus zog.

Den Franzosen kam der Antrag nicht unerwünscht: es drängte sie, die Scharte des siebenjährigen Krieges auszuwetzen, den verlornen Kriegsruhm wieder herzustellen; die Aussicht auf eine Demüthigung des alten Nebenbuhlers und Nationalfeindes war verlockend; die Philosophen, die in dem durch Frankreichs Hilfe befreiten Amerika bald das Staatsideal ihrer politisirenden Phantasie verwirklicht zu sehen hofften, forderten ihre Landsleute und

die Regierung auf, für die hochherzigen Grundsätze der amerikanischen Verfassung einzustehen. Doch die öffentlichen Kassen standen leer; der Minister Turgot wies nach, wie vortheilhaft es für Frankreich sei, die Kolonien sich selber zu überlassen, damit England an ihrer Unterwerfung seine eigenen Kräfte erschöpfe; die Zeit sei ja doch nicht mehr ferne, wo die Seestaaten sich ohnehin gezwungen sehen würden, ihre ferngelegenen Besitzungen aufzugeben und sich denselben gegenüber mit vortheilhaften Handelsbedingungen zu begnügen. Endlich schien es auch gar zu unpassend für einen Fürsten, einen Volksaufstand zu begünstigen. So schwankte denn das Versailler Kabinet längere Zeit in seinem Entschlusse, während schon einzelne Franzosen aus den gebildetern und namentlich auch aus den aristokratischen Kreisen in den Kampf eilten für die in der Heimat so ganz entbehrte Freiheit, für die politisch-sozialen Grundsätze, die in den Büchern und in der Ferne so begeisternd auf sie wirkten. An ihrer Spitze stand der junge Marquis de la Fayette, der seinen Reichthum und eine junge tugendhafte Gattin aus hohem Hause im Stiche ließ, um gegen die Adelsvorrechte zu kämpfen, in deren Genuß er selber aufgewachsen war. Theils als Washington's Adjutant, theils als Befehlshaber einzelner Detachements, leistete er dem Freiheitsheere die ersprießlichsten Dienste, und bald war sein Name hochgefeiert in den Kolonien wie in seinem Vaterlande. Auch einige Polen zogen hinüber, ihr Blut für die Freiheit zu vergießen, die sie in der Heimat verloren hatten. Uebrigens merkten die Amerikaner bald, daß diese Freiwilligen, denen sich auch Deutsche und Irländer angeschlossen hatten, mit ihrer Zügellosigkeit und Unfügsamkeit mehr kosteten als nützten. Darum machte den Amerikanern auch La Fayette's Ankunft und Dienstanerbieten Anfangs wenig Freude, wie schon aus seinem Schreiben an den Congreß hervorgeht: „Meine Opfer berechtigen mich, einen doppelten Dank zu verlangen — einmal daß ich auf meine eigenen Kosten dienen, und dann, daß ich diesen Dienst als Freiwilliger beginnen darf". Wirklich nützte auch diese muthige Jugend weniger materiell mit dem Arme, als moralisch dadurch, daß durch ihr Mitwirken gleichsam Europa seine Billigung für die amerikanische Sache aussprach.

Zwei Jahre dauerten nun schon die Unterhandlungen in Versailles und noch immer kam Ludwig XVI zu keinem entschiedenen Entschluß. Allein schon während dieser Zeit hatte die französische Regierung angefangen, die Amerikaner wenigstens

thatsächlich zu unterstützen. So verbot sie wohl den Kapern, mit ihrer Prise in französische Häfen einzulaufen, doch an eine Einhaltung des Verbots dachte sie nicht. Auch gestattete sie ohne Bedenken die Ausfuhr von Waffen und Lebensmitteln nach den Kolonien und empfing sie die Gesandten der letztern, wenn nicht in öffentlichen, so doch in Privat-Audienzen. Da forderten diese, durch Burgoyne's Niederlage zu einem zuversichtlichern Auftreten ermuthigt, endlich eine kategorische Erklärung, ob Frankreich ihre Anerbietungen annehme oder nicht; im letzteren Falle würden sie sich mit England verständigen und gegen Frankreich verbinden. So blieb dem letztern nur noch die Wahl zwischen zwei Kriegen — der eine stellte Sieg und Ruhm, der andere unvermeidlichen Schaden in Aussicht. Wählte die Regierung den erstern, so gewann sie zugleich in den Augen der öffentlichen Meinung, nicht nur im eigenen Lande, sondern in ganz Europa. Die Wahl konnte nimmer zweifelhaft sein, zumal seit das muthige Ausharren Washington's und des Congresses und der Tag bei Saratoga das Vertrauen in die Nachhaltigkeit und den Erfolg der amerikanischen Bewegung auch in Europa gehoben hatten. Doch die Unabhängigkeit Amerika's offen anzuerkennen und England förmlich den Krieg zu erklären, dazu konnte sich der kleinmüthige Ludwig XVI auch jetzt noch nicht entschließen: der Allianzvertrag, der am 6. Februar 1778 zu Stande kam, trug die Maske eines harmlosen Freundschafts- und Handelsvertrages. Aber die einzelnen Bestimmungen waren unzweideutig genug. Frankreich anerkannte die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten und ließ sich dafür als einzige Gegengefälligkeit das Versprechen geben, daß sie unter keinen Umständen mit England über die Rückkehr in das alte Unterthänigkeitsverhältniß unterhandeln wollten. Zugleich verbürgte es sich für ein Anlehen, das sie in Holland aufnahmen, und lieh es ihnen selber unverzinslich achtzehn Millionen, die nach Beendigung des Krieges zurückbezahlt werden sollten. Damit war also — ein ganz neuer, für Europa gar folgenschwerer Vorgang — das Prinzip des Volksaufstandes von Seiten einer legitimen Regierung förmlich anerkannt.

Ehe noch Frankreich durch die Aussendung seiner von dem Grafen d'Estaing geführten Flotte die Maske vollends abgeworfen, hatte England diese längst durchschaut und die faktische Kriegserklärung durch ein massenhaftes Kapern französischer Schiffe beantwortet. Mit den Amerikanern aber suchte es nun um jeden Preis, nur nicht um den ihrer Lostrennung, Frieden zu machen;

doch sie wiesen alle Anerbietungen zurück und so mußte denn England den Kampf gegen die Uebermacht aufnehmen.

Zunächst wurde er ausschließlich von den Flotten geführt, die sich längere Zeit mit wechselndem Glücke bekämpften. Doch litten dabei die Franzosen mehr als die Engländer, die in einer Reihe von zwanzig Gefechten auch nicht ein einziges Linienschiff verloren. Auch im gegenseitigen Wegnehmen ihrer überseeischen Besitzungen hielten sich die beiden Gegner so ziemlich das Gleichgewicht: im Herbste 1778 nahmen die Franzosen Dominique, zu Anfang des folgenden Jahres die englische Niederlassung am Senegal, im Sommer darauf S. Vincent und Grenada. Die Engländer aber hielten sich an den Fischerinseln S. Pierre und Miquelon, an Pondichery und S. Lucie schadlos, die sie sämmtlich noch im Spätjahre 1778 eroberten.

Zugleich hatte der Landkrieg zwischen den Amerikanern und den Engländern seinen wiewohl matten Fortgang genommen. An der Spitze der letztern stand, seit Howe durch sein unthätiges Verweilen in Philadelphia das Vertrauen seiner Regierung und seines Heeres verloren und seine Entlassung genommen hatte, sein früherer Unterbefehlshaber Henry Clinton, der am 18. Juni 1778 aus Scheu vor der erwarteten feindlichen Flotte Philadelphia räumte, um nach New-York zu marschiren. Hier blieb er das nächste Jahr über, während die Amerikaner am Hudsonsfluß standen und die französische Flotte unter Admiral d'Estaing, nachdem sie sich am 27. Juli bei Ouessant mit Keppel gemessen hatte, an den Küsten von Rhode-Island kreuzte. Während Clinton kleine Streifzüge in die Nähe und in die Ferne machen ließ, mußte sich Washington mehr als je in der vorsichtigsten Defensive halten, da seine Landsleute, seit der Ankunft der Bundesgenossen am Siege nimmer zweifelnd, diesen die weitere Mühe allein überlassen wollten und darum in ihrem Kriegseifer ganz bedeutend nachgelassen hatten. Die französische Flotte aber war durch die feindliche im Schach gehalten. Etwas lebhafter ging es im Süden zu, wo die Engländer im Winter von 1778 auf 79 Georgien eroberten und im folgenden Jahre einen Einfall in die beiden Carolina's machten.

Spanien.

Inzwischen war ein neuer Kämpfer in die Schranken getreten: Spanien hatte gleich von Anfang an Lust gehabt, sich am Kampfe gegen den verhaßten Feind seines Glaubens und seiner

Kolonien zu betheiligen, und bei dieser Gelegenheit zugleich sein Minorka, Jamaica und Florida wieder zu gewinnen. Nur die Furcht, das Beispiel des Aufstandes möchte verlockend auf die letztern wirken, hatte es bis jetzt zurückgehalten. Doch endlich überwog die Rachsucht dieses Bedenken und die Madrider Regierung bot sich den Amerikanern als Vermittlerin und Bundesgenossin an, falls sie ihr den Besitz der beiden Florida's verbürgen und auf ihren Antheil an den Fischereien bei Newfoundland, auf die Schifffahrt im Missisippi und auf die ostwärts von ihm gelegenen Ländergebiete Verzicht leisten wollten. Allein die Amerikaner willigten nur in die erste Bedingung, die unwichtigste von allen, ein, die andern wiesen sie zurück. In kindischem Verdrusse darüber versagte ihnen nun die spanische Regierung die Anerkennung ihrer Unabhängigkeit, während sie gleichwohl an England den Krieg erklärte und im Juni 1779 ihre Flotte zu der französischen unter dem Grafen d'Orvilliers stoßen ließ. Der letztere hatte jetzt nicht weniger als 66 Linienschiffe beisammen, die stärkste Flotte, die jemals die meerbeherrschende Insel bedrohte. Dazu standen noch auf den Küsten der Bretagne und der Normandie bei 60,000 Mann zum Einfall in dieselbe bereit und vor diesem Einfall mußte dem Gegner um so banger sein, als gleichzeitig auch in Irland die alten Unruhen wieder ausgebrochen waren.

Allein bald fingen Krankheiten an, unter der Bemannung der Flotte aufzuräumen und es kam zu keiner That, die einer so gewaltigen Rüstung würdig entsprochen hätte. Im Gegentheile begann jetzt für die vereinigten Flotten eine Reihe der schwersten Unglücksfälle: so schlug Rodney am 16. Januar 1780 in der Nähe des Vorgebirgs S. Vincent den spanischen Admiral Langara so entscheidend, daß sich Spaniens Seemacht seitdem nie wieder ganz erholte; am 12. November 1782 aber brachte er der französischen Flotte unter de Grasse in den westindischen Gewässern zwischen Dominique und Saintes eine nicht minder vollständige Niederlage bei, die fünf feindliche Linienschiffe, darunter das Admiralschiff mit de Grasse selber, in seine Hände lieferte. Für solche Verluste war es keine genügende Entschädigung, wenn die von dem Herzog von Crillon befehligten Franzosen im Verein mit den Spaniern im Februar 1782 Minorka sammt seinem für uneinnehmbar geltenden Fort San Felipe eroberten, womit die englischen Kaperschiffe ihren festen Zufluchtsort verloren, und wenn die Spanier wieder in den Besitz des westlichen Florida's

kamen. Mehr Nutzen aber hatte für die letztern die Erbeutung einer nach Ostindien bestimmten englischen Flotille mit einem Werthe von 48 Millionen an Bord. Weniger glücklich waren die Verbündeten vor Gibraltar, das Elliot von 1779 bis gegen Ende des Jahres 1782 auf das Tapferste gegen sie vertheidigte, wobei es ihm gelang, mit Hilfe einer neuen Erfindung ihre bis dahin für feuersicher gehaltenen schwimmenden Batterien zu zerstören; die Ankunft des Admirals Howe ersparte dem heldenmüthigen General die Nothwendigkeit der Uebergabe.

Das Parlament.

Während so die Waffen Englands nur um so siegreicher kämpften, je mehr die Zahl seiner Gegner wuchs, hatte sich unter seinem Volke, Parlamente und Ministerium die Stimmung und Parteistellung gegenüber der amerikanischen Frage wesentlich geändert.

Am 20. März 1782 war North aus dem Ministerium geschieden und mit Fox, Burke, dem Herzog von Rockingham und Andern die Gegenpartei in dasselbe eingetreten, die für den Frieden und die Anerkennung der Unabhängigkeit Amerika's war. Dafür war jetzt im Volke die Stimmung um so kriegerischer geworden, seit die allgemeine Erbitterung darüber, daß die Abtrünnigen sich mit dem gemeinsamen Stammfeinde verbunden, alle andern Rücksichten und Gefühle zum Schweigen gebracht hatte. Die Vaterlandsliebe entwickelte ihre ganze Kraft und Beharrlichkeit, deren sie bei aristokratisch gesinnten und regierten Völkern fähig ist: aller Parteihader verstummte, von allen Seiten bot man der Regierung Geld und Schiffe an. Selbst der alte Pitt, der nur vom Hasse gegen Frankreich lebte, der es um jeden Preis gedemüthigt sehen wollte, der sich auch der Amerikaner nur in so fern angenommen hatte, als sie Engländer waren — selbst er hörte jetzt auf, sie zu vertheidigen, seit die Hoffnung auf einen Krieg mit Frankreich vor ihm aufgetaucht war. Als sich auch jetzt noch eine Friedensstimme im Parlamente zu erheben wagte, da erschien er am 7. April zum letztenmal in demselben, von Alter und Anstrengungen gebeugt und entkräftet, auf den Arm seines Sohnes William gestützt.

„Wie glücklich bin ich doch", sprach er mit kaum vernehmbarer Stimme, „daß das Grab sich noch nicht über mir geschlossen hat, daß ich noch im Stande bin, meine Stimme zu erheben gegen die Zerstückelung dieses altehrwürdigen Reiches. Wer konnte es nur wagen, uns

ein solches Opfer anzurathen? Sollen wir den Ruhm der Nation durch ein schmachvolles Preisgeben ihrer Rechte und ihrer werthvollsten Besitzungen beflecken? Ein Volk, das seit siebenzehn Jahren der Schrecken der Welt ist, soll sich jetzt so tief erniedrigen, daß es seinem unversöhnlichen Todfeind zurufe: Nimm Alles, nur laß mir den Frieden! Müssen wir wirklich zwischen Krieg und Frieden wählen und können wir diesen nicht mit Ehren erhalten, warum dann nicht ohne Zaudern den Krieg beginnen? Ich weiß nicht genau, wie stark England gegenwärtig ist, aber das weiß ich sicher, daß es stark genug ist, seine wohlbegründeten Rechte zu vertheidigen. Und dann, Mylords, sind wir doch in jeder andern Lage besser daran, als wenn wir an uns selber verzweifeln. Laßt uns wenigstens einen kräftigen Versuch machen, und müssen wir fallen, als Männer fallen."

Als der Minister den Redner aufforderte, ihm die Mittel zu nennen, welche England zur Unterwerfung Amerika's zu Gebote stünden, sank dieser nieder, ehe er noch ein Wort hervorbringen konnte: ein Schlagfluß hatte ihn getroffen, der seinem Leben bald darauf ein Ende machte.

Die Niederlande.

Inzwischen hatte sich England einen vierten Gegner geschaffen. Während der Norden neutral blieb, hatten die Niederländer, vom alten Haß und Neid gegen die gewaltthätigen Erben seiner Seeherrschaft und seines Welthandels und von den neuerdings erlittenen Demüthigungen aufgestachelt, den Franzosen unter der Hand manche Unterstützung zukommen lassen. Man konnte ihre Handlungsweise völkerrechtswidrig schelten, aber befremden konnte sie nicht. Während ihnen England den Handelsverkehr mit den aufständischen Kolonien in jeder Weise erschwerte und namentlich die Einfuhr des aus Nordeuropa kommenden Holzes als einer zum Bau von Kriegsschiffen verwendbaren Waare ganz untersagte, hatten sie von den Franzosen überall die rücksichtsvollste, zuvorkommendste Behandlung erfahren und namentlich auch die zum Schutze ihres Holzhandels erforderliche Bedeckung an Kriegsschiffen erhalten. Weil sie nun dem Verbote Englands zum Trotze diesen Holzhandel fortsetzten, erklärte England im April 1780 unter Aufhebung aller seiner früher mit ihnen abgeschlossenen Handelsverträge, es werde sie im Betreff des Seehandels als seiner Herrschaft unterstehend betrachten; im Winter darauf aber erklärte es ihnen geradezu den Krieg, weil sie ihm den Pensionar

von Amsterdam, der mit den Kolonien für den Fall einer Anerkennung ihrer Unabhängigkeit von Seiten Englands einen Handelsvertrag abgeschlossen hatte, nicht zur Bestrafung ausliefern wollten.

Europa staunte über die Verwegenheit, mit der England aus freien Stücken die Uebermacht seiner Gegner noch vermehrt hatte; doch der Erfolg rechtfertigte sie auf das Glänzendste: Rodney, der Sieger über Spanier und Franzosen, wandte sich jetzt gegen den neuen Feind, dessen Handelsflotten und Kolonien seinem unvorhergesehenen Angriff wehrlos preisgegeben waren. In kurzer Zeit hatte er die holländischen Ansiedlungen in Guyana und Westindien theils verheert, theils weggenommen, bis auf einige von den Franzosen vertheidigte Punkte (Berbice, Demarary, Essequebo und die Insel S. Eustach). Zu gleicher Zeit war Hughes in den indischen Gewässern nicht minder thätig: bis auf einige Gebiete, welche, wie das Capland, von den Franzosen beschützt wurden, nahm er den Niederländern der Reihe nach ihre Besitzungen auf Malabar und Coromandal, in Bengalen, auf Ceylon und Sumatra. Fast noch empfindlicher traf die letztern der ihnen durch die englischen Kaperschiffe zugefügte Schaden, der sich nach kurzer Zeit schon auf fünfzehn Millionen Gulden belief, ungerechnet die fünfhundert Handelsschiffe, die Holland während der zwei Kriegsjahre einbüßte. Die holländisch-ostindische Handelsgesellschaft mußte am Ende sogar ihre Zahlungen einstellen. Doch alle diese Verluste, für die nur Zoutman's hochgefeierter, wenn schon wenig entscheidender Sieg über die feindliche Uebermacht (5. August 1781) einige moralische Entschädigung bot, erbitterten die zu gleicher Zeit von den innern Parteikämpfen, zumal von der Opposition gegen den Statthalter aufgeregten, von der sogenannten patriotischen Partei geführten Holländer nur um so mehr, so daß sie die russischen Vermittlungs- und die englischen Friedensanerbietungen trotzig zurückwiesen, selbst dann noch, als Frankreich und Amerika bereits auf dieselben einzugehen anfingen.

Daß die letztern die von England gebotene Versöhnungshand so bereitwillig ergriffen, war eine natürliche Folge der Lage, in die sie der Krieg nach und nach gebracht hatte. Wohl hatte das Bündniß mit Frankreich und die Entfernung der Engländer aus der Bundes-Hauptstadt die Zuversicht der Amerikaner neu gehoben, doch ihre offenen Städte und Ländereien litten furchtbar durch die barbarisch hausenden Feinde; ihre Finanzen waren zerrüttet, ihr Papiergeld war in Mißkredit gekommen und in Folge dessen Treu und

Glauben aus dem Verkehr wie aus der Politik geschwunden; die öffentlichen Aemter hatten Leute inne, die kein anderes Verdienst besaßen, als ihren Radicalismus; wie es jungen, vom Drang des Augenblicks geschaffenen Regierungen gewöhnlich geht, war der Congreß bald machtlos geworden; das Heer fand sich genöthigt, von der Plünderung zu leben. Dazu erwachte in den Amerikanern, die ihr britisches Blut nicht verleugnen konnten, mehr und mehr wieder der angestammte Groll gegen die Franzosen, und da man wahrzunehmen glaubte, daß diese ihre Schuldigkeit nur lässig und ungenügend erfüllten, so kam es bald zu fortwährenden Zwistigkeiten. Auch in ihren eigenen Reihen begann der alte Parteihader von Neuem, seit mit der ärgsten Noth auch das Bedürfniß des Zusammenhaltens und die erste Begeisterung geschwunden war. Die Royalisten, deren Partei in den Südstaaten mit Ausnahme Virginiens massenhaft vertreten waren, vergaßen in ihrem Parteihaß die Liebe zum neuen Vaterlande so ganz, daß sie sich seiner Leiden freuten. So halfen eben diese Leiden noch dazu, die Gemüther immer mehr gegen einander zu erbittern.

Auch die Engländer waren von ihrer Kampflust und Zuversicht bedeutend zurückgekommen, seit die Ankunft der französischen Hilfstruppen unter Graf Rochambeau den großen Washington, der über alle Zwistigkeiten, Meutereien und Verräthereien der Seinigen Herr zu werden wußte, in den Stand gesetzt hatte, zu einer kraftvollen Offensive überzugehen; seit die französischen Waffen unter dem Marquis von Bouillé in Westindien glänzende Erfolge erfochten und vollends seit sich Lord Cornwallis, der nach Eroberung beider Carolina's in Virginien eingedrungen war, nach zwanzigtägiger Belagerung am 19. Oktober 1781 mit seinen 7000 Mann in Yorktown an Washington, La Fayette und Rochambeau hatte ergeben müssen.

Der Pariser Friede.

Die Friedensunterhandlungen, die England auf das Verlangen des Congresses mit allen seinen Gegnern, das trotzige Holland ausgenommen, zugleich führte, wurden durch jenen Schlag, der auch (am 20. März 1782) das kriegerisch gestimmte Ministerium North stürzte, so beschleunigt, daß die Präliminarien zwischen England und den Vereinigten Staaten schon am 30. November 1782, die zwischen dem erstern und den beiden bourbonischen Höfen am 20. Januar 1783 zu Versailles unterzeichnet

werden konnten, worauf dann am 3. September zu Paris der definitive Frieden geschlossen wurde. England, das den Abgefallenen jetzt sogar mehr bewilligt wissen wollte, als selbst ihre Verbündeten für sie verlangten, anerkannte die dreizehn Staaten als frei und selbstständig, überließ ihnen die westlich von ihnen gelegenen Gebiete im Innern des Landes und gestattete ihnen die Theilnahme an der Fischerei auf der Newfoundländer Bank. Dafür versprach der Congreß, sich bei den einzelnen Staaten dahin zu verwenden, daß die eingezogenen Güter der Engländer und der amerikanischen Royalisten zurückgegeben würden. Da aber die meisten jener Staaten, deren unabhängige Stellung dem Congreß hierin kein direktes Eingreifen gestattete, die Zurückgabe verweigerten, so blieb es England überlassen, die Beschädigten mit Geld oder Ländereien in Neuschottland schadlos zu halten. Zur Schifffahrt auf dem Missisippi sollten Engländer und Amerikaner gleichmäßig berechtigt sein. Da die Grenze zwischen den beiderseitigen Gebieten durch weitgedehnte, von unabhängigen Indianerstämmen bewohnte Wildnisse lief und deßhalb den Kolonisten nicht weniger unbekannt war als den Europäern, so konnte sie im Friedensvertrage nicht genau bestimmt werden. Sie blieb vielmehr ein steter Zankapfel zwischen beiden und oft genug standen diese auf dem Punkte, den Kampf neu zu beginnen. Erst der Vertrag vom 9. Aug. 1812 bereinigte die Streitfrage in endgiltiger Weise.

Frankreich erhielt einen größern Antheil an der Fischerei bei Newfoundland, den unbeschränkten Besitz seiner Fischerinseln S. Pierre und Miquelon; ferner die Inseln Tabago und Gorée, die Niederlassung am Senegal; außerdem bekam es seine west- und ostindischen Besitzungen, letztere noch mit einigen neuen vermehrt, von den Engländern zurück, denen es dafür S. Vincent, Dominica, S. Christoph, Monserrat, Grenada und die Grenadillen zurückgab. Endlich wurde ihm auch noch die volle Benutzung des Hafens von Dünkirchen wieder freigegeben.

Spanien gegenüber verzichtete England auf jeden Anspruch an Minorca und die beiden Florida's, die es ihm zurückgab. Dafür erhielt es Providence nebst den übrigen Bahama-Inseln zurück und erlangte die Befugniß, an der Hondurasbai Färbeholz-Bäume zu fällen. Von Holland endlich, das auf eigene Faust Frieden schließen mußte, bekam England die indische Stadt Negapatnam und das Recht zur ungehemmten Schifffahrt im indischen Meere.

Die schweren Opfer, die England in diesem Frieden bringen mußte, erregten den lautesten Unwillen der Nation. Nachdem es

100,000 Soldaten verloren und seine öffentliche Schuld um hundert Millionen Pfund Sterling vermehrt hatte, mußte es nicht nur auf ein Gebiet von weit über hunderttausend Quadratmeilen mit drei Millionen stammverwandter Unterthanen verzichten, sondern auch den von ihm so oft und so glänzend besiegten Verbündeten der letztern den Frieden mit manchen Gebietsabtretungen abkaufen. Das konnte das Parlament dem Ministerium, an dessen Spitze seit Rokingham's Tod (1. Juli 1782) Shelburne stand, nicht verzeihen: es mußte abtreten. Doch auch dem neuen, dem sogenannten „Coalitionsministerium", das die verschiedenen Parteien in seinem Schoße vereinigte, blieb nichts anderes übrig, als den Frieden zur Bestätigung zu empfehlen, worauf denn das Parlament auch einging. War er doch trotz aller Opfer immer noch ehrenvoll genug für einen Staat, der mit dem Bürgerkrieg im eigenen Innern und der heftigsten Parteispaltung im Parlamente ohne einen einzigen Bundesgenossen so vielen mächtigen Gegnern die Spitze bot und zwar weit öfter siegend als besiegt. Und dann blieb ihm eben auch keine andere Wahl mehr: es war schlechterdings keine Aussicht vorhanden, dem Kriege eine entscheidend glückliche Wendung zu geben: es hatte ihn gleich von Anfang in seiner schwankenden Unentschlossenheit viel zu lässig geführt; es hatte in seiner weitern Verfolgung, den Rathschlägen der Rachsucht folgend, durch sein empörend unmenschliches Vorgehen die öffentliche Meinung gegen sich aufgebracht; es hatte durch seine wiederholten Anstrengungen seine Kräfte vollständig erschöpft. Uebrigens hatten die Engländer alle diese Opfer, die sie der Krieg wie der Frieden gekostet hatte, ziemlich bald verschmerzt: der Handel blühte nach der langen Unterbrechung um so rascher wieder auf; die ungeheuren Summen, die man seit dem Aachner Frieden Jahr aus Jahr ein auf die militärische Sicherung der Kolonien hatte verwenden müssen, blieben erspart und konnten in anderer Weise weit nützlicher verwendet werden; die Naturschätze der andern überseeischen Besitzungen, zumal der holz- und pelzwildreichen Wildnisse von Kanada, wurden um so eifriger und nutzbringender ausgebeutet, seit dem englischen Unternehmungsgeist einer seiner wichtigsten Zielpunkte entrückt war. So mußte sich Frankreich bald genug gestehen, daß ihm sein Plan, durch die Befreiung Amerika's den Handel und die Macht Englands zu vernichten, vollständig mißlungen sei, daß also jene Befreiung ihm selber gar nichts genützt

habe. Im Gegentheil hatte seine Regierung durch die Unterstützung dieser Revolution ein Prinzip anerkannt, das bald genug zu ihrem eigenen Schaden geltend gemacht wurde.

Kanada.

Die ersten französischen Ansiedler in Kanada hatten ihren Beamten und Offizieren viele Ländereien theils als Kronlehen, theils als freies Eigenthum überlassen und diese Ländereien waren dann von den letztern wieder an Andere gegen eine bleibende Abgabe als Afterlehen übergeben worden. So hatte das ganze öffentliche und gesellschaftliche Leben einen feudalistisch-aristokratischen Grundton erhalten, der mit dem Charakter der Nachbarn in Neuengland scharf kontrastirte und der allein schon hinreichte, um den von den letztern so eifrig betriebenen Anschluß an sie zu verhindern. An der Spitze der Verwaltung stand ein Gouverneur, dessen absolute Gewalt erst im Jahre 1663 dadurch einigermaßen beschränkt wurde, daß die Kolonie einen eigenen, nach Art der Pariser Gerichte eingerichteten Gerichtshof erhielt. Als Kanada später an England kam, versprach dieses, ihm eine Repräsentativverfassung zu geben, wie sie seine übrigen Kolonien besaßen. Vor der Hand aber behielt sich die Krone das Recht zur Constituirung von Gerichtshöfen vor, welche die Civil- und die Strafprozesse „nach dem Gesetze der Billigkeit und so weit möglich nach dem englischen Rechte" entscheiden sollten. Auf diese Worte bauend, glaubten nun die Kanadier eine schonende Berücksichtigung ihrer französischen Sitten und Gebräuche erwarten zu dürfen; allein nur zu bald mußten sie zu ihrem Aerger erfahren, daß man auf alle Weise das englische Recht einzubürgern bestrebt war. Erst der Ausbruch der Unruhen in Neuengland änderte die Sache, sofern er es der englischen Regierung räthlich erscheinen ließ, die Kanadier nicht weiter zu reizen, um sie nicht den unzufriedenen Nachbarn in die offen gehaltenen Arme zu treiben. Demgemäß wurden jetzt ihre den Pariser Einrichtungen nachgebildeten Gewohnheitsrechte nebst dem Rechte zur freien Uebung ihres katholischen Cultus bestätigt und zugleich das englische Schwurgerichtsverfahren eingeführt. Vergebens hatten sich die Whigs, die in der Annahme eines fremden Rechtes, in der Duldung eines fremden Glaubens eine Erniedrigung Englands finden wollten, jenen von Lord North vorgeschlagenen Verfügungen widersetzt (1774). Ja, die schonende Rücksichtsnahme auf die französische Bevölkerung wurde jetzt sogar so weit getrieben, daß

man den englischen Ansiedlern gar keine Ländereien mehr anwies. Erst 1795, als die erwähnte Gefahr vorüber war und man einen Abzugskanal für die Ueberfülle an Bevölkerung in England und zugleich eine Versorgung für die amerikanischen „Loyalisten" und die Soldaten der aufgelösten Regimenter brauchte, erst da erschien auf des jüngern Pitt's Antrag ein Parlamentsbeschluß, der in Oberkanada das englische Recht einführte, namentlich die Habeas-Corpus-Acte und das Gewohnheitsrecht in Betreff der Grundeigenthumsverhältnisse. Die Gesetzgebung über das Zollwesen blieb überall der Regierung vorbehalten, die jedoch die Verfügung über den Zollertrag der Provinzialgesetzgebung überließ, einem Gesetze von 1778 zufolge, worin das Parlament auf das Recht verzichtete, den Ansiedlern zu Gunsten des Mutterlandes Abgaben aufzuerlegen. In dieser Weise wurde die Provinz bis zur Revolution von 1840 regiert und verwaltet, trotz der steten Klagen ihrer meist aus französischen Einwanderern bestehenden Bevölkerung, deren Lage und Haltung ganz darnach angethan war, den Groll zwischen England und den Vereinigten Staaten fortwährend zu schüren.

Washington im Privatleben.

Während in Versailles über das künftige Schicksal der Vereinigten Staaten verhandelt und entschieden wurde, wurden sie in ihrem Innern von den heftigsten Stürmen erschüttert. Ihr Retter Washington mußte alle jene Bitterkeiten verkosten und jene Anfechtungen überwinden, die einen Jeden treffen, der seinem Vaterlande redlich dient. Der Congreß hatte den Soldaten eine Entschädigung versprochen, allein er war nicht im Stande, sein Versprechen zu halten, und so brach unter den Mißvergnügten, durch eine Brandschrift noch mehr Aufgehetzten eine Meuterei aus, die ohne Washington's kluges Einschreiten wohl zum Bürgerkriege geführt hätte. Nachdem er den Aufruhr gedämpft und die Angriffe seiner Gegner zurückgewiesen hatte, legte er, der in seinem lauteren Eifer für die Freiheit und in seiner Liebe zum Vaterlande keinen Ehrgeiz kannte, seine Stelle als Oberbefehlshaber nieder, um sich, der Staatsgeschäfte müde, auf seinen Landsitz in Mount-Vernon zurückzuziehen und dort einer Ruhe zu genießen, die ehrenvoller war, als der Thron eines Napoleon.

Mehr Biedermann als Held in der Weise der Alten, erfüllte er das, was er einmal als Pflicht erkannt hatte, mit mannhafter

Entschlossenheit, aber ohne alles Gepränge. Fest in seiner Ueberzeugung, that er ohne Scheu, was er für das Rechte hielt. Auf die Vorsehung vertrauend, ließ er sich durch keine Hindernisse zurückschrecken. Ohne sich von eigenen oder fremden Leidenschaften jemals beherrschen zu lassen, ging er, sein Ziel unverrückbar im Aug, schlicht und ruhig seinen Weg. Anspruchslos und geduldig, strebte er weder nach der Herrschaft über die Andern, noch wollte er ein Gegenstand ihrer Bewunderung werden. Ob er seinen Acker baute, ob er die Geschicke Amerika's lenkte — er blieb sich selber gleich. Neun Jahre lang hatte er mit unerhörten Schwierigkeiten ringen müssen, um die Unabhängigkeit des letztern zu gründen, zehn weitere, um ihm eine Regierung zu geben, und doch war ihm das Vertrauen in seine gute Sache, war ihm seine eigene Redlichkeit und Uneigennützigkeit unvermindert geblieben.

Den heftigen Angriffen der demokratischen Partei setzte er eine würdevolle Ruhe entgegen; kaum daß er ihrem Führer Jefferson einmal schrieb: „Während ich mir alle Mühe gab, um uns eine durch und durch selbstständige, nationale Regierung und Politik zu schaffen, und uns vor den Schrecken des Krieges zu bewahren, da hätte ich es freilich nicht für möglich, geschweige denn für wahrscheinlich gehalten, daß man eines Tages meine gesammte administrative Thätigkeit in so grober, gehässiger Weise verdrehen, entstellen würde, in einer so schamlos übertreibenden und schonungslosen Sprache, wie man sie kaum einem Nero, einem berüchtigten Verbrecher, einem gemeinen Beutelschneider gegenüber gebrauchen sollte. Doch genug: ich bin mit dem Ausdrucke meiner Gefühle ohnehin schon zu weit gegangen.“ *)

---

*) Als sich La Fayette zur Zeit der französischen Revolution über die Verunglimpfungen beklagte, mit denen die Amerikaner ihren Bundesgenossen, den Franzosen, lohnten, schrieb ihm sein Schicksalsgenosse Washington: „Schlagen Sie die unverständigen Aeußerungen, die den Leuten im ersten Unmuth über eine getäuschte Erwartung entfallen, nicht allzu hoch an. Jeder Denkende anerkennt die Dienste, die uns die französische Flotte leistete, und den Eifer ihres Befehlshabers: doch dem großen Haufen Schweigen zu gebieten, ist in einem freien Staate unmöglich. Jeder spricht da, wie er denkt, oder vielmehr ohne zu denken, und so ist es ganz begreiflich, wenn er sich mit seinem Urtheil an die Erfolge hält, ohne auf die bestimmenden Ursachen zurückzugehen. Es liegt nun einmal in der Natur des Menschen, daß er sich über Alles ärgert, was ihm eine schmeichelnde Hoffnung, einen Lieblingsplan vereitelt, und der Unsinn, ohne nähere Prüfung etwas zu verdammen, ist eine nur allzu gewöhnliche Erscheinung.“

Am heftigsten war gegen ihn der Irländer Conway aufgetreten; doch wie sich derselbe in Folge einer Verwundung dem Tode nahe fühlte, da schrieb er ihm: „Da ich mich im Stande fühle, ein paar Augenblicke die Feder zu halten, so will ich diese dazu benützen, Ihnen meinen aufrichtigen Schmerz auszudrücken, wenn ich etwas gethan oder gesagt habe, was Ihnen unangenehm war. Am Ende meiner Lebensbahn angelangt, fühle ich mich von der Gerechtigkeit und der Wahrheit aufgefordert, diese meine letzten Gefühle offen zu bekennen. In meinen Augen sind Sie ein großer, ein vortrefflicher Mensch. Möge es Ihnen noch recht lange vergönnt sein, die Liebe, die Achtung, die Verehrung dieser Staaten zu genießen, deren Freiheit Sie durch ihre Tugenden vertheidigt haben!" Gewiß die anerkennendste Huldigung, die ein großer Mann sich wünschen kann.

Die Zustände in den Vereinigten Staaten.

Indessen war der Zustand, in den Amerika durch den Krieg gerathen war, kläglich genug: seine Kräfte waren erschöpft, es fehlte ihm an Allem — an Geld, an Industrie, an Eintracht.

Wie es in ähnlichen Fällen überall geschieht, hatte sich auch hier das Volk, seine Exaltados voran, von dem Glücke der Freiheit die übertriebensten Vorstellungen gebildet: natürlich mußte es sich bald genug enttäuscht sehen und jetzt verwandelte sich der Jubel in den bittersten Unmuth. Schon hoffte man, das neue, erst so schwach gestützte Staatsgebäude werde bald in sich selber zusammenstürzen und dann werde man wieder zu den Fleischtöpfen Aegyptens — unter das Joch Englands zurückkehren. Doch der mannhafte Patriotismus der Offiziere beschwor die Gefahr nach Kräften, indem er ein hochherziges Beispiel von Eintracht und Bruderliebe gab und so das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit wach erhielt. Gewohnt, sich unter ihrem Vater Washington gegenseitig als Brüder zu betrachten, hatten sie es nicht über das Herz bringen können, nach Beendigung des Krieges auseinander zu gehen und das Vaterland den Umtrieben der Royalisten preiszugeben. Sie hatten sich deßhalb unter der Leitung des Generals Knox zu der Gesellschaft der „Fünfhundert" constituirt, deren Zweck die gegenseitige Unterstützung in jeder Noth war. Aus Furcht, die Gesellschaft möchte das Offizierkorps zu einer eigenen, die Freiheit des Staates gefährdenden Kaste umbilden, wurde jener Zweck auf die rein materielle Aushilfe, auf das Feld der Wohlthätigkeit eingeschränkt.

Einer der schlimmsten von den vielen Uebelständen, unter denen das Land litt, war die riesig angewachsene öffentliche Schuld. Zum Behufe ihrer Abzahlung wurde vorgeschlagen, von allen eingeführten Waaren einen Zoll von fünf Prozenten ihres Werthes zu erheben; doch der Vorschlag drang nicht durch, die Schuld blieb und der öffentliche Kredit war erschüttert, zum größten Schaden für den Handel. Ueberhaupt war dieser gar übel daran: jeder einzelne Staat gab sich seine eigenen Handelsgesetze, wie sie gerade seinen Lokalinteressen entsprachen, und von einem planmäßigen Vorgehen, einem gedeihlichen Zusammenwirken, einer einheitlichen Handelspolitik war mithin keine Rede. Dazu hatte die Ausfuhr den Schutz der englischen Flagge verloren und brauchte das Land nach wie vor eine Masse von englischen Manufakturwaaren. Kreditlosigkeit, Geldklemme und Verkehrsstockung wurden in Folge dessen so arg, daß es an manchen Orten zu Volksaufständen kam, zur großen Genugthuung für die Engländer, die dem amerikanischen Handel ihrerseits dadurch noch weitere Hemmnisse bereiteten, daß sie ihm mehrere ihrer Häfen verschlossen.

Alle diese vom Lande so schwer empfundenen Uebel stammten aus dem Mangel an Einheit: über weite, dünn bevölkerte Flächen zerstreut, waren die einzelnen Staaten gleichzeitig durch die räumliche Entfernung und durch die Verschiedenheit ihrer örtlichen Interessen von einander getrennt und auf sich selber angewiesen. Dazu war dem Grundsatz ihrer Selbstständigkeit zufolge jeder derselben im Stande, durch seinen alleinigen Widerspruch jedes Zustandekommen eines für Alle giltigen Beschlusses zu verhindern. Wollte man also zur Tilgung der gemeinsamen Staatsschuld und zur Unterdrückung der Unruhen, durch die bisher jeder einzelne Staat ungestraft die Ruhe des Ganzen gefährden durfte, irgend einen Schritt thun, so mußte man vor Allem das Band der Einheit fester knüpfen, d. h. also den Bundesvertrag entsprechend abändern. Aus dem Staatenbund mußte ein Bundesstaat werden. Wie bereits erwähnt, besaß der Congreß weder in der Politik noch in der Gesetzgebung eine souveräne Gewalt, er war nur die Versammlung der von den einzelnen Staaten mit beschränkten Vollmachten gesandten Vertreter derselben: da seine Entscheidungen mithin der Bestätigung jedes einzelnen dieser Staaten bedurften, so mußte jede derselben sofort in sich zusammenfallen, sobald es irgend einem Staate beliebte, sich ihr zu widerzusetzen oder ihr einfach nicht beizutreten. Daß dieß nur zu oft der Fall sein

werde, war nach den vorliegenden Umständen zu erwarten. Man sieht, diese Verfassung war wieder einmal ein recht getreuer Ausdruck jenes Prinzips, das der germanische Protestantismus in das religiöse und staatliche Leben der christlichen Staaten eingeführt hatte und das sich überall als unpraktisch, als undurchführbar erwies, sobald man die als Theorie so gewinnende Lehre in strenger Folgerichtigkeit auf das konkrete Leben anwenden wollte. Wie die deutschen Reformatoren auf dem religiösen Gebiete bald genug erfahren mußten, wie verderblich eine fortgesetzte Durchführung ihres „formalen Prinzips" der eigenen Schöpfung wurde; wie sie jenes Prinzip der freien Forschung, die einzige halbwegs denkbare Berechtigung für ihr eigenes Auftreten, die einzige Grundlage dieses Werkes, wieder aufgaben — (freilich, mit einer zweiten Inkonsequenz, nur innerhalb der protestantischen Sphäre, nur den eigenen, allzu gelehrigen, allzu treuen Schülern gegenüber, denen diese neue Art von Logik und Gerechtigkeit zum Theil nur durch die Scheiterhaufen und Kerker des am Macht- und Gelderbe mitinteressirten Staates begreiflich gemacht werden konnte): gerade so begriffen die amerikanischen Puritaner die Nothwendigkeit, einen Theil ihrer Freiheit, ihrer Staatstheorie aufzugeben, um nicht das Ganze zu opfern, um nicht das neue Gebäude mit den weitklaffenden Mauerfugen schneller als sie es aufgebaut wieder zusammenstürzen sehen zu müssen.

Uebrigens waren sie über die Frage, wie viel von der Selbstständigkeit der einzelnen Staaten aufgegeben werden müsse, um den Bestand einer dieselbe verbürgenden Einheit und einer auf diese gegründeten Macht zu ermöglichen, nichts weniger als einig. Die der bestehenden Verfassung am schroffsten entgegen tretende Partei, die der sogenannten Föderalisten, denen unter Andern auch Washington und Adams angehörten, wollten unter Anerkennung der Selbstständigkeit aller einzelnen Staaten, daß diese im gemeinsamen Interesse gewissermaßen zu einem einzigen Staate zusammenschmelzen sollten, der als unbeschränkte Centralgewalt den einzelnen Staaten gegenüber dieselben Aufgaben und Rechte habe, welche die letztern den Individuen gegenüber besitzen und der dabei durch die seinen Befehlen unterstehende bewaffnete Macht an Heer und Flotte stark genug sei, die Staaten wie deren Unterthanen zur Befolgung der Gesetze zu zwingen. Kurz, die dreizehn Staaten sollten zusammen nur Eine Nation bilden.

Auch die Gegenpartei, die von Jefferson und Franklin geführten „Demokraten" fühlten die Nothwendigkeit einer sol-

chen Centralgewalt; allein sie wollten diese nur in der Form eines die einzelnen Staaten verknüpfenden Bundes, einer Allianz verwirklicht sehen, als ob sie sich die Bahn offen halten wollten, um die doch bereits vollendete Verfassungsänderung in noch radikalerer Form weiterzuführen: so sehr scheuten sie sich vor jeder kräftigen Staatsgewalt. Da sie aber noch in den einseitigen Emanzipationsideen ihres Jahrhunderts befangen waren, so beschränkten sie sich auf die Anpreisung und Forderung einer schrankenlosen Unabhängigkeit, die zur vollendeten Atomistik, zum Individualismus führt und dem abstrakten Freiheitsideal den Bestand der ganzen Gesellschaft zum Opfer bringt.

Eine dritte, jedoch nur schwach vertretene Richtung verlangte sogar die Rückkehr zur beschränkten Monarchie unter dem Bruder des englischen Königs.

Die neue Verfassung.

Im Jahre 1787 kam man endlich im Congreß zu Philadelphia über die neue Verfassung überein, die mit dem Jahre 1789 in Wirksamkeit trat. Wie es ihre Entstehungsgeschichte erwarten ließ, war sie ein möglichst sorgsam abgewogenes Compromiß zwischen der freisinnigen Rechts- und Staatstheorie, die, aus dem alten Puritanismus hervorgegangen und mit den englisch-französischen Philosophien des Jahrhunderts versetzt, bei'm größern Theile des amerikanischen Volkes in Geltung stand, und den praktischen Bedürfnissen des letztern, die in sozialer wie in politischer Hinsicht jenen theoretischen Grundsätzen in Manchem widersprachen. Das auffallendste Beispiel dieses Widerspruches zwischen dem abstrakten Grundsatz und der konkreten Wirklichkeit, dieser schreienden Inkonsequenz in der Verfassung, ist ihr an die Spitze gestellter Satz, daß von Geburt aus alle Menschen gleich seien: denn trotz dieses Ausspruches ließ sie die Negersklaverei im Lande bestehen, in dessen südlichen Gebieten sie bekanntlich noch heute besteht.*)

---

*) Zur Zeit, als sich die Amerikaner für unabhängig erklärten, hielt man in sämmtlichen Staaten Negersklaven; erst im Verlaufe des Krieges that man in Pensylvanien Schritte zur Beseitigung der Sklaverei und erklärte man sie in Massachusets für unverträglich mit den Gesetzen; ein Vorgang, dem dann, mit Ausnahme Maryland's und Delaware's, alle nördlich vom Potomak gelegenen Staaten folgten. Sie konnten es auch unbedenklich thun, denn in ihnen machten die Sklaven nur

Die schwierigste Aufgabe der Gesetzgeber aber war die Vermittlung zwischen dem Bedürfnisse einer den Bestand des Ganzen sichernden einheitlichen Macht und der Zähigkeit, mit der die einzelnen Staaten an ihrer eigenen Selbstständigkeit festhielten. Vor der Lostrennung von England hingen diese Staaten, deren jeder schon damals seine eigene Verfassung besaß, nur durch die Oberherrlichkeit der englischen Krone zusammen. Nachdem dieses Band zerrissen war, führte die Nothwendigkeit einer gemeinsamen Vertheidigung zur Conföderation, die jene Selbstständigkeit ungeschmälert ließ. Um nun aber jene zu einem vorübergehenden Zweck eingegangene Verbindung bleibend zu machen, griff man jetzt zu der Union, welche die Souveränität der Einzelstaaten zwar nicht aufhob, aber doch bedeutend beschränkte. Damit nämlich die Bundesregierung im Stande sei, den andern Mächten gegenüber als Repräsentantin eines einheitlichen Staatskörpers aufzutreten, wurde ihr Alles überlassen, was Krieg und Frieden, Staatsverträge oder überhaupt internationale Angelegenheiten betraf. Außerdem hat sie für die Sicherung und Erleichterung des gegenseitigen Verkehres der einzelnen Staaten Sorge zu tragen, also das Münz-, Straßen-, Post-*) und Polizeiweisen zu regeln, Handelsverträge zu schließen, die Zwistigkeiten zwischen den Unionsgliedern zu schlichten. In allen diesen in ihren Bereich gehörigen Angelegenheiten handelt die Bundesregierung direkt und unmittelbar, ohne Zuziehung irgend einer andern Behörde. Auch die Beamten, welche für die Vollziehung der vom Congreß erlassenen Gesetze zu sorgen hatten, wurden von der Bundesgewalt selber ernannt.

---

den fünfzehnten bis zwanzigsten Theil der Bevölkerung aus. Allein anders stand die Sache im Süden, wo die Neger einen weit größern Bruchtheil der letztern bildeten und wo sie die gesammte Arbeit in Haus und Feld zu besorgen hatten. Hier wurde darum auch die Sklaverei beibehalten, die außerdem auch in den später erworbenen Gebieten Louisiana und Florida zu Hause war und den neu entstandenen Staaten wie Missouri zugestanden wurde. 1790 gab es in den Vereinigten Staaten 660,000 Sklaven, im Jahre 1830 waren es ihrer zwei, zehn Jahre darauf drei und eine halbe Million.

*) So wurde z. B. im Jahre 1828 ein für die ganze Union giltiger Posttarif festgesetzt, dem sich jedoch Carolina nicht anschließen wollte. Das System des Straßennetzes, bei dem das Einheitliche, Planmäßige von so wesentlichem Nutzen ist, kam übrigens nicht durch Verfügungen von Oben, sondern im Wege des gegenseitigen Uebereinkommens zu Stande.

Mit ganz souveräner Gewalt aber herrschte die letztere bloß innerhalb des 4³/₄ Quadratmeilen umfassenden Bundesgebietes (Columbia), das dem Präsidenten, dem Congresse und der Gesetzgebung desselben unmittelbar unterstand. Hier wurde, genau im Mittelpunkte der dreizehn alten Staaten, die wundervoll und zumal für den Verkehr mit dem Ausland bequem gelegene Bundeshauptstadt Washington erbaut, die später mit großartigen öffentlichen Gebäuden und Denkmälern geschmückt wurde. Im Uebrigen liegen die Häuser ordnungslos auf weitem Raum zerstreut, da die Bevölkerung des an Industrie und Handel armen Landes sehr gering ist (noch heute beträgt sie nicht über 40,000 Seelen, wovon die Hälfte auf die Hauptstadt kommt).

Dagegen blieb hinsichtlich der innern Verwaltung, der Regelung der privatrechtlichen Beziehungen zwischen den einzelnen Bürgern, der Förderung der sittlichen und intellektuellen Bildung, der Landeskultur und des Gewerbslebens die gesetzgeberische Gewalt, überhaupt die Souveränität der einzelnen Staaten unangetastet. Die letztern waren nämlich in ihren sozialen Zuständen und ihren materiellen Interessen unter sich viel zu ungleichartig, als daß die Bundesregierung auch in jenen Lebensgebieten die Anschauungen und Sitten aller einzelnen Länder getreu hätte vertreten können. In dieser Weise wurde, der Unabhängigkeit und dem individuellen Leben der letztern unbeschadet, der Sicherheit Aller Rechnung getragen: während das einheitliche Bundesorgan für die letztere sorgt, befassen sich nicht weniger als vierundzwanzig Einzelregierungen je mit ihrer eigenen Gesetzgebung, mit der Sorge für die erstern. Nur in gewissen Cardinalfragen kam man, um die Gegensätze nicht allzu schroff hervortreten zu lassen, über gemeinsame Grundsätze überein. So z. B. über die Bestimmung, daß in sämmtlichen Staaten eine republikanische Verfassung und die Trennung der gesetzgebenden, der vollziehenden und der richterlichen Gewalt zu bestehen habe. Die Gouverneure oder Präsidenten der einzelnen Staaten werden entweder vom gesetzgebenden Körper oder vom Volke gewählt und zwar immer nur auf einen bestimmten Zeitraum, dessen Dauer in dem einen Staat länger, in dem andern kürzer ist. In die gesetzgebende Gewalt theilen sich zwei Faktoren, das Repräsentantenhaus und der Senat: die Mitglieder des erstern werden meist auf ein Jahr, die des letztern auf zwei oder auf vier Jahre gewählt. In andern wesentlichen Punkten beruhte die Uebereinstimmung mehr auf der Gleichartigkeit der beim ganzen Volke herrschenden politischen Denk- und

Gefühlsweise, als auf einem ausdrücklichen Buchstaben der Verfassung. Dieß war z. B. der Fall mit der politischen Gleichberechtigung aller freien Staatsbürger; mit dem auf derselben beruhenden Prinzip der Volksabstimmung; mit der Anerkennung der Volkssouveränität, wobei der Volkswille als der unfehlbare Ausdruck der allgemeinen, objektiven Vernunft vorausgesetzt wird; mit der Mißachtung des historischen Rechtes und der Vergangenheit überhaupt, deren abergläubisch-ängstliche Berücksichtigung als lästiger Hemmschuh für die Gestaltung oder Umgestaltung der gesellschaftlichen Rechtsverhältnisse erschien. Wie diese der Zeitphilosophie entnommenen Grundsätze, so waren auch die politisch-sozialen Elemente, auf deren Grundlage sie das neue Staatsgebäude aufführten, — das englische Verfassungs- und Privatrecht und der Protestantismus — im Wesentlichen dem ganzen Volke gemeinsam und dieser Umstand gab ihm bei aller lokalen Verschiedenheit doch eine gewisse Gleichförmigkeit, eine Art nationales Gepräge, einen auch in den sozialen Sitten noch durchschlagenden Grundton.

Der je auf vier Jahre gewählte Präsident in Washington, für den im Falle seines Todes bis zur nächsten Präsidentenwahl der zugleich mit ihm gewählte Vizepräsident eintritt, hat die vollziehende Gewalt und ist für seine Amtshandlungen verantwortlich. Bei Eröffnung der Sitzungen legt er dem Congresse in einem Sendschreiben die jeweilige politische Lage des Landes und die in Berathung zu ziehenden Gegenstände dar, worauf die Versammlung bleibende Commissionen zur prüfenden Vorbereitung der letztern wählt. Die Obmänner derselben, die in dieser Beziehung die Stelle der Minister im englischen Parlamente einnehmen, tragen dem Plenum die verlangten Berichte vor, vertheidigen diese in der Debatte und legen auf Verlangen die einschlägigen Dokumente auf den Tisch des Hauses. Der Präsident und der Senat ernennen sämmtliche Beamten des Bundes, auch die Mitglieder des obersten Gerichtshofes, die sogar die Abschaffung einzelner Gesetze zu veranlassen berechtigt sind, sobald sie dieselben als verfassungswidrig erkennen. Uebrigens sind alle diese von der Bundesgewalt ernannten öffentlichen Diener, so lange sie ihre Posten bekleiden, von der Wählbarkeit für den Congreß ausgeschlossen.

Der letztere besteht aus zwei Häusern: einer Abgeordnetenkammer, deren Mitglieder von der Bevölkerung der einzelnen Staaten auf zwei Jahre gewählt werden, wobei auf je 48,000

Seelen Ein Repräsentant kommt,*) und einem Senat, der von den gesetzgebenden Körpern der verschiedenen Staaten für die Dauer von sechs Jahren gewählt wird und zwar so, daß jeder Staat ohne Rücksicht auf die Zahl seiner Bevölkerung je zwei Senatoren schickt, ganz dem früheren Verhältnisse der reinen Conföderation entsprechend, bei der die Staaten in ungeschmälerter Souveränität neben einander standen. Während so die erstgenannte Versammlung als Unterhaus die jeweilige Stimmung des Volkes, die Interessen des Tages, die Anschauungsweise des Zeitgeistes zur Geltung bringt, vereinigt der Senat, das Oberhaus, die Männer der staatsmännischen Erfahrung, der reiferen Einsicht und Ueberlegung in sich, die das Recht des Herkommens, des Traditionellen, des konservativen Elementes vertreten. In dieser Weise treten die Vereinigten Staaten im Repräsentantenhaus als Eine Nation, im Senate aber als ein Bund von selbstständigen Staaten auf.

Der Senat seinerseits nimmt an der vollziehenden Gewalt insofern Theil, als er sie überwacht, und als der Präsident bei der Ernennung der Gesandten und der Beamten, sowie bei Abschließung von Verträgen seine Zustimmung einzuholen hat. Um die Freiheit und überhaupt das Recht des Einzelnen den beiden mit der gesetzgebenden und mit der vollziehenden Gewalt betrauten Organen gegenüber noch sicherer zu stellen, dehnte man die richterliche Gewalt in beispielloser Weise aus: so oft der Congreß seine Grenzen überschreitet, hat der Bürger, der sich in Folge dessen an seinem Rechte verletzt fühlt, nichts weiteres zu thun, als dem Gerichtshofe nachzuweisen, daß das betreffende Gesetz verfassungswidrig sei, und dem letztern wird vom Gerichte, falls es die Sache wirklich so befindet, sofort jede Wirksamkeit genommen.

Man sieht, die amerikanische Constitution wußte von der englischen ihren werthvollsten Grundsatz — die Trennung und richtige Abgrenzung der drei wesentlichen Staatsgewalten — zu entlehnen, ohne sich die fehlerhafte Organisation jeder einzelnen

---

*) Die Verfassungsurkunde von 1811 enthält den Beisatz, daß in den Staaten je 35,000 Bewohner, die drei Fünftel Sklaven mit inbegriffen, einen Abgeordneten in den Congreß senden sollten; deßgleichen sollten Gebiete (Territorien) mit wenigstens 8000 männlichen Bewohnern einen Vertreter haben, der jedoch nur an der Berathung, nicht aber an der Abstimmung Theil nehmen dürfe.

derselben, wie sie sich im Mutterlande findet, zum Muster zu nehmen. Während die englische Verfassung für den Fall einer Meinungsverschiedenheit zwischen den beiden Faktoren der souveränen Staatsgewalt gar keine Bestimmung trifft, hat die amerikanische auch hier entsprechend vorgesorgt: wenn ein Antrag der beiden Kammern, den der Präsident zurückgewiesen, von denselben in der nächsten Session mit einer Stimmen-Mehrheit von zwei Dritteln erneuert wird, so erlangt er Gesetzeskraft. Nur für den Fall eines Widerstreites zwischen den beiden Häusern selber ist nichts verfügt.

Die Grundsätze über das Wahlrecht wechseln nach den einzelnen Staaten, doch sind sie überall mehr oder weniger demokratisch. In einigen der letztern muß man, um gewählt werden zu können, ein Einkommen von 75 bis 100, oder aber ein Vermögen von 7—1200 Francs in Geld oder Liegenschaften haben. In den mittlern und östlichen Staaten steht das aktive Wahlrecht, das in der Form der Ballotage ausgeübt wird, fast Jedem zu, der dem Staate irgend eine Abgabe zahlt oder in der Miliz dient. Nur die Bettler und die wegen Verbrechen Gestraften oder in Untersuchung Befindlichen sind davon ausgeschlossen; deßgleichen die Farbigen, selbst wenn sie emanzipirt sind und selbst in den Staaten, welche die Sklaverei abgeschafft haben.

Angesichts einer so weiten Ausdehnung des Wahlrechts, das den nächsten besten Bürger zu den höchsten Posten berufen konnte, das wenigstens der großen Masse einen so entscheidenden Einfluß auf die Besetzung dieser Posten und damit auf die Geschicke des Staates einräumte, — mußte sich bald die Nothwendigkeit fühlbar machen, das Volk zur geistigen Reife zu erziehen. Wirklich sind auch die freilich meist der Gemeinde und dem Unternehmungsgeist von Privaten überlassenen Schulen, die Zeitschriften, zumal die politischen, die Vereine, die Meetings, die Verkehrsmittel nirgends so zahlreich wie hier, wo auch die häusliche Erziehung die Frühreife der Kinder und ihren republikanischen Unabhängigkeitssinn nur allzu sehr fördert.

Auch die privatrechtlichen Gesetze der einzelnen Staaten stehen auf der Grundlage des gemeinen englischen Rechtes, doch änderten sie das letztere in gar vielen Punkten ab. So hoben sie unter Anderm das Institut der Erbsubstitution auf, ohne deßhalb die Forterhaltung untheilbarer Güterkomplexe im Wege des Fideikommisses, des Majorats, der Primogenitur u. s. w. zu hindern. Die letztere ist die gewöhnliche Form des Erbrechts bei den ameri-

kanischen Grundbesitzern: dem Erstgebornen bleiben die Liegenschaften; die andern Kinder, die sich gewöhnlich dem Handel oder der Industrie widmen, oder von der Regierung ein lot (ein Stück unbebautes Land) „im Westen" zur Ansiedlung kaufen, werden mit Geld abgefunden, das ihnen entweder sofort ausbezahlt oder aber als Guthaben auf den Gütern des Erstgebornen hypothekirt wird. So sehr diese Einrichtung den Grundsätzen unserer heutigen Staatsökonomie widerspricht, die, dem Zeitgeist folgend, auch den Grundbesitz möglichst mobilisiren und zur roulirenden Waare verflüchtigen will, die seiner sogenannten Befreiung zu lieb die Willensfreiheit des Individuums in einem gar wesentlichen Punkte, in der Disposition über das eigene Vermögen, auf das empfindlichste beschränkt: — so wohlthätig mußte sie einem Lande werden, das ein solches konservatives, materiell-moralisches Gegengewicht gegen das allzu bewegliche Element des mehr und mehr alles Andere überwuchernden, untergrabenden Industrie- und Handelsgeistes recht wohl brauchen konnte. Auch hat sich ihre gefürchtete Folge, das allzu grelle Mißverhältniß in der Vertheilung des Grundbesitzes, in Amerika nirgends in bedenklicher Weise fühlbar gemacht.

Das Gerichtsverfahren hat zwei wesentliche Vorzüge vor seinem Muster, dem englischen, voraus: der Civilprozeß hat sich den Fortschritten der Rechtswissenschaft und den Erfahrungen der Neuzeit nicht mit jener Zähigkeit verschlossen, mit welcher der konservative Engländer auch hierin an den alten Formen festhält; und im Strafprozeß erspart das Institut der Staatsanwaltschaft dem Beschädigten die Kosten des Verfahrens. Leider haben sich dafür zwei Hauptübelstände des englischen Rechtes auch auf dem amerikanischen Boden forterhalten: der Mangel einer einheitlichen, übersichtlichen, Jedem zugänglichen und verständlichen Codification der Gesetze, die dem überwuchernden Advokaten-Unwesen zu steuern vermöchte, und dann die übertriebene Geltung und Häufigkeit des Eides, der, an sich schon ein fremdartiges, bedenkliches Element im Rechte, gerade hier, wo der Materialismus in seiner rohesten Gestalt, wo der Gelddurst das sittliche Gefühl mehr und mehr abstumpft, als Beweismittel so mannigfachen und so empörenden Mißbräuchen ausgesetzt ist. Die Anwendung der Todesstrafe ist auf ganz wenige Verbrechen beschränkt.

Doch mehr noch als durch die guten Seiten der Verfassung und des Gerichtswesens zeichnet sich das öffentliche Leben der Vereinigten Staaten durch ein negatives Element aus — durch

die gänzliche Freigebung der rein subjektiv-individuellen, überhaupt der geistigen Lebensgebiete, die hier dem Bereich des Staates und seiner Gesetze vollständig entrückt sind. Die Freiheit des Gewissens, der Religion, die hier in ihren verschiedenen Bekenntnißformen nicht bloß „geduldet" wird, die der Presse, des Unterrichts — das sind die Glanzseiten, welche der Union in Europa so viele Freunde und Bewunderer, die ihr zum Theil den massenhaften Zuzug an Einwanderern verschafften. Kein Glaubensbekenntniß, und seien auch seine Anhänger an Zahl so überwiegend wie die Methodisten, genießt die mindesten Vorzüge vor dem Gesetze, wenn man es nicht als einen solchen ansehen will, daß die Quäker vom Kriegsdienst, sowie vom Bürger- und Gerichtseid entbunden sind, weil beides ihren religiösen Grundsätzen widerstreitet. Diese scheinbare Begünstigung ist aber nur die einfache Konsequenz des hier unbedingt geltenden Grundsatzes, daß der Staat dem Gewissen des Einzelnen keinen Zwang auferlegen dürfe. Ueberhaupt kümmert sich der Staat in keiner Beziehung um das religiöse Leben des Volkes, und auch die Erhaltung der Geistlichkeit wie überhaupt die Kosten des Kultus hat jede religiöse Gemeinde selber zu tragen.

Für unbedingt vollkommen kann man trotz alledem die Verfassung der Union nicht erklären; daß sie aber unter den bestehenden Verhältnissen die bestmögliche ist, dafür bürgt schon, von der theoretischen Betrachtung ganz abgesehen, das beispiellos rasche und großartige Aufblühen des Landes. Freilich half dazu noch Anderes mit. Die ungeheure Ausdehnung und der fruchtbare Boden des letztern erlaubten eine massenhafte Einwanderung, zu welcher nicht nur die Freisinnigkeit der Verfassung, sondern auch die Wohlfeilheit des von der Regierung zum Verkauf angebotenen Grundes nebst mancher von ihr eingeräumten Begünstigung einlud.

Das Glück, keine feindlich drohenden Grenznachbarn zu besitzen, sicherte den äußern Frieden und machte die kostspielige Erhaltung eines größeren Heeres entbehrlich. So beträgt denn hier das Militärbudget, jener Abgrund, der in steigendem Maße die Finanzkräfte Europa's verschlingt, nur 10—13 Millionen Gulden, eine Summe, die, für Größe, Bevölkerung und Reichthum des Landes verschwindend klein, zur Erhaltung der Grenzforts und des auf 12,000 Mann beschränkten Bundesheeres vollkommen genügt.

Daß das letztere neben der Grenzhut gegen Indianer, Spa-

nier u. s. w. auch zum innern Dienste hinreicht, erklärt sich einerseits aus dem die amerikanische Staatsverwaltung leitenden Grundsatz, dem Einzelnen nur im dringendsten Nothfall als zwingende Macht entgegenzutreten und zugleich die polizeiliche Ueberwachung, Bevormundung, Sicherung so gut wie ganz bei Seite zu lassen; andererseits aus dem Umstande, daß die persönliche Annehmlichkeit, unter einer Regierung zu leben, die keine Kriegsdienste, keine schweren Abgaben, keinen Gewissenszwang, keine polizeilichen Schranken auferlegt, jeden Anlaß zu einer politischen Gährung, zu einem Konflikt mit den Behörden benahm. Dazu fehlten hier auch zwei Hauptanlässe zu innern Unruhen — die materielle Noth und die Beengung der individuellen Regsamkeit. Der Ehrgeiz, der Unternehmungsgeist, das Talent fanden ein anderes, lohnenderes Gebiet — den Handel und die Industrie, die hier, von keinem Monopol- und Zunftzwang, von keinem Gesetz beirrt, von einem jungen, kraftvoll aufstrebenden Staats- und Volksleben getragen, von den günstigsten Naturverhältnissen unterstützt, zu einer erstaunlich raschen und riesigen Entwicklung gelangten. Daneben wartete ein jungfräulich fruchtbarer Boden nur der Menschenhand, um seine Schätze dankbar zu erschließen. So fand Jeder, wenn er nur wollte, Arbeit und Erwerb genug und von jenen Krebsschaden anderer Freistaaten, von jenen Müßiggängern und Bettlern, die nur im fremden Eigenthum oder im Umsturz der gesellschaftlichen und staatlichen Verhältnisse die Abhilfe für ihre unbehagliche Lage suchen, war hier keine Spur zu finden. Indeß fehlte es keineswegs an regem Sinn für das politische Leben, so sehr auch die materielle Cultur und die Geldjagd den Geist des Volkes und des Einzelnen in Anspruch nahmen: allein jener Sinn konnte hier die friedliche Entwicklung des Staatslebens nur fördern, nicht gefährden. Er traf keine unversöhnlichen Gegensätze in letzterem, keinen gehässig-fanatischen Sektengeist, keine anmaßende Kaste von Bevorrechteten; nirgends standen sich gebieterische Herren und kriechende Knechte als gesonderte Schichten der Gesellschaft gegenüber. So entwickelten sich, von einem gesunden Parteikampf im Congreß und bei der Präsidentenwahl mehr gespornt als gehemmt, der demokratische Geist zu einer entschlossenen Folgerichtigkeit und Energie, wie ihn die christliche Welt noch nie gesehen hatte.

Das waren die Früchte, die unter dem Schirme der Verfassung auf dem freien Boden der Neuen Welt heranreiften, die Vorzüge jener Verfassung beweisend. Die Mehrzahl des Volkes

begriff diese Vorzüge auch bald genug: die Verfassung wurde angenommen, trotz aller Gegenbemühungen der zwei extremen Parteien, der Föderalisten und Antiföderalisten, wovon die eine den einzelnen Staaten und Bürgern mehr, die andere weniger Rechte und Freiheiten eingeräumt wissen wollte. Diese beiden Parteien, die demokratische wie die optimatische, vereinigten sich jetzt, um Washington, der durch die Niederlegung seines Diktatoramtes in der Achtung seines Volkes noch höher gestiegen war, zum Präsidenten zu wählen (1789). Bald bekamen die Gegner abermals Gelegenheit, ihre Kräfte zu messen: als die französische Revolution einen neuen Zündfunken in die Welt schleuderte, erklärten sich die Demokraten sofort und ohne Rückhalt für die Sache derselben, ja sie nannten es eine ernste Pflicht Amerika's, ein befreundetes, ein freies Volk zu unterstützen. Die Föderalisten dagegen wollten die Neutralität erhalten wissen und traten mit England in Unterhandlung. Es gelang ihnen auch wirklich, den Krieg zu verhindern, denn obwohl sich das Volk in jener Frage ihren Gegnern anschloß, so erhielt Washington, als er von seinem Posten zurücktrat, dennoch wieder einen Föderalisten, den öfter genannten John Adams, zum Nachfolger, der nach Beendigung der Versailler Unterhandlungen als Gesandter nach London geschickt und dann zu verschiedenen andern diplomatischen Sendungen verwendet worden war. Um sein Land machte er sich besonders dadurch verdient, daß er ihm eine Seemacht schuf, die es bald genug den Mächten ersten Ranges an die Seite stellte.

Achtzehntes Kapitel.

Indien.

Von jeher war Indien in mehrere Reiche getheilt, unter denen immer eines eine Art Oberherrschaft über die andern behauptete. Bald nach Alexander's Einfall herrschte zu Palibotra am Ganges, nahe bei Patna, ein Fürst, der sein Reich vom bengalischen Meerbusen bis zum Indus ausdehnte. Noch

im siebenten Jahrhundert war das Königreich Magadha, wie man es nannte, mächtig und angesehen. Doch wichtiger war und ist das zwischen dem Ganges und dem Dschumna gelegene, unter dem Namen Madhyadesa (Mittelland, Mesopotamien, Duab) oder Aryavartha (Heldenheimat) bekannte Land, das den Indiern als Heimat und Mittelpunkt ihrer Bildung gilt. Unter seinen zahl- und volkreichen Städten tritt je nach den verschiedenen Zeiträumen bald diese, bald jene als „Hauptstadt“ hervor. Die letzte dieser Art war Kanodscha am Westufer des Ganges, die noch im vierten, fünften und sechsten Jahrhundert, zur Zeit der Sassanidenherrschaft in Persien und selbst noch nach der Eroberung durch die Araber in hoher Blüthe stand. Doch als im Jahre 607, nach dem Tode des Königs Harcha Vardhana, eines eifrigen Buddhaisten, die Brahmanen wieder an's Ruder kamen, da hörten die Maharadscha's auf und mit ihnen ging die politische Einheit zu Grabe.

Unter jenen Reichen treten uns bei den arabischen und den persischen Geschichtschreibern besonders drei entgegen, als solche, die mit Westasien in Verkehr standen — Kabul, Sind und Malwa. Das erstgenannte wurde in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung von einem türkischen Abenteurer gegründet, der aus Tibet gekommen war. Der Staat, dessen Bewohner sich zum Buddhaismus bekannten, wuchs hauptsächlich auf Kosten des zerfallenden Sassanidenreiches. Auch die Könige von Sind (Sindhya) — dem Land am untern Indus mit Einschluß der westlichen und südwestlichen Nachbarländer — waren Buddhaisten. Das Königreich Malwa, das die Halbinsel Guzerate und das Uferland am Busen von Cambai umfaßte, gelangte durch die Ausfuhr seiner Bodenprodukte zu hohem Wohlstande.

Der ungestüme Bekehrungseifer der Araber führte sie bei Zeiten auch in diese Länder. So eroberte der Ommajade Muhamed Sind, wo er Moscheen gründete und der Religion des Propheten eine Menge Anhänger gewann. In den von den Arabern eroberten Theilen Indiens entstanden nun eine Reihe von Fürstenthümern, die, unter sich unabhängig, insgesammt die geistliche Oberhoheit des Chalifen von Bagdad anerkannten. Die bedeutendsten darunter waren die von Multan und Mansura. Doch blieb der größere Theil Indiens noch ununterworfen und in Kabul folgte auf die buddhaistische Dynastie eine brahminische, die ihre Herrschaft über den Indus hinüber bis zu dem heutigen Lahore ausdehnte. Später aber, in der Mitte des zehnten Jahr-

hunderts, wurde Gazna von dem Türkenhäuptling Alp-Tekin unterworfen, mit dem die Dynastie der Gazneviden beginnt, die sich bald Kabul nebst einem großen Theil des übrigen Asiens unterwarfen. Der seiner Hauptstadt beraubte König von Kabul trat viele seiner westlich gelegenen Besitzungen ab, für deren Bewohner er jedoch das Recht zur freien Ausübung des Buddhaismus und des Brahminismus ausbedang (990?) Der Gaznevide Mahmud (1001) begann Bekehrungszüge gegen die Götzendiener jenseits des Indus: wer immer sich der Annahme des Islam weigerte, wurde niedergehauen, während die Frauen und die Kinder zu Sklaven gemacht, Tempel und Götzenbilder zerstört wurden und die reiche Habe der Bewohner den Soldaten als Beute überlassen blieb. Matura, wo Krishna geboren wurde und wo sich tausend Marmorpaläste nebst zahllosen Tempeln befanden, wurde zerstört; Kanodscha mit seinen sieben Kastellen wurde besetzt und alle befestigten Plätze wurden genommen, in die sich die früheren Regenten zurückgezogen hatten. Zu Sumenat an der Küste von Guzerate, der heiligen Stadt der Siwa-Verehrer und Besitzerin des Steines, der auch die unheilbarsten Krankheiten heilt, befanden sich eine Menge von jenen Verehrern, die in der Hoffnung, ihr Gott werde sie schon rächen, keinen Widerstand leisteten: man ließ sie insgesammt über die Klinge springen. Erst der Tod Mahmud's (1028) hemmte die Fortschritte des Islam.

Hatten die Indier schon von jeher jeden Gedanken an eine Vermischung mit den Fremden verabscheut, so wurde ihnen diese jetzt geradezu ein Gegenstand des Grauens.

Ihre höhere Kultur aber, ihre uralte Wissenschaft flüchtete sich nach dem von den Fremden noch unbetretenen Thalland Kaschemir und nach Benares, um sich hier vom Leben noch weit mehr abzuschließen, als sie, das Monopol der Priesterkaste, bis dahin gethan. Die Könige von Kaschmir schlossen jeden Fremden von ihrem Lande aus; die Frauen, die früher bei festlichen Anlässen auch in Gegenwart von Fremden unverschleiert erschienen, wurden in die hintersten Gemächer verwiesen.*)

Vor der Eroberung durch die Europäer lebten die eingedrungenen Muhamedaner und die brahminischen Eingebornen in

*) Vgl. die 1845 in der öffentlichen Sitzung der französischen Akademie verlesene Denkschrift Reinaud's.

Indien neben einander, ohne sich je zu vermischen oder gegenseitig Proselyten zu machen. Nur im Norden, unter den Patanen und Afghanen, fand der Islam Eingang, Dank den hier zurückgebliebenen Ueberresten von den Heeren der tartarischen Dynastien und den zahlreichen Persern und Arabern, welche die Eroberer in ihre Dienste berufen hatten. So bildete sich hier eine muhamedanische Bevölkerung, die wohl zehn Millionen zählen, also ein Zehntel der Gesammt-Einwohnerzahl betragen mochte und die, von den Eingebornen abgeschieden, in den Haupt- und den Handelsstädten, sowie in den festen Plätzen wohnte, während das offene und das mehr im Innern gelegene Land ausschließlich den Indiern verblieb, die hier an ihrer pantheistischen Religion, ihren streng geschiedenen Kasten, ihren zahllosen Ceremonialgesetzen und ihrem Abscheu gegen die Fremden festhielten.

Das Reich des Großmogols zerfiel in eine Anzahl größerer Provinzen, deren jede unter einem Subab stand. Nach **Akbar's** Instruktionen soll ein solcher Stellvertreter des Kaisers „vor sich das Gebet hergehen lassen; statt die Menschen mit allzu harter Hand zu behandeln, soll er nur darauf denken, wie er ihnen Gutes erweisen könne; er soll sich an kluge Ueberlegung gewöhnen; seine Geheimnisse nur ganz Wenigen mittheilen; unter seiner Verwaltung soll die Zahl der für die Gerechtigkeit glühenden Richter wachsen; dem sein Recht Fordernden soll er nicht die Qual des langen Zuwartens auferlegen; er soll bedenken, daß sein Amt das eines Vormundes und daß die Anhänglichkeit des Volkes die festeste Grundlage seiner Macht sei; habe er jene erlangt, so möge er ruhig schlafen; seinem Wohl- und Uebelwollen soll er den Zügel der Vernunft anlegen; er soll sich bemühen, durch gute Rathschläge den Ungehorsam hintanzuhalten; gelinge ihm dieß nicht, so strafe er die Widersetzlichen mit Verweisen und Strafandrohungen, er lasse sie verhaften, einkerkern, prügeln, an irgend einem Glied verstümmeln, doch nur in den äußersten Fällen und nach reiflicher Ueberlegung hinrichten." In diesem Tone fährt die Instruktion fort, die freilich für ein Amtsreglement zu allgemein gehalten ist.

Unter dem Subab standen die Fusdar oder Nabab (Stellvertreter), die ihn auf allen militärischen Zügen innerhalb seiner Provinz begleiteten. Ihr letztgenannter Titel, den sie von den Europäern erhalten hatten und den sie besonders gerne hörten, wurde später gleichbedeutend mit Subab und bezeichnete also den

muhamedanischen Vizekönig, im Gegensatz zum indischen, dem Radscha.

Alle diese Machthaber, die unter sich wieder ein ganzes Heer von Unterbeamten hatten, waren widerruflich angestellt und ihre Zwingherrn pflegten sie auch wirklich öfters zu wechseln, um sie nicht allzu mächtig werden zu lassen. Wie sich aber der Zusammenhang des Ganzen mehr und mehr lockerte, faßten die Nabab allmälig den Muth, sich unabhängig und ihre Stelle erblich zu machen.

Die Rechtsstreitigkeiten entschieden bei den Muhamedanern die Kadi's nach dem Buchstaben des Koran's, bei den Indiern selbstgewählte, meist aus der Mitte der Brahminen genommene Schiedsrichter.

In manchen Theilen des Landes wußten sich übrigens daneben noch die einheimischen Fürsten, von denen manche, wie z. B. die Könige von Mysore und von Tangore, über weit ausgedehnte Gebiete herrschten, gegen Zahlung eines Tributes zu behaupten. In den Einzelheiten der innern Verwaltung wurde nichts geändert. So ließen die Eroberer namentlich auch jenes wesentliche Element der alten sozial-politischen Landesverfassung — das indische Dorf — unangetastet. Die Besitzer einer Feldmarkung von einigen Stunden im Umfang bildeten nämlich zusammen je eine Gemeinde unter einem Potail, der für die allgemeinen Angelegenheiten und die gute Ordnung Sorge trägt, einem Karnum, der die Kosten des Feldanbaues und den Ertrag der Feldfrüchte verbucht, einem Tallier, der mit der Strafrechtspflege betraut ist, und anderen Beamten für die verschiedenen Verwaltungszweige. In dieser Verfassung bestanden die Dörfer, fast ohne irgend einen Wechsel in ihren Grenzen und ihrem Familienstand zu erleiden und ohne von den staatlichen Umwälzungen in ihrer innern Verwaltung beirrt zu werden, schon seit unvordenklichen Zeiten. Es waren kleine unveränderliche Freistaaten mitten in den ewig wechselnden Riesen-Monarchien des Orients. In den meisten derselben besteht eine Art Güter- und Arbeitsgemeinschaft, die jedem Einzelnen die Unterstützung der ganzen Genossenschaft sichert. Nach Abzug der öffentlichen Abgabe wird der Rest des Ernteertrages unter die einzelnen Familien je nach der Größe des von ihnen bebauten Grundstückes vertheilt. Daneben befaßt sich der Eine mit dem Handel, der Andere mit irgend einem Industriezweig. In einigen Dörfern wechseln die Felder jedes Jahre ihre Besitzer. Die Abgaben wurden auf verschiedene Weise umgelegt

und erhoben, nachdem man den noch auf den Halmen stehenden Ernteertrag abgeschätzt hatte. Gewöhnlich übernahm ein Generalpächter (Dewan) die Grundsteuer einer ganzen Provinz, während sich die Unterpächter (Semendar's) in die einzelnen Bezirke derselben theilten. Die letztern, die ihren Bezirk zum Behuf der Steuererhebung wieder an die Grundbesitzer (Ryot) oder an die Dorfgemeinden weiter vertheilten, wurden dadurch zu einer Art Steuerbeamten und erhielten deßhalb mannigfaltige Machtbefugnisse, wie die Civil- und Strafrechtspflege und selbst den Oberbefehl der in ihrem Distrikt befindlichen bewaffneten Macht, bis sie am Ende die Stellung von wirklichen Fürsten einnahmen.

Das Ganze könnte man daher mit dem europäischen Lehenswesen vergleichen, wenn nicht unsere Lehensherrn die wirklichen Eigenthümer der Lehensgüter wären und die Lehensabgaben somit in eigenem Namen und für sich selber bezögen, während in Indien der Kaiser als der alleinige Eigenthümer von allem Grund und Boden galt. Freilich standen dem Ryot alle Eigenthumsrechte auf die von ihm bebauten Liegenschaften zu, die er auch nach Belieben vererben und veräußern konnte und die er nur dann verwirkte, wenn er seiner Steuerpflicht nicht nachkam.

So haben wir hier ein ganz eigenthümlich abgestuftes und zusammengesetztes sozial-politisches System: an der Spitze des Ganzen steht mit unbeschränkter Machtvollkommenheit der Großmogol, als Nachkomme Tamerlans; unter ihm stehen die Subab, welche in seinem Namen die Provinzen verwalten, doch so, daß sich dabei manche derselben zur Stellung von selbstständigen Fürsten emporschwingen; neben diesen Statthaltern erhielten sich noch viele eingeborne Fürsten im Besitz der alten Herrschaft, die sie jetzt freilich nur im Namen des gemeinschaftlichen Oberherrn weiterführten; unter dieser Feudal- und Beamten-Hierarchie endlich stand als soziale Grundlage des Ganzen das Dorf mit seiner familienähnlichen Selbstverwaltung. Also die Gemeinde und die Republik als Basis, die Lehens-Aristokratie als Mittelglied, der orientalische Despotismus als Krone und Schlußstein!

Die Großmogole.

Auf Babur (der Tiger), der das Reich der Großmogole mit Agra als Hauptstadt gegründet hatte, war 1530 Humajum, und auf diesen (1555) Akbar der Große gefolgt, der siebente Nachfolger Tamerlan's. Entschlossen, die von seinen Vorgängern begonnene Eroberung Indiens zu vollenden, legte dieser durch die

Besiegung der Afghanen, die zu Anfang seiner Regierungszeit Agra und Delhi, überhaupt fast alle Gebiete seines Reiches im Besitz hatten, den ersten Grund zu seiner Größe. Er schlug sie bei Panipat, nahm ihnen im Fluge einen festen Platz um den andern und trieb sie immer weiter zurück; er eroberte Guzerate, dann Bengalen, Kaschmir, Sindhya, endlich nach vierjährigem Kampfe auch Dekkan, so daß er sich jetzt den Titel eines „Kaisers" beilegen konnte (1602). So wurde erst er der eigentliche Gründer des in fünfzehn Fürstenthümer (Juba's) getheilten Mogolenreiches, das allerdings viel zu ausgedehnt und aus zu ungleichartigen Bestandtheilen zusammengesetzt war, als daß er, durch ununterbrochene Kriege in Anspruch genommen, demselben eine innere Festigkeit und geordnete Verwaltung hätte geben können. Ein jährliches Staatseinkommen von 9,074,388,125 Rupien oder 4000 Millionen Francs lieferte seiner Prunkliebe die erforderlichen Mittel. Welch' verschwenderische Pracht ihn umgab, zeigen uns in eingehendster Detaillirung seine von seinem Minister Abul Fazel aufbewahrten „Institutionen", die zugleich für Verwaltung und Rechtspflege eine Menge weiser, humaner Vorschriften geben. Akbar lud die Gelehrten an seinen Hof ein, verbesserte den Kalender, indem er an die Stelle des Mondjahres das Sonnenjahr setzte, und ließ eine Anzahl von türkischen und Sanskrit-Werken theils in's Persische, theils in's Hindostanische übersetzen. Auch die Malerei liebte er, trotz des Verbotes des Koran's. Da er ein besonderes Vergnügen darin fand, die Glaubenssätze der verschiedenen in seinem Reiche herrschenden Religionen erörtern zu hören, so gerieth er darüber allmälig in einen Skeptizismus, der ihn zur Toleranz führte. Ja, er scheint sich sogar mit der Hoffnung geschmeichelt zu haben, er werde die christliche, die muhamedanische und die brahminische Religion zu einer einzigen Grundreligion zusammenfassen können; und schon hatte er in dieser Beziehung die bekannte Gebet- oder Glaubensformel des Islam in die Worte umgeändert: „Es gibt keinen andern Gott als „Gott" und Akbar ist sein Prophet".

Sein Nachfolger Abul Dschangir (Vater des Welteroberers, 1605—1627) gab gute Verwaltungsgesetze, verband die Städte Agra und Lahore durch eine über 200 Stunden lange, in ihrer ganzen Länge mit Bäumen, Brunnen und Herbergen (Karawanserei's) besetzte Straße und machte die Könige von Visapur und Golconda tributpflichtig.

Aureng-Zeb.

Ihm folgte (1627) sein Sohn Dschihan I, der den Herrschersitz nach Delhi verlegte und noch bei seinen Lebzeiten das Reich unter vier Söhne theilte. Die Folge davon waren blutige Bürgerkriege, bis 1659 der siegberühmte Aureng-Zeb unter einem scheinheiligen Vorwande seine Brüder aus dem Wege räumte, seinen Vater einkerkerte und sich als Mohi Ed-din Alemgir (Wiederhersteller der Religion und Welteroberer) zum Alleinherrscher des Reiches machte, das er auf den Gipfel seiner Macht erhob. In seiner Schatzkammer lagen gewaltige Goldklumpen und eine Masse von Edelsteinen, darunter ein zweihundertachtzig Karat schwerer Diamant, den man bei der Plünderung Golconda's erbeutet hatte. Die größte Bewunderung aber erregte sein von einem Dache aus Pfauenfedern überragter, über und über mit Edelsteinen besetzter „Pfauenthron" aus massivem Golde, in der Mitte mit einem ungeheuren Rubin, von dem eine fünfzig Karat wiegende Perle herabhing; auch die zwölf Säulen, die den Thronhimmel stützten, waren mit Perlen ganz überdeckt. Am liebsten weilte Aureng-Zeb, dem der Aufenthalt in den Städten nicht behagte, in beweglichen Lagern unter freiem Himmel, in einem seiner drei ungeheuren, zerlegbaren Paläste aus leichtem Holz, die ihn, von zweihundert Kameelen und fünfzig Elephanten getragen, auf allen seinen Märschen begleiten mußten, so zwar, daß ihm immer einer derselben um eine Tagereise voraus war, um den Herrscher auf der voraus bestimmten Haltstation fix und fertig zu erwarten. Außerdem befanden sich in seinem unübersehbaren Gefolge Hunderte von Kamelen, die seinen Schatz trugen, von Hunden und Jagdleoparden (Gepard's), die auf die Gazellenjagd abgerichtet waren, von Stieren, die man zur Tigerjagd brauchte. Das voranziehende Heer von Dienern und Lastthieren aber, welche die Herstellung der betreffenden Straßen und den Transport des Wassers, der Küchengeräthe und Lebensmittel, der Garderobe, der Archive und Waffen besorgten, zählte nach Tausenden. Hatte sich diese nomadisirende Heerschaar von einer halben Million Menschen auf irgend einer weiten Ebene zur Rast niedergelassen, so standen in einem Augenblicke endlos lange, von dem hölzernen Riesenpalast nach allen Seiten strahlenförmig und schnurgerade auslaufende Zeltreihen da, die beim Aufbruche eben so schnell wieder verschwanden.

Ein fanatischer Muhamedaner, erließ Aureng-Zeb eine Masse von strengen Verordnungen gegen den Glaubensindifferen-

tismus, der unter Akbar eingerissen war, und verfolgte er die Hindu's, deren Pagoden er in Moscheen verwandelte und denen er in demselben Maße mehr Steuern auferlegte, in welchem er seine Muselmänner von diesen befreite. Letztere Begünstigung ließ er auch, dem Beispiel Akbar's folgend, allen denjenigen zukommen, die durch Verbesserung ihrer Grundstücke zur Hebung der Bodenkultur beitrugen. Ueberhaupt vereinigte sich in ihm auf seltsame Weise der väterliche, kluge Regent mit dem grausamen Zwingherrn und Eroberer, der seine von Schutt und Leichen übersäete Siegesbahn noch als siebenundachtzigjähriger Greis verfolgte; und so unerbittlich streng er gegen den besiegten Feind verfuhr, so unbegrenzt war seine Großmuth für den Freund.

Das älteste unter den von den Herrschern in Delhi unabhängig gebliebenen Reichen war das Dekkan'sche. Im Jahre 1417 von dem Türken Hassan Baku, der sich nach einem mißglückten Aufstand gegen Sultan Muhammed I hierher flüchtete, gegründet, hatte es unter seinen Nachkommen, den Bamin's, eine Zeit lang in Blüthe gestanden, bis es sich im Jahre 1526 in die fünf Reiche Amedabad, Berar, Amednagur, Visapur und Golconda auflöste. Doch verbündeten sich ihre Herrscher wieder, um den indischen Fürsten von Bisnagar oder Carnate zu unterwerfen, dessen Hauptstadt bei dieser Gelegenheit mit allen ihren prachtvollen öffentlichen Gebäuden und ihren goldenen Pagodendächern zerstört wurde. Bald kam die Reihe an die Sieger selber: einer unterlag nach dem andern, bis Aureng-Zeb die zwei letzten unterwarf.

Bei'm Tode dieses gewaltigen Herrschers (1706) umfaßte sein Reich, das sich vom 35° nördlicher bis zum 10° südlicher Breite erstreckte, nicht weniger als vierzig Provinzen, die ihm zusammen ein jährliches Einkommen von fünftausend Millionen Gulden abwarfen, eine Summe, die nach dem damaligen Verhältniß der Lebensmittelpreise in England das vierfache betragen hätte.*) Doch schnell ging jetzt das Riesenreich seinem Zerfalle

---

*) Die meisten dieser Provinzen, nämlich Agra, Aud, Behar, Bednore, Bengalen, Kanara, Karnatik, die Cirkars, Kotschin, Kaimbetur, Delhi, Dindigul, Allahabad, Gutich, Guzerate, Madura, Malabar, Malwa, Multan, Mysore, Orissa, Tinnevelli, Trawankor, befinden sich heut zu Tage im unmittelbaren Besitze der Engländer; zwei weitere, Berar und Serinagur, gehören ihnen mittelbar, und sieben andere — Adschmir,

entgegen. Während die Nachkommen Aureng-Zeb's in Prunk und Wohllust dahin schwelgten; während sie sich der Reihe nach vom Throne stürzten, auf dem sie sich vergeblich durch Ströme von Bruderblut zu befestigen suchten — während dessen machte sich ein Radscha und ein Nabab um den andern unabhängig, so daß sich zuletzt die gesammte Herrschergewalt des Großmogol darauf beschränkte, daß er durch sein kaiserliches Dekret den Nachfolger irgend eines verstorbenen Nabab bestätigte.

Der Nanekismus und die Seik's.

Im Jahre 1530 war in der Provinz Lahore ein gewisser Nanek, der eine Menge Schüler (Seik) um sich gesammelt hatte, ohne dabei den Kasten- und Volksunterschied zu berücksichtigen, im Geruche der Heiligkeit gestorben und nun strömten von allen Seiten die Frommen zu seinem Grabe herbei. Sein Nachfolger Argiunmal aber stellte die Lehren des Meisters in einer Art Bibel (Pothi) zusammen und vereinigte die Anhänger desselben unter dem Namen der Seik's zu einer förmlichen, abgeschlossenen Sekte. Unter Verwerfung der uralten brahminischen Lehren und Ceremonien verehrten diese einen einzigen, unsichtbaren Gott und stellten sie die Nächstenliebe als die Grundlage des gesammten Sittengesetzes auf. Duldsam gegen die übrigen Religionen, vermeiden sie jeden theologischen Streit. Das brahminische Verbot des Fleischessens beschränken sie auf das Fleisch der auch bei ihnen in besonderer Achtung stehenden Kühe. Die Unterscheidung von Kasten hat bei ihnen aufgehört, nicht aber die von Volksstämmen und die Abschließung gegen die Fremden. Die Einschränkung der Frauen ist etwas gemildert. In den Tempeln findet sich keine Spur von einem Götzenbild oder überhaupt von einer bildlichen Darstellung. Bei der Aufnahme in die Sekte erhält der Neophyte ein Schwert, ein Gewehr, einen Bogen, einen Pfeil, eine Lanze und eine Tasse mit Wasser, in welchem mit einem Dolche Zucker zerstoßen wird. Unter ihren Guru's oder geistlichen Häuptern, die sich oft an den Bürgerkriegen betheiligten

---

Adoni, Konkan, Kondapah, Dowlatabad, Kandesch, Visapur — bilden das Mahrattenreich, das gleichfalls von England abhängig ist; Kabul, Kaschmir, Kandahar und Sindo gehören den Afghanen, Lahore mit dem Pendschab den Seik's; Nepal, Assam, Butan sind unabhängige Staaten, doch sind die beiden letztern dem chinesischen Kaiser tributpflichtig.

und selbst dem Großmogol die Spitze boten, wuchsen sie zu einem kriegerischen Volke heran. Später aber verloren die Guru's allen Einfluß in weltlichen Angelegenheiten und nun theilten sich eine Menge von Sirdar's (Häuptlingen), die den Beinamen Sing (Löwe) führten, in die Herrschaft des Landes. Auch sie spielten eine bedeutende Rolle in der Geschichte des indisch-mogolischen Reiches, dem sie 1717 Muhammed Schach zum Herrscher gaben. Doch als dieser im Jahre 1739 von Schach Nadir, dem Wiederhersteller des Perserreiches und Verwüster Delhi's, besiegt wurde und vom Sieger den Fortbestand seiner Herrschaft mit der Abtretung der auf dem rechten Indusufer gelegenen Gebiete erkaufen mußte, kamen sie unter das persische Szepter.

Kaum war Nadir Schach abgezogen, als sich von dem Mahratten-Reiche die Provinz Berar als eigener Staat lostrennte, der seine Selbstständigkeit bis auf den heutigen Tag behauptet hat. Auch sagte Amed Schach dem Nachfolger Muhammed's den Gehorsam auf und machte sich unabhängig (1747). Bengalen folgte dem Beispiele und so sah sich jetzt der Großmogol auf den Besitz der beiden Provinzen Delhi und Agra beschränkt. Unter Alemgir's II Regierung wurde die Hauptstadt Delhi von den Abdallern, einem afghanischen Stamme aus Kandahar, unter ihrem König Amed erstürmt und der letzten Ueberreste ihres einstigen Reichthumes beraubt. Selbst die Mauern rissen die Eroberer nieder, um die Steine fortzunehmen (1753). Zuletzt kam auch Dschihan Schaw mit seinen Mahratten, um die unglückliche Stadt zu verheeren, in der selbst die Gräber nach Schätzen durchwühlt wurden. Doch der König von Kandahar fiel über die Räuber her und tödtete eine große Menge derselben, man sagt, eine halbe Million (1760).

Unter den muselmännischen Statthaltern, die sich nach dem Einfalle Schach Nadir's unabhängig zu machen suchten, machte sich Dawust-Ali-Kan, der Nabab der Provinz Arcate (des Landes um Madras und Pondichery), den übrigen Radscha's der Nachbarschaft so furchtbar, daß sie die Mahratten gegen ihn zu Hilfe riefen.

Inzwischen waren dem Lande neue, gefährlichere Gegner erwachsen an den Portugiesen, Holländern und Franzosen, die sich auf den Küsten niedergelassen hatten. Wir haben bereits gesehen, wie die erstern unter ihren großen Vizekönigen glänzende Eroberungen machten, wie die Holländer sie der Früchte ihres Heldenmuthes fast ganz beraubten und ihre eigenen Besitzungen von

der Malabarküste bis über die Sunda-Inseln und die Molukken ausdehnten.

Die Franzosen in Ostindien.

Schon unter Franz I waren die Franzosen auf den Gedanken gekommen, in Indien Niederlassungen zu gründen; allein Stürme verhinderten sie an der Umsegelung des Vorgebirgs der guten Hoffnung und so blieb die Sache ruhen, bis Heinrich IV sie abermals in Anregung brachte. Er gründete in der Bretagne eine ostindische Handelsgesellschaft, die ein paar Schiffe aussandte und sich dann, als sie den Versuch verunglückt sah, sofort wieder auflöste. Nachdem noch einige ähnliche Unternehmungen gescheitert waren, gaben die französischen Rheder den Plan auf, um ihre Aufmerksamkeit fortan Madagaskar zuzuwenden. Vergebens rief Richelieu, um den Handel mit Ostindien zu heben, eine neue Handelsgesellschaft in's Leben, die er auf das freigebigste mit Vorrechten ausstattete: seine Bemühungen blieben ohne Erfolg. Trotz aller dieser abschreckenden Erfahrungen trat später noch einmal eine solche Gesellschaft zusammen, die von Colbert fünfzehn Millionen Francs und ein fünfzigjähriges Monopol erhielt, und diese erstarkte nun wirklich nach und nach so sehr, daß sie sogar die Eifersucht der Holländer erregte. Die letztern zwangen François Martin, der in Pondichery auf der Küste Koromandel eine Faktorei gegründet hatte, zur Abtretung derselben und suchten sich nun dieser Niederlassung dadurch zu versichern, daß sie dieselbe in ein furchtbares Fort umwandelten (1693). Doch der Ryswicker Friede gab sie sammt den neuen Befestigungen an Frankreich zurück und Martin, der als Gouverneur dahin zurückgekehrt war, machte sie zu einem der wichtigsten Plätze und zur Hauptstadt der französischen Besitzungen in Indien. Statt der fünfhundert Einwohner, die sie Anfangs hatte, zählte sie deren jetzt bereits zwanzigtausend an Europäern, Indiern und Muhamedanern (1697).

Doch die Unordnung, die in die Verwaltung der Gesellschaft selber eingerissen hatte, hemmte ihre weitern Fortschritte und brachte sie sogar dem Verfalle nahe, bis ihr Law dadurch zu Hilfe kam, daß er sie mit der westindischen, der chinesischen und der afrikanischen Handelsgesellschaft zu der sogenannten „beständigen indischen Compagnie" vereinigte. Welche glänzenden, aber freilich nur vorübergehenden Erfolge sein Unternehmen hatte und welch' klägliches Ende es nahm, haben wir seiner Zeit gesehen.

Doch die Gesellschaft überlebte die Katastrophe und begann ihre Aufmerksamkeit wieder der indischen Niederlassung zuzuwenden, die sich inzwischen, Dank den Bemühungen einzelner Privaten, immer mehr gehoben hatte. Statt den Aktionären Dividenden auszuzahlen, verwendete sie fortan den ganzen Handelsgewinn auf die Verschönerung und Befestigung Pondichery's und auf die Anknüpfung freundschaftlicher Beziehungen mit den benachbarten Fürsten. Noch günstiger gestalteten sich die Verhältnisse unter der eben so geschickten wie kräftigen Hand des neuen Gouverneurs Dumas (seit 1735), welcher sich zum großen Vortheile für die Niederlassung von Muhammed Schach das Münzprivilegium geben ließ. Noch förderlicher als dieses erwies sich für die Franzosen die Erwerbung der Stadt Karikal und ihres Gebietes, die sie von einem Prätendenten auf den Thron von Tandschaur um eine geringe Summe Geldes und gegen das Versprechen der Hilfeleistung erkauft hatten (1739).

Inzwischen hatten sie auch auf andern Punkten der vorderindischen Halbinsel Niederlassungen angelegt: so hatten sie sich auf der Küste von Malabar den Bezug des Pfeffers gesichert, während sie nach Surate die Seiden- und Goldschmuckwaaren Lyons einführten. Schon schienen sie auf dem besten Wege, den Wettkampf mit den Kolonien der großen Seestaaten aufnehmen zu können, zumal sie so glücklich waren, an ihrer Spitze drei Männer wie La Bourdonnais, Dupleix und Bussy zu haben.

So verdankten sie dem erstgenannten das Gedeihen einer andern Niederlassung, die sie auf den Inseln La France und Bourbon angelegt hatten und die ihnen durch ihre Lage zwischen Madagaskar und Indien für ihre andern Besitzungen von hoher Wichtigkeit war. Dupleix aber machte sich zunächst als Gouverneur der unter seiner Hand rasch aufblühenden Handelsniederlassung in der bengalischen Stadt Tschandernagor verdient, welche Aureng-Zeb 1688 der französisch-indischen Compagnie für 100,000 Livres abgetreten hatte. Nachdem er diesen Posten zwölf Jahre lang bekleidet hatte, wurde er 1742 als General-Gouverneur nach Pondichery berufen. Er nahm jetzt den seinem Vorgänger vom Großmogol verliehenen Titel eines Nabab an und umgab sich mit dem ganzen Prunk eines orientalischen Fürsten. Auch als Radscha ließ er sich vom Titularkaiser anerkennen. Er gab der Niederlassung in Tschandernagor einen eigenen General-Direktor und war überhaupt bemüht, die Macht und den Handel

Frankreichs in Bengalen möglichst auszudehnen. Aber auch nach den andern Handelsplätzen sandte er Schiffe aus; so namentlich nach den Häfen von Siam, Kambodscha und Kochinchina. Zugleich bestrebte er sich, die Truppenmacht der Kolonie auf einen mehr Achtung gebietenden Stand zu bringen, indem er sie nicht nur verstärkte, sondern ihr auch eine strengere Mannszucht beibrachte und einen unternehmenderen Muth einflößte, um in die innern Wirren des Landes entscheidender eingreifen zu können.

Inzwischen hatte nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts auch die englisch-ostindische Handelsgesellschaft in Bengalen festen Fuß gefaßt, seit ihr Aureng-Zeb's Enkel die Ermächtigung ertheilt hatte, die drei Dörfer Govindpur, Tschattanutty und Kalkutta zu kaufen, wo sie das Fort William erbauten.

Der im Jahre 1696 ausgebrochene Aufstand eines indischen Zemindars in Bengalen, Namens Suba-Singa, gab den Europäern, nämlich den Holländern zu Tschinsura, den Franzosen zu Tschandernagor, den Engländern zu Tschattanutty einen willkommenen Vorwand zu der Bitte, um ihrer persönlichen Sicherheit willen ihre Niederlassungen befestigen zu dürfen. Es wurde ihnen gestattet und sofort erhoben sich drohende Wallbasteien um ihre Faktoreien. Zum Danke für seine Heilung durch den Arzt Hamilton erneuerte Kuli-Kan den Engländern, die er bis dahin gedrückt hatte, das ihrer Gesellschaft bewilligte Privilegium, ja er gestattete ihnen sogar, ihre Besitzungen noch weiter auszudehnen.

Dupleix.

Bisher hatten die Europäer in Indien als einfache Handelsleute gegolten; erst Dupleix, der das Land gründlich kannte, faßte den als ausführbar erkannten Gedanken, hier eine förmliche Herrschaft zu gründen. Doch hielt er mit demselben zurück, so lang die Sache noch als wahnsinnige Verwegenheit erscheinen mußte. Sein Plan war übrigens ganz einfach: er ließ seine Landsleute in die Dienste der indischen Fürsten treten, überzeugt, daß sich jene gar bald einen überwiegenden Einfluß verschaffen würden. In der That brachte er es auf diesem Wege dahin, daß er Karnatik und später auch Dekkan mit fünfunddreißig Millionen Bewohnern, also fast die Hälfte von dem Reiche des Großmogols, thatsächlich beherrschte und daß das Schicksal der europäischen Niederlassungen rein von seinem Belieben abhing.

Mit scheelem Auge sahen die Engländer, wie die Franzosen

immer festern Fuß im Lande faßten, und keine Gelegenheit ließen sie darum unbenützt, wo sie diesen hemmend in den Weg teeten konnten. So brauchten z. B. die letztern nur irgend einen Nabab zu begünstigen, um die Nebenbuhler sofort die Partei seines Gegners ergreifen zu lassen. In dieser Weise setzten hier die beiden Völker ihren Kampf auch dann noch fort, wenn er in Europa ruhte. So mußten sich die französischen Kolonien im Jahre 1744 zur Gegenwehr rüsten, als die Engländer das Anerbieten Frankreichs, in dem in Europa ausgebrochenen Kampfe neutral bleiben zu wollen, zurückwiesen. Kaum aber war der Friede geschlossen, als Dupleix seine weittragenden Pläne wieder aufnahm, wohl wissend, daß die französische Handelsgesellschaft den Wettkampf mit der englischen erst dann aufzunehmen im Stande sei, wenn sie eine feste Machtstellung im Lande eingenommen habe. Leider aber hinderte die zwischen den Gouverneuren der einzelnen Kolonien bestehende Zietracht und Eifersucht jedes einhellige Vorgehen. Dieß zeigte sich namentlich, als Dupleix Anstalt machte, den Engländern ihre reichste Niederlassung in Koromandel, den — in der einen Hälfte, der „weißen Stadt", von Europäern, in der andern, in der „schwarzen Stadt", von Juden, indischen Kaufleuten (Banianen), Armeniern, Muhamedanern und Götzendienern jedes Stammes und jeder Farbe bewohnten — Hafenort Madras zu entreißen. Statt sich mit ihm zu diesem Zwecke zu vereinigen, wollte La Bourdonnais den Ruhm der That für sich allein haben. Gleichwohl gelang die Eroberung, doch das französische Ministerium gab, mit den Verhältnissen des Landes unbekannt, dem Letztern den Befehl, sämmtliche Eroberungen gegen eine Entschädigungssumme von zehn Millionen Livres wieder herauszugeben. Dupleix aber, der die Wichtigkeit der letztern begriff, verwarf den Vertrag und ließ die Stadt plündern und niederbrennen — eine That, die den französischen Namen zu einem Gegenstande der allgemeinen Verwünschung im Lande machte (1746). Darauf legte er seinem Nebenbuhler bei allen neuen Unternehmungen desselben so viele Hindernisse in den Weg, daß derselbe ihm zuletzt das Feld räumte und nach Frankreich zurückkehrte, wo er in die Bastille geworfen wurde.

Nichts konnte den Engländern erwünschter kommen, die jetzt, neu gekräftigt und ermuthigt, nicht nur Madras wieder in Besitz nahmen, sondern sogar Pondichery belagerten, bis sie Dupleix zum Rückzug zwang, der durch seine glänzenden Verdienste um

die Vertheidigung der Stadt seine Fehler wieder gut machte. Seit er Madras verloren, richtete er sein Augenmerk um so eifriger auf Dekkan und Karnate, um deren Besitz sich mehrere einheimische Fürsten stritten. Von ihrem Hader begünstigt, sah er sich nach mancher abenteuerlichen Heldenthat*) in den Stand gesetzt, seinen Schützling Musa Fersing zum Subab von Dekkan zu machen, wofür ihm dieser nicht nur den Umfang der französischen Besitzungen in Pondichery und Karikal ansehnlich vergrößerte, sondern zugleich die Stadt Masulipatnam mit ihrer Umgebung abtrat.

In Karnate dagegen unterstützte die englische Compagnie, ohne offene Kriegserklärung, Dupleix's Gegner so nachdrücklich, daß jener, der bei seinen Bundesgenossen und bei dem kleinmüthigen Versailler Kabinet keine genügende Hilfe fand, unterlag. Doch voll feurigen Muthes inmitten der Bedrängniß und unerschöpflich an Hilfsquellen, wußte sich Dupleix von dem Schlage so vollkommen zu erholen, daß er bald wieder Siege erfocht, die in Europa mit unbeschreiblicher Begeisterung begrüßt wurden. Schon erzählte man sich mit freudigem Staunen, daß ihm die von Tschanda-Saib abgetretenen Ländereien allein schon neununddreißig Millionen eintrügen, daß seine reinen Jahreseinnahmen wohl auf mehr als fünfzig Millionen anzuschlagen seien. Es waren Luftschlösser, so gut wie der Law'sche Plan: bei'm Rechnungsabschlusse fanden die Direktoren der Gesellschaft ein Defizit von zwei Millionen! Es war nur zu begreiflich, daß die großartigen Unternehmungen des weitblickenden Dupleix Riesensummen kosten mußten und daß es noch weitere große Opfer erfordern werde, bis dieselben ihre Früchte tragen konnten. Doch die Direktoren dachten nicht so weit: sie legten die Schuld einfach dem Generalgouverneur bei und faßten in ihrer Erbitterung über die herbe Enttäuschung den Beschluß, ihn von seinem Posten zu entfernen. Das Kabinet unterstützte ihr Verlangen um so eifriger, als auch die Engländer auf die Abberufung eines Mannes drangen, den sie als den unermüdlichen Störefried Indiens darstellten. So wurde er denn gestürzt, während die beiden

---

*) So erzählt man von einem französischen Offizier La Touche, daß er, von 80,000 Feinden eingeschlossen, bei Nacht mit 300 Franzosen in's Lager der Feinde eindrang und 1200 derselben niedermetzelte, worauf die andern erschrocken entflohen. Von den Franzosen waren nur zwei gefallen.

Kabinette mit vereinter Kraft auf die Herstellung eines friedlichen Einvernehmens zwischen den beiden Handelsgesellschaften hinarbeiteten, die fortan in vollkommen gleicher Macht=, Besitz= und Handelsstellung auf den Küsten von Koromandel und Orissa neben einander bestehen sollten; ohne sich in die Händel der einheimischen Fürsten einzumischen, sollte jede die Vortheile ihrer Stellung friedlich genießen.

Doch Dupleix konnte nicht ruhig zusehen, wie sein Nachfolger mit den Engländern unterhandelte, statt nach seinem Rathe Tritschinapali zu belagern, dessen Eroberung nicht nur die Herrschaft der Franzosen gesichert, sondern zugleich ihren Kolonien unermeßliche Vortheile verschafft hätte. Und in der That, bedenkt man, was die Engländer in der Folgezeit zu Stande brachten, so ist man wirklich geneigt, diesem Rathe Beifall zu zollen. Allein gleichviel: Dupleix mußte gehorchen. Er vergoß Thränen, als er vom Lande seines Ruhmes schied. Dreizehn Millionen hatte er aus dem eigenen Vermögen vorgestreckt, im festen Vertrauen auf den Sieg, und jetzt war ihm dieser entrissen. Ja noch mehr: man verweigerte ihm die Rückzahlung jenes Vorschusses und setzte ihn in den Anklagestand, ihn, der auf dem Punkte gestanden war, seinem Vaterlande Asien zu Füßen zu legen. „Ich habe", schrieb er, „meine Jugend, mein Vermögen, mein Leben geopfert, um mein Volk mit den Schätzen Asiens zu bereichern; bedauernswerthe Freunde, allzu schwache Verwandte haben ihre ganze Habe daran gesetzt, um meinen Plänen das Gelingen zu sichern: jetzt schmachten sie im Elend. . . . . Ich unterwerfe mich allen Formen des gerichtlichen Verfahrens und wie der niedrigste der Gläubiger fordere ich das, was man mir schuldet. . . . Meine Leistungen werden als Fabeln dargestellt, man lacht über meine Schuldforderung und behandelt mich als den verworfensten aller Menschen. . . . . Das Wenige, was mir noch geblieben ist, wurde mit Beschlag belegt; ich bin gezwungen, mich um Fürsprecher zu bewerben, daß ich nicht in's Gefängniß geworfen werde". Nachdem der Unglückliche seine letzte Habe geopfert hatte, um sich bei den Gerichten Gehör zu verschaffen, starb er in der Armuth, er, der König von Indien und Herr seiner Schätze gewesen war (1763).

Lally.

Die französisch=indische Handelsgesellschaft besaß um diese Zeit auf den Küsten von Orissa und Koromandel Masulipatnam mit

vier Distrikten, Pondichery mit einem weiten Gebiete, Karikal und die Insel Tscheringam — lauter werthvolle Besitzungen, die nur zu weit von einander entlegen waren, um sich gegenseitig unterstützen zu können. Der Marquis von Bussy, der als Dupleix' Stellvertreter in Dekkan den französischen Einfluß in Geltung erhalten hatte, wäre bei seiner vieljährigen Erfahrung der Mann gewesen, dem man die oberste Leitung des Ganzen hätte anvertrauen sollen. Statt dessen aber sandte das französische Kabinet den Grafen Lally (1756), der für sein Amt wohl Redlichkeit und Muth mitbrachte, doch jener Klugheit, Schmiegsamkeit und Mäßigung ganz entbehrte, deren es in so fernem Lande und unter so schwierigen Verhältnissen dringend bedurfte. Schon als Irländer voll Haß gegen die Engländer, erklärte er, seine ganze Politik liege in den Worten „keine Engländer mehr auf der Halbinsel!" Von den Gesetzen, den Lebensinteressen und der Politik Indiens hatte er nicht nur keinen Begriff, sondern er blieb auch jedem Versuche, ihn darüber zu belehren, durchaus unzugänglich.

Bekanntlich meiden die höhern Kasten des Landes auf das Aengstlichste jede Art von körperlicher Arbeit, während die untern durchweg an eine bestimmte Beschäftigung gebunden sind, durch deren Wechsel sich der Einzelne entehren würde. In diesem Falle wäre der Bauer, der einen Acker baute, den er nicht selber besät hat; der Lastträger, der eine Last unter dem Arme trüge, die er nach der bestehenden Sitte auf dem Kopfe zu tragen hat; der Soldat, der die Schanze selber bauen wollte, die ihn decken soll; der Reiter, der das Gras für sein Pferd selber mähte. Natürlich brauchen die Heere unter diesen Umständen einen ungeheuren Troß von Arbeitern. Lally aber, der einen solchen nicht zusammenzubringen vermochte, hielt die Bewohner von Pondichery ohne alle Rücksicht auf den Unterschied der Kasten und der Arbeiten mit Gewalt zu den letztern an, so daß der Brahmine neben dem Paria Geschütze ziehen und Lasten tragen mußte — eine in Indien ganz unerhörte Mißachtung des gesellschaftlichen und des religiösen Systems zugleich. Im Gegensatz zu ihm verstand es sein kaltblütiger und bei aller Entschlossenheit maßvoller Gegner Coote, auf seine ganze Umgebung einen unwiderstehlichen Einfluß auszuüben und überhaupt aus den Fehlgriffen der Feinde den besten Nutzen zu ziehen.

In seinen ersten Unternehmungen war indeß Lally glücklich genug: er verdrängte die Engländer aus Koromandel und hätte

sie selbst bis Madras verfolgt, hätte es ihm nicht an Geld und Mannschaft gefehlt. Man rieth ihm, nach dem fünfzig Meilen entfernten Tadschaur zu ziehen und bei dem dortigen Radscha ein Guthaben von dreizehn Millionen einzutreiben. Wirklich führte er sein hungerndes Heer hin und schon hatte er die Belagerung der Stadt begonnen, als er hörte, daß Pondichery selber bedroht sei: er eilte zurück und verjagte die Engländer. Trotz dieser Erfolge aber kam er im Ganzen nicht weiter; die Beschränktheit seiner Mittel erlaubte ihm nie, irgend eine seiner Unternehmungen zu Ende zu führen. Durch seine Strenge und seine Drohungen machte er sich die Verwalter, sowie alle jene, die aus den herrschenden Mißbräuchen irgend einen Nutzen zogen, zu Feinden. Zuletzt brach auch im Heere ein Aufstand aus und schlossen die Engländer Pondichery ein. Von der Zwietracht in der eigenen Umgebung, von Aufruhr und Hungersnoth bedrängt, hielt Lally einer zwanzigfachen Uebermacht Stand (1760—61), bis ihn endlich die äußerste Noth zur Uebergabe der Stadt zwang, worauf er als Gefangener nach England geführt wurde.

Mit dem Verluste Pondichery's endete die Herrschaft der Franzosen in Indien, wo ihnen nur einige unbedeutende Faktoreien blieben, während Koromandel und Bengalen den riesigen Umfang des britischen Reiches vermehrten. Bei'm Friedensschlusse (1763) wurde ihnen Pondichery zwar zurückgegeben, jedoch in Trümmern und mit geschmälertem Gebiet. Wohl wurde im Jahre 1769 die Stadt wieder aufgebaut und zählte sie bald wieder 30,000 Bewohner, allein mit Madras und Kalkutta konnte sie sich nimmer messen. Auch Karikal, Tschandernagor und seine übrigen Faktoreien in Bengalen bekam Frankreich zurück, doch nur gegen das Versprechen, daselbst keine Befestigungen mehr anlegen zu wollen.

Dagegen die im Verlaufe von zehn Jahren verloren gegangenen Besitzungen in Afrika, sowie ein Theil der in Amerika gelegenen blieben nebst dem gesammten Kanada endgiltig verloren. Die Erbitterung, die dieß hervorrief, verlangte nach einem Sühnopfer und Lally wurde dazu erlesen: an ihm entlud sich jetzt die Wuth der Nation, eine jede seiner Handlungen wurde in der gehässigsten Weise gedeutet und selbst des Verrathes wurde er angeklagt. Auf die Kunde hievon erwirkte er sich die Erlaubniß zur Heimkehr aus England, um sich rechtfertigen zu können. „Ich bringe meinen Kopf und meine Unschuld", schrieb er an

Choiseul. Und nun saß das Parlament zu Gericht über Feldzüge und Belagerungen, die in einem Land und unter Umständen ausgeführt worden waren, die ihm beide vollkommen unbekannt waren! Es sprach den Angeklagten von dem Verbrechen der Majestätsbeleidigung frei, erkannte ihn aber dafür des Verrathes an den Interessen des Königs und der Compagnie, sowie des Mißbrauchs der Amtsgewalt für schuldig und schickte deßhalb den vierundsechszigjährigen Greis mit dem Knebel im Mund auf das Schaffot, ohne ihm auch nur Zeit zur Vorbereitung auf den Tod zu lassen (9. Mai 1766). Ludwig XVI kassirte nachträglich das Urtheil! *)

---

*) Lally beging allerdings viele Fehlgriffe . . . und durch ihn ging Indien vollends verloren. Doch muß man auch zugeben, daß er die Schattenseiten seines Charakters wieder möglichst gut machte durch eine glänzende Tapferkeit, einen unbezähmbaren Feuereifer, eine unbedingte Hingebung an die Interessen des Königs und des Vaterlandes. Den Engländern flößte er selbst in Mitten seiner wiederholten Unglücksfälle eine Art von Bewunderung und von Furcht ein. Könnte eine Reihe von einzelnen Fehltritten zusammen einem todeswürdigen Verbrechen gleich gerechnet werden, so gäbe es keine einzige hochgestellte Persönlichkeit, die sich für schuldlos halten dürfte. Wenn aber das Unglück an und für sich schon und ganz unabhängig von der Absicht das Verbrechen ausmacht, so müßte jeder besiegte Feldherr am Galgen enden. Kein Wunder darum, wenn die öffentliche Meinung das Urtheil des Parlamentes entschieden verwarf, und Voltaire war nur der Stimmführer derselben, wenn er Lally's Hinrichtung einen „mit dem Schwerte der Gerechtigkeit begangenen Mord" nannte. Auch d'Alembert's grausam klingendem Worte liegt eine tiefe Wahrheit zu Grund: „Jedermann war berechtigt, Lally zu tödten, nur der Henker nicht". In der That war Niemand der Verbrechen, wegen deren Lally verurtheilt wurde, weniger fähig, als er selber. Er war ein ungestümer, gewaltthätiger und maßlos jähzorniger Charakter, während seine Aufgabe die schonendste Rücksichtsnahme und Akkomodation an die jeweiligen Umstände forderte. Ein einziger Gedanke beherrschte ihn durch und durch und doch waren die Interessen, denen er gleichzeitig Rechnung tragen sollte, so mannigfaltig und so verwickelt. Er wollte noch immer nach den Grundsätzen verfahren, nach denen er anderswo — in Deutschland, in Spanien, in den Niederlanden bei ganz anderen Verhältnissen, Personen und Dingen vorgegangen war und Andere hatte handeln sehen. Er verachtete und unterdrückte die Indier, während sie doch bloß durch Schmeicheleien zu gewinnen oder zu verführen waren. Wohlgeschult in der methodischen Kriegsweise Europa's, behielt er das streng-systematische Verfahren eines deutschen Feldherrn auch da bei, wo die Verhältnisse den schöpferischen, elastischen Geist eines Clive und eines Bussy verlangten. . . . Das Schicksal hatte sich eine blu-

Poivre.

Wir müssen hier eines jener Heroen der Wohlthätigkeit erwähnen, deren Namen auf den trostlos blutigen Blättern der Eroberungskriege eine so wohlthuende Erscheinung sind. Pierre Poivre aus Lyon (1719—86) studirte, um sich für den Dienst in den auswärtigen Missionen von S. Joseph vorzubereiten, die Sitten und Gesetze China's und Kochinchina's, wohin er geschickt werden sollte, auf das Aufmerksamste. Doch das Schiff, an dessen Bord er sich befand, wurde von den Engländern gekapert, er wurde gefangen genommen und dabei am Arme so schwer verwundet, daß er diesen ganz verlor und jetzt war ihm der Zutritt zum geistlichen Stande verschlossen. Aus der Gefangenschaft befreit, besuchte er mit prüfendem Auge die europäischen Niederlassungen in Indien und Afrika, um dann reich an Erfahrungen heimzukommen und der französisch-ostindischen Handelsgesellschaft den Rath zu geben, sie sollte mit Kochinchina eine unmittelbare Handelsverbindung anzuknüpfen und die von den Holländern so ängstlich gehüteten Gewürzbäume der Molukken auf den Inseln La France und Bourbon anzupflanzen suchen. Zu diesem Behufe nach Ostindien geschickt, erwirkte er sich die Ermächtigung, in Fai-fo eine französische Faktorei zu gründen. Ebenso gelang es ihm, neunzehn Schößlinge von Muskatnußbäumen zu erhalten, trotz der Schwierigkeiten, die ihm die Eifersucht der Holländer in den Weg legte, welche die Ausfuhr einer für die Molukken vorbehaltenen Pflanze mit dem Tode bestraften und falsche Karten anfertigen ließen, um die Reisenden irre und in's Unglück zu führen. Nur kümmerlich von den Direktoren der Kolonien unterstützt, die damals unter sich zerfallen waren, ging er von Insel zu Insel, und unterhandelte er mit den Fürsten, um von ihnen Gewürznelken, Reis, Pf講ffersträucher und Zimmetbäume zu erhalten, die er dann unter die Ansiedler vertheilte. Die Zerrüttungen, welche um diese Zeit im Schooße der Handelsgesellschaft selber entstanden waren, beeinträchtigten zwar die Erfolge seiner

---

tige Ironie erlaubt, indem es ihn auf einen Schauplatz berief, der nicht für ihn geschaffen war. Ein loyaler Kavalier, ein muthiger Soldat, ein geschickter Beamter, stieg er auf das Blutgerüst, mit der dreifachen Anklage auf Unfähigkeit, Feigheit, Verrath belastet. Wenn auch die Geschichte diese furchtbare Katastrophe zu erklären vermag — der Geschichtschreiber kann sie nicht ohne tiefe Ergriffenheit berichten." (Barchou de Penhoen, 6. Buch.)

Beharrlichkeit; als er aber nach der Auflösung derselben zum Intendanten der Kolonien ernannt worden war, ging er mit allem Eifer daran, allen Uebelständen abzuhelfen und die hochherzigen Pläne eines La Bourdonnais in Ausführung zu bringen.

Bengalen.

Die am weitesten nach Osten gelegene Grenzprovinz im Reiche des Großmogols war Bengalen, das, vom untern Ganges und seinem Zwillingsstrom Burremputter (Bramaputra) reich bewässert, außerordentlich ergiebig ist an Reis und jeder andern Fruchtgattung. Mit gutem Bedacht hatten die Engländer gerade dieses Land zum Ausgangs- und Mittelpunkt ihrer Unternehmungen in Indien gemacht. Namentlich war für diese letztern ihre Hauptniederlassung — Kalkutta — ungemein günstig gelegen, da hier einerseits der Ganges, die Lebensader Nordindiens, die Verbindung mit den fruchtbarsten, bevölkertsten und kultivirtesten Theilen des Landes, andererseits das Meer die mit dem Mutterlande und mit den reichen, zum Handelsverkehr nicht weniger einladenden Ländern und Inseln von Südostasien sichert und erleichtert. Einen gefährlichen Feind aber hatte die Stadt an Sudscha al Daula, dem Nachfolger Allaverdi's in Bengalen, Bahar und Orissa, der die Engländer von Herzen haßte und vielleicht auch von den Franzosen aufgehetzt wurde. Im Jahre 1756 überfiel er die Stadt, um sie zu plündern, und da die vorgefundenen Vorräthe an Waaren und Gold seinen Erwartungen nicht entsprachen, wollte er die Gefangenen zum Geständnisse zwingen, wo das Uebrige versteckt sei. Zu diesem Zwecke schloß er sie, mehrere Hundert an der Zahl, in die „schwarze Hölle", einen achtzehn Fuß langen, elf Fuß breiten höhlenartigen Kerker, der nur von der einen Seiten her durch zwei Fensterchen etwas Luft und Licht erhält. Zwölf Stunden dauerte die Marter der Unglücklichen und während dieser Zeit waren bereits hundertunddreiundzwanzig von ihnen erstickt. Kaum hatten die Engländer zu Madras die sie tief empörende Nachricht vernommen, als der Admiral Charles Watson die Flotte nach der Gangesmündung schickte und die Stadt wieder in Besitz nahm (1757).

Clive.

Robert Clive, aus einer angesehenen, jedoch wenig bemittelten Familie in Shropshire, hatte schon als Kind einen hohen Grad von Muth bewiesen, dann in Indien alle jene Widerwär-

tigkeiten erduldet, die jeder kräftige Charakter im Leben zu gewärtigen hat, und endlich den Kriegsdienst zu seinem Berufe erwählt, obwohl er für diesen nicht erzogen worden war. In der Schule des Leidens und der Noth gebildet, besaß dieser neue Cortes jene kraftvolle Entschlossenheit, jene Raschheit im Entschluß, jenen feurigen Ungestüm in der Ausführung, die den Eroberer Mexiko's auszeichneten. Auch er verstand es, den Soldaten seine eigene Begeisterung einzuflößen, den fremden Nationen zu imponiren, stets nach eigenem Antrieb zu handeln und doch dem Vaterlande Alles hinzugeben, was er ohne dessen Hilfe erobert hatte. Kaum sah er sich an die Spitze der Truppen gestellt, als er sie mit dem Rufe „die Defensive schickt sich nicht für uns, auf zum Angriff!" in die Schlacht führte und den grimmigen Nabab tödtete. Der Nachfolger des letztern, Mir Dschaffer, sein früherer Feldherr, zahlte der Gesellschaft zwei Millionen, dem Lord Clive selber aber 230,000 Pfund Sterling nebst einem Jahresgehalt von 60,000 Livres. Doch die Sieger, deren Habsucht keine Schranken mehr kannte, gingen, die Nachgiebigkeit des Nabab ausbeutend, mit ihren Forderungen immer weiter, bis er ihnen zuletzt als Pfand für die versprochenen Summen drei bei Kalkutta gelegene Gebiete abtreten mußte — der erste Anfang ihres spätern Reiches in Indien. Kaum fing er endlich doch an, in seiner Willfährigkeit etwas nachzulassen, als sie ihn absetzten, um Kossim-Ali-Kan auf seinen Posten zu erheben, der ihnen dafür zwei weitere Gebiete überließ und außerdem unermeßliche Summen auszahlte. Doch auch er fühlte bald das Schimpfliche eines solchen Joches so lebhaft, daß er es zu zerbrechen beschloß: er verstärkte sein Heer, überfiel die Engländer und richtete ein furchtbares Blutbad unter ihnen an.

Da um diese Zeit England und Frankreich im offenen Kampfe lagen, so war zu erwarten, daß sich die französische Handelsgesellschaft mit ihm und den andern bengalischen Fürsten zum Verderben des gemeinsamen Gegners verbinden werde. Statt dessen aber beobachtete sie eine kleinmüthige Neutralität und wollte sie von einer Unterstützung Sudscha al Daula's nichts hören. So sah sie unthätig zu, wie die Engländer den letztern besiegten (1760) — und wie sie dann, von Neuem reich und mächtig geworden, den Kampf immer weiter fortsetzten, dessen Früchte sie für die durch Dupleix erlittene Demüthigung schadlos halten sollten. Er wurde ihnen leicht genug: wenige Bataillone europäischer Soldaten reichten hin, um die unübersehbaren Heere zu

besiegen, welche zwei Bündnisse indischer Fürsten nach einander in's Feld stellten.

Inzwischen hatten die Mahratten den Großmogol Schach Alem II bis nach Delhi, dem letzten Ueberreste seines Reiches, zurückgedrängt und dann seinen Sohn Dschewan Bukt auf seinen Thron erhoben. Der Entthronte war dann zu Sudscha al Daula, dem Nabab von Audh, geflohen, von dem er zwar gefangen gehalten, aber im Uebrigen mit aller Achtung behandelt wurde. Eben dahin flüchtete sich nun auch der von den Engländern vertriebene Kossim Ali Kan, dessen Posten die Sieger seinem früheren Inhaber Mir Dschaffa zurückgegeben hatten. Es kam zu einem Krieg, doch bald trennte sich Kossim von seinem Beschützer, unter Verzichtleistung auf die Herrschaft über Bengalen, und der letztere selber zog sich nach Delhi zurück. Der aus seiner Gefangenschaft befreite Schach Alem aber bot der englischen Regentschaft zu Kalkutta für seine Wiedereinsetzung auf den Thron von Delhi Gazipore und Benares und damit den offenen Zugang zu dem längst von ihr ersehnten Diamantenland Bundelkond an. Die Sache kam zwar nicht zur vollen Ausführung, dafür aber wußte Clive einen Friedensschluß herbeizuführen, der die Herrschaft der Engländer nicht bloß sicherte, sondern auch mit neuen Gebieten und Rechten vermehrte. So erlangte er vom Großmogol die Belehnung mit den Dewanien von Bengalen, Bahar und Orissa, welche zusammen bei zehn Millionen Einwohner zählten und eine reine Jahreseinnahme von sechsunddreißig Millionen Franken gewährten.

Nach Madras zurückgekehrt (1761), schrieb Clive, der den rechten Augenblick zur Ergreifung der Herrschaft gekommen sah, an das Direktorium der Gesellschaft: „Die Stunde, die ich längst vorausgesehen, ist gekommen: wir müssen uns entscheiden, ob wir das Ganze für uns selber in Besitz nehmen wollen oder nicht. . . Morgen schon kann, — ich übertreibe nicht — das Reich des Großmogols in unserer Gewalt sein. Diese Länder sind keiner Regierung besonders zugethan; ihre Truppen sind weder so gut bezahlt wie die unsrigen, noch sind sie ordentlich geführt und disziplinirt; ein einziges zuverlässiges Heer von Europäern ist schon im Stand, uns nicht nur gegen jeden einheimischen Fürsten zu vertheidigen, sondern uns auch zur Herrschaft und zu einer solchen Machtstellung zu verhelfen, daß es fortan weder der Franzose, noch der Holländer, noch irgend ein anderer Feind wagen wird, mit uns anzubinden. Der Nabab, dessen Partei wir nehmen,

kann nicht anders: er muß auf unsere Macht eifersüchtig werden, muß uns um unsere Besitzungen beneiden. Herrschsucht, Habgier und Blutdurst werden sich immer wieder und wieder verschwören, um uns zu verderben. So viel Siege wir erfechten mögen, sie werden uns immer nur eine augenblickliche Waffenruhe verschaffen. Setzen wir einen Nabab ab, so müssen wir seine Stelle immer wieder einem andern geben, der dann, kaum in den Besitz eines Heeres gelangt, in die Fußstapfen seines Vorgängers tritt, also gleichfalls unser Feind wird.... Wir selber müssen demnach die Nabab's sein, wenn nicht unter diesem Titel, so doch thatsächlich oder vielleicht auch beides zusammen und ohne alle Maske."

So verdankten also die Engländer ihr Uebergewicht in Asien nicht einzig und allein dem in Europa herrschenden Machiavellismus, sondern vor Allem auch dem Uebergewicht, welches einem entschlossenen Willen nie entgehen kann, gegenüber so uneinigen und so unentschlossenen, hin- und herschwankenden Leuten, wie diese Subab's, Nabab's und Radscha's waren, die ihre Stellen von einem macht- und willenlosen Despoten um Geld erkauften und die des Muthes und der Habgier der fremden Krieger bedurften, um sich gegenseitig zu vernichten. Die Engländer verstanden die Kunst, ihre Herrschaft in der Weise des alten Rom's zu maskiren, indem sie zum Scheine den Posten des Subab in den Händen eines Landesangehörigen ließen, so daß die Indier nach wie vor die Regierungsbefehle vom Großmogol zu erhalten glaubten, während sie in Wahrheit von Kalkutta ausgingen.

Die Mahratten.

An der Stelle der glücklich auf die Seite geschafften Franzosen erhob sich jetzt ein neuer Feind gegen die Engländer, der kriegerische Stamm der Mahratten, der von seiner uralten Heimat in den Bergen von Mahrat, im Reiche Visapur, den Namen trägt und dem vielleicht auch jene Seeräuber angehörten, die schon seit dem ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung die Meere Indiens unsicher machten. Obwohl zur Kaste der Wasya's gehörig, dienten diese wegen ihrer Raubsucht verrufenen, gegen Bezahlung zu Allem bereiten Leute den verschiedenen Fürsten der Halbinsel als treffliche Reiterei, bis der Kschatrya Sevadschi den größern Theil derselben zu einer kompaktern Masse sammelte, um mit ihrer Hilfe einen eigenen Staat zu gründen. Sein Vater war ein ähnlicher Parteigänger gewesen, der im Dienst des Königs von Visapur

gestanden war und von diesem ein im Karnatik gelegenes Jagire und den Oberbefehl über 10,000 Mann Soldaten erhalten hatte. Bald hatte der Ruf von der Tapferkeit des jungen Sevadschi Schaaren von kriegs- und beutelustigen Helden um ihn gesammelt, mit denen er jetzt aus seiner Heimat Ponnah fortzog. Die Wirren und Bürgerkriege im Lande führten ihm fortwährend neue Streiter zu, hauptsächlich aus den Bergländern zwischen Guzerate und Kanara, deren noch ziemlich rohe, aber kriegstüchtige Bevölkerung erst durch ihn zu einer wirklichen Nation vereinigt wurde. Er eroberte jetzt einen Theil von Visapur mit der Festung Sultana, erklärte sich, dem schwachen Widerstande Aureng-Zeb's trotzend, zum Maha-Radscha oder Selbstherrscher und bemächtigte sich sämmtlicher Hafenplätze auf der Westküste von Dekkan, mit Ausnahme der im Besitze der Portugiesen oder der Engländer befindlichen. Sein Sohn schloß mit Aureng-Zeb Frieden, wobei ihm dieser ein Zehnttheil seiner sämmtlichen Einkünfte aus Dekkan abtrat, mit dem Rechte, dasselbe durch seine eigenen Erbpächter zu erheben. Doch schon mit Jahon, dem Enkel Sevadschi's, nahm die persönliche Macht der Mahrattenkönige ein Ende, indem derselbe als altersschwacher Greis die Regierung ganz und gar seinem ersten Minister (Peischwah) überließ, der von jetzt an als eine Art erblicher Majordomus an der Spitze einer Oligarchie von selbstständigen Häuptlingen die Regierung führte, ohne sich im Mindesten um den in Sattare eingeschlossenen „Großkönig" zu kümmern, dessen Ernennung sogar von ihm abhing.

Die mächtigsten von jenen Häuptlingen, die theils den vornehmen Kasten der Brahminen und der Kschetryas angehören, theils Emporkömmlinge niedrigern Ursprungs sind, haben sich zum Bunde der „Zwölf Brüder" vereinigt. Dabei ist aber jeder derselben innerhalb seines Gebietes völlig unbeschränkter Herr, der nur hinsichtlich der das Ganze betreffenden Angelegenheiten der Oberherrlichkeit des Radscha oder vielmehr des Peischwah untersteht. Die Würde des letztern blieb — wenigstens in den äußerlichen Formen — selbst dann noch in voller Anerkennung, wenn sich, wie dieß von Zeit zu Zeit vorkam, der eine oder der andere Häuptling zum unabhängigen Oberhaupte jenes Bundes machte. So war hier eine Herrscherfamilie, der wohl der angestammte Königsthron, aber keine Spur von einer Regierungsgewalt geblieben war. Neben ihr stand eine andere Familie, die der erblichen Haushofmeister, die als Inhaber der vollen Regie-

rungsgewalt durch die Länge der Zeit gleichsam legitim geworden waren. Ihnen gegenüber erhoben sich dann in dritter Linie einzelne Stammeshäuptlinge, die jene Regierungsgewalt an sich rissen, doch ohne die Würde und den Titel der Peischwah's anzutasten. So trachtet man hier, im Gegensatze zu Europa, nur nach der Macht, nicht nach dem Range; es gibt da keine „vollendete Thatsache", welche die Stelle des Rechtes verträte.

Statt ihre einheimischen Truppen zu besolden, überlassen die Fürsten des Landes den Anführern derselben gewisse Ländereien gegen die Verpflichtung, für den Unterhalt ihrer Leute zu sorgen. Wer im Rufe der Tapferkeit stand, hatte schnell eine Söldnerschaar beisammen und konnte dann leicht, im Vertrauen auf sie, den Gedanken an eine Usurpation des Thrones fassen: es brauchte nicht lange, so war er Fürst über ein weitgedehntes Gebiet und dann konnte er seinen König entweder ganz stürzen oder wenigstens zur Uebertragung seiner Regierungsmacht an ihn bewegen.

Hayder-Ali.

Auf diese Weise verfuhr Hayder-Ali von Kolar, der sich durch die Kraft seines Geistes und Willens vom niedrigsten Stande zum Regenten von Misore und dann zum Selbstherrscher emporschwang (1718). Aller Erziehung entbehrend, aber verständig und mit einem wunderbaren Gedächtniß begabt, erlernte er nicht nur sieben oder acht indische Sprachen, sondern auch die schwere Kunst, zu regieren und zwischen den unzähligen Klippen jener verwickelten Politik des Orients zu laviren. Er ermuthigte die Industrie und führte eine strenge, unparteiische Rechtspflege ein. Er bezog von dem Volke größere Abgaben als die europäischen Ansiedler, und behandelte es gleichwohl weniger drückend, als diese thaten. Er verstand es, das Raub- und Plünderungssystem, das einen wesentlichen Bestandtheil der indischen Regierungs- und Kriegskunst bildet, im Großen und planmäßig durchzuführen. So warb er namentlich unzählige Massen von Kriegern aus jenen Kasten an, bei denen der Diebstahl zum Gewerb gehört, und nahm er die letztern unter seinen Schutz. Durch die Bande der Mannszucht und des religiösen Fanatismus brachte er die ungeordneten Schaaren seiner Indier so weit, daß sie selbst gegen die Engländer Stand zu halten vermochten. Statt seine Herrschaft und den Sieg mit Strömen von Blut zu erkaufen, wie Tamerlan oder Nadir, siegte er durch die Kunst des Manövrirens: er verheimlichte seine Märsche, um zur rechten Zeit unerwartet

und mit überlegener Macht auf einem gegebenen Punkte zu erscheinen, ganz, als ob er schon eine Ahnung von der heutigen Kriegskunst gehabt hätte. Nicht mit Unrecht hat man ihn deßhalb den Friedrich des Orients genannt.

Die Verhältnisse in Indien, wo sich jetzt die sämmtlichen muselmännischen Fürsten ebenso hartnäckig bekämpften, wie früher die Europäer unter sich gethan hatten, kamen dem Ehrgeiz Hayder-Ali's trefflich zu Statten. Von Thatendurst getrieben, bemächtigte er sich 1761 Bangalore's, das er dann als Vasall des Radscha's von Misore im Besitz behielt, darauf der Person dieses Radscha's, dem er gegen die Mahratten beistand, und seiner Hauptstadt Seringapatnam. Um, wie er erklärte, sich selber sicher zu stellen, oder vielmehr, um selber zu herrschen, schloß er den Radscha in den Königspalast ein und nahm er ihm seine sämmtlichen Schätze und die ganze Regierungsgewalt, mit alleiniger Ausnahme des Rechtes, gelegentlich ein Anstellungsdiplom zu ertheilen und die Münzen auf seinen Namen prägen zu lassen. Zugleich erkaufte er sich vom Großmogol die Titel eines Fürsten von Misore und Sera, eines Hefthezerai oder Anführers von 7000 Mann und eines Stellvertreters des Kaisers. Vom Glücke begünstigt, erlangte er bald darauf auch die Herrschaft über die Länder Bednor, Kanara, Kurga, Sunda und Kalikut, und da er ausfindig machte, daß die Maldiven längere Zeit von den Herrschern Malabar's abhängig gewesen waren, so nahm er auch noch den Titel eines „Königs der zwölftausend Inseln" an. Er besaß jetzt ein Einkommen von hundertundzehn Millionen und ein Heer von zweimalhunderttausend Mann, darunter fünfundzwanzigtausend Reiter und zwölfhundert Franzosen.

Besorgt über das rasche Anwachsen seiner Macht verbanden sich die Engländer mit den Mahratten und dem Nisam von Dekkan; doch Hayder-Ali wußte die Gegner zu entzweien und den letztgenannten derselben mit Hilfe seines Geldes auf seine Seite zu ziehen (1769). Zwar wurde der Nisam, als er mit seinem neuen Bundesgenossen in die englischen Besitzungen einfiel, auf's Haupt geschlagen; allein der jetzt allein stehende Hayder-Ali setzte, von seinem Sohne Tippu-Saib unterstützt, den Kampf mit so staunenswerther Geschicklichkeit fort, daß er sich zuletzt in den Stand gesetzt sah, unter den Mauern von Madras einen vortheilhaften Frieden zu schließen, nach dessen Bestimmungen ihm der Nabab von Arkate, ein Schützling der Engländer, die Stadt

Oskotta mit dem gleichnamigen Fort abtreten und einen Jahrestribut von 1,400,000 Livres zahlen mußte.

Die Engländer suchten diese Scharte durch glänzende Unternehmungen in Hindostan wieder auszuwetzen. So entrissen sie Schach Alem II die Städte Kora und Allahabad, um sie dann, als wären sie ihre souveränen Beherrscher, dem oben genannten Sudscha al Daula gegen einen Tribut von fünfundzwanzig Millionen abzutreten. Mit Hilfe dieses neuen Vasallen bekriegten und eroberten sie sodann Rohilkand, das sie ihm gleichfalls — gegen einen weitern Tribut von vier Millionen — überließen, während sie Benares, die heilige Stadt der Hindu's, nebst dem dazu gehörigen Gebiet für sich behielten. Damit hatten sie ihre Besitzungen bis an die äußerste Westgrenze von Bengalen vorgeschoben.

Kühn gemacht durch diese glänzenden Erfolge, legten sie jetzt alle Mäßigung bei Seite und traten sie mit ihren Eroberungsplänen offen hervor. Sie gaben nach ihrem Belieben Gesetze, besetzten die Richter- und Verwalterstellen aus ihrer Mitte und entzogen dem Subab seine ganze Amtsgewalt. Als tributpflichtiger Vasall der englischen Compagnie durfte er fortan weder Krieg führen noch Frieden schließen; ja er durfte nicht einmal mehr seine Minister selber ernennen, seine Truppen anführen, die Finanzverwaltung und die Rechtspflege besorgen. Als sei das Land eine Goldgrube, das Volk eine Handelswaare, so ausschließlich waren die Engländer auf seine immer weiter und weiter gehende Ausnützung bedacht. Die Folgen ihrer Zwingherrschaft traten bald genug hervor: die fruchtbarsten Ländereien lagen unbebaut und entvölkert, da die maßlosen Erpressungen eine Menge von Landleuten vertrieben hatten; von den Seidenwebern verstümmelten sich viele selber, um nur die drückenden Frohndienste, denen sie ihre Kunstfertigkeit aussetzte, nimmer länger ertragen zu müssen; das Stillstehen der Webstühle wirkte dann natürlich auch auf die Produktion der Seide nachtheilig ein. Das Handelsmonopol, das die Beamten der Gesellschaft genossen, vernichtete die einheimische Industrie, die jene seit Jahrhunderten vom Abendlande so begierig gesuchten Webereien erzeugte, und so verarmte das Land immer mehr, obwohl ihm aus Europa und Amerika eine Masse von Silber zufloß. Die Einfuhr englischer Waaren nach Bengalen vermehrte sich nur hinsichtlich der Kriegsbedürfnisse. Die unersättliche Habgier der Kornwucherer — von denen z. B. einer, der als Bettler in's Land gekommen war, volle vier-

zehn Millionen nach England schickte — rief eine bleibende Hungersnoth und in ihrem Gefolge verheerende Seuchen hervor. In sämmtliche Zweige des öffentlichen Lebens hatte sich eine schändliche Bestechlichkeit eingeschlichen. In alle politischen Fragen suchten sich die Engländer einzumischen, um der Geschenke willen, die bei allen Staatsverträgen im Orient eine Hauptrolle spielen und die das Gesetz wohl einschränken, aber nicht verbieten kann. Es gab keine Gesetze zum Schutze der Person, keine Behörde, die sich Geltung zu verschaffen vermocht hätte. Die Industrie lag noch in der Wiege und so blieb das Land auf die Waareneinfuhr aus Europa angewiesen und an eine Hebung seines öffentlichen Wohlstandes war mithin nicht zu denken. Ein zahlreiches, auf seine uralte Cultur stolzes Volk mußte sich willkürliche Steuern auferlegen lassen von Fremden, die von ihm an Sprache, Sitten und Religion himmeltweit verschieden und die durch die weite Entfernung von ihren Auftraggebern thatsächlich aller Verantwortlichkeit enthoben waren. Die jungen Leute, die aus England herbeiströmten, wollten durchweg nichts weiter, als auf dem nächsten besten Posten in aller Hast ein paar tausend Pfund Sterling zusammen raffen, um dann in die Heimat zurückzueilen, die Tochter eines Peers zu heirathen, ein „rotten borough“ zu kaufen und in London eine Rolle zu spielen.

Unter solchen Umständen konnte selbst das redliche Streben des mit der Oberleitung des Ganzen betrauten Mannes wenig helfen, und Clive hatte vollkommen Recht, wenn er unterm 6. Mai 1766 an Pulz, den Gouverneur von Madras, schrieb: „Glauben Sie wohl, daß die Geschichte noch einen zweiten Mann kenne, der ein Einkommen von 40,000 Pfund Sterling, der Weib und Kinder, Vater und Mutter, Brüder und Schwestern besitzt, und der gleichwohl die Heimat und alle Genüsse des Lebens verläßt, um sich mit einer so demoralisirten, unverständigen, jedes vernünftigen und ehrenhaften Prinzipes entbehrenden Verwaltung zu befassen?“

Indessen wurde Indien mitten im scheinbaren Reichthume immer ärmer; alles Geld sammelte sich in den Händen weniger Personen an, die den Engländern nahe standen und die nur darauf bedacht waren, das Land immer mehr auszusaugen. Eine große Dürre machte, daß der Reis, die Hauptnahrung des Volkes, mißrieth, und da die Getreidewucherer den geringen Ernteertrag eilends aufkauften, so waren kaum die Wohlhabendsten im Stande, sich das Nothwendigste zu verschaffen. Bald hatte die

entsetzliche Hungersnoth alle Bande der gesellschaftlichen Ordnung gelöst; nur die des Aberglaubens bestanden noch fort und so wagte man es noch immer nicht, das Vieh zu schlachten, das den Verhungernden die Nahrung streitig machte. Drei bis vier Millionen Menschen gingen auf diese Weise in Bengalen zu Grunde.

Aber auch die Compagnie machte trotz der Größe und dem Reichthume ihres Gebietes, ihrem Monopol für den Handel mit dem Osten, ihren maßlosen Erpressungen so schlechte Geschäfte, daß sie nicht nur den Aktionären die versprochene Dividende von zwölf und einem halben Prozent nicht bezahlen konnte, sondern sogar um eine Subvention von anderthalb Millionen Pfund Sterling einkommen mußte. Ein volles Jahrzehend hindurch hatte sie aus Bengalen jährlich nicht weniger als sechsunddreißig Millionen Pfund Sterling bezogen, ungerechnet die zweihundert Millionen, die von Privaten zusammengeraubt worden waren: allein die Bezugsquelle dieser Reichthümer war jetzt in Folge der Kriege, der Aufstände und der Erpressungen versiegt und die dem Hungertod entgangene Bevölkerung brachte sich selber nur mit der größten Mühe fort. Trotzdem aber erklärten die Direktoren, die schon dem eigenen Vortheile zu Liebe auf eine Linderung der Noth hätten denken sollen, in ihrem Cirkular vom März 1771, „jetzt sei der rechte Augenblick gekommen, um auf alle mögliche Weise die Vortheile auszunützen, welche der Besitz Bengalens verspreche". So herzlos ist die Handelsspekulation.

In England hatte man kein Ohr für das Elend Indiens; man hörte von nichts als von Clive's Siegen, die um so höher gefeiert wurden, je mehr sie von den gleichzeitigen Unglücksfällen auf dem amerikanischen Kriegsschauplatze abstachen. So rief Pitt im Parlamente: „Aller Orten haben wir Ruhm, Ehre und Ruf eingebüßt, nur nicht in Indien, wo sich ein Mann, der die Kriegskunst nie gelernt hat, der nie genannt worden ist unter unsern berühmten, großentheils mit dem Gelde des Volkes gemästeten Generalen, als echter Feldherr erwies; mit einer Handvoll schlecht bewaffneter Leute griff er ein großes Heer an und schlug es in die Flucht".

Doch um so empörender waren die Gerüchte, die in Indien selber über den gepriesenen Sieger im Umlauf waren: es hieß, er treibe einen schmutzigen Handel mit Betel, mit Tabak, selbst mit Reis; überhaupt mißbrauche er sein Amt zu allen möglichen Schlechtigkeiten. Alle diese Beschwerden wurden zuletzt von Bur-

goyne gesammelt und in England zur Sprache gebracht, wo Clive, der eine halbe Welt nach seinem Belieben regiert hatte, ohne irgend Jemand Rechenschaft zu geben, diese letztere als Bürger dem ganzen Volke schuldig war. Es war ein harter Schlag für den früher so hoch gefeierten Mann, der sich jetzt, auch körperlich leidend, von allem geselligen Umgang zurückzog, bis er, neunundvierzig Jahre alt, an einer Leberkrankheit starb (1774). Sein Name wird in der Geschichte fortleben: ohne einen andern Lehrmeister als die Noth und die Gefahr hatte er sich zum großen Feldherrn, zum großen Administrator herangebildet; dabei verstand er es, zur rechten Zeit inne zu halten. Ueber seine Schuld aber hat die Geschichte ihr Verdikt noch nicht gesprochen.

Verfassung der englisch-ostindischen Gesellschaft.

Jetzt erst dachte das Parlament an eine Umänderung der der Compagnie verliehenen Verfassung, die wir hier etwas näher betrachten wollen. Anfangs hatten sich die Aktionäre von Zeit zu Zeit versammelt, um über ihre gemeinsamen Angelegenheiten zu berathen und dann bei'm Auseinandergehen ein Comite mit der Besorgung der laufenden Geschäfte zu beauftragen. Dabei genügte schon die unbedeutendste Einzahlung, um Mitglied der Versammlung und des Comite's werden zu können. Seit aber die Bestimmungen der Unions-Akte in Kraft getreten waren, mußte man ein Aktienkapital von fünfhundert Pfund Sterling besitzen, um an der Versammlung Theil nehmen, und eines von zweitausend Pfund, um Comite-Mitglied werden zu können. Diese Versammlungen, deren Berathungen von einem Präsidenten und einem Vizepräsidenten geleitet wurden, wählten die jährlich wechselnden Direktoren. Sie fanden jedes Jahr viermal Statt, im März, im Juni, im September und im Dezember, und außerdem noch, so oft es für einen besondern Fall nöthig war, auch auf das Verlangen neuer Aktienbesitzer. Auch die Versammlung der vierundzwanzig Direktoren trat so oft zusammen, als diese es für gut fanden; die Anwesenheit von dreizehn der letztern genügte, um sie beschlußfähig zu machen.

Das Ganze war, wie man sieht, eine Nachbildung der englischen Verfassung: statt der Nation haben wir hier die Aktionäre, statt des Wahlkörpers die Versammlungen der letztern, statt des Königs und des Parlaments den Präsidenten und die Direktoren. Das Direktorium selber bestand aus zehn Comite's — für die Correspondenz, die Rechtspflege, das Finanzwesen, die Magazinirung

das Rechnungswesen, die Einkäufe, die Schifffahrt, den Handelsverkehr, die innern Angelegenheiten und die Oberaufsicht.

In jeder der drei unabhängig neben einander bestehenden Präsidentschaften Bombay, Madras und Kalkutta befand sich ein mit der vollen Regierungsgewalt ausgerüsteter Präsident, unterstützt von einem Verwaltungsrath, mit einer unbestimmten Zahl von Mitgliedern, die nach dem Dienstalter aus den Reihen der Beamten der Compagnie genommen wurden und die ihre Beschlüsse nach dem Prinzip der Stimmenmehrheit faßten. Nebenbei konnten aber sowohl sie als der Präsident auch noch andere Aemter bekleiden — natürlich behielten sie die einträglichsten für sich selber, und um solche zu erlangen, machte man dem Präsidenten in aller Unterwürfigkeit den Hof, so daß der Wille des letztern nirgends auf Widerstand stieß.

Die Kerntruppen, welche die Kolonie besoldete, bestanden theils aus einem auserlesenen Corps von Engländern, theils aus Ueberläufern anderer Kolonien, theils aus Eingebornen (Sipoi's), die sich herbeigelassen hatten, den Befehlen europäischer Offiziere zu gehorchen.

Der Handel mit Stoffen — von jeher der wichtigste Ausfuhrartikel Indiens — wurde durch einen Sekretär (Banyan) betrieben, der sich mit einem Kassier und einigen bewaffneten Sklaven an Ort und Stelle begab und hier einige untergeordnete Agenten (Gomastah) in Monatssold nahm, die sich dann auf die verschiedenen Posten vertheilten, um sich hier mit ihren bewaffneten Sklaven und andern Dienstleuten (Hirkanah) in einem eigens dazu gemietheten Hause (Kutscherry) niederzulassen. Die Gomastah unterhandelten dann mit den Mäklern (Dallah), diese mit den sogenannten Pikars und diese endlich mit den Webern selber. So standen also zwischen den letztern und der Compagnie nicht weniger als fünf Zwischenhändler. Wie anderswo, waren die Weber auch hier unvermögend, ihre Werkzeuge und die Stoffe aus eigenen Mitteln anzuschaffen und ihren Unterhalt während der Arbeit zu bestreiten; sie mußten daher gegen hohe Zinsen Vorschüsse aufnehmen. Sobald der Weber ein Stück fertig hatte, brachte er es dem Banyan, der es sofort in's Magazin legte. War die Saison vorüber und die bestellte Zahl von Stücken beisammen, so prüfte der Banyan mit seinen Gehilfen jedes einzelne derselben, um es dann dem Verfertiger mit einem Abzug von fünfzehn, zwanzig und fünfundzwanzig Prozent an dem voraus-

bedungenen Preis zu bezahlen. In dieser Weise war der Banyan das eigentliche Bindeglied zwischen der eingebornen Bevölkerung und den Europäern, und reiche Indier kauften sich diesen Posten um schweres Geld, da er ihnen Gelegenheit bot, unter der Aegide des englischen Namens auf eigene Rechnung Handel zu treiben. Die freien Kaufleute, nämlich die der Compagnie, erhielten das Vorrecht, auf ihre eigene Rechnung an diesem Handel Theil zu nehmen, doch nur gegen das eidliche Versprechen, bis zum Ablauf der vorgeschriebenen Frist mit ihrem ganzen Hauswesen an dem ihnen von der Gesellschaft angewiesenen Orte zu verbleiben und Niemand, außer dem Direktorium selber, durch eigene oder fremde Hand etwas schriftlich mitzutheilen, was den indischen Handel der Compagnie betreffe.

Im Jahre 1726 wurde auch die Gerichtsverfassung für das englische Indien näher geregelt. Es erhielt vier verschiedene Arten von Gerichten: einen Mayor's-Court für jede der drei Präsidentschaften, einen Appellations- und einen Instanzengerichtshof und endlich ein aus vier Sektionen zusammengesetztes Tribunal, das die Funktionen eines Friedensrichters mit denen eines Untergerichtes vereinigte. Zwei weitere Gerichtshöfe, der eine für die Straf-, der andere für die Civilrechtspflege, hatten die Aufgabe, den Eingebornen nach den eigenen Gesetzen derselben Recht zu sprechen, allein die Richter derselben wurden vom Präsidenten nach freiem Belieben ein- und abgesetzt. Als letzte Instanz entschied ein aus englischen Richtern zusammengesetzter, vom Gouverneur unabhängiger oberster Gerichtshof und zwar nach dem englischen Rechte, das mit den Prinzipien des indischen im schroffsten Widerspruch stand. So mußten die Bengalen Bewaffnete durch ihr Land ziehen sehen, welche die nach fremden, ihnen unbekannten Gesetzen gefällten Urtheilssprüche mit Gewalt vollzogen und dabei namentlich die jetzt zu Großgrundbesitzern gewordenen alten Erbcolonen (Mindari), die als der einzige Ueberrest der alten Fürsten in hoher Verehrung standen, auf alle Weise drückten. So in ihren religiösen Gefühlen, in allen ihren Lebensanschauungen und Gewohnheiten auf's Tiefste verletzt, widersetzten sich die Indier den Neuerungen öfters mit Gewalt, bis das Parlament endlich, um dem wiederholten Blutvergießen ein Ende zu machen, das ganze System änderte.

Die Compagnie suchte inzwischen ihre Regierungsgewalt auf sämmtliche britische Unterthanen auszudehnen, die sich in Indien befanden, auch auf die, welche nicht als Agenten in ihrem Dienste

standen, und in der That brachte sie es nach und nach so weit, daß sie Jeden, der ohne ihre Ermächtigung in das Land kam, als Uebertreter des Gesetzes aus letzterem ausweisen durfte.

Dafür aber hatte man in England bereits die Frage aufgeworfen, ob eine für den Handel privilegirte Gesellschaft zur Ausübung der Souveränitätsrechte befugt sein könne, oder ob nicht vielmehr ihre Eroberungen dem Staate gehören, da es doch gar zu auffallend wäre, wie der Besitz von Gesellschafts-Aktien die Rechte eines Eroberers oder Gesetzgebers übertragen sollte. Das Parlament ließ indeß die Sache auf sich beruhen, nur mußte sich die Gesellschaft verpflichten, dem Staate fortan jedes Jahr um 400,000 Pfund Sterling mehr zu zahlen als vorher.

Mittlerweile war aber die Gesellschaft durch die verheerenden Kriege und die schlechte Verwaltung, deren sämmtliche Organe nur auf die eigene Bereicherung durch Erpressung und Betrug bedacht waren, in die größte Noth gekommen. Die besondern Schulden der einzelnen Präsidentschaften nicht mitgerechnet, belief sich die Schuld der Gesellschaft auf 220 Millionen Francs, während ihre Aktiven im Ganzen nicht über 120 Millionen betrugen. Um ihr in dieser Bedrängniß einige Erleichterung zu verschaffen, beschränkte das Parlament den Betrag der Dividende auf sechs Prozent und verzichtete es auf einen Theil der von der Compagnie an den Staat zu zahlenden jährlichen Abgabe. Zugleich gestaltete es aber auch durch die Regulirungs-Akte (1773) die innere Verfassung der Gesellschaft um. Bengalen sollte von jetzt an einen je für fünf Jahre ernannten Generalgouverneur und einen Rath von fünf durch die Gesellschaft gewählten, durch die Regierung bestätigten Mitgliedern erhalten. Diesem sollten dann auch die andern Präsidentschaften untergeordnet sein, so daß sie z. B. ohne seine Gutheißung keinen Krieg beginnen und keinen Frieden schließen durften. Während bis dahin schon der Besitz einer einzigen Aktie das volle Stimmrecht in der Generalversammlung gewährt hatte, mußte man von jetzt an zum Mindesten zwei Aktien besitzen, um dieses Recht ausüben zu können. Von den vierundzwanzig Direktoren sollte jeder einzelne vier Jahre im Amte bleiben und jedes Jahr sollten sechs ausscheiden. Im Uebrigen wurde das Privilegium der Gesellschaft gegen Bezahlung von 400,000 Pfund Sterling für eine bestimmte Zeit verlängert; nur mußte sie fortan alle ihre Beschlüsse der Regierung vorlegen.

Trotz der mißlichen Lage der Gesellschaft stiegen ihre Aktien fortwährend,*) da über die Schätze Indiens die übertriebensten Gerüchte im Umlaufe waren und in der That mancher Kaufmann mit schnell und leicht erworbenen Reichthümern von dort zurückkehrte. Doch wer von einem Baume Früchte erwartet, darf seine Wurzeln nicht aussaugen. Das entkräftete Bengalen brachte die herkömmlichen Abgaben nicht mehr auf und die Gesellschaft hätte fallirt, wäre ihr nicht das Ministerium mit einunddreißig und einer halben Million und mit dem Verzicht auf die neun Millionen, welche sie jährlich an den Staat zu zahlen hatte, zu Hilfe gekommen. Dafür mußte sie dem letztern das Recht einräumen, ihre politischen Unternehmungen unmittelbar zu überwachen und zu diesem Behufe in Indien einen Bevollmächtigten zu halten. Allein diese Kaufleute, die nur den eigenen Willen als einziges Gesetz anzusehen gewohnt waren, wußten die Wirksamkeit eines solchen Beamten, um dessen Posten sich der Adel eifrig bewarb, völlig illusorisch zu machen, und jedenfalls war sein Einfluß viel zu schwach, um das tief wurzelnde und weit verzweigte Plünderungssystem zu unterdrücken.

Hastings.

Wohl versuchte der neue General-Gouverneur **Warren Hastings** von Oxford (1774) einige Verbesserungen durchzuführen und namentlich die zerrütteten Finanzen wieder in Ordnung zu bringen: er beseitigte die unnützen Ausgaben und die übermäßigen Abgaben, verminderte die Kosten der Einhebung, stellte ein einheitliches kraftvolles Verwaltungssystem her und errichtete Provinzial-Gerichtshöfe als Damm gegen die Mißbräuche. Allein die Leute, deren willkürlichem, unredlichem Verfahren er in dieser

*) Von 1744 bis 1756 betrug die jährliche Dividende acht, von 1756 bis 1766 sechs, im Jahre 1767 sechs und ein Viertel, in den folgenden zwei Jahren zehn, dann elf und endlich zwölf und zwölf und ein halb Prozent, bis sie 1772 plötzlich wieder auf sechs Prozent herabgesetzt wurde.

Das aktive Vermögen der Gesellschaft belief sich am 1. Mai 1773 auf 7,784,689, das passive auf 9,219,114, in Indien und China zusammen das erstere auf 6,397,299, das letztere auf 2,032,206 Pfund Sterling; es blieb somit ein scheinbarer Ueberschuß der Aktiven im Betrag von 2,930,568; da aber das Stammkapital bereits 4,200,000 Pfund Sterling betragen hatte, so bestand in Wahrheit ein Defizit von 1,269,432 Pfund.

Weise einen Zügel angelegt hatte, traten ihm überall hemmend in den Weg; die nothgedrungene Anwendung von Mitteln, die wohl vielleicht dem indischen, aber nicht dem englischen Charakter entsprachen, machte ihn unbeliebt und seitdem wurden ihm alle seine Maßregeln übel ausgelegt. Man verlangte von ihm, er solle den Umfang des Gebietes ungeschmälert erhalten, verbot ihm aber dabei jede kriegerische Unternehmung, um ihm dann gleichwohl die Folgen dieses Verfahrens zur Last zu legen. Immerfort forderte man Geld und wieder Geld von ihm und nachher mißbilligte man die unmoralischen Mittel, durch die er dasselbe herbeischaffte, indem er die Bundesgenossenschaft und die Waffen Englands irgend einem grausamen Tyrannen oder einem ehrgeizigen Emporkömmling verkaufte. Auch das Parlament verdarb ihm viel dadurch, daß es sich fortwährend in Dinge einmischte, von denen es nichts verstand. Hastings verstand es, in der Eroberung Maß und Ziel zu halten und dafür das eroberte Gebiet um so enger zu einigen. Allein trotzdem gab es in diesem noch immer nichts Festes, Bleibendes; weder in der äußern Politik noch in der innern Verfassung war irgend ein Grundsatz zur festen Geltung gelangt. Dabei fehlte es an Geld und Macht und vor Allem an einer öffentlichen Meinung. So kam denn Hastings — sei es um das allgemeine Mißvergnügen zu beschwichtigen, sei es um seinen eigenen Vortheil zu wahren — am Ende zu dem Entschlusse, Alles wieder seinen alten Gang gehen zu lassen.

Die indische Bill.

Endlich aber fanden die Klagen der unglücklichen Indier doch einmal Gehör in England und Charles Fox, der damalige Minister, brachte im Jahre 1783 im Parlamente eine Reformbill ein, die den Interessen der Aktionäre und des Staates gleichzeitig Rechnung tragen sollte, indem sie die Sorge für das Wohl der Gesellschaft der Generalversammlung der erstern entzog und dieselbe einem aus sieben Mitgliedern bestehenden, vom Unterhause ernannten Direktorium übertrug. Durch eine zweite Reformbill arbeitete er zu gleicher Zeit darauf hin, die Macht der Regierung zu vermehren. Zwar scheiterte der Antrag an dem Widerstande der dadurch in ihrem Privatinteresse Bedrohten, die ihm mit allen ehrlichen und unehrlichen Mitteln der Schlauheit entgegen wirkten; allein kaum war im Jahre 1784 der junge Pitt in's Ministerium eingetreten, als er seine „indische Bill“

durchzusetzen wußte, die dieselben Zwecke verfolgte, nur daß sie die Ernennung der Direktoren dem König übertrug. So wurde jetzt eine neue, vom König ernannte Regierungsbehörde eingesetzt, aus sechs Räthen bestehend, die unter der Oberleitung eines Staatssekretärs für die indischen Angelegenheiten Sorge zu tragen hatten, zu welchem Zwecke ihnen das frühere Direktorium seine gesammte indische Correspondenz ausfolgen sollte. Die oberste Centralgewalt lag in den Händen eines Gouverneurs und dreier Räthe, die der König nach seinem Gutdünken ein- und absetzen konnte. Zugleich wurde jede weitere Eroberung oder sonstige Gebietsvergrößerung, sowie jedes Defensiv- oder Offensiv-Bündniß mit einem indischen Fürsten für unehrenhaft und unpolitisch erklärt.

Im Uebrigen behielt der Generalgouverneur einen weiten Spielraum, wenn er auch für seine Amtsführung persönlich haftete. Allein so zweckmäßig sich diese Concentrirung der Gewalt den bereits bestehenden Mißbräuchen gegenüber erwies, so schädlich erwies sie sich in der Folge. Die englischen Unterthanen wurden für ihre in Indien begangenen Verbrechen vor englische Gerichte gestellt und die verschiedenen Gouverneure hatten das Recht, jede ihnen verdächtig scheinende Person verhaften und nach England führen zu lassen. Endlich wurde noch für die in den Präsidentschaften begangenen Verbrechen der Erpressung und der thätlichen Mißhandlung, des Haus- und Landfriedensbruches ein eigener Gerichtshof errichtet.

Der Prozeß Hastings.

Von diesem wurde jetzt Hastings zur Verantwortung vorgeladen, und ein Riesenprozeß begann, der unter die denkwürdigsten Ereignisse gehört. Der beredte Irländer Sheridan, eine der ersten Zierden der englischen Rednerbühne, griff am 7. Oktober 1785 den neuen Verres mit einer Stegreifrede an, die als das vollendetste Meisterstück der Beredtsamkeit erschien. Nachdem er zunächst das gewaltthätige Vorgehen seiner Verwaltungsweise auseinandergesetzt hatte, fuhr er fort: „Man wird sagen: Staatsnothwendigkeit! Nein, Mylords, diese gebieterische Tyrannin behält immer noch etwas Großes: sie hat einen kühnen Schritt, einen raschen Willen, eine furchtbar zähe Hand — aber sie bekennt sich offen zu dem, was sie thut; sie beruft sich auf die großen Motive, die ihr das eiserne Szepter in die Hand gaben; jede andere Rechtfertigung verschmäht sie. Eine Staatsnothwen-

digkeit dagegen, welche täuscht und betrügt, welche sich hinter dem Richtermantel zu verbergen trachtet, welche in der unbestimmten Angabe von untergeordneten Beamten eine armselige Rechtfertigung sucht — eine solche Staatsnothwendigkeit verdient diesen Namen nicht. Reißt ihr die Maske herab, und ihr werdet dahinter nichts finden, als eine niedrige, gemeine Habsucht, ein elendes Unterschleifssystem, das sich unter einer prunkenden Hülle birgt und das zum Vortheil einer betrügerischen Privatspekulation die Ehre des Staates schändet."

Gegen alle Gewohnheit spendete das Haus dem Redner wiederholten Beifall; Burke, Fox und Pitt erklärten einstimmig, daß weder die alte noch die neue Zeit ein ähnliches Beispiel kenne, wie sehr Geist und Kunst das Menschenherz aufzuregen und zu beherrschen vermögen. Wirklich wurde jetzt vom Oberhaus die Anklage gegen Hastings beschlossen, worauf Sheridan den Prozeß vor demselben mit aller Kraft seines Wortes weiter betrieb, nur daß er jetzt den Ungestüm des ersten Angriffs mit einer um so festern Beharrlichkeit vertauscht hatte. Zu gleicher Zeit legte auch Burke — wenn auch mit mehr Mäßigung und weniger Schwung — den Sachverhalt dar, wobei er neben einem Ueberblick über die Geschichte Indiens und seine sozialen Zustände namentlich die entsetzlichen Leiden schilderte, welche es seit der Eroberung durch die Engländer erdulden mußte.

Ließen sich die Grundeigenthümer mit ihren Abgaben auch nur den mindesten Rückstand zu Schulden kommen, so wurden sie ohne Weiteres in's Gefängniß geworfen; in Folge dessen mußten sie, um nur die Schuldscheine, zu deren Unterzeichnung man sie gezwungen, einlösen zu können, Darlehen gegen Wucherzinsen aufnehmen, die oft in einem Jahre das Sechsfache des Kapitals betrugen. Wem das nicht möglich war, der wurde in der raffinirtesten Weise gefoltert: man spannte ihm die Finger mit Stricken auseinander und schlug Nägel und Dornen in dieselben. Andere wurden je zu zweien an den Füßen zusammen gebunden und so aufgehängt und dann so lange auf die Fußsohlen geschlagen, bis sich die Nägel von den Zehen ablösten; darauf schlug man sie mit solcher Heftigkeit auf den Kopf, daß das Blut aus Mund und Ohren hervorbrach. War endlich der Leib der Unglücklichen von Geißelhieben von oben bis unten zerfleischt, so wurde er mit giftigen Pflanzensäften eingerieben. In dieser Weise ging namentlich Devi=sing mit seinen Landsleuten um, die außerdem noch die mannigfachsten Seelenmartern erdulden mußten: so wurden

z. B. Vater und Sohn in der Art aneinander gefesselt und gepeitscht, daß keiner den Streichen ausweichen konnte, ohne ihnen seinen Gefährten bloßzustellen. Noch übler waren die Frauen daran, die aus ihren verborgenen Zufluchtsstätten herausgerissen wurden, um nackt den rohesten Mißhandlungen preisgegeben zu werden.

Ein Schrei der Entrüstung und des Mitleidens ging durch England und ganz Europa und selbst in Asien fand er einen Wiederhall. Allein die gerichtlichen Erhebungen erforderten so viel Zeit, daß der Prozeß dem Volke bereits gleichgiltig geworden war, als Hastings endlich seine Vertheidigungsrede hielt: „Vom Unterhause beschuldigt, ich hätte die seiner Herrschaft unterworfenen Gebiete in Indien verödet, wage ich es vielmehr, ihm zu versichern, daß diese Gebiete gerade die blühendsten des Landes sind. Und wer hat ihnen zu dieser Blüthe verholfen? Ich. Was ein Anderer erobert hat, das habe ich erhalten und vergrößert; ich gab Eurer Herrschaft in jenen Ländern Gestalt und Bestand; ich hütete sie sorgsam. Mit beispiellos geringen Kosten schickte ich ganze Heere durch unbekannte Landstriche, um eure andern Besitzungen zu schützen. Ich verhinderte damit ihren Verlust, ich rettete ihre ehrenvolle Stellung, ich sicherte ihre Freiheit. Die Kriege, denen ich ein Ende zu machen wußte, waren nicht von mir angefangen worden, sondern von Euch oder von meinen Vorgängern. Von dem großen Bündnisse der indischen Fürsten trennte ich den Einen vermittelst einer gerechten Wiedereinsetzung in seinen Besitz; mit einem Zweiten knüpfte ich geheime Beziehungen an, bis ich ihn mir zum Freunde gemacht; einen Dritten benützte ich zu meinen Unterhandlungen, und aus dem Feinde wurde ein Werkzeug des Friedens. Als Ihr mit lauter Stimme nach dem letztern verlangtet und Euer Ruf bis zu denen drang, um die es sich dabei handelte — da trat ich Euch entgegen; während Ihr dadurch dem Feinde neuen Muth machtet, steigerte ich meine Forderungen nur um so höher; und wirklich schloß ich trotz alledem einen ehrenvollen und — ich darf es wohl hoffen — einen dauerhaften Frieden mit einem großen Staate (den Mahratten) und gab ich zugleich die Mittel an die Hand, auch mit einem zweiten Gegner (Tippu) einen solchen zu schließen. Ihr Gemeinen von England, womit habt Ihr mir das vergolten? mit Unglück und Schmach, mit der Einziehung meines Vermögens und mit endlosen Anklagen.“

Nachdem der Prozeß von 1786 bis 1795 gedauert hatte,

wurde Hastings freigesprochen. Aus seiner Geldverlegenheit herausgerissen und für seine Verluste entschädigt, zog er sich jetzt in die Ruhe zurück.*)

Inzwischen hatten sich im Parlamente viele Stimmen erhoben, die nicht nur der Gesellschaft, sondern auch dem Staate selber das Recht zu Eroberungen in Indien bestritten, und zwar auf Grund jener philanthropischen Grundsätze, die damals ganz Europa den Franzosen nachbetete. Da sich unter diesen Männern Redner wie Fox, Burke und Sheridan befanden, so war es keine kleine Aufgabe für Pitt, die Eroberungen durch das Wort zu vertheidigen, zu derselben Zeit, in der sie Andere mit dem Schwerte vertheidigten. Wenn die Helden, die für eine Handelsgesellschaft glänzende Siege erfochten und große Länder erobert hatten, in die Heimat zurückkehrten, wartete ihrer daselbst die Anklage, statt des Triumphes. Auch vom Ministerium selber waren die neuen Gebietserwerbungen zu wiederholten Malen mißbilligt worden, aber konnte man sie denn vermeiden? Jedes unterworfene Land hatte wieder seinen Nachbar, der sofort als Feind auftrat und den man nothwendig angreifen mußte, wollte man nicht selber von ihm angegriffen werden. Aber auch seine Niederlage half noch nichts: sollte er nicht von Neuem erstarken und gefährlich werden, so mußte man ihn vernichten, was dann freilich wieder mit einem neuen Nachbar, also mit einem neuen Feind in Berührung brachte.

Cornwallis.

Der neue Generalgouverneur, Charles Cornwallis, ging (1802) mit dem offen ausgesprochenen Entschlusse nach Indien, dem Lande den Frieden zu geben und zu erhalten: statt dessen aber war seine Amtswirksamkeit fortwährend das gerade Gegentheil jener Gefühle und Anschauungen, die er theils wirklich hegte, theils als Mittel benützt hatte, um sich populär zu machen. Statt Ersparnisse zu machen, verbrauchte er maßlose Summen; statt sich dem Parlamente wirklich zu unterwerfen, entzog er sich seiner Oberleitung; statt den Frieden aufrecht zu erhalten, mühte er sich

*) Dieser Prozeß kostete die Regierung 100,000, den Angeklagten 60,000 Pfund Sterling. Die Gesellschaft zahlte dem letztern eine jährliche Pension von 4000 Pfund, nebst den Rückständen von achtundzwanzig Jahren, die sich auf drei Millionen Francs beliefen.

im endlosen Kampfe ab. Trotzdem aber war und blieb er — beliebt und Alles, was von ihm kam, trug das Gepräge einer redlichen Absicht. War er auch weder als Krieger noch als Administrator groß, so zeigte er doch durch sein Beispiel, wie man auch als Staatsmann ehrlich sein könne. Zum Danke dafür erkannte man ihm eine Bildsäule im Hause des Court of East-India zu, nebst einer Pension von 5000 Pfund Sterling für die Dauer von zwanzig Jahren.

Die sozialen Verhältnisse in Indien.

Inzwischen hatte sich — schon gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts — in den Verhältnissen des englisch-ostindischen Reiches die merkwürdige Erscheinung herausgestellt, daß seiner imponirenden Stellung nach Außen eine wahrhaft entsetzliche Zerrüttung in der innern Verwaltung gegenüber stand.*) Wie in ganz Asien, gehörte auch hier der Grund und Boden dem Monarchen, der ihn dem Bebauer gegen eine bestimmte Abgabe überläßt, und da sich die englisch-ostindische Handelsgesellschaft als die Nachfolgerin der alten Landesherrn betrachtete, so flossen jene Abgaben jetzt in ihre Kasse. Statt also wie bei der Lehensverfassung in mehrere große Besitzungen abgetheilt zu sein, zerfällt hier das ganze Land in eine Menge kleinerer Güter, deren Pächter sie wieder unter einzelne Anbauer vertheilt. Wie die Regierung dem ersten Pächter eine Abgabe auferlegt, so thut es der letztere dem zweiten und der wieder dem dritten Pächter gegenüber, so daß dieser, von der dreifachen Last erdrückt, am Ende nicht einmal so viel für sich hat, daß er sich auch nur eine Hand voll Reis kaufen kann — mitten in einem Lande von solcher Fruchtbarkeit. So ist es begreiflich genug, wenn in demselben die allgemeine Hungersnoth nicht weniger zu Hause ist als in Irland.

---

*) In den Jahren 1793 und 1794 beliefen sich die aus Indien bezogenen Einkünfte auf 8,276,770, die Auslagen und die Zinsen für die Schuld zusammen auf 6,633,951 Pfund Sterling; allein dieses nur auf dem Zufall beruhende günstige Verhältniß verschwand bald wieder und 1798 stand einer Einnahme von 8,059,880 eine Ausgabe von 8,178,626 Pfund gegenüber. 1806, als Lord Wellesley die Verwaltung niederlegte, betrug die erstere 15,403,409, die letztere 15,692,017 Pfund. Die Passiven der Gesellschaft bezifferten sich 1793 auf 15,962,743, 1797 auf 17,059,192, 1805 auf 31,638,827 Pfund.

Neben dieser unglücklichen Klasse von Menschen gibt es aber wieder andere, denen ihre uralten Vorrechte ein besseres Loos sichern. Das sind vor Allem die Brahminen, welche gar nichts zu thun haben, dann die Pächter von gewissen steuerfreien Ländereien (Lakhiradschars), die Kaufleute in den Städten, die vornehmen muselmännischen Familien und Ueberreste des einheimischen Kriegs-Adels (Kschatryas). Es sind dieß lauter abgeschlossene für sich bestehende soziale Körperschaften, die durch kein gemeinsames Band zusammenhängen. Dazu kommen dann noch die Mischlinge von englisch-indischem Blut, unter denen wieder die größte Verschiedenheit herrscht. In noch exklusiverer Sonderstellung verharren die im Lande lebenden Engländer, die sich weder bei den Hindu's noch bei den Muselmännern beliebt zu machen verstehen und die darum auch unvermögend sind, eine Umgestaltung ihrer Anschauungen und Sitten herbeizuführen. Da die Eingebornen den geringsten ihrer Pundits höher achten als alle Gelehrten der asiatischen Gesellschaft zusammen, so weigern sich die Eltern, ihre Kinder in die englischen Schulen zu schicken. Statt irgend einer praktisch anwendbaren Wissenschaft verstehen die Wenigen, welche studiren, tausend unnütze Dinge, wie die Berechnungen der Slokas, die Spitzfindigkeiten der Grammatik und der Verskunst, die Einzelheiten ihrer phantastischen Zeitrechnung und Götterlehre. Die Brahminen und die Kiradschars sind bei der Erhaltung der alten Unwissenheit und der alten Zustände viel zu sehr interessirt, als daß sie das Volk aus denselben herausreißen und damit von ihrem eigenen Gängelbande emanzipiren sollten.

Während also einerseits die kommerzielle und zu einem guten Theile auch die politische Eroberung des Landes trotz der Nachbarschaft der Seik's und des Königs von Lahore als vollendet zu betrachten ist, ist die moralische und die religiöse Eroberung noch nicht einmal angefangen.

Gefährliche Gegner bei dieser Eroberung waren nur die Mahratten; wären sie unter sich einiger gewesen, hätten sie die Rolle der Tataren (Mandschu) in China spielen können; so aber gingen sie nach einem fünfzigjährigen Kampf mit den Engländern zu Grunde.

Die durchgreifende Reform, die Cornwallis in den sozialen Verhältnissen, im Gerichts- und im Finanzwesen durchgeführt hatte, trug schlimme Früchte. Er hatte sich bemüht, auf der Grundlage der althergebrachten Formen eine auf den Grundbesitz

gegründete großartige Adelshierarchie nach englischem Vorbild zu errichten, indem er die Zemindar für die wirklichen Eigenthümer ihrer Ländereien erklärte, für die sie nur der Regierung ihre Abgaben entrichten sollten. Falls sie dieser Pflicht nicht nachkämen, sollte ihnen ein Theil ihrer Besitzungen ohne weitere Umstände verkauft werden. Allein diese Verkäufe nahmen bald einen solchen Umfang an, daß sie im Jahre 1796 ein volles Zehnttheil der drei Provinzen Bengalen, Bahar und Orissa umfaßten, mit einem Einkommen von 28,700,000 Rupien. Dadurch verminderte sich nun allerdings die Zahl der Zemindar, allein die Ryot waren deßhalb um nichts besser daran. Um den letztern aufzuhelfen, hatte Cornwallis die Zemindar genöthigt, mit denselben unabänderliche Lehensverträge zu schließen, so daß es jetzt nicht mehr von ihrem Belieben abhing, die auf dem Ryot lastende Abgabe zu vergrößern. Dafür aber waren sie seitdem um so eifriger auf jede Gelegenheit bedacht, den letztern zu verabschieden, um mit einem andern einen vortheilhaftern Vertrag einzugehen. Wandte sich der Vertriebene an die Gerichte, so ließ ihn die lange Dauer des gerichtlichen Verfahrens der Rache des Grundherrn ausgesetzt und richteten ihn die Kosten desselben zu Grunde. Seit vollends die neue Organisation von 1796 dem Grundherrn ein noch rascheres Verfahren gegen seinen Pächter gestattete und ihm namentlich auch freistellte, den Ernteertrag desselben zu verkaufen, seitdem war der Ryot der Willkür des Zemindars rettungslos preisgegeben.

Die Gerichtsverfassung war unter der Herrschaft des Großmogols sehr einfach: es gab keine andern Richter, als die Steuereintreiber. Cornwallis errichtete zwar mehrere Gerichtshöfe, allein die Richter wußten sich in den eigenthümlichen Formen der indischen Gesellschaft und ihrer Eigenthumsverhältnisse nicht leicht zurecht zu finden und kamen darum nur schwer und selten zu einem bestimmten Urtheilsspruche. Zudem trug die Langsamkeit ihres Verfahrens wesentlich dazu bei, daß die unredlichen Verträge immer häufiger wurden. Man glaubte die Sache dadurch besser zu machen, daß man den streitenden Parteien eine Abgabe auferlegte; allein dadurch erreichte man weiter nichts, als daß es jetzt den Meisten geradezu unmöglich war, zu ihrem Rechte zu gelangen. Die Menge der Prozesse aber vermehrte sich dessen ungeachtet über alle Begriffe, und in demselben Maße nahm auch die Zahl der Verbrechen und der Diebs- und Räuberbanden zu.

Nicht weniger verhaßt machten sich die Engländer auf der Küste von Malabar, besonders auch dadurch, daß sie hier von Bombay aus den Tyrannen Ragobah unterstützten, der sich vermittelst der Ermordung seines Neffen zum Peischwah der westlichen Mahratten erhoben hatte. Als Hayder Ali, der die Mahratten schon seit zwei Jahren erfolglos bekämpfte, die allgemeine Erbitterung gegen die Engländer gewahr wurde, schloß er Frieden und verband er sich gegen den gemeinsamen Feind mit dem Nizam von Dekkan und den Franzosen, die eben damals wegen der amerikanischen Angelegenheiten mit England in Krieg gerathen waren. Doch die Compagnie wußte sich durch ein rasches, entschlossenes Vorgehen aus dieser Bedrängniß herauszuhelfen: sie griff (1778) die französischen Niederlassungen in Tschandernagor, Karikal und Masulipatnam an, erzwang die Uebergabe Pondichery's und schürte zugleich mit kluger Berechnung bei den Mahratten und dem Nizam den alten Groll gegen den Usurpator des Thrones von Misore wieder an. Ohne sich dadurch einschüchtern zu lassen, verheerte Hayder Karnatik und nahm er Arkate ein, bis er sich vor dem durch neue Truppenzüge verstärkten Feind zurückziehen mußte, der ihm zugleich Kalkutta und Mangalore entriß und seine Flotte vernichtete. Endlich zwang ihn der englische General Eyre Coote zur Schlacht: er verlor sie, wurde noch einmal besiegt, doch er verzagte nicht und bald setzten ihn französische Verstärkungen in den Stand, das Feld von Neuem zu behaupten.

Den Engländern lag weniger an der Besiegung Hayder's, als an der Zerstörung der ihren Nebenbuhlern, den Franzosen und den Holländern gehörigen Niederlassungen. Schon hatten die letztern Paliakate, Bublipatnam, Negapatnam, Tschintschura, die Bai von Trintschemala und andere Theile von Ceilon verloren, als sie die Franzosen zu Hilfe riefen, die auch wirklich eine starke Flotte auslaufen ließen. Der kriegserfahrne Anführer derselben, Suffren, unterstützte Hayder auf das Nachdrücklichste und nicht minder erfolgreich that dieß durch seine Siege der Sohn desselben, der tapfere Tippu Saib. Dafür wußten die Engländer den Nizam und die Mahratten mit Hayder zu verfeinden und nahmen sie Bednor weg, einen der wichtigsten Punkte auf der Malabar-Küste; doch das glücklichste Ereigniß für sie war der Tod ihres eben so unversöhnlichen wie erfahrnen Feindes Hayder (1782).

Tippu Saib.

Der Nachfolger desselben, Tippu Saib, setzte den Krieg mit wechselndem Erfolge fort. Zuletzt aber verlor er seine Bundesgenossen: Frankreich schloß mit England Frieden, wobei es Pondichery, Karikal und Tschandernagor zurückbekam; auch Holland legte die Waffen nieder und erhielt seine alte Besitzungen zurück, bis auf Negapatnam, das den Engländern verblieb. Allein gelassen, sehnte sich jetzt auch Tippu nach dem Frieden und wirklich wurde dieser zwischen ihm und der englisch-ostindischen Gesellschaft in Mangalore abgeschlossen, unter gegenseitiger Zurückgabe der Eroberungen und der Gefangenen (1784).

Tippu haßte die Engländer nicht weniger als sein Vater, dem er übrigens an ruhiger Mäßigung und Klugheit weit nachstand. Er glaubte oder gab wenigstens vor, er sei vom Propheten auserwählt, die Nazarener aus Indien zu vertreiben und bis in den Abgrund der Hölle zu verfolgen. Er erklärte wiederholt, er möchte lieber zwei Tage als Tiger leben, denn zwei Jahrhunderte als Lamm. Den erstern wählte er denn auch zu seinem Sinnbild, das er überall anbrachte, sowie er auch immer einige lebendige gezähmte Tiger um sich hatte. Er liebte den Krieg um seiner selbst willen und zumal den gegen die Europäer aus religiösem Fanatismus. Bald verschwenderisch, bald geizig, bald freimüthig, bald ränkevoll, bald stark, bald schwach, war er in nichts beständig, als im Muthe und in der Liebe zu seinen Kindern.

Gewöhnlich hielt er sich in Seringapatnam, auf einer Insel im Kavery, auf. Wie sein Vater, war auch er bemüht, die Verwaltung bis in alle Einzelheiten hinab zu ordnen; er begünstigte die Künste, den Ackerbau, die Erfindungen und benützte im Kriege die überlegenen Kenntnisse der Europäer. Kaum vom Lager aufgestanden, nahm er die Berichte seiner verschiedenen Beamten an und gab er ihnen die nöthigen Weisungen; um neun Uhr verfügte er sich in ein Gemach, wo eine Menge von Sekretären seiner harrte, denen er Briefe diktirte; drauf zeigte er sich dem Volke auf einem Balkone, wobei ihm „die Elephanten ihre Huldigung darbrachten", indem sie in einer Reihe vor ihm vorüberzogen und dabei ihre Knie beugten. Nach dem Frühstücke trat er in den Audienzsaal, wo er, von seinen Verwandten und Höflingen umgeben, die zur Audienz gekommenen Personen empfing und anhörte, während ein paar Sekretäre seine Entscheidungen niederschrieben oder die von Eilboten zu seinen Füßen niederge-

legten Schreiben vorlasen. Die Antwort auf die letztern diktirte, unterzeichnete und siegelte er selber auf der Stelle. Inzwischen wurden ihm die neugekauften Pferde oder die neuen Kanonen vorgeführt, bis er sich endlich um drei Uhr, wenn Alles vorüber war, zur Ruhe zurückzog. Um halb sechs Uhr kehrte er in den Audienzsaal zurück, worauf er von einer Terrasse herunter den kriegerischen Uebungen seiner Truppen zusah. Wenn dann um halb sieben Uhr die Tagesarbeit vollendet war, versammelte er in seinem glänzend erleuchteten Palaste die Großen seines Reiches, um den Abend mit ihnen und seinen Bajaderen unter den Genüssen des Tanzes und des Gaumens zu verleben. Nicht weniger als dreihundert solcher Bajaderen, die er sich alle aus den vornehmsten Familien ausgesucht hatte, befanden sich an seinem Hofe, wo sie schon mit elf Jahren seinen launenhaften Neigungen zu dienen anfingen, um dann, sobald er ihrer satt war, den Palast zu verlassen und sich durch das Land zu zerstreuen, oder ihre Dienste irgend einer Pagode zu widmen.

Für seine Pläne kamen ihm die Franzosen sehr zu Statten, die mitten in den stürmischen Wirren der Revolution ihren Feinden, den Engländern, überall Gegner zu erwecken suchten. Französische Offiziere übten seine Truppen, die von den zahlreichen Bundesgenossen abgesehen 70,000 Mann stark waren, und zumal seine Artillerie ein, während Bonaparte aus Kairo einige seiner bekannten pomphaften Manifeste schickte, worin er erklärte, er sei gekommen, das Tyrannenjoch Englands zu zerbrechen. Allein die Engländer beeilten sich, Tippu zur Erneuerung des mit ihnen abgeschlossenen Friedens und zur Entlassung aller fremden Offiziere zu zwingen. Seit vollends die Schlacht bei Abukir die Hoffnung auf die Triumphe Frankreichs und auf das große Werk, zu dessen Vollbringung Napoleon sich berufen glaubte, auf die Vertreibung der Engländer aus Indien, vernichtet hatte, seitdem beobachtete der Gouverneur, Lord Mornington, dem Erbfeinde Tippu gegenüber noch weniger Rücksichten. Endlich sammelte er ein kriegsgeübtes, wohl ausgerüstetes Heer, das jetzt nicht mehr im Solde der Compagnie, sondern im Dienste der Regierung stand, und marschirte (1799) unter dem nächsten besten Vorwand gegen Misore. Auch Harris und Wellesley, der nachher als Lord Wellington so berühmt wurde, gesellten sich dem Heere bei, in dessen Reihen auch viele Eingeborne dienten, die den zwischen den Kasten bestehenden Widerwillen überwunden hatten. Der Feldzug wurde sehr blutig, doch der Ausgang konnte

nicht lange zweifelhaft bleiben. Schon die ersten Niederlagen schlugen den Muth des abergläubischen Tippu nieder, der in Seringapatnam eingeschlossen wurde und am 4. Mai im Handgemenge fiel. Sein ganzes Reich nahmen jetzt die Engländer in Besitz und damit war die letzte Stütze gebrochen, auf die Frankreich noch gerechnet hatte. Nur zum Scheine erwählten die Sieger einen Sprößling der von Hayder entthronten Familie zum Radscha, der ihnen für diese Wohlthat zur unverbrüchlichen Ergebenheit verpflichtet blieb.

Doch kaum war ein Feind beseitigt, mußte sofort wieder ein neuer in die Schranken treten, so jetzt das Volk der Mahratten, nach ihm das der Birmanen und endlich das der Afghanen.

Während dieser kriegerischen Ereignisse hatten die Europäer das alte Wunderland Indien etwas genauer kennen gelernt und namentlich hatte Holwell's Bericht einen Theil der Vorurtheile beseitigt, die sie in Betreff der vermeintlichen Unwissenheit und der Götzendienerei dieser Völker hegten. Die Philosophen griffen die neue Kunde begierig auf, um aus demselben darzuthun, daß die indische Religion weit vortrefflicher sei, als die unserige. Man übertrieb das Alter der Sanskrit-Literatur und ereiferte sich in fieberischer Beredtsamkeit gegen eine Bildung, die ihre Laster unter schuldlose Völker trage, welche jenem beneidenswerthen Naturzustand noch so nahe stünden und welche, wie man meinte, glückselig wären, wäre nur der Aberglaube mit seinen Greueln nicht unter sie gekommen. Andere gingen mit Ernst und Ruhe an das Studium jener Literatur. Eine uralte Sprache trat da an den Tag, reich an unschätzbaren Denkmälern, die der ausschließlichen Verehrung für die griechischen und lateinischen Klassiker bedeutenden Abbruch thaten; Denkmäler, die durch ihr Alter nicht weniger wunderbar sind, als durch ihre Schönheit. Zugleich stieß man da auf Kenntnisse, welche den Erfindungen, auf die Europa so stolz ist, um Jahrhunderte voraus waren. Im Jahre 1784 stiftete William Jones zu Kalkutta die Asiatische Gesellschaft, welche die Herausgabe der indischen Originalwerke und die Erforschung der Geschichte und der Religion des Volkes zur Aufgabe hatte. Auch Buchdruckereien und Zeitschriften, sowie eine medizinische Schule und ein botanischer Garten wurden daselbst gegründet. In der fünf Meilen von Kalkutta entfernten dänischen Niederlassung zu Serampur, dem Sitze des zur Bekehrung der Indier gestifteten Vereins der Baptistischen Missionäre, wurden unter der Leitung des Doktors Carey Bibeln in den ver-

schiedenen Sprachen Indiens herausgegeben, nebst einer Menge von den alten Klassikern des Landes.

Der Abbé Dubois, welcher als Missionär auf Ceilon weilte, war im Jahre 1801 bei'm Tode des von den Engländern abgesetzten Radscha's von Tandschaur zugegen. Vier gesetzmäßige Frauen stritten sich um die Ehre, mit ihm verbrannt zu werden, bis die Brahminen zwei derselben hiezu auserwählten. Man machte eine Grube und errichtete daneben einen Scheiterhaufen aus Sandelholz, auf den man einige mit Butter gefüllte Vasen stellte. Hierher brachte das Leichengefolge den in prächtigen Kleidern daliegenden Todten, neben dem die höchsten Würdenträger und die Brahminen schritten, während hinten drein die zwei Wittwen gingen, mit Edelsteinen beladen und von ihren Freundinnen umringt, die den Dienst der Klageweiber versahen und sie dann wieder um die Wette als etwas bereits dem Himmel Angehöriges lobpriesen, während sie zugleich von ihnen irgend ein Andenken verlangten. Am Scheiterhaufen angekommen, schienen sie beim Anblick des nahen Todes zu schwanken; gleichwohl aber legten sie sich unter den feierlichen Ceremonien und den Besprengungen der Brahminen neben der Leiche nieder, die sie mit ihren unter einander verschlungenen Armen umfingen. Die vom Guru und ihren Verwandten angezündeten Flammen hüllten sie ein und ihr Geschrei erstarb im donnernden Beifallsrufe der Brahminen und der übrigen Zuschauermenge. Zwei Tage darauf wurden die Asche und die Knochenüberreste gesammelt; ein Theil derselben wurde, verschlossen und versiegelt, dreißig Brahminen anvertraut, die ihn in feierlichem Gepränge nach Benares trugen, um ihn in die heiligen Gewässer des Ganges zu werfen; ein anderer Theil wurde, mit gekochtem Reis vermischt, von zwölf Brahminen gegessen — zur Sühne für die Sünden der Verstorbenen; der zurückgebliebene Schmuck an Gold und Edelsteinen galt als kostbare Reliquie. Der Guru des Königs und die drei Brahminen, welche den Scheiterhaufen in Brand gesteckt hatten, erhielten kostbare Geschenke: der erstgenannte einen Elephanten, die andern je eine von den Sänften der Verbrannten. Auch unter die übrigen Brahminen wurden Geschenke aller Art und 25,000 Rupien vertheilt. Die zwölf, welche die Asche verspeist hatten, bekamen zwölf in der Eile erbaute Häuser. Auf der Opferstätte aber erhob sich später ein großartiges Mausoleum, das ein Ziel für fromme Wallfahrten wurde.

Und solche Opfer, an die sich die blutigen Feste Dschagrenat's würdig anreihen, duldete England bis auf den heutigen Tag, weil — sie Geld eintrugen! *)

Neunzehntes Kapitel.

Die innern Zustände Englands. — Literatur.

Europa hatte geglaubt, der Verlust der amerikanischen Kolonien und der verheerende Krieg, der ihn herbeiführte, müßten England zu Boden drücken, um so mehr, als dieses zugleich im eigenen Innern mit einem unruhigen Pöbel und dem aufrührerischen Irland zu thun hatte. Statt dessen aber verschaffte es sich nicht nur in Indien eine reiche Entschädigung, sondern es schloß auch mit den Vereinigten Staaten Handelsverträge, die ihm weit mehr Nutzen brachten als die Oberherrschaft, die es früher als Mutterland besessen hatte. Das berühmte Wort des Lord **Chatham**: „Sobald Amerika einen einzigen Nagel fabrizirt, ist England

*) Unter den zahlreichen Werken über die „Geschichte des britischen Indiens" sind vor Allem zu vergleichen: **James Mill**, dessen Geschichte von **Wilson** zu Ende geführt wurde; dann **Ram Moun Roy** „Exposition of the practical operation of the judicial and revenue systems of India", London 1832; **Barchou de Penhoen** „Histoire de la Conquête et de la fondation de l'empire anglais dans l'Inde", Paris 1840; der Verfasser unterscheidet fünf Zeiträume: die Ankunft der Engländer in Bengalen bis zur Eroberung desselben und der beiden Nachbarländer Behar und Orissa; der mit Frankreich geführte Kampf um die Oberherrschaft; die Kämpfe gegen das Reich Misore, welches unter **Tippu** untergeht; der Krieg gegen die Mahratten, dessen siegreiche Beendigung den Engländern ganz Indien unterwirft; der Krieg mit Birma und Kabul. C. von **Bjoenstierna** Versuch über das indo-britische Reich, Stockholm; W. **Adams** Bericht über den Stand der öffentlichen Erziehung in Bengalen und Behar, London Die besten Karten sind die vom Comite des Unterhauses herausgegebenen. Das Direktorium der Gesellschaft ließ im Jahre 1853 einen großen Atlas von Ostindien herausgeben, nach dem Maßstab von einem Zoll auf je vier englische Meilen.

verloren" — war mit allen Theorien der Staatsökonomen von der Freiheit in der solennesten Weise Lügen gestraft worden.

Das Seerecht.

Die Wichtigkeit, welche das Seewesen in der neuern Zeit und zumal im amerikanischen Krieg erlangt hatte, führte zu einem genaueren, wissenschaftlichern Studium des internationalen Rechtes und aller jener mannigfaltigen Fragen, die sich bei seiner praktischen Anwendung ergeben. Die wichtigsten Grundsätze, nach denen diese Wissenschaft die Beziehungen der kriegführenden Mächte unter sich und den Neutralen gegenüber regelt, haben wir bereits anderswo auseinandergesetzt.

Frankreich war mit der königlichen Verordnung vom 21. Oktober 1744 wieder mehr auf die Normen des alten französischen Seerechts (Consulat de la mer) zurückgegangen, indem es für den Fall, daß neutrale Schiffe mit feindlicher oder geschmuggelter Ladung betroffen würden, nur diese letztere, nicht mehr die Schiffe selber konfiszziren ließ. Doch erklärte es auch jede im Feindesland gewachsene oder fabrizirte Waare für gute Prise, falls sie nicht auf einem neutralen Schiff verfrachtet würde, das sie aus dem feindlichen Hafen, wo es sie eingeladen, direkt nach einem Hafen des eigenen Landes führe. Außerdem wurde den neutralen Schiffen untersagt, mit irgend welchen Waaren — gleichgiltig, wem sie gehören — zwischen den verschiedenen Häfen des Feindeslandes zu verkehren. Nur die dänischen und die holländischen Schiffe sollten mit allen Waaren, wem immer sie auch gehören möchten, zwischen ihrem Lande und einem neutralen Hafen frei verkehren dürfen, außer wenn der letztere blokirt sei. Dieses Vorrecht wurde dann durch besondere Verträge auch auf andere Staaten ausgedehnt. Auch England anerkannte zu Gunsten Hollands den Grundsatz „frei Schiff, frei Waar".

Als Friedrich II auf Oestreichs Kosten Schlesien erwarb, verpflichtete er sich zur Zahlung eines von Maria Theresia in England gemachten und auf die Einkünfte jener Provinz versicherten Anlehens. Da aber England, ohne auf Friedrichs Einsprache zu achten, eine Menge von Schiffen mit preußischer Ladung und Flagge wegnahm, setzte dieser eine aus vier Ministern bestehende Commission nieder, die unter dem Vorsitze des bekannten Coccejus die Frage erörtern sollte, ob nicht zum Ersatze dafür das schlesische Anlehen mit Beschlag belegt werden könne. Die

Frage wurde bejaht, allein England protestirte dagegen und dieß führte nun zu einer längern Verhandlung über die Grundsätze des Seerechts, deren näherer Darlegung wir uns um so eher entheben können, als sie sich zunächst nur auf eine Unmasse von thatsächlichen Vorgängen und besonderen Verträgen stützte. Genug — Preußen hielt an der Freiheit des Meeres und an der See-Neutralität fest und wollte das Durchsuchungsrecht auf den Fall der Schmuggelei beschränkt wissen. Endlich kam man, ohne über die Grundfrage eine Entscheidung zu treffen, im Allianzvertrag von Westminster (1756) dahin überein, daß Preußen die schlesische Schuld von der Beschlagnahme befreien und dafür England die Beschädigten mit 24,000 Pfund Sterling abfinden solle.*)

Im Seekriege von 1756 aber suchte England den Grundsatz zur Geltung zu bringen, daß den Neutralen jeder in Friedenszeiten unerlaubte Handelsverkehr auch während eines Krieges verboten bleibe. Dies zielte, wie bereits bemerkt, auf ihren Ausschluß vom Handel mit den Kolonien ab, zu dem sie durch das französische Seerecht ermächtigt worden waren. Als die Holländer von dieser Ermächtigung Gebrauch machten, wurden ihre Schiffe von den Engländern angehalten, worüber es zu lebhaften Erörterungen kam, an denen sich auch mehrere der tüchtigsten Staatsrechtslehrer betheiligten, wie z. B. Hübner,**) der mit mehreren Andern behauptete, daß die neutrale Flagge mit alleiniger Ausnahme der geschmuggelten Waaren jede Ladung decke, und gehöre sie selbst dem Feinde. Nachdem aber die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten anerkannt war, stand England von seinem Verlangen ab, jedoch nur, um zur Zeit der französischen Revolution desto ernstlicher wieder darauf zu bestehen. In dem Freundschaftsvertrag zwischen Frankreich und den Vereinigten Staaten (1778) wurde der Grundsatz festgestellt, daß freies Schiff freie Waare mache, und dieser Grundsatz wurde dann von Frankreich auf alle neutralen Mächte ausgedehnt, indem es seinen Unterthanen verbot, neutrale Schiffe wegzunehmen, selbst wenn sie zwischen den feindlichen Häfen verkehrten, außer die letztern seien blokirt oder es befinde sich Kriegskontrebande am Bord jener Schiffe.

---

*) Martens, Causes célèbres du droit des gens, 2. Band.

**) Von der Beschlagnahme neutraler Schiffe.

Jetzt wandte sich England, das seine Seeherrschaft durch das französisch-spanisch-amerikanische Bündniß bedroht sah, an Rußland. Allein statt auf einen Vertrag mit ihm einzugehen, erklärte sich Katharina für die bewaffnete Neutralität: die neutralen Schiffe sollten an den Küsten und zwischen den Häfen der kriegführenden Mächte frei verkehren dürfen; auch die den Unterthanen der letztern gehörigen Waaren sollten, die Kriegskontrebande ausgenommen, auf neutralen Schiffen frei sein. Als blokirter Hafen sollte nur derjenige gelten, der es wirklich (effektiv) sei, die bloße Erklärung der Blokade genüge nicht. Den Engländern, welche die entgegengesetzten Grundsätze durchgeführt wissen wollten, mißfiel natürlich diese Rechtstheorie; dagegen traten ihr alle andern Mächte mehr oder weniger unbedingt bei, bis endlich im Versailler Frieden (1783) die Freiheit der Neutralen förmlich anerkannt wurde.

Die Finanzen.

Die Geldnoth während des amerikanischen Krieges hatte England gezwungen, auf neue Abgaben zu denken. Im Jahre 1774 brachte der Ein- und Ausfuhrzoll einen Reinertrag von dritthalb Millionen Pfund Sterling ein. Die Civilliste betrug unter Wilhelm III 700,000 Pfund und eben so hoch war sie unter Anna und unter Georg I, der davon dreiundzwanzig Millionen zur Aussteuer für seine uneheliche Tochter zu ersparen wußte. Unter Georg II stieg sie auf eine Million, so daß der König trotz seines verschwenderischen Prunkes ein Privatvermögen von 170,000 Pfund hinterlassen konnte. Unter Georg III wurde sie vom Parlamente auf 800,000 Pfund herabgesetzt, dafür aber mußte es ihm zweimal seine je eine Million betragenden Schulden bezahlen.

Die Staatsschuld, welche im Jahre 1739 vierundfünfzig Millionen Pfund betrug, stieg im österreichischen Erbfolgekrieg auf achtundsiebenzig, im siebenjährigen Krieg auf hundertsechsundvierzig, im amerikanischen Kolonialkrieg auf zweihundertsiebenundfünfzig Millionen. Die Summe der jährlichen Zinsen hatte eine solche Höhe erreicht, daß ihre Deckung allein schon die gesammte Jahreseinnahme verschlang, und schon war in Folge dessen der Staatskredit mehr als einmal in Frage gestanden, bis endlich William Pitt für die Consolidirung der Schuld und die regelmäßige Zahlung der Zinsen Sorge trug, indem er für die einzige zur Zeit bestehende Schuld einen Tilgungsfond gründete.

In diesem Sinne bestimmte ferner die Bill vom 17. Februar 1792, daß für jede neue Anleihe ein besonderer Tilgungsfond geschaffen werde und zwar in dem Verhältnisse von eins zu hundert. Auf diese Weise blieb die Regierung der einzige regelmäßige Käufer ihrer ausgegebenen Schuldscheine und hielt sie den Cours der öffentlichen Papiere in einer Art Gleichgewicht. Das hatte für England die merkwürdige Folge, daß hier jene durch den amerikanischen Krieg hervorgerufene Schuldenlast, der alle die andern dabei betheiligten Staaten Europa's erlagen, nur ein weiteres Einheitsband zwischen Regierung und Unterthanen, eine Zuflucht für den Geldüberfluß der Kapitalisten, ein Sporn für Industrie und Handel wurde. Da der Bestand der Verfassung auf's engste mit dem Staatskredit verknüpft war, so gewann dieser um so mehr Kraft, denn wie sich die Regierung ihrerseits genöthigt sah, der Aufrechthaltung der bürgerlichen Freiheit alle andern Rücksichten zu opfern, um nur der Zustimmung des Unterhauses zu neuen Auflagen versichert zu sein, so fand es auch das Volk in seinem Vortheil, daß es die Regierung nach Kräften unterstützte.

Pitt der Jüngere.

Als im Jahre 1778 Lord Chatham starb, ohne seinen Kindern etwas anderes als sein Vorbild zu hinterlassen, bezahlte das Parlament seine Schulden und wurde ihm in Westminster ein Denkmal errichtet, „zum Zeugniß für die Tugenden und die Geschicklichkeit William Pitt's, unter dessen Amtsführung die Vorsehung Großbritannien auf eine den frühern Zeiten unbekannte Stufe von Glück und Ruhm erhob". Sein denselben Namen führender Sohn, der damals achtzehn Jahre zählte, besaß nichts als die geistigen Schätze einer frommen, strengen Erziehung und widmete sich deßhalb der Advokatur. Daneben aber besuchte er fleißig das Parlament, wo er aufmerksam zuhörte und sich im Stillen darauf einübte, über die verschiedenartigsten Gegenstände zu sprechen. Nachdem er mit einundzwanzig Jahren — gleichzeitig mit Burke, dem nominellen, und mit Fox, dem wirklichen Führer der Whigs, — selber ein Mitglied des Unterhauses geworden war, bekämpfte er das Ministerium North, bis er es unter der Last seiner Unbeliebtheit erliegen sah. Nach einigen weitern Wechselfällen bildete sich jetzt das Ministerium Fox oder das sogenannte Coalitions-Ministerium, das die Vertreter der widersprechendsten Ansichten in seinem Schoße vereinigte und das,

so wenig Vertrauen es auch genoß, doch so glücklich war, den amerikanischen Krieg zu beendigen.

Das Meisterstück dieses Ministeriums war die bereits erwähnte „indische Bill", welche die Herrschaft über Britisch-Indien der Compagnie vollständig entzog und einer nicht vom König, sondern vom Unterhaus erwählten Kommission übertrug. Zugleich wurde die Verfassung in der Weise umgeändert, daß der Einfluß des Wahlkörpers bedeutend erhöht und dafür der der Exekutivgewalt im entsprechenden Maße geschwächt wurde. Als Georg III die Tragweite der Neuerung wahrnahm, widersetzte er sich derselben mit aller Kraft, ja er versicherte sogar, er wolle lieber nach Hannover zurückkehren, als in einer solchen Knechtschaft leben. Auf dieses hin wurde nicht nur die Bill verworfen, sondern ihr Urheber Fox von dem vierundzwanzigjährigen Pitt in heißer Parlamentsschlacht gestürzt. Pitt hatte die Verfassung, die Schätze und Hilfsmittel seines Landes gründlich studirt; er hatte begriffen, daß man die sämmtlichen Kräfte desselben, statt irgend eine derselben zu schwächen, als Hebel für die auf seine Vergrößerung abzielenden Unternehmungen benützen müsse. Von diesem Grundsatze ausgehend, lenkte er das Staatsschiff wieder in die konservative Bahn ein, unbeirrt durch die vielseitigen Angriffe, denen er zwanzig Jahre lang mit seiner kalten Ruhe, seiner Beredtsamkeit, seiner Gewandtheit und seinem Muthe die Stirne bot. Der Glanz seines Ruhmes überstrahlte selbst den seines Vaters noch in so fern, als er nicht bloß in den vereinzelten Augenblicken einer stürmischen Erregung aufleuchtete. Dabei hatte er es nicht wie jener bloß mit Hof- und Maitressen-Intriguen und mit einer zwar kriegerischen, aber im gewöhnlichen, ordentlichen Geleise bleibenden Zeit zu thun: er stand einer Revolution, er stand Völkern gegenüber, er hatte die Gesellschaft auf veränderten Grundlagen neu aufzubauen und sollte sich an die Spitze von Reformen stellen, welche die öffentliche Meinung dringend verlangte, während zugleich die Greuel der französischen Revolution mit Furcht und Abscheu davor erfüllten.

Bekanntlich verstanden die Engländer die Freiheit, auf deren Besitz sie so stolz sind, ganz anders als die Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts die von ihnen gepredigte. Darum wollten auch die Lords im Parlamente von der letztern nichts hören, wenn sie auch manchmal ihre Parkanlagen in affektirter Huldigung mit den Bildsäulen der gefeierten Freiheitsapostel schmück-

ten. D'Israeli*) hat die richtige Bemerkung gemacht, daß die Engländer von jeher warme Bewunderer der Meereskönigin Venedig mit ihrem tausendjährigen Ruhme waren, und daß sie insgesammt, selbst die glühendsten Whigs, wie Harrington, Algernon Sidney nicht ausgenommen, auf die Gründung einer Aristokratie nach dem Vorbild der venetianischen hinarbeiteten, in der sie das Urbild der Vollkommenheit sahen. Sie erreichten ihr Ziel mit Hilfe der Revolution und gerade diese gefeierten Vorfechter des Liberalismus waren die Gründer des Protektionssystems, das nur dem großen Grundbesitz zu Gute kam. Freilich wollte sich William III nicht recht zu der bescheidenen Rolle eines Dogen verstehen, auf die man seine Stellung zu beschränken suchte; seine Nachfolger aber, die Hannoveraner Georg I und Georg II mußten sich der Sache wohl oder übel fügen.

Schon der ältere Pitt arbeitete daran, das Joch dieser Oligarchie zu zerbrechen, die seit so vielen Generationen im goldbesetzten Mantel die Stufen des Thrones abstäubte, und der Nation wieder zu einer würdigern Stellung zu verhelfen. Dasselbe Ziel verfolgte sein Sohn, der die Mittelklassen zu Macht und Ansehen brachte und der Aristokratie die Industrie an die Seite stellte — eine Maßregel, der es England vorzugsweise verdankte, wenn es von der französischen Revolution verschont blieb. Von einer englischen Demokratie konnte man übrigens deßhalb noch immer nicht sprechen, die Verfassung behielt vielmehr ihr venetianisches Gepräge noch bis zum Jahre 1832.

Schon nach wenigen Monaten hatte sich der junge Pitt im Parlamente so viel Vertrauen erworben, daß er mit einer zweiten indischen Bill hervorzutreten wagte, worin die richterliche Gewalt der Krone übertragen wurde. Als sie das Unterhaus beharrlich zurückwies, löste der kühn gewordene Minister dasselbe auf, um ein neues einzuberufen. Da dieses treulich zu ihm hielt, setzte er nicht nur seine Bill durch, sondern er schritt auch noch, vom König eben so kräftig unterstützt wie vom Unterhause, zu weiteren Reformen in der innern Verfassung und Verwaltung. Im Jahre 1788 schloß er mit Preußen und Holland den Vertrag von Los, welcher das durch den amerikanischen Krieg so sehr verminderte Uebergewicht Englands im Norden wieder herstellte. Erwähnenswerth ist auch sein im Jahre 1786 abgeschlossener Vertrag mit Frankreich, einer der liberalsten in seinem Sinne,

*) Coningsby.

worin sich England verpflichtete, die französischen Weine eben so gut bei sich einführen zu lassen, wie die portugiesischen — freilich im Grunde ein nichtssagendes Privilegium, da die letztern im Lande weitaus beliebter waren, als die andern. Dafür setzte Frankreich den Zolltarif für die Einfuhr der britischen Waaren herab.

So hatten also Englands Verluste nicht weniger zu seiner Größe beigetragen als seine Siege; Niemand machte ihm mehr seinen Rang als Königin der Meere streitig. Es ist eine merkwürdige Erscheinung, wie diese unfähigen George gleichwohl die Nation nicht zu hindern vermochten, so groß zu werden, und wie die wichtigsten, die halbe Welt umgestaltenden Dinge mitten unter der kindischen Befangenheit oder den schmutzigen Umtrieben des Hofes zur Ausführung kommen konnten. Als Hauptstadt eines riesenhaft angewachsenen Reiches dehnte sich auch London über alle Maßen aus: es erweiterte seine Straßen und verschönerte sich mit großartigen Gebäuden; für die Invaliden wurde zu Greenwich ein prachtvoller Spital erbaut; durch eine Reihe von Verordnungen wurde die innere Verwaltung verbessert und der öffentliche Wohlstand stieg mit der Vervollkommnung des Ackerbaues, der Industrie und des Binnenhandels.

Im Jahre 1757 hatte England bei 337,000 Mann unter den Waffen, dazu 61 Linien- und 353 andere Kriegsschiffe in voller Ausrüstung, wovon, wie die Engländer mit stolzer Befriedigung konstatirten, nur ein einziges durch den Sturm zu Grunde ging. So erkrankten auch, Dank der getroffenen Vorsorge, am Bord der im Jahre 1760 mehrere Monate hindurch im Golf von Biscaya kreuzenden Schiffe von 14,000 Mann kaum zwanzig. Gleichzeitig mit der Regulirung des Heeresdienstes wurde auch die städtische Miliz organisirt. Die Räuberbanden, die unter Georg I so verwegen aufgetreten waren, wurden vernichtet. Den Schotten wurden auf Pitt's Antrag die wegen des Aufstandes von 1745 eingezogenen Güter zurückgegeben. Daß die Regierung nach Bewältigung dieses Aufstandes die grundherrliche Gerichtsbarkeit und die Clan's in Schottland aufhob, hatte seinen guten Grund: man wollte damit nichts weiter, als die Gefolgschaften auflösen, die stets bereit waren, mit ihrem erblichen Stammeshäuptling zu Felde zu ziehen. Allein es hatte zugleich eine andere, schlimmere Wirkung: es brachte eine durchgreifende Umgestaltung in das Leben und den Charakter der Schotten. Das Landvolk zog zu leichterem Erwerb in die Städte, die sich rasch

vergrößerten, während sich in demselben Maße die Dörfer und Gehöfte in der Ebene wie im Gebirge entvölkerten. Handel und Gewerbsleben hoben sich und eben damit wurden die materiellen und sozialen Beziehungen zu England immer häufiger und inniger: das Land fühlte sich immer enger und unlöslicher an letzteres geknüpft und der nationale Assimilirungsprozeß machte raschere Fortschritte. Dem Eindringen fremder Anschauungen und Sitten war Thür und Thor geöffnet; das altschottische Wesen und Leben zog sich immer tiefer in die Berge und Schluchten des öden Hochlandes zurück.

Mit dem alten Clan-System war der Grundpfeiler und Ringwall des spezifischen Schottenthums gebrochen; in ihm hatte zumal der standhafteste Träger des letztern, das Landvolk, den letzten Schutz gegen die andringende Macht der neuen Zeit, der Industrie, des Capitals, der rücksichtslosen Gewinnsucht, der Fremden verloren. Im Clan, im Familienverhältniß der Stammesgenossenschaft betrachtete und behandelte der Häuptling die Seinigen als Kinder, ohne je an eine Steigerung ihrer Pachtschillinge, oder an eine Herbeiziehung fremder, d. h. außerhalb der Verwandtschaft stehender Pächter zu denken. Bei den frühern Verhältnissen des Landes mußten ihm sein politisches Ansehen und Gewicht, seine Macht und Wehrhaftigkeit das Wichtigste sein und diese waren weniger vom Geldbesitz, als von der Zahl, der Wohlhabenheit und der Ergebenheit der eigenen Leute von gleichem Blut und Namen bedingt. So ging sein eigenes Interesse mit dem der letztern durchaus Hand in Hand und Alle fühlten sich wohl und sicher unter der Herrschaft eines Vaters und Richters, der schon dem eignen Interesse zu Lieb die Güter in möglichst kleine Theile zerlegen und möglichst wohlfeil verpachten mußte, um die Anzahl seiner Vasallen und Krieger zu vermehren.

Kaum aber war jenes Verhältniß aufgehoben, als die Pachtpreise in die Höhe gingen und sämmtliche Pächter, die nicht im Stande waren, sie zu bezahlen, entlassen und durch die wohlhabenderen Bauern der Ebene ersetzt wurden, die jetzt die im Gebirge gelegenen Güter in großen Complexen zusammen pachteten. Bald steigerte die unbeschränkte Konkurrenz den Ertrag dieser Güter so sehr, daß z. B. Grundbesitzer, die noch im Jahre 1750 nur 5—6000 Pfund Sterling Jahreseinkünfte hatten, gegen das Ende des Jahrhunderts bereits 80—100,000 Pfund bezogen. So häufte sich das Geld in den Händen der Reichen an, während

die alten Pächter immer mehr verarmten; und die massenhaften Viehheerden der erstern nahmen jetzt die Stelle der Menschen ein, die in Schaaren nach Kanada und Neu-Schottland auswanderten. Um dem Lande einigen Ersatz für dieses Unglück zu geben, hatte ihm die Regierung, welche dasselbe vorausgesehen, seine Gemeindeverfassung gelassen und einige andere Auszeichnungen verliehen. Eine bessere Entschädigung aber, als diese Zugeständnisse, fand Schottland darin, daß das Verkümmern des Bauernstandes der Industrie zu Gute kam. Glasgow, das noch im Jahre 1707 kaum 14,000 Bewohner zählte, hatte zu Ende des Jahrhunderts eine Bevölkerung von 150,000 Seelen und seitdem ist dieselbe auf 280,000 angewachsen. Sein Hafen brachte im Jahre 1840 eine Zolleinnahme von 900,000 Pfund Sterling, während zur Zeit der Vereinigung Schottlands mit England das ganze Land nur eine Zolleinnahme von 34,000 Pfund hatte.

Die Methodisten.

Auch in das religiöse Leben Englands kam um diese Zeit ein neues Leben. 1741 stiftete nämlich der anglikanische Theologe George Whitefield die streng calvinistische Sekte der Methodisten, die sich bald selber wieder in zwei Zweige spaltete, indem einer seiner Anhänger, der um seines Wohlthätigkeitstriebes willen beliebte John Wesley, die Lehre von der Prädestination bestritt.

Neger-Emanzipation.

Besonders verdient machten sich diese englischen Sekten dadurch, daß sie den der Zeit überhaupt eigenen oder wenigstens von ihren philosophischen Stimmführern gepredigten Sinn für allgemeine Duldung und Nächstenliebe nicht nur im eigenen Schoße eifrig pflegten, sondern auch in anderen Lebenskreisen zur Geltung zu bringen suchten. So drangen sie um diese Zeit namentlich auf Aufhebung der Negersklaverei, wie sehr diese auch im Interesse des Landes lag. Den Anfang machten die Quäker, indem sie nicht nur ihre eigenen Sklaven insgesammt freiließen, sondern auch im Jahre 1787 eine Eingabe an das Parlament richteten, worin sie um Abschaffung des Sklavenhandels baten. Die Methodisten unterstützten sie auf das eifrigste, das Volk begeisterte sich für die Sache; die Universitäten Oxford und Cambridge und viele Städte bestürmten das Parlament mit ähnlichen Bittschriften; der beredte Wilberforce und der einflußreiche Fox

nahmen sich der Sklaven an, jener aus religiösen, dieser aus philanthropischen Beweggründen — das Ministerium mußte eine Erhebung des Thatbestandes anordnen; Pitt brachte die Angelegenheit vor das Unterhaus und seitdem schritt sie ununterbrochen vorwärts, bis das Ziel, die Abschaffung des Sklavenhandels und die Befreiung der Neger, erreicht war. Freilich vermögen die tiefer blickenden Staatsmänner in dieser von den Philanthropen so hoch gepriesenen Maßregel nichts weiter zu sehen, als eine listige Maßregel, durch die England den amerikanischen Kolonien der andern Mächte einen tödtlichen Schlag beizubringen gedachte, indem es ihnen die Arbeitskräfte entzog, deren es selber in seinen indischen Besitzungen leicht entrathen kann. Allein gleichviel: gepriesen sei jene Staatskunst, deren listige Maßregeln mit den heiligen Gesetzen der Menschheit übereinstimmen!

Die Katholiken in England.

Aber dieselbe Politik und dasselbe Volk, die zu Gunsten einer fremden, verachteten Menschenrasse von Menschlichkeit und opferbereiter Nächstenliebe überströmten — waren erbarmungslos gegen die katholischen Stammesgenossen und Mitbürger im eigenen Land. Es ist kaum glaublich, mit welch' barbarischer Strenge diese „Papisten" von jenem England, dem vielgepriesenen Musterstaate unserer Theoretiker, noch immer behandelt wurden, in einer Zeit, in der man durch ganz Europa von nichts als von humanen Reformen sprach, in der man nicht müde werden konnte, den Katholiken die längst abgelegte Unduldsamkeit vorzuwerfen. Selbst die gute Königin Anna hatte die strengsten Verordnungen gegen sie erlassen und wenn auch die Braunschweiger die gegen die Personen gerichteten in Vergessenheit kommen ließen, so brachten sie dafür die das Vermögen betreffenden um so eifriger in Anwendung. Ja, sie verschärften dieselben noch, in der Hoffnung, die Katholiken auf diesem Wege nach und nach ganz um Hab und Gut zu bringen. Erst dann, als Friedrich II die Jesuiten in seinem Lande duldete, als Katharina II in Petersburg eine katholische Kirche errichten ließ, als Gustav III in Stockholm eine solche für den katholischen Gottesdienst erschloß — erst da schien sich auch in England eine Art von Toleranz Bahn brechen zu wollen: doch das Volk widersetzte sich der Neuerung in leidenschaftlicher Aufregung. So erregte auch die im Jahre 1753 erfolgte Naturalisirung der Juden einen solchen Unwillen unter demselben, daß man von der Sache wieder abgehen mußte. Selbst

die Einführung des verbesserten oder gregorianischen Kalenders (1751) kostete keine geringe Mühe: kam er doch von einem Papste! Doch die fortschreitende Aufklärung that auch in England das Ihrige und so konnte endlich im Jahre 1775 im Parlamente eine Bill über eine neue Eidesformel durchgehen, die nichts dem katholischen Bewußtsein Widersprechendes enthielt, so daß die Mehrzahl der Katholiken keinen Anstand nahm, den Eid in dieser Weise abzulegen. Darauf wurde nach George Saville's Antrag die im elften und zwölften Regierungsjahr William's III erlassene Akte in so weit abgeschafft, als sie die katholischen Bischöfe und Priester für den Fall, daß sie eine Schule hielten, zu lebenslänglichem Kerker verurtheilte und als sie die Katholiken für unfähig erklärte, eine Erbschaft anzutreten und Liegenschaften zu kaufen. Doch mußten dafür — so weit wirkte die alte Furcht noch immer nach — die Katholiken eidlich geloben, sich in keine Verschwörungen einzulassen, dem Prätendenten keine Unterstützung zu leisten, die Ermordung der Ketzer nicht für etwas Erlaubtes zu halten, einem exkommunizirten König den Gehorsam nicht zu verweigern und nicht zu glauben, daß dem Papste oder einem andern Fürsten oder Prälaten irgend eine Gerichtsbarkeit oder sonstige Gewalt im Lande zustehe.

Auch in Schottland suchte man ähnliche Reformen durchzuführen: allein da verwahrten sich sofort eine Menge von Synoden dagegen; es bildeten sich im Volke eigene Vereine, die sich zum Zwecke setzten, jedes wie immer geartete Zugeständniß an die Katholiken zu hintertreiben. Ja, es kam sogar zu Thätlichkeiten und nur die ausdrückliche Erklärung, daß man in der Strenge gegen die letztern nicht nachlassen werde, vermochte die Ruhe wieder herzustellen. Der Führer dieser Vereine war der Lord George Gordon, eine seltsame Mischung von einem Schwärmer, einem Ränkeschmied und einem Narren, welcher das Parlament mit seinem baroken Wesen und dem Eifer, mit dem er unaufhörlich auf die der Religion und der Freiheit von Seiten des Papismus drohenden Gefahren hinwies, nicht wenig belustigte.

Bald aber rief die unter den fanatischen Schotten herrschende Gährung dieselbe Erscheinung auch in London hervor, wo die „protestantische Assoziation" geradezu die Aufhebung des die Katholiken begünstigenden Gesetzes verlangte. Am 2. Juni 1780 machte sich eine unabsehbare, in vier Schaaren getheilte Menge mit weißen Schleifen als Abzeichen auf den Weg zum Parlamentshaus, um daselbst die mit 120,000 Unterschriften bedeckte

Petition zu überreichen. Es hatte allen Anschein, daß es zu einem förmlichen Aufstande kommen werde und in der That verbreitete sich, während das Haus über jene Eingabe berieth und vollends, nachdem es sie mit 199 Stimmen gegen 6 verworfen hatte, das Gerücht, daß man damit umgehe, die katholischen Bethäuser niederzureißen, darauf die Stadt zu plündern und gegen die Katholiken und ihre Beschützer noch ärger zu verfahren. Schon begann der Pöbel die Gefängnisse aufzubrechen, Gebäude in Brand zu stecken und die Börse zu stürmen: es blieb kein anderer Ausweg mehr — man mußte das Standrecht verkündigen und Truppen herbeirufen: 458 Schuldige wurden gestraft, viele andere waren unter dem Schutte der demolirten Gebäude zerquetscht. Nachdem der Aufstand unterdrückt war, wurde Gordon wegen Hochverraths angeklagt, jedoch von der Jury freigesprochen; um so strenger wurden dafür einige andere Rädelsführer gestraft. Um den panischen Schrecken zu beschwichtigen, entzog man den Katholiken die Berechtigung zur Erziehung.

So hielt das englische Volk aus religiöser Antipathie noch immer an den empörendsten Gewaltmaßregeln der alten Glaubenstyrannei fest. Die Regierung aber mußte dem leidenschaftlichen Drängen desselben nachgeben, wie sehr auch Fox gegen den Testeid und gegen die Schmach, sich zum Werkzeug der Volksleidenschaften herzugeben, zu Felde zog.

Irland.

Noch drückender empfand das bedauernswerthe Irland die Folgen dieses neu geschürten Glaubenshasses. Oft genug schon, aber immer vergebens, hatte es um Entfernung der auf seinem Handel und seiner Industrie lastenden Fesseln gebeten. Zuletzt waren eigene Vereine zusammengetreten, die sich zum Zwecke setzten, der Einfuhr englischer Waaren entgegen zu arbeiten und dadurch das Land von dem Handelsmonopol der herrschenden Nation zu emanzipiren, das wie eine Saugpumpe an seinem Lebensmarke zehrte. Zugleich hatten sich unter dem Vorwande, die Insel gegen eine Landung der Franzosen vertheidigen zu wollen, und unter Betheuerungen ihrer Anhänglichkeit an England Schaaren von Bewaffneten zusammengethan, die bis auf 50,000 Mann anwuchsen. Die englische Regierung, welche nicht zum offenen Widerstande reizen wollte, scheute sich, diese Vereine und Versammlungen, die sich durchaus in den Schranken der gesetzlichen Formen hielten, zu verbieten. Darüber aber wurden die

Irländer immer kühner, bis sie endlich geradezu erklärten, das englische Parlament habe sich in ihre Angelegenheiten gar nicht einzumischen. Zu gleicher Zeit erklärte das Parlament zu Dublin alle gegen die Katholiken erlassenen Verfügungen für ungiltig und verlangte es volle Freiheit für den Handel der Insel. In auswärtige Kriege verwickelt, gab das Londoner Parlament so weit nach, daß es jene Gesetze abschaffte, welche den Irländern die Ausfuhr ihrer Wolle verboten oder die ihrer Glaswaaren nach den britischen Kolonien erschwerten.

Die „Capitulation von Limmerik", welche Wilhelm III im Jahre 1691 den irischen Katholiken verliehen hatte, sicherte denen, die sich der Regierung unterwarfen, die Güter und Rechte zu, welche sie vor Karl II besessen hatten, sowie die freie Uebung ihrer Religion, so weit diese nach den englischen Gesetzen zulässig sei. Nun verbieten aber diese den „Papismus" kurzweg und so gaben sie der Unterdrückung eine stets bereite Waffe an die Hand. Schwer empfanden die Irländer, deren wiederholte Klagen kein Gehör fanden, das in gesetzliche Formen gehüllte Joch, und obwohl sich an dem schottischen Aufstande von 1745 kein einziger derselben betheiligte, so haßten sie darum ihre Unterdrücker nicht weniger. Endlich — im Jahre 1760 — kam die Gährung zum Ausbruche, da das Volk damals keinen großen Agitator besaß, der es im Zaum zu halten vermocht hätte. Die „Whiteboys" (Weißbuben) und die „Levellers" (Nivellirer, Gleichmacher) erhoben sich gegen die übermäßige Höhe der Pachtzinse und gegen den von der englischen Geistlichkeit geforderten Zehenten. Trotz ihrer Unerfahrenheit in solchen Dingen wußten diese Leute ihrem zahlreichen Vereine eine treffliche Organisation zu geben, wobei Jeder zum unverbrüchlichen Schweigen und zum unbedingten Gehorsam gegen die Anordnungen der Gesellschaft verpflichtet war. Diese sandte Befehle an bestimmte Personen und wehe dem, der ihnen, den beigefügten Drohungen zum Trotz, den Gehorsam versagte — er war dem rächenden Arme dieser furchtbaren Vehme rettungslos verfallen. Wer seinen Grundpächtern und Zinsleuten zu viel abverlangte, wer sie austrieb, wer seine Arbeiter zu karg bezahlte, dem wurden die Felder verheert, die Heerden weggetrieben, die Kinder entführt, das Haus wurde ihm über dem Kopfe angezündet oder er wurde selbst ermordet. Wie überall, entsprachen auch hier die Greuel, die das Volk verübte, der Größe des Druckes, der es zur Revolution getrieben hatte. Es war ein sozialer Aufstand, kein politischer, und man hat

Unrecht gethan, ihn mit den Umtrieben der Oranier und ihrer Anhänger in Verbindung zu bringen.

Um einen Begriff von den Leiden zu bekommen, welche zu dieser verzweifelten Selbsthilfe führten, braucht man darüber nur den Engländer und Protestanten Arthur Young zu hören, der die Insel im Jahre 1778 bereiste: „Der Eigenthümer eines von katholischen Pächtern bebauten Gutes ist eine Art Despot, der ihnen gegenüber kein anderes Gesetz kennt, als seinen eigenen Willen.... Was er auch immer für einen Befehl ersinnen mag, sein Sklave, der Pächter, wird es nie wagen, dagegen zu handeln; nur eine unbedingte Unterwürfigkeit kann ihn zufrieden stellen. Ohne die mindeste Gefahr für sich selber kann er die geringste Unehrerbietigkeit gegen seine Person mit der Peitsche und dem Stocke bestrafen; der Unglückliche, welcher nur halbwegs Miene machen wollte, sich zu vertheidigen, würde sofort halb todt geschlagen. Von der Ermordung eines Menschen spricht man in Irland in einer Weise, welche die ganze Denkweise eines Engländers auf den Kopf stellt. Glaubwürdige Landleute versicherten mich, daß es mancher dieser Tenants für eine Ehre halten würde, wenn ihr Gutsherr sich herablassen wollte, ihre Weiber oder Töchter zu seinen Concubinen zu machen — ein schlagender Beweis für die durch eine lange Knechtschaft herbeigeführte Sittenverderbniß. Auch ich habe davon gehört, wie Personen um's Leben gebracht wurden, ohne daß die Mörder sich vor einer Jury zu fürchten brauchten. Früher, bevor das Gesetz wieder einige Geltung erlangt hatte, gehörte das zu den tagtäglichen Ereignissen. Es gibt keinen Reisenden, der es nicht schon mitangesehen hätte, wie die Bedienten eines solchen Gutsherrn eine ganze Reihe von Bauernkarren von der Straße in den Graben hinabstießen, um dem Wagen des Herrn Platz zu machen; ob sie Schaden leiden, ob sie zerbrechen — gleichviel, das Unglück wird stillschweigend ertragen; wollten die armen Opfer ein halblautes Wort der Klage äußern, man würde ihnen mit Peitschenhieben antworten.... Wollte sich ein Armer an die Behörden wenden, um sich gegen einen Herrn Recht zu verschaffen, so würde man dieß für eine Beleidigung des letztern ansehen.... Der Arme kennt seine Lage zu gut, um an ein Betreten des Rechtsweges zu denken: nur in dem einzigen Falle kann er Recht finden, wenn ein Reicher gegen einen andern Reichen Partei für ihn nimmt: in diesem Falle beschützt ihn der erstere gerade so, wie er den Hammel vertheidigen würde, den er für seinen Tisch bestimmt hat."

Der Triumphruf des befreiten Amerika's erscholl bis nach Irland, das, obwohl keine Kolonie, viel ärger behandelt wurde als eine solche; alle Erörterungen über die Unabhängigkeit Amerika's schienen zugleich für Irland zu gelten. Unter diesen Umständen mußte die Regierung wenigstens einige der gehässigsten, gegen die irischen Katholiken gerichteten „Pönalgesetze" aufheben, sie mußte den neunhundertneunundneunzigjährigen Besitz und das gleichmäßige Erben der Kinder erlauben, von denen keines mehr durch seinen Uebertritt zum Protestantismus den Vater um seine ganze Habe sollte bringen können.

Schon vor dem förmlichen Beginne des amerikanischen Krieges hatte sich die Regierung genöthigt gesehen, die nach Amerika bestimmten Heere zu einem guten Theil aus Irländern zu formiren. Nachdem der Krieg aber wirklich ausgebrochen war, verlangten die letztern, England solle ihre Insel gegen eine Ueberrumpelung durch die Amerikaner sicher stellen, deren Angriff sie durch ihre Lage am meisten bloßgestellt war. Doch England mußte das Ansuchen mit den Worten des Aëtius abweisen: „Ich kann nicht, schützt euch selbst!" Kaum war die Antwort in Irland bekannt geworden, als eine wunderbare Begeisterung die ganze Insel ergriff: nach wenigen Wochen schon standen 42,000 Mann „irländischer Freiwilliger" disziplinirt und auf die gehörigen Plätze vertheilt da, Protestanten und Katholiken durcheinander. Im Jahre darauf waren es 80,000. Jetzt fühlte man sich nicht nur gegen den gefürchteten Einfall gesichert — man kannte jetzt auch die eigene Stärke und nicht lange stand es an, so erkärten sich diese Regimenter für selbstständig. An ihrer Spitze standen die besten Männer des Volkes. Sie versammelten sich an bestimmten Tagen, schlossen Vereine zur Durchführung des gemeinsamen Entschlusses, keine englischen Fabrikate mehr zu kaufen, ernannten ihre eigenen Vertreter und unterwarfen die Handlungen der Regierung und des Parlamentes ihrer billigenden oder mißbilligenden Prüfung: kurz, sie bildeten ein militärisches Parlament, das seine Petitionen auf der Spitze der Bajonette überreichte. Ihre Hauptforderung lautete auf freien Handel und ein unabhängiges Parlament. Auch von den Protestanten schlossen sich viele dem Verlangen nach Aufhebung der Pönalgesetze an. Henry Grattan aus Dublin leitete die nationale Bewegung, deren Träger ein Heer von 60,000 Bewaffneten war: er proklamirte die Unabhängigkeit des irischen Parlaments; außer

dem König, den Lords und Gemeinen von Irland sei Niemand berechtigt, ein für das letztere verbindliches Gesetz zu geben (19. Juli 1782).

Kaum hatten die Irländer die Anerkennung jener Unabhängigkeit durchgesetzt, als sie auch schon auf eine Reform ihres Parlamentes dachten, das ihnen zu loyal und zu furchtsam war; die bewaffneten Freiwilligen verlangten diese Reform geradezu, allein das Parlament weigerte sich, dem Verlangen beizutreten (1783).

England hatte der Schwesterinsel seine staatsbürgerlichen Rechte — die Bürgschaften für die persönliche Freiheit und das Eigenthum, das Schwurgericht und alles Andere verliehen. Da die Eroberung eine feudale war, so mußte es die Irländer so behandeln, wie die nationalen Barone ihre Gutsinsassen. Seit aber Heinrich VIII die Lehensträger unterdrückt hatte, bildeten die Sieger und die Besiegten nur noch Ein Volk zusammen; die religiöse Frage verdrängte die nationale: um die Insel zum Protestantismus zu bekehren, kamen Ansiedler aus England herüber; wie nun diese alle Rechte mitbrachten, die den andern Engländern zustanden, so gewann dieselben auch jeder Irländer, wenn er nur die religiöse Bedingung erfüllte, d. h. Protestant wurde. So war also Irland mit England gleichgestellt und war es ganz in seinem Rechte, wenn es auf seiner Selbstständigkeit beharrte. Ganz anders stand es dagegen mit Amerika: hier waren es Ketten, die zerbrochen wurden.

Am meisten gewannen bei der neuen, unabhängigen Stellung Irlands die Protestanten, als die faktischen Inhaber aller Rechte; die Katholiken dagegen, die kein Brod hatten in dem Lande, wo das Elend der normale Zustand ist und wo regelmäßig jedes Jahr die Hungersnoth wiederkehrt, — sie hatten von der Unabhängigkeit nichts zu hoffen. Doch auch ihnen mußte das Parlament einige Zugeständnisse machen: es hob die Gesetze auf, die sie an der freien Religionsübung hinderten und die sie für unfähig erklärten, Vormundschaften zu führen, Pferde zu kaufen und zu besitzen; es schaffte die den Priestern und Erziehern angedrohten Strafen ab, erklärte die Richter für unabsetzbar, dehnte die Habeas-Corpus-Akte auf Irland aus: lauter Bürgschaften, die gerade für die Katholiken, als den unterdrückten Theil, wo möglich noch werthvoller sein mußten, als für die Andern. So weit war die Sache gediehen, als die französische Revolution auch hier den regelmäßigen Entwicklungsgang störte; es entstanden gewalt-

same Bewegungen im Lande und diese gaben einen gesetzlichen Vorwand zu einer noch gewaltsameren Reaktion: Irland wurde am 2. Juli 1800 mit England vereinigt, welches von jetzt an das „Vereinigte Reich von Großbritannien" hieß.

Ohne Sinn für Geselligkeit, für Ceremoniell und Prunk, wandte Georg III seine Aufmerksamkeit dem Ackerbau zu. Was ihm an Kenntnissen fehlte, ersetzte er durch beharrlichen Fleiß und, selber sittlich, hielt er auch seinen Hof in den Schranken der Sittlichkeit. Plötzlich aber verrieth er Spuren von Wahnsinn und schon glaubte Jedermann, jetzt werde der dieser Stütze beraubte Pitt fallen. Doch trotz der Bemühungen seines Gegners Fox, der eigens aus Italien herbeigeeilt war, um den der Opposition unbedingt ergebenen Prinzen von Wales zu unterstützen, wußte Pitt die Sache so lange hinauszuzögern, bis er den König wieder als genesen erklären konnte, fähig, die leichte Repräsentirungsrolle wieder aufzunehmen, welche die englische Verfassung dem Regenten zuweist; und so lenkte Pitt nach wie vor die Geschicke Englands.

Der glückliche Erfolg der Unternehmungen nach Außen erfüllte die Engländer mit freudiger Dankbarkeit gegen ihre Verfassung und den König und machte sie geneigt zu Zugeständnissen an den letztern, dessen Einfluß dem Parlamente gegenüber seitdem zunahm. Diesen Umstand benützend, wollte man jetzt die Parlamentswahlen einer Reform unterziehen, welche alle störenden Elemente aus denselben und somit aus der Volksvertretung entfernen sollte. Trotz seines Conservatismus beantragte Pitt diese Neuerung im Parlamente und wäre nicht die französische Revolution dazwischen gekommen, welche Angesichts der maßlosen Ausschreitungen ihrer ultra-demokratischen Elemente alle Neuerungen als gefahrdrohend erscheinen ließ und die darum die Tories wieder in Credit und an's Ruder brachte: — England wäre einer langen Reihe verheerender Kriege entgangen und hätte schon damals die Wohlthaten genossen, die ihm erst das Jahr 1831 bringen sollte.*)

*) Nicht minder berechtigt ist aber die folgende Auffassung: Die Fluth neuer Ideen, welche von Frankreich herüberdrang, erzeugte eine um so stärkere Bewegung, als die Mängel der Verfassung und der auf ihr beruhenden öffentlichen Zustände bereits allgemein gefühlt und besprochen wurden. In dieser Krisis blieb nur die Wahl: entweder das historische,

Die unbeschränkte Denkfreiheit in politischen wie in religiösen Dingen erzeugte in England ein dem ganzen Volke gemeinsames Verständniß für die öffentlichen Interessen, sowie eine im übrigen Europa unerhörte Selbstständigkeit, Kühnheit und rücksichtslose Offenheit des prüfenden Urtheils, dem kein Gegenstand zu fern, zu hoch oder zu ehrwürdig war. Zugleich hinderte sie aber auch andererseits als treffliches Ventil jede allzu starke Ausbreitung der skeptischen und destruktiven Anschauungen und Lehren der unverständig idealistischen Weltverbesserungspläne; denn statt den Reiz des Verbotenen, des von der rohen Gewalt Verfolgten, des Verborgenen und Geheimnißvollen für sich zu haben, mußten sie hier einfach die Feuerprobe der offenen Erörterung, der praktischen Anwendung bestehen und man wollte erst prüfen, ehe man glaubte. So fand z. B. Thomas Payne's irreligiöser Demokratismus sofort seine Widerlegung durch Burke. Es war mithin nicht zu fürchten, daß von dieser Seite aus den herrschenden Religions- und Rechtsanschauungen eine ernstliche Gefahr drohen könnte: fehlte diesen der Schutz der physischen Gewalt, des Staats-

---

an seinen Einrichtungen hängende England mußte sich fest zusammenschaaren, die Reformideen aufgeben und die neue Bewegung durch festen Zusammenhang, strenge Gesetze und strenge Anwendung derselben bekämpfen, oder es mußte sie fortschreiten lassen und mit ihr zu einer Reform der englischen Verfassung übergehen. Der Instinkt fast der ganzen Aristokratie und des mit ihr gehenden überwiegenden Theiles der Nation ergriff die erste Alternative, führte sie siegreich durch, verfiel aber dabei, wie es immer zu geschehen pflegt, in manche Härte und Einseitigkeit. Würde die andere Alternative gewählt worden sein, so würde der reformfreundliche Theil der Aristokratie sich mit den radikalen Elementen, um sie zu leiten und zu mäßigen, bis zu einem gewissen Punkt vereinigt haben. Es würde dann, was in solchen bewegten Zeiten ebenfalls stets zu geschehen pflegt, eingetreten sein, nämlich die Bewegung würde unaufhaltsam gewachsen sein, die radikaleren Elemente würden allmälig die gemäßigteren verdrängt und sich zum Herrn der Lage gemacht haben. Dann würde Großbritannien allerdings viele Reformen, vor Allem eine Parlamentsreform, um ein Menschenalter früher erhalten haben, aber es würde nicht eine solche gewesen sein, wie sie 1831 die Nation erhielt nach einer neuen tiefgehenden Bewegung, die sich aber nicht in einen prinzipiellen Gegensatz stellte zu der historischen Entwicklung des öffentlichen Rechts. England würde vielleicht viele neue Freiheiten gewonnen, aber möglicherweise darüber die echte Volksfreiheit eingebüßt haben, welche trotz aller ihrer Mängel die Verfassung treu beschirmte.

armes, so konnte sich dafür ihre einzige naturgemäße, würdige Stütze, die Macht der vernünftigen Gründe, um so ungehemmter und wirksamer für sie geltend machen. Wirklich fand auch jeder Angriff auf jene Anschauungen den kräftigsten Widerstand, zumal in den Reihen der Geistlichkeit, die sich hier durch keine Jansenistenverfolgung entehrte wie in Frankreich. Die Wahrheit kämpfte hier mit Waffen, die ihrer Natur und der Art des Angriffs entsprachen, und dazu kam ihr die Achtung und die Anhänglichkeit zu Statten, die dem Menschen für alles Altherkömmliche innewohnt. Endlich waren auch die Engländer aus einer viel zu langen und zu schweren Revolutionskrise und aus viel zu bedrohlichen Wechselfällen hervorgegangen, als daß sie sich so leichthin hätten entschließen können, die kostbaren Früchte derselben durch eine abermalige Revolution in Frage zu stellen.

Auf dem Felde der religiösen Kritik verdienen erwähnt zu werden: Beattie's „Versuch über die Natur und Unveränderlichkeit der Wahrheit", Wollaston's „Natürliche Religion", Paley's „Beweise für das Christenthum" und „Natürliche Theologie". Leland vertheidigte die Offenbarung, ebenso Littleton auf Grund der Bekehrung und des Apostolats des hl. Paulus. Woolston's Versuch, die Wunder Christi als bloße Allegorien zu deuten, fand zahlreiche Entgegnungen und Nachahmungen, wie z. B. von West und Sherlock, der die Auferstehung Christi den Beweisregeln der englischen Gerichte unterwarf. Warburton schrieb über „die göttliche Sendung des Moses", worin er gegen die Irreligiosität Hume's zu Felde zog. Der Theologe und Mathematiker Whiston suchte in seiner „Neuen Theorie von der Erde" die biblischen Angaben über die Schöpfung, die Sündfluth und den Untergang der Erde durch das Feuer auf Grund der Newton'schen Lehre wissenschaftlich zu begründen. Ueberhaupt wird die einschlägige Literatur in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts ernsthafter und sittlicher, sie legt die frühere systematische Verachtung gegen Religion und Gesetze ab.

Um so getreuer aber hielt die englische Literatur ihr nationales Gepräge fest: wie die Verfassung des Landes ist sie eine Transaktion von mancherlei Prinzipien, die sich in einem künstlichen Gleichgewicht halten. Die ausgesprochene Vorliebe für die Romantik und das Mittelalter und der kühne Dichtergeist, der in ungestümem Drange hoch über die Schranken des Alltäglichen hinwegfliegt, wurden beide gezügelt und geläutert in der Schule der Griechen und der Römer, an den Vorbildern der Italiener

und der Franzosen; die Früchte dieser glücklichen Mischung charakterisiren das goldene Zeitalter der englischen Literatur unter der Königin Anna.*) Die Philosophie beschränkte sich auf den Menschen, ohne nach den innern Geheimnissen der Natur zu forschen — dem praktischen Engländer ist immer das Nächste das Wichtigste und das Ich das Nächste. Auch die Rednerbühne — im Meeting und Bethaus wie im Parlament — die geselligen und schöngeistigen Cirkel, die Verhandlungen vor der Jury — das Alles führte immer wieder in die Werkstätte des Geistes, in das Treiben der menschlichen Leidenschaften hinein, es förderte das Interesse und schärfte den Blick für das Psychologische. Eben deßhalb aber, weil dieser praktisch-verständige Blick mit seiner ganzen konzentrirten Aufmerksamkeit am Nächsten, am Einzelnen, am bestimmten Gegenstand oder Zeitraum haftet: eben deßhalb untersucht er diesen um so gründlicher und allseitiger bis in die kleinsten Einzelheiten. Das gibt dann jene reiche Fülle, jenes oft ermüdende Detail in der Forschung und Darstellung, das wir in den Schriften der Engländer finden, seien es Geschichtswerke, seien es Romane, seien es philosophische „Versuche".

Richardson (1689—1761).

Die Romane Samuel Richardson's aus Derby galten ihrer Zeit für die ersten der Welt. Seine Pamela, seine Clarissa

*) Die dem innersten Wesen der britischen Nation fremde französische Geschmacksrichtung, mehr aus vorübergehenden Umständen als freier Wahl entstanden, hatte in Pope ihr Ziel erreicht und geleistet, was auf diesem Wege zu leisten möglich war. Der nationale Geist konnte auf die Dauer nicht unterdrückt werden, und den ersten Anstoß zu dem Umschwung gab die vom Bischof Percy herausgegebene Sammlung altenglischer Balladen und Volkslieder. Die Stimmung der Zeit, der Ueberdruß an der bisherigen Richtung, an der Herrschaft der didaktischen und beschreibenden Poesie machte auf den Werth von Percy's Gaben aufmerksam. Die Wirkung war eine außerordentliche; der wunderbare Naturlaut, der aus diesen Gedichten den Geist wie ein glühender Hauch anwehte, sprach neu und doch vertraut an: neu, da nichts dem Geschmack, der so lange herrschend gewesen, fremder sein konnte als diese Balladen und Lieder; vertraut, weil man in ihnen die ursprünglichen Akkorde wieder erkannte, von denen, ungeachtet der ganz veränderten Zeiten und Verhältnisse, im innersten Herzensgrunde der Nation eine dunkle Erinnerung und stille Sehnsucht zurückgeblieben war. Und nicht bloß in England wirkte diese Sammlung wie keine andere; ihre Wirkung erstreckte sich auch auf Deutschland.

Harlow, sein Grandison erregten trotz der Weitschichtigkeit der Anlage und Darstellung und trotz des Mangels an romantischen Zwischenfällen und an der vom Zeitgeschmack verlangten gezierten Höflichkeit und übertriebenen Galanterie die Theilnahme und Neugier des Publikums in so hohem Grade, daß der Verfasser von allen Seiten brieflich angegangen wurde, er solle doch die Fortsetzungen rascher auf einander folgen lassen und solle dafür sorgen, daß Clarissa nicht unterliege und daß Lovelace sich bekehre. Selbst Voltaire und Diderot unterbrachen ihre Studien, um diese Romane zu lesen, die jenen mit Verachtung, diesen mit Bewunderung erfüllten. So unwiderstehlich fühlte sich diese Zeit von der ungewohnten Sprache der Natur und der Leidenschaft angezogen. Dadurch, daß Richardson die Erzählung in die Form von Briefen kleidete, die an sich freilich etwas Ermüdendes hat, wußte er in dem Leser ein doppeltes Interesse zu erwecken, indem sich zur Theilnahme an der Erzählung selber noch die für die Person des Erzählenden gesellte. Dabei ist er ein unerreichter Meister in der Darstellung der Leidenschaft und ihrer Beredtsamkeit, in der Kenntniß des menschlichen Herzens mit allen seinen Geheimnissen und Irrgängen. Zumal in der Zeichnung seiner weiblichen Charaktere beweist er seinen fein beobachtenden Blick und seine seltene Kunst der Individualisirung, die eine ganze Gallerie der mannigfaltigsten Bilder vor uns aufschließt. Auch seine ebenso kraftvolle wie anmuthige Sprache weiß sich dem jeweiligen Charakter der verschiedenen Persönlichkeiten anzuschmiegen. Im Uebrigen duldet Richardson als strenger Moralist auch nicht den geringsten Makel auf seinen Tugendhelden, wie untergeordnet ihre Rolle auch sein mochte; und so hat die Physiognomie derselben etwas abstoßend Kaltes, Gefühlloses, Schablonenmäßiges, sie ist durch und durch berechnet und abgewogen.

Fielding (1707—54).

Im Gegensatz zu ihm erklärte Henry Fielding aus Sharpam Park dem heiligmäßigen Wesen in allen seinen Gestalten den Krieg, um sich dafür an den Lächerlichkeiten und Verkehrtheiten des menschlichen Denkens und Lebens zu ergötzen. Den Lovelace verschönerte er, indem er ihn in seinen „Tom Jones“ umwandelte, — einen Roman voll der verschiedenartigsten und oft originellsten Charaktere und der spannendsten Scenen, die, ohne

je den Boden des wirklichen, alltäglichen Lebens zu verlassen, gar oft etwas bang Aufregendes haben.

Im Uebrigen haben seine Romane nicht weniger dramatisches Leben als die des Vorgenannten: auch sie malen die Charaktere mit den wärmsten Farben der Wirklichkeit; unserer nächsten Umgebung entnommen, stehen sie voll Leben, voll Bewegung und Handlung da, unserem theilnehmenden Herzen nahe gerückt. Ja, diese Romane gehen sogar noch weiter als das Drama, sie individualisiren noch feiner, als es selbst die Mittel der Bühne erlauben.

Man sollte es kaum für möglich halten, daß uns so lebensvolle, so naturwahre Charakterbilder von der Welt und der Gesellschaft von Männern entworfen wurden, die von der letztern so wenig sahen. Und doch ist dem so: Richardson war bis in sein fünfzigstes Jahr nichts weiter als ein einfacher Buchdrucker, der nebenbei Kindern und Mädchen Geschichtchen erzählte, und erst da lernte er die Welt näher kennen, als ihn der Herzog von Warthon mit der Drucklegung seiner verwegenen Schriften beauftragte und ihm dabei zugleich in seiner eigenen Person das Urbild zu seinem Lovelace bot. Fielding war Notar und als solcher ganz Aug und Ohr für sein so wenig poetisches Geschäft.

Der Graf von Chesterfield gibt uns in den „Briefen an seinen Sohn" einen tiefen Einblick in die damals herrschende Anschauungsweise der höhern Gesellschaft in England, in jene eigenthümliche Mischung von falschen Tugendbegriffen und trefflichen praktischen Grundsätzen auf rein aristokratischer Grundlage. Seine Sprache hat etwas Steifes und Vornehmes, wie wir es auch bei Thompson, Mallet und Hawkesworth finden, den Vertretern einer Richtung, die bald wieder aufgegeben wurde.

Auf dem dramatischen Gebiete machten die Engländer entschiedene Rückschritte: während der Ruhm ihrer Bühne eben anfing, auch in's Ausland zu dringen, und während der Schauspieler David Garrick (1616–79) in seiner unvergleichlich feinen Erfassung und Darstellung der verschiedenen Charaktere und Situationen den großen Shakespeare auch in seinem Vaterlande besser bekannt machte, als es die Erklärer desselben zu thun im Stande waren: während dessen gingen die Engländer in der Hingebung an den Zeitgeschmack so weit, daß sie den eigenen, so ruhmvoll betretenen Weg wieder aufgaben, um in die Fußstapfen der verhaßten Franzosen zu treten, in deren Manier Thompson und Young ihre armseligen Tragödien schrieben.

Alle Anerkennung verdienen dagegen Rowe's Jane Shore und Jane Grey, Fielding's Geizhals, Goldsmith's Biedermann, einige Lustspiele von Richard Cumberland und vor Allem Sheridan's School of scandal (Lästerschule).

Doch seit dem Jahrhundert der Königin Anna war man gewohnt, der Originalität die Correctheit vorzuziehen. Johnson, der außer einer Menge von Zeitungsartikeln ein englisches Wörterbuch und die Biographieen englischer Dichter schrieb, verdammte in seinen gelehrten Kritiken alle ungeschminkte Natürlichkeit und die schulmeisternden Kunsttheoretiker vermaßen sich, dem schöpferischen Geiste Regeln vorzuschreiben. Uebrigens sind Johnson's Kritiken und der Hermes oder die philosophischen Untersuchungen über die allgemeine Grammatik von James Harris wahre Meisterstücke der Analytik.

Von Hugh Blair besitzen wir sentimentale, mitunter aber auch wirklich gefühlvolle Reden und eine Rhetorik, deren Regeln aus einzelnen, zum Theil den großen Mustern der echten Beredtsamkeit entnommenen Beispielen abgeleitet werden.

Robert Lowth schrieb über die hebräische Poesie, an deren prophetisch-begeisterten Schwung er den engen Maßstab der Schule anlegt.

Die Commentare von William Jones erschlossen dem Abendlande ein ganz neues Kulturgebiet, — die epischen, didaktischen und dramatischen Dichtungen der altindischen Literatur, von deren Dasein man bis dahin noch gar keine Ahnung gehabt hatte, während von jetzt an die westeuropäische Bildung eine wunderbar reiche Quelle für Phantasie und ästhetische Kritik darin fand.

Unter denen, welche sich der reichen Welt des Volkslebens, des eignen Herzens, der allgemeineren Betrachtungen zuwandten, steht oben an der irländische Prediger Lawrence Sterne, „der arme Yorick", mit seinen Reden, seinen anziehenden Briefen, seiner an pikanten Bemerkungen so reichen „empfindsamen Reise". In seinem humoristischen Romane Tristam Shandy, in welchem er sich als Meister in der Detailbeschreibung — überhaupt die starke Seite der Engländer — zeigt, lernen wir den Onkel Toby kennen, dem jeder gut werden muß, und seinen Stallmeister, der uns als das gelungenste Seitenstück Sancho Pansa's ergötzt. Wir sehen aber auch mitten in das große und kleine Treiben der Welt und des Menschenherzens hinein, die Sterne durch und durch kennt. All die tausend Kleinigkeiten aus unserer

eigenen täglichen Umgebung sehen wir da in staunenerregender Porträtähnlichkeit vor uns, vom Priester, vom Mönch mit seiner Tabaksdose, vom Bettler, von den Schelmenaugen der Grisette bis zum Wagen und Hund herab. Wir stoßen auf Scenen, die, in ihrem Verlaufe oft neckend unterbrochen und aufgeschoben, trotz ihrer unvergleichlichen Naturwahrheit Anfangs als läppische Kindereien erscheinen, die aber gleichwohl den Leser unwiderstehlich fesseln, bis er bald genug jener eigenthümlichen Mischung von Verständigkeit und Ueberspanntheit, von Ehrlichkeit und Leichtfertigkeit, von Begeisterung und Spott gewahr wird, jenes bezaubernden Etwas, das ihn bald zum Lachen, bald zum Weinen bringt. Es sind die edelsten Gedanken, es ist die beredteste Fürsprache für die Menschheit, was hier unter der Hülle des gutmüthigen Scherzes, der wunderlichsten Phantastik vor uns tritt.

Um des Zaubers dieses unübertrefflichen Naturtones, dieses heitern Friedens, dieser traulichen Freimüthigkeit willen vergessen wir gern die vielen Plagiate, die indeß nichts weniger als sklavische Nachahmungen sind, und den Cynismus, der in diesen Gemälden nur allzu oft hervortritt, jenes „Element der Lüsternheit, in welchem sich Sterne so zierlich und sinnig benimmt" (Göthe). Daß Sterne je nach dem Standpunkt der Beurtheilung bald den bittersten Tadel, bald das begeistertste Lob erntete, ist nach dem Gesagten begreiflich genug. Auf jeden Fall aber übte dieser sorglose Ton des vertraulichen Plauderns einen maßgebenden Einfluß auf die gleichzeitige und spätere Literatur der Engländer, deren Nationalcharakter eben diesen Zug entfaltet, sobald ein vertraulicherer Umgang die äußere Zurückhaltung entfernt. Aber auch auf die Heroen der deutschen Literatur, auf Lessing und Göthe, wirkte Sterne anregend ein.

Der Irländer Oliver Goldsmith (1730—74) durchwanderte nach einer sturmvollen Jugend Holland, Belgien, Frankreich, die Schweiz und Italien zu Fuß. Während er sich durch Flötenspiel, Gesang und öffentliche Disputationen über gegebene Thesen den täglichen Unterhalt verschaffte, lernte er die Welt von ihren guten und schlechten Seiten kennen. Seine Dramen, sowie seine Dichtungen „der Wanderer" und „das verlassene Dorf" und noch mehr sein lebensfrischer, überzeugungsinniger „Landpfarrer von Wakefield", — trotz der unscheinbaren Einfachheit und der gelegentlichen Unwahrscheinlichkeit der Composition eines der beliebtesten, verbreitetsten Bücher der englischen Literatur — machten ihn hochberühmt und — ließen ihn so arm wie er war. Er

wandte sich deßhalb einem einträglicheren Gebiete zu: er schrieb eine Geschichte Englands, Griechenlands, Roms, eine unvollendet gebliebene Naturbeschreibung und verschiedene andere Handbücher, die seinen Namen noch volksthümlicher machten.

Am besten sagt dem positiven Wesen und dem Beobachtungssinn der Engländer die Kritik zu, und so schloß sich denn an die obengenannten Sittenromane und humoristischen Schriften eine lange Reihe von „Versuchen" (Essays) über den Menschen und die Gesellschaft an, neben denen allerdings auch zahlreiche Dichtungen ohne Tendenz auftauchten.

Der Schotte James Thomson (1700—48) kam ohne Geld, ja sogar ohne Schuhe in London an, um für sein Gedicht „der Winter", ein formenschönes, lebens- u. stimmungsvolles Anfängerwerk, einen Verleger zu finden. Es hielt schwer, da man damals nur für die Politik Sinn hatte. Da befreite ihn endlich Lord Spencer aus seiner drückenden Lage, und jetzt schrieb er, durch die günstige Aufnahme jener Dichtung ermuthigt, noch den „Sommer", den „Frühling" und den „Herbst", nebst der allegorischen Dichtung „das Schloß des Leichtsinns" und verschiedenen Trauerspielen ohne Werth. Er suchte seinen unglücklich gewählten Stoff durch eine Welt von Bildern zu beleben und mitunter reißt ihn ein wahres, edles Gefühl weit über die Schranken der bloß beschreibenden Dichtung hinaus. Der Geist der Alten, das Bestimmte, Treffende in ihrer Sprache, ihre wohlthuende, verständige Ruhe fehlt ihm freilich; dafür entschädigt er aber durch die liebevolle Begeisterung, mit der ihn der Anblick der Felder durchglüht; durch die Frische und plastische Anschaulichkeit seiner nur allzu umständlichen und erschöpfenden Schilderungen; durch den poetischen Sinn für den traulichen Familienherd, der den Engländern so sehr an's Herz gewachsen ist; durch die Gabe der feinen Beobachtung, die sich in einer Menge naturwahrer, malerischer Detailzeichnungen ausspricht; durch die ungeheuchelte Innigkeit seines bald feierlich-ernsten, bald weichen Gefühls, zumal seines religiösen; durch den nationalen Hintergrund, den sein Patriotismus dem Gedichte dadurch zu geben weiß, daß er da und dort Erinnerungen an die ruhmvollen Kriege, an die Weltreisen und die Freiheitserrungenschaften seines Volkes einflicht.

Damit brach er der philosophisch-didaktischen Dichtung in England Bahn und bald fand er eine Menge Nachfolger.

Der erste Platz unter ihnen gebührt Edward Young aus Upham (1681—1765), der als sechszigjähriger Greis seine Gattin

und seine Tochter sammt deren Bräutigam verlor, darüber in Schwermuth verfiel und durch seine „Nächte" unsterblichen Dichterruhm erlangte. Es ist indeß im Grunde nichts weiter als eine thränenreiche Jeremiade, deren endlose Klagen nur von überschwänglich-phantastischen Betrachtungen unterbrochen werden; der wohlberechnete Ausdruck eines zur Schau getragenen Schmerzes, der sich nutzloser Weise abmüht, durch sentimentale Selbstbespiegelung sich fortwährend rege zu erhalten. Dabei hält sich der Dichter bei jedem Gedanken, den ihm sein Lebensüberdruß eingibt, so lange auf, bis er ihn mit erfinderischem Scharfsinn von allen Seiten betrachtet hat. Dieses Uebergewicht des Gedankens über das Gefühl, diese zähe Gründlichkeit gibt dem Ganzen den Charakter einer nüchternen Prosa. Es ist ein philosophisches Pathos, das trotz der Großartigkeit manches Gedankens, der Anschaulichkeit manches Bildes um so weniger zu Herzen geht, je mehr man ihm die Sorgfalt anmerkt, mit der es in's Zierliche ausgefeilt wurde. Auch Sprache und Versbau sind nichts weniger als tadellos, namentlich entbehren sie der maßvollen Ruhe und des leichten Flusses.

Hatten wir seiner Zeit die italienischen Schriftsteller aus dem Jahrhundert Leo's X zu beklagen, weil sie bei den Höfen Schutz und Unterhalt suchen und dafür mit ihren Lobgedichten zahlen mußten, so finden wir es jetzt in England nicht viel besser. Zwar hatten hier die Nachfolger der Stuarts, durch die freie Verfassung dem Leben der Nation auch in dieser Hinsicht mehr entfremdet, ihre schützende, pflegende Hand von der Wissenschaft abgezogen; dafür aber liebte es der im gesicherten Besitz der Herrschaft stehende Adel, dem Prunke seiner Umgebung auch einen Kreis von huldigenden Dichtern und Gelehrten beizufügen. Auch mit dieser Art von Protektion waren die letztern zufrieden und selbst die Ausgezeichnetsten unter ihnen bettelten bei Ministern und andern Mäcenaten um Gnadengehalte — durch Dedikationen, welche mit dem Namen des Herrn, der für die Ehre oft nur ein paar Guineen bezahlte, zugleich die Feilheit des Verfassers auf die Nachwelt brachten. Wir kennen fast keinen Schriftsteller jener Zeit, der sich davon frei gehalten hätte; auch Young thut hierin sein Möglichstes und der erniedrigende Einfluß, den das auf seinen Charakter ausüben mußte, tritt auch wirklich da und dort offen genug hervor.

Verständiger und mannigfaltiger, vor Allem aber natürlicher als er ist Thomas Gray. Zwar galt ihm, dem gelehrten

Geschichtsforscher, das Dichten nur als Zeitvertreib, dessen er sich im Grunde schämte; aber doch sind sein „Dorfkirchhof" und seine „Schule von Eton" echt poetische Gemälde voll Leben und Gefühl und frei von dem kindischen Prunk, den der Geschmack der Zeit forderte.

John Collins wurde von seinen Zeitgenossen fast in den Himmel erhoben, zumal wegen seiner Ode „an die Leidenschaft".

Aufschwung der englischen Lyrik.

Der puritanisch-düstere Lyriker William Cowper führte die Dichtung wieder zu Natur und Menschenherz zurück. Statt, wie seine Vorgänger, irgend einem Dichter nachzuahmen, ging er bei jenen in die Schule. Statt Witz und kaltberechnete Moral ließ er die warme Sprache seines innersten Gefühles ertönen, das zumal für die Wahrheit und das Beseligende der Religion erglühte. Kein Wunder, wenn er auf einen großen Theil seiner Zeitgenossen einen tiefen Eindruck machte; allein der große Haufen fand keinen Geschmack an einem Dichter, dessen ungehobelte Sprache die innern Vorzüge — die Erhabenheit der Gedanken und die ausdrucksvolle Plastik der Gestalten — fast ungenießbar macht.

Der Schotte Allan Ramsay dichtete den „artigen Schäfer", ein dramatisirtes Idyll, das ziemlich beliebt wurde, da sein frischer, natürlicher Volkston von der herrschenden Weise der damaligen Dichter vortheilhaft abstach.

Sein Landsmann Robert Burns (1759—96) aus Ayrshire, der sich als Bauer wie als Steuerbeamter gleich unglücklich fühlte, bis er, eine Zeit lang von der vornehmen Welt gehätschelt, in Kummer und Armuth starb, vollendete die von Cowper und in untergeordneterer Weise von Ramsay angebahnte Wiedergeburt der Dichtung, aus deren zierlich geglätteter, bilderreicher Hülle nach und nach alles innere Leben an eigenen Gedanken und wirklichem Gefühl entschwunden war. Seine in der schottisch-englischen Mundart und zum Theil hinter'm Pflug gedichteten Lieder sind in Lust und Trauer durchweg nur der volle, unbefangene Ausdruck seines eigenen Gefühls, seiner jeweiligen Stimmung, der treue Spiegel einer edeln Denkweise, die bei aller Bildung durchaus natürlich und wahr geblieben, eines zutraulich offenen, liebevollen Herzens, das für sein Hochland und die Freiheit, für Liebe und Freundschaft glüht, das mit der Natur, selbst mit der leblosen, innig sympathisirt, das die herbe Wirklichkeit

seiner ärmlichen Umgebung dichterisch verklärt, das sich in altschottischer Loyalität und Vaterlandsliebe nach der nationalen Selbstständigkeit und dem angestammten Herrscherhaus zurücksehnt. Allem ausländischen Wesen der Pope'schen Schule ferne stehend, in Inhalt und Form echt volksthümlich, in Sprache und Versbau ungemein singbar, sind diese Gedichte ein maßgebendes Vorbild für Byron und Thomas Moore, überhaupt der Ausgangspunkt für die neue englische Lyrik, ja großentheils ein Gemeingut des Volkes geworden, in dessen Herz und Mund sie fortleben. *)

In derselben Weise machte auch George Crabbe — gleichfalls ein Naturdichter im besten Sinn des Wortes — Front gegen das schwülstige Wesen, das hohle, gemachte Pathos, die selbstgefällige Manieriertheit und Effekthascherei, den Mysticismus der herrschenden Richtung, und auch seine Dichtungen wurden mit Beifall aufgenommen, Anfangs sogar mit noch größerem als die des Vorgenannten.

John Armstrong schrieb ein regelrechtes Lehrgedicht „die Kunst, die Gesundheit zu erhalten", worin er das Trockene des belehrenden Tones durch einen möglichst reichen Bilderschmuck zu mildern sucht.

Ein anderer schottischer Arzt, Erasmus Darwin, verfaßte unter dem Titel „Zoonomy" ein vollständiges System des Materialismus, wie ihn ein halbes Jahrhundert früher David

---

*) Obgleich in Burns' lyrischen Gedichten alle Empfindungen des Herzens widerklingen, so war es doch dieß nicht allein, was die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn zog. Er trat, als sein Talent gereift war, als ein theilweise heftiger Gegner der bestehenden Ordnung in Staat und Kirche auf, aber diese Opposition war in das Gewand echter Poesie gehüllt, und hat deßhalb eine von den Ereignissen unabhängige Bedeutung erhalten und sie überlebt. Der Ausbruch der französischen Revolution regte Burns' ganzes Wesen auf und riß ihn zu der lebhaftesten Teilnahme hin. Er begrüßte in ihr die Morgenröthe eines für die Menschheit anbrechenden bessern Tages. Aber er blieb dabei immer ganz Dichter, und seinen Meinungen lag, wenn sie auch zu seiner Zeit von den Ereignissen widerlegt wurden, der Glaube an den Sieg der Wahrheit zu Grunde, den er sich bei seiner erregbaren Natur als zu nahe und zu leicht vorgestellt hatte. Sein innerstes Wesen war, ungeachtet der realistischen Außenseite und der Widersprüche, die in ihm aus der Disharmonie zwischen seinem Genie und seinem Schicksal entstanden waren, von einem Ideal erfüllt, an dessen Verwirklichung er nie verzweifelte. D. V.

Harley gelehrt hatte. Das ganze Geistesleben wird auf die Bewegungen der stofflichen Theile im menschlich-thierischen Körper zurückgeführt, welche Bewegung indeß selber wieder inkonsequenter Weise als die Wirkung eines „Lebensgeistes" dargestellt wird. Sucht diese Schrift, die übrigens mitten unter ihren wunderlichen, aus der Luft gegriffenen Behauptungen doch dem Pathologen auch manches Gute und Verwendbare brachte, das menschliche Seelenleben möglichst tief herabzuwürdigen, so adelt der Verfasser zum Ersatz dafür die vernunftlose Natur, indem er in seinem sentimentalen Gedichte „Pflanzenliebe" das Empfindungsvermögen der Pflanzenwelt in maßlos übertreibender Weise besingt.

Macpherson's Ossian.

Im Jahre 1760 gab ein junger Schotte, James Macpherson (1738—96), ein Bändchen „Bruchstücke alter Dichtungen, im Hochland gesammelt und aus dem Gälischen oder Ersischen übersetzt" heraus, — fünfzehn auf die alte Sagengeschichte Schottlands und Irlands bezügliche epische Gedichte, deren Umfang und Zahl bald darauf in einer zweiten Auflage bedeutend vermehrt erschienen. Sie sollten von dem blinden Barden Ossian herrühren, der zu Caracalla's Zeit gelebt habe, und theils in alten Handschriften, theils in der mündlichen Ueberlieferung der Bergschotten aufgefunden worden sein. Nach der Versicherung des Herausgebers brauchten die Gesänge dieses neuen Homer's, den er in den Bergen seiner Heimat entdeckt haben wollte, nur zu einem regelrechten Ganzen zusammengestellt zu werden, um es mit der Iliade und der Odyssee aufnehmen zu können. Je mehr sich Schottland in politischer Hinsicht erniedrigt fühlte, um so lauter frohlockte es jetzt, daß es den großen Geistern Englands eine ebenbürtige Erscheinung gegenüber stellen könne, und desto begeisterter verherrlichten seine auf die Ehre der Nation eifersüchtigen Patrioten ihren Ossian. Aber nicht bloß Schottland, die ganze Welt begrüßte, des ewigen Grübelns und Kritisirens müde, mit Entzücken und sprachlosem Erstaunen diese neue Welt der großartigsten Phantastik, diese wehmuthsvoll-düstern Gemälde, die so ganz anders waren als alle andern Dichtungen der Zeit.

Die über den Sumpfmooren wallenden Nebel, die durch die Felsschlucht, durch die Fichtenwipfel sausenden Winde, der Donner des Wasserfalles, die Klänge der Bardenharfe, die über die dunkle Haide zittern, die auf den nächtlichen Wolken einherziehenden

Schattengeister der Helden — das stach so fremdartig ab von dem verständigen, positiven Wesen, welches damals auch die Kunst beherrschte und dessen die Zeit nachgerade so satt war. Es war Alles so neu und durch das geheimnißvolle Halbdunkel und die elegische, sentimentale Stimmung, die über dem Ganzen lagen, für Herz und Phantasie so anziehend. Bald ahmten eine Menge von Dichtern, auch von ausländischen, den Bardenton nach, während die Gelehrten ihren Scharfsinn aufboten, um die rasch in mehrere Sprachen übersetzten Werke des kaledonischen Naturdichters mit Homer, mit Pindar und mit der Bibel zu vergleichen, die er alle nach ihrer Ansicht vielfach in Schatten stellte.

Doch nicht lange sollte sich Macpherson in Ruhe seines Triumphes freuen: bald erhoben sich, zumal unter den eifersüchtigen Nachbarn in England, einzelne Stimmen, welche die Wahrheit seiner Angaben und die Echtheit der Gedichte bestritten. Nach dem Vorgang Johnson's, ihres eifrigsten Vorfechters, stützten sie sich besonders darauf, daß der Herausgeber, so lang auch der Streit währte, nie zur Vorzeigung seiner angeblichen Originalurkunden zu bewegen und daß kein Bergschotte zu finden war, der irgend etwas von jenen Gedichten hätte hersagen können. Als 1807 endlich doch einige Handschriften zum Vorschein gebracht wurden, zeigten sie sich in ihrem Inhalte und noch mehr in ihrer fehlerhaften Sprache durchaus verschieden von den wirklichen noch im Volksmund vorgefundenen Resten der alten Volksdichtungen. Kurz, es stellte sich unzweifelhaft heraus, daß Macpherson, der mit seinen früheren dichterischen Versuchen unbeachtet geblieben war, Alles und zwar in englischer Sprache selber gedichtet und nachträglich zum Theil in's Gälische zurück übersetzt hatte. Dabei war er vorsichtig genug gewesen, seine mit ausschmückenden Beiwörtern und unnatürlich übertreibenden Bildern überladene, trotzdem aber monoton einförmige Dichterprosa mit den in der Ueberlieferung der Hochschotten fortlebenden Eigennamen und Anschauungen, mit den dichterischen Wendungen und Tropen ihrer alten Volkspoesie auszustatten. Seit dieser Entdeckung sank das Ansehen der einst von Klopstock, Göthe und Andern so hoch verehrten Ossian'schen Dichtungen bedeutend, allein ihr Einfluß auf die gleichzeitige und spätere Literatur, namentlich auch auf die deutsche, blieb bis auf den heutigen Tag in Wirksamkeit.

Im Jahre 1768, wie jenes Ansehen noch ungeschwächt bestand, veröffentlichte der junge Thomas Chatterton aus Bristol

eine mit außerordentlichem Geschick in alterthümlicher Sprache und mit eingehendster Detailmalerei geschriebene Erzählung, die er einer alten Urkunde entnommen haben wollte, und darauf eine Reihe von Gedichten voll Gefühl und lebensvoller Plastik, die von Rowley, einem Mönche des 15. Jahrhunderts, herrühren sollten, und die in der That in ihrer Schreibweise und Sprache, in der ganzen Denk- und Gefühlsweise den mittelalterlichen Dichtungen so täuschend ähnlich sahen, daß sich Anfangs alle Welt täuschen ließ. Erst nach den lebhaftesten Erörterungen wurde auch hier der Betrug entdeckt, worauf sich der von seinem maßlosen Ehrgeiz verführte, talentvolle Dichter in seinem achtzehnten Jahre vergiftete, um dem Hungertod zuvorzukommen.

Geschichtschreibung.

Wie weit Schottland um diese Zeit in Kunst und Wissenschaft voran war, erhellt schon aus dieser lückenhaften Uebersicht. Namentlich zählte die Universität zu Edinburg eine große Zahl von Schriftstellern, die eben so sehr durch die Tiefe der Auffassung wie durch die Anmuth der Darstellung glänzten. Die Gesellschaft, die hier zusammentrat, befleißigte sich, statt nach dem Beispiele anderer Akademien lange Lobreden zu halten, gründlicher, freimüthiger Erörterungen, und bildete, wenn auch keine Genie's, so doch manche tüchtige Talente, welche die Grundideen der damals herrschenden Philosophie geschichtlich und erfahrungsmäßig zu begründen suchten, ohne in ihrem wohlmeinenden Streben bis zu den von den rücksichtslosern Franzosen gezogenen Folgerungen vorzuschreiten, obwohl sie im Uebrigen mit ihrem System da und dort in die irreführenden Fußstapfen der letztern traten.

Zu den Berühmtesten unter ihnen gehören Adam Ferguson mit seiner gelehrten Geschichte der römischen Republik und Conyers Middleton, der in einem zu Rom geschriebenen Briefe die Identität des Christenthums und des Heidenthums darzuthun suchte und eine Lebensgeschichte Cicero's schrieb, die weit mehr Fleiß als tieferes Verständniß beweist.

Robertson.

William Robertson aus Borthwick (1721—93), ein vortrefflicher Charakter, der so ganz für seine Familie lebte, daß er seine Brüder mit der liebevollen Sorgfalt eines Vaters erzog,

schrieb im Gegensatz zu dem in allen höhern Kreisen herrschenden Skeptizismus nur für gläubige Seelen, denen er sein ästhetisch-sittliches System darlegte, ohne sich in apologetische Erörterungen einzulassen. Den Hauptnachdruck legte er auf das Elend, das bei der Ankunft des Erlösers auf der Menschheit lastete, und auf die Art und Weise, wie das Christenthum dasselbe linderte. Im Uebrigen modelte er seine politischen Ansichten nach denen der Regierung, seine Darstellungsweise nach der der Londoner Schriftsteller. Wie alle übrigen schottischen Geschichtschreiber seiner Zeit, feilte er jeden Satz sorgfältig aus, um nur ja nicht als „Barbar" zu erscheinen. Im Zusammenhange mit diesem Streben steht seine erkünstelte Ruhe, die er unter allen Umständen beizubehalten sucht, ohne zu bedenken, daß man die Geschichte unmöglich richtig auffassen und darstellen kann, ohne den Leidenschaften Rechnung zu tragen. Kein Wunder, wenn ihm darüber in der Beschreibung einer so stürmisch bewegten Zeit, wie die des Kaisers Karl V, alles Verständniß für die gewaltige Stoßkraft der politischen und religiösen Parteileidenschaften abgeht. Ohne das vernichtend höhnische Lächeln der Voltaire'schen Schule zu kennen, theilt er doch ganz ihre Kälte und ihre Anschauungsweise, die an jede Persönlichkeit und Thatsache den Maßstab der eigenen Zeit anlegt,*) mögen jene auch noch so verschieden von dieser sein, und die Alles bis in die kleinsten Bestandtheile zergliedert, ohne im Stande zu sein, es wieder synthetisch zu einem Ganzen zusammenzufassen und mit Hilfe der Phantasie das zu beleben, was nicht durch die äußern Sinne wahrgenommen wird. Ueber dem oft absichtlich zur Schau getragenen Eifer, die Wahrheit und nur diese zu finden, verliert er das Gefühl, und eben dieß macht seine Darstellung so schief, daß wer nur ihn gelesen, einen Karl V, einen Leo X und vollends einen Luther nicht nur nicht kennt, sondern vollständig verkennt. Während die Geschichte Amerika's einen ganz wesentlichen Bestandtheil der Geschichte Karl's V bildet, betrachtete sie Robertson als bloße Episode, die er, weil sie ihm zu viel Raum weggenommen hätte, in einem selbstständigen Werke behandelte. Aber auch hier verweist er wieder gerade die wichtigsten Dinge, die charakteristischen Züge der Bar-

---

*) Robertson erklärt ausdrücklich: „Er (Voltaire) wies mich nicht nur auf die Thatsachen hin, auf die ich mein Hauptaugenmerk zu richten hätte, sondern auch auf die Folgerungen, die daraus zu ziehen seien".

barei, durch welche sich die Eroberer schändeten, in die Anmerkungen, weil sie ihm nicht in seine gelehrte Schablone paßten.

Hume.

An demselben Fehler leidet das Werk seines berühmten Landsmannes David Hume aus Edinburg (1717—76), der, wegen seines Skeptizismus in der Heimat mißliebig geworden, nach Frankreich ging, um hier Vorträge zu halten und Beifall zu ernten. Er wurde der mustergiltigste Vertreter der „philosophischen" Geschichtsbehandlung, indem er der herrschenden Anschauungsweise auch den Geschmack und der Beifallssucht sogar die Wahrheit und die Liebe zur Freiheit zum Opfer brachte. Er nahm sich vor, eine Geschichte Englands zu schreiben, die „allen Tories, allen Whigs, allen Christen mißfallen sollte", und in der That ist sein Werk ein fortwährender Vorwurf gegen die englische Nation. Wie bereits bemerkt, hatte Hume keinen Begriff von der allmäligen, mühsamen Entwicklung der englischen Verfassung, die nach seiner Voraussetzung gleich von vornherein fix und fertig gewesen wäre. Er gefällt sich darin, alle Ereignisse aus möglichst geringfügigen Ursachen herzuleiten; für die Leiden und Freuden der Menschheit hat er kein Herz, für die Religion keine Achtung und eben darum auch kein Verständniß für den unermeßlichen Einfluß, den sie auf die Gesellschaft, auf die staatlichen Umwälzungen und auf die unter ihrem Schirme heranreifende staatsbürgerliche Freiheit ausübte. *)

Um die politische Bewegung seines Landes kümmerte er sich nicht im Mindesten und als man ihm in Paris den vierzehn Bände starken Briefwechsel Jakob's II und die Berichte der französischen Gesandten zu London zur Verfügung stellte, würdigte er sie nicht einmal einer Durchsicht. So wenig verstand er von der Pflicht eines Geschichtsschreibers und kein Wunder darum, wenn wir bei ihm nur Allgemeinheiten finden und das Streben, die herrschenden Vorurtheile geschichtlich zu begründen. Deklamirender Rhetor von Anfang bis zu Ende, hat er nirgends Gefühl

*) „Hume haßte die Religion so sehr, daß er auch die Freiheit haßte, weil sie sich mit der Religion verbündet hatte, und so verfocht er die Sache der Tyrannei mit aller Geschicklichkeit eines Advokaten, während er die Parteilosigkeit eines Richters zur Schau trug." (Macaulay über Milton.)

genug, um den wirklichen Eindruck eines Ereignisses oder einer Idee aufzunehmen oder darzustellen. Selbst seine von französischen Wörtern strotzende Sprache schleppt sich in verkünstelten Wendungen hin.

Ihre Fortsetzung fand seine Geschichte durch seinen Landsmann, den Arzt Tobias George Smollet (1721—71), der außerdem Kritiken, medizinische und publizistische Abhandlungen, Reisebeschreibungen und mehrere derb-realistische Sitten- und Seeromane voll lose aneinander gereihter Abenteuer verfaßte und den Don Quixote übersetzte. Als Geschichtschreiber besitzt er weit weniger Selbstständigkeit als sein Vorgänger, dessen Vorzüge bei ihm eben so sehr vermißt werden, wie die Schattenseiten.

Gibbon.

Hoch über ihm steht Edward Gibbon aus Putney (1737 bis 1794). In seiner Jugend durch die Bekanntschaft mit Bossuet's „Variations" zum Katholizismus bekehrt, wurde er von seinem zürnenden Vater nach Lausanne geschickt, wo er als gehorsamer Sohn, der zum Märtyrerthum wenig Anlage hatte, zum väterlichen Glauben zurückkehrte. Im Jahre 1770 kam er in's Unterhaus, wie dieses gerade die durch den Aufstand der amerikanischen Kolonien hervorgerufenen Fragen der Menschlichkeit und Gerechtigkeit auf das lebhafteste erörterte. Doch ohne alle Theilnahme für dieselben und ohne je ein Wort zu sprechen, stimmte Gibbon fortwährend „ruhig und sicher, aber ruhmlos" mit dem Ministerium. Die Debatten galten ihm nur als „geschäftliche Unterbrechung der Studien".*) Als abgöttischer Verehrer der Macht und Autorität, begeisterte er sich für Rom, wie vor ihm ein Polybius und ein Villani; doch nur das heidnische Rom kannte er. Wie er am 15. Oktober 1764 träumend zwischen den Ruinen des Capitols saß, während im Jupitertempel nebenan die Franziskaner die Vesper sangen, kam ihm plötzlich der Gedanke, die Geschichte vom „Verfall und Sturz dieser Stadt zu schreiben".

Eben diese blind-parteiische Begeisterung aber ist sein größter Fehler. Für ihn gibt es außer dem kaiserlichen Rom nichts Großes in der Geschichte. Selbst das Christenthum ist ihm nichts weiter als eine Rebellion, die diesen wunderbar gegliederten

*) Siehe seine Briefe.

Riesenbau zerrüttete; die Märtyrerlegenden, die beredten Ankläger jener blutigen Zwingherrschaft, gelten ihm als Priestermährchen; die Kirchenväter, die mit ihren Glaubenssätzen und Sittenlehren dem Heidenthum entgegen traten, als Thoren; die Germanen, die mit ihrer wilden Freiheit jene harmonisch zusammengefügte Zwingburg zu brechen wagten, in der sich das ganze Volk mit Leib und Seele unter die kaiserlichen Befehle und die Edikte der Prätoren fügen mußte, als rohe Barbaren. Natürlich verachtete er dann von diesem Standpunkt aus auch alle Schöpfungen der Neuzeit, — das Parlament seines Vaterlandes so gut wie die Kapuziner zu Rom, den christlichen Helden Skanderbeg so gut wie den Glaubenskämpfer Athanasius, die freien Mitbürger Washington's so gut wie die Arianer. In seiner leichtfertigen, höhnischen Kritik glaubt er an keinen Edelmuth, an keine Freiheit, wie denn er selber stets für den Unterdrücker Partei nimmt. Auch seine Sprache erhebt sich nur da zu einem pomphaften Schwung, wo es gilt, die Triumphe der rohen Gewalt zu feiern. An Kenntnissen den Encyclopädisten weit überlegen, gab er sich gleichwohl, aus knechtischer Rücksichtsnahme auf die öffentliche Meinung, zu ihrem Schüler her, er, der sich zu ihrem Lehrmeister und Zurechtweiser hätte erheben können; er tödtete den eigenen Geist auf dem Opferaltar des spottenden Unglaubens. Vergleicht man die unermeßliche Belesenheit dieses Mannes, seine Gewandtheit, aus den verschiedenartigsten Quellen zu schöpfen, seinen standhaften Fleiß im Durchforschen von Folianten, an denen selbst die Benediktiner ermattet wären, — mit dem kläglichen Erfolge seiner Mühe, so hat man den schlagendsten Beweis dafür, wie unfruchtbar der Stoff an sich ist, sobald er nicht von Geist und Begeisterung belebt wird.*) Und doch fehlte es **Gibbon** an nichts

*) „Die Art und Weise, wie **Gibbon** und **Hume** Geschichte schreiben, ist die irreführendste, die man sich denken kann, nicht als ob sie die Bedeutung der von ihnen berichteten Thatsachen nicht verstanden hätten, nein, aber sie beurtheilten dieselben von einem durchaus einseitigen Standpunkt aus. Hume gab uns die Geschichte der Parteikämpfe, Gibbon die der Oligarchien, doch die Menschlichkeit — die wird von keinem beachtet; weder der eine noch der andere hat die Geschichte der Völkermassen so weit berücksichtigt, daß wir in seiner Geschichte etwas mehr zu erkennen vermöchten, als eine bloße, wenn auch noch so kunstreich angelegte Chronik von irgend einem Herrschergeschlecht. Als Gelehrte von feinem Geschmack hatten beide nur Sinn und Augen für die vornehmern, bevorrechteten Lebenskreise. Vom menschlichen Leben

weniger als an Begeisterungsfähigkeit, hätte er sich nur nicht durch die ängstliche Rücksichtsnahme auf die herrschenden Ansichten und auf ihre über den Ruhm jedes einzelnen Schriftstellers entscheidenden Stimmführer zurückhalten lassen. Das beweisen seine

---

als solchem gaben sie nur eine magere Skizze, eine Art Skelett, das an sich nicht übel gewesen wäre, hätten sie es nur verstanden, dasselbe mit Fleisch und Blut zu beleben. In ihrer leidenschaftlichen Vorliebe für den ausschließlichen Verkehr mit den Höfen, hatten sie nicht Geistesstärke genug, um sich zu dem großen Haufen ohne Scepter und Lorbeerkranz herabzulassen. Dazu rühmt sich ein jeder von den beiden gerade des Vorzuges, den er am wenigsten hat: Hume, der nirgends aufrichtig ist, trägt seine vermeintliche Offenheit mit der Ostentation eines echten Hofmannes zur Schau; Gibbon dagegen philosophirt unaufhörlich, er, der doch nur so selten wirklich Philosoph ist." (Bulwer, der Student.)

Mit Befriedigung fanden wir auch in den „**Memoirs of the life of sir S. Romilly**" (1841) einen vom 15. März 1785 datirten Brief Mirabeau's, wo er Gibbon ganz in derselben Weise beurtheilt, die man uns sieben Jahre vorher zum Vorwurf machte. „Ich habe die geistvolle Geschichte des Herrn Gibbon gelesen. Ich sage geistvoll, aber nicht werthvoll, denn nie standen der Geschichtsphilosophie alle jene Aufschlüsse, welche die Belesenheit für die alten Zeiten an die Hand zu geben vermag, in reicherem Maße zu Gebote und nie hat sie dieselben zweckmäßiger zu ordnen gewußt als hier; und doch, sei es, daß sich der Geschichtschreiber von der gewaltigen Größe des römischen Reiches, von der Zahl seiner Legionen, von der Großartigkeit seiner Heerstraßen und Städte blenden ließ, sei es, daß er sich nur so stellte: genug, er entwarf ein gehässig lügenhaftes Bild von dem Glücke jenes Reiches, das die Welt wohl in Trümmer und Fesseln schlug, doch nie und nimmer beglückte. Das Bild selber aber hat er aus Gravina's Werk **de imperio romano** gestohlen, ohne für das Einseitige desselben die gleiche Entschuldigung zu haben wie dieser. Gravina nämlich verdient in so fern Nachsicht, als er von einer jener großartigen Ideen eingenommen war, von denen sich große Geister so leicht verleiten lassen: er schwärmte mit Leibnitz für ein Weltreich, das alle Völker Europa's unter denselben Gesetzen und derselben Staatsgewalt vereinigen sollte. Als Vorbild desselben und als praktischer Beweis für die Ausführbarkeit des Gedankens sollte das römische Kaiserthum dienen, wie es sich uns unter Augustus und seinen Nachfolgern darstellt. Wenn sich Gibbon darauf beruft, er sei von demselben Gedanken ausgegangen, so müssen wir ihm erwidern, daß er kein theoretisches System schaffen, sondern Geschichte schreiben wollte. Und auf jeden Fall würde uns jene Voraussetzung, wollten wir sie auch gelten lassen, den allgemeinen Geist seines Buches, das in jedem Satze die Liebe zum Reichthum, die Achtung vor seinem Besitz, den Geschmack für sinnliche Vergnügen, die Unbekanntschaft mit den wirklichen Leidenschaften der Menschennatur

„Denkwürdigkeiten“ an mehr als einer Stelle. Da heißt es z. B. einmal: „Es war Nachts zwischen elf und zwölf Uhr, als ich in meinem Gartenhause zu Lausanne am 27. Juni 1787 mit der letzten Seite zu Ende kam. Ich legte die Feder bei Seite und machte zwei oder drei Gänge durch eine Akazien-Allee, von wo man die Felder, den See, die Berge überschauen konnte. Die Luft war so mild, der Himmel so heiter, die silberne Mondscheibe spiegelte sich auf der Wasserfläche, durch die ganze Natur herrschte Stille. Mein erstes Gefühl — ich läugne es nicht — war Freude, Freude in dem Augenblicke, der mir meine Freiheit zurückgab, der möglicherweise meinen Ruf begründete. Doch gar bald fühlte sich mein Stolz gedemüthigt und ein Gefühl von Niedergeschlagenheit und Wehmuth ergriff mich bei dem Gedanken, daß ich von einem vieljährigen, theuren Lebensgefährten Abschied nehmen und daß, wie lange ich auch bei der Arbeit ausharren mußte, die dem Geschichtsforscher noch vergönnten Tage nur um so kürzer und ungewisser sein würden.“

Um diese Zeit erschien auch noch ein zweites weitläufig angelegtes Geschichtswerk, die „allgemeine Weltgeschichte von einer Gesellschaft von Gelehrten“, welche im Jahre 1736 in sechsundzwanzig Folio-Bänden herausgegeben, dann bei einer neuen Auflage (1747) nach den von den deutschen Uebersetzern angefügten Berichtigungen namhaft verbessert und endlich in der Ausgabe von 1779 bedeutend verkürzt wurde. Trotz des redlichen Strebens der Mitarbeiter aber, unter denen namentlich Psalmanazar, Sale, Swinton und Bower zu nennen sind, und trotz ihrer oft recht gründlichen Gelehrsamkeit konnte das Werk doch schon darum kein ganz gelungenes werden, weil die Theilung der Arbeit nicht nur eine auffallende Ungleichförmigkeit zwischen den einzelnen, bald unverhältnißmäßig ausführlichen,

---

und vor Allem den Zweifel an der Möglichkeit einer republikanischen Bürgertugend beweist, immer noch nicht erklären oder gar rechtfertigen. .... Ich kann von meinem Erstaunen gar nicht zurückkommen, daß der Verfasser ein Engländer sein soll; jeden Augenblick möcht' ich ihm zurufen: „Du ein Engländer? Nicht möglich! Diese Bewunderung für ein Reich von mehr als zweihundert Millionen Menschen, unter denen sich nicht ein einziger frei nennen darf; diese unmännlich-weichliche Philosophie, die für Prunk und Schwelgerei mehr Lobsprüche hat als für die Tugend; dieser stets geschmackvolle und niemals kraftvolle Stil verrathen allerhöchstens den Sklaven eines Churfürsten von Hannover.“

bald vergleichsweise dürftigen Abschnitten, sondern auch häufige Wiederholungen, innere Widersprüche und eine Verschiedenheit in den Stand- und Gesichtspunkten der Beurtheilung zur Folge haben mußte. Zudem befassen sich fast alle Mitarbeiter ausschließlich mit den äußern Ereignissen, mit der politischen Geschichte, während sie das Culturgeschichtliche, die Namen der Künstler und der Schriftsteller bloß in gelegentlichen kurzen Anmerkungen geben. Das Ganze ist überhaupt keine Universalgeschichte, sondern eine bloße Sammlung von Spezialgeschichten und eben damit entfällt der einzige, aber freilich unberechenbare Vortheil einer Universalgeschichte — der Alles umfassende Gesammtüberblick über die Geschichte der verschiedenen Zeiten und Völker. Trotz aller dieser Mängel aber fand das Werk, da sich Niemand mehr an eine ähnliche Riesenaufgabe wagte, eine weite Verbreitung, und zwar nicht bloß in seiner Heimat, sondern, mit Hilfe zahlreicher Uebersetzungen, auch in den gebildeten Ländern des Festlandes. Leider hatte es nicht das Glück, auf jenen entschiedenen, beharrlichen Widerspruch zu stoßen, der einen Verfasser zwar ärgern mag, der ihn aber dafür auch zu fortgesetzter, verdoppelter Achtsamkeit spornt. Nur in der deutschen Uebersetzung erhielt es von kompetenter Seite Berichtigungen und Zusätze, die von ihrem unmittelbaren Verdienste abgesehen, einen guten Anlaß zu geschichtlichen Forschungen und Erörterungen abgaben. Im Ganzen aber förderte die vieljährige Riesenarbeit die Kunst der Geschichtschreibung und, vielleicht mit Ausnahme der gleichzeitigen Begebenheiten, auch den Stand unserer geschichtlichen Kenntnisse um keinen Schritt.

Parlamentsredner.

Wirksamer als das geschriebene Wort war in England das gesprochene, das im Parlament unmittelbar in die Gesetzgebung und Verwaltung des Staates, in die Geschichte der Welt eingriff. Das Kind des begeisterten Augenblicks und die Mutter großer Thaten, der Sammel- und Brennpunkt aller die Zeit bewegenden Leidenschaften, schien diese Beredtsamkeit Allem überlegen, was das Alterthum an ähnlichen Erscheinungen kannte. „Ich weiß nicht", erklärte Voltaire, „ob die vorbedachten Volksreden, die einst zu Athen und zu Rom gehalten wurden, höher anzuschlagen sind als die Stegreifsreden eines Windham, eines Lord Carteret, eines Pulteney, eines Sheridan." Aber freilich für die Nachwelt verliert diese Beredtsamkeit ihre Kraft: ging ihr Streben doch

weit mehr auf den augenblicklichen Erfolg, auf den nächsten praktischen Zweck, als auf künstlerische Vollendung und bleibenden Ruhm; das Wort diente in diesen systematisch geregelten Parlamentskriegen nur als untergeordneter Hebel der Macht, für oder gegen die Staatsgewalt. Dann brachte es auch die eigenthümliche Natur der Verfassung mit sich, daß sich jene Redner an gewisse Formeln banden, daß sie sich beständig auf Präcedenzfälle beriefen, auf die sie sich sogar inmitten von revolutionären Bewegungen stützten, daß sie das Herkommen selbst da noch als bindende Richtschnur gelten ließen, wo sie eben daran waren, es abzuschaffen. Das Nützliche, das Gemeinwohl ist das einzige Ziel ihres stets auf das Materielle, nie auf rein geistige Ideale gerichteten Strebens, und ihre einzige Quelle ist der praktische Verstand, nicht Geschmack und verfeinerte Bildung. Von Prinzipien weiß sie wenig, von weitabsehenden Theorien gar nichts: ihre Eigenthümlichkeit und Stärke liegt in der beständigen Rücksichtsnahme auf die äußere Verwendbarkeit, auf das Leben, in der Schlagkraft ihrer einfachen, gemeinfaßlichen Logik.

Zu Anfang des Jahrhunderts war der große Walpole, der, aller Rednergaben entbehrend, aber dafür ein Meister der parlamentarischen Taktik, seinen Ministerposten mit einer unerträglichen Zähigkeit behauptete, das gemeinsame Ziel für die Angriffe der Parlamentsredner, unter denen bald Pitt, Fox und Burke die gefeiertsten Namen waren. Erskine war der erste Advokat, der seine Reden mit literarisch-wissenschaftlichen Citaten und einem gewissen Schwung und Glanz ausschmückte. Was die Begeisterung der Redner ganz besonders steigern mußte, war das Bewußtsein, daß ganz Europa auf sie hörte, Europa, welches lange Zeit hindurch seine politischen Anschauungen großentheils aus dem englischen Parlamente bezog, während die englische Presse die Befugnisse ihrer thatsächlich freien Stellung damals erst sehr schüchtern und sparsam zu benutzen anfing. Kann es uns da noch Wunder nehmen, wenn die britische Verfassung für dieses Europa nach und nach zu einem Gegenstand abgöttischer Verehrung wurde?

Blackstone.

Wir haben bereits davon gesprochen, auf welchem Wege England seine Gesetze erhielt und wie zäh sein Volk am angestammten nationalen Wesen festhält, so fest, daß es jede Neuerung, auch die zweckmäßigste, zurückweist, sobald es darin eine An-

näherung an andere Nationen sieht. Während aber die Gerichte nach jenen Gesetzen entschieden, lehrte man in den Schulen ausschließlich das römische und das canonische Recht, so wenig Geltung dieselben auch im Leben hatten. Ihre Kenntniß galt als ein Bestandtheil der wissenschaftlichen Bildung, die Kenntniß der Landesgesetze dagegen blieb den Leuten vom Fache überlassen — eine Unterscheidung, die unter allen Umständen nachtheilig ist, vollends aber in einem Lande, dessen Verfassung so viele Bürger zur Theilnahme an der Gesetzgebung und Politik beruft. Da entschloß sich endlich William Blackstone aus London (1723 bis 1789), dem Uebelstande abzuhelfen: nachdem er durch siebenjähriges beharrliches Studium das Chaos der vaterländischen Gesetze überwältigt hatte, eröffnete er im Jahre 1753 zu Oxford eine Reihe von Vorlesungen über dieselben, und mit Begeisterung hörte ihn die Jugend, der sich da ein ganz neuer Gesichtskreis erschloß.*) Bald genug begriff auch die Regierung die Ersprießlichkeit eines Lehrstuhls für das einheimische Recht und nun wurde Blackstone der erste Professor desselben. Im Jahre 1765 veröffentlichte er seine Vorlesungen unter dem Titel eines „Commentars über die englischen Gesetze". Jetzt erst war dem Lande die Möglichkeit geboten, sein eigenes öffentliches Leben kennen zu lernen, und auch im Auslande stieg die Bewunderung für letzteres und für die englische Verfassung nur um so höher, seit man sie genauer kannte und seit man sie nicht mehr als eine Sache des bloßen Herkommens, der Geschäftsroutine betrachtete.

Statt über alle denkbaren Verbesserungen nachzugrübeln, nimmt Blackstone einfach das Bestehende als solches an, um auf dieser Grundlage das Wesen und die Entstehung aller Verhältnisse und Beziehungen im bürgerlichen und staatlichen Leben darzulegen und dieselben fern von allen reformatorischen Absichten zu erläutern. Darum ist auch sein Werk, als unverfälschtes Denkmal objektiver Gelehrsamkeit, ein so kostbares Hand- und Hilfsbuch, das nichts gemein hat mit jener Unzahl von gleichzeitigen Versuchen über legislative Theorien. Blackstone selber

---

*) Man braucht nur die Rede nachzulesen, mit der Blackstone seine Vorlesungen eröffnete, um einen Begriff von der Befangenheit zu bekommen, mit der er sich abmüht, um sein damals noch so kühn erscheinendes Unterfangen durch eine Menge von Gründen zu entschuldigen und zu rechtfertigen und die Nothwendigkeit eines Studiums der vaterländischen Gesetze nachzuweisen.

gesteht das gleich von vornherein: „Mögen Andere ihren endlosen Streit über den Ursprung der verschiedenen Regierungsformen fortsetzen — mein Zweck ist ein anderer: welches auch ihre Entstehung und welches auch das Recht sein möge, kraft dessen sie besteht — es besteht nun einmal und muß bestehen, eine oberste, unanfechtbare, unbedingte, mit den Rechten der Souveränität ausgerüstete Staatsgewalt, die jenen anvertraut ist, bei denen sich die zur Ausübung derselben erforderlichen Eigenschaften — Weisheit, Herzensgüte und Willenskraft — am ehesten erwarten lassen."

Welcher Abstand von der Anschauungsweise der französischen Schule, die Alles in Zweifel ziehen, Alles neu reguliren wollte, und zwar nicht auf Grund der thatsächlichen Wirklichkeit, sondern nach Maßgabe ihrer pseudophilosophischen Abstraktionen!

Zwanzigstes Kapitel.

Das deutsche Reich. — Maria Theresia und Joseph II.

Vom stolzen Selbstbewußtsein der Kaiserin und der Oesterreicherin gehoben, bewahrte Maria Theresia auf dem Throne die volle Würde des Weibes — eine glänzende Ausnahme mitten in dem sittenlosen Leben der damaligen Höfe. Mochte darum ein Friedrich II ihre „Frömmelei" noch so witzig bespötteln, die Mit- und Nachwelt sprach deßhalb mit nicht geringerer Hochachtung von ihr, trotz dem daß sie die Steuern erhöhte und die Zügel der Regierung straffer anzog. Ihre italienischen Besitzungen besuchte sie während ihrer vierzigjährigen Regierung nicht ein einzigesmal. Wenn sie Ungarn, dessen Heldensöhnen sie doch den Thron verdankte, fast wie ein erobertes Land behandelte, wenn sie für seine Wohlfahrt so gut wie nichts that, so lag die Schuld davon nicht in ihrem Willen, sondern in der ungarischen Verfassung, die jenem Willen zu wenig Spielraum ließ. Wenn sie die einheimischen Künstler und Gelehrten nicht unterstützte, so war sie dafür eine um so wärmere Verehrerin eines Metastasio. Ohne jemals ihre absolute Herrschergewalt, die nur in

einigen Kronländern verfassungsmäßig beschränkt war, zu mißbrauchen, behandelte sie ihre Unterthanen mit der vorsorglichsten Rücksichtsnahme, und eben dadurch setzte sie dieselben in den Stand, für den Staat weit größere Lasten zu tragen, als sie unter ihrem Vater getragen hatten. Sie unterhielt ein treffliches Heer, für dessen Vervollkommnung sie eifrig sorgte. So gründete sie eine Artillerieschule, eine Militärakademie zu Wiener Neustadt, eine nach ihrem Namen benannte, militärisch eingerichtete Erziehungs- und Studienanstalt zu Wien u. dgl. m.

Die österreichischen Finanzen waren um diese Zeit nicht wenig zerrüttet, zumal war das Papiergeld in einem Uebermaß vorhanden, dem man durch kein Mittel mehr zu steuern wußte. Die im Jahre 1703 in Wien errichtete Bank gab zu vielen Mißbräuchen Anlaß und wurde von dem bedrängten Staate in hohem Grade ausgenützt: zu wiederholten Malen kam sie ihm während der unaufhörlichen Kriege mit namhaften Summeu, die gleichwohl nie ausreichten, zu Hilfe.*)

Maria Theresia gab sich alle Mühe, durch Hebung der Gewerbe und des Handels der Noth wenigstens einigermaßen abzuhelfen. Um die fernere Einfuhr von Wollen- und Baumwollenwaaren entbehrlich zu machen, verschaffte sie ihren Unterthanen durch eigens hiezu errichtete Schulen Gelegenheit, die zweckmäßige Verarbeitung jener Stoffe zu erlernen. Sie berief Arbeiter aus Frankreich, Holland, Sachsen, aus der Schweiz; beförderte, den Lehren der damaligen Nationalökonomen folgend, die Einfuhr der Rohprodukte; schuf einen unmittelbar unter der obersten Reichsgewalt stehenden Hof-Handelsrath und dotirte ihn mit einer reichen Kasse, die jedem unternehmungslustigen Geschäftsmann Darlehen im Betrag von 10—100,000 Gulden gab. Unter dieser Behörde standen noch fünfzehn besondere Räthe, jeder mit seiner eigenen Kasse. Außerdem wurde aus den Mitteln dieses Fonds auch eine Ackerbau-Gesellschaft gegründet, welche Prämien austheilte. Zugleich erhielt Wien eine Handels-, sowie eine Kupferstecher- und Steinschneiderschule, Fiume eine Gesellschaft für Zuckerraffinerie, Böhmen eine ähnliche für Linnenweberei. Auch für den Handel mit Aegypten trat eine Gesell-

---

*) Die beste Statistik des damaligen Oesterreichs gibt uns Fr. Nicolai in seinen „Reisen durch Deutschland" 1781, wo wir zugleich die Geschichte jener Bank finden.

schaft zusammen. Neben Italien befaßten sich auch Kroatien, Dalmatien, Istrien, Tirol mit der Seidenkultur, während die Schafzucht durch die Einfuhr von Widdern aus der Berberei und der Levante veredelt wurde. So rief die unermüdliche Fürstin eine Menge von Schöpfungen in's Leben, die freilich zum Theil noch vor ihr wieder zu Grabe gingen.

Bei ihrem Gemahle und ihrem erstgebornen Sohne fand sie hiebei nur wenig Unterstützung: der eine durch und durch eine einfach-gerade, deutsche Natur, der andere ein ehrgeiziger Zögling der Zeitphilosophie, zeigten sich beide dem Zwange des spanischen Hofceremoniels gegenüber so ungefügig, daß sie die Kaiserin endlich ganz vom Hofe verbannte. Im Uebrigen war die letztere eifrig darauf bedacht, den Glanz ihres Hofes zu erhöhen: sie gab den Erzherzoginnen den Titel „königliche Hoheit" und ließ den alten Titel „Apostolische Majestät" erneuern. Außerdem gründete sie aus Anlaß des glänzenden Sieges bei Kollin den nach ihrem Namen benannten Militärorden und rief sie den ungarischen Sankt Stephans-Orden wieder in's Leben.

Daneben verfolgte sie unablässig den Plan, sich durch neuen Ländererwerb für den Verlust jener Gebiete zu entschädigen, die sie im Drange der Noth, jedoch in aller Form Rechtens abgetreten hatte, ohne jemals aufhören zu können, sie nach wie vor als ihr rechtmäßiges Eigenthum zu betrachten, nach dessen Wiedererlangung sie sich sehnte. So nahm sie, wenn auch mit widerstrebendem Herzen und Gewissen, bei der Theilung Polens ein tüchtiges Stück desselben in Besitz; so entriß sie der Pforte das zwischen Galizien und Siebenbürgen gelegene Herzogthum Bukowina und schloß sie mit dem Herzog von Modena eine Erbverbrüderung, durch welche derselbe in den Familienverband des Hauses Oesterreich aufgenommen wurde.

Mitten in ihren großen Entwürfen aber fand sie immer noch Zeit, alle ihre Räthe, die fremden Gesandten, die großen Geister der Zeit selber zu hören; freilich wurde es ihr bei der Mangelhaftigkeit ihrer Vorbildung schwer genug, sich rasch über Alles zu orientiren, und so hatte sie von ihrer Mühe keinen andern Gewinn, als daß sie in jenen Entwürfen um so unklarer und unsicherer wurde.

Vierzig Jahre lang leitete ihr Kabinet Fürst Kaunitz aus Mähren, der „mit der leichten Gewandtheit des Franzosen die Klugheit des Italieners und die auf Ein Ziel konzentrirte Beharrlichkeit des Oesterreichers verband" (Coxe). Während er

nach Außen nur den sorglosen, genußsüchtigen, verweichlichten Lebemann zur Schau trug, wußte er die Politik und die Macht jedes einzelnen Staates richtiger zu beurtheilen, als irgend ein anderer Staatsmann seiner Zeit. Eben diese genaue Terrainkenntniß bildete die feste Grundlage für seine großartigen, Alles umfassenden Combinationen und Pläne, deren Durchführung ausschließlich von ihm selber geleitet wurde, obwohl er dabei — der ehrgeizigen Weise anderer Staatsmänner entgegen — nach Außen stets Andere an seiner Statt auftreten ließ. Redlich und rücksichtsvoll, verbarg er seine meisterhafte Verstellungskunst unter dem Scheine eines ungewöhnlichen Freimuthes. Sein höchstes Endziel war die Vergrößerung Oesterreichs: ihm zu Liebe ging er sogar so weit, sich, die seit Jahrhunderten festgehaltene Hauspolitik der Habsburger verleugnend, mit Frankreich zu verbinden. Die Folgen davon haben wir seiner Zeit gesehen.

Während dieser Staatsmann das unbedingte Vertrauen der Kaiserin besaß, gestattete sie ihrem Gemahle nicht die geringste Theilnahme an der Regierung. So vermochte er auch das unselige Bündniß mit dem von ihm so bitter gehaßten Frankreich nicht zu hintertreiben. „Die Kaiserin und meine Kinder", pflegte er zu sagen, „bilden den Hof, ich für meine Person bin nichts weiter als ein Privatmann." Er verlegte sich deßhalb auf den Handel, wozu ihm die aus Toskana bezogenen Einkünfte die Mittel boten; er gab dem Staate Anlehen, nahm die Lieferung der Heeresrequisiten, die sächsischen Zölle und sogar, wie behauptet wird, aber keineswegs verbürgt ist, die Verproviantirung des gegen die Kaiserin im Felde stehenden preußischen Heeres in Pacht. Daneben verwendete er viel Geld auf die Erforschung der Naturgeheimnisse, zumal auf die Entdeckung der Kunst, Gold zu machen und aus mehreren kleinen Diamanten einen großen zusammenzuschmelzen. So lebte er, unberührt von den Wirren und Stürmen des öffentlichen Lebens, immer heiter und wohlthätig, ohne Ehrgeiz und Würde, bis er am 15. August 1765 starb. Seine Wittwe, die ihm nicht weniger als sechszehn Kinder geboren hatte, wovon neun am Leben geblieben waren, trug das Trauerkleid um ihn bis an ihr eigenes Ende. Von den Töchtern trat die eine in ein Kloster; Maria Christina, die von Canova durch das bekannte Grabmal in der Augustinerkirche zu Wien verewigt wurde, heirathete den jüngsten Sohn des polnischen Königs August III, Amalie den Herzog von Parma, Caroline den König beider Sicilien, Marie Antoinette, der

das glänzendste, aber auch das leidenvollste Geschick zugedacht war, den von Frankreich. Von den Söhnen bekam der zweitgeborne Toskana, der dritte vermählte sich mit Beatrice, der Erbin von Modena, und wurde Statthalter von Mailand; Maximilian wurde mit Titeln und dem Bisthum Münster abgefunden.

Joseph II (1765—1789).

Der auch zum deutschen Kaiser gewählte Nachfolger Maria Theresia's, Joseph II, berechtigte zu großen Hoffnungen. Jung und thatendurstig, voll Anlagen und Kenntnisse, liebte er den Krieg mehr als irgend einer seiner Vorgänger auf dem habsburgischen Throne, aber nicht minder auch die Menschheit, die er auf seinen Reisen näher kennen gelernt hatte und die er mit Wohlthaten überhäufte. Gleichwohl trug seine Mutter, die ihn für einen schwelgerischen, hartherzigen Menschen hielt, keine große Liebe zu ihm,*) und so herrschte denn auch während der Zeit ihrer gemeinschaftlichen Regierung nichts weniger als ein herzliches Einverständniß unter ihnen: während sie, um das mühsam Erworbene zu sichern, auf Erhaltung des Friedens bestand, schwärmte er für den Gedanken, die Grenzen des Reiches mit dem Schwerte zu erweitern.

Von Ruhm- und Herrschsucht getrieben, kümmerte er sich bei diesem Streben wenig um das Völkerrecht, obwohl er es gründlicher studirt hatte, als Fürsten sonst zu thun pflegen. Auch die nähere Bekanntschaft mit den gefeierten Philosophen der Zeit brachte ihm wenig Früchte — er wurde von ihnen mehr verblendet als aufgeklärt. Am verhängnißvollsten aber war für ihn und seine Völker die leidenschaftliche Sucht nach Verbesserungen, wie sie damals überall an der Tagesordnung war. Je mehr seine Mutter diesem Hange, den er sich in der Lektüre der eben damals so hoch gefeierten Staatsökonomen, im Umgang mit geistreichen Zeitgenossen und auf seinen Reisen angeeignet hatte, Zaum und Zügel anlegte, desto intensiver wurde derselbe, und dieß war um so natürlicher, als er, der Thronerbe und somit der Hoffnungsstern für alle Unzufriedenen, von allen Seiten mit Bittschriften und Beschwerden bestürmt wurde. Kaum sah er sich darum mit

---

*) Wie Coxe berichtet, bemerkte sie einst einem berühmten Künstler gegenüber: „Ich suche meinem Sohne die Liebe zur Kunst zu dem Zwecke beizubringen, damit sie ihn veredele: sein Herz ist hart.“

vierzig Jahren von allen Hemmnissen befreit, als er mit einer Hast, welche die verlorne Zeit hereinbringen sollte, an's Werk ging (1780). Da ihm dem deutschen Reiche gegenüber die Hände gebunden waren, so suchte er dafür seine Erbprovinzen um so gründlicher umzugestalten: er wollte in ihre Verwaltung mit Einem Schlage jene Einheit, jene Centralisation bringen, die er in Frankreich vorgefunden hatte. Daß er zu diesem Behufe die alten Sonderrechte und Gewohnheiten sammt dem Nationalitätsgefühl mit Füßen treten mußte, kümmerte ihn wenig.

Seine Aufgabe war schwierig genug: die einzelnen Erbländer, die alten Stammbesitzungen seines Hauses, zählten fast eben so viele an Sprache, Sitten und Bildung verschiedene Völker. Während in Ungarn und seinen Nebenländern die Adelsherrschaft noch in voller Geltung stand, war sie anderwärts durch Gesetze und Gewohnheitsrechte beschränkt. Fast in allen Kronländern bestanden Landstände, die aus den zwei bevorrechteten Ständen und einigen Abgeordneten der königlichen Freistädte zusammengesetzt waren und die mit dem Könige das Recht der Steuerauferlegung theilten. Die übrigen Städte waren nicht vertreten, und vollends das Landvolk befand sich zum Theil noch im Stand der Leibeigenschaft.

Ohne sich von den Schwierigkeiten seiner Aufgabe abschrecken zu lassen, ging Joseph an die Durchführung seines durchgreifend-einheitlichen Verwaltungssystems, in welchem Alle an den Lasten und den Vortheilen der Gesellschaft gleichen Antheil haben sollten. Er begann damit, daß er das Lehenswesen, das Recht der Erstgeburt, die Personal-Servituten, die Jagdvorrechte, die Frohndienste, die Zehenten, die Provinzialstände und jede Art von Unterthänigkeitsverhältniß aufhob, welches neben dem eigentlichen Unterthanenverhältniß bestand. Er theilte das Reich in Statthalterschaften und diese in Kreise, je mit einem Hauptmann an der Spitze, der die Handhabung der Gesetze zu überwachen und die Bürger gegen die Lehensherren in Schutz zu nehmen hatte. In jeder Statthalterei bestand ein Gerichtshof mit zwei Senaten, der eine für die Adeligen, der andere für die Bürgerlichen. Die Appellationssachen hatten Obergerichtshöfe zu entscheiden, von denen dann die Berufung in letzter Instanz direkt nach Wien ging. Unter dem Statthalter stand noch ein Polizeidirektor. Auch in das Steuerwesen sollte mehr Einheit kommen: statt all der verschiedenen Einzelabgaben wurde eine einzige allgemeine Steuer eingeführt.

In dieser Weise führte Joseph die abstrakten, generalisirenden Theorien der Zeitphilosophie, die alle ein und dasselbe Endziel verfolgten, ohne auf die dahin führenden Wege zu achten, in's Leben ein. Die Abschaffung der alten Sonderrechte erbitterte die Kronländer, die darin den Schutzwall ihrer Freiheit sahen. Während die Frohndienste auf einem königlichen Vorrechte beruhten, war das Recht auf den Bezug des Zehenten ein unter mehrere Interessenten getheiltes und so erschien die plötzliche Abschaffung desselben als eine Verletzung von anerkannten Rechten. Auch die einheitliche Steuer erwies sich in der Wirklichkeit nicht so günstig für das Volk, wie sie in der Theorie geschienen hatte: in einigen Kronländern verschlang sie volle 60 Prozent des reinen Ertrages. Daß der Presse ein größerer Spielraum eingeräumt wurde, hatte wohl eine Sündfluth von politischen Schriften zur Folge, die sich die wohlfeile Mühe gaben, über alles Mögliche ihr Gutachten auszusprechen — aber kein einziges staats- oder schönwissenschaftliches Werk von bleibendem Werthe. Voll Empfänglichkeit für die Rathschläge, die ihm auf diese Weise von allen Seiten mit dem größten Eifer ertheilt wurden, häufte Joseph Neuerungen auf Neuerungen, und doch — so redlich auch sein Streben war und so hoch er über dem geistigen Niveau seines Volkes stand, doch erreichte er nichts Weiteres, als daß dieses Volk hinter den andern nur um so weiter zurückblieb.

So ernst er es übrigens mit der Philosophie nahm, deren abstrakte Theorien er unbedingt auf das Leben anwenden wollte, — seine despotische Weise legte er darum doch nicht ab. Sobald er einmal von der Trefflichkeit einer Sache überzeugt war, gab es für ihn kein Bedenken mehr, keine Rücksichtnahme auf die Nationalität, die Sitten, die Denk- und Gefühlsweise seiner Völker, auf Staats- und Völkerrecht. Er sah in der Menschheit nur einen seelenlosen Stoff, aus dem der Bildner Alles machen könne, was er wolle; wer sich dem nicht fügen wollte, war in seinen Augen ein Rebell. Wie die meisten damaligen Fürsten, kümmerte er sich um jede Kleinigkeit der Staatsverwaltung: — Alles wollte er selber abmachen, ob es sich nun um Kleideraufwand, um Kirchenglocken oder um irgend etwas Anderes von dieser Art handelte. Das ganze sozial-politische Leben, wie es sich auf der Grundlage des Volkscharakters im Laufe der Jahrhunderte frei und naturgemäß entwickelt hatte, wollte er binnen weniger Jahre umgestalten, und zu diesem Behufe erließ er,

gerade als ob er eine Ahnung von seinem frühzeitigen Tode gehabt habe, während der ersten drei Jahre nicht weniger als dreihundertsechsundsiebenzig allgemeine, d. h. für sämmtliche Kronländer giltige Verordnungen, von den Einzelverordnungen ganz abgesehen. Doch sie waren insgesammt nur von kurzem Bestande. Auf Lascy's Rath führte er in das Heer jenes auf Sparsamkeit und Ordnung beruhende System ein, welches dasselbe noch heute charakterisirt. Ja er ging sogar mit dem Gedanken um, seinen sämmtlichen Unterthanen den Gebrauch einer und derselben Sprache vorzuschreiben.

Sein bürgerliches und sein Strafgesetzbuch (1786—87), beide nur in kurzen Umrissen gehalten, waren kaum in's Leben getreten, als sie bereits einer Interpretation und verschiedener Abänderungen bedurften. Nach der Verfassung war der Kaiser der alleinige Inhaber der gesetzgeberischen und der ausübenden Gewalt. Alle Staatsbürger sind den Gesetzen unterworfen, alle sind erbfähig, gleichviel, ob es sich um Liegenschaften handelt oder um Fahrniß. Die Ehe ist ein bürgerlicher Vertrag, dessen Auflösung — die Ehescheidung — vom übereinstimmenden Willen der Betheiligten abhängt. Unverheirathete Erblasser werden von ihren unehelichen Kindern beerbt. Das Erstgeburtsrecht ist aufgehoben; der Vater hat das Vermögen des Sohnes nicht in der Nutznießung, sondern nur in vormundschaftlicher Verwaltung: durch Alles das mußte der Geist des Familienlebens mehr und mehr dem des sozialen Zusammenlebens Platz machen. Die Verbrechen zerfallen in drei Gruppen, je nachdem sie gegen den Staat, gegen die Gesellschaft oder gegen eine einzelne Person gerichtet sind. Die Todesstrafe wurde auf die Verbrechen gegen den Staat beschränkt, zu welchen freilich eine ganze Reihe von Handlungen gerechnet wurde, die nichts weniger als Ausnahmsfälle waren. Die Prügelstrafe und die Brandmarkung im Gesichte waren an der Tagesordnung; in den Arbeitshäusern wurden die Gefangenen außerordentlich streng gehalten, namentlich was den Genuß der frischen Luft und die oft nur in Wasser und ein wenig Brod bestehende Nahrung betraf. Die Gotteslästerer wurden in's Irrenhaus geschickt, Störung des öffentlichen Gottesdienstes, öffentliches Aergerniß, Unzucht, eigenmächtige Rückkehr aus der Verbannung wurden mit Zwangsarbeit und Prügel gestraft. Die Strafen sollten Gattin, Kinder und Eltern nicht mehr mittreffen; doch den Majestätsverbrechern wurde das Vermögen nach wie vor ohne Rücksicht auf die Erben konfiszirt.

Joseph schuf auch den Begriff der politischen Verbrechen, die vom Vorsitzenden des Regierungsrathes bestraft wurden. Der Name des Referenten in einer Strafsache mußte geheim gehalten werden. Die Verschärfung der Haft durch Fasten und die Verhängung der Prügelstrafe hing vom Belieben des Richters ab, nur sollte Niemand mehr als hundert Streiche auf einmal erhalten. *)

Um das Geld möglichst im Lande zurückzuhalten, verbot Joseph die Einfuhr fremder Waaren, er, der die Freiheit proklamirte; desgleichen das Reisen im Ausland für Jeden, der noch nicht dreiundzwanzig Jahre alt war — während er selber doch so viel und schon so früh gereist war. Die im Auslande weilenden Grundbesitzer wurden einer eigenen „Absenten-Steuer" unterworfen; verlängerten sie ihre Abwesenheit eigenmächtig, so

---

*) Das erste offizielle Gesetzbuch war das schwedische, das sogenannte Landslag (Landesgesetz), welches 1442 aus den zehn verschiedenen Provinzial-Gesetzbüchern des Landes kompilirt und 1608 durch den Druck veröffentlicht wurde; 1618 fügte Gustav Adolf das Stadtlag hinzu; 1747 ließ Friedrich II von Preußen durch Samuel Coccejus ein allgemeines Gesetzbuch zusammenstellen, welches jedoch erst 1795 in Wirksamkeit trat. In Oesterreich arbeitete man schon seit 1753 an einer ähnlichen Codification und wirklich legte 1767 der Hauptmitarbeiter, Azzoni, der Kaiserin ein acht Bände starkes Gesetzeswerk vor, in welchem das römische und das deutsche Recht unter den nöthigen Abänderungen verschmolzen waren. Maria Theresia aber wünschte das Werk einfacher und kürzer und beauftragte daher den Professor Horten mit einer Revision desselben. Im Jahre 1786 erschien der von Keos revidirte erste Theil des bürgerlichen Gesetzbuches, das Personen- und das Familienrecht enthaltend, und bald folgte auch der von Martini redigirte Rest, worauf das Ganze vorerst in Galizien einer praktischen Probe unterzogen wurde, bevor man es allgemein einführte. Unter Benützung der von den Fachmännern und den Universitäten eingelaufenen Bemerkungen und der gerade damals über das französische Gesetzbuch gepflogenen Erörterungen wurde der Codex noch einmal von Zeiller redigirt und am 5. Juni 1811 publizirt. Eine strenge Kritik dieses von Zeiller und dann von Scheidlen erläuterten Gesetzbuches verfaßte Savigny in seiner bekannten Abhandlung „Vom Beruf unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft" (1815), worin er sich den Grundsätzen seiner Schule gemäß überhaupt gegen jede Codification erklärt. Dagegen hat sich Pardessus (im Journal des Savants, Oktober 1842) dahin ausgesprochen, daß das österreichische bürgerliche Gesetzbuch weitaus bündiger, vollständiger und methodischer und besser redigirt sei als das französische.

wurde ihr Vermögen, das künftige wie das zur Zeit schon vorhandene, für den Staatsschatz eingezogen. Das eigenmächtige Auswandern war mit schweren Strafen bedroht; wer ein derartiges oder überhaupt ein gesetzwidriges Vorhaben zur Anzeige brachte, wurde belohnt, während die Richter oder Gemeindevorstände, welche die Abreise nicht verhindert hatten, zu einer Geldstrafe von dreihundert Gulden oder zu sechs Monaten öffentlicher Zwangsarbeit, die Grenzwachkommandanten aber, die irgend Jemand ohne ausdrückliche Ermächtigung über die Grenze ließen, zu einer Geldbuße von hundertundfünfzig Gulden verurtheilt wurden.

Um den Handel Ungarns, namentlich seine Getreide-, Wein- und Lederausfuhr, für welche ihm die Häfen von Fiume, Zengg und Carlopago nicht nahe genug lagen, möglichst zu heben, unterhandelte Joseph mit der Pforte über die freie Schifffahrt auf dem Schwarzen Meer und über die Zollfreiheit der unter österreichischer Flagge verfrachteten Waaren, von denen nur drei Prozente ihres Werthes entrichtet werden sollten. Außerdem stattete er eine italienische Gesellschaft, die ungarisches Getreide über Fiume und Triest nach Genua und Marseille ausführte, mit den entsprechenden Privilegien aus; sie machte auch wirklich recht gute Geschäfte, bis sie, wie so manche ähnliche Unternehmung, durch den österreichisch-türkischen Krieg zu Grunde ging.

Die Rechtfertigung seiner Handelspolitik gibt Joseph selber in einem Handschreiben an seine Minister: „Unsere Waareneinfuhr übersteigt die Ausfuhr jährlich um vierundzwanzig Millionen Gulden — das müßte das Land erschöpfen, hätte es seine Minen nicht. Um seine Urproduktion zu fördern und dem Mode-Unwesen einen Zügel anzulegen, habe ich die Einfuhr fremder Waaren verboten. Ich weiß wohl, daß die Handelswelt darüber murrte, allein ich durfte ihren Vorstellungen gleichwohl nur in so weit nachgeben, daß ich ihnen eine bestimmte Frist zur Ausfuhr der bereits im Lande befindlichen fremden Stoffe gestattete. Als Beherrscher eines großen Reiches muß ich mit Einem Blicke das Gesammtinteresse aller meiner Erbländer umfassen, ohne immer auf die lauten Beschwerden dieser oder jener Provinz, die nur sich selber kennt, achten zu können. Das Wohl der Einzelnen ist nur ein Wahn und ich opfere es dem Gemeinwohl . . . .“, ein Grundsatz, der im Munde der Philosophen nur ein heidnisches Paradox war, der aber in seiner Verwirklichung durch einen Fürsten geradezu gemein-verderblich werden mußte.

Religiöse Reformen. Der Josephinismus.

Die bedenklichste Klippe für den Kaiser bildeten die religiösen Streitfragen, die in Deutschland durch den Abschluß der Reformationsbewegung wohl vorläufig zum Schweigen gebracht, aber nichts weniger als abgemacht worden waren, so daß verschiedene dogmatische und kirchenrechtliche Fragen noch oft genug die lebhaftesten Erörterungen hervorriefen. Doch der rationalistische Indifferentismus des Jahrhunderts fand kein Behagen an solchen Streitigkeiten und so hatte sich denn schon mancher weltliche und geistliche Fürst, mancher Minister und Philosoph mit dem Gedanken getragen, wie die Sektenunterschiede ein= für allemal zur friedlichen Einheit auszugleichen wären. Namentlich gab man sich Mühe, eine Verschmelzung der Calvinisten und der Lutheraner herbeizuführen. Schon im Jahre 1621 hatte zu diesem Behufe der Landgraf von Hessen=Cassel, Wilhelm IV, eine Anzahl von Theologen in seiner Hauptstadt versammelt, und in der That entschied auch die Versammlung, daß die beiden Sekten die Glaubenssätze von der Prädestination, von der allgemeinen Gnade, von der Wirksamkeit der Verdienste Christi, vom Verlust des Glaubens, von der Verschmelzung der beiden Naturen in Christus, von der Taufe und vom Exorcismus nie mehr zum Gegenstand des gegenseitigen Haders machen dürften. Doch Frieden und Eintracht lassen sich nicht herbeikommandiren, der Parteihaß wurde nur um so erbitterter. Als seine Stimmführer thaten sich besonders Christian Thomasius von Leipzig und Gottfried Masius von Kopenhagen durch ihre mit rücksichtsloser Heftigkeit geführte literarische Fehde hervor, in die sich auch die Politik einmischte.

Politische Rücksichten waren es auch, die den König Friedrich I von Preußen jene Vereinigung wünschen ließen. Da die letztere auch von seiner Gemahlin Sophie Charlotte und von Leibnitz eifrig befürwortet wurde, so kam im Jahre 1705 eine Synode in Berlin zu Stande, welche die Einigung anbahnen sollte. Doch statt dessen schleuderten die daselbst vertretenen Parteien Anatheme gegen einander und die Versammlung ging unverrichteter Dinge auseinander. So mußte sich der König damit begnügen, daß er eine für die beiden Confessionen zugleich bestimmte Kirche baute, auf deren Altar das Augsburgische Bekenntniß und der Heidelberger Katechismus friedlich neben einander standen. Seinem Nachfolger aber war die ganze Angelegenheit vollkommen gleichgiltig. Dagegen arbeiteten die protestantischen

Theologen um so eifriger darin, da sie die Nothwendigkeit eines festen Zusammenhaltens den Katholiken gegenüber nur zu wohl begriffen und da die Einigung ja nur die wesentlichsten Punkte der Heilslehre betreffen sollte, über die man sich ohnehin bereits verständigt hatte. Am thätigsten nahm sich der Kanzler der Universität Tübingen, Christoph Matthias Pfaff, der Sache an, während ihr Ernst Salomon Cyprian aus Gotha mit derselben Entschiedenheit entgegentrat. Aus religiösem Indifferentismus duldsam, ließ Friedrich II in Cultsachen Jedem seinen eigenen Willen. Das Werk der Einigung selber aber wurde in so fern immer leichter, als mit der Zeit die Tiefe und Wärme der religiösen Ueberzeugung und damit auch die leidenschaftliche Gehässigkeit des Glaubensstreites mehr und mehr verschwand. So kam man einander immer näher, bis endlich die Calvinisten auf die doppelte Prädestination, die Lutheraner auf die Transsubstantiation, die reale Gegenwart Christi im Abendmahl, verzichteten. Freilich blieb noch immer ein gar wichtiger Unterschied, der kirchenrechtliche oder politische: die Lutheraner übertrugen die oberste Kirchengewalt dem Landesfürsten, die Reformirten dagegen der versammelten Kirchengemeinde — doch Niemand legte diesem Gegensatze eine praktische Bedeutung bei.

Auch im Salzburgischen hatte der Protestantismus unter der Hand eine Menge Anhänger gefunden. Sie wurden zwar vertrieben, allein im Teffereder Thal war noch immer eine ansehnliche Zahl derselben, die man entweder übersah oder duldete. Kaum aber war der Baron Firmian auf den erzbischöflichen Stuhl gelangt, als er auch diesen Ueberrest zu vertreiben beschloß. Vergebens wandten sich die Bedrohten an das Corpus evangelicum, vergebens legten sich die Fürsten in's Mittel: sie mußten das Land verlassen, ohne auch nur vorher über ihre Güter verfügen zu dürfen. Es waren ihrer mehr als zwanzigtausend, wovon achtzehntausend nach Preußisch-Lithauen, die übrigen nach Amerika auswanderten. In ganz Europa sprach man von nichts anderem als von der Auswanderung der Salzburger (1731).

Voll Eifer in der Erfüllung der äußerlichen Religionspflichten, konnte es Maria Theresia, die jene Erfüllung sogar im Schoße der Familien überwachen ließ, nicht übers Herz bringen, ihren Unterthanen die Religionsfreiheit zuzugestehen, die sie unter Berufung auf den Westfälischen Frieden für sich in Anspruch nahmen. Das Höchste, wozu sie sich in dieser Beziehung herbeiließ, war, daß sie den Akatholiken in Ober- und Nieder-

österreich, in Steiermark und Kärnthen erlaubte, nach Siebenbürgen auszuwandern. Trotz ihrer streng kirchlichen Gesinnung aber beschränkte sie auf das Drängen des durch und durch philosophisch-irreligiösen Fürsten Kaunitz die Macht des Papstes und vertrieb auch sie die Jesuiten, deren Güter sie zum Besten des öffentlichen Schulwesens einzog.

Febronius.

Weit verbreitet war damals in Deutschland das Jus ecclesiasticum von Van-Espen, der bei jeder Gelegenheit für die Rechte des Landesherrn und gegen die der Geistlichkeit Partei nimmt. Was aber einen Theil der öffentlichen Meinung in Deutschland mehr als alles Andere gegen Rom einnahm, das waren weder die allzu spitzfindig grübelnden Schriften der Jansenisten, noch die der Philosophen, die für ernste, denkende Leser viel zu oberflächlich und höhnisch waren: — es war das Buch eines katholischen Kirchenfürsten, des um seiner Redlichkeit und Frömmigkeit willen hochangesehenen Trierer Suffragan-Bischofs Johann Nikolaus von Hontheim, der als Schriftsteller längere Zeit nur unter dem angenommenen Namen Febronius bekannt war. Nachdem er schon 1750 eine „urkundliche Geschichte von Trier" herausgegeben hatte, veröffentlichte er, um die Versöhnung der Akatholiken mit den Katholiken zu fördern, in Wahrheit aber, um die absolute Staatsdoktrin aus Frankreich nach Deutschland zu verpflanzen, — unter dem Titel Justini Febronii Jcti De statu praesenti Ecclesiae et legitima potestate romani pontificis, liber singularis ad reuniendos dissidentes in religione christiana compositus*) — ein Schriftchen, das mit fortlaufenden Zusätzen vermehrt und neu herausgegeben, das maßgebende Handbuch der ganzen mit dem Verfasser gleichgesinnten Partei wurde. Der hier entwickelten Theorie zufolge wäre die kirchliche Oberhoheit keineswegs einer einzigen unfehlbaren Person übertragen, die zur Erlassung von unbedingt für alle Christen verbindlichen Gesetzen ermächtigt sei, sondern der gesammten Kirche, die jenes Oberhoheitsrecht mittelst ihrer Diener ausübe. Der oberste unter diesen sei allerdings der Bischof von Rom, das sichtbare Oberhaupt der Kirche; allein die letztere könne seine Macht auch eben so gut irgend einem andern Bischofe übertragen, und überhaupt schließe seine Stellung, die ja von vorn-

*) Das Buch erschien zu „Bouillon" (Frankfurt) in 4.

herein nur die Erhaltung der Einheit in der Kirche zum Zwecke habe, keine weitere Vorrechte in sich, als eben jene, die zum Fortbestand dieser Einheit erforderlich seien, wie z. B. das Recht, auf den allgemeinen Kirchenversammlungen den Vorsitz zu führen, über die Durchführung der Kirchengesetze zu wachen, neue Gesetze in Vorschlag zu bringen; gewisse Concessionen oder Dispensationen zu ertheilen. Gehe der Papst aber weiter, wolle er andere Bischöfe bestätigen oder versetzen, als Oberrichter über ihre Urtheile entscheiden oder andere nicht im Wesen seiner Stellung begründete Rechte für sich in Anspruch nehmen, so verletze er die Rechte der Landeskirchen und der Bischöfe, ohne irgend einen andern Rechtsgrund für sich anführen zu können, als den Buchstaben der „falschen Dekretalien". Man beseitige — so lautete die praktische Schlußfolgerung des Buches — die Mißbräuche und Uebergriffe in der Macht und Verfahrensweise des Papstes und die Dissidenten werden sich wieder mit der Kirche vereinigen; dieß wird um so eher geschehen, wenn der Papst selber jene Macht freiwillig beschränkt, statt zu warten, bis die weltlichen Machthaber es thun.

So hetzte das Buch unter der Maske des Vermittlers gegen den Papst auf, indem es die Fürsten auf seine Macht eifersüchtig machte und zur Beschränkung derselben einlud. Mit der ganzen Gehässigkeit der protestantischen und der gallikanischen Kirchengegner und mit allen ihren oft gebrauchten Angriffswaffen rückte es gegen Rom zu Felde, und indem es alle die bekannten Einwendungen, ohne sich um ihre von kirchlicher Seite ausgegangenen Widerlegungen zu kümmern, zu einem ziemlich kunstlosen, von handgreiflichen Widersprüchen wimmelnden Systeme zustutzte, gelang es ihm richtig, den besten Weg zu einer neuen Kirchenspaltung, statt zur Einigung offen zu legen.

Zum Glück war das Buch lateinisch geschrieben, weßhalb es sich nicht so sehr unter dem Volke verbreitete, wie die in gleicher Richtung abgefaßten französischen Bücher; dennoch aber regte es den gewohnten Gleichmuth der Deutschen nicht wenig auf. Von dem einsichtsvollern Theile der Geistlichkeit mit Abscheu zurückgestoßen, wurde die Schrift bald der Koran aller deutschen Staatsmänner, und hocherfreut bot der in den österreichischen Niederlanden und im Norden von Italien hausende revolutionslüsterne Jansenismus der Neulehre die Hand. Gar viele Männer von Geist und Rang, wie z. B. Stoch und Oberhauser, theilten seine Ansichten, so daß es mit allen seinen antipäpstlichen Grund-

sätzen wiederholte Ausgaben und Uebersetzungen erlebte. In Rom wurde es verdammt, allein die Bischöfe kümmerten sich nicht um die Censur und in Venedig wurde ein neuer Abdruck des Buches veranstaltet. Ballerini, Mamachi und Andere bekämpften dasselbe und der Jesuit Francesco Antonio Zaccaria schrieb einen Antifebronius (Pesaro 1767) und einen Antifebronius vindicatus (Cesena 1771). Allein der Verfasser antwortete ihm mit eben so viel Gelehrsamkeit als Freimuth, unter fortwährender Betheuerung seiner katholischen Gesinnung. In der That veröffentlichte er in seinem achtundachtzigsten Jahre einen förmlichen Widerruf; als er aber sah, wie sehr man in Rom darüber triumphirte, ließ er eine Erklärung drucken, die jenem Widerruf den Charakter eines solchen nahm. *)

Während dieses Haders erschien zum erstenmal ein päpstlicher Nuntius in Bayern, der sofort die geistliche Gerichtsbarkeit daselbst zu handhaben begann. Die Reichsfürsten fanden dieß höchst bedenklich und erklärten deßhalb sogleich, die Beziehungen ihrer Landeskirchen zu Rom müßten den durch Concordate festgestellten Sonderrechten derselben gemäß geregelt werden; Rom aber habe seine Vorrechte verwirkt, seit es seiner Obliegenheit, alle zehn Jahre eine allgemeine Kirchenversammlung zu berufen, nicht mehr nachkomme. Während dessen hatten sich die vier obersten Kirchenfürsten des katholischen Deutschlands in Ems bei Coblenz versammelt und folgende Entscheidung gefaßt: Die Bischöfe haben als die Nachfolger der Apostel die unmittelbare Gewalt, „zu binden und zu lösen"; die Klöster dürfen von ihren außerhalb des Reiches residirenden Obern keine Befehle annehmen; die Dispensen und Bullen Rom's erlangen ihre Giltigkeit erst durch die Zustimmung der Bischöfe; die Eidesformel muß verändert, die kirchlichen Taxen müssen ermäßigt, dem Nuntius muß jede Einmischung in die Angelegenheiten der Landeskirchen verwehrt werden. Verschiedene Kirchenhäupter traten diesen Beschlüssen bei, Bischöfe ertheilten jetzt die sonst dem Papste vorbehaltenen Ehedispense, die Beschwerden des letztern blieben unbeachtet. Als er sich an die niedere Geistlichkeit wandte, wurde ihm auch dieser Schritt als Mißbrauch seiner Stellung zum Vorwurf gemacht und kamen von allen Seiten neue Klagen. Ein ganzer Schwall von polemischen Schriften befaßte sich mit der Erörterung seiner

*) **Justini Febronii Commentarius in suam retractationem. 1781.**

Rechte und von den Kathedern herab wurde gelehrt, die Bischöfe seien als solche durchaus unabhängig und einander gleichgestellt, bei den Kirchenversammlungen stehe ihnen ein resolutives Votum zu und auch von den allgemeinen Kirchengesetzen können sie dispensiren; eine päpstliche Verfügung aber werde erst dadurch verbindlich, daß die Bischöfe ihr zustimmten. Besonderes Aufsehen erregte Eybel's Schrift „Was ist der Papst?", worin dem Kaiser der Vorschlag gemacht wurde, ein National-Concil zu berufen, damit man sich in Zukunft nicht mehr nach Rom zu wenden und sein Geld dorthin zu schicken brauche. Damit meinten die deutschen Kirchenfürsten ihre Unabhängigkeit zu sichern, während sie in Wahrheit dadurch nur den Abgrund öffneten, der zwanzig Jahre später ihre gesammte Herrschaft, die weltliche wie die geistliche, verschlingen sollte.

So fand Joseph II die Stimmung der Zeit für sein Vorhaben ganz geeignet und glaubte er in der von der öffentlichen Meinung gebilligten Beschränkung der päpstlichen Rechte um so unbedenklicher bis zur Negirung der wesentlichsten Grundsätze des katholischen Kirchenrechts vorgehen zu dürfen. Er widerrief das Edikt, durch welches Ferdinand II jeden akatholischen Cult in Oesterreich untersagt hatte; er stellte den Israeliten alle Gewerbs- und Handelszweige frei und gab ihnen das unbeschränkte Gemeindebürgerrecht, jedoch so, daß sie vom Grundbesitz nach wie vor ausgeschlossen blieben; er gewährleistete den ungarischen Protestanten, sowie den nichtunirten Griechen die volle Religionsfreiheit, eröffnete ihnen den Zutritt zu allen Aemtern und erlaubte ihnen, den Amtseid nach den Grundsätzen ihres Glaubens abzulegen; die Söhne aus gemischten Ehen sollten eine katholische Erziehung erhalten, wenn der Vater Katholik sei; im andern Fall aber sollte ihre Religion vom Willen der Eltern abhängen; die Töchter hingegen sollten stets im Glauben der Mutter erzogen werden.

Da der Kaiser den immer bestimmter und schrankenloser hervortretenden Plan gefaßt hatte, die gesammte Macht seines Reiches in seiner alleinigen Hand zur unbeschränkten Verwendung zu konzentriren, so glaubte er auch die zwischen seinen Unterthanen und Rom bestehenden Beziehungen und die kirchlichen Freiheiten, die einzigen, die neben seinem absoluten Willen noch bestanden, aufheben zu müssen. So befahl er denn, daß ohne die kaiserliche Bewilligung kein Breve bekannt gemacht werden dürfe; so entzog er ferner der römischen Curie die Entscheidung

in den ihr vorbehaltenen Fällen und ertheilte er den Bischöfen das Recht zu Dispensen wegen allzu naher Verwandtschaft. Er nahm das für die andern Kronländer ihm bereits zustehende Recht zur Ernennung der Bischöfe auch für die Lombardei in Anspruch, deren Statthalter von ihm angewiesen wurde, er solle sich ohne Weiteres für befugt halten, über das gesammte Kirchenvermögen zu verfügen und den erzbischöflichen Stuhl von Mailand ohne Informirung der Gemeindebehörde und des Papstes zu besetzen. Als sich der letztere in einem Breve hierüber beschwerte, schickte ihm Joseph dasselbe wegen „unziemlicher Form" zurück. Er ließ die Bibel in's Deutsche übersetzen; wollte den Gottesdienst dem Volke mundgerecht gemacht wissen; entfernte allen Schmuck und gewisse Bilder aus den Kirchen; untersagte Prozessionen und Wallfahrten; hob alle kirchlichen Bruderschaften bis auf die „von der christlichen Nächstenliebe" auf; befahl, sämmtliche Kapitalien der Kirchen und „frommen Oerter" in öffentlichen Kassen anzulegen; ließ das Officium Gregorii VII aus den Brevieren herausnehmen und die Bullen Jn coena domini und Unigenitus allerwärts vernichten; er verbot jede Erörterung über die in denselben aufgestellten Sätze; sicherte allen Akatholiken die freie Duldung ihres Glaubens und die unbeschränkte Abhaltung ihres Privatgottesdienstes zu; enthob die Klöster von aller Unterwürfigkeit gegen ihre im Auslande residirenden Obern und stellte ein jedes derselben unter seinen eigenen, dem betreffenden Bischofe untergeordneten Provinzial; er verbot ihnen, zu den im Auslande abgehaltenen Ordenskapiteln Abgeordnete zu senden, Ausländer zu ihren Vorgesetzten zu wählen oder eines ihrer Mitglieder nach Rom reisen zu lassen. Er hob für seine Länder alle rein beschaulichen Orden — wie die der Karthäuser, Karmeliter, Oliveter, Camaldulenser, Kapuziner und Clarissinnen — auf und zog ihre Güter für die Staatskasse ein. Bald darauf widerfuhr den Benediktinern, Prämonstratensern, Cisterciensern, Dominicanern, Paulanern, Trinitariern, Serviten und Franciscanern dasselbe Schicksal und es scheint wirklich, als habe Joseph überhaupt alle Orden beseitigen wollen, mit alleiniger Ausnahme der Piaristen. Auf diese Weise blieben von zweitausend sechshundertvierundzwanzig Klöstern nur noch sechshundert bestehen und die Zahl ihrer Bewohner war von siebenunddreißigtausend auf siebenzehntausend gesunken. Auch die letztern wurden nur unter der Bedingung geduldet, daß sie sich mit dem Unterrichte der Jugend befaßten, wogegen sie vom Singen im Chor und von allen

andern der Gesundheit nachtheiligen Verpflichtungen enthoben wurden.

Nachdem sich der Kaiser auf diesem Wege zum „Verwalter" der Temporalien der Kirche gemacht hatte, gründete er aus ihrem von ihm eingezogenen Vermögen einen Religionsfond*) aus welchem er unter Anderem auch die Pfarrer besoldete, deren Anzahl er vermehrte. Er entzog den lombardischen Bischöfen die Leitung der höhern Seminare, errichtete zu Pavia eine einzige theologische Lehranstalt, mit der er auch das aus Rom dahin verpflanzte Collegium germanicum vereinigte. Natürlich stellte er hier als Lehrer nur solche Männer an, die als sogenannte „Jansenisten" der monarchischen Richtung zugethan waren, wie Pietro Tamburini, das Haupt dieser Schule, und Giuseppe Zola, den Verfasser einer bis auf Constantin den Großen reichenden Kirchengeschichte. Ja es ging bereits das Gerücht, er wolle sämmtliche Pfründen für die Staatskasse einziehen und die ganze Geistlichkeit aus dieser besolden. Wie unbedingt er überhaupt die Kirche als bloße Staatsanstalt und sich selber mithin als ihr Oberhaupt betrachtete, sieht man auch daraus, daß er sogar die unbedeutendsten Einzelheiten des kirchlichen Lebens durchaus nach eignem Belieben regelte. So bestimmte er die Stunden, wann jeden Tag die Kirchen zu öffnen und zu schließen, wann die Glocken zu läuten seien; so verbot er das Läuten derselben bei Gewittern; so verbot er ferner die prunkhaften Leichenbegängnisse,

---

*) „Daß der Religionsfond nur zu Nutz und Frommen meiner Macht bestimmt sei, wie man sich in Rom zu faseln erlaubt, ist nicht wahr; aber allerdings soll er eine Wohlthat für meine Völker werden, und weil sein Vorhandensein so gut wie das Mißvergnügen, das dagegen besteht, der Geschichte angehört, so wird er sich zuverlässig auch auf die Nachwelt vererben; er wird ein Denkmal meiner Regierung werden und zwar, wie ich hoffe, nicht das einzige. Ich habe die überflüssigen Klöster und die noch überflüssigern Bruderschaften abgeschafft und ihre Güter zur Dotirung neuer Pfarreien, sowie zur Aufbesserung der Schulen verwendet. Der Staatsschatz und das Vermögen der Kirche sind vollständig geschieden, außer sofern ich die Verwaltung des letztern nothgedrungen den Staatsbeamten anvertrauen muß. Man kann eine Maßregel immer nur nach ihrem Zwecke beurtheilen und auch ihre Wirkungen nur nach den Folgen würdigen, die erst nach mehreren Jahren hervortreten. Indeß sehe ich wohl ein, daß Rom's Logik eine andere ist als die meines Landes, und eben darum gibt es auch so wenig Uebereinstimmung zwischen Italien und dem deutschen Reiche." (S. Briefe Joseph's II.)

da das Grab alle Standesunterschiede ausgleiche; die Leichname sollten zur Ersparniß des für die Särge nöthigen Holzes nakt in einen Sack gesteckt und so begraben werden;*) aus den Kirchen sollte man alle Weihgeschenke entfernen; mit Ausnahme des Frohnleichnamsfestes und der Bittgänge um die Felder sollten keine Prozessionen mehr Statt finden und auch bei jenen sollte man keine Bildsäulen und keine allzu großen Fahnen u. s. w. tragen; auch die Andacht zum heiligen Herzen Jesu und zum Cingulum des hl. Franciscus sollte aufhören; die Prediger sollten sich aller Controversen gegen Andersgläubige, wie aller Angriffe gegen die in den österreichischen Erbländern gedruckten Bücher enthalten und überhaupt mehr auf Veredelung des Herzens, als auf Aufklärung des Verstandes hinwirken. Wegen dieser kirchlichen Verordnungen nannte Friedrich II den Kaiser kurzweg seinen „Bruder Sacristan" und erklärte er ihn für einen Menschen, der wohl Lust zum Lernen habe, aber keine Geduld, um sich wirklich zu unterrichten.**)

Indessen nahm Joseph, der auch in den nichtösterreichischen Theilen des deutschen Reiches den ausländischen Bischöfen alle Diöcesan-Rechte entziehen wollte, die in Oesterreich gelegenen Güter auswärtiger Bischöfe in Besitz, um daraus neue Bisthümer zu errichten. Auf die dagegen erhobenen Beschwerden erwiderte Kaunitz, in den Augen eines Landesherrn müsse jede andere Rücksicht zurücktreten vor seiner Pflicht, ein System durchzuführen, welches er als zuträglich für das Wohl seiner Unterthanen und

*) Verordnung vom 23. August 1784; im Jahr darauf widerrufen.

**) Im Jahre 1781 schrieb der Kaiser an den Kardinal Arzan: „Seit ich auf den Thron gelangt bin, habe ich die Philosophie zur Gesetzgeberin meines Reiches gemacht. Von ihr soll Oesterreich seine neue Gestalt erhalten, die Macht der Ulema's soll beschränkt, die Rechte des Regenten sollen in ihrem alten Glanze wieder hergestellt werden. . . . Ich verabscheue den Aberglauben wie die Saducäer, und darum werde ich auch die Klöster unterdrücken. . . . Sie tragen die Schuld am Verkommen des menschlichen Geistes. . . . Die Grundsätze des Mönchthums widersprechen zu allen Zeiten — von Pachomius bis auf den heutigen Tag — dem Lichte der Vernunft: in den Mönchen sehen wir die Israeliten wieder aufleben, die zu Betel das goldene Kalb anbeteten. — Die durch mich befestigte Macht der Bischöfe wird diesen Wahnglauben gar bald vernichten; statt des Mönches werde ich meinem Volke den Priester geben, statt des Märchens von den Canonisationen das Evangelium, statt der Glaubensstreitigkeiten die Sittenlehre."

das Aufblühen seines Reiches erkannt habe. Bei allen diesen Maßregeln ging der Kaiser durchweg mit der rücksichtslosen Entschiedenheit eines Mannes vor, der von der Gemeinnützlichkeit seines Verfahrens vollkommen überzeugt ist. Einem Klostervorstande, der ihm seine Bedenken über letzteres aussprach, entgegnete er: „Gehen Sie dahin, wo diese Verordnungen nichts gelten." Einem Bischofe aber, der ihm ein Langes und Breites über seine eigenen Pflichten vorsprach und sich dann eine Instruktion für die gehörige Einhaltung der kaiserlichen Anordnungen erbat, gab er zur Antwort: „Die Instruktion heißt: Ich verlange Gehorsam." Als der Bischof von Görz mit der Verkündigung des Toleranzediktes zögerte, wurde er zur Verantwortung nach Wien gerufen, während der Statthalter seiner Provinz abgesetzt wurde. Ein gewisser Plorer, ein Priester aus der Schweiz und Theolog bei'm Wiener Erzbischof und Kardinal Migazzi, war vom Kaiser zum Direktor des Priester-Seminars zu Brünn ernannt, vom dortigen Bischof aber als „Jansenist" zurückgewiesen und hierauf von ersterem zum Direktor des Wiener Seminars befördert worden. Als nun auch Migazzi dem entgegentrat, fiel er bei'm Kaiser so sehr in Ungnade, daß er die „Erlaubniß" erhielt, sich von seinem Amte zurückzuziehen. Wie viel Anklang das Vorgehen des Kaisers bei den Protestanten im übrigen Deutschland fand, sieht man daraus, daß die letztern zu Bonn eine Universität eigens zu dem Zwecke gründeten, um den Grundsätzen des Josephinismus überall Eingang zu verschaffen.*)

Erschreckt über die vielen, weitgreifenden Neuerungen, deren

---

*) „Das, was man in Oesterreich das josephinische System zu nennen pflegt, ist der, aber roh und ungeschickt in's Deutsche übersetzte Gallicanismus. Zu dem, den französischen Königen von jeher eigenen Gelüste: die Kirche als willenloses Werkzeug für ihre politischen Zwecke und Absichten in die Hand zu nehmen, gesellte sich in Oesterreich die spezifische Tendenz des deutschen Illuminatismus und sonstigen Freimaurerthums, die im Namen der „Aufklärung" den unversöhnlichsten Vernichtungskrieg gegen die fromme Glaubenstreue unseres herrlichen Volkes, besonders der Landleute, unternahmen. Giftiger Spott und herzlose Verhöhnung des Heiligen waren die Hauptwaffen bei diesem Sturme auf die Kirche. Daß Blumauer, der Poet des Josephinismus und Affe Voltaire's, zu einer Art Obercensor bestellt wurde, ist ein vielbezeichnender Zug, ein Symbol für eine ganze Zeit und eine ganze Richtung." C. E. Jarcke, Prinzipienfragen (Staat und Kirche in Oesterreich, vor, während und nach der Revolution von 1848). Paderborn 1854.

Ende noch gar nicht abzusehen war, gab sich Pius VI alle Mühe, ihnen durch wiederholte Vorstellungen und „ehrerbietige Bedenken“ Einhalt zu thun, bis er endlich, als Alles fruchtlos blieb, den Entschluß faßte, persönlich zum Kaiser zu gehen, er, der Nachfolger jener großen Kirchenfürsten, die einst die Kaiser vor ihren Richterstuhl geladen, wenn sie sich gegen den Glauben oder die Gerechtigkeit verfehlt hatten. So hatten sich seitdem die Zeiten geändert. Vergebens wurde der Papst von den einsichtsvollern Männern seiner Umgebung auf das Gewagte und Unziemliche des beabsichtigten Schrittes aufmerksam gemacht. Auf sein gutes Recht, auf das Imponirende seiner majestätischen Erscheinung und die Kraft seines beredten Wortes vertrauend, machte er sich im Jahre 1782 auf den Weg, nachdem er vorher die ganze Nacht hindurch auf dem Grabe der Apostelfürsten gebetet hatte. Der Kaiser, der ihm bereits geschrieben hatte, daß er den Besuch als ein Zeichen persönlicher Zuneigung annehmen werde, daß er sich jedoch, was den Zweck desselben betreffe, keinen Beweggrund denken könne, der stark genug wäre, ihn zur Zurücknahme der bereits getroffenen Verfügungen zu bestimmen:*) — Joseph schickte ihm einen protestantischen Kämmerer zur Beglückwünschung nach Ferrara entgegen und umgab ihn dann mit einer aus lauter Akatholiken bestehenden Ehrenwache. Er selber ging ihm zur ehrerbietigen Begrüßung entgegen, wich aber jeder nähern Unterredung sorgfältig aus und traf Anstalt, daß Niemand ohne seine besondere Erlaubniß mit dem Papste zusammenkam. Kaunitz, der den Besuch des letztern in seiner eigenen Wohnung und im ganz gewöhnlichen Hauskleid empfing, drückte die dargebotene Hand des hohen Gastes mit der ungenirtesten Vertraulichkeit und brachte das Gespräch sofort auf die schönen Künste, um den Papst nicht zum eigentlichen Gegenstand kommen zu lassen. Als dieser dennoch davon anfing und sich mit verschiedenen Maßregeln einverstanden erklärte, falls man sie nur etwas modifiziren wollte, machte ihm der Fürst begreiflich, daß man dieß nicht für nöthig halte. Tief betrübt über Joseph's Unbeugsamkeit und beschämt durch das hohle Ceremoniell einer rein nur geheuchelten Ehrfurcht für den heiligen Stuhl, dem inzwischen seine wichtigsten Rechte entzogen wurden, verließ der Papst Wien, „nachdem er einen vollen Monat hindurch als Bittender vor einem Throne ge-

*) Vgl. Brief vom 11. Jänner 1782.

standen, den die Bannstrahlen des Vaticans so oft erschüttert hatten". *)

Auch der Gegenbesuch des Kaisers machte die Lage des Kirchenoberhauptes um nichts günstiger. In kalter Entfernung lebte jener zu Rom wie ein Privatmann im Gasthof und als man ihm in der Peterskirche einen reichverzierten Betschemel hinstellte, kniete er lieber auf den Boden. Ja er ging jetzt sogar mit dem Gedanken um, den heiligen Vater zum einfachen Bischof von Rom zu erniedrigen und die weltlichen Besitzungen desselben dem Reiche einzuverleiben. Doch der Ritter von Azara, dem er diesen Plan mittheilte, machte ihm die wahre Lage der Dinge begreiflich, indem er ihn namentlich auf den zu erwartenden Widerspruch der europäischen Kabinete hinwies, die es nimmermehr zugeben würden, daß das Oberhaupt der Christenheit zum Unterthan eines weltlichen Fürsten gemacht werde. Das Begründete dieser Vorstellung fühlend, entschloß sich der Kaiser auf die vereinten Bitten Azara's und des Kardinals Bernis, von seinem Vorhaben abzustehen und dafür die ihm vom Papste angebotene Ermächtigung zur Ernennung des Erzbischofs und der Konsistorialräthe für die Lombardei anzunehmen. So wurde denn durch ein Concordat festgestellt, daß die bis dahin für Rom reservirte Ernennung zu den dortigen höhern Kirchenämtern künftighin dem Herzoge von Mailand und von Mantua zustehen und daß der Papst die hierauf bezügliche Bulle erlassen solle. **)

In seiner äußern Politik ging Joseph II von dem traditionellen Conservatismus seiner Vorfahren ganz ab. Von den glänzenden Erfolgen eines Friedrich II und vollends einer Katharina II noch mehr gespornt, faßte sein Ehrgeiz die maßlosesten Pläne; doch sie scheiterten alle an dem Widerstande der Kabinete, auf deren wankelmüthige Gunst er gebaut hatte. Nachdem er sich vergeblich bemüht hatte, seine Mutter von dem Bündnisse mit Frankreich abzubringen, suchte er wenigstens Rußland mit Preußen zu entzweien. Da er die heikle Sache keinem Gesandten

*) Coxe.

**) Baron Zach theilte dem Geschichtschreiber Schöll einen Brief Joseph's II (d. d. Haupstein, 23. September 1781) mit, der, auf Anlaß der bevorstehenden Reise des Papstes geschrieben und wahrscheinlich an den Churfürsten von Trier, Clemens von Sachsen, gerichtet, einen eigenthümlichen Einblick in den Charakter des Kaisers gewährt, namentlich in seine Anschauungsweise und Pläne gegenüber der Kirche.

anvertrauen wollte, so reiste er selber zu Katharina II, wie sie eben auf ihrem Triumphzuge nach der Krim begriffen war. Er begleitete sie dahin und dann nach Petersburg zurück, entzückt von ihren Schwächen wie von ihrer Größe, von der ganzen Eigenthümlichkeit ihres zwischen raffinirter Schwelgerei und urkräftiger Barbarei schwankenden Wesens und Hofes, während er sie auch seinerseits durch seine feinen Manieren und seine riesigen Entwürfe bezauberte. So bildete sich denn ein auf persönliche Freundschaft gegründetes Bündniß, das freilich für die Interessen Oesterreichs nichts weniger als förderlich war. Die kluge Czarin verstand es nur zu wohl, seinen stolzen Wünschen und Plänen zu schmeicheln. Zumal für seine Absichten auf die Schelde-Eröffnung interessirte sie sich auf das lebhafteste: sie hätte da als Bundesgenossin den Hafen von Antwerpen zu ihrer Verfügung gehabt, einen willkommenen Erfrischungsplatz für ihre zu weiten Fahrten bestimmten Schiffe.

Der Friedensvertrag zu Münster hatte den zehn belgischen Provinzen, die den spanischen Habsburgern treu geblieben waren, zu Gunsten der holländischen Staaten alle Handelsvortheile entrissen und namentlich die Mündung der Schelde verschlossen. Als in Folge dessen die Holländer noch reicher und mächtiger wurden, erwachte in Frankreich mehr als je das alte Verlangen nach seiner Vormauer Belgien, das ihm vorderhand wenigstens als „Barrierengrenze“ gegen die rührige, freiheitsliebende Republik dienen sollte, die indeß auch ihrerseits nicht minder eifrig auf die Errichtung eines solchen Schutzwalls gegen das eroberungssüchtige Frankreich drang. So wurde denn das kleine Land, das die Diplomatie zum Lohn für seine Treue als willenloses Werkzeug behandelte, das seine geographische Lage und sein Wohlstand zum mißhandelten Zankapfel und Schlachtfeld Europa's machte, im Frieden zu Utrecht (1713) an Oesterreich mit der Verpflichtung übergeben, drei Fünftheile zu den Kosten der 35,000 Mann starken Besatzung beizutragen, welche die Holländer in sieben belgischen Grenzfestungen halten durften, während eine achte von diesen und den Oesterreichern gemeinsam besetzt werden sollte.

Es war ein außerordentlich drückendes Verhältniß für die Belgier, die in dieser Weise für die französische Herrsch- und Ländersucht büßen und den europäischen Frieden sichern sollten. Vergebens suchte Karl VI durch die Gründung der Handels-

gesellschaft von Ostende ihre Lage zu verbessern; vergebens bemühte sich Kaunitz bei den Friedensunterhandlungen zu Aachen, die lästige Verpflichtung von Oesterreich abzuwälzen. Endlich aber geschah dieß faktisch dennoch, indem sich Maria Theresia einfach weigerte, den Holländern irgend einen weitern Kostenbeitrag für ihre Besatzungen zu leisten, die das Land doch nicht gegen die Franzosen zu decken vermocht hatten. Seitdem ließ man die Festungen mehr und mehr zerfallen, obwohl Holland nach wie vor Besatzungen darin hielt, die freilich bei der Vernachlässigung aller Vertheidigungsanstalten militärisch fast ohne Bedeutung waren.

Als Joseph II das Land bereiste und die Folgen des von der Diplomatie geschaffenen Zustandes klar vor Augen sah, beschloß er, demselben in seiner Weise ein rasches Ende zu machen, dadurch, daß er die Festungswerke fast ohne Ausnahme schleifen ließ, weil ja Angesichts seiner freundschaftlichen Beziehungen zu Frankreich die Barrierengrenze vollkommen entbehrlich sei.

Da der Muth der Holländer diesem willkürlichen Verfahren gegenüber, das sich übrigens bald genug durch den widerstandslosen Einmarsch der Franzosen an Oesterreich selber rächen sollte, nicht weiter reichte als zu einer bloßen Beschwerdeerhebung, so wurde der Kaiser immer kühner: er steigerte seine Ansprüche höher und höher und besetzte endlich sogar Gebiete, die der Gerichtsbarkeit der holländischen Regierung unterstanden, deren Klagen er mit seinen gewohnten Machtsprüchen beantwortete. Zwar verstand er sich zuletzt zu Unterhandlungen in Brüssel, allein seine Forderungen, die alle darauf hinausliefen, daß die Schiffahrt auf der Schelde freigegeben und seinen Unterthanen der unmittelbare Verkehr mit Indien und den holländischen Häfen erlaubt werde, schienen den Holländern so übertrieben, daß sie trotz seiner beharrlichen Drohung, jeden Widerstand sofort als eine Kriegserklärung betrachten zu wollen, ein Geschwader vor die Mündung der Schelde legten. Der Kaiser war nicht wenig erstaunt, als ihm der zur Vorsicht mahnende Kaunitz auf seine Antwort „sie werden sie (die Schelde) nicht sperren“ als Gegenantwort die lakonische Depesche schickte: „sie haben sie gesperrt“. In der That hatten die Holländer in der Noth den alten Muth wieder gefunden: sie setzten ihr Land unter Wasser und fühlten sich den Drohungen des Gegners gegenüber um so sicherer, als sie an Frankreich einen starken Rückhalt hatten. Gerade durch die Haltung des letztern aber fühlte sich Kaunitz, der die Freundschaft

desselben nicht verwirken wollte, bewogen, das Versailler Kabinet als Friedensvermittler anzunehmen. Nachdem Joseph II noch einige Versuche gemacht, die Freigebung der Scheldeschifffahrt und die Räumung Mastrichts zu erwirken, erklärte er endlich, sich mit einer Entschädigungssumme von zehn Millionen Gulden begnügen zu wollen. Doch auch davon wollten die Holländer nichts hören und so verstand sich am Ende statt ihrer die französische Regierung dazu, dem Kaiser vier und eine halbe Million zu zahlen. Die wichtigste Bestimmung dieses Vertrages (von Fontainebleau) war indeß die Aufhebung des Barrieren-Traktates und der verschiedenen Beschränkungen, denen der belgische Handel bis dahin unterworfen war. Auch mußten sich die Holländer verpflichten, ihre Maßregeln gegen Ueberschwemmungen künftighin immer so zu treffen, daß das Nachbarland nicht darunter zu leiden habe.

Von Joseph's II unglücklichen Unternehmungen gegen die Pforte war schon früher die Rede.

Noch unglücklicher aber als seine äußere Politik erwies sich seine innere, die, nicht minder eigenmächtig als jene und alles historische Recht, alles nationale Gefühl und Leben mißachtend, unter den verschiedenen Volksstämmen seines Reiches eine allgemeine Unzufriedenheit hervorrief. In Siebenbürgen kam es zum offenen Aufstande und auch in Ungarn rottete sich das gemeine Volk unter der Anführung eines gewissen Nicolaus Urz, genannt Horjah, zusammen, um mit bewaffneter Hand die Abschaffung des Adels zu verlangen. Bald wurden die Meuterer so mächtig, daß sich die Regierungsbehörden zu Unterhandlungen herbeilassen mußten, bis endlich der Anführer der erstern durch Verrath in ihre Hände fiel und gerädert wurde. Später dagegen, als durch kaiserliche Erlasse die Leibeigenschaft und der amtliche Gebrauch der Nationalsprache abgeschafft, als die Steuerzahlung und die Rekrutenstellung zur allgemeinen, gleichmäßigen Pflicht aller Staatsangehörigen erklärt wurden, erhob sich der Adel zum offenen Kampfe um seine Vorrechte. Hinter ihm aber stand das wenn schon von eben diesen Vorrechten hart gedrückte Volk, das in seinen Magnaten die Vertreter der Nation verehrte und das die letztere durch die Uebersiedlung der heiligen Krone Stephan's nach Wien beschimpft, ja in ihrer Existenz bedroht sah. So blieb dem Kaiser der lauten Beschwerde des Landes gegenüber am Ende nichts anderes übrig, als demselben die Krone

und seine eigenen Stände, überhaupt seine gesammte alte Verfassung zurückzugeben.

Oesterreichische Niederlande.

Dieselben Gründe führten auch im Westen zur Unzufriedenheit und Volkserhebung, bei dem Volke, das im Uebrigen den durchgreifendsten politisch=sozialen Gegensatz zu Ungarn und zu Osteuropa überhaupt bildet, bei den positiven betrieb= und erwerbsamen, darum ruhigen, friedlichen und äußerst konservativen Belgiern, die im Genusse ihrer auf das zäheste festgehaltenen, uralten Gemeindefreiheiten den Verlust der nationalen Selbstständigkeit verschmerzen gelernt hatten. Statt sie nach dem staatsklugen Gedanken Karl's V mit den stammverwandten Nachbarn zu einem eigenen Reiche, zu einem neuen Burgund zu vereinigen, stark genug, um als Grenzwall zwischen Frankreich und Belgien eine Reihe blutiger Kriege zu verhindern, hatte sie die Diplomatie, die über ihren tief= und scharfsinnigen, weitabsehenden Berechnungen das naheliegende Interesse, das natürliche Verhältniß, die Völkersympathien so leicht übersieht, nach einander verschiedenen fern gelegenen Staaten einverleibt, während sie die Nordhälfte der alten Niederlande als unabhängig anerkannte und damit die Lage der Südhälfte noch mehr verschlimmerte. Uebrigens war es bei dem Ueberwiegen des munizipalen Lebens und bei dem Dualismus des halb romanischen (wallonischen), halb germanischen (vlämischen) Volkes, das sich nicht leicht als Ein eng zusammengehöriges Ganzes fühlen konnte, ganz natürlich, daß das staatliche Band zwischen den einzelnen Provinzen von jeher sehr locker war, daß die letztern im Grunde eben so viele besondere Staaten bildeten. Auch unter Oesterreich hatten diese Länder — die Herzogthümer Brabant, Geldern, Luxemburg, die Grafschaften Flandern, Hainault (Hennegau), Namür (Namen), die Herrschaften Malines (Mecheln) und Tournai (Dornek) — insgesammt ihre eigenen Verfassungen, zu deren Aufrechthaltung sich der Kaiser im Frieden von Utrecht ausdrücklich verpflichtet hatte. Für den Fall einer Verletzung derselben waren die Provinzen durch den Artikel 59 der Joyeuse entrée sogar berechtigt, dem Kaiser den Gehorsam zu verweigern — einer jener fast allgemeinen, erst in der Zeit des modernen Staates aufgehobenen Grundsätze des mittelalterlichen Staatsrechtes, das jedem vertragsbrüchigen Fürsten gegenüber auch das Volk seinerseits von der

Unterthänigkeitspflicht entband.*) Doch auch so, in dieser lockern Abhängigkeit von der Regierung des Gesammtstaates und in diesem nicht weniger lockern Zusammenhang unter sich selber, waren sie für Oesterreich von hohem Werthe, nicht nur in finanzieller Hinsicht, sondern auch als Grenzwehr gegen Frankreich, als vorgeschobener Posten gegen dieses und die Seestaaten. Daß die Politik der Regierung dem Sinne und den Gewohnheiten der Niederländer ganz gut entsprach, ergibt sich aus dem Wohlstande der letztern. Als ausnahmsweise im Jahre 1717 der Statthalter, Marquis de Prié, die Rechte des Landes beschränken wollte, wurde er von der Bevölkerung der Hauptstadt vertrieben. Zwar mußte der Leiter des Aufstandes, Anneessens, auf dem Schaffote dafür büßen, doch dieß steigerte den Nationalitäts- und Unabhängigkeitssinn der Belgier nur um so mehr: der Enthauptete wurde als Märtyrer verehrt und das mit seinem Blute befleckte Beil stückweise als Reliquie verkauft.

So standen die Dinge in Belgien, als der „wohlmeinende Despot" Joseph II auch hier, wie er in Italien gethan, Alles umzustürzen begann, um den Boden für seine philosophischen Ideen von Humanität und Wohlstand zu ebnen. Allein hier vereinten sich die Interessen des Handels, die Liebe zur Freiheit, zum nationalen Eigenleben, die Anhänglichkeit an die Kirche zum starken Gegenbunde. Es kam zu einem Aufstande, der, wenn auch in den äußern Umständen noch so verschieden, doch in seinen Ursachen mit dem von 1830 große Aehnlichkeit hat.**) Den Anfang machte der kaiserliche Reformator mit einer Unzahl von Verordnungen, so daß ihm der Rath von Flandern im Jahre 1786 mit Recht vorstellen konnte, Karl V habe deren in fünfzig Jahren nicht so viel erlassen, als er in fünf oder sechs. Darauf kamen die Eingriffe in das kirchliche Leben, die das warm religiöse, seinen Geistlichen innig ergebene Volk auf das tiefste verletzen mußten: — das Verbot gegen Prozessionen und Wallfahrten, die Aufhebung der Klöster, die Uebertragung des gesammten Schulunterrichts an weltliche Lehrer, die Verschmelzung der bischöflichen Seminare zu einem „General-Seminar" in Löwen, dessen

---

*) „Ses sujets ont le droit de cesser de lui faire service jusqu'à ce que les contraventions soient réparées."

**) Vgl. Th. Juste: Histoire de la révol. belge de 1790 etc. und Gerlache: Hist. du roy. des Pays-Bas depuis 1814 jusq. an 1830.

Lehrstellen der Kaiser durchweg mit Leuten seines Sinnes besetzte, endlich die Veröffentlichung des halb amtlichen Lehrplanes für die General-Seminarien, worin der Kaiser offen gesteht, daß er „an die Stelle der katholischen Theologie die Wissenschaften — die Physik, Chemie, Ackerbau- und Staatswirthschaftslehre, an die Stelle der mönchischen Erziehung, der klösterlichen Selbstsucht die Begeisterung für das Vaterland und die Anhänglichkeit an die österreichische Monarchie zu setzen, daß er die Hydra des Ultramontanismus zu vernichten und die Herrschaft der Aufklärung zu gründen gedenke."

Durch Eintracht stark und muthig, baten die Seminaristen den Kaiser in einer Eingabe, sie hinsichtlich der Zucht und der Lehre unter der Aufsicht der einzelnen Bischöfe lassen und zu ihrem Unterrichte nur die von den letzteren bestätigten Lehrer und Bücher verwenden zu wollen. Auch die Universität Löwen, die sich als Bollwerk und Stütze des katholischen Glaubens betrachtete, erklärte sich gegen die Neuerung, wurde aber dafür von dem Kaiser nach Brüssel verlegt. Da der letztere meinte, seine Schwester verfahre als Statthalterin zu nachsichtig mit den Aufständischen, rief er sie zurück, um an ihrer Statt den mit einer unbeschränkten Vollmacht ausgerüsteten Grafen von Trautmannsdorf zu senden. Er verabschiedete den apostolischen Nuntius und lud den Erzbischof von Mecheln nach Wien zur Verantwortung darüber, daß er die gegen Eyber erlassene Bulle in Abschriften verbreitet habe. Er setzte den Bischof von Namür ab und verwies ihn aus dem Lande, während er andern Kirchenfürsten Verweise ertheilte. Er schickte den gemessenen Befehl, daß er den Erlaß in Betreff der Errichtung des General-Seminars ohne Verzug und Einwendung durchgeführt sehen wolle;*) und hob sämmtliche dagegen protestirenden Klöster, Abteien und Kirchen auf, sowie den berühmten Verein der Bollandisten. Als darauf mehrere Bischöfe wegen Gefährdung des Seelenheils Vorstellungen machten, befahl er dem Erzbischof von Mecheln unter Androhung der Vermögensconfiscation, die an der Universität zu Löwen wirkenden Professoren und ihre Lehren zu prüfen. Doch gleich seine ersten Fragen waren, ob die Befugniß zum Predigen und zum

---

*) In einem zu Brüssel aufgefundenen Briefe Joseph's II an Kaunitz werden die Priester „Betrüger", der Erzbischof von Mecheln ein „alberner Querkopf", sein Widerstand eine „Hanswurstposse" genannt.

Religionsunterrichte nur den Bischöfen zukomme, worin der päpstliche Primat bestehe und dergleichen, und so fand es Trautmannsdorf gerathen, die Beantwortung derselben und überhaupt die Fortsetzung der Prüfung zu untersagen.

Nun kam die Reihe an die alte Verfassungs- und Verwaltungsform der Provinzen; auch sie sollte von Grund aus umgestaltet werden. An die Stelle des Staatsrathes und der andern verfassungsmäßigen Behörden trat eine Centralregierung; die Patrimonialgerichte wurden aufgehoben und dafür neue Gerichtshöfe errichtet, die dem Obergerichtshof in Brüssel unterstanden. Die Bestimmungen der Joyeuse entrée wurden außer Kraft gesetzt; die Niederlande wurden für eine bloße Provinz der österreichischen Monarchie erklärt und damit auch des letzten Restes ihrer nationalen Selbstständigkeit beraubt. Zuletzt befahl der Kaiser kurz und gut, „seine sämmtlichen Unterthanen, ohne Unterschied, müßten allen Befehlen seiner Behörden selbst dann, wenn diese die Grenzen ihrer Befugnisse zu überschreiten schienen, ohne Einwendung und Zögern gehorchen.“*) Als darauf ein Verhafteter nach Wien gebracht werden sollte, während er als Brabanter nach den Gesetzen doch nur von seinen Mitbürgern und im eigenen Lande gerichtet werden durfte, brach die schon durch den vorgenannten Befehl hervorgerufene Gährung in offenen Aufstand aus. Die Stände verweigerten die von ihnen geforderten Jahressteuern und reichten eine Beschwerdeschrift ein, deren Sprache schon offener und muthiger lautete; der Rath von Brabant aber hob die neuerrichteten Gerichtshöfe auf und die Erzherzogin Marie Christine mußte mit ihrem Gemahl, dem Herzog von Sachsen-Teschen, versprechen, auf die Wiederherstellung der alten Verfassung hinzuwirken.

Auf dieses hin zeigten sich die Belgier zur Unterwürfigkeit bereit, nur sollten zuvor die Stände über die Sache gehört werden. Allein der Kaiser wollte von einer gütlichen Verständigung nichts wissen, sondern schickte ihnen vielmehr Truppen in das Land. Als eine belgische Deputation nach Wien kam, empfing er sie zwar, ja er versprach ihnen sogar, Alles wieder bei'm Alten zu lassen, wenn sie sich nur mit seinem General-Seminar einverstanden erklären wollten: doch als er sie in diesem Punkte auch jetzt noch unbeugsam fand, da widerrief er wieder alle seine

---

*) S. Art. 12 des Erlasses vom 1. Jänner 1787.

Zugeständnisse, die Amnestie und das hinsichtlich der alten Sonderrechte Bewilligte. Die Vermittlungsvorschläge des vorsichtigen Kaunitz wies er mit den harten Worten zurück: „Nur mit Blut läßt sich das Feuer des Aufruhrs löschen." Auf eine Beschwerdeeingabe des Kardinals Frankenberg aber schrieb er: „Der Erzbischof muß sich biegen oder brechen." So schickte er denn statt alles Weitern neue Truppen, die „dem Hader ein Ende machen sollten". „Ob dabei etwas mehr oder weniger Blut fließe, das, meinte er, dürfe nicht in Betracht kommen; er werde seine Soldaten belohnen, wie wenn sie gegen die Türken gefochten hätten." *) Als er aber sehen mußte, wie die in ihren Rechten gekränkten Brabanter an Gott und ihr Schwert zugleich appellirten, wie sie sich in geschlossenen Schaaren zum Kampfe rüsteten — da hielt er betroffen inne, seine phantastischen Träume von Gemeinwohl waren verflogen, er sah sein Verfahren von dem mißbilligt, den er als sein Vorbild abgöttisch verehrte. Da klagte er weinend, er sei durch die erhaltenen Berichte getäuscht worden, und da wandte er sich wieder an den bewährten Kaunitz um Rath, den er dießmal, so sehr derselbe auch die Milde empfahl, nicht zurückwies. Doch das kam jetzt Alles zu spät. Selbst an den Papst wandte er sich mit dem Ersuchen, er möge die Bischöfe zur Unterwerfung auffordern. Auch das Reich ging er um Hilfe an, doch dieses verweigerte sie; ja, Preußen ließ es sich sogar angelegen sein, die Gegner noch mehr gegen einander aufzuhetzen. Frankreich hatte im eigenen Innern alle Hände voll zu thun; England glaubte sich vom Kaiser beleidigt und verrathen, die Niederlande waren wegen der Barrieren-Angelegenheit voll Erbitterung gegen ihn und die Pforte drohte ihm mit Krieg.

So war also vom Auslande schlechterdings keine Unterstützung zu erwarten; die eigenen Truppen aber wurden unter Röder's Anführung geschlagen und jetzt erhob sich auch Flandern. Gent, das vergebens beschossen wurde, und Brüssel vertrieben ihre Besatzungen. Mitten unter dem Jammer des den rachgierigen Soldaten preisgegebenen Flachlandes drang der Freiheitsruf von Stadt zu Stadt. Freilich ließ auch der gewöhnliche Hemmstein aller Volkserhebungen — der Parteizwist — nicht lange auf sich warten. Während die Gemäßigten unter der Leitung des Advokaten Van der Noot für eine Rückkehr unter das

*) S. Brief vom 31. Oktober 1789.

Szepter Oesterreichs waren, falls dieses den Rechtseingriffen ein Ende machen und die ständische Vertretung nach einem zweckmäßigern Systeme umgestalten wollte — bestand die Fortschrittspartei, an ihrer Spitze der Advokat Vonck, auf vollständiger Losreißung und Unabhängigkeit, da sie in der Gleichmäßigkeit der Rechte nichts weiteres sahen, als die gleichmäßige Sklaverei unter dem Joche des Despotismus. Die erstern rechneten auf auswärtige Hilfe und zumal auf Preußen, dem jede Schwächung des von ihm so tief gekränkten Oesterreichs willkommen war; die letztern dagegen verließen sich nur auf die eigene Kraft. Unkluger weise arbeitete ihnen die österreichische Regierung selber in die Hände, dadurch, daß sie, aus Furcht vor den alten Freiheiten des Landes, auf deren Wiederherstellung die gemäßigte Partei drang, die letztere, mit der doch allein noch eine Verständigung möglich war, verfolgte und die Massen gegen sie aufhetzte.

Anfangs gingen die Parteien noch ziemlich Hand in Hand mit einander — man trat zu einer „Conföderation der Vereinigten Staaten von Belgien" zusammen, mit einem nach Außen souveränen Senat an der Spitze, der jedoch die innere Unabhängigkeit jedes einzelnen Staates zu respektiren hatte. Allein die Vonckisten nannten das eine freiheitsfeindliche Oligarchie, während sie sich zugleich dagegen auflehnten, daß man sich durch das Vertrauen auf das Ausland hinhalten lasse, statt auf das eigene Volk zu bauen und sofort zu den Waffen zu greifen. Sie drangen jedoch dem Uebergewichte der Aristokraten gegenüber nicht durch und wurden von diesen für den Eifer, mit dem sie zu Kampf und Sieg aufforderten, mit dem Verluste des Vermögens und der Freiheit bestraft. So hatte Joseph II wenigstens noch die Genugthuung, zu sehen, wie derselbe Ehrgeiz, der ihn unglücklich machte, auch seinen Gegnern verderblich wurde. Ihren wirklichen Sturz aber erlebte er nicht mehr, die völlige Vernichtung der angestammten Volksrechte konnte erst durch eine Revolution herbeigeführt werden, die den Begriff der absoluten Staatsgewalt schuf, um ihn den Fürsten als willkommenes Erbe zu hinterlassen.

Auch dem Reiche gegenüber machte Joseph II verschiedene Versuche, die allerdings jämmerlich beschränkten Rechte zu erweitern, die ihm als dem gewählten Oberhaupt desselben zustanden. Und wirklich that auch dem zum Spott Europa's gewordenen deutschen Reiche ein starker Reformator dringend noth, so schwerfällig und zersplittert war es als politisches Ganzes geworden,

so mangelhaft und von Mißbräuchen wimmelnd war die Organisation der wenigen Institute, die ihm von einem gemeinsamen Verwaltungssystem noch geblieben waren. Besonders berüchtigt war unter diesen das Reichskammergericht in Wetzlar, das sich mit dem Reichshofrath zu Wien in die Ausübung der höhern Gerichtsbarkeit für das Reich theilte. Während das letztere durch die unmittelbare Aufsicht des Kaisers noch so ziemlich in Zaum und Zügel gehalten wurde, überließ sich das erstere, den Vortheil seiner vergleichsweise unabhängigen Stellung mißbrauchend, mit vollem Behagen dem gedanken- und mühelosen Schlendriansgange des alten Prozesses mit seinem nimmer endenden Schriftenwechsel. Und nicht nur der Lässigkeit, sondern auch der Parteilichkeit, der feilen Bestechlichkeit wurde das Gericht vielfach beschuldigt, bei dem sich zu Allem hin noch zwei einander feindlich gegenüber stehende Parteien gebildet hatten, die einander fortwährend hemmten. Schon öfters hatten die Kaiser Schritte gethan, dem zum stehenden Beschwerdepunkt gewordenen Uebel abzuhelfen, doch die darüber mit dem Gerichte eingeleiteten Erhebungen und Verhandlungen hatten das gewöhnliche Schicksal seiner Prozesse — sie kamen zu keinem Ende. Gerade hier wollte nun auch Joseph II eingreifen, der überhaupt eine Menge ähnlicher Mißbräuche beseitigen wollte, der aber freilich außer dem entschlossenen Muthe gar keine der zum erfolgreichen Reformiren nöthigen Eigenschaften besaß, vor Allem keine ausharrende Geduld und keine plan- und stufenmäßig vorgehende Umsicht. So blieb auch seine Bemühung ohne Erfolg: unter endlosen Rücksichtsnahmen und Rangstreitigkeiten, unter Berufungen auf entgegen stehende Bestimmungen früherer Erlasse und alter Gewohnheitsrechte, unter Erörterungen über Kleinigkeiten, die für die damalige Anschauungsweise von großem Gewichte waren, gingen zehn Jahre vorüber und dann blieb Alles bei'm Alten. Einem alten Herkommen zufolge durften die Kaiser sogenannte Panisbriefe ausstellen, deren Inhaber dann aus gewissen Stiftungen freie Wohnung, Bekleidung und Kost erhielten. Dieses Recht wollte nun Joseph II allen Stiftungen gegenüber ausüben, um auf diese Weise seine eigenen Diener wohlfeil verköstigen zu können; allein die meisten jener Stiftungen weigerten sich dessen und so hatte denn der Kaiser sein Ansehen ganz nutzlos in Frage gestellt. Wie sehr überhaupt das letztere schon gesunken war, zeigte sich auch bei dem vergeblichen Bemühen des kinderlosen Monarchen, anstatt seines Bruders seinen Lieblingsneffen Franz zum deut-

schen König wählen zu lassen, ein Versuch, der auch im Schooße der eigenen Familie böses Blut machte.

Bayerischer Erbfolgestreit.

Noch übler als alles Andere wurde es dem Kaiser genommen, daß er nach dem Besitze Bayerns trachtete, wo mit dem Ableben des Churfürsten Maximilian Joseph (1745—77) die regierende (jüngere) Linie der Wittelsbacher erloschen war. Gleichfalls ein unermüdlicher Reformator im Geschmacke der Zeit, hatte jener Fürst, um dem zur Landplage gewordenen Räuber= und Landstreicher=Unwesen, das allen Gegenmaßregeln trotzte, zu steuern, durch seinen Vicekanzler Baron Kreitmayer ein mit Blut geschriebenes Strafgesetzbuch ausarbeiten lassen. Nach diesem sollte jeder Diebstahl im Betrage von wenigstens zwanzig Gulden, sowie jeder dritte Diebstahl, dessen Gegenstand über dreißig Kreuzer werth war, mit dem Strange bestraft werden. Auf Kirchenraub und Kirchenschändung, auf Schwarzkunst und andern Pakten mit dem Teufel stand der Scheiterhaufen. Der Selbstmörder wurde unter dem Galgen begraben und ein Drittel seiner Hinterlassenschaft wurde vom Staate eingezogen. Daß jeder Mörder hingerichtet, daß die Folter beibehalten wurde, versteht sich nach dem Bisherigen ohnehin von selber. Durch das ganze Land hindurch stand ein Galgen am andern; im Amtsbezirk Burghausen z. B. fanden in dem kurzen Zeitraum von achtzehn Jahren nicht weniger als elfhundert Hinrichtungen Statt, so daß die Bevölkerung den gräßlichen Schauspielen am Ende gar keine Aufmersamkeit mehr schenkte und der Zweck ihres mittelalterlich=grausamen Hergangs, die Abschreckung, ganz verloren ging. Sehr vortheilhaft unterschieden sich von diesem drakonischen Gesetze und überhaupt von der Gesetzgebung aller deutschen Staaten die Gerichtsordnung und das bürgerliche Gesetzbuch von 1786 bis 1787, die jene blutige Strenge wesentlich milderten.

Maximilian Joseph ist auch der Gründer der von ihm mit dem Kalendermonopol ausgestatteten Akademie der Wissenschaften zu München, die auf die Weckung und Pflege des wissenschaftlichen Sinnes und Strebens erfolgreich hinarbeitete. An ihrer Spitze standen zwei berühmte protestantische Elsässer — der Mathematiker G. Heinrich Lambert und der Rechtsgelehrte und Geschichtsforscher Chr. Friedrich Pfeffel, der den achten Band der Monumenta boica herausgab.

Den erledigten Thron sollte nun der Churfürst von der Pfalz als Haupt der ältern Wittelsbacher Linie besteigen. Allein auf die Allodialgüter des Erbes erhob die Wittwe des Churfürsten von Sachsen Ansprüche, auf verschiedene Lehen aber theils Joseph II als Kaiser, theils Maria Theresia als Königin von Böhmen und Erzherzogin von Oesterreich. Zur Unterstützung dieser Ansprüche, die im Grunde aus dem gerade damals stark hervortretenden Streben nach Arrondirung der Staaten hervorgingen, fand sich richtig in einem Archive eine alte Urkunde von 1426*) und so fand es der pfälzische Churfürst Carl Theodor am gerathensten, in die Zerstückelung des Erbes einzuwilligen, um wenigstens den Rest desselben ruhig in Besitz nehmen zu können: Oesterreich erhielt die am Inn gelegenen Gebiete, aus denen es einen eigenen „Innkreis" bildete, ohne den andern Prätendenten irgend eine Entschädigung dafür zu geben. Doch auch damit war Joseph II noch nicht zufrieden gestellt — er wollte ganz Bayern, für welches er dem Churfürsten seine von den Barrierenfestungen und ihren holländischen Besatzungen befreiten Niederlande als ein eigenes „Königreich Burgund" zum Austausch anbot, während er die übrigen Betheiligten mit Geld zu entschädigen versprach.

Von Seiten der fremden Kabinette war dem Anscheine nach kein Widerspruch zu befürchten: Frankreich, England, Spanien und Holland waren vom amerikanischen Kriege erschöpft, und auch von Friedrich II war nicht anzunehmen, daß er die Früchte seiner theuer erkauften Siege zu Gunsten eines Dritten noch einmal auf das Spiel setzen werde. Allein das Interesse dieses Dritten war eben gerade auch das des jungen Preußens, das sich durch eine so bedeutende Vermehrung der mit ihm rivalisirenden Macht im eigenen Leben bedroht sehen mußte. Dazu war es ihm für seine eigene Machtstellung in Deutschland und seine auf das letztere gegründeten Zukunftspläne von großem Vortheil, wenn es durch eine scheinbare That der edelsten Selbstverläugnung die „deutsche Freiheit" gegen das gefährliche Anwachsen der habsburgischen Macht in Schutz nahm, wenn es sich so an die Spitze der von jeher auf die letztere so mißtrauischen Opposition der Reichsstände stellte. Das Alles begriff der greise König, der als Staatsmann nicht minder groß war denn als Feldherr, ganz wohl und

---

*) Nach Schöll (Bd. 41. 280) wäre diese Urkunde falsch.

so wies er denn die vortheilhaften Anerbietungen des Kaisers standhaft zurück. Zu gleicher Zeit wurde der letztere auch von seiner Mutter fortwährend gedrängt, einen gütlichen Vergleich einzugehen, doch davon wollte er durchaus nichts hören, bis am Ende der Familienzwist so heftig wurde, daß er bereits mit der Verlegung der kaiserlichen Residenz aus Wien drohte. Voll Begier, sich mit dem alten Gegner seines Hauses, seinem hochverehrten Vorbild, im Kampfe zu messen, nahm er den Fehdehandschuh desselben auf und zog er an Lascy's Seite mit 100,000 Mann in's Feld, während sich der alte Held Laudon, der sich durch die Gegenwart des eigenwilligen Kaisers in der Leitung der Operationen beengt fühlte, zurückzog. Indeß kam, bevor noch irgend eine namhafte Waffenthat erfolgt war, durch Frankreichs und Englands Vermittlung zu Teschen ein Frieden zu Stande und zwar ganz zu Gunsten des Churfürsten, der stets vom Kriege abgerathen hatte (1779).

Um für die Zukunft allen ähnlichen Versuchen vorzubeugen und die Reichsverfassung sicher zu stellen, schlossen Preußen, Sachsen und Hannover unter sich einen sogenannten „Fürstenbund", dem nach und nach noch viele andere Reichsstände beitraten. Zwar löste sich derselbe schon bei'm Tode seines Gründers Friedrich (17. August 1786) wieder auf, allein der Vorgang behielt darum doch seine hohe praktische Bedeutung: es war der erste Versuch einer Einigung Deutschlands unter Preußens Leitung, ein Gedanke, auf den seitdem Friedrich's Nachfolger immer wieder zurückkamen.

Vergleicht man die reformatorischen Leistungen des letztern mit denen seines nur allzu eifrigen Schülers auf dem Kaiserthrone, so fühlt man sich betroffen von dem grellen Gegensatze, den sie hinsichtlich des Erfolges zu einander bilden. Und doch ist die Erscheinung eine ganz natürliche. Dem großen Könige, der bei seinen tiefgreifenden Umgestaltungen das Volk wie einen seelenlosen Bildungsstoff behandelte, der den Willen des Einzelnen eben so wenig beachtete wie Joseph II, kam dabei mancher Umstand zu Statten, der für den letztern wegfiel. Zu der geographischen Gleichartigkeit seines räumlich viel beschränkteren Landes, zu der Schwäche der einzelnen Provinzen, bei denen die Bedingungen zur staatlichen Sonderexistenz, die aufregende, verlockende Tradition von einer früheren Selbstständigkeit, einer eigenen ruhmvollen Geschichte gar nicht oder doch bei Weitem nicht in dem Maße vorhanden waren, wie z. B. in Ungarn, Böhmen, Belgien

— gesellte sich die nur durch die polnischen Gebiete unterbrochene nationale Gleichartigkeit der auch in ihrer Bildungsstufe und — Dank der geographischen Gleichartigkeit — auch in ihrer Lebensweise ungleich homogenern Bevölkerung. Wie diese Momente die im Sinne des philosophischen Jahrhunderts und des patriarchalischen Despotismus liegende Nivellirung und Uniformirung des Staats- und Volkslebens vereinfachten, so wurde die Aufgabe für den an gereifter Einsicht, ruhiger Besonnenheit und nachhaltiger Willenskraft ohnehin hoch über Joseph II stehenden König noch dadurch wesentlich erleichtert, daß ihm, mit vergleichsweise unbedeutenden Ausnahmen, nirgends ein starker, von einem auswärtigen Oberhaupte abhängiger Clerus gegenüber stand, daß in seinem Staate schon vor ihm eine weit konzentrirtere Regierungsgewalt und einheitlichere, gleichförmigere Verwaltungsweise bestand, und daß das ganze Volk schon von den Tagen des großen Churfürsten her und vollends seit der Regierung seines unmittelbaren Vorgängers an die militärisch-straffe Herrscherweise gewohnt war. In Oesterreich dagegen bestand, mit alleiniger Ausnahme einiger Alpenprovinzen, überall ein zahlreicher Adel, dem ein ausgedehnter Grundbesitz einen großen Einfluß auf die Massen sicherte, und dieser Adel betrachtete sich in Ungarn, Siebenbürgen u. s. w. als der Vertreter, als der berufene Beschützer des von ihm eifersüchtig gewahrten, von dem uniformirenden Vorgehen des Kaisers bedrohten nationalen Sonderlebens. In den Niederlanden kam dazu noch der phlegmatisch-konservative Charakter des ganzen Volkes. Zudem beschränkten sich die von Friedrich II vorgenommenen Neuerungen mehr auf die äußeren Formen des Staatslebens, auf das Heer, das Gerichts- und das übrige Verwaltungswesen. Joseph II aber, der schon auf diesem Boden, z. B. der Unmasse der aller Reform feindlichen Marschälle und Generälen gegenüber, viel schwerer zu thun hatte, mußte weit radikaler anfangen, er mußte erst die in Preußen bereits vorhandene Grundlage legen, die ganze Denk- und Gefühlsweise seiner Völker umgestalten, die nationalen und kirchlichen Schranken niederreißen, die seinem Willen und zumal der absoluten Einigung des Staates im Wege standen. Kein Wunder darum, wenn er mißverstanden, ja vielfach gehaßt wurde, während Friedrich's Andenken von seinem durch ihn zu Ruhm und Macht gekommenen Volk gesegnet wird. Erst die neuere Zeit hat dem guten Willen und den edlen Absichten des Kaisers Joseph wieder volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Es gehörte die ganze Festigkeit der

Ueberzeugung von seinem guten Rechte, seinem höheren Berufe dazu, wenn Joseph II nicht verzweifeln sollte. Als er zuletzt alle seine Pläne gescheitert, als er im Westen und im Osten als einzige Frucht derselben die Flamme des Aufruhrs und Krieges lodern sah, sagte er: „Würde ich die Pflichten meines Standes nicht so gut kennen, wäre ich nicht überzeugt, daß es der Wille der Vorsehung ist, daß ich meine Krone mit der Last der von mir daran geknüpften Pflichten trage — mein Herz müßte verzagen bei'm Gedanken an mein unglückliches Schicksal und mein glühendster Wunsch wäre der Tod. Doch ich kenne die Reinheit meiner Absichten und hoffe, daß, wenn ich nicht mehr sein werde, die Nachwelt dem, was ich für mein Volk gethan habe, mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen wird."

Und gerade jetzt, am Ende seines Lebens, wo Ungarn und Belgien im hellen Aufstand begriffen waren, wo man aller Orten nur die Klagen der Unzufriedenheit hörte, wo der alte Thron schon schwankte — gerade jetzt hätte Oesterreich seine ganze einheitliche Kraft nöthiger gehabt als je. Eben erst von den Türken besiegt, wurde es von einem englisch-preußisch-holländischen Bündnisse bedroht, das die übertriebenen Ansprüche des Kaisers in's Leben gerufen hatten. So hatte dieser wohl Recht, wenn er, voll Reue und Ergebung dem Tode entgegensehend, zur Inschrift seines Grabes die Worte bestimmte: „Hier liegt Joseph II, der in allen seinen Unternehmungen unglücklich war"; wenn er klagte: „um den Thron weine ich nicht; aber Ein Gedanke, ein einziger, drückt mich — daß ich so wenig Glückliche und so viel Undankbare machte"; und wenn er in seinem Testamente bat: „Ich bitte diejenigen, denen ich gegen meinen Willen ihr Recht nicht widerfahren ließ, mir — sei es aus christlicher Liebe, sei es aus Menschlichkeit — zu verzeihen; ein Monarch auf dem Throne hört darum nicht auf, ein Mensch zu sein, so gut wie es der Arme in seiner Hütte ist; beide sind denselben Irrthümern unterworfen."

Leopold II (1790—92).

Wie Joseph II, so war auch sein Bruder und nunmehriger Nachfolger Leopold ein eifriger Reformator, der es verstanden hatte, seine Toskaner zu einem glänzenden Gegenstück ihrer südlichen Nachbarn, zu einem fleißigen, ruhigen, für seine Bemühungen erkenntlichen Völklein heranzubilden. Bei aller offenen Entschiedenheit aber, mit der er umgestaltend in das geistliche wie

in das weltliche Regiment eingriff, war er doch von jeher besonnener vorgegangen als sein Bruder.

Trotz aller Liebe zum Reformiren aber und trotz seiner glänzenden Erfolge darin war er viel zu klug, um auch in Oesterreich, wo ihn die Sorgen der äußern Politik, zumal der wild gährenden Revolution in Frankreich gegenüber, erwarteten, auf der Bahn fortzuwandeln, auf der ihm das Beispiel seines unglücklichen Vorgängers warnend entgegentrat. Er gab vielmehr gleich nach seiner Krönung zum Kaiser die Erklärung ab, daß er die Provinzialstände als die Grundlage der Monarchie betrachte und daß er bei seiner Sorge für das Gemeinwohl stets Hand in Hand mit der Nation gehen werde. Kaum hatte er die letztere aufgefordert, ihm ihre Wünsche mitzutheilen, als ihre Vertreter von allen Seiten herbeiströmten, um die Wiederherstellung ihrer alten Rechte zu erflehen, die sie, den für jene Zeit am Throne so mißliebigen Klang des Wortes möglichst dämpfend, durchweg auf die Verhältnisse unter Maria Theresia als ihre gesetzliche Grundlage zurückführten. So hatte Leopold II gleich überreiche Gelegenheit, sein Versprechen zu erfüllen und er that es ehrlich: er schaffte das neue Besteuerungssystem ab und führte dafür das alte wieder ein, er hob das belgische General-Seminar auf, beschränkte die Allgewalt der Polizei und der Verwaltungsbehörden, beseitigte die Schranken, durch die der Verkehr im Namen der Freiheit gehemmt worden war, sowie alle jene Verbesserungen im Gerichtswesen, die ihrerseits wieder so viele Mißbräuche hervorgerufen hatten. Kurz — er zerstörte wieder das ganze Werk des Bruders, nur das Toleranz-Edikt, mit dem dieser seine kirchlichen Neuerungen besiegelt hatte, behielt er bei.

In demselben Maße, wie dem Verlangen der Völker Rechnung getragen wurde, beruhigte sich alsbald auch die Gährung, die bis dahin in Böhmen, in der Lombardei und anderswo geherrscht hatte. Nur in Ungarn dauerte sie noch eine Weile fort, obwohl ihre anfänglichen Ursachen auch hier bereits beseitigt waren. Unter dem Vorgeben nämlich, Maria Theresia habe die im Diplom Karl's VI enthaltenen Bestimmungen verletzt und Joseph II sei gar nicht zum König von Ungarn gekrönt worden, behaupteten nun die Magyaren, Oesterreichs Rechte auf den apostolischen Thron seien erloschen und sie seien somit wieder im Besitze ihres alten Rechtes, sich selber nach freiem Belieben einen König zu wählen. Zwar ließen sie sich gleichwohl herbei, Leopold II „aus Rücksicht auf seine persönliche Güte“ zum

König zu ernennen, allein an diese Ernennung knüpften sie in dem Inaugurationsdiplom eine Reihe von Modificationen, wie sie gerade damals in Paris dem französischen Könige diktirt wurden, so daß der König gar nichts anderes mehr war, als ein öffentlicher Beamter. Das konnte und durfte sich Leopold II allerdings nicht gefallen lassen: er berief einen Landtag nach Ofen, den ersten seit einem halben Jahrhundert, und erklärte demselben rund heraus, daß er sich in keine Unterhandlung und Erörterung über seine anererbten Rechte einlassen werde. Als eine große Zahl von ungarischen Regimentern verlangte, man solle sie auf die Nation schwören lassen und alle Fremden vom Dienste bei den ungarischen Behörden ausschließen, ließ Leopold II die Offiziere verhaften und darauf zu deutschen Regimentern versetzen, während ihre Stellen mit deutschen Offizieren besetzt wurden. Während er indessen auf seiner Weigerung beharrte, irgend eine andere Capitulation als die seines Ahnen Karl's VI zu unterzeichnen, ging er gleichwohl aus freien Stücken auf die Wünsche der Stände ein, indem er versprach, nur Einheimische mit Aemtern zu betrauen, alle drei Jahre den Landtag zu berufen und die Steuern für diesen Zeitraum bewilligen zu lassen, einen nationalen, nur dem Könige als solchem unterstehenden Hofrath zu errichten, der befugt sein sollte, gegen jede den Landesgesetzen widersprechende Verordnung Beschwerde zu erheben. Außerdem wurde bestimmt, daß die Oberleitung des öffentlichen Erziehungs- und Unterrichtswesens in die Hände des Landtages überzugehen habe, daß das Magyarische zur allgemeinen Geschäftssprache zu erheben sei und daß die Offiziersposten zum größern Theil mit Landesangehörigen besetzt werden müßten. Nach erfolgter Krönung versprach Leopold II endlich noch, daß sich seine Nachfolger jedesmal binnen eines halben Jahres nach dem Ableben des Vorgängers krönen lassen würden.

Nachdem der Kaiser, um auch die von Außen drohenden Gefahren zu beschwören, die Streitigkeiten zwischen ihm und der Pforte beigelegt und in Reichenbach mit Preußen einen Vertrag geschlossen hatte, der ihn vor dem Verluste Galiziens und Lodomiriens sicherte, suchte er nunmehr auch mit den Belgiern eine Verständigung herbeizuführen. Zu diesem Behufe hob er sämmtliche der Joyeuse entrée und den Provinzialrechten widersprechenden Verordnungen auf und erklärte er in einer öffentlichen Bekanntmachung, daß er die alte Verfassung als die beste wieder

hergestellt und damit jeden Grund für die Fortdauer des durch die Willkür seines Bruders hervorgerufenen Aufstandes entfernt habe. Allein beide Parteien, die sich inzwischen zum gemeinsamen Widerstande geeinigt hatten, wiesen jede Unterhandlung mit dem Kaiser zurück und verlangten die volle Unabhängigkeit mit einer volksthümlichen Regierungsform. Ein Heer von zwanzigtausend Freiwilligen unter dem unbeschränkten Oberbefehle Van der Noot's war für Oesterreich immerhin ein beachtenswerther Gegner; allein bald kam die alte Uneinigkeit wieder zum Vorschein: Vonck fand das Vorgehen der Stände nicht minder despotisch als das des Kaisers und trennte sich darum mit seinem Anhange von ihnen. Dazu kamen die Nachrichten von den entsetzlichen Ausschreitungen der französischen Revolution, die man bald mehr fürchtete als die österreichische Herrschaft. Mit der Hoffnung auf die auswärtige Hilfe war auch die Freiheitsbegeisterung nach und nach verschwunden, um nur noch den gegenseitigen Parteihaß und die Furcht vor den raub- und blutgierigen Jakobinern des Nachbarlandes zurückzulassen. So war es ganz natürlich, daß die Stände sich endlich doch zu Unterhandlungen bereit zeigten, besonders als sie merkten, daß Leopold, der sich inzwischen auf andern Punkten gesichert und freie Hand bekommen hatte, mit ihrer Unterwerfung Ernst zu machen beginne. Sie boten die Krone dem Erzherzoge Karl an, doch der Kaiser, dessen Truppen Brüssel besetzten, wies diesen Vorschlag zurück. Endlich kam unter Vermittlung der Mächte in Haag ein Uebereinkommen zu Stande, in welchem der Kaiser unter Verleihung einer Amnestie und unter Aufhebung aller von Joseph II erlassenen Verfügungen die alten Rechte und Privilegien bestätigte und versprach, ohne Zustimmung der Stände keine Rekruten auszuheben und keine Steuern auszuschreiben. Die höhern Richter sollten unabsetzbar und unversetzbar sein und von der Regierung je aus drei von den Obergerichtshöfen vorgeschlagenen Kandidaten gewählt werden; eben diese Gerichtshöfe sollten auch nebst den Ständen bei der Abfassung neuer Gesetze und Zollverordnungen und bei der Reform des Gerichtsverfahrens zu Rathe gezogen werden.

Doch allen diesen Zugeständnissen zum Trotze blieb das Land nach wie vor in Aufregung, da jetzt die neuen Ideen der französischen Patrioten mehr und mehr Platz griffen, so sehr sie auch mit den alten Gewohnheiten und Rechtsinstituten im Widerspruch standen. Es erhoben sich immer wieder neue Ansprüche

und neue Klagen über Nichteinhaltung der Amnestie, bis Leopold II inmitten der Unterhandlungen starb. Sein Nachfolger war sein Erstgeborner, Franz II, unter dem das deutsche Reich sein mumienhaftes Schattenleben vollends schließen sollte.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Literatur und Philosophie in Deutschland.

Außer den Fürsten des Hauses Oesterreich sah Deutschland in diesem Jahrhundert vier seiner souveränen Häuser, Brandenburg, Sachsen, Hannover und Hessen-Kassel, fremde Throne besteigen; es hatte aber keinen Nutzen davon in Folge seiner eigenen Schwäche und weil das Interesse der Erbländer stets dem der neuen Kronen untergeordnet wurde, so daß Deutschland in alle Angelegenheiten Europa's verwickelt blieb. Das Ueberwiegen Preußens zeigte sich in der Ausdehnung des militärischen Wesens auf alle Verhältnisse, in der Menge der Offiziere, in der Liebhaberei für Paraden, welche übrigens sogar Friedrich II beschränkte. Die Pfalz besaß bei 1500 Soldaten elf Generale, in Bayern war das Heer, welches 30,000 Mann zählte, in 30 Regimenter eingetheilt mit einem Feldmarschall und so vielen Offizieren, daß sie ein Dritttheil des ganzen Heeres bildeten.

Friedrich, der um Deutschland sich blutwenig kümmerte und eine so ausgesprochene Vorliebe für Frankreichs Cultur und Literatur hegte, war das Idol der Nation, die ihn als ihren Typus betrachtete und stolz darauf war, daß sein Name in ganz Europa sich Geltung verschaffte.

In der That gewann durch den siebenjährigen Krieg Deutschland den militärischen Ruhm zurück, den die französischen Fahnen in den Schatten gerückt hatten. Auch der Prunk, an den die deutschen Fürsten nach dem Beispiele Ludwig's XIV sich gewöhnt hatten, wich der Einfachheit, welche Friedrich an seinem Hofe einführte. Selbst das Haus Oesterreich milderte in etwas die Strenge des spanischen Ceremoniells, als die Lothringer auf den

Thron gelangten. Howard, der Wohlthäter der Gefangenen, verzichtete darauf, Joseph II vorgestellt zu werden, weil er vor einem Menschen nicht knieen wollte; der Kaiser erließ es ihm und hob die demüthigende Ceremonie gänzlich auf.

Klopstock.

Die Bewunderung, welche Friedrich allem Französischen zollte, ließ ihn die heimische Literatur wie die heimischen Sitten barbarisch finden; seinem Beispiele folgten die gebildeten Stände und Alles modelte sich nach den Franzosen. Die deutsche Sprache ward verachtet und die Erzieher wurden aus Frankreich verschrieben. Die erste Morgenröthe einer bessern Zeit für deutsche Cultur und Literatur verkündete die Zeitschrift, welche seit dem Jahre 1744 unter dem Titel „Neue Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes" erschien und bald unter der kürzern Bezeichnung „Bremer Beiträge" berühmt wurde. Das Unternehmen war eine Reaktion gegen die einseitige Nachahmung französischer Regelmäßigkeit, also namentlich gegen Joh. Christ. Gottsched in Leipzig (1700—66), dem sich schon früher eine Schweizer Schule unter Bodmer und Breitinger, die sich den Engländern anschloß, gegenüber gestellt hatte. Als Lehrer der Dicht- und Redekunst, als Sprachbildner, Dichter und Reformator der deutschen Bühne war Gottsched sicherlich nicht ohne Verdienst und jedenfalls hatte er eine gewisse Einheit in die deutsche Literatur gebracht, ja eigentlich zuerst die Idee der deutschen Literatur in ihrer Gesammtheit erfaßt. Aber das Prinzip, von dem er bei seinen Bestrebungen ausgegangen war und worauf er immerwährend zurückkam, war viel zu starr und unfruchtbar, viel zu einseitig formell und in die bloß mechanische Regel gelegt, viel zu sehr einer fremden, mehr künstlich und willkürlich gemachten, denn naturgemäß gewordenen Literatur abgeborgt, als daß es nicht nothwendig hätte bekämpft und beseitigt werden müssen, sobald Leben, Fluß und echter Gehalt in die deutsche Literatur kommen sollte. Hiezu gab nun der Kreis der sogenannten Bremer Beiträge den Anstoß, und dieser Kreis wiederholte sich gewissermaßen später im Göttinger Dichterbund. Und wie dieser sich innig an Friedr. Gottl. Klopstock (1724—1803) anschloß, so trat Klopstock unter den Bremer Beiträgen in die Literatur ein, denn die drei ersten Gesänge seines „Messias" wurden zuerst in ihrer Zeitschrift gedruckt. Mit Klopstock beginnt eine neue Epoche der deutschen poetischen Sprache. Er befreite Deutschland

von der Alleinherrschaft des Alexandriners, dem er den Hexameter entgegensetzte, als einer hohlen, auf bloße Correktheit und leeren Klang abzielenden Reimerei, welcher er in seinen Oden durch geschickten Anbau antiker Versmaße und Erfindung neuer ein heilsames Gegengewicht hielt. Tief erfüllt von wahrhaft christlicher Humanität und von Enthusiasmus für das hellenische Schönheitsideal, erhob er die Poesie zur Stärke des poetischen Objekts und donnerte seinem Volke die Worte Freiheit, Fortschritt, Geist und Unsterblichkeit zu. Seine Wirkung war unermeßlich. Er ist der erste Reformator der neueren deutschen Nationalliteratur und des geistigen Lebens in Deutschland überhaupt. In religiöser Beziehung erhob sich diese Genossenschaft zwar wider die aus England und Frankreich in Deutschland eindringende Freigeisterei, faßte aber die Religion nur von Seiten ihrer praktischen Nützlichkeit, als bloße Moral, auf (Chr. Fürchtegott Gellert 1715—69). Von poetischer Begeisterung, idealer Erhebung, schöpferischem, lebensvollem Gestalten ist übrigens in den Dichtungen dieser Genossenschaft noch ebenso wenig etwas zu finden, als in den Gruppen der preußischen Dichter, die zunächst in Halle, sodann in Halberstadt und endlich in Berlin ihre Hauptsitze haben, und sich um Joh. Wilh. Gleim (1740—1803) gruppiren, der den anakreontisch-horazischen, tändelnden, affektirt heitern Ton in den Dichtungen dieser Kreise hauptsächlich anschlug und demselben während eines langen, edlen, für die uneigennützige, aufopfernde Förderung manches Talentes und daher auch der Literatur überaus wohlthätigen Lebens getreu blieb, auch nachdem der von seinen Freunden und Jüngern angenommene Standpunkt längst überwunden, die von ihr allerdings gegebene bedeutende Anregung ihre Frucht gewirkt hatte. Charakteristisch ist bei diesen preußischen Dichtern der Patriotismus, welcher sich in der Begeisterung für Friedrich verkörperte.*)

Wohlthätigen Einfluß auf die Hebung des Nationalgeistes übten auch die berühmten Pietisten Philipp Jak. Spener (1635—1705) und Aug. Herm. Francke (1663—1727) und namentlich der Theosoph Jakob Böhme (1575—1624), der zu

---

*) „An dem großen Begriffe, den die preußischen Schriftsteller von ihrem Könige hegen durften, bauten sie sich erst heran, und um desto eifriger. als derjenige, in dessen Namen sie Alles thaten, ein für alle Mal nichts von ihnen wissen wollte.“ Göthe, Dichtung und Wahrheit.

Görlitz als Schuhmacher lebte, der erste deutschschreibende Philosoph. Der große Leibnitz, der auch in der Theologie und in der Philosophie volksthümlichen Bestrebungen huldigte, ohne der Höhe und Würde der Wissenschaft das Mindeste zu vergeben, hatte gleichfalls die Wiederherstellung der Rechte der deutschen Sprache als Ziel vor Augen; französisch und lateinisch schrieb er nur aus Rücksicht auf die große Verbreitung dieser Sprachen in der gebildeten und der gelehrten Welt. Die Philosophie von Christ. Wolf (1679—1754), von scholastisch-schwerfälligem, logisch-abstraktem Gepräge übertrug diesen Charakter auf die Sprache, in welcher sie vorgetragen wurde. Wolf schloß sich den Bemühungen des Thomasius für Geltendmachung der deutschen Sprache im Gebiete gelehrter Darstellungen an, aber, wie dieser, trifft ihn der Vorwurf, die seichte Aufklärerei und die Herrschaft des Rationalismus in Deutschland eingeführt zu haben. Sein Styl ist ohne alle individuelle Färbung, ohne Lebendigkeit und freie Bewegung, dabei in oberflächlicher und unbehilflicher Weise klar und peinlich korrect. Dem raschen und kräftigen Wesen Friedrich's II war insbesondere diese unbehilflich pedantische Philosophie unangenehm. Davon ausgehend, daß die Bildung der Franzosen, Engländer, Italiener insbesondere darauf beruht, daß sie sich die geistigen Schätze des Augusteischen Zeitalters zu eigen zu machen suchen, fand er, daß die deutschen Universitäten im Allgemeinen an dem Mangel einer durchweg brauchbaren Methode der Wissenschaftslehre leiden; er meinte, die Sprache sei durch Hinzufügung von Vokalen an das Ende der Wörter wohlklingender zu machen; dem verderbten Geschmack in Bezug auf die öffentliche Schaubühne, auf welcher die abscheulichen Stücke von Shakespeare und deren Nachahmungen, wie z. B. der „Götz von Berlichingen", Eingang gefunden, sei entgegen zu wirken. Solche und ähnliche Winke legt der König im Jahre 1770 in einer kritischen Arbeit nieder. Er war dabei nur das Echo Voltaire's, welcher der deutschen Literatur mehr Geist und weniger Consonanten wünschte!

Allerdings bewilligte Friedrich die Preßfreiheit, aber nur für die Behandlung religiöser Fragen und als Ableitung von der politischen Schriftstellerei. Sein Grundsatz war: „Raisonnirt so viel ihr wollt und über was ihr wollt, wenn ihr nur gehorcht", und er hatte den traurigen Muth, sich in der von ihm selbst verfaßten Lobrede, die er der Berliner Akademie durch seinen Sekretär vorlesen ließ, auf den wahnsinnigen La Mettrie zum

Materialismus zu bekennen.*) Es war dies die Zeit, wo Leibnitz verhöhnt und der Skeptizismus gefeiert wurde, wo die Büsten von Voltaire und Rousseau die Kabinette der geistlichen Churfürsten und der Domherren mit sechszehn Ahnen zierten!

Es waren hervorragende Geister und bedeutende Schriftsteller, welche sich an dem Werke der Zerstörung betheiligten. Wir nennen Edelmann, Bahrdt, Besedow, auch Wieland mit seiner Leichtfertigkeit und seinem glatten Materialismus, endlich, aber nur in einem gewissen Sinne, Gotthold Ephraim Lessing (1729—81), der zweite Reformator der deutschen Literatur, der ernste und begeisterte Forscher nach Wahrheit. Als kritischer Zweifler schätzte er zwar das Suchen nach Wahrheit höher als den Besitz derselben und den Geist der Untersuchung über Alles, aber mit Entschiedenheit trat er auch gegen das Halbe und Farblose auf, das in deutscher Philosophie und Literatur überwucherte, kämpfte mannhaft gegen Unglauben und Aberglauben, rüttelte die Träumer und Schläfer auf und drang auf Entscheidung. Er war nicht Zweifler aus Lust am Verneinen, sondern der Zweifel war ihm Waffe, um positive Ueberzeugung sich zu erkämpfen, um bis zu dem letzten Punkte, wo es galt, zwischen Christenthum und Heldenthum zu wählen, vorzudringen, dabei aber blieb er Christ, wenn auch nicht Lutheraner, und der vernünftige Christ stand ihm höher als der unvernünftige Philosoph. Eben darum verwarf er den flachen Rationalismus, eben darum wollte er keinen Scheinfrieden für Vernunft und Religion. In der Philosophie und Theologie — und neben seinen Forschungen in diesen höchsten Gebieten erschienen seine antiquarischen und ästhetischen Untersuchungen gleich wie Jugendübungen, jene als die eigentliche Aufgabe seines zur männlichen Reife gelangten Geistes — genügte seinem zersetzenden Verstande zwar keines der bestehenden Systeme, auch die Offenbarungsreligion nicht, und gab er die „Wolfenbüttler Fragmente" heraus, „um die orthodoxen Theologen, die so übermüthig seien, wegen ihrer Gründe verlegen zu machen"; aber er stellte doch das gläubige und innerliche Christenthum weit über die neologische Behandlung desselben. Als Protestant nimmt er die subjektive Freiheit des Protestantismus mit einer bis dahin unerhörten Konsequenz und Kühnheit

*) Gleichzeitig aber verbot er die rationalistischen Schriften eines gewissen Gebhardt, Mitarbeiter des Gottsched.

unbedingt in Anspruch und bestreitet er die Unfehlbarkeit und alleinige Autorität der Bibel, aber er erkennt die Tradition der Kirche an, denn das Christenthum sei dagewesen, ehe Evangelisten und Apostel geschrieben hätten; ja er wendet das scharfe Schwert der protestantischen Kritik gegen den Protestantismus selber, da er eine gewisse Gefangennehmung der Vernunft unter den Gehorsam des Glaubens verlangt, sobald man die Wirklichkeit der Offenbarung anerkenne. Vom Protestantismus immerhin ausgehend und diesen bis zur äußersten Grenze verfolgend, kommt er über diesen Punkt freilich nicht hinaus und behilft er sich mit der Unterscheidung einer „Religion Christi“, die nichts als eine Art Naturreligion für alle Menschen ohne Unterschied des Bekenntnisses ist („Nathan der Weise“), von einer „christlichen Religion“; doch aber versucht er, „nach Ueberzeugung hungernd“, mit dieser Religion sein Glaubensbekenntniß, das kein protestantisches mehr war und die „Päpstchen“ bereitwilligst mit dem Papste vertauschen will, wenn sie vor dem Forschen und der Mittheilung des Erforschten bangen, in Einklang zu setzen, indem er (in der „Erziehung des Menschengeschlechtes“, die er übrigens wahrscheinlich nur herausgegeben, wie die „Fragmente der wolfenbüttelschen Ungenannten“, welche man dem Hamburger Arzte H. S. Reimarus zuschreibt) die Offenbarung als einen stufenweisen, einstweilen an dem Volke der Juden bis zu Christus, „dem ersten zuverlässigen praktischen Lehrer der Unsterblichkeit der Seele, und zwar für das Knabenalter der Menschheit“, durchgeführten Akt göttlicher Erziehung der menschlichen Vernunft darstellt, welche zu einem „neuen Evangelium“ der höchsten Aufklärung führen würde. Bereits hatte er indeß gestanden, daß die Inspiration der Evangelien der breite Graben sei, über den er nicht kommen könne, so oft und ernstlich er auch den Sprung versucht habe! Und so erscheint Lessing in diesem rastlosen Suchen und Forschen nach dem Lichte, ruhelos und ungeduldig umhergetrieben, nach Hamann's, einer ähnlichen hohen Erscheinung in der deutschen Literatur, Ausdruck vom „Dämon des Scharfsinnes“ und, setzen wir hinzu, der einseitigen, hochmüthigen Verstandeskraft überwältigt, an der Schwelle des Heiligthums unbefriedigt und erschöpft zusammensinkend, als der tragischste Charakter der deutschen Literatur.

Sein hoher Trieb nach Forschung und Aufklärung schlug in hausbackene Verständlichkeit und glatte Aufklärerei um bei dem Herausgeber der „Literaturbriefe“ und der „Allgem. deutschen

Bibliothek" — unter deren Hauptmitarbeitern Lessing's Freund und Mitstrebender Moses Mendelssohn, welcher sich große Verdienste um die Hebung des geistigen Zustandes der Juden, seiner Glaubensgenossen, erwarb, zu nennen ist — dem Berliner Buchhändler Friedr. Christ. Nicolai, dessen Anhängern und Mitarbeitern.

Als Reaktion gegen das frivole Freidenkerthum bildeten sich Gesellschaften von Theosophen, welche die mystische Seite des Christenthums hervorkehrten, indem sie auf die geheimnißvolle Anziehungskraft esoterischer Lehren rechneten. Es traten neben Träumern, Phantasten und Schwindlern auch begeisterte Visionäre auf, an deren tiefernster Ueberzeugung, an deren wunderbarem Tiefblick in die größten Geheimnisse nicht zu zweifeln, so Emanuel Swedenborg.*) Aber vorzugsweise bemächtigten sich bewußte Betrüger des Glaubensbedürfnisses der Menschen, welches die Aufklärerei weder zu unterdrücken noch der trocken-protestantische Dogmatismus zu befriedigen vermochte. Martinez Pasqualis, ein bekehrter portugiesischer Jude, war der Stifter einer kabbalistischen Theosophie; seine Anhänger — Martinisten genannt — breiteten sich nach dem Jahre 1754 in Frankreich und von da in Deutschland aus; der berühmte S. Martin, ein hoher Geist, gehörte gleichfalls zu ihnen. Mit ihnen standen die Rosenkreuzer in Verbindung, deren Adepten bei der Aufnahme in den Bund die außerhalb desselben Stehenden „elende Sklaven des Fanatismus und des dunklen Aberglaubens" nannten.

Die Illuminaten.

Adam Weishaupt, Professor zu Ingolstadt, war, obgleich selbst Zögling der Jesuiten, einer der erbittertsten Feinde dieses Ordens, that sich durch freigeistige Tendenzen hervor und stiftete im Jahre 1776 die geheime Gesellschaft der Illuminaten, deren großes Geheimniß in den für Staat und Religion gleich gefährlichen Grundsätzen und Planen bestand, welche Weishaupt, der in seiner Sekte den Namen Spartacus führte, aus den Schriften französischer und deutscher Sophisten und Aufklärer geschöpft hatte. Der Orden war ein Gemisch von französisch-ästhetischer Philosophie und Freimaurerei. Man ging, wie bei den Maurern,

*) Görres, Em. Swedenborg, seine Vision und sein Verhältniß zur Kirche. Speier 1828.

durch mehrere Grade hindurch, um sich durch viele Prüfungen und Reinigungen endlich dem wahren Lichte der Lehre zu nahen. Unsichere Personen und weniger fähige Köpfe wurden nur zu den sieben niederen Graden zugelassen, die eigentlichen Geheimnisse nur den zwei letzten Graden, dem Magus- und Rex- oder Priester- und Regenten-Grade, mitgetheilt. Im ersteren wurde die Religion für Betrug ausgegeben, im letzteren die Könige und Fürsten für Usurpatoren, und jeder Hausvater für souverän erklärt. Alle gesellschaftlichen Unterscheidungen sollten aufgehoben und die Menschheit zu einem phantastisch-patriarchalischen Leben zurückgeführt werden, auf daß endlich „allem Pfaffen- und Schurkenregimente der Garaus gemacht, Pfaffen und Fürsten, als die Bösen, von der Erde verschwänden". Durch allerlei Kunstgriffe wußte man dem Orden Ausdehnung zu verschaffen, daher ein unterrichteter Augenzeuge damals sagte: „Die Illuminaten unternehmen es, der Kirche Geistliche, den Prinzen Erzieher, den Universitäten Lehrer, ja sogar den Reichsfestungen Kommandanten nach ihrem Sinne zu geben." Nicolai und seine Mitarbeiter an der „Allgemeinen deutschen Bibliothek" waren die nächsten Beförderer des Illuminaten-Ordens. Die bayerische Regierung, von der preußischen gewarnt, hatte die Gesellschaft zwar zur Untersuchung gezogen und den Bund äußerlich zerstört (1786), doch wirkte er noch lange im Geheimen fort, bis er sich allmälig im Freimaurerorden verlor. Gar manche Fürsten traten selbst der Gesellschaft bei; Friedrich II ließ sich von einem gewissen Major Bielefeld, Joseph II von einem Baron Born aufnehmen; alle rheinischen Fürsten gehörten dem Bunde an. Mit furchtbarer Verblendung arbeiteten die Großen in solcher Weise an ihrem eigenen Untergang und glaubten sich, gestützt auf die Politik und die Heere, sicher vor den zerstörenden Einflüssen jener Lehren.

Friedrich Wilhelm II (1786) begünstigte in Preußen als Gegenmittel gegen den von seinem Vorgänger beschützten Unglauben jene geheimen und mystischen Gesellschaften, an deren Spitze in Preußen der General v. Bischoffswerder und der Minister G. Christ. v. Wölner, Mitglied vieler Geheimbünde und namentlich der Rosenkreuzer, stand. Des letztern Werk war das Religionsedikt, worin festgesetzt wurde, daß die drei anerkannten christlichen Bekenntnisse in ihren alten Formen erhalten werden, Duldung und Schutz finden sollten, die Herrnhuter, Mennoniten und böhmischen Brüder einbegriffen; jedoch sollte jede Confession

sich der Proselytenmacherei enthalten, vor welcher insbesondere die katholische Geistlichkeit gewarnt wurde. Das Edikt erklärte sich gegen die Illuminaten, welche die Dogmen leugnen, gegen Socinianer, Deisten, Naturalisten, welche bestreiten, daß die Bibel Gottes Wort; Geistliche, welche so denken, sollen ihren Aemtern entsagen. Das Edikt erregte in rationalistischen Kreisen große Unzufriedenheit, zumal es mit einigen Beschränkungen der Preßfreiheit verbunden war.

Der heftig angegriffene Glaube blieb also nicht ganz ohne Vertheidiger. Selbst in der Berliner Akademie rüstete sich die Wissenschaft, die Wahrheit der Religion zu beweisen. Euler, in seinen französisch geschriebenen Physikalischen Briefen, an die Nichte des Königs von Preußen gerichtet, kämpfte für Gott und das Christenthum; Lambert wurde in seinen „Kosmologischen Briefen" (Augsburg 1761) zum Dichter, der in der Unendlichkeit des Weltenraumes die Gottheit fand. Einer der edelsten christlichen Denker war der Magus des Nordens, der schon genannte Joh. Georg Hamann, und neben ihm ist, wenn auch in nicht ganz ebenbürtiger Weise, Friedr. Heinr. Jakobi zu nennen, dann der von dem Letzterwähnten wegen seines Uebertritts zur katholischen Kirche angefeindete Graf Friedr. Stolberg, der sich mit Unwillen von jener Richtung des Zeitalters abwandte, nach welcher die starke, lebendige Physiognomie der positiven Religion für Fratze galt, eines Zeitalters, dessen Steckenpferd, nach einem Wort von Schleiermacher, eine erbärmliche Allgemeinheit und eine leere Nüchternheit war, dessen Wortführer daher nichts so sehr scheuten, als bei'm Außerordentlichen und Unbegreiflichen anzufangen, und die es Stolberg nicht vergeben konnten, daß er was innerlich vorhanden war auch äußerlich vollzog. Ein treuer Kämpfer für den Offenbarungsglauben war auch der fromme Dichter Matthias Claudius, der treuherzige Wandsbecker Bote, während der Mitstifter der Romantischen Schule, der zu früh vom Tode ereilte F. G. v. Hardenberg, bekannter unter dem Dichternamen Novalis (1772—1801), in wehmüthiger Sehnsucht nach der katholischen Wahrheit auf den verschlungenen Pfaden einer naturphilosophischen Mystik vergeblich die heißersehnte Rettung und Wiedergeburt erstrebte.

Unter den Wohldenkenden, die von der Richtung, welche die Aufklärer angaben, nicht ohne Empörung sprachen, ist auch der redlich prüfende Geschichtschreiber Johannes Müller zu nennen. „In der That wird die sogenannte protestantische Kirche", sagt

derselbe in einem Briefe, „immer mehr ein eigentliches Babel — abscheulich ist's, wie man verfährt! Gegen diese elende Sekte, die kalte, unempfängliche, wollte ich lieber noch bei Mystikern sein, so wenig sonst etwas mir zusagt, was gegen die schlichte Manier der Alten und Großen ist." Solcher Stellen finden sich unzählige in seinen Werken. Der Philosoph Fichte nannte Nicolai's Allgemeine deutsche Bibliothek den Mittelpunkt des leeren Geschwätzes. „Eine Philosophie, die hinüber und herüber schwatzte ohne Regel und feste Bahn, eine Theologie, deren Hauptzweck war, die Bibel so vernünftig zu machen, wie diese — Schwätzer selbst waren, eine Kunstkritik, die auf nichts sah, als auf die Wahrscheinlichkeit der Fabel und die moralische Erbaulichkeit, eine Gelehrsamkeit, die im Zusammenraffen seltener Raritäten auf einen confusen Haufen bestand, eine flache breite Schreiberei: dies war von jeher der Geist dieses Werkes." So spricht sich Fichte in einer Schrift vom Jahre 1807 aus, welche als Charakteristik Fr. Nicolai's ein Beitrag sowohl zur Literaturgeschichte des vergangenen, als zur Pädagogik des angehenden Jahrhunderts ist. Was dort von Nicolai gesagt ist — das Ganze ist eine mit leidenschaftlichem Haß gegen die Nicolai'sche Einbildung, Anmaßung und Seichtigkeit und mit blühendem Witz geschriebene Schmähschrift — das gilt mehr oder weniger von der ganzen Sekte der damaligen Aufklärer.

Der mächtigste unter den Denkern, Imman. Kant — welcher darin mit den französischen Encyclopädisten übereinstimmte, daß er bestrebt war, in allem die transcendentale Erkenntniß Betreffenden die Wissenschaft in Einklang mit dem Gemeinwohl zu setzen — trat gleichfalls in strengen Gegensatz zum atheistischen Geiste und zur Oberflächlichkeit der Berliner Schule.

Geschichte.

Die früheren Geschichtschreiber dieser Periode, welche nur ihre kleinen Fürsten und die Schwäche des Reiches vor Augen hatten, ermangeln des lebendigen Bewußtseins des Patrioten und Bürgers, des weiten, das Große und Ganze überschauenden Blickes, und in sorgsamen, dem Einzelnen und Kleinen eifrig nachspürenden Untersuchungen geht ihnen, trotz aller Gelehrsamkeit, der Sinn für das Erhabene ihrer Wissenschaft verloren. Von fremden Mustern angeregt bessert sich zwar die deutsche Geschichtschreibung um die Mitte des Jahrhunderts, aber noch fehlt ihr die elegante und klare Darstellung, das kräftige Kolorit. Die

Weltgeschichte der englischen Gelehrten Gray und Guthrie erschien (Leipzig 1765—86) in deutscher Uebersetzung mit guten Noten und werthvollen Zusätzen. Die Geschichtskenntniß, wenn auch nicht die Geschichtsschreibung, förderte auch die Uebersetzung einer andern englischen Universalgeschichte.*) Mich. J. Schmidt (1736—94) zog in seiner „Geschichte der Deutschen" zuerst das Kulturleben der Nation in die Darstellung. Joh. Christ. Gatterer (1725—1807) hat das Verdienst, eine kritischere Verfahrungsweise im Benutzen der Quellen angebahnt zu haben, woraus sich allmälig auch eine wissenschaftlichere Form für die Behandlung des Sachlichen und eine geschmackvollere Darstellungsart herausbildeten. Mit- und Nachstrebende, gleich den genannten Professoren in Göttingen, waren Joh. Steph. Pütter und Aug. Ludw. Schloezer (1735—1809), einer der vornehmsten und verdienstvollsten Begründer einer freiern Behandlung der historischen Studien und einer gehobeneren, lebensvolleren Geschichtschreibung in Deutschland.

Unter dem Einflusse der Kant'schen Philosophie mußte die Geschichtschreibung es sich gefallen lassen, eine Dienerin der philosophischen Spekulation zu werden, indem sie einem allgemeinen Prinzip, dem der fortschreitenden Entwicklung der Menschheit, untergeordnet wurde. Hiezu gab Kant selbst den Anstoß durch seine Schrift „Ideen zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht" (1784). Allerdings ist es auch dieser Einwirkung zu verdanken, daß die Geschichtschreibung sich zu pragmatischer Darstellung erhob. Und dieser Gewinn blieb ihr, als man von jener Hypothese auf den Weg der politischen historischen Forschung zurückkehrte. Zunächst kam der Kirchengeschichte die pragmatische Behandlungsweise zu statten. Voran ging hierin Gottl. Jak. Planck mit der „Geschichte .... unseres protestantischen Lehrbegriffs ꝛc." (Leipzig 1781—1800), dem sich unmittelbar darauf Ludw. Timoth. Spittler (1752—1810) mit dem „Grundriß der Geschichte der christlichen Kirche" (Göttingen 1782) anschloß. Auch in der Abfassung von Sondergeschichten einzelner deutscher

---

*) „Allgemeine Welthistorie, die in England durch eine Gesellschaft von Gelehrten ausgeführt worden", herausgegeben von F. J. Baumgarten, Halle 1740—59, 18 Theile, fortgesetzt bis zum 30. Theile unter der Aufsicht J. S. Semler's, 1759—60. Der 31. und die folgenden Theile erschienen in Bearbeitungen von Schloezer, Meusel u. A., 1771—1810.

Länder (Württembergs und Hannovers), sowie namentlich in seinem „Entwurf der Geschichte der europäischen Staaten" (Berlin 1793, 1794) zeigte sich Spittler als einen ebenso gründlichen, wie besonnenen und freimüthigen Historiker.

Johannes Müller (1752—1809).

Den größten und gepriesensten Namen aber in der Geschichtschreibung erlangte damals Joh. Müller aus Schaffhausen durch seine „Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft" (Erster Entwurf Bern 1780, Leipzig 1786—95, 1805—8). „Allerdings war dieses Werk auf dem Grunde eines unermeßlichen Quellenstudiums aufgebaut und in einzelnen Theilen auch mit großer Kunst ausgeführt; allein zu einem sich dem Stoff und der Schreibart nach harmonisch zusammenschließenden und abrundenden Ganzen fehlte ihm noch viel, auch abgesehen davon, daß die ganze Form der Darstellung zu sehr eine theils einigen großen antiken Historikern, theils den besten altdeutschen Geschichtsbüchern nachgekünstelte Erzählungsmanier verrieth." *) Frühzeitig wurde ihm schon der Vorwurf gemacht, er ahme zu sehr den Tacitus nach; später, er habe den historischen Styl des Thucidides mit dem des Tacitus in seiner Schweizergeschichte zu verschmelzen gesucht und dabei zugleich durch Annäherung an die Ausdrucksweise der altdeutschen Chronisten seiner Sprache eine eigene alterthümliche Färbung zu geben gestrebt. Um den ersten Vorwurf zurückzuweisen und den scheinbaren Grund desselben zu erklären, schrieb Müller im Jahre 1788 an Nicolai: die Nachahmung des Tacitus werde ihm fälschlich zugeschrieben. „Nicht nur habe ich seit zwölf Jahren ihn gar nicht gelesen, er ist nach meinem Geschmack in der That auch kein vollkommenes Muster; ich halte weit mehr auf einige Griechen, auf Cäsar's Einfalt am allermeisten. Die Ursache meiner oftmals dunkeln Manier war immer der Mangel genugsamer Muße zur Ausarbeitung; es ist mir nicht möglich gewesen, die Darstellung des Fürstenbundes und die Schweizergeschichte auch nur abzuschreiben. Daher ein Excerptenstyl, den lange Gewohnheit mir, wie Hallern, eigen gemacht. Auch was aus der Seele geflossen, ist, aus diesem einzigen Grund, nicht ein heller Bach, sondern hervorbrechender trüber Alpenstrom,

---

*) Aug. Koberstein, Grundriß der Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Bd. 2.

der mehr fortreißt als befruchtet. Einzelne Stellen habe ich das zufällige Glück gehabt, ein paarmal umarbeiten zu können; diese haben auch überall Beifall gefunden.“ — Nächst der hier erwähnten „Darstellung des Fürstenbundes“ (Leipzig 1787) sind zu nennen die erst nach seinem Tode herausgekommenen, ursprünglich französisch als Grundlage zu Vorlesungen entworfenen „Vierundzwanzig Bücher allgemeiner Geschichten, besonders der europäischen Menschheit“ (Tübingen 1810). Viel Aufsehen machten auch die „Reisen der Päpste“ (1782), worin er „das Jubelgeschrei des Publikums über den Umsturz aller Vormauern militärischer Alleinherrschaft einigermaßen zu stillen trachtete“. Seine letzten Lebensjahre befleckte Müller durch seinen Uebertritt in die Dienste Napoleon's, er, der Geschichtschreiber der freien Schweiz. Schon früher war ihm von G. Forster vorgeworfen worden, daß er „den Mantel nach dem Winde hänge und mit beiden Schultern trage“. Jetzt schrieb ihm der bekannte österreichische Publizist und Staatsmann Fr. Gentz seinen berühmten Absagebrief.*)

J. G. Herder (1744—1803).

„Eine Epoche in seiner Denkungsart oder Studierart“ machten Herder's „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ (1784—91). Herder seinerseits nannte später im 4. Theile dieses Werkes Müller's Schweizergeschichte „eine Bibliothek voll historischen Verstandes“, und meinte: „eine Geschichte der Entstehung Europa's von diesem Schriftsteller geschrieben, würde wahrscheinlich das erste und einzige Werk dieser Art werden.“ Herder hat große Verdienste um die Erweckung eines höheren und allgemeineren Interesses für die Geschichte. Ohne Geschicht-

*) Kurz vorher (13. Juli 1805) schrieb Gentz an Adam Müller: „Ihr Urtheil über Johannes Müller ist fast buchstäblich auch das meinige. Es ist fast unbegreiflich, wie man mit so viel ursprünglicher Kraft, mit so echter Liebe zum Alten, mit so tiefer Kenntniß der meisten Gegenstände, deren Vereinigung den Charakter der modernen Welt, oder besser, der Christenheit, konstituirt, mit so merkwürdiger Erhabenheit über den Schmutz und die Lumpen des Zeitalters — doch so hartnäckig protestantisch sein kann; protestantisch bis zum Liebäugeln mit den Aufklärern, trotz vieler energischen Erklärungen gegen die Aufklärung. Dieß, und dann, daß die Elendesten der Zunft ihn beständig ihren Johannes Müller nennen, — ein Schimpf, für welchen man, nach meiner Ansicht, immer verantwortlich bleibt, — sind die beiden einzigen Vorwürfe, die ich ihm zu machen weiß.“

schreiber im engeren Sinne des Wortes zu sein, betrachtete er zuerst in Deutschland geschichtliche Verhältnisse und Bildungen in dem großen Zusammenhange der allmäligen Entwickelung der Menschheit. — „Dem tief religiösen Gemüthe des philosophisch-historischen Forschers und poetischen Sehers widerstand die rein verstandesmäßige, alles nur in das Licht moderner Aufklärung rückende Betrachtungsweise, womit Engländer und Franzosen im 18. Jahrhundert an die Geschichte jedes Zeitalters und jeder Bildungsstufe der Menschheit getreten waren, und der man nun auch in Deutschland, besonders nach dem Vorgange von J. D. Michaelis und Schloezer, auf dem Felde der biblischen wie der Profangeschichte sich entschieden zugeneigt hatte. Er wollte im Gange der Weltgeschichte ein höheres Walten anerkannt wissen, er suchte in ihr eine stufenweis fortrückende Offenbarung derselben göttlichen Weltordnung, welche sich in der Natur überall verkündigend, alle ihre Erscheinungen nach ewigen Gesetzen bestimme und regle, und er verlangte eine Geschichtschreibung, welche die verschiedenen menschlichen Zustände, Bildungen und Ueberlieferungen entfernter Vergangenheit nicht bloß nach dem einseitigen und beschränkten Gesichtspunkt moderner Verstandeskultur auffasse und beurtheile, sondern sie in ihrer durch Orts- und Zeitverhältnisse, durch Religion, Politik, Sitten ꝛc. so mannigfaltig bestimmten Eigenthümlichkeit zu begreifen und darzustellen trachte. Schon die beiden hier einschlagenden Schriften, die noch vor der Mitte der Siebziger herauskamen und noch beide in Gedanken, Sprache und Styl ganz den Charakter der Sturm- und Drangzeit an sich trugen, die „älteste Urkunde des Menschengeschlechts" und „Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit", sind in diesem Geiste abgefaßt. Jedoch in der vollen Gediegenheit seiner Kraft und in seiner fruchtbarsten Fülle zeigte derselbe sich erst in Herder's bedeutendstem und reifstem wissenschaftlichen Werke, in den „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit", welche in der Behandlung der Geschichtswissenschaft bei uns ganz eigentlich Epoche gemacht haben." *)

In der Literatur überhaupt erscheint Herder als der Gedankenerbe Hamann's, dessen tiefsinnige Ideen er mit warmer Empfänglichkeit aufnahm und mit dem Leben zu vermitteln suchte, wobei er, um Allen zu genügen und mit einer eigenthümlichen

*) Koberstein a. a. O.

universalen Empfänglichkeit begabt, die Humanität, die alle Menschen verbrüdern will, zur Religion erhob, es als seine Aufgabe betrachtend, das Christenthum und die Bildung mit einander zu versöhnen; da er aber kein Denker war wie Lessing und Hamann, sondern ein weiches, mehr aufnehmendes als gestaltendes Talent, mehr vom Gemüth als vom Verstand sich leiten ließ, begnügte er sich damit, statt an der Erhabenheit und Tiefe des Christenthums den Glauben zu erwärmen und zu stärken, umgekehrt das Christenthum poetisch zu verflüchtigen und nur dessen ästhetische und sittliche Seiten hervorzuheben. Den Irrthum dieses Strebens — welches zuletzt die Kunst zu einem Evangelium erhob und diese einseitige künstlerische Richtung zum Gepräge der neuern Literatur machte — in späteren Jahren erkennend, stritt er denn auch gegen Kant's kritische Philosophie („Metakritik", zur Kritik der reinen Vernunft, 1799, und „Kalligone", gegen Kant's Kritik der Urtheilskraft, 1800), welche an die Stelle des Glaubens einen dürren Formalismus setzte, obgleich er von derselben Grundansicht, daß die Moral höher stehe als die offenbarte Religion und um ihrer selbst willen geübt werden müsse, ausgegangen war. Mit der schon bezeichneten universalen Empfänglichkeit seines Wesens, seinem Natursinn, der ihn bis zum Pantheismus führte und seinem Enthusiasmus für alles Edle und Schöne, steht er größer und erfolgreicher da in seinem Streben, Sprache, Wissenschaft und Dichtkunst zu verjüngen, alles menschliche Wissen zu vergeistigen, wofür, was er in seinen „Stimmen der Völker in Liedern" (1778) und in der Uebersetzung des „Cid" für die Volkspoesie gethan, zeuget. Er hat Bahn gebrochen in dem, was nach ihm mit fortgeschrittenen geschichtlichen und sprachlichen Studien durch die Romantische Schule, dann durch Göthe („Westöstlicher Divan"), Rückert, Platen u. A. zu einem der größten Vorzüge der deutschen Literatur geworden, nämlich in der Verallgemeinerung und Aneignung der eigenen älteren und der fremdländischen Poesie.

Für die Bildung des historischen Styls und für die Belebung des Interesses an geschmackvollen geschichtlichen Darstellungen auch bei dem nicht gelehrten Theile des gebildeteren Publikums war auch Friedrich Schiller thätig; er schließt sich in dieser Beziehung zunächst an Herder an; hienach und nicht so fast nach dem, was dadurch der eigentlichen Geschichtswissenschaft zu Gute gekommen ist, muß die Bedeutung seiner historischen

Schriften, vornehmlich der „Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande“ (1788) und der „Geschichte des dreißigjährigen Krieges“ (1791—93) abgeschätzt werden.*)

Was die publizistische Literatur anbelangt, so legten Joh. Jak. Moser (1701—85) und Joh. Jak. Schmauß (1690—1757) den Grund zu einer freisinnigern Behandlung der Staatswissenschaften, insbesondere des Staatsrechts, der Letztere als Lehrer an der Göttinger Hochschule, welche nachher eine Hauptpflegestätte für die gelehrte Publizistik wurde. Für eine allgemeinere Belebung des politischen Sinnes trug erst die weitere Verbreitung der von englischen und französischen Publizisten aus Locke's Schule entwickelten Ideen bei. In dieser Richtung machten sich die Schweizer Joh. Iselin und Joh. G. Zimmermann, sowie Th. Abt, insbesondere aber Friedrich Karl v. Moser und Justus Möser aus Osnabrück (1720—94) durch seine „Patriotischen Phantasien“ verdient. Möser war ein Volksschriftsteller im edelsten Sinne des Wortes.

---

*) Schlosser (Geschichte des 18. Jahrh.) stellt Schiller's Verdienst als Geschichtschreiber sehr hoch. Er findet, daß Schiller glücklicher als in seinen philosophischen Bestrebungen in dem Versuche gewesen sei, das Interesse des Volkes für die Geschichte vermöge der Poesie zu wecken, oder mit andern Worten, eine für das große lesende Publikum passende eigene Gattung dichterischer Geschichte beliebt zu machen. So mißlich der Versuch gewesen, so habe Schiller durch seine beiden Geschichtswerke einen sehr edlen und großen Zweck erreicht. Er habe sich der Geschichte bedient, um die ganz verflachten Ansichten des bürgerlichen Lebens zu veredeln, Sinn für Aufopferung, für die größten Wohlthaten des Lebens, für Freiheit und Religion, zu wecken und eine poetische Betrachtung realer Verhältnisse der starren, juristischen und reichshistorischen der deutschen Reichsgeschichten entgegen zu setzen. Er habe die Geschichte aus dem Dunkel an's Licht gebracht. Wenn man alle historischen Werke seiner Zeit, selbst Spittler's und Schloezer's Werke, ja sogar Joh. v. Müller's Schweizergeschichte betrachte, so werde man finden, daß alles Ausgezeichnete in diesem Fache nur den Gelehrten zugänglich, das Andere weder durch Darstellung noch Gehalt anregend gewesen sei. Daher sei es als eine Wohlthat für die Literatur anzusehen, daß ein großer dichterischer Geist die Geschichte des höchst prosaischen deutschen Lebens mit echter Poesie durchflochten habe. — Es beeinträchtigt Schiller's Verdienst der schönen Darstellung nicht, daß er nicht aus den unmittelbaren Quellen schöpfte, die zu seiner Zeit noch nicht einmal zugänglich waren, und daß er die ihm zu Gebote stehenden trüben Quellen ohne Kritik benutzte, so daß er allerdings mehr Roman als eigentliche Geschichte schrieb.

Kritik.

Die literarische und ästhetische Kritik ging von Hamburg und Zürich aus; insbesondere erwarben sich die Züricher Kunstrichter Bodmer und Breitinger Verdienste durch Bekämpfung der Uebelstände in der Literatur; mittelbar ward die Kritik auch gefördert durch die Wolf-Leibnitz'sche Philosophie und durch Liscow's Satire. Der Streit, welcher sich zwischen Gottsched und der Züricher Schule entspann, kam der Kritik sehr zu Statten. Auf diesem Gebiete wirkte auch Fr. Nicolai wohlthätig, aber Epoche auf demselben machte Lessing, der in diesem Gebiete durch seine Artikel in der Berliner „Vossischen Zeitung" debütirte, zunächst durch seinen Antheil an den „Literaturbriefen". Die Höhepunkte von Lessing's, die ganze seitherige Dichtungs- und Kunstlehre von Grund aus reformirender kritischer Thätigkeit ist erreicht in den „Abhandlungen über die Fabel", dem „Laokoon" und der „Hamburgischen Dramaturgie". Wohin er zuletzt als Dichter selbst gelangt war, zu der vollen Freiheit und Selbstständigkeit im Hervorbringen eines ebenso naturwahr wie kunstmäßig ausgeführten dramatischen Werkes, dazu sollten an seiner Hand nun auch Andere geleitet werden. „Er bewies, daß gerade die Franzosen mehr als eine andere Nation die Regeln des alten Drama's verkannt, daß sie gar nicht das Wesentliche in den Forderungen der griechischen Philosophen an den tragischen Dichtungen von dem Unwesentlichen unterschieden und das Wesentliche durch allerlei Einschränkungen und Deutungen entkräftet hätten, und daß nur eine maßlose Eitelkeit ihre Dichter könne zu der Meinung verführt haben, mit der mechanischen und oft höchst zwangvollen Beobachtung gewisser, von Aristoteles mehr aus den zufälligen als den nothwendigen Eigenschaften der griechischen Tragödien abgeleiteten Regeln hätten sie nicht nur allen seinen Forderungen genügt, sondern an Kunstgeschick auch noch die großen griechischen Meister übertroffen. Die Gelegenheit zu dieser Beweisführung boten ihm zunächst die Beurtheilungen einiger der berühmtesten Tragödien von P. Corneille und Voltaire. Ihrer Zergliederung nebst der anderweitigen Polemik gegen die Franzosen, besonders gegen Voltaire, und der Erläuterung der aristotelischen Hauptsätze über das Drama — womit das ganze tragische System der Franzosen eigentlich über den Haufen geworfen wurde — ist ein gutes Drittel der ganzen Dramaturgie eingeräumt. Den Franzosen, die darnach noch gar keine wahre

Tragödie besaßen, war wieder Shakespeare als der Dichter der Neuzeit gegenüber gestellt, der mit Sophokles und Euriepidas von den Deutschen studirt werden mußte, wenn sie die rechte Einsicht in das Wesen der tragischen Kunst gewinnen und auch zu einem gründlichen Verständniß der aristotelischen Lehre von der Tagödie gelangen wollten. Wie an die Zergliederung der Corneille'schen und Voltaire'schen Tragödien, so hatte Lessing dann auch an die Beurtheilungen oder die Inhaltsangaben anderer dramatischer Werke eine Menge der feinsten, geistvollsten und fruchtbarsten Bemerkungen sowohl über das Wesen und die Bestimmung der Dichtkunst überhaupt, als über verschiedene Punkte in der Theorie des Drama's angeknüpft. Erst durch die Dramaturgie wurde die Macht des französischen Einflusses auf unsere schöne Literatur gebrochen; sie blieb für Deutschland das werthvollste Vermächtniß der Lessing'schen Kritik und ein Leitstern unserer ganzen folgenden Poesie." *)

Wie Lessing auf dem Gebiete der Poetik als Reformator auftrat, so that dies Joh. Joach. Winckelmann (1717—68) auf dem Gebiete der Kunstgeschichte und Kunsttheorie. Namentlich mit seinem Hauptwerk, der „Geschichte der Kunst des Alterthums" (1764) rief er eine Wissenschaft in's Leben, welche der ästhetischen Bildung in Deutschland und überhaupt der Entwickelung der Literatur höchst förderlich werden sollte. Allerdings konnte in einem gewissen Sinne Goethe in seiner Schrift „Winckelmann und sein Jahrhundert" diesen einen „gründlich gebornen Heiden" nennen, den die protestantische Taufe zum Christen einzuweihen nicht vermögend gewesen und dem „diejenigen Parteien, in welche sich die christliche Religion theilt, völlig gleichgiltig wären"; aber vom Protestantismus kann das Antike eine Brücke werden zur Wahrheit in der katholischen Kirche; so hat auch Winckelmann das wahre Wesen der Kunst, sogar der christlichen, erst aus dem Studium der Alten, namentlich der Griechen, erkannt, und, indem er als Heide, aber mit Ernst, Gründlichkeit und Wahrheitsliebe, angefangen hatte, zuletzt, als einer der klarsten Geister, die ganze Fülle der christlichen Wahrheit gesucht und erkannt in und bei der Kirche, welcher er in Rom sich zuwandte. Seine Bekehrung ist deßhalb so bedeutungsvoll und eröffnet eine ganze Reihe von glänzenden Eroberungen

---

*) Koberstein a. a. O.

für die Kirche; es erfolgte mit ihm eine Scheidung in der protestantischen Richtung und Wissenschaft und ein Kampf bereitete sich vor, der zunächst Lessing, dann auch Goethe, auf welche beide Winckelmann einen so großen Einfluß ausübte und die gleichfalls durch nähere Bekanntschaft mit dem Alterthum der Größe und Klarheit entgegen geführt wurden, mächtig ergriff. Indem ferner Winckelmann eine an den Quellen geschöpfte platonische Begeisterung in seine erhabenen Kunstideen trug, hat er die natürliche Neigung des deutschen Geistes zur Kunst und Poesie mächtig gefördert und von ihm an wird eine fast über Alles sich verbreitende künstlerische und ästhetische Betrachtungsweise in der deutschen Literatur beinahe ausschließend herrschend, leider selbst auch da, wo der sittlichen oder religiösen Gesinnung der Vorrang gebührte.

Drama.

Das Drama führt uns auf Gottsched zurück. Er wollte nämlich hauptsächlich das Drama dazu benutzen, um durch Nachahmung französischer Regelmäßigkeit einen bessern Geschmack einzuführen, den Schwulst und die Ueberladung von Lohenstein und Hofmannswaldau zu verbannen. In diesem Streben gerieth er in das andere Extrem und in seinem Eifer gegen das Volksthümliche that er mit Hilfe der Schauspielerin Friederike Karoline Neuber den Harlekin feierlich in Acht und Bann. Er selber stellte eine Mustertragödie auf in dem „Sterbenden Cato". Dieses langweilige und matte Stück — sagt Schlosser*) — dem Addison's „Cato", welchem französische Ingredienzen nach französischen Regeln behandelt beigemischt sind, zum Grunde liegt, ward nicht allein überall aufgeführt, sondern auch zehn Mal hinter einander neu aufgelegt. Auch seine aus dem Französischen mit Hilfe seiner Frau und seiner Clienten höchst elend übersetzten Stücke wurden bei ihrer ersten Erscheinung nicht ungünstig aufgenommen. In unsern Tagen würden freilich alle die Stücke von Gottsched und seiner Frau, die man in den sechs Theilen seiner „Deutschen Schaubühne" findet, eben so lächerlich sein, als sie schlecht sind; aber zu jener Zeit brachten sie wenigstens eine Ahnung des Bessern in die Gemüther des freiern Theils unserer Nation, besonders der Bürger der freien Handels-

---

*) Geschichte des 18. Jahrhunderts.

städte des Reichs. Daß diese Gottsched'schen Drama's in Ermangelung besserer gespielt wurden, und zwar gerade in solchen Städten, wo kein Hof war, der auf Unkosten des Volkes französische Schauspieler und italienische Sänger unterhalten oder Opern aufführen lassen konnte, sagt uns Gottsched selbst. Er rühmt in den Vorreden seiner „Deutschen Schaubühne", daß seine Stücke von den (damals noch herumziehenden) Schauspielergesellschaften „in Leipzig, Frankfurt, Hamburg, Danzig aufgeführt worden seien".

Lessing.

Erst Lessing, wie schon angedeutet worden, erlöste das Drama von dem Aberglauben an den französischen Aristoteles und wies es zu dem Wahren hin und auf Shakespeare. Mit „Miß Sarah Sampson" (1755) führte er nicht nur das bürgerliche Drama in Deutschland ein, sondern er wies auch dem deutschen, bisher von französischen Mustern ganz abhängigen Drama eine ganz neue Bahn an. Hier und in „Emilie Galotti" (1772) sind besonders sittliche, in „Minna von Barnhelm" (1767) vaterländische, in „Nathan der Weise" (1780) religiöse Grundgedanken wirksam. Diese vier Dramen beweisen zugleich, daß Lessing in der dramatischen Poesie weit über seinen Zeitgenossen stand. Nach Goethe's Urtheil ist „Minna" die erste aus dem bedeutenden Leben gegriffene Theaterproduktion von spezifisch temporärem Gehalt, die deßwegen auch eine nie zu berechnende Wirkung hervorbrachte. Wie in diesem Stück für das Lustspiel, so suchte er in „Emilie Galotti" für die Tragödie ein Vorbild aufzustellen, und zwar wies er dieselbe durch dieses an Klarheit und Durchsichtigkeit der Sprache, Zeichnung der Charaktere, dramatischer Kraft und Bühnenwirkung reiche Stück, das nach Goethe's Ausspruch „jeder Zeit neu erscheinen muß", auf die Bahn der bürgerlichen Tragik. Das Verletzende, Unversöhnende in diesem Trauerspiele, namentlich in seinem Schluß, ist nothwendiges Ergebniß davon, daß Lessing, mit dem kritisch berechnenden Verstande dichtend, den höhern religiösen Anschauungen und Empfindungen keine Berechtigung zuerkennen wollte, im gänzlichen Verkennen des Wesens ächter Tragik, wie er freilich von den großen griechischen Tragöden hätte lernen können. Verhält er sich aber mit „Emilie Galotti" nur abweisend gegen das Christenthum, so trat er am Ende seiner Laufbahn mit „Nathan" angreifend und polemisch nicht nur wider die christliche, sondern wider jede positive Religion

auf. Bei vielen Schönheiten ist daher der Beifall, den dieses didaktische Stück, gleichsam das Evangelium der Humanitäts-Religion und ein Commentar zur „Erziehung des Menschengeschlechts", noch immer findet, leider vorzugsweise diesem Umstande zuzuschreiben.

Wieland.

Christoph Martin Wieland (1733—1813) erwarb sich ein großes Verdienst um das Drama durch die erste literarisch-giltige Uebersetzung des Shakespeare. Hierin liegt jedoch nicht die eigentliche Bedeutung dieses Schriftstellers. Dieselbe liegt darin, daß er die Vermittlung mit dem Leben und der gebildeten Gesellschaft und eine realere Auffassung anbahnte,*) freilich ohne eigentliche dichterische Begabung, Ernst und Tiefe des Charakters, ein Mangel, der durch eine wenn auch noch so große sprachliche Gewandtheit nicht ausgeglichen werden konnte, und die Literatur einer neuen Gefahr entgegen führte, von welcher der mächtige Geist eines Lessing, die Biegsamkeit und reichgestaltende Phantasie eines Herder sie nicht völlig befreien konnten. Doch gab er der deutschen Dichtkunst die ihr noch ganz fehlende Anmuth und den Wohllaut des Wortes und des Wesens. Außerdem hat er durch seine Uebersetzungen und seine Nachahmungen viele nachhaltige Richtungen zuerst angeregt.**)

---

*) „Er paßte das Französische und das Griechische den Bedürfnissen der höheren Klassen an, schuf eine französisch-deutsche Literatur in griechischer Hülle und zwang das Volk, sich diese Art Bildung anzueignen." Schlosser a. a. O.

**) „Fast den geraden Gegensatz zu Winckelmann bildete Wieland, dessen angelernter patriarchalischer Geschmack in Deutschland wenig Anklang gefunden, dessen eigenthümlichere Richtung aber, wie sie sich in den komischen Erzählungen, halb französisch, halb griechisch, darstellte, um so größere Aufmerksamkeit erregt hatte. Seine „Musarion" übte auf die Jugend eine unbeschreibliche Einwirkung. Scham und Scheu waren von diesem tändelnden Geschwätz überwunden, Frauen und Mädchen, vielleicht dieselben, die bei Klopstock's Oden selige Thränen geweint, ließen sich von dem verführerischen Buhlergelispel des Buches hinreißen; junge Dichter und alte Literatoren, denen die Unterscheidung zwischen unschuldiger Sinnlichkeit und ausgelernter Leichtfertigkeit abhanden gekommen, schwelgten im Genuß dieses neuen Evangeliums der epikureischen Horde, und — so allgemein war die Einwirkung! — während einerseits die raffinirte Verworfenheit der Erotiker hier ihren Aus-

Ermangeln schon die bessern dramatischen Erzeugnisse der Nachfolger Lessing's alles Aufschwungs der Phantasie, so wußten vollends die Uebrigen aus dem nüchternen Bereiche der beschränktesten Alltäglichkeit sich nicht zu erheben, und diese Natürlichkeitsrichtung wurde mit mehr oder minderm Glücke fortgesetzt von dem Schauspieler F. L. Schröder (1743—1816), der vorzugsweise englische Stücke bearbeitete und dem namentlich die Charakterzeichnung gelang; O. H. v. Gemmingen (1739—1822), der in seinem lange hochgepriesenen „Deutschen Hausvater" die untern Stände verherrlichte; A. W. Iffland (1749—1814), der mit feiner Beobachtungsgabe die Schwächen der Menschen veranschaulicht, mit seinen Stücken nur rühren und moralische Besserung bezwecken will, Begeisterung und Poesie aber eher bekämpft als fördert, auch wie Schröder als ausübender Künstler weit mehr die dramatische Kunst als Literatur fördert, bis hinab auf A. F. F. v. Kotzebue (1761—1819), der zwar die rasche und pikante Bewegung des französischen Lustspiels auf das deutsche Theater verpflanzte, dieses, welches allzu bürgerlich schwerfällig geworden, zu größerer Rührigkeit antrieb, aber durch seine unzähligen, aller Orten aufgeführten und noch jetzt nicht völlig verbannten charakter- und würdelosen, alles edlen, idealen Aufschwungs baaren, unmoralischen, Tugend und Laster eben so hohl und grell als unwahr schildernden Stücke auf den Verderb von Sitte und Geschmack unabsehbaren Einfluß übte.

Bis in die neueste Zeit blieb diese bürgerliche Richtung im Lustspiel und sogenannten Charakterstück vorherrschend, um dann endlich durch das gleichfalls nach französischem Muster gemodelte sogenannte Salon- und Intriguenstück in den Hintergrund gedrängt zu werden. Im Schau- und Trauerspiel hatte dagegen Goethe mit seinem gewaltigen „Götz von Berlichingen" (1772, erste Bearbeitung) die große reagirende Bewegung der „Sturm- und Drangperiode" auf die noch von den drei Einheiten, welcher

---

gangspunkt nahm, gingen reinere Naturen, von den eingestreuten Philophemen angeregt, von dem Buche wie zu neuem edlen Schaffen gestärkt hinweg. Die Scheffner, Goltz, Heinse und die zahl- und namenlosen Verfasser der Lais und Psycharion fußen so gut und übel auf Wieland und seiner Musarion, wie Schiller's reflektirende Lyrik am Ausgange seiner ersten Periode, nur daß jene stecken blieben, Schiller aber den Entwicklungsprozeß nur durchmachte." Karl Goedecke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung.

Regel sich sogar Lessing im Wesentlichen gefügt hatte, beherrschte deutsche Bühne übertragen und die Ritterdramen veranlaßt, welche wohl mit Glück eine Saite des deutschen Volkslebens anschlugen, in deutschem geschichtlichem Boden wurzelten und somit vielleicht zu einem nationalen Drama hätten führen können, wenn sie nicht bald durch Uebertreibung, Rohheit mit Kraft, Formlosigkeit und Unbändigkeit des Ausdrucks mit Genialität verwechselnd, zu wahren Zerrbildern geworden wären. Es ergoß sich eine Fluth solcher Stücke über die Bühne, welcher zugleich die Kraftgenies einige ihrer wildesten Hervorbringungen zuführten (ein Drama von Klinger gab dieser sturm- und drang- oder kraftgenialischen Zeit den Namen, wie denn auch Gerstenberg mit dem den Ton der früheren Mordspektakel wieder anschlagenden „Ugolino" und Leisewitz mit dem übrigens ungleich höher stehenden „Julius von Tarent" hieher zu beziehen), bis endlich Schiller mit seinen „Räubern" (am 13. Januar 1782 in Mannheim zuerst aufgeführt) den Gipfel, aber auch die Grenze dieser ausschweifenden Periode betrat, welche Lessing's besonnene Warnung vor Ungebundenheit und Zuchtlosigkeit und sein Wort „Shakespeare will studirt, nicht geplündert sein" mißachtet hatte.

Goethe und Schiller.

Wie für das Drama, so schufen überhaupt für die deutsche Literatur die eben genannten großen Dichter Goethe und Schiller eine neue Zeit; sie brachten die Vollendung dessen, was Klopstock, Lessing, Herder erstrebt hatten. Joh. Wolfgang Goethe aus Frankfurt a. M. (28. August 1749 bis 22. März 1832) war der klarste Spiegel der ganzen Zeit, was zugleich für seine Empfänglichkeit für alle Eindrücke und für seine große Beobachtungsgabe zeugt. J. Chr. Friedrich Schiller aus Marbach (11. November 1759 bis 9. Mai 1805) ist der ideale Dichter, der Herold der Freiheit auf geistigem, sittlichem und politischem Gebiete, bewundert und verehrt wie sein großer Genosse, doch vorzugsweise geliebt. Diese großen Dichter haben, wie wohl jeder Mensch höheren Geistes, ihre Sturm- und Drangperiode gehabt, die sie indessen auf sehr verschiedene Weise bestanden und überwanden. Bei Goethe, ohnedies ganz anderer Natur, war der Prozeß ein mehr innerlicher, bei Schiller prägte er sich in seinen ersten Werken aus, beide aber empfingen die tiefste Anregung von Lessing's Dramaturgie; sie waren fest entschlossen, das Werk, welches er so trefflich begonnen, in seinem Geiste fort-

zusetzen. Sie haben in ihren dramatischen Werken zunächst und vor Allem die Poesie selbst im Auge gehabt und im hingebendsten Dienste für dieselbe gearbeitet und geschaffen. Wenngleich mit ihren Absichten allerdings auf die Bühne gerichtet, wollten sie doch den niedrigen Forderungen und Interessen, welche sich an diese vielfach zu knüpfen pflegen, nicht huldigen, vielmehr den Blick auf den höchsten Zweck des Schauspiels hingewendet halten, der ihnen in der Erhebung und Veredelung des Menschen vorschwebte. Daß zumal Schiller Dichtkunst und Bühne in jenem Zwecke auf das Engste verbinden wollte, sagt er uns selbst. Das Werk der Reformation der Bühne suchten sie durch gemeinschaftliches Betheiligen in Ernst und Liebe zu fördern, und es gelang ihnen wirklich, die Bühne des kleinen Hofes von Weimar — der durch sie der deutsche „Musenhof" und der Mittelpunkt der deutschen Cultur in dieser Periode wurde — zur ersten und Musterbühne Deutschlands zu erheben.

Goethe betheiligte sich eigentlich gar nicht an dem Unwesen der Sturm- und Drangperiode; es lag in der Eigenthümlichkeit seines Wesens ein natürliches Unvermögen, das Wüste und Zerflossene zu ertragen; nur das harmonisch geordnete Schöne weckte seine Theilnahme, von Bestrebungen ohne Ziel und Zweck wendete er sich weg, wartete die Gährungen ab und zog erst das klar Gewordene in den Bereich seiner Betrachtungen; wenn das ihm Widerwärtige unabweisbar auf ihn eindrang, zog er sich auf sich selbst zurück; das Studium der Natur und der antiken Welt bot ihm eine Erholung von den Verkehrtheiten der Gegenwart, und so verlor er nie das Gleichgewicht, wurde nie von seiner Zeit fortgerissen, auf sie wirkte aber sein grandioses Genie durch den sichern, außerhalb aller extremeren Ereignisse gewählten Standpunkt, von dem aus die Gegenwart immer nur wie ein Punkt in einem weitgedehnten Gesichtskreise erschien.*) Indessen gelangte

*) Gegen Eckermann äußerte Goethe (Gespräche, VII): „Da kommen sie und fragen, welche Idee ich in meinem „Faust" zu verkörpern gesucht? — Als ob ich das selber wüßte und aussprechen könnte! — Es war im Ganzen nicht meine Art, als Poet nach Verkörperung von etwas Abstraktem zu streben. Ich empfing in meinem Innern Eindrücke, und zwar Eindrücke sinnlicher, lebensvoller, lieblicher, bunter, hundertfältiger Art, wie eine rege Einbildungskraft es mir darbot, und ich hatte als Poet weiter nichts zu thun, als solche Anschauungen und Eindrücke in mir künstlerisch zu runden und auszubilden und durch eine lebendige Darstellung so zum Vorschein zu bringen, daß Andere

Goethe keineswegs sogleich auf diese objektive Höhe und auch er hat in dramatischen Arbeiten dem Zeitgeist in seiner Art gehuldigt. So ist „Clavigo" ein bürgerliches Trauerspiel in Lessing's Manier; „Stella" leidet an einer gezwungenen Empfindsamkeit; ähnliches gilt von andern Werken der ersten Periode seines Schaffens. „Goethe hat während der langen Dauer seiner poetischen Thätigkeit sich nicht nur in allen Dichtarten versucht, und in keiner ohne die glücklichsten Erfolge; er hat uns auch zugleich in der Gesammtheit seiner poetischen Werke eine Reihenfolge von Erzeugnissen hinterlassen, die ihrem allgemeinen Geist und Charakter nach in ihrem zeitlichen Entstehen ein in mehr als einer Beziehung getreues Abbild im Kleinen von dem Entwickelungsgange unserer vaterländischen Dichtung seit der ältesten Zeit bis in die neue darbieten. . . . So sind gleich die beiden größten dramatischen Dichtungen der ersten Periode, deren Anfänge wenigstens nicht weit auseinander liegen, wenn der Dichter auch nach der schnellen Vollendung der einen erst viel später die andere, und zwar zunächst nur als Fragment folgen ließ, ganz aus heimisch-volksthümlichem Grunde erwachsen. In dem „Götz von Berlichingen" ward ein Gegenstand aus dem regungsvollen, kampferfüllten Zeitraum der früheren vaterländischen Geschichte behandelt, zu dem das nationale Leben der Neuzeit noch zumeist, äußerlich wie innerlich, in einem fühlbaren Bezuge stand; in dem „Faust" eine Sage erfaßt, die mehr als irgend eine andere im Volksbewußtsein lebte, und die derselben Zeit ihre Entstehung und erste Ausbildung verdankte, in welche der „Götz" zurückwies; und weder dort noch hier hätte eine glücklichere Wahl des Stoffes getroffen werden können, um darin das poetisch darzustellen, was damals die Gemüther überhaupt, besonders in dem jugendlichen

---

dieselbigen Eindrücke erhielten, wenn sie mein Dargestelltes hörten und lasen. Wollte ich jedoch einmal als Poet irgend eine Idee darstellen, so that ich es in kleinen Gedichten, wo eine entschiedene Einheit herrschen konnte, und welches zu übersehen war, wie z. B. die „Metamorphose der Thiere" ꝛc. Das einzige Produkt von größerm Umfang, wo ich mir bewußt bin, nach Darstellung einer durchgreifenden Idee gearbeitet zu haben, wären etwa meine Wahlverwandtschaften." — Und zu einer andern Zeit (ebendaselbst): „Ich habe in meiner Poesie nie affektirt. Was ich nicht liebte, und was mir nicht auf die Nägel brannte und zu schaffen machte, habe ich auch nicht gedichtet und ausgesprochen: Liebesgedichte habe ich nur gemacht, wenn ich liebte."

Geschlecht, nach den verschiedensten Seiten hin in Bewegung setzte, jene geistigen Kämpfe und drangvollen Anstrebungen gegen alle dem Anschein nach unnatürlichen Beschränkungen im äußern wie im innern Leben. Was hiervon in diesen Dichtungen nicht nur mehr mittelbar zur Darstellung kam, bildete, von einer andern Seite gefaßt, ganz unmittelbar den Inhalt von Goethe's drittem, gleich auf den „Götz von Berlichingen" folgendem Hauptwerk, den „Leiden des jungen Werther's". Denn obgleich der Stoff zu diesem Roman zum nicht geringen Theil aus eignen Erlebnissen und aus individuellen Verhältnissen und Stimmungen des Verfassers geschöpft war, so hatten diese, nebst dem daraus und aus der Geschichte des jungen Jerusalem für die Dichtung genommenen geistigen und sittlichen Gehalt, doch ihre so zu sagen zeitweilig volksthümliche Grundlage in der ganzen selbstquälerischen, leicht in Lebensüberdruß ausartenden Empfindungsweise des damaligen jüngern Geschlechts, wie sie aus der weichen Sentimentalität der früheren Jahrzehnte sich entwickelt hatte, als der Widerstreit zwischen den vermeintlichen Rechten und Forderungen der Natur im Menschen und den die Gesellschaft umschließenden und sondernden Schranken des Gesetzes, der Sitte und des Herkommens immer fühlbarer wurde.*) — Am frühesten hat Goethe

*) In Goethe's Schilderung der Zeitstimmung, welche die tiefere Grundlage des „Werther" bildet (Aus meinem Leben. Wahrheit und Dichtung, 2. Theil), wird der Ueberdruß und Ekel am Leben, der sich öfter aufthue und damals namentlich die Jugend erfaßt habe, zunächst aus mehr allgemeinen Ursachen, dann aber besonders aus dem Einfluß abgeleitet, den der düstere und melancholische Theil der poetischen Literatur der Engländer (Young's Nachtgedanken, Gray's Dorfkirchhof u. s. w., selbst „Hamlet", vorzüglich auch Ossian, der zu allem Trübsinn ein vollkommen passendes Lokal hergegeben) auf die Deutschen schon seit längerer Zeit ausgeübt hatte und noch fortwährend ausübte. „In einem solchen Element", fährt er fort, „bei solcher Umgebung, bei Liebhabereien und Studien dieser Art, von unbefriedigten Leidenschaften gepeinigt, von außen zu bedeutenden Handlungen keineswegs angeregt, in der einzigen Aussicht, uns in einem schleppenden, geistlosen, bürgerlichen Leben hinhalten zu müssen, befreundete man sich, in unmuthigem Uebermuth, mit dem Gedanken, das Leben, wenn es einem nicht mehr anstehe, nach eigenem Belieben allenfalls verlassen zu können, und half sich damit über die Unbilden und Langeweile der Tage nothdürftig genug hin. Diese Gesinnung war so allgemein, daß eben „Werther" deswegen die große Wirkung that, weil er überall anschlug und das Innere eines kranken jugendlichen Wahns öffentlich und festlich darstellte."

in der Liederpoesie sich aller an fremde Vorbilder oder Einflüsse erinnernder Manieren seiner Vorgänger und Zeitgenossen entschlagen. . . . Hierin war Alles in jeder Beziehung von rein menschlicher Naturwahrheit und zugleich von ächt deutscher Art: denn wie diese kleinen Gedichte ihrem Inhalte nach entweder unmittelbar und rein aus wirklicher und nicht bloß vorgeblicher Empfindung des Dichters oder aus noch lebendigen volksthümlichen Vorstellungen hervorgingen, so waren dafür Form, Behandlungsart und Ton unseres Volksliedes wieder aufgenommen, nur gehoben und veredelt durch das Talent einer innerlich reichen und fein gebildeten Persönlichkeit. — Und so hatten auch fast alle übrigen größeren und kleineren Poesien, die vor der italienischen Reise im Druck erschienen, ihre stoffliche Grundlage theils in besondern persönlichen Verhältnissen, die den Dichter innerlich beschäftigten, theils in allgemeinen Zeitinteressen und Zeitstimmungen, die ihn in der einen oder der andern Weise nahe genug berührten, um seine poetische Natur zur Produktion anzuregen; und so verschieden sie auch nach Gegenständen und Gattungen, in ihrem innern Gehalt und in der äußern Form waren, sie bezeugten durchweg in Allem, was sie insgesammt oder was jedes Gedicht insbesondere charakterisirte, daß nur die vollste Selbstständigkeit und lebensfrischeste Unmittelbarkeit der dichterischen Bildkraft sie hervorgebracht haben konnte." *)

Faust.

Das Bild seiner ganzen poetischen Persönlichkeit gibt uns „Faust". Bedeutsam genug begleitet dieses Werk in der Ausführung seiner zwei Theile des Dichters sechszigjährige literarische Thätigkeit, an deren Eingangspforte es sich stellt und deren Ausgang es beschließt. Es bildet ein Gesammtgemälde, dessen eigenthümliches Gepräge darin hervortritt, daß sich Alles an die Subjektivität des Dichters knüpft und von der Art und Weise, wie dieses sich zu der Welt verhielt, sich in und an ihr formte, bis zur endlichen Ueberwindung der Leidenschaft hin, durch mehrfache Metamorphosen hindurch ging, ohne ihren Grundton zu verändern, von Anfang bis zu Ende durchdrungen und getragen wird. Die Faust-Tragödie bietet in ihrem ersten Theile den Drang des subjektiv-idealen Strebens der deutschen Wissenschaft, vertreten durch

---

*) Koberstein a. a. O.

Kant und Fichte, die objektive Welt auch wider ihren Willen mit sich auszugleichen, und ist ein Spiegel der Menschheit überhaupt wie ihre Entwickelung in einer bestimmten Zeit. Der zweite Theil trägt weniger dieses Gepräge unmittelbarer Anschauung des Idealen in der Besonderheit des Gegebenen und damit, auch abgesehen von besonderen Bezügen, weniger das Siegel der Poesie. Beide Theile verhalten sich in dieser Hinsicht wie Jugend und Alter, wie produktive Genialität und kontemplative Arbeit. Schreibt doch Goethe selbst, daß „der Verstand an diesem Theile mehr Recht habe als an dem ersten", und daß hier die große Schwierigkeit eingetreten sei, „dasjenige durch Vorsatz und Charakter zu erreichen, was eigentlich der freiwilligen thätigen Natur allein zukommen sollte". Der Gesammtcharakter und Grundgedanke dieses ersten deutschen Nationalgedichtes, nämlich das Schicksal der Menschheit selbst,*) d. h. der Kampf zwischen dem geistigen Triebe nach dem Unendlichen und zwischen dem Gefühle der endlichen Beschränkung, den Weltschmerz, der aus dieser Stellung des Menschen entspringt und die ganze Geschichte mehr oder weniger durchzieht, in der Natur und dem Schicksale eines bestimmten Individuums zu vergegenwärtigen, treibt die Konzession und Entwickelung aus dem gewöhnlichen Geleise einer dramatischen Produktion hinaus und führt sie bergauf und -ab, vom Himmel zur Hölle, von dem Ernste der wissenschaftlichen Begeisterung zu der Gaukelei der Magie, von der Höhe idealer Gefühle in die Niederung sittlicher Lust und Begier,**) ohne daß ein entschiedener Mittelpunkt das Ganze beherrscht.***)

Der pantheistische Standpunkt verleugnet sich übrigens in seinem größten Dichtwerke nicht. Das Endliche in seinen mannigfaltigen Gebilden und Manifestationen war ihm die Unendlichkeit, die Weltseele Gott, die Natur seine Offenbarung. Die Kunst war ihm die Erziehung des Menschen zur Natur. In dieser Anschauung bewegt sich auch sein bedeutendstes Prosawerk, der Roman „Wilhelm Meister's Lehrjahre" und „Wanderjahre",

---

*) „Faust und Mephistopheles sind erst der Mensch", sagte der Aesthetiker Vischer.

**) „Die Synthese des Edeln mit dem Barbarischen", wie es Schiller nennt.

***) Vgl. Hillebrand, die deutsche Nationalliteratur, II.

den Fr. Schlegel mit Recht eine Naturgeschichte des Schönen genannt hat. Im Großen und Ganzen war und blieb Goethe's Poesie eine Naturpoesie im höheren Sinne. „Die Natur mit ihren mannigfachen Gebilden war ihm die ganze Offenbarung und der Dichter nur der Spiegel dieser Weltseele. Allein die Natur ist in ihrem Wesen auch mystisch, als ein verhülltes Ringen nach dem Unsichtbaren über ihr. Das fühlte er, wie er sich auch sträubte, und so beschloß er, wie die Natur ihr Tagewerk mit Symbolik, so das seinige im zweiten Theil des „Faust" mit einer unzulänglichen Allegorie der Kirche." *)

Schiller dagegen, dem als Poeten Goethe's sensuale Schöpferkraft imponirte, während sein strenger Geist sich zugleich von Kant's moralischem Stoizismus mächtig angezogen fühlte, der aber sich rühmte, aus Religion sich zu keiner positiven Religion zu bekennen und ein Christenthum ohne Christenthum suchte, vermochte den Konflikt zwischen Sittlichkeit und Sinnlichkeit in der Auffassung des Schönen, der für Goethe gar nicht vorhanden war, nicht zu lösen. Er blieb in dem Rationalismus befangen. Weder der Eine noch der Andere vermochte die welthistorische Bedeutung des Christenthums mit persönlichem Glauben zu fassen, aber während Goethe das christliche Element einfach ignorirte, tritt bei Schiller häufig und entschieden ein feindseliges Verhältniß zu dem Christenthum zu Tage. Und doch, da Schiller mit der Energie seines dem Ideale zugeneigten Geistes das Befreiende und Weltlich-Erlösende, welches durch die ganze Goethe'sche Dichtung gleichmäßig ausgebreitet ist, als Gesetz und Regel geltend macht, da spricht er es prophetisch aus, daß das Höchste nicht im Ringen und Streben, sondern in dem Empfangen freier Gaben, nicht im Recht, sondern in der Gunst, nicht im Verdienst, sondern in der göttlichen Zuneigung liege, daß die Einfalt des bescheidenen Gefäßes allein das Göttliche fasse, daß die Herrlichkeit höherer Welten nicht von dem geschaut werde, welcher sie sehen wolle, sondern von dem, der es aufgebe, sie aus eigenem Vermögen anzuschauen. „Weit hinaus über das Gebiet der Poesie trägt den Dichter der tiefe Instinkt der Wahrheit: daß Gottesoffenbarung und Poesie in ihrer Wurzel und letztem Wesen Eins seien; und das hat er im höchsten Gebiete seines Schaffens unbewußt nicht bloß ausgesprochen, sondern bezeugt,

---

*) J. v. Eichendorff.

er, der im niedern Kreise der Dichtung selbst nur das Ringen und Streben, nur das Menschliche und Verständige anerkannte und geltend machte." *)

Vorzugsweise als Dramatiker, dann auch als Lyriker groß, überträgt Schiller die ideale Willkür auch auf seine philosophischen und historischen Arbeiten, die daher höheren Anforderungen nicht genügen können, da diese mehr verlangen, als Meisterschaft der Darstellung und blendendes Kolorit, nämlich Quellenkenntniß, selbstständige Forschung und Unbefangenheit, was allerdings Schillern fehlte, wie er übrigens selbst fühlte; seine philosophischen Schriften sind eigentlich nur als Vorarbeiten und Studien zu seinen dramatischen Werken zu betrachten. Durch seinen Idealismus aber ist er mehr als Goethe Liebling der Nation geworden, weil er im Geiste seiner Zeit den Rationalismus poetisch versinnlichte und als „Aaron des Moses Kant" dessen Morallehre milderte, idealisirte; dies vermochte er durch eine unerschöpfliche, in aller Fülle des Reichthums prangende Einbildungskraft, eine beispiellose Leichtigkeit und Anmuth in Behandlung der Sprache und des Verses. Aber seine Dichtung erscheint bei tieferer Prüfung nicht selten als Wortschimmer, als krystallhelle, kalte Phrase, deren Pathos freilich den Leser zauberhaft bannt, obgleich sie, wie Jean Paul (Fr. Richter) zunächst von dem geschraubten Drama „Don Carlos" sagt, „glänzend und hohl wie ein Leuchtthurm" ist. Dessen ungeachtet müssen die Deutschen Schiller hochachten als einen ihrer edelsten Dichter, weil mit seinen Zweifeln, seinem Unglauben, die vorzüglich in seinen leidenschaftlichen Jugendwerken (vor Allem im Trauerspiel „Die Räuber", welches noch vollständig der kraftgenialischen Epoche angehört) zu Tage treten, ein hoher Ernst, ein redliches Streben, ein mächtiger Drang nach Wahrheit, die seine starke männliche Seele tief erschüttern, sich verbinden. Selbst in seinen reifern Werken setzt sich dieser Kampf mit sich und der Welt, mit der Philosophie des Zeitalters und der eigenen Kunst fort. Zwar gingen aus diesem Kampfe große Werke hervor, aber keines von harmonischer Vollendung und Schönheit, und selbst „Wallenstein", welche Trilogie den weitesten Abstand gegen die „Räuber" und den noch schwächern „Fiesco" bildet, erreicht die Goethe'schen Meisterwerke nicht. Daß übrigens trotzdem Schiller als derjenige dramatische Dichter zu betrachten,

---

*) A. F. C. Vilmar, Geschichte der deutschen Nationalliteratur.

welcher die eigentliche Sphäre der Schaubühne und die ihr angemessene Form und Weise am glücklichsten traf, ist theils der ihm eigenthümlichen leidenschaftlichen Rhetorik, theils dem gewaltigen Einflusse, den Goethe während ihres Zusammenlebens auf ihn ausübte, zuzuschreiben. Durch diesen lernte er, den griechischen Kunststyl als den klassischen, den wahrhaft menschlichen, für immer musterhaften anzuerkennen.*)

Philosophie.

In der Philosophie ist der große Fortschritt der neuern Zeit von Deutschland ausgegangen. Sehen wir zu, was in dieser ersten aller Wissenschaften geleistet war, als der deutsche Geist ihr sein Gepräge gab.

Während Condillac (1715—80) als Anhänger Locke's vergeblich die Metaphysik wieder in Aufnahme zu bringen suchte, da er alle Geistesthätigkeit auf das Empfindungsvermögen zurückführte, wurde in England das System des Sensismus bis zu den äußersten Consequenzen entwickelt.

---

*) Goethe erhob sich als Dichter nicht nur, sondern auch als Forscher der Kunst und Wissenschaft, zur äußersten Höhe des humanen Ideals. An produktiver Naivetät wie an Breite der Bildung, war er allen seinen Zeitgenossen überlegen, allein das nationale Element sank bei ihm wieder. Als rechtem Deutschen war ihm die absolute Synthese der Individualität mit der Universalität die wesentlichste Aufgabe. Seine beiden Hauptgestalten, Wilhelm Meister und Faust, suchen immer eine Beschränkung, um den Bildungsdrang, der sie sonst in's Unermessene und Unbestimmte führt, mit der nächsten Gegenwart anknüpfen zu können. Wilhelm wird Chirurg, Faust wird Kaufmann. Aber in Wilhelms Wanderjahren sehen wir eben die Auswanderung nach Amerika vorbereiten und im Faust sehen wir als Schluß den Welthandel, der der freien Schifffahrt auf dem Ozean bedarf, in der Art hervortreten, daß der Zusammenhang der ozeanischen Verbindungen mit der Freiheit der Völker angedeutet wird, weil ohne dieselben die Wechselwirkung in die Ferne und die Auswanderung unmöglich wäre. — Viel energischer als Goethe war Schiller. Goethe war universeller, Schiller war idealistischer. Goethe war ihm an mannigfaltiger Bildung überlegen und als Künstler, wenn man so sagen darf, von Natur hellenischer. Schiller war von dem Pathos der selbstgewissen protestantischen Freiheit mit einem polemischen Zorn erfüllt, der ihn erhaben erscheinen ließ. Durch Schönheit zur Freiheit, durch Kultur zur Humanität zu bilden, war ihm sein Ideal. K. Rosenkranz, Goethe und seine Werke, Königsberg 1847. — Derselbe, Die Poesie und ihre Geschichte, Königsberg 1855.

Vor Allem geschah dieß durch David Hume aus Edinburg (1717—76), der das Prinzip jenes Systems in seiner ganzen Schärfe und Ausdehnung faßte, indem er, folgerichtiger als Locke selber, die Möglichkeit oder wenigstens die Berechtigung aprioristischer Vorstellungen als jenem Prinzipe widersprechend verneinte. Damit war der Sensismus an seinem naturgemäßen Ziele angekommen — er war zum entschiedenen Skeptizismus geworden: da unsere sinnlichen Wahrnehmungen die ausschließliche Quelle unserer Begriffe sind, die ewig wechselnden Sinneseindrücke aber niemals zu allgemein giltigen, innerlich nothwendigen Begriffen führen können, so fällt die Möglichkeit der letztern und damit auch die Möglichkeit einer Wissenschaft überhaupt, die ohne sie nicht denkbar ist, sofort hinweg, sobald das Vorhandensein aprioristischer, von der sinnlichen Empfindung unabhängiger Vorstellungen in Abrede gestellt wird. Was sich von solchen scheinbar primitiven Vorstellungen in uns findet, beruht auf willkürlicher Angewöhnung. So läßt sich z. B. das sogenannte Gesetz der Causalität, wonach jeder Wirkung eine Ursache zu Grunde liegen soll, unmöglich aus der sinnlichen Erfahrung ableiten, die uns überall nur die vereinzelten Erscheinungen in ihrem Neben- und Nacheinander zeigt, doch niemals den Zusammenhang zwischen ihnen und ihren Ursachen oder ihre innere Nothwendigkeit. In dieser Weise läugnet Hume, statt aus dem Vorhandensein allgemeiner Begriffe auf eine zweite Erkenntnißquelle neben den Sinnen zu schließen, kurzweg die Möglichkeit jener Begriffe selber; um nicht an der subjektiven Annahme eines einzelnen Denkers zweifeln zu müssen, sucht er den Irrthum lieber auf Seiten der gesammten Menschheit. Ihr ganzes Wissen, ihr gesammtes Geistesleben beruht, soweit es über den Boden der unmittelbaren Sinneswahrnehmung hinausgeht, auf willkürlichen Voraussetzungen, die alles realen, zwingenden Grundes entbehren. Nimmt man die auf keine sinnliche Wahrnehmung zurückführbaren, also rein hypothetischen Begriffe von einer Causalität, einer Willensfreiheit, eines allgemeinen Prinzips oder göttlichen Urwesens hinweg, so fällt unsere gesammte Naturwissenschaft und Moral in sich zusammen und es kann Niemand mehr einfallen, die materielle und die geistige Welt auf einen einheitlichen Ursprung zurückführen zu wollen. Das ganze Erkennen des menschlichen Geistes beschränkt sich auf die Vorgänge im eigenen Innern, deren er sich bewußt wird und erinnert; im Uebrigen ist die Welt eine dem blinden Zufall preisgegebene Phantasmagorie und von einer

Wissenschaft, einer Philosophie ist keine Rede mehr. Ja selbst die Sinneswahrnehmungen als solche sind nichts weniger als untrüglich, wiewohl sie allerdings zuverlässiger sind, als ihre abschwächenden Reproduktionen — die allgemeinen Begriffe und Urtheile. Oder wo läge ein zwingender Grund zu der Annahme vor, daß die Beschaffenheit der Gegenstände, welche die Sinneseindrücke hervorrufen, den letztern wirklich entsprechen?

Im Gegensatz zu den allzu materialistischen Schülern Locke's nahm der irländische Bischof George Berkeley (1684—1753) die Idee als die einzige Quelle und Bürgschaft für das menschliche Erkennen an; gleichwohl aber hielt auch er sich für einen konsequenten Schüler Locke's und kam auch er, wenn schon auf ganz anderem Wege, auf einen ähnlichen Skeptizismus hinaus. Die Annahme, unser gesammtes Geistesleben bestehe in der Sinnenempfindung, ließ die Thatsache des vernunftgemäßen Denkens ganz unerklärt. Mochten sich die Eindrücke der erstern in einem nur zu ihrer Aufnahme und Festhaltung befähigten Wesen noch so sehr anhäufen: immer blieb von ihnen bis zur Vernunft noch eine weite unüberbrückte Kluft. Ja, schon da war man in Verlegenheit, wenn man auch nur zwischen den einzelnen Sinnesempfindungen eine innere Verbindung herstellen wollte, wie z. B. zwischen der durch den Gefühls- und Tastsinn und der durch den Gesichtssinn geoffenbarten Welt. Da wir die Substanzen nur durch ihre Eigenschaften zu erkennen vermögen, diese letztern aber nicht so fast in den Substanzen als, wie z. B. Farbe, Geruch, Geschmack, in uns selber liegen, so ist uns die Welt überhaupt eine rein unbegreifliche Erscheinung und es gibt schließlich nur Eines, was wir begreifen können — die Idee. Alles Andere, also die gesammte Welt der Erscheinungen in allen ihren Kategorien, besteht aus konventionellen Begriffen; es sind die Wörter der Sprache, in der Gott — die einzige wirkende Ursache — zu uns spricht. So kommt dieser von der sinnlichen Empfindung ausgehende Idealismus oder eigentlich Ideismus zu demselben Ergebniß, zu dem Malebranche gelangte, dessen Ausgangspunkt das Denken war.

Das waren die schlußgerechten Folgesätze der Locke'schen Philosophie! Kein Wunder, wenn der gesunde Menschenverstand darüber erschrack, wenn er sich abmühte, die Ursache des Irrthums und die Abhilfe dagegen aufzufinden. Die „schottische Schule", die sich an Berkeley anschloß und Locke hoch verehrte, fand den

Grundfehler darin, daß sich die Philosophie allzu sehr von der Moral und der Religion abgesondert hatte und eben dadurch dem trostlosen Zweifel verfallen war.

Shaftesbury war der erste, der eine geistige Empfindung als den Ausgangspunkt für das ganze System der Geistesthätigkeit annahm, und auf dieser Grundlage eröffnete nach ihm Hutcheson den Kampf gegen den Skeptizismus. Allein das, was ihm als erklärendes Prinzip für jene Thätigkeit genügte, jener im Menschen vorausgesetzte „moralische Instinkt", der „unabhängig ist von den Rücksichten auf Nutzen und persönliches Wohl, von Gefühlen und Leidenschaften, von Wahrheit und spekulativer Vernunft, von der Vorstellung, die wir uns von der Gottheit bilden" — er war selber nur ein ganz in der Luft schwebendes, durch nichts vermitteltes oder erklärtes Räthselwesen, das man ganz gut wieder als bloße Frucht unserer Erziehung und Angewöhnung auffassen konnte. So hatte man zuletzt als vermeintliche Erklärung der Thatsache wieder nur eine nackte Thatsache hingestellt, d. h. die Wissenschaft hatte die ganze Frage als unlösbar fallen gelassen und eben damit sich selber aufgegeben.

Gegen diese beiden Richtungen, die materialistisch-skeptische wie die ideistische, wandte sich der verständige Thomas Reid aus Strachan (1710—96), indem er neben den äußern Sinneseindrücken auch den von Hume geläugneten innern Gemeinsinn und das aprioristische Vorhandensein gewisser, von der Erfahrung unabhängiger Grundbegriffe und Grundwahrheiten annahm. Unter den letztern, welche nicht bloß vom großen Haufen, sondern auch von den Philosophen bei'm Denken zu Grunde gelegt werden und zu Grunde gelegt werden müssen, falls sie verstanden sein wollen, sind besonders die zwei Sätze wichtig, daß uns die Sinneseindrücke verläßliche Aufschlüsse über die Außenwelt geben, und daß jede Wirkung eine bewirkende Ursache voraussetze. Die Sache des Gemeinsinns ist es nun, mit Hilfe dieser Fundamentalsätze die von Bacon als Inbegriff der Wissenschaft gefaßte, von der schottischen Schule auch auf die Philosophie übertragene Aufgabe zu lösen, nämlich die Thatsachen zu beobachten und durch Vergleichung des Aehnlichen, durch Induktionsschlüsse die allgemeinen Begriffe zu finden. Da wir aber nur die theils von den äußern Sinnen, theils von dem innern Gemeinsinn wahrgenommenen Thatsachen oder Erscheinungen zu erkennen im Stande sind, so müssen wir uns begnügen, dieselben — und zwar erstere in der Physik, letztere in der Philosophie — möglichst genau zu

beschreiben; die Substanzen selber, die den Erscheinungen zu Grunde liegenden Ursachen vermag auch die Philosophie nicht zu erkennen.

An dem Prozesse des Erkennens selber unterscheidet Reid den Eindruck, den die Körper auf unsere Sinnesorgane machen, die Empfindung, die dieser Eindruck in unserer Seele hervorruft, und die Wahrnehmung von dem Dasein jener Körper und von ihren sinnlich wahrnehmbaren Eigenschaften. Da aber die Empfindung als solche noch keineswegs von selbst zu dieser Wahrnehmung führen kann, so muß man nothwendig annehmen, der Geist habe den angebornen Trieb und die Kraft, sich auf Grundlage jener Empfindungen ein Urtheil über die Außenwelt zu bilden. Durch diese Annahme suchte Reid den Gemeinsinn als die nothwendige Vermittlung zwischen dem sinnlichen Empfinden und dem geistigen Wahrnehmen nachzuweisen; eben damit bewies aber auch er nur die Unsicherheit des letztern und des Erkennens überhaupt, sofern er zu seiner Erklärung auch wieder nur ein völlig unvermitteltes, unerklärtes, im Grunde rein ideistisches Prinzip voraussetzen mußte. Wenn er im Gegensatz zu Locke der Sinnesempfindung das Urtheil vorausgehen läßt, daß jene der Wirklichkeit entspreche, wenn er also statt der Analyse die Synthese als die erste Denkoperation annimmt, so hat er damit allerdings den obersten Grundsatz des Sensismus umgestoßen, aber nichts weniger als überzeugend widerlegt: setzt doch jenes Urtheil selber wieder einen einfachen allgemeinen Grundbegriff voraus, den Begriff des Existirens, ohne den man unmöglich über die Existenz eines Dinges urtheilen kann.

Auch Dugald Stewart aus Edinburg (1753—1828), der mit seiner von der Erfahrung ausgehenden Methode gleichfalls noch ganz auf dem Boden der schottischen Schule steht, begriff die Unmöglichkeit, die allgemeinen Begriffe aus den sinnlichen Wahrnehmungen abzuleiten. Das Mittel aber, zu jenen zu gelangen, ist nach ihm in der Sprache gegeben, in den Namen, welche der Mensch den Außendingen beilegt. Während Reid die Kluft zwischen dem wahrgenommenen Gegenstand und dem wahrnehmenden Geist nur durch die Voraussetzung allgemeiner Ideen auszufüllen vermochte, die doch nur im Geiste existiren und daher als Brücke zu den außerhalb desselben existirenden Gegenständen selber ein unerklärbares Räthsel bleiben, zog es Stewart, das Haupt der neuern Nominalisten, vor, denselben das wirkliche Vorhandensein abzusprechen und sie für bloße Namen zu erklären.

Dabei übersah er freilich seinerseits, daß die letztern noch lange keine genügende Erklärung für die Thätigkeit sind, durch welche der Geist sich eine endlose, die Zahl der sinnlich wahrgenommenen Gegenstände weitaus übersteigende Menge von möglichen Wesen zu denken vermag; daß hiefür auch die Begriffe von den an den Individuen wahrgenommenen, an ihnen haftenden Eigenschaften nicht hinreichen; daß vielmehr der Geist diese Eigenschaften offenbar in sich als rein ideale, von den Individuen unabhängige Möglichkeiten wahrnimmt. Spricht man den allgemeinen Begriffen alle Realität ab, so reichen auch ihre Bezeichnungen nicht mehr hin, um ihre Entstehung zu erklären.

So war also diese Erklärung keinem einzigen Philosophen der schottischen Schule gelungen; keiner hatte die Philosophie aus dem Abgrunde des Zweifels und des Materialismus zu reißen vermocht, in den sie seit Cartesius mehr und mehr versunken war.

In Deutschland schloß sich die weitere Entwicklung der Philosophie zunächst an Leibnitz an, den gewaltigen Geist, der sich trotz seines universalistischen Wissens, trotz seines Alles lesenden, Alles lernenden Fleißes die ganze schöpferische Kraft, die geistreiche Tiefe eines wahren Philosophen bewahrt hatte. Weitaus den maßgebendsten und vielfach auch den wohlthätigsten Einfluß hatte auf jene Entwicklung um diese Zeit der Anfangs von den Geistlichen als Gottesläugner verfolgte, von König Wilhelm I mit dem Galgen bedrohte, dann von Fürsten und Akademien mit Ehren überhäufte Mathematiker und Philosoph Christian Wolff aus Breslau (1679—1764). In einer Menge von theils lateinisch, theils deutsch verfaßten Schriften über alle Zweige der reinen und der praktischen Philosophie suchte er den überreichen Schatz der in den Leibnitz'schen Werken niedergelegten Ideen in ein streng wissenschaftliches und doch zugleich populäres Gewand zu kleiden und dadurch zur weiten Verbreitung geeigneter zu machen. Vor Allem trennte er die Philosophie, die ihm die Wissenschaft von allem Realen oder Möglichen ist, scharf von allen übrigen Wissenschaften, namentlich auch von der empirischen Naturforschung, und grenzte er ihre einzelnen Fächer auf das Bestimmteste von einander ab. Er unterschied in dieser Hinsicht eine theoretische und eine praktische Philosophie: jene begreift die Logik und die Metaphysik — die Ontologie und die Theologie; diese neben dem allgemeinen Theil die Ethik; das Naturrecht und die Politik, denen die Spätern noch die Aesthetik bei-

fügten. Alle diese verschiedenen Zweige behandelte er nach einer und derselben streng wissenschaftlichen Methode, die sich namentlich durch ihre erschöpfende Ausführlichkeit, ihre einheitliche Systematik, ihre übersichtliche, architektonische Gliederung und die nach Tschirnhausen's Vorgang durchgeführte mathematisch-bündige, dafür freilich auch oft weitschichtige, peinlich umständliche und ermüdende Beweisführung für jeden einzelnen Lehrsatz auszeichnet. Sehr wichtig für die formelle Weiterbildung der deutschen Philosophie war es auch, daß Wolff eine genaue Terminologie schuf und konsequent beibehielt und daß er überhaupt die deutsche Sprache für die philosophische Darstellung ausbildete. Doch neben der Epoche machenden Mustergiltigkeit seiner Form, die freilich eben wegen ihrer Durchbildung den Weg für die spätere Ausartung zum geistlosen Formalismus nur um so mehr bahnte, sind auch seine Verdienste um die stoffliche Bereicherung der Philosophie nicht zu unterschätzen, wiewohl er allerdings in der kritischen Sichtung und verständigen Zergliederung des gegebenen Stoffes bei Weitem mehr leistete, als in schöpferischer Vermehrung oder gar Vertiefung desselben. So war er nicht nur der erste, der die Seelenlehre als eigene, in einen empirischen und einen rationellen Theil zerfallende Wissenschaft, als besondern Zweig der Philosophie erfaßte und behandelte: er erweiterte auch ihren empirischen Theil durch eine Masse von stofflichem Detail. Dasselbe gilt vom Völkerrechte und von andern Zweigen der praktischen Philosophie, die er zum erstenmal als einheitliches Ganzes darstellt, wie er auch ihre einzelnen Zweige ungleich wissenschaftlicher auffaßt als seine sämmtlichen Vorgänger. Hauptsächlich ist dieß der Fall mit der Ethik, in der er, mit einer bis dahin in Deutschland unerhörten Kühnheit selbst mit Aristoteles brechend, die Vervollkommnung seiner selbst als oberstes Prinzip aufstellt, dem die Sorge für die Vervollkommnung der Andern als Mittel zu dienen habe.

Daß Wolff trotz seines Mangels an Tiefe und Selbstständigkeit auf die philosophische Denkweise und Bildung seiner Zeit und zumal seiner Landsleute einen außerordentlichen Einfluß ausüben mußte, ist natürlich; die zwingende Logik, die streng systematische Form seiner Denk- und Darstellungsweise mußte nicht nur den Mann vom Fach dafür gewinnen — sie war in ihrer bequemen Breite, in ihrer Gemeinverständlichkeit und Klarheit ganz darnach angethan, der Philosophie auch in weitern Kreisen Eingang oder wenigstens Achtung zu verschaffen.

Allerdings fehlt es auch nicht an entschiedenen Gegnern, namentlich auf dem theologischen Felde. So setzte es der Professor Joachim Lange durch, daß die Wolff'schen Schriften als gottesläugnerisch aus den Schulen verbannt wurden, während ihnen Crusius mit rein wissenschaftlichen, aber um so schärfern Waffen zu Leibe ging, indem er Gott als den aus freier Selbstbestimmung handelnden Schöpfer der Welt und als einziges Moralprinzip nachwies. Noch verderblicher wurde dem Systeme der bald auch in Deutschland eindringende Empirismus der Locke'schen Philosophie, der sie sammt der Leibnitz'schen Lehre weichen mußte. Zu den deutschen Anhängern Locke's zählte unter Andern Festens, der die Konsequenzen seiner Lehre darlegte, ohne darüber in den Materialismus zu verfallen, während der Aesthetiker Sulzer die Hume'sche Philosophie in Deutschland einbürgerte. Auch der Eklektizismus war mitten im Kampfe der exklusiven Systeme stark vertreten, unter Andern durch Mendelsohn, der die moderne Sichtung wieder mit antiken Elementen versetzte, und durch den als Philosophen weniger bedeutenden Basedow, der das Prinzip der Wahrheit in der Glückseligkeit, der Zustimmung unseres Innern und in der Analogie fand. Die Meisten aber wandten sich dem Skeptizismus zu, und zwar nicht so fast aus Ueberzeugung als aus Abneigung gegen den kategorischen Ton der in ihrer Lückenhaftigkeit doch so wenig überzeugenden dogmatischen Philosophie ihrer Zeit.

So war es also hohe Zeit, daß die Philosophie eine andere Richtung, eine neue Bahn zur Erforschung der Wahrheit einschlug, sollte sie nicht ganz in flachen Rationalismus oder in Skeptizismus versinken. Der gewaltige Reformator, der ihr durch eine förmliche Umwälzung in ihrem tiefsten Grunde zu neuem, zukunftsreichem Leben verhalf, war Immanuel Kant aus Königsberg (1724 - 1804), der Vater der modernen Philosophie, mit dem für jede philosophische Disziplin eine neue Epoche beginnt.

Kant.

Das eigentlich Neue und Bezeichnende an seiner Philosophie ist die Erkenntniß, daß der menschliche Geist an sich und abgesondert von dem Inhalte seiner Gedankenwelt den wahren, nächsten Gegenstand der Philosophie bilde. Es ist die Kritik, die vor Allem das Erkenntnißvermögen selber zergliedert und prüft, statt sich hierin nach dem Vorgange der früheren mit einer dogmatischen Voraussetzung zu beruhigen; die den Ausgangs- und Schwerpunkt

der Untersuchung nicht auf das zuerkennende Objekt, sondern auf das erkennende Subjekt legt. In jedem Urtheile, in jedem Begriffe liegen zwei Elemente — ein allgemeines, rein logisches, und ein besonderes, veränderliches, zufälliges. Bei dem Worte „dieser Mord“ z. B. hat man sich jedenfalls einen Mörder und einen Ermordeten zu denken, nach dem allgemeinen Prinzip, daß jeder Mord durch einen Mörder geschieht, oder in noch allgemeinerer Fassung, daß jede Wirkung eine Ursache hat. Das Werkzeug dagegen und die übrigen Umstände wechseln je nach dem einzelnen Falle. Das erstere ist die „Form“ des Begriffes, das letztere seine „Materie“; jene gehört dem Geiste an, dem Subjekte, diese der Außenwelt, so daß also jeder Begriff subjektiv und objektiv zugleich ist. Da nun aber die Materie nur durch die Form wirklich zur Erkenntniß kommt, oder mit andern Worten, da uns das objektive Element nur durch das subjektive bekannt wird, so ist es ganz in der Ordnung, daß die Untersuchung des Erkenntnißvermögens von letzterem, vom Gedanken, von der Form, vom Psychologischen, vom Subjekt ausgeht, nicht aber umgekehrt vom Sinn, von der Materie, vom Ontologischen, vom Objekt, das die Früheren bald zum Sensismus, bald zum Ideismus führte.

Uebrigens war auch Kant nur sehr allmälig auf den rechten Weg gelangt. In seinen zahlreichen, theils rein philosophischen, theils naturwissenschaftlichen Schriften zeigt er sich noch vielfach von den früheren Systemen beherrscht, aus denen er das seinige im Wesentlichen als Schlußfolgerung ableitet. So erscheint er zuerst als Wolffianer, dann (von 1770—1790) als Anhänger Hume's und erst zuletzt tritt er, zumal auf dem ethisch-praktischen Gebiete, in seiner vollen Selbstständigkeit hervor. Ein kurzer Rückblick wird sein Verhältniß zu den Vorgängern in's Klare setzen.

Bekanntlich hatte Cartesius die Grundfragen: kann ich etwas wissen? und: was kann ich wissen? dahin beantwortet, daß die Sinne uns täuschen, daß wir mithin über die sinnlich wahrnehmbaren Dinge nichts zuverlässiges wissen können, daß vielmehr eben diese Thatsache das einzige Unzweifelhafte sei. Während er aber an allem Andern zweifelt, steht ihm doch die Thatsache der eigenen (geistigen) Existenz außer allem Zweifel, und den Ausgangspunkt seiner gesammten Philosophie bildet der Fundamentalsatz: ich denke, folglich bin ich. Das Dasein des Geistes ist ihm also gewisser als das des Körpers. Dazu kommt

dann noch die in uns vorhandene Idee des vollkommensten Wesens, die nothwendig zugleich die der Existenz in sich begreift und die somit beweist, daß auch Gott zuverlässig existirt. Weil aber Gott eben als solcher, als vollkommenstes Wesen, nothwendig wahrhaft sein muß, so kann er uns nicht mit Trugbildern täuschen wollen und folglich existiren die Körper wirklich, die er uns durch die von ihm hiezu verliehenen Sinnesorgane zeigt. So geht also Cartesius im Grunde von einem logisch unvermittelten Glaubenssatz aus, von einem dogmatischen Gedanken, ohne denselben oder seine Quelle, das innere Bewußtsein näher zu prüfen. Er findet nichts Bedenkliches darin, wenn er für dieses Bewußtsein und für die reine Vernunft in Einem Athem dieselbe unbedingte Autorität in Anspruch nimmt. Mit Galilei überzeugt, daß die sekundären, unwesentlichen Eigenschaften der Körper nicht diesen selbst, sondern dem sie wahrnehmenden Subjekte inne wohnen, fand er das Wesen der Körperwelt in der Ausdehnung. Dabei bedachte er freilich nicht, daß bei allen wenn auch noch so subjektiven Sinnesempfindungen doch immer ein objektives Element mitwirkt. Zugleich wurden andererseits dieselben Gründe, mit denen er die subjektive Natur der außerwesentlichen Körpereigenschaften nachwies, von Bayle zum Beweise dafür benützt, daß auch die wesentlichen und darunter namentlich die Ausdehnung gleichfalls nur subjektiv seien. Der Schluß lag nahe genug: da wir auch die Ausdehnung nur vermittelst einer sinnlichen Empfindung wahrnehmen, diese Empfindung aber jedenfalls subjektiv ist, so muß es auch die Ausdehnung sein.

Auf der cartesischen Philosophie weiterbauend, prüfte die schottische Schule jene psychologische Thatsache näher, welche die erstere als Grundlage für ihre gesammte Metaphysik einfach vorausgesetzt hatte. Bevor sie ihrerseits irgend eine Folgerung daraus ableitete, wollte sie vorerst alle jene Glaubenssätze des innern Bewußtseins aufsuchen, die ganz denselben Anspruch auf innere Nothwendigkeit, auf unmittelbare Gewißheit haben, wie die Thatsache des eigenen Denkens. Haben sie dabei in stofflicher Hinsicht nichts Neues gefunden, so haben sie doch das Verdienst, durch ihre kritisirende Methode die hergebrachten Irrthümer als solche erkannt und vernichtet und die Nachfolger auf den rechten Weg zur Wahrheit gewiesen zu haben. Uebrigens förderten sie die Philosophie doch auch durch einige positive Ergebnisse, namentlich in der Frage nach den primitiven Ideen, deren Zuverlässigkeit sie nachzuweisen suchten.

Aber auch ihr Verfahren fand Kant noch nicht kritisch, noch nicht voraussetzungslos genug, und so knüpfte er denn mit seiner Kritik des Erkennens auf dem Punkte an, auf welchem sie Berkeley gelassen hatte, indem er zunächst die Nothwendigkeit einer Wissenschaft fühlte, welche die Möglichkeit eines Einwirkens der Außenwelt auf das Erkenntnißvermögen zu erklären vermöge. Hier erhob sich nun wieder vor Allem die alte Frage: entstammen alle unsere Begriffe der durch unsere Sinne vermittelten Erfahrung, oder gibt es auch solche, die von allen Sinnesempfindungen unabhängige, reine Produkte unseres denkenden Geistes sind? Locke hatte inkonsequenter Weise die letztere Frage so gut bejaht wie die erstere; auch Condillac hatte zugegeben, daß sich die Anfänge des Erkennens durch die sinnliche Einwirkung der Außendinge allein noch nicht erklären lassen und daß mithin neben der äußern nothwendig noch eine innere Erfahrung vorauszusetzen sei. Aus Abneigung gegen die damalige Tagesphilosophie und namentlich gegen Locke's Tabula rasa machte Leibnitz, in das entgegengesetzte Extrem verfallend, den ganzen Vorgang des Erkennens zu einem rein geistigen, indem er nicht nur die sinnliche Empfindung aus einer eigenen, selbstthätigen Kraft der Seele hervorgehen läßt, sondern daneben der letztern auch noch unbewußte Wahrnehmungen vindizirt, die theils zusammengesetzter, theils einfacher Natur seien (die letztern, die primitiven Einheiten, sind eben die vielgenannten Monaden). Da aber, folgert er weiter, eine einfache Substanz von Außen weder eine andere Substanz noch ein Accedens in sich aufnehmen kann, so kann auch die Seele, die eben nichts anderes ist, als eine solche Monade, nichts aus der Außenwelt in sich aufnehmen; mit andern Worten: die Empfindung kann nicht von Außen kommen, sondern muß ein innerer, durch die Einwirkung von Außen bloß veranlaßter Vorgang der Seele sein, eine von ihr selbst und an ihr selbst bewirkte Veränderung. Die Kraft, die ihr zu diesem Behufe innewohnt, ist ein vollkommen hinreichender Erklärungsgrund für die Sinnenempfindung, ja sie bildet zugleich das eigentliche Wesen der Seele selber. Freilich ist damit nur erklärt, wie die letztere überhaupt dazu komme, Empfindungen zu haben, keineswegs aber, warum sie in einem gegebenen Momente gerade diese oder jene Empfindung habe und keine andere. Allein die Seele, antwortet Leibnitz, ist nun einmal von Gott so geschaffen, daß jene Kraft eine ganze Reihe von verschiedenen Vorstellungen erzeugt, wovon jede in der vorhergehenden ihren hinreichenden

Erklärungsgrund habe. In dieser Weise bestimmt Gott für jede Seele die gesammte Reihe ihrer innern Zustände.

Im Gegensatz zu ihm ging Kant wieder in so fern auf Locke zurück, als er annahm, daß unser gesammtes Erkennen aus der Erfahrung stamme. Während aber der letztere ganz übersehen hatte, daß eine solche Erfahrung auf der alleinigen Grundlage der sinnlichen Wahrnehmung gar nicht denkbar ist, sah Kant dieß klar ein und nahm er deßhalb das aprioristische Erkennen als eine nothwendige und allgemeine Thatsache an.

Die nächste Frage war nun aber: wie verhält sich dieses aprioristische Erkennen zur sinnlichen Wahrnehmung. Daß sie nur in so fern zusammen gehören, als ersteres durch Veranlassung der letztern in uns hervorgerufen, angeregt wird, hatte schon Reid begriffen, nur hatte er sich dabei nicht gefragt, wie diese Einwirkung vor sich gehe. Gerade diese Frage aber nahm Kant zum Ausgangspunkt für seine Untersuchung. Er unterscheidet zunächst in der bereits erwähnten Weise zwischen Materie und Form, zwischen einem äußern und einem innern, einem objektiven und einem subjektiven Element. Alle äußere Wahrnehmung beruht auf dem Zusammenwirken der vom Objekte hervorgerufenen Sinnesempfindung (die Materie) und der dem Geiste innewohnenden „Qualitäten" desselben (die „Form"). Jene Empfindungen sind das materielle Element des Empfindungsvermögens, während das Zeit- und das Raumverhältniß, als die Formen, unter denen alle unsere Wahrnehmungen stattfinden, das formelle Element bilden. Bei der Wahrnehmung selber nimmt der Verstand den von der sinnlichen Erfahrung gesammelten Stoff, um ihn mit den dem Geiste immanenten, von jener Erfahrung unabhängigen Begriffen, d. h. also mit der „Form" zu verbinden. Hiebei zerlegt er entweder den Begriff in mehrere Theile, oder er verknüpft umgekehrt diese zu einem einheitlichen Begriffe. Im erstern Fall, bei der Analyse, ertheilt er einem Subjekte ein demselben wesentliches Prädikat, wie z. B. in dem Satze: „das Dreieck ist eine dreiseitige Figur"; im letztern, bei der Synthese, ist das Prädikat etwas, was nicht schon im Begriffe des Subjektes selber liegt; z. B. in dem Satze: „die Witterung ist schön" ist es etwas rein Zufälliges, Momentanes. Offenbar muß der Analyse stets eine Synthese vorausgehen, da man nur das zerlegen kann, was zuvor verbunden wurde; darum ist auch die letztere als der Anfang alles Erkennens vorzugsweise in's Auge zu fassen. Bei der Synthese sind nun aber selber wieder zwei Fälle

möglich: entweder ist sie eine empirische, auf der äußern Erfahrung beruhende, oder eine aprioristische. Der erste Fall hat für die Erklärung nichts Schwieriges, wohl aber der zweite. Woher kommt hier das Prädikat, wenn es nicht von der äußern Erfahrung, von der sinnlichen Wahrnehmung geliefert wird? Es bleibt offenbar nichts Anderes übrig, als anzunehmen, daß diese aprioristischen, darum in sich nothwendigen und allgemeinen Prädikate uns selber immanent sind, daß sie einer eigenen, wunderbaren Geisteskraft entstammen.

Es ist nun die Aufgabe der Philosophie, alle diese Prädikate aufzufinden, ohne welche die von uns wahrgenommenen Gegenstände nicht existiren könnten, und die Art und Weise darzulegen, in welcher unser Verstand erstere mit den letztern verknüpft. Zu diesem Zwecke muß sie sowohl die theoretische als die praktische Vernunft nebst noch einer dritten, die jene beiden mit einander vermittelt, einer allgemeinen Prüfung unterziehen. Hinsichtlich der ersten muß man, wie gesagt, als die beiden bei jeder Wahrnehmung zusammen wirkenden Faktoren den von den Sinnen gelieferten Stoff und die vor aller Erfahrung in unserem Geiste vorhandene Form unterscheiden. Beides, die passive Sensibilität und die aktive, spontane Thätigkeit des Verstandes, muß zusammen wirken, sollen aus der Verbindung von äußerem, materiellem Stoff und innerer, geistiger Form Begriffe und aus der Verbindung der letztern Urtheile entstehen.

Diese Urtheile sind indeß selber wieder von sehr verschiedener Art, je nachdem sie sich auf das eine oder das andere von den vier Grundverhältnissen — Quantität, Qualität, Relation und Modalität — beziehen. Innerhalb eines jeden von diesen vier Verhältnissen sind nun aber wieder eine Reihe verschiedener Fälle möglich und so erhält man im Ganzen zwölf sogenannte „Kategorien": die Einheit, die Mehrheit und die Allgemeinheit; die Wirklichkeit, die Verneinung und die Beschränkung; die Substanz und das Accedens, die Ursächlichkeit und Abhängigkeit, die Wirkung und Gegenwirkung; die Möglichkeit, die Existenz und die Nothwendigkeit mit ihren Gegentheilen. Diese Kategorien oder reinen Begriffe bilden in ihrer durch das Zeitverhältniß vermittelten Verbindung mit den sinnlich wahrgenommenen Erscheinungen das Objekt des Denkens, sie sind die Norm für alles Urtheilen, die allgemeinen Gesetze des Verstandes.

Während sich der Begriff und Urtheil bildende Verstand an die Erscheinungen der Sinnenwelt als seinen Stoff hält, geht die

Vernunft über diese hinaus, um durch Zurückführung der Urtheile auf eine letzte, ihnen Allen zu Grunde liegende Einheit, durch fortgesetzte Schlußfolgerungen in kategorischer, hypothetischer oder disjunktiver Form das Allgemeine, Absolute zu finden. Eine objektive Wirklichkeit haben übrigens die von der reinen Vernunft gefundenen Begriffe natürlich nicht, denn ihre Grundlage sind ja nicht die wirklich existirenden Körper der Außenwelt, sondern die rein geistigen Produkte des urtheilenden Verstandes.

Zweifelhaft bleibt es nun freilich immer noch, ob denn der Geist in Wirklichkeit jene synthetischen Urtheile a priori bildet, d. h. ohne die Prädikate aus seiner Erfahrung zu nehmen. Die von Kant angeführten Beispiele wenigstens sind keineswegs von dieser Art. Auch darin irrt letzterer, daß er die vier Hauptkategorien als die Verhältnisse der geistigen Perception auffaßt, während sie doch die objektiven Verhältnisse für die Existenzweise der Außendinge sind. Aber selbst auch im Sinne Kant's genommen, lassen sie doch den eigentlichen Hergang jener Perception immer noch unerklärt: die Frage, wie sich das besondere Element am wahrgenommenen Gegenstand mit dem allgemeinen im Geiste zur Einheit des Begriffes und Urtheils verbinden könne, bleibt auch bei ihm ungelöst, und so ist seine auf den ersten Blick so selbstständige Philosophie im Grunde doch nur eine weitere Ausführung der Reid'schen. Statt, wie er meint, den Ideismus Berkeley's zu widerlegen, verlegt er ihn nur aus dem Gebiet der Sinne in das des Verstandes, der die Objekte der Sinnesempfindung zum Voraus in sich enthalten soll. Dadurch werden die Außendinge selber zu bloßen Begriffen und dem Menschen wird jede Möglichkeit benommen, irgend etwas Sicheres zu wissen.

Wie Hume das Gesetz der Causalität und damit auch die Möglichkeit einer Metaphysik als Wissenschaft bestreitet, so gesteht auch Kant zu, daß unser Wissen allerdings die Grenzen der Erfahrung nicht zu überschreiten vermöge. Indeß, sagt er, ist die metaphysische Forschung als Naturanlage und Trieb unseres Geistes nun einmal thatsächlich vorhanden, sofern uns die causale Verkettung aller Erscheinungen die Frage nahe legt, ob nicht der ganzen Reihe jener Erscheinungen, also der ganzen Welt, ein letztes Prinzip zu Grunde liege, gerade wie es uns drängt zu erfahren, ob der Raum eine Grenze habe, ob es theilbare Körper gebe. Weil die Erfahrung die Antwort hierauf schuldig bleibt, so ist es ganz natürlich, daß unser Geist die Grenze der-

selben zu überschreiten sucht und daß er bei diesem Bestreben Selbsttäuschungen und Selbstwidersprüchen unterworfen ist, so daß er die Welt bald für begrenzt, bald für unbegrenzt, bald für ewig, bald für zeitlich ansieht. Auch Kant geht auf die Frage nach dem Ursprung der Welt ein, indem er die Vernunft, als das Vermögen, aus allgemeinen Grundsätzen besondere Folgen abzuleiten, von Schluß zu Schluß aufsteigen läßt bis zum Absoluten, Unbedingten, das als oberste Einheit in ihrem eigenen Wesen begründet ist und keinen weitern Schluß mehr erlaubt. So fern übrigens dieses Urprinzip durch ein rein aprioristisch-synthetisches Verfahren gewonnen wird, fällt es mit der ganzen davon abhängigen Metaphysik des Kant'schen Kritizismus zusammen, sobald man nach dem Obigen die Möglichkeit einer solchen Synthese in Abrede zieht.

Da uns die „reine Vernunft“ in allen Ergebnissen ihrer Schlüsse immer nur logische Möglichkeiten zeigt, so vermag Kant auch in den Begriffen Gott, Seele, Gutes, Böses — weil sie außerhalb des Kreises der Erfahrung liegen — eben nur Begriffe ohne realen Gehalt zu finden. Vor dieser Konsequenz aber erschrack er, und um ihr zu entgehen, suchte er mit der Kraft des Willens das wieder aufzubauen, was er mit der Kraft der Dialektik zerstört hatte. Er nahm seine Zuflucht zur „praktischen Vernunft“, die es mit dem Guten und dem Bösen zu thun hat. Hier, auf dem moralischen Gebiete, sollte das Absolute, das er aus dem Erkenntnißvermögen verbannt hatte, wieder zu seinem Rechte kommen. Wie das letztere, so wird auch der Wille von einem materiellen und einem formellen Elemente bestimmt, d. h. von zwei wesentlich verschiedenen Arten von Beweggründen, von denen die erste auf das Gefühlsvermögen, die zweite aber ausschließlich auf die „reine Vernunft“ wirkt. Den uneigennützigen Beweggründen der letztern Art liegt der „kategorische Imperativ“ zu Grunde: „Handle nach einer Norm, die als allgemeines Gesetz der vernünftigen Wesen gelten kann“. Diese Forderung setzt aber natürlich die Willensfreiheit voraus, da bei einer unbedingten Herrschaft der natürlichen Triebe von vernünftigen Beweggründen, von einer ethischen Norm, überhaupt von einem eigentlichen Handeln gar keine Rede sein könnte. Das Ziel des menschlichen Strebens aber kann kein anderes sein, als ein über alle empirischen Genüsse erhabenes Tugendideal, also ein unendlicher Fortschritt, der seinerseits wieder selbstverständlich die Unsterblichkeit der Seele als zweites Postulat bedingt. Der letzte

Endzweck dieses Fortschrittes ist nicht die Glückseligkeit, zu deren Erstrebung ja schon der natürliche Instinkt ein genügender Sporn gewesen wäre, sondern die Tugend. Die zwischen ihr und jener Glückseligkeit bestehende Harmonie aber ist nur erklärlich, wenn man ein übernatürliches, mit Intelligenz und Willen begabtes Wesen annimmt, und so ergibt sich denn das Dasein Gottes als drittes Postulat.

Soll zwischen den Prinzipien der praktischen und der theoretischen Vernunft eine Vermittlung und Verbindung ermöglicht werden, so muß man im Menschen noch ein weiteres besonderes Vermögen annehmen, das die Begriffe aus der Welt der Freiheit auf die Körperwelt anzuwenden vermag. Dieß ist das Urtheilsvermögen, das in den Formen der Dinge die Uebereinstimmung zwischen den Mitteln und den Zwecken betrachtet, sei es, um ein Gefühl des Wohlgefallens und Vergnügens zu erwecken (Aesthetik), sei es, um dadurch die Dinge selber innerlich zu begreifen (Teleologie). Die Kritik des ästhetischen Urtheils ist einerseits die Lehre vom Schönen, d. h. von dem durch die Harmonie zwischen Phantasie und Verstand hervorgerufenen Gefühl; andererseits die Lehre vom Erhabenen, d. h. von dem Gefühle unserer Unfähigkeit, die von der Vernunft erzeugten Ideen mit unserer Phantasie zu erfassen. Die Kritik des teleologischen Urtheils ist die Naturlehre unter dem Gesichtspunkte des Verhältnisses zwischen Mittel und Zweck.

Das sind die wesentlichsten Grundzüge des Systems, durch welches Kant die schon von Cartesius begonnene Kritik des Denkvermögens vollendet, die Unvollkommenheiten der früheren Methode beseitigt, das sensistische Prinzip eines Bacon mit dem ideistischen eines Leibnitz ausgeglichen zu haben glaubte. Allerdings hat er diese Zwecke nicht vollständig erreicht, so wenig als es ihm gelungen war, den Skeptizismus zu vernichten; im Gegentheil hatte er die Autorität einer obersten Gesetzgebung in der Welt dadurch, daß er sie aller objektiven Realität entkleidete, tief erschüttert; dafür aber gebührt ihm das unschätzbare Verdienst, daß er der ganzen neuern Philosophie den rechten Ausgangs- und Gesichtspunkt für die Erkenntnißlehre an die Hand gegeben, daß er ihr den Geist der Kritik, der konsequenten Methodik, des sittlichen Ernstes, der dialektischen Schärfe eingepflanzt hat. Zugleich gibt das positive Detail in seinen Schriften, das fast werthvoller ist, als das negative Element, seine Kritik, für eine Reihe von Wissenschaften die befruchtendsten Winke. Namentlich hat ihm

neben der Naturwissenschaft, in der er der französischen Atomistik gegenüber die dynamische Auffassung wieder zur Geltung brachte, und neben der von Schiller in Kant's Geist weiter ausgebildeten Aesthetik die Rechtskunde Vieles zu verdanken. So schied er sie z. B. durch scharf bestimmte Grenzlinien von den verwandten Fächern, die er durch Versetzung mit den aus der Theorie der reinen Vernunft herübergenommenen formalen Prinzipien erst eigentlich zur Würde von Wissenschaften erhob. Die Sprache aber, in der seine Philosophie auftrat, ist so schwer verständlich, so voll Neologismen und eigenthümlichen technischen Formeln, so kalt und dürr verständig in ihren Analysen, ihren endlosen Unterscheidungen, seine Form ist in dem Maße eine knapp gemessene Algebra der Logik, daß es erst der Intrepretation Reinhold's in Jena bedurfte, um das System sammt seinem sogar in der Heimat lange ignorirt gebliebenen Verfasser, der übrigens auch heute noch weit öfter bewundert als gelesen wird, bekannt werden zu lassen.

Kaum aber war dieß geschehen, als die Zeitgenossen voll Begeisterung über die neue Lehre herfielen, um sie auf die verschiedensten Wissenschaften, darunter namentlich auch auf die Jurisprudenz, anzuwenden, und einander nach Epigonenart in Uebertreibung ihrer Fehler, in Erfindung neuer, dunkler Kunstausdrücke, in Verachtung des positiven Wissens und aller Erfahrung, in transscendentalen, kühnen Hypothesen zu überbieten, ohne dabei zu bedenken, wie sehr sie sich zu ihrem Nachtheil von dem verehrten Meister unterschieden, der sich auf ein gründliches, vielseitiges Wissen stützte und seine neue Sprache nicht wie sie um dieser selbst willen, sondern nur als Medium für seine neuen Ideen erfand.

Friedrich Heinrich Jacobi.

Zu denjenigen, die sich durch Kant auf das lebhafteste angeregt fühlten, gehörte neben vielen Andern auch der Gefühlsphilosoph Friedrich Heinrich Jacobi aus Düsseldorf (1743 bis 1819), der salonfähige Mystiker mit der zierlichen Feder und dem halb pantheistischen Kopfe, der „ohne Philosophie philosophiren“ wollte, der die Wissenschaft als solche „atheistisch, fatalistisch, zur Vernichtung von Religion und Moral führend“ nannte, der mit Kant und Mendelssohn Fehde führte und mit Fichte sympathisirte. Vielfach heftig angegriffen und erst in neuerer Zeit

wieder mehr zu Ehren gebracht, hat er auf jeden Fall das große Verdienst, daß er vom Standpunkte des Gemüthes aus den bei Kant noch unversöhnt fortbestehenden Dualismus zwischen dem englischen Realismus und dem deutschen Idealismus ausglich und daß er überhaupt zum erstenmal und trotz allen Angriffen standhaft auf die Bedeutung hinwies, welche das Gemüth mit seiner „ahnungsvollen Tiefe" für die Entwicklung der Philosophie haben könnte.

Fichte.

Ungleich bedeutender ist der selten verstandene und benützte Idealist Johannes Fichte aus Rammenau bei Bischofswerder in der Oberlausitz (1762—1814), der sich zunächst an Kant anschließt. Der letztere hatte wohl das Problem des Kritizismus: „wie vermögen wir zu erkennen?" mit erschöpfender Gründlichkeit gelöst, die Frage des Dogmatismus dagegen: „was ist das Sein?" so gut wie ohne Antwort gelassen. Freilich hatte er sie nahe genug gelegt, dadurch, daß er nur noch den Begriffen, also dem Geiste, den Charakter der realen Existenz gelassen hatte. In jene Lücke trat nun Fichte ein mit der Antwort: Die einzige reale Existenz ist das Ich, das alleinige wahre Absolute, das durch seine freie Thätigkeit sein eigenes Bewußtsein sammt allen Objekten desselben, sammt dem Stoff und seinen Formen als den Ausdruck seines absoluten Wissens hervorbringt oder realisirt, um sie dann durch das reflektirende, erkennende Denken wieder in sich aufzunehmen. Ein „Ding an sich", eine dem Ich fremd gegenüber stehende reale Außenwelt gibt es mithin nicht. Durch dieses System, das die Psychologie mit einem Mal zur Ontologie erhob, wollte Fichte Kant's „Stoff" und „Form" auf eine prinzipielle Einheit zurückführen und damit die Beziehung der Objekte auf die innern Vorstellungen in's Klare setzen. Während er aber Alles erklärt zu haben glaubte, ließ er gleichwohl nur zu viele Punkte im Ungewissen und trotz des großen Aufwandes von Dialektik gelingt es ihm nur, die Schwächen der Kant'schen Lehre darzuthun, nicht aber, unsere Ueberzeugung für die seinige zu gewinnen. Doch muß man allerdings zugeben, daß er die große Frage nach der Möglichkeit des Erkennens tief prinzipiell auffaßt und beantwortet, daß er den letzten Gegensatz der Erkenntnißlehre, den zwischen dem Sein und dem Wissen, eben so voraussetzungslos wie vollständig ausgleicht, daß überhaupt sein System weitaus konsequenter, abgerundeter ist, als dasjenige

Kant's, der sich des einfachen Menschenverstandes nicht so ganz zu erwehren vermocht hatte, daß er ihm nicht seine Lehre mit einer Menge von Zweifeln, Einschränkungen und Widersprüchen versetzt hätte.

Am edelsten erscheint Fichte in der Ethik, die den Meisten auch in wissenschaftlicher Hinsicht als die gelungenste Partie seines Systems gilt. Ein moderner Stoiker, setzt er hier mit hinreißender Beredtsamkeit die Begriffe von der reinen Pflicht und der Selbstverleugnung auseinander und dringt er fortwährend auf ein mannhaftes Streben, auf patriotische Thaten. Alles schulgerechte Formelwesen, das nur zu oft die innere Leere verhüllen muß, verschmähend, greift er die entscheidenden Grundfragen offen an und da er, der muthige, freiheitsliebende Patriot, welcher mitten in der Fremdherrschaft zu Berlin mit seinen „Reden an die deutsche Nation" (1808) die nationale Wiedergeburt unerschrocken an ihren Wurzeln erfaßte, nur an den individuellen Geist glaubt, so baut er die gesammte Sitten- und Staatslehre auf der Grundlage der geistigen Unabhängigkeit auf.

Von der Philosophie, die ihm als die allgemeine Theorie der Wissenschaft und damit als die Grundlage aller einzelnen Wissenschaften gilt, verlangt er als erstes Erforderniß ein unumstößlich gewisses, absolutes, unmittelbares Prinzip, das für sie und eben dadurch auch für alle menschliche Erkenntniß die volle Zuverlässigkeit gewährleiste; als zweites Erforderniß aber eine systematische Form, die jeder andern Wissenschaft zum Vorbild zu dienen geeignet sei. Das Wesen des Ichs liegt in seinem Selbstbewußtsein, durch welches es sich selber hervorbringt und dasjenige denkt, was nicht es selbst ist, nämlich die Außenwelt und Gott. Dabei mengt er freilich Aktives und Passives in einem und demselben Wesen unter einander und macht er ohne Bedenken bald dieses zu jenem, bald umgekehrt.

Es war jedenfalls eine ganz auffallende Erscheinung, dieser transscendentale Ideismus, der als die Mittelstufe zwischen dem freilich nicht so rein ausgeprägten subjektiven Idealismus Kant's und dem objektiven Idealismus Schelling's, mitten in eine durch und durch materialistische Zeit hereintrat, um ihr das Leben des Geistes als das einzig wahre entgegen zu halten und ihr die erhabensten Fragen über die geistige Welt vorzuführen. Allerdings ging diese Reaktion des Geistes gegen den Materialismus der Zeit auch seinerseits wieder viel zu weit: das Selbstvertrauen,

der Stolz auf die Macht seiner Phantasie und Vernunft sprach sich oft mit einer Verwegenheit aus, die eben so nah an's Lächerliche wie an's Erhabene streifte. So rief einmal Fichte, „der Messias der reinen Vernunft", von seinem Lehrstuhl herab: „in der nächsten Vorlesung werden wir daran gehen, Gott zu erschaffen".

Friedrich Schlegel.

Welch bedeutenden Einfluß Fichte auf die tiefer Denkenden von seinen Zeitgenossen hatte, zeigt unter Andern Karl Wilhelm Friedrich von Schlegel aus Hannover (1772—1829), wenigstens während der ersten Phase seiner philosophischen Entwicklung, wo er in subjektiver Willkür die Prädikate des Fichte'schen Ich's auf sein individuelles Ich übertrug und dadurch das letztere zur Parodie des erstern machte. Den reinsten Gegensatz hiezu bildet die spätere Periode, wo er wieder in der „Passivität" zu weit ging. Extrem wie das ganze Wesen des Mannes selbst, waren von jeher auch die Urtheile über ihn, zumal seit seinem Uebertritt zum Katholizismus. Während ihm Schiller das Gemüth, Fichte die Klarheit, Varnhagen die Fähigkeit zur Philosophie abspricht, während ihn Jean Paul ein „weibliches Genie" nennt — während dessen wird er von Eichendorf, der von dem „Großartigen in seiner Erscheinung" spricht, und von manchen Andern hoch gefeiert. Daß er in seiner Anschauungsweise und seinem Leben eine Reihe von durchgreifenden Umwandlungen durchmachte, wird ihm je nach dem religiösen und anderweitigen Parteistandpunkt des Urtheilenden bald als mannhafter Fortschritt, als rücksichtslose Offenheit und Entschiedenheit, bald umgekehrt als Mangel an Festigkeit und Selbstständigkeit, als Beweis von Oberflächlichkeit und Leichtfertigkeit, von Haltlosigkeit oder gar von Maskenträgerei angerechnet. Daß er aber, um hier von seinen Verdiensten in künstlerischer, dichterischer Hinsicht abzusehen, zwischen das „dürre Skeletisiren Kant'scher Gedanken" hinein zum erstenmal die Idee einer die Philosophie und die Geschichte in Eins zusammenfassenden, „genetischen" Logik, einer Verbindung des Endlichen mit dem Unendlichen durch den Begriff des Werdens, einer innigen Einheit von Gefühl und Verstand, von Religion, Kunst und Philosophie in Anregung brachte, das ist ein Verdienst, das ihm auch die entschiedensten Gegner zugestehen müssen.

Schelling.

Wie der Vorige, so ging auch der, den Romantikern auch sonst noch verwandte Philosoph Schelling aus Leonberg im Württembergischen (1775—1854) vom subjektiven Idealismus Fichte's aus, um gleichfalls nach mehrfachen Metamorphosen durch die Stufen des Kant'schen Dualismus von Natur- und Geistesphilosophie, der Spinozistischen Indifferenz von Realismus und Idealismus, der neuplatonischen Mystik und der Theosophie Böhme's hindurch zum positiven Glauben als Ziel- und Ruhepunkt zu gelangen. War Kant bei der Erforschung des Erkenntnißvermögens stehen geblieben, so wollte Schelling nun auch die von letzterem erzeugten Ideen philosophisch begreifen. Jener hatte die Vernunft für das einzige Gewisse, alles Andere aber für zweifelhaft erklärt; daraus hatte dann Fichte gefolgert, daß die reale Existenz der Welt durch den menschlichen Geist bedingt sei, daß der letztere das schaffend realisire, was er denkend erfasse. Auf dieser Grundlage nun schloß Schelling weiter: wenn das Denken seine Begriffe in die reale Wirklichkeit umsetzt, so müssen die realen Wesen mit dem Denken als ihrem Urgrund nothwendig übereinstimmen, mit andern Worten — die Außenwelt ist Eins und dasselbe mit der Vernunft, das Nicht-ich ist identisch mit dem Ich, die Naturphilosophie hat ihr Vorbild an der Psychologie. Um dieses pantheistische System des objektiven Idealismus nachzuweisen, wandte sein Gründer mindestens eben so viel Phantasie und Poesie an, als dialektische Methode und Naturwissenschaft, und wirklich fand es auch in den verschiedensten Kreisen der Gesellschaft Anklang und längere Zeit hindurch war sein Einfluß auf die letztere, auf die Geschichtschreibung wie auf die Philosophie selber eben so tiefgreifend wie verhängnißvoll. Jetzt freilich ist es von dem objektivern Geiste der heutigen positiven Wissenschaft, vom Prinzipe des nüchtern-besonnenen Forschens auf allen Gebieten vollständig überwunden.

Hegel.

Weit bedeutender ist als Philosoph Schelling's Landsmann und Studiengenosse Georg Wilhelm Friedrich Hegel aus Stuttgart (1770—1831), einer der ersten Heroen der Philosophie. Gleichfalls auf Kant-Fichte'scher Grundlage weiterbauend, findet er das Absolute, dessen Erkenntniß das Endziel alles Forschens und Wissens ist, das „an, aus und für sich Seiende" mit Schelling in der Identität von Subjekt und Objekt, nur daß hier

dieser Gedanke nicht mehr in mystisch-naturphilosophischer Unklarheit bleibt, sondern in der durchsichtigen Form eines in seinen Grundzügen einfachen, sich gleich bleibenden dialektischen Entwicklungsprozesses durchgeführt wird. Hegel's System, auf dessen nähere Darlegung hier nicht eingegangen werden kann, übertrifft nach Reinhold alle früheren an Großartigkeit und Kühnheit des Grundplanes, der auf die genetisch begreifende Erkenntniß der gesammten Wirklichkeit gerichtet ist, an Umfang der darin gelösten Probleme, an streng wissenschaftlicher Haltung der Systematik, überhaupt der ganzen Methode und der Darstellung, an zwingender Kraft der abstrakten, spekulativen Dialektik, die trotz ihrer außerordentlichen Schwierigkeit in allen Theilen folgerichtig durchgeführt wird. Die Sprache aber ist eben so unbeholfen und dunkel, wie kalt und trocken, und eben dieser Umstand macht es in Verbindung mit der von allem gewöhnlichen, empirischen Denken so stark abweichenden Methode, mit der Höhe der schwer verständlichen Abstraktion, mit den für das praktische Leben so bedenklichen Konsequenzen der Lehre vollkommen begreiflich, daß die letztere selber im Ganzen mehr dem Namen und dem Grundcharakter nach als im Detail und aus den Quellen selber bekannt ist und daß sie von den verschiedensten Seiten her die heftigsten, freilich nicht immer aus würdigen Motiven entstammenden Angriffe erfahren mußte. Dafür hat sie aber auch andererseits eine Schaar entschiedener Anhänger gefunden, die den Muth hatten, in konsequenter Durchführung derselben gegenüber von Kirche und Staat weit über den mehr zurückhaltenden Gründer des Systems hinauszugehen.

So gingen aus der Kant'schen Philosophie, gerade wie aus der Sokratischen, die verschiedenartigsten Richtungen hervor. Während er selber auf die Frage: „was existirt?“ keine entschiedene Antwort hatte, antwortete Fichte: „das Ich“ und Schelling: „das Ich in seiner Identität mit dem Nicht-Ich“. Andere dagegen, denen diese absolute Identität nicht zusagte, mühten sich mit einer anderweitigen Lösung des Kant'schen Dualismus ab, wobei sie bald mit Oken das materielle, bald mit Hegel das geistige Element in den Vordergrund stellten. Wenn Kant sagt, daß die Idee oder Vernunft nur sich selber als gewiß setze; wenn Fichte beifügt, daß nur die Vernunft das Sein gewährleiste; wenn Schelling daraus weiter schließt, daß das eine Sein, das reale, aus dem andern, dem intellektuellen, als seinem Ursprung hervorgehe — so erklärte jetzt Hegel, daß die Intelligenz, die

Idee selber das reale Sein sei. Damit war der Pantheismus fertig, dessen freilich erst von den Neu-Hegelianern offen ausgesprochene Konsequenzen Staat, Religion und Moral vernichten müßten, weßhalb denn auch der gesunde Menschenverstand heute lauter als je eine Rückkehr zu nüchternern Prinzipien verlangt und der an Franz v. Baader einen rüstigen Bekämpfer fand.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Spanien und Portugal.

Spanien, das seiner Zeit an der Spitze der europäischen Staaten gestanden, war inzwischen um ein Jahrhundert hinter denselben zurückgeblieben. In die das Jahrhundert so blutig eröffnenden Kriege verwickelt und genöthigt, die Politik seines Vaters zu unterstützen, hatte sich der Bourbone Philipp V Mühe gegeben, dem fortschreitenden Verfalle Einhalt zu thun, ohne daß er jedoch im Stande gewesen wäre, dem Lande zu neuer Blüthe zu verhelfen. Noch immer dürstete der Fanatismus nach Blut, und noch im Jahre 1725 waren zu Granada dreihundert des Islams verdächtige Personen durch die Inquisition verhaftet, ihres Vermögens beraubt und theils zum Kerker, theils zur Verbannung verurtheilt worden. Im Jahre 1732 aber erneuerte man die Verordnung, welche alle Unterthanen auf ihr Gewissen verpflichtete, jeden zur Anzeige zu bringen, der sich der Hinneigung zum Judenthum, Islam oder Protestantismus verdächtig mache oder einen Vertrag mit dem Teufel schließe. Unter Philipp V kamen in Malaga allein schon nicht weniger als zweiundfünfzig, in Arcos aber vierundsiebenzig Autosdafe vor.

Die während des Erbfolgekriegs im Nordosten wiederholt ausgebrochenen Unruhen gaben dem König einen willkommenen Anlaß, die Provinzen Aragon und Valencia ihrer alten Verfassungen zu berauben. Darauf ließ er durch die Cortes vom Jahre 1713 die Castilische Erbfolge-Ordnung dahin abändern, daß Frauen erst nach dem Erlöschen der männlichen Linien, inner-

halb deren das Repräsentationsrecht zu gelten habe, zur Thronfolge gelangen könnten.*)

Wie zur Entschädigung für die Verluste, welche die neue Dynastie das Land gekostet hatte, brachte sie ihm einige Begriffe von Ordnung und gesetzlichen Zuständen bei; das Heer- und Kriegswesen wurde zeitgemäß umgestaltet und von der Strenge des Ceremoniells wurde Manches nachgelassen. Unter seinem großen Minister, dem Kardinal Alberoni, bewies Spanien noch einmal, daß es immer noch fähig wäre, eine glänzende Rolle in Europa zu spielen. Trotzdem war Philipp V bei den Großen des Landes nicht beliebt, da er ihnen nicht alle jene Rücksichten schenkte, auf die sie Anspruch machten; dagegen war das Volk nicht so fast über ihn erbittert, als vielmehr über seine ränkevolle Gemahlin Elisabeta Farnese, die das von Alberoni begonnene Werk der Wiedergeburt Spaniens fortsetzte und ihre Familie durch neue Erwerbungen für das zu entschädigen suchte, was vorhergegangene Friedensverträge derselben entrissen hatten. Sei es, daß ihm ein Zweifel an der Giltigkeit des Testaments Karl's II

---

*) Der im Jahre 1833 erfolgte Tod des Königs Ferdinand VII gab diesem Erbfolgegesetz eine besondere Wichtigkeit. Manche verwechselten es irriger Weise mit dem entweder auf dem Lehenverhältnisse oder auf Erbverträgen beruhenden salischen Gesetze, das die Frauen für immer vom Throne ausschließt und das in Frankreich und den alten Kurfürstenthümern des deutschen Reiches gilt oder galt, wie in den sächsischen und hessischen Häusern und in Brandenburg (mit Ausnahme des Königreichs Preußen). Bei der rein cognatischen Erbfolge sind die männlichen und die weiblichen Glieder derselben Linie gleichberechtigt, nur daß bei gleichem Verwandtschaftsgrad die erstern vor den letztern den Vorzug haben, auch wenn diese älter sind. Im Uebrigen gilt das Repräsentationsrecht nach den römischen Grundsätzen, so daß die Tochter dem Oheim vorgeht, falls dieser nur der jüngere Bruder ihres Vaters ist. Diese Erbfolge besteht zu Recht in England, Portugal, und bestand ehemals auch in Castilien, Aragonien und Navarra, wo deßhalb zu wiederholten Malen ein Dynastiewechsel eintrat. Um die Möglichkeit auszuschließen, daß der Thron an Fremde gelange, führte Philipp die gemischt-cognatische Erbfolge-Ordnung ein, welche die Frauen nur dann zur Nachfolge beruft, wenn in einer Linie keine von den männlichen Gliedern derselben abstammenden männlichen Erben mehr vorhanden sind. Diese Erbfolge-Ordnung hob Ferdinand VII durch die Pragmatik vom 29. März 1830 auf, um statt seines Bruders Don Carlos seine Tochter Isabella erbfähig zu machen. Damit stellte er nur die alte Erbfolge-Ordnung wieder her, in der Weise, wie es die Cortes im Jahre 1789 von Karl IV verlangt hatten.

gekommen war, sei es, daß er nur die von ihm ohnehin nie getragene Last der Regierung von sich abwerfen wollte: — genug, Philipp dankte 1724 im Alter von einundvierzig Jahren ab, doch ohne dabei auf seine Einkünfte zu verzichten; er behielt sich nämlich eine Jahreseinnahme von drei Millionen vor, außer den Schätzen, die er in S. Ildefonso, einem anmuthigen, mit einem Aufwande von fünfundvierzig Millionen Piaster erbauten Lustschlosse, aufgehäuft hatte.

Philipp hatte feierlich gelobt, die Krone nie wieder anzunehmen; doch als sein Nachfolger, der Infant Ludwig, an den Blattern starb, erklärte eine aus Theologen zusammengesetzte Commission, der Abgetretene sei unter einer Todsünde verpflichtet, die Zügel der Regierung wieder zu ergreifen; auch die Königin, die sich nach ihrer frühern Gewalt zurücksehnte, drang in ihn und so kehrte er denn auf seinen Posten zurück, „um dem Wohle der Unterthanen sein eigenes Glück zum Opfer zu bringen". Er überließ sich jetzt ganz der Leitung Wilhelm's von Ripperda aus Gröningen, der als Gesandter der Generalstaaten nach Madrid gekommen war und hier die Gunst des Königs und noch mehr die der Königin gewonnen hatte, deren Ehrgeiz und Rachsucht ein bereitwilliges Werkzeug an ihm fand. Er faßte großartige Pläne zur Hebung des Landes, der Manufakturen und des Handels und stellte eine goldene Zukunft in Aussicht; doch am Ende stellte sich das Ganze als Charlatanerie heraus und nun erzwang der Unwillen der Nation seine Entlassung.*)

Wir haben bereits von den Umtrieben gesprochen, durch welche Elisabeta ganz Europa in Bewegung setzte, um allen ihren Söhnen Throne zu verschaffen. Sie gab dieselben auch dann noch nicht auf, als im Jahre 1746 Ferdinand VI zur Regierung gelangte, der sie, so verhaßt sie ihm auch war, in hohen Ehren hielt, freilich weniger aus Edelmuth als aus Charakterschwäche. Durch die beständige Todesfurcht trübsinnig gemacht und eben so träg wie sein Vater, wenn auch nicht so talentvoll wie dieser, nützte er dem Lande wenigstens in so fern, als er mit seiner

---

*) Ripperda wurde in Segovia eingekerkert, jedoch nach fünfzehn Jahren durch ein von ihm verführtes Mädchen befreit. Er floh nach England und dann nach den Niederlanden, wo er wieder zum Protestantismus zurücktrat — sein dritter Glaubenswechsel! Möglich, daß er auch noch Muhamedaner wurde, als er in Marokko Dienste nahm, um von dort ein Heer gegen Spanien zu führen.

Sparsamkeit und Friedensliebe den Staatsschatz wieder zu Kräften kommen ließ, so daß er, der bei seinem Regierungsantritt außer einer Staatsschuld von fünfundvierzig Millionen nichts vorgefunden hatte, eine Baarschaft von sechszig Millionen hinterlassen konnte. Außerdem rechtfertigte er seinen Beinamen „der Weise" auch noch in so fern, als er die Seemacht wieder hob und die feste Erklärung abgab, er werde sich nie und nimmer zum Vasallen Frankreichs hergeben. Statt dessen neigte sich jetzt die Politik des Madrider Kabinets zu England hin, besonders seit Jose da Carvajal an seiner Spitze stand, ein Ehrenmann, in welchem sich mit einem einseitig beschränkten Geiste ein gesunder Verstand, mit einer rauhen Außenseite die sorgfältigste Rücksichtsnahme auf die Etiquette vereinigte. Dagegen war der Marques de la Ensenada wieder mehr für Frankreich. Im Uebrigen ein ganz vortrefflicher Minister, führte er im Gebiete der Finanzen und der Industrie eine Reihe von Verbesserungen durch. Namentlich machte er (so weit war man damals in Spanien noch zurück) seinen Namen dadurch unsterblich, daß er durch die Eröffnung der großen Straße von Guadarrama die bis dahin fehlende Verbindung zwischen den beiden Castilien herstellte. Allein die Umtriebe der Engländer brachten es endlich dahin, daß er entlassen wurde und nur mit knapper Noth der Versetzung in den Anklagestand entging. Jetzt würde die englische Politik in Madrid entschieden die Oberhand gewonnen haben, hätte nicht die portugiesische Königin Barbara, eine spanische Infantin, dieses zu verhindern gewußt. Obgleich sie weniger ränkesüchtig als die Farnese war, sich im Wesentlichen damit begnügte, die friedlichen Beziehungen zwischen ihrem Gemahle und den Höfen von Madrid und Wien aufrecht zu erhalten und daneben so viel Geld zurückzulegen, daß sie als Wittwe nicht zu darben brauchte: so hatte sie doch den maßgebendsten Einfluß auf die Politik des spanischen Kabinets. Nur zwei Personen konnten sich in dieser Beziehung noch mit ihr messen — der Beichtvater des Königs und der unter dem Namen Farinelli berühmt gewordene Tonkünstler Carlo Broschi, der ehemalige Bäckerjunge aus Neapel, der mit seinem Gesange den Trübsinn Ferdinand's aufheiterte und dafür bei diesem Alles durchzusetzen vermochte, was er wollte, der aber gleichwohl darüber weder anmaßend noch habsüchtig wurde, sondern immer durchaus redliche und nicht selten recht gute Rathschläge gab.

Inzwischen hatte der Krieg mit den Barbareskenstaaten, der in Spanien so volksthümlich war und so sehr als dauernder Normalzustand galt, daß man sich selbst zu den zeitweiligen Waffenstillständen immer nur ungern und spät entschließen konnte, mit wenigen Unterbrechungen fortgedauert. So hatte man den Marokkanern im Jahre 1720 mit großer Anstrengung Ceuta entrissen, welches sie im Jahre 1693 unter ihrem Kaiser Muley Ismael erobert hatten. Seit die spanische Seemacht wieder auf einen Achtung gebietenden Stand erhoben war, wurde es den Barbaresken schwer, auch nur die unentbehrlichsten Bedürfnisse von Außen zu decken; sie mußten deßhalb mit den Hamburgern einen Vertrag dahin abschließen, daß diese ihnen Waffen und Munition lieferten und dafür die den Christen abgenommene Beute an Zahlungsstatt annahmen (1750). Nun hatten aber die Hanseaten auch in Spanien und Portugal bedeutende Handelsvorrechte erlangt, da hier ihre Dienste für den bequemen Absatz der aus Amerika und Afrika bezogenen Kolonialprodukte sehr willkommen waren. Doch wie jetzt Ferdinand sehen mußte, daß sie den gefährlichen Feinden des europäischen Handels und der allgemeinen Sicherheit die Hand boten, verschloß er ihnen die spanischen Häfen, jeden Vermittlungsversuch zurückweisend, bis sie von ihrem Uebereinkommen mit den Korsaren von Algier zurücktreten würden. Als darauf in einem neuen Kriege gegen die Mauren alle Anstrengungen Spaniens vergeblich blieben, schloß dieses endlich im Jahre 1780 einen Frieden mit Marokko, der mit großem Gepränge gefeiert wurde.

Etwas früher schon, nämlich im Jahre 1753, war auch der langwierige Streit mit der römischen Kurie durch ein Konkordat beglichen worden, in welchem Benedict XIV dem Könige das Recht zur Besetzung aller konsistorialen sowie aller die Residenzpflicht mit sich führenden einfachen Pfründen zugestand, mit Ausnahme von zweiundfünfzig Stellen, die der Papst — jedoch nur mit Spaniern — besetzen durfte.*) Damit wurde zugleich das Institut der Bancal-Zettel abgeschafft — eine Art von Verträgen, worin sich die Bewerber um Pfründen der päpstlichen Finanzkammer gegenüber zur Bezahlung einer gewissen Summe ver-

---

*) Die spanische Geistlichkeit war übermäßig zahlreich. Nach Jovellanos zählte sie 1787 nicht weniger als 180,000 Köpfe, wovon 70,000 dem Weltpriesterstande angehörten.

pflichteten, die sie, falls sie dieser Verpflichtung nicht nachzukommen vermochten, so hoch verzinsen mußten, daß auf diesem Wege wohl ein Fünftel der Pfründe-Einkünfte nach Rom wanderte. Außerdem verlor der Pabst das Recht auf den Nachlaß der verstorbenen Geistlichen und die Einkünfte der unbesetzten Stellen, die jetzt beide theils dem Amtsnachfolger oder den frommen Stiftungen zu Gute kommen, theils zu Belohnungen für industrielle und militärische Verdienste verwendet werden sollten. Dafür erhielt er als Entschädigung die Summe von 900,000 römischen Thalern, die ihm mit drei Prozent verzinst wurden. Auch verblieb ihm das ausschließliche Recht zur Ertheilung von Ehedispensen, welches ihm jährlich anderthalb Millionen eintrug, und wurde die sogenannte Kreuzzugs-Bulle, die gegen eine Abgabe von fünfzehn Soldi für den Kopf von der für die vierzigtägige Fastenzeit bestehenden Verpflichtung zum ausschließlichen Genuß von Fastenspeisen und Baumöl entband, auf ewige Zeiten verlängert, so daß sie fortan nicht mehr, wie es bis dahin der Fall gewesen war, alle fünf Jahre erneuert zu werden brauchte.

Nach dem Tode seiner Gemahlin wurde Ferdinand immer trübsinniger: er ließ Niemand mehr vor sich, sprach nichts mehr, wechselte die Leibwäsche nimmer, ließ den Bart wachsen und legte sich nimmer zu Bett; kein Wunder somit, wenn er der Verstorbenen bald nachfolgte (1759).

Den erledigten Thron bestieg nunmehr sein Bruder Karl III, der schon mit vierundzwanzig Jahren König von Neapel geworden war. Jetzt kam auch die Farnese, die nun alle ihre Wünsche erfüllt, ja selbst übertroffen sah, aus ihrem dreizehnjährigen Asyl an den Hof zurück, wo sie bis zu ihrem Tode den alten Einfluß ausübte, während Farinelli entlassen wurde und sich in die Nähe von Bologna zurückzog. Wenn auch Karl III nicht zu jenen großen Geistern gehörte, die Kraft genug besitzen, ein verkommenes Land zu einem neuen Leben zu erwecken, so arbeitete er doch wenigstens einer spätern Wiedergeburt desselben vor. Er besaß die trefflichsten Anlagen, die freilich unentwickelt geblieben waren, er wußte sich in drangvollen wie in friedlichen Stunden zu beherrschen, war eben so religiös wie sittenstreng und doch weit entfernt von jeder sklavischen Unterwürfigkeit unter Rom und seine Beichtväter; er hielt im Gegentheil nur allzu zäh an seinen eigenen Ansichten fest; auch vernachlässigte er über seiner Jagdlust nicht selten die Pflichten des Regenten. Um die Oberleitung der Staatsgeschäfte stritten sich der Genuese Girolamo

Grimaldi und der Marchese von Squillace, jener der Minister, dieser der Freund Karl's. Mit der Verwaltung des Finanz- und des Kriegswesens betraut, führte der letztere eine Reihe von Verbesserungen durch, er versah Madrid mit einer Straßenbeleuchtung, verbot das landesübliche Tragen von Waffen, von langen Mänteln, von Hüten mit tief herabgeschlagenen Krämpen und manche andere Sitte, die in ähnlicher Weise mißbraucht werden konnte. Darüber erbittert und ohnehin von jeher zum Mißtrauen gegen einen Finanzminister geneigt, rottete sich am 23. März 1766 das Volk zusammen, um ihn zu ermorden. Er entkam ihm zwar, doch jetzt verlangten die Wüthenden seine Verbannung, sowie die Herabsetzung der Brod- und der Oelpreise und die Zurücknahme des gegen die langen Mäntel und die Schlapphüte ergangenen Verbotes. Sie beruhigten und zerstreuten sich erst, als, vom König gesendet, vier Jesuiten mit dem Crucifixe in der Hand erschienen und im Namen des erstern in alle Forderungen des Volkes — ob vernünftig oder nicht — einwilligten. Es war ein für Spanien unerhörter Vorgang und Karl grollte der französischen Regierung, die ihn nach seiner Meinung herbeigeführt hatte, nicht wenig darob. Doch Choiseul wußte seinem Argwohne eine andere Richtung zu geben, indem er ihm vorstellte, daß der Aufstand offenbar nur von den Männern in Szene gesetzt sein könne, die ihn so meisterhaft zu dämpfen verstanden — von den Jesuiten. Karl fand das einleuchtend und begann sofort auf das eifrigste an der Vernichtung des Ordens zu arbeiten. Um für die Zukunft ähnlichen Auftritten vorzubeugen, vertrieb der neue Minister, der Graf de Aranda, 6000 müßige Proletarier aus der Hauptstadt, die er dafür mit einer Besatzung von 20,000 Mann versah, so daß er jetzt ohne Gefahr daran gehen konnte, die Zügel der Regierung straffer anzuziehen. Im Uebrigen war er auf das eifrigste bemüht, die Macht und den Wohlstand des Landes in jeder Richtung zu heben: er verbesserte das Verwaltungssystem, gestaltete das Heerwesen nach dem Vorbild des preußischen um, verstärkte die Seemacht, beschränkte die Gerichtsbarkeit des Nuntius und das Asylrecht und gründete Schulen zum Ersatz für die der vertriebenen Jesuiten. Auch die Gewalt der Inquisition ermäßigte er wenigstens, da er sie nicht ganz zu beseitigen vermochte. Endlich dachte er, der Zeitströmung folgend, sogar auf eine Beschränkung der königlichen Gewalt, doch kaum merkte der König diese

Absicht, als er ihn zum Gesandten am französischen Hofe ernannte und auf diese Weise entfernte.

Unter den übrigen Ministern Karl's verdienen noch genannt zu werden Don Pedro Rodriguez, Graf von Campomanes, ein eben so verständiger wie gelehrter Mann, der sein Augenmerk namentlich auf Vereinfachung des Steuersystems, auf Beseitigung des zur Landplage gewordenen Bettelwesens und auf Förderung des Getreidehandels richtete. Ferner Antonio Jose Olavideo aus Lima, der seine offen ausgesprochene philanthropisch-irreligiöse Anschauungsweise aus Voltaire's und Rousseau's Schriften geschöpft hatte und der, mit der Urbarmachung der Sierra Morena beauftragt, eine Kolonie von Schweizern, Franzosen, Bayern und andern Deutschen dahin verpflanzte (1767). Die Kolonisten erhielten nicht nur ihre eigene, den Staatstheorien der Zeit entsprechende Verfassung, sondern auch — ein für Spanien ganz unerhörtes Ereigniß — die volle Duldung für ihren Protestantismus. Als trotzdem ein Kapuziner zu ihnen geschickt wurde, der sich neben dem Predigen auch noch in die weltlichen Angelegenheiten mengte, erhoben die Kolonisten Beschwerde gegen Olavideo, der zu gleicher Zeit von der entgegengesetzten Seite antikatholischer An- und Absichten beschuldigt wurde. Da bemächtigte sich seiner die Inquisition, die ihn nach Beendigung eines zweijährigen geheimen Prozesses zum achtjährigen Verschlusse in einem Kloster verurtheilte, wo ihn zwei Mönche beaufsichtigen und im Glauben unterrichten sollten. Auch nach Ablauf dieser Zeit sollte er kein Pferd mehr besteigen, in keinem Wagen mehr fahren, vom Hofe und von den größern Städten über zwanzig Meilen entfernt bleiben, nur grobe Kleider von gelbem Tuche tragen und nichts anderes lesen als die Werke des Paters Granada. Indeß gelang es ihm später, nach Frankreich zu entkommen, wo er von den Philosophen als Märtyrer gepriesen wurde. Als er aber in seinen spätern Jahren die Früchte ihrer Lehren reifen sah, fühlte er sich bitter enttäuscht und schrieb seinen „Triumph des Evangeliums“ (1803 beendigt).

Um Kunst und Landbau zu heben, gründete Karl die Gesellschaft der „Vaterlandsfreunde“, die er aus den Einkünften der unbesetzten Kirchenpfründen dotirte. Unter den letzten habsburgischen Regenten und während des spanischen Erbfolgekriegs waren die überseeischen Kolonien in den kläglichsten Verfall gerathen, da ihnen die Engländer und die Holländer den Verkehr mit dem Mutterlande abschnitten. Sollten sie unter diesen Umständen

nicht am Nothwendigsten Mangel leiden, so mußte das letztere von seinem Ausschließungssystem abgehen. Das begriff auch die Regierung und so ertheilte sie denn den Franzosen die Ermächtigung zum Handel mit Peru, wohin nun die von Ludwig XIV hiezu privilegirten Bewohner von S. Malo französische Waaren zu mäßigen Preisen einführten. Doch darunter litt natürlich die Ausfuhr Spaniens in hohem Grade und so hatte Philipp V nach erfolgtem Friedensschlusse nichts Eiligeres zu thun, als den fremden Schiffen die Häfen von Peru und Chili von Neuem zu verschließen und die Flotten der bisherigen Helfer aus dem stillen Ozean zu vertreiben. Nur den Engländern gegenüber machte er, um die Freundschaft der Königin Anna zu gewinnen, in so fern eine Ausnahme, als er ihnen das Recht des Assiento zugestand und ihnen erlaubte, jedes Jahr ein Schiff von fünfhundert Tonnen mit europäischen Waaren nach Portobello zu senden. Der Mißbrauch, den dieselben mit beiden Befugnissen trieben, und der Widerwillen, den sie in Spanien hervorriefen, führten im Jahre 1740 den bereits besprochenen Krieg herbei, der für letzteres die wohlthätige Folge hatte, daß es fortan vom Drucke des Assiento befreit war und seine Handelsangelegenheiten nach eigenem Ermessen regeln durfte, wofür es allerdings der englischen Handelsgesellschaft eine Entschädigungssumme von 100,000 Pf. Sterling zu zahlen hatte.

Kaum waren der Regierung in dieser Weise die Hände entfesselt, als sie dem Handel mit verschiedenen Reformen zu Hilfe kam. Während bis dahin die Waarensendungen nach den Kolonien zum Nachtheil der Handeltreibenden und zum Vortheil der Zolldefraudanten immer nur in bestimmten Zeiträumen erfolgen durften, erhielten jetzt die Kaufleute von Sevilla und Cadix die Ermächtigung, in den Zwischenzeiten sogenannte „Register-Schiffe“ auszusenden, zu welchem Zwecke sie beim Rath von Indien die nöthigen Erlaubnißscheine zu lösen hatten. Bald wurde dieses Verfahren so allgemein üblich, daß man 1748 das alte System der Galionenflotten ganz aufgab und den Handel ganz und gar den Privatrhedern überließ. Nur Ein Hemmschuh lastete freilich immer noch auf diesem Handel — die althergebrachte Gewohnheit, Alles von oben herab zu regeln.

Bei der Mangelhaftigkeit des zwischen Spanien und seinen Kolonien bestehenden Verkehrs war es kein Wunder, wenn die Regierung den Zustand derselben nicht kannte und wenn in Folge dessen ihre Verwaltung immer schlechter wurde. Um dem Uebel

abzuhelfen, verfügte Karl III im Jahre 1764, daß aus Coruna jeden Monat ein Kourierboot nach der Havannah und jeden zweiten Monat eines nach La Plata abgehen solle, und daß die Hälfte ihrer Ladungen aus spanischen, bei der Rückkehr aus amerikanischen Waaren bestehen dürfe. Später wurde diese Ermächtigung dahin ausgedehnt, daß alle Spanier mit den Inseln „über dem Winde", mit Cuba, S. Domingo, Puortorico, Margerita und Trinidad Handel treiben durften. Zuletzt wurde auch noch der Handel mit Luisiana, Yucatan und der Provinz Campeche freigegeben. Es war eine kühne That, dieser entschiedene Bruch mit einem dritthalb Jahrhunderte alten Vorurtheil, aber es war auch eine segensvolle, das zeigte sich sofort: kaum waren zehn Jahre darüber verflossen, als sich der Handelsverkehr in einigen Gegenden verdoppelt, in andern verdreifacht hatte.

So über die Vortheile des Freihandels belehrt, hob man jetzt (1774) auch die übermäßig strengen Strafen auf, unter denen jeder briefliche Verkehr zwischen den in und an dem stillen Ozean gelegenen Kolonien verboten war — eine eben so verderbliche wie tyrannische Maßregel, welche die letztern zwingen sollte, alle ihre Bedürfnisse aus dem Mutterlande zu beziehen, und welche ihnen damit die Möglichkeit einer gegenseitigen Ausgleichung zwischen ihrem Ueberfluß und ihrem Mangel benahm.

Unter dem Ministerium des Don Jose Galvez wurde endlich auch die innere Verwaltung der Kolonien zweckmäßig umgestaltet. Da mit der Bevölkerung derselben auch die Amtsgeschäfte zahlreicher geworden waren, so genügte die Zahl der bei den „Audiencias" angestellten Richter nicht mehr und auch die Größe ihrer Gehalte entsprach der erhöhten Bedeutung und Schwierigkeit ihres Amtes nicht mehr. Bei der allgemeinen Reform, die deßhalb vorgenommen wurde, änderte man auch die Eintheilung in Provinzen: man bildete aus ihnen die Vizekönigreiche Mexico, Peru, Neu-Granada, und außerdem ein viertes, welches die Gebiete von La Plata, Buenos Ayres, Paraguai, Tucuman, Potosi, Santa Cruz de la Sierra, Churcas und die beiden Städte Mendoza und San Juan umfaßte. Dazu kamen dann noch die acht von ihnen unabhängigen General-Capitanate von Neu-Mexico, Guatimala, Chile, Caracas, Puortorico, San Domingo, Cuba mit der Havannah, Luisiana und Florida.

Doch die Ursachen der Mißstände lagen viel zu tief in der Natur des Kolonialsystems begründet und so machte die Forterhaltung der die verschiedenen Kolonien mit dem Mutterlande

verknüpfenden Beziehungen noch immerfort die größten Schwierigkeiten. Die Last der Abgaben und die Strenge der Einschränkungsmaßregeln waren viel zu drückend, sie mußten die List der Betroffenen zur Umgehung derselben herausfordern. So bildete sich ein großartiger Schmuggelhandel aus, der die königlichen Einkünfte um mehr als die Hälfte verkürzte. Der Rest aber ging fast ganz in die Kosten der komplizirten Verwaltung auf, so daß von den gesammten Einkünften eines Jahres am Ende kaum mehr als vierzig Millionen in den spanischen Staatsschatz flossen.

Dem Meer beherrschenden England war die Konkurrenz Spaniens ein Dorn im Auge und das ganze Jahrhundert hindurch war es darum bestrebt, ihm seine Seemacht zu zerstören und seine transatlantischen Besitzungen zu schmälern, um es am Ende in dasselbe Verhältniß einer sklavischen Abhängigkeit von sich zu bringen, in der es Portugal gefesselt hielt. Gleich zu Anfang des Jahrhunderts hatte es ihm mit seinem festen Gibraltar den ersten Kettenring angelegt und jetzt suchte es ihm seine amerikanischen Kolonien zu entreißen. Der Krieg gegen das bourbonische Hausbündniß gab ihm Gelegenheit, den Spaniern die Philippinen und Florida zu nehmen (1763), wofür es sie indeß mit dem den Franzosen abgenommenen Gebiete von Luisiana entschädigte. Da aber Spanien mit der Besitzergreifung zögerte, so hatten die Bewohner Luisiana's Zeit, die faktische Unabhängigkeit lieb zu gewinnen, und schon dachte der Generalprokurator La Fernière an die Gründung eines selbstständigen Freistaates. Auch weigerte sich das Land, seine Handelsbeziehungen zu Frankreich und den französischen Kolonien in Westindien abzubrechen und so kostete es noch einen blutigen Unterjochungskampf, bis die Besitzung für Spanien gesichert war.

Auch um die nahe bei der Südspitze Amerika's gelegenen Maluinen oder Falklandsinseln mußte Spanien mit England kämpfen, bis sie endlich in seinem Besitze blieben. Drauf wurde ihm von Portugal die auf dem nördlichen Ufer des La Plata gelegene Kolonie San Sacramento, ein Hauptzufluchtsort der Schmuggler, streitig gemacht und erst dann abgetreten, als es dem Nachbarstaate dafür ein weitläufiges Gebiet am Amazonenstrom überließ. Das im Besitze Spaniens verbliebene Uferland des Paraguai wurde zum Vizekönigreich Buenos Ayres erhoben und gewann bald eine große Bedeutung für den Handel.

Wie sich Spanien im nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieg dem bestehenden Familienvertrag gemäß an Frankreich's Politik anschloß, haben wir seiner Zeit gesehen; eben so, daß es im Versailler Frieden die beiden Florida und die Insel Minorca wieder bekam, die vierundsiebenzig Jahre lang von ihm getrennt gewesen war, und daß es dafür den Engländern Providence und die übrigen Bahama-Inseln abtrat und ihnen unter andern Vortheilen auch das Recht zur Fällung von Mahagoni- und Farbholzbäumen auf der Moskitosküste einräumte. Der Krieg war dem Lande theuer zu stehen gekommen: außer vielen kleinern Fahrzeugen hatte es nicht weniger als einundzwanzig Linienschiffe eingebüßt, es hatte seine öffentliche Schuld um 250 Millionen Lire vermehrt, es hatte durch seine faktische Anerkennung der Vereinigten Staaten seinen eigenen Kolonien die Lehre gegeben, daß eine siegreiche Revolution eben damit auch eine gesetzlich berechtigte sei. Und die Kolonien waren nicht taub für diese Lehre. Wie Humboldt sie besuchte, erstreckten sich die spanischen Besitzungen in der neuen Welt noch durch 79 Breitengrade — eine Länge, die der des ganzen Erdtheils Afrika gleichkommt — und umfaßten sie das Doppelte des Flächenraums der Vereinigten Staaten, so daß sie also noch viel ausgedehnter waren als selbst das Riesenreich der Engländer in Ostindien. So war es noch damals — und wenige Jahre darauf besaß Spanien daselbst keinen Fuß breit Landes mehr.

Der letzte Minister Karl's III war der Graf von Florida Blanca, ein mittelmäßiger Kopf, der aber das fremde Verdienst herauszufinden und ohne eifersüchtiges Mißtrauen anzuwenden verstand. Obwohl als frommer Christ der Geistlichkeit ergeben, hielt er in weltlichen Dingen ihre Ansprüche gehörig in Schranken. Dabei bewies er bei allen seinen Maßregeln eine edle Uneigennützigkeit. Wie aus dem Rechenschaftsberichte hervorgeht, den er dem Könige vorlegte, brachte er es während seiner elfjährigen Amtsführung dahin, daß Madrid und die übrigen Städte von der Last ihrer Bettlerschaaren befreit waren — eine Riesenarbeit, zu der ihm die königlichen Almosen, die Vorschüsse der Kirchenfürsten und ein Theil von den Einkünften der übrigen Geistlichkeit die Mittel geboten hatten. Er machte dem Herumschweifen der Zigeuner ein Ende, ließ Kanäle für Bewässerung und Schifffahrt graben und großartige Bauten unternehmen, zu welchem Zwecke er theils Ausländer in's Land rief, theils Inländer zu ihrer Belehrung in's Ausland schickte. Er entwarf den Plan zu

einem botanischen Garten, hob hundertfünfundneunzig Jagdvorrechte auf, ließ dreihundertzweiundzwanzig Brücken bauen und eine Menge anderer ausbessern, und verband zum erstenmal Madrid mit Barcellona und Cadix durch einen regelmäßigen Postverkehr.

Um die planlos hinausgegebenen königlichen Bons im Curse zu heben, wurde die Bank von San Carlo errichtet, die mit ihrem fünfundsiebenzig Millionen betragenden Fond so viel Vertrauen einflößte, daß ihre Aktien von 2000 Realen auf 3400 hinaufgingen. Schade, daß die Freude nur so kurz währte! Kaum hatte ein neuer Tarif ein paar der drückendsten und verderblichsten Abgaben abgeschafft, als die Zollerträgnisse von 60 auf 130 Millionen Realen stiegen. In derselben Weise hob die wenn auch nur annähernde Freigebung des indischen Handels die Summe der Einkünfte im Jahre 1788 auf 55,456,949 Realen, während sie im Jahre 1778 nicht mehr als 6,761,291 betragen hatten. Für den Handel mit den Philippinen wurde eine eigene Gesellschaft mit einem Kapitale von 80 Millionen Piaster gegründet. Die Schiffe, welche die indischen Waaren nach Europa oder das Silber des spanischen Amerika's nach Manilla zu bringen hatten, liefen von Cadix aus, umsegelten das Kap Hoorn, landeten dann auf der Küste von Peru, um hier das für den Einkauf in Indien nöthige Silber in Empfang zu nehmen, und kehrten dann, nachdem sie auf den Philippinen ihre Handelsgeschäfte abgemacht hatten, über das Kap der guten Hoffnung geraden Weges nach Cadix zurück. Mit dem Handel stieg auch die Bevölkerung Spaniens so rasch, daß sie, die unter Philipp V kaum achthalb Millionen betrug, zu Ende des Jahrhunderts bereits elf Millionen zählte. Dem entsprechend hatte sich auch der Gesammtwerth der Erzeugnisse des Gewerbsfleißes und des Ackerbaues verdreifacht.

Durch Behring's und Cook's Reisen hatten die Engländer die kommerzielle Wichtigkeit der Insel Nutka kennen gelernt. Obwohl bis auf einen grünen Küstensaum nur eine mit undurchdringlichen Wäldern bedeckte Gebirgskette, ladet sie durch eine Unzahl von Buchten und Häfen zum Handel und durch ein mildes, für die europäischen Gewächse geeignetes Klima zum Anbau ein. Schon im Jahre 1774 hatten sich deßhalb die Spanier an dem Hafen San Lorenzo niedergelassen, um den Fang der hier ungemein zahlreich vorhandenen Walfische und anderer Fischsäuge-

thiere zu betreiben. Bald lockten der Walfischfang, der Robbenschlag und der Pelzhandel auch englische, russische und französische Schiffe in diese Gegend, so daß jetzt der Nutka-Sund allgemein als der wichtigste Küstenhandelsplatz des nordwestlichen Amerika's galt. Voll Eifersucht und Mißtrauen schickte Spanien jetzt eilends Truppen dahin, die das bedrohte Besitzthum durch ein Fort sichern sollten. Aber auch England sandte ein Schiff mit demselben Auftrage; zwar wurde es von den Spaniern angehalten, doch für diese angebliche Beleidigung verschafften sich die Nebenbuhler durch die Kraft der Waffen und des Wortes volle Genugthuung; sie erlangten das unbeschränkte Recht zur Schifffahrt und Fischerei im Nutka-Sund und überhaupt im stillen Ozean und pflanzten ihre Fahne auf den Trümmern des spanischen Forts auf (1789).

Inzwischen war der vierzig Jahre alte Karl IV auf den spanischen Thron gelangt (1788), während gerade im Nachbarlande jene Revolutionsbewegung begann, in die auch er hineingerissen werden sollte.

Literatur.

Philipp V hatte nie daran gedacht, dem Lande die Sitten und die Literatur seiner Heimat aufzudrängen; doch hatte er (1714) nach dem Vorbilde der letztern eine königliche Akademie gegründet, die dem Unwesen des Gongorismus steuerte und ein vortreffliches Wörterbuch herausgab; und außerdem eine Geschichtsakademie (1735), welche sich besonders mit der Geschichte der spanischen Schulen und Gelehrten befaßte. Doch dessen ungeachtet machte sich der französische Einfluß bald auch hier geltend, so gut wie im gesammten übrigen Europa. Wohl gab es immer noch Schriftsteller, die sich an die einheimischen Klassiker hielten und sie sammt allen ihren Fehlern nachahmten; doch neben ihnen führten Andere den studirt-naiven Ton der Nachbarn in die spanische Literatur ein. Am reinsten noch erhielten sich die nationalen Formen auf der Bühne, wiewohl auch hier der französische Einfluß manche zwitterhafte Mißgeburt zu Tage förderte. Die national-konservative Richtung in der Literatur wurde hauptsächlich vertreten von Francisco Brancas Cadaneo, Jose de Canizares, Antonio de Zamora, Gerardo Lobo und von Gregorio Magans y Siscar in seinem Werke „über den Ursprung der spanischen Sprache". An der Spitze der Neuerer dagegen stand Ignacio de Luzan, der in seinem 500 Folioseiten füllenden, auf französische Autoritäten und Vorbilder gestützten „Poetik"

(1737) die Dichtkunst rein nur als Mittel zur sittlichen Veredlung angesehen und dem zierlichen Ebenmaß der Form zu lieb alles Kühne und Schwunghafte von ihr ferne gehalten sehen will, weßhalb er denn auch die französischen Klassiker weit über die altspanische Dramatik mit ihrer üppigen, aber regellosen Schöpferkraft stellt.

Daß das Land unter dem Gezänke der Schulen und dem Regelnwust der Theoretiker keinen halbwegs nennenswerthen Dichter hervorbrachte, ist begreiflich genug. So lebte denn die spanische Poesie, die einst mit so reicher Kraft und Formschönheit in's Dasein getreten war, fast nur noch in einigen gelegentlichen Autos sacramentales fort, bis i. J. 1765 ein förmliches Verbot Karl's III auch dieser echt spanischen Dichtungsgattung ein Ende machte.

Daß bei alledem der Sinn für das altnationale Wesen im Volke noch immer rege war, bewies die patriotische Begeisterung, mit der die im Geist und Styl desselben gehaltene „Rachel" des fruchtbaren Dichters Vincente Garcia de la Huerta begrüßt wurde (1778). Und doch beugte sich auch dieser Vertreter des nationalen Geschmackes dem Einflusse des französischen Wesens in so weit, daß er in seinem vierzehn Bände starken Theatro espanol (1785) nur ein einziges Auto und von allen jenen zahlreichen der spanischen Bühne eigenthümlichen Stücken, die durch den nationalen Mantel und Degen charakterisirt sind, nur einige Lustspiele aufzunehmen wagte, und auch dieses nicht aus Achtung vor dem innern Werthe derselben, sondern rein nur um gegen die französische Schule Opposition zu machen. Lope de Vega nennt er nicht einmal, dagegen nimmt er viel aus Calderon, gegen dessen Gegner (darunter die Italiener Quadrio, Bettinelli, Tiraboschi) er in den Vorreden zu den einzelnen Stücken erbittert zu Felde zieht. Dieselbe Schüchternheit und Halbheit kennzeichnet auch die von Don Juan Jose Lopez de Sedano unternommene Sammlung der spanischen Lyriker (Parnaso espanol, 1768). Unter den Wenigen, deren Namen auch im Auslande genannt wurden, zeichnen sich besonders drei aus: Yriarte — durch seine anmuthigen Fabeln; Juan Melendez Valdes, durch seine erotisch-bukolischen Gedichte und noch mehr durch seine Volkslieder, die ihn berühmt machten; Moratin — durch seine geschmackvollen und verständigen Lustspiele.

Dem Jesuiten de Isla aus Segovia verdanken wir die gelungenste Nachahmung des Don Quijote — das „Leben des

Frater Gerundio de Campazas",*) in welchem das geleckte Wesen der neuern Schule und die schlechten Prediger verhöhnt werden. Von den Kapuzinern, die von seinem Vater viel Gutes genossen, hatte Gerundio eine Reihe von abgerissenen Citaten, die er gar nicht, und von theologischen Thesen, die er falsch verstand, gelernt und sich dadurch, Dank den Lobhudeleien der dankbaren Mönche, im Lande einen Namen verschafft, weßhalb ihn sein Vater studiren ließ. In ergötzlicher Weise wird bei dieser Gelegenheit das Unterrichtsverfahren der Schulpedanten nachgeahmt, die sich mit wichtigthuender Miene über die kleinlichen Regeln der Rechtschreibung streiten. Da ist z. B. ein Professor der Humaniora, der, eben so unverständig wie unwissend, jeden Augenblick mit seinen übel angebrachten lateinischen Brocken kommt, und der seine Schüler mit bizarren Büchertiteln voll schwülstiger Dedikationsphrasen verblüfft. Darunter lautet eine, die einem deutschen Autor in den Mund gelegt wird: „den drei einzigen Erbsouveränen auf Erden und im Himmel — Jesu Christo, dem Churfürsten Friedrich August von Sachsen und Moritz Wilhelm von Sachsen-Zeitz." Durch die spitzfindige Dialektik eines Predigers und die beredte Schilderung, die ein Laie von den Freuden des Noviziats, von den Geschenken der Frommen, von dem die Beichtväter beglückenden Vertrauen der Frauen entwirft, wird Gerundio zum Eintritt in's Kloster bestimmt. Unter seinen Vorbildern in letzterem ragt besonders Bruder Blasius hervor, der berühmteste Kanzelredner des Klosters, der namentlich die Damen für sich einzunehmen versteht, Dank der Eleganz in seiner Frisur und in seiner Art, die Kutte zu tragen, der Anmuth seiner Sprache und der Kunst, durch überraschende Wendungen die Neugier der Zuhörer zu spannen. So beginnt er einmal mit den Worten: „Ich negire es, daß Gott Ein Wesen in drei Personen sei"; um dann, nachdem er sich an dem maßlosen Erstaunen der Anwesenden gelabt, ruhig fortzufahren: „So spricht der Ebionit, der Marcionit, der Arianer, der Manichäer. Allein ....." Ein andermal ist sein erstes Wort von der Kanzel: „Auf Ihr Wohl, meine Herren!" Alles lacht über den Toast, doch er ruft: „Da ist nichts zu lachen: für Ihr Heil, für das meinige, für das Heil Aller sorgte Christus

---

*) Historia del famoso predicador fray Gerundio de Campazas, alias Zoles, escrita por el lic. d. Francisco Cobon de Salazar (1758—70, 2 Bände, 4).

durch seine Menschwerdung." *) In dieser Schule bildet sich unser bald selber auch zu Ansehen und Ruhm gelangender Held heran, von dessen Predigten — eine groteske Mischung von religiösem und weltlichem Inhalt, ohne Zusammenhang und Gefühl — einige zum Besten gegeben werden.

Mag diese Satire, die ihren Verfasser mit der gesammten Ordensgeistlichkeit verfeindete, die Wirklichkeit immerhin übertreiben, wie alle Satiren es thun: sie zeigt uns jedenfalls, wie sehr die Beredtsamkeit entartet war, seit sich auf ihrem letzten Zufluchtsort, der Kanzel, die Träumereien der Schule und der kleinlich-anspruchsvolle Dünkel der Stylkünstler mit ihrem wahnwitzig-übertriebenen Streben nach äußerer Harmonie, mit ihrer zur Schau getragenen Gelehrsamkeit, mit ihrem künstlich verschlungenen Periodenbau, mit ihrem Haschen nach dem Seltsamen und Ueberraschenden breit machte.

Von dem damaligen Leben und Treiben zu Madrid gibt uns der Spanier Don Jose Samoza folgende Schilderung (aus dem Jahre 1760): „Unmittelbar nach dem Aufstehen ließ sich jeder Cavalier rasiren — eine Operation, die damals viel mehr Zeit in Anspruch nahm, als jetzt, wo wir zwei Drittel des Gesichtes vom Bart überwachsen lassen. Drauf kam der Friseur, der Tag für Tag das Haar kämmen, salben, aufrollen und einpudern mußte. War auch dieses geschehen, dann erst begann das wichtige Geschäft des Anziehens, zu dem auch der Gewandteste nie weniger als drei Viertelstunden brauchte: so viele einzelne Stücke und Anhängsel gehörten zum vollständigen Anzug. Endlich gürtete sich der Cavalier den Degen um, den Himmel um gutes Wetter bittend, da er jetzt im Begriffe stand, sich der rauhen Luft auszusetzen, und zwar jederzeit mit unbedecktem Haupte, mochte die Witterung sein, wie sie wollte. Ging er zu Fuß, so nahm er sich sorgfältig in Acht, um seine weißseidenen Strümpfe und seine Schuhe à la mahonnaise nicht zu beschmutzen. Ich kannte einen Offizier, der in der ganzen Stadt berühmt wurde, weil er Madrid im Winter durchwandert hatte, ohne sich die Kleider zu beschmutzen — eine Geschicklichkeit, die allerdings von praktischem Werthe war zu einer Zeit, wo Jedermann zu Fuße gehen

---

*) Das Wortspiel mit „á la salud de Usted" (alla vostra salute) ist unübersetzbar, da kein deutsches Wort den doppelten Sinn der Phrase („auf euer Wohl" und „zu eurem Heil") wiedergibt.

mußte, was heut zu Tage nur bei Kaufleuten und Geschäftsmännern vorkommt.

„Jedermann mußte sich damals, wie selbstständig auch seine Stellung im Leben sein mochte, einer Menge von Rücksichten fügen, die von einer unerbittlich strengen Etiquette gefordert und genau geregelt waren und die ihn Tag für Tag in Anspruch nahmen. Besonders war dies der Fall an den hohen Festen — an Weihnachten, am Fest der Erscheinung Christi, an Ostern, am Namensfeste und am Neujahrstage. Die Mißachtung der für solche und ähnliche Gelegenheiten vorgeschriebenen Höflichkeitspflichten genügte, um zwei Familien mit einander zu verfeinden. Man konnte keine wenn auch noch so kurze Reise unternehmen, ohne sich zuvor bei allen Bekannten verabschiedet und von denselben Tags darauf die gebührenden Gegenbesuche erhalten zu haben. Dasselbe wiederholte sich bei der Rückkehr. Am Feste eines Heiligen, dessen Namen unter der Bevölkerung sehr verbreitet war, ging es in den Städten so stürmisch zu wie bei einer Feuersbrunst oder einem Volksaufstande: so geschäftig lief da in den Straßen Alles durch einander, schreiend und sich gegenseitig stoßend und niederrennend. Die armen Handwerker, die bei solchen festlichen Anlässen die Frisur und den Anzug zu besorgen hatten, erlagen fast der Ueberbürdung mit Arbeit. So sah die Gesellschaft an den Festtagen aus.

„Um ein Uhr speiste man zu Mittag; man aß mehr, als heut zu Tage üblich ist und auch hier war die Etiquette wieder so streng, daß die Beobachtung des Anstandes bei'm Essen noch mehr Geschicklichkeit erforderte, als die Beschaffung desselben. Um die Hände rein zu erhalten, waren auf den Manschetten eine Art papierne Trichter angebracht; auch Rock und Hemdkragen waren durch ähnliche Vorrichtungen geschützt. Die künstlichste und eigenthümlichste aber war die, deren man sich zur Siesta bediente. So sah ich selber z. B., wie der berühmte Jovellanos bei'm Schlafen, um seine Frisur nicht zu verwirren, nur mit der Stirne auf dem Kissen ruhte. Bloß jene, die Abends keinen Besuch zu machen hatten, durften ihr Haar von seinen künstlichen Fesseln befreien, um es dafür in das landesübliche Netz einzuwickeln. Aber auch sie hatten es, wenn sie in ihrem scharlachfarbenen Mantel spaziren gingen, nicht viel bequemer als die andern, da ihnen ihre seidenen Strümpfe und ihre niedlichen Schuhe nicht erlaubten, sich auch nur einen Schritt von der Hauptstraße zu entfernen. Doch waren die Männer wenigstens um etwas besser

daran als die Frauen, da sie doch ordentlich mit dem Fuße auftreten konnten, während die letztern auf ihren mit übermäßig hohen Absätzen versehenen Schuhen einherschwanken mußten, wie scharrende Hühner balancirend und in steter Gefahr zu fallen. Von ihrem Schnürleib aus Walfischbeinen grausam eingezwängt, konnten sie sich kaum rühren und mußten sie bei'm geringsten Anstoß hilflos niederstürzen. Dabei war dieser Schnürleib so schwierig abzulegen, daß ihn einige Mütter selbst bei'm Stillen ihrer Kinder anbehielten und zu diesem Behufe eine Art Klappe darin anbringen ließen.

„Drei Metamorphosen hatte ein Cavalier jeden Tag durchzumachen: Morgens erschien er im Mantel und in der Mütze, Mittags in der militärischen Uniform, Nachmittags, wenn er zum Stiergefecht ging, im Gala-Anzug. Auch in den Abendgesellschaften verläugnete sich die spanische Grandezza nicht: es gibt nichts ernsthafteres und pathetischeres als diese sogenannten „Erholungen" oder „Erfrischungen", in denen Schweigen und formgerechter Anstand herrschten. Die auf einer Estrade sitzenden Damen bildeten eine furchtbare Schlachtreihe, doch ohne ein anderes Lebenszeichen von sich zu geben als die regelmäßige, einförmige Bewegung der Fächer. Drauf kam, parallel mit ihnen, eine nach Rang und Verdienst geordnete Reihe von Senores: kurz, das Ganze glich weit mehr der das Urtheil des Weltrichters erwartenden Versammlung im Thale Josaphat als einer Unterhaltungsgesellschaft. Von Musik und Tanz, von einem anmuthigen, anregenden Gespräche war keine Rede; nur die Kartenspieler in der Mitte des Saales hatten das Vorrecht, sich schreiend zu zanken und mit Faustschlägen auf den grünen Tischteppich die Zahl ihrer Stiche zu bezeichnen.

„War der hochwichtige Akt vorüber, so ging jede Familie nach Hause, und nun begann das mühsame Geschäft des Auskleidens, das nicht weniger Zeit brauchte als das Ankleiden.

„Den Schluß des Tagwerkes bildete das Aufziehen der Sackuhr und auch das war für unsere Väter keine Kleinigkeit, da jeder Cavalier zwei Uhren trug, jede mit zwei Gehäusen. Alles war in jenen glücklichen Zeiten doppelt vorhanden — die Taschenuhr, das Sacktuch, die Tabaksdose.

Es lag etwas unendlich Schuld- und Harmloses in den Formen des damaligen geselligen Lebens, aber diese Formen waren auch sein ganzer Inhalt: Alles bewegte sich genau im hergebrachten Geleise — das ganze Thun und Treiben des Grund-

besitzers wie des Kaufmanns und des Handwerkers, des Reichen und des Adeligen wie des gemeinen Mannes; nach ihm richtete sich die Erziehung des Kindes, die Anstellung des Professors, die Wahl eines Berufes. Man wurde Soldat, ging nach Amerika und kam zurück — so klug wie vorher, ohne auch nur zu wissen, daß man unter den Antipoden der Heimat gewesen. Man hatte es eben gethan, weil es nun einmal das heilig gehaltene Herkommen so verlangte. Die Söhne der höhern Stände gingen größtentheils an den Hof, d. h. nach Madrid, um hier eine Anstellung zu suchen, bis über dem Studium des Hofkalenders ihre Haare weiß wurden. Unter allen Ständen aber ragte besonders einer als der Hauptvertreter jenes seine ganze Denk- und Handlungsweise, sein ganzes Auftreten beherrschenden Formalismus hervor, ein Stand, der vor dem Geiste der modernen Civilisation verschwand, wie Sumpfblumen und Pilze vor dem Pflug: wir meinen die Schaar der Abbé's, die der Satire und dem Lied so reichen Stoff boten.

So geringfügig diese Einzelheiten an sich sind, so beachtenswerth erscheinen sie uns, sobald wir bedenken, welch' entscheidende Wichtigkeit derlei Kleinigkeiten für das ganze Leben unserer Väter hatten, für das häusliche wie für das öffentliche.*)

Portugal.

Nach dem spanischen Erbfolgekrieg, der ihm die Kolonie San Sacramento verschaffte, erfreute sich Portugal unter Joao V eines fünfunddreißigjährigen Friedens, Dank seiner geographischen Lage, die es vor der Nothwendigkeit schützte, sich in alle die eben so kleinlichen wie blutigen Händel der damaligen Kabinetspolitik einzumischen. Nur einmal litt dieser glückliche Zustand eine Unterbrechung: in der Wohnung des portugiesischen Gesandten zu Madrid hatten die spanischen Behörden einige Uebelthäter verhaftet und nun erklärte Portugal an Spanien, das keine Genugthuung dafür leisten wollte, den Krieg. Doch kam noch zu rechter Zeit, wenn auch mit knapper Noth, eine Vermittlung zu Stande, zum Glück für die schwer gefährdeten Grenzgebiete und Kolonien. Schlimmer noch bekam dem Lande die verschwenderische

*) Denselben Gegenstand behandelt Parini, dessen Gemälde wenn nicht geistreicher, so doch in der Form noch anziehender sind, als die unseres Gewährsmannes.

Prunkliebe des Königs, der hierin, wie die meisten Fürsten seiner Zeit, mit seinem Vorbilde Ludwig XIV wetteiferte. Bei dem kläglichen Stande der einheimischen Industrie brachte jener Luxus nur den Franzosen und Engländern Gewinn, von denen das Land ganz und gar abhing, da es selbst die unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse von ihnen beziehen mußte. Kein Wunder, wenn es trotz seiner überreichen Kolonien immer mehr verarmte. So verwendete der König ungeheure Summen darauf, um für sich den Titel einer „allergetreuesten Majestät“ und für sein Land einen Patriarchen in der Person eines Legatus a latere zu erlangen, dem sämmtliche Bischöfe Portugals und seiner Kolonien untergeordnet wurden. Kaum hatte er seinen Patriarchen erhalten, als er ihm zu Ehren ein Domkapitel von siebenzig infulirten Domherrn errichtete, deren jeder ein Einkommen von fünftausend Crusados bezog. So wird die Angabe wohl glaublich, daß während seiner Regierung aus dem Lande nicht weniger als fünfhundert Millionen Livres nach Rom wanderten. Wie die andern Fürsten ihr kostspieliges Vergnügen an Krieg und Soldaten hatten, so fand er das seinige an Kirche und Geistlichkeit.

Mitten in seinem Luxus außerordentlich einfach und selbst roh, pflegte Joao V seine Minister mit Stockschlägen zu züchtigen. Doch hatte und wirkte er auch manches Gute. So beschränkte er die Macht der Inquisition, die noch im Jahre 1745 ein Autodafe gehalten hatte, unter dessen Opfern sich der Dramatiker Antonio Jose befand. Er liebte die Gerechtigkeit und das Volk, dessen Gegenliebe er vor Allem gerade seinen Fehlern verdankte. Er gründete die portugiesische Akademie, die freilich nicht viel leistete, obwohl sie den berühmtesten unter den damaligen Schriftstellern des Landes, den Grafen d'Ericeyra, Francesco Xaverio de Meneses (1673—1743) zum Präsidenten hatte, dessen „Henriqueida“ alle Ingredienzien eines regelrechten Epos besitzt, nur den Geist ausgenommen. Eine zweite Akademie wurde eigens dazu gegründet, damit sie die Materialien zu einer Geschichte sämmtlicher portugiesischer Bisthümer und des ganzen Landes sammeln sollte. Es kam zu wissenschaftlichen Erörterungen von großer Wichtigkeit, in welche sich auch der König einmischte; das Bedeutendste aber leisteten dabei die Jesuiten.

Von einem Schlagflusse getroffen, überließ Joao V die Regierung dem Kapuziner Gaspar, aus dem berühmten Hause Govea, einem vortrefflichen Menschen, der aber seiner Aufgabe durchaus nicht gewachsen war. Das Land blieb seinem Schicksal

überlassen, das Volk versank in Müßiggang, Armuth und Schmutz; für alle öffentlichen Interessen abgestumpft, hatte es nur noch Sinn für kleinliche Privathändel. Als Joao starb, hinterließ er nicht einmal das zur Beerdigung erforderliche Geld, er, der Beherrscher der reichsten Kolonien der Welt, der Erbauer der großartigen Wasserleitung von Lissabon und des Riesenpalastes von Mafra (1750).

Pombal.

Sein fünfunddreißigjähriger, aller wissenschaftlichen Bildung entbehrender Nachfolger Jose machte den später als Marquis de Pombal so berühmt gewordenen Grafen d'Oeyras, Sebastiao Jose Carvalho-Mello (1699—1782) zu seinem Minister, der bald einen unbeschränkten Einfluß über ihn gewann und der sich die Wiedergeburt des Landes zur Aufgabe setzte. In dem letztern und zumal in der Hauptstadt sah es auch wirklich traurig genug aus: der Infant Dom Francisco beherrschte dieselbe an der Spitze einer Banditenrotte, und da bald auch andere Granden solche Banden um sich sammelten, theils um seinem Treiben entgegen zu treten, theils um es nachzuahmen, so verging in Lissabon keine Nacht ohne Gewaltthat und Blutvergießen. Auf seine Athletenkraft vertrauend und von einem seiner Freunde unterstützt, trat der Minister den Ruhestörern selber mit dem Degen entgegen, um die Anarchie mit ihrer eigenen Waffe zu bekämpfen. Auf seinen Reisen, durch die er die Lücken seiner mangelhaften Erziehung ausfüllte und namentlich für Staatsverwaltung und Politik die nöthige Erfahrung sammelte, lernte er die Stimmführer der Zeitphilosophie mit ihren Weltverbesserungsplänen kennen, und bald hatte das unbedingte Vertrauen, das dieselben in diese Pläne setzten, auch in ihm die Ueberzeugung hervorgerufen, daß man, um echte Bürger, eine Regierung, einen Staat, einen Gemeingeist zu schaffen, wirklich nichts weiteres zu thun habe, als eine Verfassungsurkunde zu schreiben. Seitdem drängte er den König mit seinem gewohnten Ungestüm fast gewaltsam von einer Neuerung zur andern.

Vor Allem glaubte er die Jesuiten aus dem Wege räumen zu müssen, jenen mächtigen und darum so vielfach angefeindeten Orden, dem er zuerst den tödtlichen Streich versetzte. Zugleich wollte er den Adel demüthigen, der sich in stolzer Entfernung von ihm hielt, obschon er selber auch von Adel war, wenn auch nicht vom höchsten, und obschon seine Gemahlin einem der ersten

Geschlechter des Landes, den d'Arcos, angehörte. Vergebens versuchte die Aristokratie alle Waffen gegen ihren mächtigen Gegner, vergebens suchte sie ihn bei jeder Gelegenheit lächerlich zu machen, wie z. B. da, als er gegen das nächtliche Anheften von Hörnern an die Hausthüren unglücklicher Hahnreie mit einer Verordnung einschritt. Pombal ließ sie gewähren und fuhr mit seinen energischen Maßregeln fort. Er brachte den von den früheren Königen an einzelne Familien überlassenen Grundbesitz in den afrikanischen und indischen Kolonien großentheils wieder in den Besitz der Krone; er erschwerte das gegenseitige Heirathen unter den Hidalgos; er erklärte die Frauen für berechtigt, die väterlichen Titel fortzuführen; er verbot der Inquisition, ohne Zustimmung des Königs Jemand hinzurichten und ließ die Register, welche die Namen der von ihr Verurtheilten enthielten und welche eben dadurch die Nachkommen der letztern mit bleibender Infamie brandmarkten, verbrennen; er hob die Unterscheidung zwischen alten und neuen Christen auf, erklärte die Bulle in coena domini für ungiltig, beschränkte die Abhängigkeit vom Kirchenoberhaupt auf die Glaubensfragen, setzte für das Recht zu letztwilligen Schenkungen an die todte Hand gewisse Bedingungen und Grenzen fest und wiederholte in seiner Polemik gegen die kirchliche Gewalt Alles das, was Sarpi und Giannone gegen sie geltend gemacht hatten. Um das Studienwesen zu heben, dessen Verfall er den Jesuiten zum nicht gerechten Vorwurf machte, reformirte er die Universität Coimbra, wohin er italienische und irländische Gelehrte von Namen berief, namentlich für die von ihm in den Vordergrund gestellten Realien und mathematischen Wissenschaften. Er gründete ferner eine Adelsschule, dotirte Schulen und Spitäler mit den eingezogenen Klostergütern und ging mit dem Gedanken um, im Kloster zu Mafra einen wissenschaftlichen Orden zu gründen, der mit den Maurinern wetteifern sollte. Sehr zu Statten kam ihm bei seinem Kampfe gegen den Adel und die Jesuiten der Mordversuch gegen den König und das um diese Zeit errichtete „Mißtrauens-Tribunal", das durch sein ungerechtes, geheimnißvolles Verfahren seinen Namen für immer gebrandmarkt hat.

Das Erdbeben von Lissabon.

Es war am Allerheiligen-Tag im Jahre 1755, als ein furchtbares Erdbeben ausbrach, das sich zu gleicher Zeit an den Küsten der Ostsee, in Thüringen, in den Alpenländern, auf der iberischen

Halbinsel, auf den Antillen und in Kanada fühlbar machte, auf einem Raume, der viermal so groß ist als ganz Europa. In den entlegensten Ländern wurden ganze Flüsse von ihrem bisherigen Laufe abgelenkt. Die Heilquellen zu Töplitz versiegten plötzlich, aber nur, um sich darauf, mit Eisenocker gefärbt, in solcher Masse zu ergießen, daß sie die ganze Stadt überschwemmten. Bei Cadix stieg das Meer bis zwanzig Metres über sein gewöhnliches Niveau; zwischen den Antillen, wo die Flut gewöhnlich nur 75 Centimetres hoch steigt, erreichte sie jetzt eine Höhe von sieben Metres.

Am schrecklichsten aber wüthete das Erdbeben in Portugal, im Mittelpunkt seines Verbreitungsgebietes. Zwei Dritttheile von Lissabon wurden in einen Schutthaufen verwandelt und 15,000 oder nach Andern sogar 60,000 von seinen Bewohnern wurden dabei mitten in ihrer Tagesarbeit theils erschlagen, theils lebendig begraben. Zum Erdbeben gesellte sich das Meer, das, zwei volle Metres über seine höchste Fluthöhe aufgeschwellt, die Schiffe zerschellend gegen das Ufer schleuderte, die Häuser niederschwemmte, die Lebensmittel-Vorräthe verdarb und die Felder verheerte; dann, weil die Fliehenden nicht mehr Zeit gehabt hatten, das Feuer in Küche und Ofen zu löschen, eine gewaltige Feuersbrunst, welche in ungehemmtem Wüthen den Schutthaufen noch vergrößerte; und endlich ungeheure Regengüsse, die unter der mit dem Hof auf freiem Felde unter Zelten lagernden Bevölkerung tödtliche Krankheiten hervorriefen. Auch andere Städte wurden schwer heimgesucht, so namentlich Coimbra und Braga, noch mehr aber Setubal, das sammt seinen Einwohnern in den Abgrund versank.

Mit einem Eifer, der über alles Lob erhaben ist, bot Pombal Alles auf, um die Leiden der Obdachlosen zu mildern. Schade nur, daß er bei seinem Streben nach einer verjüngenden Neugestaltung des Staates mit jener ganzen rücksichtslosen Hast und Gewaltthätigkeit vorging, wie sie bei den großen Fürsten und Staatsmännern seiner Zeit üblich waren, und daß er nicht nur in seiner Politik unsicher und schwankend war, sondern auch von dem Ziele, das er wohlmeinend verfolgte, selber kein klares Verständniß hatte. In Frankreich freilich wurde er dessenungeachtet hoch gepriesen, denn da sah man mehr auf die Ideen, als auf die Thaten. Die letztern aber stellen ihn durchweg als einen Mann dar, der, von Haß und Habsucht gespornt, den Despotismus durch alle Mittel der Verleumdung und der Schreckensherr-

schaft zu befestigen trachtet; der die anererbten Einrichtungen und Traditionen vernichtet und dadurch dem sittlichen Zerfalle vorarbeitet, während er dem materiellen abzuhelfen sucht.

In einer Menge von rasch auf einander folgenden Verordnungen maßregelte er den Verkehr und überhaupt das öffentliche Leben bis in die kleinlichsten Einzelheiten hinab: selbst über den Verkauf von Kastanien und die Form der Poststempel ergingen eigene Verordnungen. Von den Weinbergen mußte ein Drittheil ausgerodet und zum Getreidebau verwendet werden, selbst da, wo Boden und Lage für den letztern nicht geeignet waren. Kurz, Alles sollte mit Einem Schlage anders, Alles sollte neu geschaffen werden; von einem guten Rathe, von einer Erörterung oder gar einem Widerspruch wollte Pombal nichts hören, so wenig als von einem geduldigen Zuwarten. Natürlich fand er bei diesem rücksichtslos stürmischen und gewaltsamen Vorgehen Gelegenheit genug, sich und seiner Familie unermeßliche Reichthümer zu verschaffen und seine Rachgier zu befriedigen. Um dem Adel die Vortheile der militärischen Laufbahn zu verkümmern, vernachlässigte er das Heer, während er dafür die Flotte begünstigte. So eifrig er übrigens auf die Demüthigung des Adels hinarbeitete, so begierig suchte er denselben durch Familienbande mit seinem Hause zu verknüpfen. Mit derselben Inkonsequenz behielt er die Bettelorden bei, während er die Jesuiten vertrieb, schuf er das Salzmonopol, während er das Tabaksmonopol aufhob, ließ er Raynal's Schriften verbrennen, während er Voltaire, Rousseau und Diderot in's Portugiesische übersetzen ließ. So wollte er ferner, obwohl er sich laut zu den philosophisch-politischen Theorien des Tages bekannte, von einer periodischen Presse für die Hauptstadt nichts hören und wollte er der letztern die Post nur einmal in der Woche zukommen lassen. Die Inquisition, deren Macht er beschränkt hatte, suchte er auf der andern Seite wieder dadurch für seine Rachsucht dienstbar zu machen, daß er ihr den Majestätstitel verlieh und seinen eigenen Bruder zum Großinquisitor gab. Obwohl Freigeist, accreditirte er die Wunder des Bischofs von Osma, weil dieser ein Feind der Jesuiten war. Wenn er die Macht der letztern und die des Adels vernichtete, so that er dieß nur, um an ihre Stelle den Ministerdespotismus zu setzen; aus ihren konfiszirten Gütern aber bereicherte er zunächst sich selber und seine Verwandten, die er mit Titeln, Aemtern und Würden überhäufte.

Auf diese Weise verschaffte er sich eine unbegrenzte Macht,

die nach und nach zur vollen Gewaltherrschaft ausarten mußte So hatte er nicht nur mit echt orientalischer Strenge alle die, welche in den Leidenstagen Lissabons geplündert hatten, ohne alles Weitere zum Galgen verurtheilt — er ließ mit Dieben und Räubern oft auch diejenigen aufknüpfen, welche über das Elend klagten, dem er nicht abzuhelfen vermochte. In seinem summarischen Verfahren soll er sogar während eines einzigen Tages bei hundert Personen zum Tod durch Henkershand verurtheilt haben. Zwanzigtausend Thaler waren als Prämie ausgesetzt, wenn man Jemand anzeigte, der die Maßregeln der Regierung übel gedeutet oder gegen die beim Ministerium Angestellten intriguirt habe. Jeder Widerstand gegen den Willen des Souveräns, d. h. des allmächtigen Ministers, wurde von letzterem für ein Majestätsverbrechen erklärt. Alle seine Verfügungen schlossen mit den Worten „ungeachtet aller widersprechenden Gesetze". Als der Redakteur der einzigen in Lissabon bestehenden Zeitung, Pedro Antonio Correa Garçao, der „portugiesische Horaz", eine dem Minister unangenehme Wahrheit aussprach, warf man ihn in den Kerker und ließ ihn darin sterben. Auch der Bischof von Coimbra kam in ein unterirdisches Gefängniß, weil er gegen die Pucelle und die andern schlechten Bücher, die im Lande offen verbreitet werden durften, einen Hirtenbrief erlassen hatten.

Brasilien.

Die Goldgrube Portugals war von jeher Brasilien gewesen, das, seit die Holländer es geräumt hatten, durch das Aufblühen der Industrie zu neuem Wohlstand gelangt war. In dem an die spanischen Besitzungen am Paraguai stoßenden Bezirk von San Paolo hatte sich, wie bereits früher bemerkt wurde, eine Mischlingsbevölkerung von Brasilianern und eingewanderten Europäern gebildet, eine Horde von unternehmungs- und streitlustigen Abenteurern, die man nach ihren ägyptischen Vorbildern Mameluken nannte. Durch den Sklavenhandel reich geworden, haßten sie die Missionäre, die mit der Einführung des Christenthums auf die Beseitigung jenes Handels hinarbeiteten. So fielen sie denn über die Pfarrdörfer derselben her und vertrieben, als sie Urban VIII mit der Exkommunikation bedrohte, die Jesuiten aus ihren zu förmlichen Städten herangewachsenen Kolonien. Darauf verbreiteten sie unter den Indianern die Meinung, daß zwischen ihrer Religion und der der Eingebornen eigentlich gar kein Unterschied bestehe; sie gaben sich selber einen Pabst, Bischöfe und

Priester, welche ihnen die Messe lasen und Beicht hörten; sie zeichneten allerhand groteske Figuren und ahmten die Gliederverrenkungen der indianischen Zauberer nach: das gefiel den Eingebornen und entfremdete ihnen das echte Christenthum, welches sie mehr und mehr mit ihren eigenen Traditionen und Gebräuchen versetzten.

Inzwischen war die Kolonie, die Anfangs nur aus einigen wenigen Familien bestanden hatte, so rasch herangewachsen, daß sie bereits 20,000 Seelen zählte, die Sklaven ungerechnet. Die Mameluken erklärten sich daher, auf die physische Kraft vertrauend und der Drohungen der spanischen Regierung und des Papstes spottend, für unabhängig und fielen verwüstend in die Niederlassungen der Christen von Paraguai ein, bis diese endlich vom Papste die Erlaubniß erhielten, von den Feuergewehren Gebrauch zu machen, und dadurch in den Stand gesetzt wurden, die Paolisten zurückzuschlagen. Jetzt wandten die letztern ihre Aufmerksamkeit dem Golde zu, das man bisher nur im Niederschlage der Flüsse aufgesucht hatte. Ihre Neger mußten es ihnen sammeln und zwar mußte jeder derselben seinem Herrn täglich eine Achtels-Unze abliefern. Bald nach der erfolgten Unabhängigkeitserklärung entdeckten sie die überreiche Mine von Jaragua; allein selbst diese genügte den Habgierigen nicht, die das ganze Land nach weiteren Schätzen durchsuchten. Einige drangen bei hundert Meilen in die unwegsame, von kriegerischen Indianern bewohnte Wildniß hinein, bis sie die Minen von Sabara entdeckten. Andere fanden ein goldreiches Gebirgsland und gründeten hier die Kolonie Villaricca, die schon zwanzig Jahre darauf für die reichste Stadt der Welt galt. Natürlich strömte jetzt eine Masse neuer Ansiedler herbei, doch die Gründer der Niederlassung hielten sich für berechtigt, denselben gewisse Gesetze und Bedingungen vorzuschreiben und darüber kam es zuletzt zu einem Krieg, in welchem die Paolisten unterlagen. Bald genug fühlte auch der portugiesische Regent, Dom Pedro, Lust nach einem Antheil an der fetten Beute und so schickte er denn in der Person Antonio d'Albuquerque's einen Statthalter nach dem Minendistrikt. Nachdem es diesem, Dank seiner Gewandtheit und seinen regulären Truppen, gelungen war, die eine wie die andere Partei zu unterwerfen, legte er eine regelmäßige Stadt an, das später so berühmt gewordene Rio Janeiro, und brachte er eine feste Ordnung in

die Ausbeutung der Minen und die Vertheilung des Ertrages unter die Staatskasse und die Ansiedler.

Kaum war Dom Pedro nach dem Tode Alfonso's VI wirklicher König geworden (1685), als er die während des spanischen Erbfolgekriegs mit Frankreich eingegangenen Verträge brach und sich mit England verband — eine Politik, an die sich auch Joao V anschloß. Um sie für den Treubruch zu strafen, rüsteten die Franzosen Kaperschiffe aus, und der Kapitän Duclerc machte sogar mit einer Handvoll Leute den Versuch, Rio Janeiro zu überrumpeln. Er wurde jedoch geschlagen, zur Kapitulation gezwungen und während der Niederlegung der Waffen mit einem großen Theile seiner Gefährten niedergemetzelt (1711). Zur Rache dafür drohte Duguay-Trouin die Stadt zu beschießen, die von ihrer Besatzung im Stiche gelassen wurde; indeß gelang es ihr, um den Preis von 600,000 Thalern das drohende Verderben von sich abzuwenden. Rechnet man zu dieser Summe den Werth der von den Franzosen erbeuteten Waaren, den Verlust von fünf Kriegs- und mehr als dreißig Handelsschiffen, die sie theils weggenommen, theils verbrannt hatten, so beträgt der Gesammtschaden über siebenundzwanzig Millionen (1713). Doch erholte sich die Hauptstadt nach Beendigung des Krieges um so schneller von dem erlittenen Schlage, als sie der Stapelplatz für die Bergwerksprodukte wurde. Ein neuer Aufstandsversuch der Paolisten wurde unterdrückt, und Villaricca blühte jetzt so rasch empor, daß das in die Staatskasse fließende Fünftel der Goldausbeute jährlich über zwölf Millionen betrug. Die auf neue Entdeckungen ausgehenden Paolisten aber fanden am Ufer des Carmen die Minen von Mariana, dann die von Cujaba und von Goyaz, und dieß steigerte den Gesammtertrag der Bergwerke so sehr, daß der Antheil der Krone während der Zeit von 1730 bis 1750 jährlich volle fünfundzwanzig Millionen ausmachte, ungeachtet der vielen Unterschleife, die dabei mit unterliefen. Dazu wurde noch eine Diamantenmine — die reichste der Welt — entdeckt.

Mit allen diesen Schätzen aber kam das rasch aufblühende Land doch nicht dem portugiesischen, sondern nur dem englischen Handel zu Statten, denn nur aus England hatten laut des Vertrages von Methuen die Portugiesen ihren Bedarf an Manufakturwaaren, ja selbst an Getreide, an eingesalzenen Fischen, an Tuch und Leder zu beziehen, während sie zum Austausch neben

ihrem Weine nur das brasilianische Gold hatten. Vergebens versuchte Pombal die auf dem Lande lastende Handelstyrannei Englands wenigstens zu mildern, da er sie nicht ganz zu beseitigen wagte. Damit nicht in Folge des unbeschränkten, Alles umfassenden Handelsmonopols der Engländer das gesammte Gold Brasiliens aus dem Lande fließe, verbot er die Goldausfuhr unbedingt und drang er darauf, daß eine vermehrte Produktenausfuhr den Handelsverkehr mit England möglichst in's Gleichgewicht bringen solle. Die Durchführung dieses Planes machte zur großen Belästigung der Handelswelt eine beständige Beaufsichtigung der Magazine und der Handelsbücher nöthig und rief darum laute Beschwerden hervor, bis das Londoner Kabinet dem portugiesischen Minister endlich geradezu befahl, seine eben so kleinliche wie unkluge Maßregel fallen zu lassen.

Auch damit glaubte der letztere die einheimische Industrie heben zu können, daß er unter dem Vorwande, die vom Erdbeben zerstörten Zollgebäude wieder aufbauen zu müssen, alle fremden Waaren einem vier Prozente ihres Werthes betragenden Zolle unterwarf. Den Handel mit China und Indien überließ er monopolsweise an eine Gesellschaft oder eigentlich an Feliciano Velho aus Oldenburg, mit dem der König und sein Minister den Gewinn theilten (1754). Eine andere Gesellschaft, welcher Pombal gleichfalls als Haupttheilnehmer angehörte, erhielt das Monopol zum Negerhandel. Um den Engländern den Alleinhandel mit dem Porto-Wein zu entziehen, nöthigte er die Produzenten, denselben zu einem bestimmten Preis an eine Weinhandelsgesellschaft zu verkaufen, zu deren mit einer ungeheuren Provision dotirten Präsidenten er sich selber ernennen ließ. Die Maßregel machte so böses Blut, daß in Oporto zuletzt ein Aufstand ausbrach, den Pombal mit Strömen von Blut dämpfte. Er entzog der Stadt alle ihre Vorrechte, legte ihr schwere Geldbußen auf, ließ achtzehn Bürger aufknüpfen, schickte sechsundzwanzig auf die Galeeren und neunundneunzig in die Verbannung. Viele Andere wanderten freiwillig aus und Manche rodeten lieber ihre Weinberge aus, statt sie zum Vortheile Anderer zu bearbeiten.

Besser berathen war Pombal, als er den Kanal von Oeyras eröffnete, den einzigen, den Portugal besitzt; als er das Loos der zahlungsunfähigen Schuldner milderte und in Brasilien den Anbau des Zuckerrohrs, der Baumwolle, des Reis', Indigo's, Kaffe's

und Kakao's einführte. Seine Gegner spotteten über ihn, als er in Lissabon ungeheure Magazine für die Baumwolle bauen ließ, von der im Jahre 1772 zehn Pfund als Probe nach Portugal geschickt wurden. Allein 1806 kamen bereits 130—140,000 Ballen an, jeder zu vier Aroben, so daß die andern Produkte Brasiliens, der Kaffe, Zucker und Indigo, daneben keinen Raum mehr fanden.

Getäuscht in der Hoffnung, die er sich auf die vermeintlichen Schätze der Jesuiten von Paraguai gemacht hatte, suchte Pombal die Abtretung der Insel San Sacramento rückgängig zu machen und verweigerte er den Beitritt Portugals zum Familienvertrag der Bourbonen. Die Folge davon war ein Krieg mit Frankreich und Spanien, der dem Lande als einzigen Gewinn wenigstens ein Heer verschaffte. Der Schöpfer desselben war der Graf von Lippe-Bückeburg, der den Portugiesen ihren Widerwillen gegen das Militärwesen benahm, wenn auch freilich nicht so vollständig, daß er nicht daneben auch noch Fremde hätte anwerben müssen.

Der König war von seinem Minister so unbedingt abhängig, daß die Hofleute, die zu ihm wollten, zu sagen pflegten: „schauen wir nach dem König in seinem Käfig". Als er aber, durch einen Schlaganfall bereits früher der Sprache beraubt, im Jahre 1777 starb und seine Tochter Maria mit ihrem Gemahle Pedro III zur Regierung gelangte, erhoben sich von allen Seiten, aus der Mitte des Volkes wie der Staatsgefangenen, laute Klagen über Pombal's Gewaltherrschaft. In Folge dessen wurde er, jedoch mit Gehalt und Ehren, entlassen, obwohl er in der königlichen Kasse achtundvierzig, in der Zehent-Kasse dreißig Millionen Crusados aufweisen konnte. Das Mißtrauens-Tribunal wurde geschlossen und dafür das der Nunciatur wieder geöffnet, die Salzsteuer wurde abgeschafft und das Bündniß mit Spanien erneuert. Auf das unaufhörliche Drängen von achthundert entlassenen Staatsgefangenen wurde Pombal endlich vor Gericht gezogen, wo er sich gegen die wüthendsten Angriffe vertheidigen mußte, und zu einer Reihe von Restitutionen angehalten wurde. Bei der Revision des Prozesses gegen die angeblichen Königsmörder sollen von den achtzehn Richtern nicht weniger als fünfzehn dieselben für unschuldig erklärt haben, weßhalb sie denn wieder in alle ihre Aemter und Ehren eingesetzt wurden, während Jedermann der Ansicht war, daß Pombal eine exemplarische Strafe verdiene. Doch dieser konnte jede Anschuldigung mit den Worten

zurückweisen: „So wollte es der König", und darum verschonte ihn die Königin nicht nur mit jeder Leibesstrafe, sondern sie ließ ihm auch seine während der Amtsführung erworbenen Güter, die ihm reine 100,000 Thaler eintrugen. So lief zuletzt die ganze Strafe darauf hinaus, daß er vom Hofe immer wenigstens zwanzig Meilen entfernt bleiben mußte. Doch bald darauf starb der Verbannte. Die Königin aber, die ohnehin schon an beständiger Hypochondrie litt, wurde durch die während seines Prozesses gemachten Entdeckungen so schwermüthig, daß sie nicht mehr im Stande war, zu regieren, weßhalb denn bis zu ihrem Tode (bis 1816) der Prinz von Brasilien, Dom Joao, an ihrer Statt die nöthigen Unterschriften besorgte.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Die Generalstaaten.*)

In Holland hatte sich die Liebe zum Vaterland und zum alten Herkommen ungeschwächt erhalten: je größer die Gefahren und die Opfer waren, mit denen das Land dem Feinde seines Glaubens und seiner Freiheiten entrissen und vor dem immerfort drohenden Meere beschützt werden mußte, desto fester hing das von Haus aus konservative, im doppelten Kampf gestählte Volk am heimischen Boden und Brauch. Die Last der auf dem Grundbesitze, den Rechtsgeschäften, dem Luxus, den Verbrauchsgegenständen liegenden Steuern brachte ihm einen doppelten Nutzen: sie bewog es zu einer möglichst einfachen Lebensweise und spornte es zur regsten Thätigkeit auf dem Gebiete der Industrie und des Handels. Während die Holländer die ganze Welt mit den Seidenwaaren Persiens und den Gewürzen Indiens versorgten, be-

*) Unter diesem Namen sind im engern Sinne die allgemeinen Reichsstände der unter Herzog Philipp, dem Gütigen, zu einem Gesammtstaat vereinigten niederländischen Provinzen zu verstehen.

gnügten sie sich für ihre Person mit Wollenkleidern, mit Fischen und Obst. Der Schmuck ihrer Häuser bestand in musterhafter Reinlichkeit und in Blumen, für die ihre Gärtner und ihre Maler um so mehr Vorliebe hatten, je kärglicher ihr einförmiges Küstenland damit bedacht ist. Nur in der Sorge für die Armen und die Schulen kannten sie keine ängstliche Sparsamkeit. Jede Stadt that sich in einem bestimmten Industriezweig hervor, an dessen Vervollkommnung mit allem Fleiß und Scharfsinn gearbeitet wurde.

Von der freien Verfassung des Landes war bereits früher die Rede.

Der Umstand, daß einer seiner Bürger den englischen Thron bestiegen hatte, verwickelte es in alle Wirren der europäischen Politik, wie sehr auch seine Interessen darunter leiden mochten. Sein Geld war Oesterreichs mächtigster Bundesgenosse im spanischen Erbfolgekrieg, der den Staat entvölkerte und in Armuth und Schulden (350 Mill. Gulden) stürzte, ohne daß ihm beim Friedensschluß ein Ersatz dafür geworden wäre. Die Erlangung der Barrierengrenze wenigstens, die den Holländern so sehr am Herzen lag und den Diplomaten zu Utrecht so viele Mühe machte, kann nicht als solcher gelten, da sie dem Lande nur schwere Unkosten, nach dreißigjährigem Frieden neue Kriege (1743) und endlich, als letztere Frankreich gegenüber eine schlimme Wendung nahmen, eine innere Revolution brachten.

Schon lange hatte nämlich die oranische Partei auf eine Gelegenheit zur Wiederherstellung der Erbstatthalterschaft geharrt und auch die Oranier selber waren, obwohl sie die Zügel des Regiments schon zu Anfang des Jahrhunderts verloren hatten, durch ihren zahlreichen Anhang und den Besitz der Statthalterwürde in den Provinzen Friesland, Gröningen und Geldern immer noch stark genug, um auf die freilich um diese Zeit ganz that- und machtlose Neutralitätspolitik des Landes den mächtigsten Einfluß auszuüben und, unermüdlich im Intriguiren, der Regierung bei jeder Gelegenheit entgegen zu treten. So beschuldigte sie dieselbe unter Anderm, sie lasse das Heer zu Gunsten der Flotte verkümmern, obwohl sie, durch die Finanznoth gedrängt, die letztere eben so gut vermindert hatte, wie die Zahl der Landtruppen. Durch die Theilnahme der Regierung am österreichischen Erbfolgekrieg noch mehr erbittert oder wenigstens in ihren Absichten gefördert, versammelten sich die Unzufriedenen in Masse in der unabhängig gebliebenen Stadt Terweere und nöthigten sie

den dortigen Bürgermeister, den Prinzen von Oranien zum Statthalter und Generalkapitän vorzuschlagen. Die Stadt ging darauf ein, der Vorschlag kam vor die Stände der Provinz und bald genug wurde Wilhelm IV unter dem Schutze österreichischer und englischer Truppen zum Generalstatthalter ausgerufen (1747). Mit diesem Amte, das auch auf die weibliche Linie vererben sollte, wurde dann auch noch das eines Statthalters von Ostindien vereinigt.

Wilhelm IV.

Eben so gelehrt wie tugendhaft, förderte Wilhelm Kunst und Wissenschaft mit demselben Eifer, wie Handel und Industrie, den Lebensnerv seines Landes. Kein Wunder darum, wenn er bei aller seiner großmüthigen Milde und Verträglichkeit eine außerordentliche, auf Achtung und Liebe gegründete Macht besaß, deren Genuß ihm aber leider nur auf kurze Zeit vergönnt war.

Für seinen kaum dreijährigen Sohn Wilhelm V (1751) regierte als Vormünderin dessen Mutter Anna, die Tochter Georg's II von England. Unterstützt von dem Herzog Ludwig Ernst von Braunschweig, dem Feldmarschall der Republik, setzte sie das von ihrem Gemahle begonnene Reformwerk fort, während sie mitten im Getümmel des ganz Europa erschütternden siebenjährigen Krieges nach Außen den Frieden erhielt und aus dem Zerfall der französischen Seemacht möglichst viel Nutzen zog. Dabei förderte sie namentlich auch die Wissenschaften, zumal dadurch, daß sie die vorher zerstreuten und ohne Unterstützung gebliebenen Kräfte in der Harlemer Gesellschaft vereinigte.

Wilhelm V.

Nach ihrem Tode ging die Vormundschaft auf den Herzog über, der auch dem volljährig gewordenen Stathouder auf dessen Bitte als Rathgeber zur Seite blieb. Doch der gänzliche Verfall der Republik hatte nun einmal begonnen und war nicht mehr aufzuhalten, um so weniger, als die Lockerung der sittlich-religiösen Volkszustände Hand in Hand damit ging und als zwei Hauptquellen des Nationalwohlstandes zu versiegen drohten: der Handel stockte und die Häringsfischerei nahm immer mehr ab.

Inzwischen hatte, vom Materialismus der reichen Handelswelt begünstigt, die französische Pseudo-Philosophie in Holland und zumal in seiner Hauptstadt so viele Anhänger gefunden, daß der Herzog ihrem weitern Umsichgreifen sogar durch Beschränkung

der Preßfreiheit vorbeugen zu müssen glaubte: so verbot er Rousseau's Emil, sowie alle auf die Religion bezüglichen protestantischen Schriften, die nicht von der Universität Leyden approbirt waren.

Auch die französischen Jansenisten brachten unter ihrem berühmten Vorkämpfer Quesnel viel Unruhe in das Land, in dem sie Zuflucht gefunden hatten. Vor Allem war es die Utrechter Kirche, die sich lebhaft an dem Streite betheiligte: das ganze Kapitel hatte gegen die Bulle Unigenitus protestirt und so wurden hier auch die Priester von lauter jansenistisch gesinnten Bischöfen geweiht. Seit der Reformation war die geistliche Gerichtsbarkeit daselbst von apostolischen Vikaren ausgeübt worden; statt dessen wählte man jetzt, freilich ohne die kanonischen Formen zu beobachten, einen Erzbischof. Die Beschwerde der römischen Kurie blieb unbeachtet und bald führte der Kampf, in welchem sich unter den Gegnern derselben vor Allem der berühmte Rechtsgelehrte Van Espen hervorthat, zum offenen Schisma, das bekanntlich noch heute besteht.

Die Städte hatten größtentheils eine aristokratische Gemeindeverfassung. In Amsterdam bestand der Senat aus sechsunddreißig Räthen und zwölf Bürgermeistern, wovon abwechselnd je vier das Amt führten. Die wichtigsten Rechte derselben bestanden in der Verwaltung des Gemeindevermögens und in der Besetzung der Aemter. Aus den vom Rathe vorgeschlagenen vierzehn Kandidaten wählte der Statthalter neun Schöffen für das Richterkollegium, gegen dessen Entscheidungen an den aus acht holländischen und drei zeeländischen Abgeordneten zusammengesetzten obersten Gerichtshof von Holland appellirt werden konnte. Die Abgeordneten von achtzehn Städten bildeten mit zehn Adelsdeputirten, die zusammen nur Eine Kollektivstimme hatten, die Stände von Holland, die sich unter dem Vorsitze des Rathspensionärs versammelten. In den gleichfalls aus den Stadtverordneten zusammengesetzten Landständen der Provinz Zeeland war der Adel durch den Prinzen von Oranien vertreten. Die Provinzialstände von Geldern bestanden aus einer Konföderation der Städte Arnhem, Zutphen und Nimwegen, die von Utrecht aus den stimmberechtigten Abgeordneten von fünf Städten und dem sämmtliche Grundbesitzer in sich begreifenden Adel, die von Friesland aus je einem adeligen und einem reichen bürgerlichen Vertreter für jeden Bezirk. In Over-Yssel dagegen gehörte Jeder zum Landtag, der ein adeliges Gut von 25,000 Gulden Werth besaß.

Abgeordnete aus diesen sieben Provinzialständen (Staten) bildeten sodann durch ihren Zusammentritt die General-Staten, auf die jedoch die Souveränität der erstern nicht überging, sowie den mit der ausübenden Gewalt betrauten Staatsrath.

Aus Opposition gegen den Statthalter, der nach der Vorschrift des Gesetzes Protestant sein mußte und sich als solcher auf England stützte, neigten sich die Generalstaten mehr zu Frankreich hin, und so entstanden zwei Parteien, die sich unermüdlich befehdeten. Daneben dauerte der Kampf zwischen den Generalstaaten und den eifersüchtig über ihre Souveränität wachenden Provinzialstaaten fort, an deren Spitze die Handels- und Geldaristokratie der reichsten und mächtigsten Provinz, des eigentlichen Hollands, stand.

Kaum hatte der Barrierenvertrag den Frieden wieder hergestellt, als man eilends das Heer verminderte und auch die Flotte in Verfall gerathen ließ, da man sich durch die Bundesgenossenschaft Englands ohnehin gesichert glaubte. Endlich aber bewilligten doch die Generalstaten dem Regenten die Mittel zur Wiederherstellung der Streitkraft; indeß galt nach wie vor das Sprichwort, Holland könne wohl alle Heere Europa's bezahlen, aber keinem die Spitze bieten.

Zehn Jahre hatte das gute Einvernehmen zwischen Wilhelm V und den Generalstaten gewährt, als die alte Löwestein-Witt'sche Partei von Neuem ihr Haupt erhob, um unter der Maske von „Philanthropen" und „Patrioten" an dem Sturze der Oranier zu arbeiten. Neben den Großhändlern gehörten zu ihnen hauptsächlich die Mennoniten, eine zahme Abart der alten Wiedertäufer, die sich durch ihre übertriebene Frömmigkeit und ihre zur Schau getragene Demuth hervorthat, und außerdem die eigentlichen „Unzufriedenen", d. h. alle diejenigen, denen der König die Hoffnung auf Aemter und Belohnungen nicht erfüllt hatte. Der große Haufen aber hielt sich schon darum zu dieser Partei, weil sie am lautesten lärmte und schimpfte.

Auch die oligarchischen Stadtbehörden mußten der Revolution von 1747 gram sein, die ihre Machtvollkommenheit so bedeutend beschränkt hatte. Die Orangisten selber aber waren auf Wilhelm deßhalb ungehalten, weil er seine und ihre alten Gegner, um sie für sich zu gewinnen, noch mehr begünstigte als sie selber. Zu alle dem kam noch der Umstand, daß die Oranier als Verwandte der englischen Dynastie nicht nur all den Haß mittragen mußten, den ihr Volk gegen die Vernichter oder Erben seines Welthandels

und seiner Seeherrschaft hegte, sondern auch wegen jeder wirklichen oder scheinbaren Annäherung an England übel angesehen wurden.

So standen die Dinge, als der Ausbruch des englisch-amerikanischen Krieges das Parteigetriebe zum entscheidenden, das ganze Land entzweienden Kampfe steigerte. Die Patrioten bestanden auf einer Verstärkung der Seemacht, damit diese den Handel vor den englischen Kapern zu schützen vermöge; die Orangisten dagegen auf einer Vermehrung der Landmacht, damit man den Engländern die vertragsmäßig zugesagte Hilfe leisten könne. Der Regierung blieb unter diesen Umständen nichts anderes übrig, als einen Mittelweg einzuschlagen, d. h. sich für neutral zu erklären.

Doch das Auftreten Englands, das den Holländern die Einfuhr von Holz nach Frankreich untersagte, weil dieser Staat mit ihm im Kriege liege und weil jene Waare zum Schiffsbau, also zu Kriegszwecken verwendbar sei, trieb das Land bald aus seiner Mittelstellung heraus, zumal als ihm das Kabinet von S. James drohte, es werde, falls jener Handelsverkehr nicht innerhalb einer gewissen Frist abgebrochen werde, in allen maritimen Fragen Holland als der englischen Seemacht unterworfen betrachten. Kaum hatten auf dieses hin die Holländer, die durch Englands Vorgehen in ihren Absichten wesentlich geförderten Patrioten voran, eine offenere Sprache gegen letzteres zu führen begonnen, als es ihnen, im Winter 1780, die angebotene Neutralität zurückweisend, den Krieg erklärte.

Das war ein harter Schlag für die Orangisten, die sich bis dahin alle Mühe gegeben hatten, um den Frieden aufrecht zu erhalten. Sie mußten das Feld ihren Gegnern überlassen, die jetzt neben der Rüstung gegen England zugleich auf eine demokratische Umgestaltung der Verfassung hinarbeiteten, obwohl sie dadurch mit der monarchischen Gewalt des Oraniers zugleich ihre eigene aristokratisch-oligarchische Machtstellung beeinträchtigten. Zunächst arbeitete die „Versammlung der patriotischen Leiter“ einen Reformplan aus, wonach zwar neben den Staten auch der Statthalter beibehalten werden sollte, jedoch so, daß jene durchaus unabhängig und souverän und mit der Oberleitung des Heerwesens betraut sein, dieser dagegen den Zutritt in ihre Versammlungen, mithin die Theilnahme an der Regierung, sowie das Recht zur Ernennung der öffentlichen Beamten und der höheren Offiziere verlieren sollte. Um die Durchführung dieser

Beschlüsse zu erleichtern, veranlaßten die Patrioten die Bildung von bewaffneten Freikorps aus der Mitte der Bürger; außerdem schlossen sie sämmtliche Katholiken von der Theilnahme an der Regierung aus und setzten sie eine Menge von Schmähschriften und verleumderischen Gerüchten in Umlauf. Besonders berüchtigt waren in dieser Hinsicht die „holländischen Briefe", eine Zeitschrift, die eben um ihres ungemessen heftigen Tones willen eifrig gelesen wurde.

Der klägliche Zustand, in dem man jetzt Angesichts der englischen Kriegserklärung die Seemacht erblickte, steigerte die Erbitterung gegen die Regierung und zumal gegen den Herzog von Braunschweig auf das Höchste. Zugleich aber erwachte auch wieder die alte Thatkraft des Volkes, die schon so oft Unglaubliches geleistet hatte. In aller Eile wurden vierzehn Linienschiffe und achtzehn Fregatten mit 1280 Kanonen und 8000 Mann ausgerüstet, und bald fand diese Flotte, die während einer Zeit von vierzehn Monaten bei 400,000 Gulden kostete, Gelegenheit zur Bewährung des alten Heldenmuthes, als am 5. August 1781 der Vizeadmiral (Schout by Nagt) Zoutman an der Doggersbank in der Nordsee mit sieben größern und drei kleinern Kriegsschiffen die übermächtigen Gegner zurücktrieb.

Doch wie groß auch die Begeisterung war, die dieser Sieg in Holland hervorrief, wo er zu neuen Anstrengungen und zu noch schrofferem Auftreten gegen die des geheimen Einverständnisses mit England und der absichtlichen Vernachlässigung der Rüstung beschuldigte Regierung ermuthigte: er bot nur einen geringen Ersatz für die ungeheuren Verluste, die den Holländern an andern Orten durch ihre allzu weit überlegenen Gegner zugefügt wurden.

Am besten war es ihnen noch in Bezug auf ihren von jeher bedeutenden und gerade jetzt mit verdoppelter Lebhaftigkeit betriebenen Handel mit den Ostseeländern ergangen, da die Nordmächte keinen Kaper und kein Kriegsschiff in den Sund einlaufen ließen, den im Jahre 1780 nicht weniger als 2500 holländische Handelsfahrzeuge passirten.

Um so schlimmer aber waren ihre überseeischen Besitzungen daran, die vom Feinde in voller Wehrlosigkeit überrascht wurden. So nahm ihnen der Seeheld Rodney alle ihre westindischen Inseln weg, darunter namentlich auch die kleine, aber als allgemeiner Stapelplatz und Tauschmarkt für die Waaren aller Handelsvölker höchst wichtige Insel St. Eustache, sammt den vierzig

reich befrachteten Schiffen und den einen Werth von sechszehn Millionen Gulden repräsentirenden holländischen Waaren, die er dort vorfand. Daß den Holländern ihre übrigen Besitzungen in Amerika erhalten blieben, verdankten sie nur den Franzosen, die den Engländern Berbice, Essequebo, Demerary und Surinam wieder entrissen.

Zu gleicher Zeit verlor Holland durch Hughes seine Besitzungen in Bengalen, auf der Koromandel= und der Malabarküste, auf Sumatra und Ceylon, und auch da erhielt es nur durch die Hilfe der Franzosen, die auch die Kapstadt gegen die Feinde deckten, einen kleinen Theil des Verlorenen zurück.

Nicht weniger empfindlich waren die Verluste, die seinen Handel unmittelbar trafen, indem Rodney und die englischen Kaper während der beiden Jahre 1781 und 1782 mehr als fünfhundert Kauffahrteischiffe wegnahmen, so daß am Ende sogar die niederländisch=ostindische Handelsgesellschaft ihre Zahlungen einstellen mußte.

Vergebens setzte man auch von holländischer Seite hohe Prämien für die Ausrüstung von Kaperschiffen aus: die Unglücksfälle in beiden Indien bewiesen die Ueberlegenheit des Gegners zu augenscheinlich und der fortgesetzte Parteihader ließ es nicht leicht zu einem einträchtigen Handeln kommen. Trotz alledem aber wollte das von den Patrioten geleitete Volk in seiner verzweifelten Erbitterung noch immer nichts vom Frieden hören, selbst da nicht, als ihn England unter Rußlands Vermittlung anerbot. Erst der im Januar 1783 zwischen ersterem und seinen Bundesgenossen abgeschlossene Frieden nöthigte es, am 20. Mai 1784 unter russischer Vermittlung ebenfalls Frieden zu schließen, aber nunmehr freilich unter den härtesten Bedingungen. So mußte es namentlich, seinem alten stets so zähe festgehaltenen Systeme entgegen, den Handel mit seinen Kolonien freigeben.*)

Doch das Maß der Leiden war für das erschöpfte, gedemüthigte Holland noch immer nicht erfüllt: die Negersklaven der Kolonie Berbice, die durch eine unerträglich harte Behandlung auf's

*) Vgl. P. J. Dubois: Vies des gouverneurs généraux avec l'abrégé de l'histoire des établissemens hollandais aux Indes orientales. Haye, 1763.

Dirk van Hogendorf: Berigt van den tegenwoordigen Toestand der Bataf'sche Bezittinger in Oost-Indien, van den Handel op dezelve. Delft, 1799.

Aeußerste gebracht, sich schon öfters empört hatten, fielen mit entsetzlicher Wuth über ihre Peiniger und deren Besitzungen her und nur unter Strömen von Blut gelang es endlich, sie wieder an ihre Ketten zu schmieden. Die Verheerung der Pflanzungen und Waarenvorräthe, die Verluste an Menschenkapital bewirkten eine Reihe bedeutender Fallimente, die den Kredit auf das Empfindlichste erschütterten.

Zu diesen Feinden kam noch ein weiterer, der mit den Uferdämmen den Bestand des Landes selber bedrohte. Schon seit einiger Zeit hatte man alle Augenblicke einen neuen verheerenden Durchbruch zu beklagen und eine neue kostspielige Reparatur vorzunehmen gehabt, bis man endlich gegen das Jahr 1730 den Zerstörer des Pfahlwerks in einem früher unbekannten, mit den Schiffen aus Ostindien gebrachten Wurm, der Bohrmuschel, entdeckte. Schon schien es, als müsse man dem Meere das Land wieder überlassen, das man ihm seit Jahrtausenden mit solcher Anstrengung und Ausdauer streitig gemacht hatte — da fand man endlich ein Rettungsmittel darin, daß man die Konstruktion der Dämme änderte. Besonders thätig war dabei die Harlemer Gesellschaft, indem sie zu wiederholten Malen die Preisfrage ausschrieb, wie die von Zeit zu Zeit wiederkehrenden Lücken in den Dämmen am Zweckdienlichsten verstopft werden könnten.

Als habe sich die ganze Natur gegen das Land verschworen, so rasch folgte jetzt ein Unglück auf das andere. Im Jahre 1760 wechselten Erdbeben und Feuersbrünste mit Dammdurchbrüchen und einem fürchterlichen Hagelschlag ab, der unter Anderm die Glasmalereien zu Gouda — ein unersetzbares Kunstdenkmal — vernichtete; im Jahre 1770 wüthete eine entsetzliche Viehseuche unter den Heerden; das Jahr darauf brannte das Admiralitätsgebäude zu Harlingen und bald darauf das Amsterdamer Theater mit dem umliegenden Stadttheil ab; im Jahre 1774 wurde Haag vom Meere überschwemmt.

Für all dieses Unheil sollte nun die Regierung büßen, gegen die sich die gedrückte Stimmung Luft machte. Während jene bis dahin nur die Aristokraten gegen sich gehabt hatte, lehnte sich jetzt auch die Volkspartei gegen die Macht der Staatsbehörde auf, der sie eine volksthümlichere Gestalt geben wollte. Eifrig unterstützt wurde sie dabei von Frankreich, das auf diese Weise den englischen Einfluß zu beseitigen trachtete. Vergebens drang Wilhelm auf Instandsetzung der Flotte und der Festungen. Zu der herkömmlichen Bedächtigkeit der niederländischen Regierungsweise

und Volksnatur gesellte sich eben jene Abneigung gegen die Regierung, um es zu nichts kommen zu lassen. Das Volk schrie über Verrath und klagte den Statthalter an, er habe England zu lieb die Seemacht verkümmern lassen. Um seinem Sturze vorzuarbeiten, wandte man sich vor Allem gegen seine rechte Hand, den Herzog von Braunschweig, dem man gerade jenen Krieg, den er doch immer zu vermeiden getrachtet hatte, zur Last legte. Hatte er sich schon durch seine Strenge in der Mannszucht und der militärischen Rechtspflege viele Feinde gemacht, so mußte sein maßgebender Einfluß auf den Statthalter den Haß und Neid gegen ihn als Ausländer noch höher steigern. Zuletzt machten einige Bürgermeister dem Statthalter den Vorschlag, statt des Herzogs, dessen Entlassung von der öffentlichen Meinung gefordert werde, eine aus je zwei Abgeordneten für jede Provinz gebildete permanente Kommission zusammenzusetzen. Wilhelm wies das Ansinnen zurück, die von dem Herzog selber verlangte Untersuchung stellte seine Unschuld an den Tag — umsonst, er mußte das Land verlassen, dessen Tagespresse ihn auch in der Ferne noch verfolgte. Der Statthalter stellte den Generalstaaten in einer Denkschrift die Zustände des Landes in eben so kräftigen wie einfachen Worten vor; er wies ihnen nach, wie viel er zur Wiederherstellung der Marine und zur Verhütung des Krieges gethan habe; er verlangte vom Gesetz Schutz und Genugthuung gegen die beständigen verläumderischen und skandalösen Angriffe, die gerade nur seine Person straflos treffen dürften und die es ihm unmöglich machten, irgend eine erfolgreiche Maßregel durchzuführen.

Es half ihm nichts, daß sich Friedrich II von Preußen, der zu wiederholten Malen die Parteien zu versöhnen suchte, geneigt zeigte, ihn im Einverständniß mit England zu unterstützen — seine neuerungssüchtigen Gegner hatten einen zu starken Rückhalt an Frankreich, das sie gegen jede fremde Einmischung zu schützen versprach. Die Angriffe der Presse wurden immer zügelloser und erbitterter, die geheimen Gesellschaften immer zahlreicher; die bewaffneten Freikorps, welche die sogenannten Patrioten als Stütze für ihre Bestrebungen aus der Mitte der Bürger errichtet hatten, dienten als Sammelpunkte für alle Feinde des Oraniers, und während sie sich fortwährend im Gebrauch der Waffen übten, nährten sie durch wiederholte Streitigkeiten mit den Garnisonen den Geist der offenen, gewaltsamen Widersetzlichkeit; die sechsundsiebenzig „Regenten“ traten in eine Konföderation zusammen,

„um das Vaterland gegen das drohende Unheil zu sichern," in Wahrheit aber, um die republikanische Regierungsform und die reformirte Kirche in ihrer Reinheit wiederherzustellen. So war Alles zum Sturme vorbereitet, als die Provinz Utrecht die Losung dazu gab. Die Hauptstadt derselben maßte sich die Ernennung der Munizipalbehörden an, es kam zu stürmischen Auftritten, die an andern Orten Nachahmung fanden; und — der Bürgerkrieg war da. Als Wilhelm mit Waffengewalt die Ordnung wiederherstellen wollte, erklärten die Staten von Holland seine Amtsgewalt als Generalkapitän für suspendirt, obwohl er nach der Verfassung als solcher unabsetzbar und souverän war. Ueberhaupt war der Statthalter trotz des königlichen Prunkes, der ihn umgab, so machtlos, daß er ohne die Zustimmung der Staten nicht einmal die Besatzung einer Festung vermehren durfte; neben seinem Wappen prangte das der Republik, im Statenhaus, seinem Palast, wurden ihm nur die militärischen Ehren erwiesen und eine Thüre war daselbst gerade nur für ihn geschlossen. So konnte es kaum fehlen, er mußte nach einer Erweiterung seiner Macht streben, um so mehr, als auch das gemeine Volk auf seiner Seite war. Wirklich brachte er es auch dahin, daß sich dasselbe gegen die Pensionäre erhob. Doch der Aufstand mißglückte und Wilhelm mußte sich nach Geldern zurückziehen, wo sein Versuch, als unbeschränkter Machthaber aufzutreten, gleichfalls den entschiedensten Widerstand fand.

Sein Schwager Friedrich Wilhelm, der Nachfolger Friedrichs II, gab sich alle Mühe, das Zerwürfniß beizulegen, zu welchem Zwecke er seinen staatsklugen Minister Görtz als unbedingten Vermittler schickte. Allein die Parteien wollten von einer gegenseitigen Annäherung nichts hören und in Amsterdam kam es sogar zum förmlichen Straßenkampf. Die vom Versailler Cabinet durch Versprechungen ermuthigten Republikaner entzogen dem Statthalter nun auch den Oberbefehl über die Truppen, um ihn dem General Van Russel zu übertragen. Die Provinz Holland rüstete sich zum Kampfe und ließ ihre von dem Rheingrafen Friedrich von Salm befehligten Truppen einen Grenz-Cordon ziehen. Endlich wurde dem Oranier auch noch die Würde eines Statthalters und Oberadmirals entzogen. Seine Gemahlin aber, die ihn zum Widerstande ermuntert hatte, wurde, als sie sich persönlich nach dem Haag begeben wollte, um durch ihre Gegenwart sein Ansehen wiederherzustellen, an der Grenze angehalten und unter Bedeckung zurückgeschickt. Empört über diese unerhörte

Beschimpfung, forderte sie ihren Bruder, den König von Preußen, zur Rache auf. — Er verlangte Genugthuung und als diese verweigert wurde, erklärte er den Krieg. Die Republikaner sahen sich außer Stande, den über Nymwegen rasch hereinbrechenden Preußen die Spitze zu bieten; der muth- und treulose Rheingraf überließ dem Feinde Utrecht und Haag, die anhaltende Trockenheit machte den Durchstich der Dämme wirkungslos, und so hatten denn die Preußen schon nach drei Wochen das ganze Land in Besitz, das den Angriffen der Spanier achtzig Jahre lang, das dem „großen Ludwig" durch so manchen Feldzug hindurch erfolgreichen Widerstand geleistet hatte. Zuletzt mußte sich auch Amsterdam ergeben, die dahin berufenen Generalstaten aber mußten die gegen den Prinz von Oranien gefaßten Beschlüsse aufheben und ihn in alle seine Aemter und Würden unter Gewährleistung für die bleibende Vereinigung der Statthalter-, Gernalcapitän- und General-Admiralschaft wieder einsetzen, ohne daß jedoch die Regierungsgewalt, wie es sonst nach Ueberwältigung eines Aufstandes zu geschehen pflegte, vermehrt worden wäre. Wilhelm selber bewies für seine Person eine kluge Mäßigung und auch sein königlicher Schwager verlangte für sich nichts weiter als den Ersatz der Kriegskosten. Um aber den Umtrieben des Versailler Cabinets für immer einen festen Damm entgegenzusetzen, schloß er mit den Niederlanden und mit England ein Bündniß ab, so daß ersteres von allen seinen schmählichen Intriguen und von allem dem Geldaufwand, durch den es seinem Einfluß in Holland das Uebergewicht verschafft hatte, schließlich auch nicht den mindesten Gewinn zog.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Die helvetische Eidgenossenschaft.

Durch den westfälischen Frieden in ihrer Selbstständigkeit anerkannt, war die Schweiz bei unverändertem Gebietsumfange das ganze siebenzehnte Jahrhundert hindurch von auswärtigen Kämpfen verschont geblieben. Um so unruhiger dagegen ging es in ihrem Innern zu: nicht nur daß bei ihr, wie in allen conföderirten Freistaaten, die einzelnen Theile, soweit nicht eine gemeinsame Gefahr sie enger verband, nur locker zusammenhingen — der Gemeinsinn,

der schon durch Abstammung und Sprache in sich getrennten Bevölkerung litt auch durch die religiöse Spaltung, welche die Reformation ins Land gebracht. Dazu kam dann noch der Umstand, daß gewisse alte Besitzungen als gemeinschaftliches Eigenthum aller oder einzelner Kantone von diesen nach einer bestimmten Reihenfolge verwaltet wurden, wobei der jeweilig herrschende Kanton seine Glaubensgenossen in denselben begünstigte, während ihn die andern deshalb der Ungerechtigkeit beschuldigten. Natürlich suchten sich die Parteien auf die religiösen Sympathien des Auslandes zu stützen, das seinerseits die Gelegenheit zur Einmischung nicht minder begierig ergriff. So glaubten sich die Katholiken durch Bern's und Zürich's Annäherung an Holland und England bedroht, wogegen ihnen die Reformirten das borromäische Bündniß und die freundschaftlichen Beziehungen zu Spanien und Savoyen zum Vorwurf machten. Schon war es so weit gekommen, daß jene beiden Kantone ihren Gegnern den Krieg erklärten, als durch schiedsrichterliche Vermittlung der Streit noch glücklich beigelegt wurde (1657).

Im Gegensatz zu den übrigen reformirten Ländern besaß und besitzt die Schweiz kein eigenes symbolisches Buch als gemeinsame Glaubensnorm, denn mit der Annahme der Kalvinistischen Lehre von einer doppelten Prädestination war die erste helvetische Confession von 1536 thatsächlich außer Geltung gesetzt. Obwohl aber jene Lehre von den französischen Calvinisten angenommen wurde, so trat doch bald da und dort eine entschiedene Abneigung gegen dieselbe hervor, und so hielt es Moses Amyraut, Pfarrer von Saumur, für gerathen, dieselbe in einer zu Calvin's Vertheidigung verfaßten Schrift bedeutend zu mildern, bis sie im Wesentlichen mit Luthers Lehre von der allgemeinen Gnade übereinstimmte. Nach langem Hin- und Herstreiten bequemten sich endlich die französischen Reformirten dennoch zum reinen Calvinismus, der jetzt auch in der Schweiz Eingang fand. Die Regierungen von Zürich, Basel und Genf verständigten sich über die Anerkennung eines 26 Artikel umfassenden, Amyraut's Lehre nebst der des Schweizers Cappel verwerfenden Buches als bindender Glaubensnorm (1679). *) Doch die Mehrzahl der deutschen

*) Formula Consensus Ecclesiarum helveticarum Reformae circa doctrinam de Gratia universali et connexa aliaque nonnulla capita.

Reformirten legte Verwahrung dagegen ein und so standen sich auch bald diesseits des Jura zwei protestantische Glaubensparteien mit aller Gehässigkeit und Verfolgungssucht des religiösen Fanatismus gegenüber. In Bern wurde ein eigenes Religionsgericht niedergesetzt, das über die Reinhaltung des Glaubens und der Sitte wachen sollte und das als förmliche Inquisition mit aller Strenge, ja selbst mit Kerker und Verbannung einschritt. Erst im Verlaufe der Zeit legte sich die Aufregung und der Parteihaß nach und nach, bis das verhängnißvolle Buch endlich nur noch als wissenschaftliche Autorität, aber nicht mehr als Glaubensformel galt.

Der letzte Religionskrieg war der gegen den Abt von Sankt Gallen, welcher sich, vom deutschen Reiche unterstützt, unterfangen hatte, im Toggenburger Gebiete als unbeschränkter Gewalthaber aufzutreten. Mit aller jener Grausamkeit geführt, welche die Kämpfe der Schweizer überhaupt auszeichnete, dauerte der Streit von 1705 bis 1718; da erst kam dem Lande die so lange vermißte Ruhe wieder. Der Aarauer Vertrag gewährte ihm die Freiheit der Religionsübung, der Badener Friede regelte die bürgerliche und religiöse Verwaltung der gemeinschaftlichen Gebiete, und jetzt konnte sich auch im Schooße des Friedens die Betriebsamkeit und der Wohlstand wieder heben.

Das Meiste verdankt das Land in letzterer Hinsicht den französischen Reformirten, die nach dem Widerruf des Edikts von Nantes und später während der Verfolgungen unter Ludwig XV. massenhaft nach der Schweiz geflohen waren, wohin sie die heimische Industrie mitbrachten. Während sie im Waadtland den Weinbau einführten, der die paradiesische Gegend um Vevey bald noch reizender machte, gründeten sie in Lausanne ein Seminar, zu dessen Erhaltung auch manche auswärtige Mächte beisteuerten.

Durch diesen Zuwachs verstärkt, war jetzt auch der rein calvinistische Theil der Schweizer an Zahl gleich stark mit den Zwinglianern und den Katholiken geworden, und eben dieses Gleichgewicht trug wesentlich zur Befestigung der innern Ruhe bei. Um so schärfer aber trat bald im Schooße der einzelnen Confessionen selber eine neue Scheidung hervor, weit tiefgreifender als alle bisherigen: während die Masse des Volkes mit einer zum Theil an Aberglauben grenzenden Hingebung an den Satzungen und Formen ihrer Religionsgenossenschaft festhielt, verfiel die gebildetere Klasse mehr und mehr der französischen Scheinphilosophie und Freidenkerei.

Auch auf dem Boden des staatlichen Lebens war inzwischen Manches anders geworden. Das Bundesverhältniß hatte eine festere, bestimmtere Gestalt angenommen. Als im Jahre 1668 Ludwig XIV mit Waffengewalt die Franche Comté (die „Freigrafschaft") in Besitz nahm, setzten die Kantone, durch die gemeinsame Gefahr gewarnt, die Stärke der Contingente fest, die jeder derselben zu stellen habe, sobald die Sicherheit des Bundesgebietes bedroht sei. Hiernach sollte das in drei Corps getheilte Bundesheer auf 90,000 Mann gebracht werden, für ein Land von (damals) anderthalb Millionen Bewohnern (wovon beiläufig gesagt, auf die beiden Kantone Bern und Zürich ein volles Drittel entfiel) gewiß eine sehr beträchtliche Summe, zumal wenn man bedenkt, daß zu gleicher Zeit fortwährend bei 38,000 Mann mit einer vierjährigen Capitulationszeit in auswärtigen Kriegsdiensten standen.

In der Gestaltung ihrer innern Verfassungs-Verhältnisse gingen die Kantone ziemlich auseinander: während in Bern, Freiburg, Luzern, Solothurn noch immer die alten Patriziergeschlechter ausschließlich herrschten, führten in Zürich, Basel, Schaffhausen, St. Gallen neben ihnen die durch Besitz und Bildung höher gestellten Familien aus dem Mittelstande das Ruder. Andere Kantone, wie z. B. die Urkantone, waren wieder rein demokratisch, wiewohl auch sie einen freilich durch keine Vorrechte vor dem Gesetze ausgezeichneten Adel besaßen, der, durch persönliche Verdienste um das Gemeinwesen erworben, als eine Art Patriciat forterbte. Wie diese Herren in den Städten eine mit aller Klugheit durchgeführte Willkürherrschaft übten, so unterdrückten die letztern ihrerseits die Landbewohner, denen sie am Ende nichts mehr ließen als die Last der Arbeit und der Steuer. Habsüchtige, mit schrankenloser Machtvollkommenheit ausgerüstete Amtsleute, sogen sie durch endlose Geldbußen aus und straften sie beim geringsten Versehen mit eiserner Ruthe. Gegen die Beschwerden der Mißhandelten fanden diese kleinen Zwingherren vor Rath und Gericht stets einen schützenden Rückhalt an ihren Verwandten und dem gesammten Adel, und ihre Straflosigkeit ermuthigte dann natürlich auch die untergeordneten Beamten zu ähnlichem Verfahren. Im Jahre 1653 kam es darüber zum förmlichen Aufstand und Bürgerkrieg. Erbittert über die Salzsteuer und die Entwerthung der durch den Verkehr abgenützten Münzen, griffen zuerst die Bauern von Luzern und dann die von Bern, Solothurn

und Basel zu den Waffen, um sich von der Oberherrschaft der Städte ganz in derselben Weise zu befreien, wie diese sich einst dem Joche der Grafen entzogen hatten, die, von den Wirren der Zeit und den auswärtigen Kämpfen der Kaiser begünstigt, aus Beamten des letztern zu Landesherren mit förmlicher vererblicher Fürstengewalt geworden waren. Allein der Versuch, zur Freiheit und Gleichberechtigung neben den Städten zu gelangen, war verfrüht: die Uebermacht der Waffen und die Hand des Henkers beugten das Flachland wieder unter das Joch der Senate. Doch hatte er wenigstens einige Zeitgemäße Verbesserungen auf dem Boden der Verfassung und Verwaltung zur Folge.

Die Schweiz vereinigte jetzt alle erdenklichen Regierungsformen in ihrem Schooße. In Schwyz, Uri und Unterwalden hatte sich, durch den kleinen Umfang der Gebiete und die geringe Zahl ihrer arm und sittenrein, dazu an Lebensweise und Bildung gleichartig gebliebenen Bevölkerung ermöglicht, die reine Demokratie erhalten. In Bern dagegen bestand ein unbeschränkt aristokratisches, in Luzern ein geradezu oligarchisches Regiment, im Fürstenthum Neufchatel (Neuenburg) die verfassungsmäßige Monarchie, in Porentruy, Einsiedeln und Dissentis die Theokratie in klösterlicher Form. Basel, Zürich, Genf und St. Gallen endlich boten die mannigfaltigsten Schattirungen der Municipalverfassung dar, während Graubündten in hundert und fünfzig nur lose unter sich zusammenhängende, noch ganz vom unstäten Parteigetrieb des Mittelalters bewegte Bauerngemeinschaften zerfiel, die abwechselnd bald von den Salis, bald von den Planta's geleitet wurden. Auch die Gebiete, die theils von allen Kantonen, theils von einigen derselben gemeinsam beherrscht wurden, zeigten in den verschiedenen Stufen ihrer Abhängigkeit ein gar buntes Vielerlei politischer Formen.

Im Jahre 1641 wurde die erste Tagsatzung abgehalten, die von sämmtlichen Kantonen mit Abgeordneten beschickt wurde. Später kam man überein, daß dieselbe jedes Jahr einmal zusammentreten und daß Zürich das Vorrecht haben sollte, sie einzuberufen. Zuerst versammelte sie sich zu Baden im Aargau, dann (1712) zu Frauenfeld im Thurgau, wo jeder Kanton durch zwei Deputirte vertreten war.

Dank der patriotischen Selbstverleugnung, mit der die Staatsmänner der Schweiz den Umtrieben der Höfe widerstanden, blieb diese von der Einmischung an jedem Kabinetskriege verschont, die um diese Zeit ganz Europa sittlich wie materiell heru nterbrachten

Während der Friede die Betriebsamkeit, den Wohlstand und die innere Macht des Landes hob, glänzte es mehr und mehr auch auf dem geistigen Gebiete durch eine Reihe hochverdienter Männer: Neben einem Haller, einem J. J. Rousseau, einem Bodmer, Hottinger, Steinbüchel nennen wir hier nur den Physiker Bernouilly, den Mathematiker Euler, den Astronomen Lambert, die Naturforscher Saussure und Bonnet, die Aerzte Tissot und Zimmermann, die Geschichtsschreiber J. v. Müller, den einst so hoch gefeierten Lavater, dessen Vaterlandslieder noch im Munde des Volkes leben, wenn auch seine physiognomischen Träumereien der Vergessenheit anheimgefallen sind, endlich den Dichter Gessner mit seinen idyllischen Schäfern, die freilich mit der Wirklichkeit des Lebens nichts zu schaffen haben.

Trotz alledem aber hatte die Schweiz doch längst aufgehört, jenes poetische Land der Freiheit und Biederkeit zu sein, das Dichter und begeisterte Freiheitsapostel noch manchmal in ihr suchen und preisen. Hab- und Herrschsucht hatten auch hier die Herzen ergriffen und der lockende Prunk von Titeln und Ehrenzeichen hatte die stolzen Freiheitskämpfer der Alpen zu kriechenden Höflingen der fremden Fürsten, zu ihren Söldnern und Unterhändlern gemacht. Zumal waren es die kleinen Kantone, die sich, in grollendem Neide gegen die Uebermacht der großen, einen kräftigen Rückhalt suchten in Bündnissen mit dem Auslande, dessen Gesandten den Bruderhaß auf alle Weise schürten. Je schwächer und je würdeloser man sich aber nach Außen fühlte, um so stolzer geberdete man sich im Innern, wo sich die feilen Sclaven der fremden Gewaltherrscher durch die Unterdrückung ihrer wehrlosen Untergebenen schadlos zu halten suchten. In allen seinen leiblichen wie geistigen Bedürfnissen vernachlässigt, seufzte das Volk unter dem Joche seiner Oligarchen, die, in kurzsichtiger Selbstsucht befangen, die Interessen des Vaterlandes über denen des Kantons und diese wieder über denen der eigenen Familie, des eigenen Standes vergaßen; die ihre Unterthanen nicht nur von allen bürgerlichen, kirchlichen und militärischen Aemtern ausschlossen, sondern ihnen auch geradezu verwehrten, sich durch Bildung zu ihrer eigenen Höhe zu erheben. Ja selbst der Betrieb von Gewerb und Handel wurde ihnen da und dort untersagt, da diese zu den Vorrechten der größern Städte gehören sollten. Natürlich durfte unter diesen Umständen auch die Presse nicht frei gegeben werden, und so konnte sich denn auch, da keine vaterländische Angelegenheit zur allgemeinen Kenntniß und Besprechung kam, keine öffentliche Meinung bilden.

Kein Wunder darum, wenn während der achtzig Jahre eines ununterbrochenen Friedens doch die innere Ruhe immer wieder und wieder von Wirren und Stürmen unterbrochen wurde, die in der Hauptsache keinen andern Erfolg hatten, als daß sie die Schweiz in den Augen des Auslandes noch mehr herabwürdigten.

So hatte sich, um nur einige Beispiele hervorzuheben, im Kanton Zug die Familie Zurlauben seit vollen zwei Jahrhunderten im alleinigen Besitz aller höhern Staatsämter behauptet und zwar vorzüglich mit Hilfe der von der französischen Regierung erhaltenen Geldsummen, mit denen sie sich einen festen Anhang erkaufte und erhielt, statt das Geschenk seiner Bestimmung gemäß unter sämmtliche Bürger zu vertheilen. Endlich aber vereinigten sich die Benachtheiligten zu einer förmlichen Gegenpartei, die, von Oesterreich unterstützt und von einem gewissen Anton Schumacher geleitet, die Oberhand erhielt, das Bündniß mit Frankreich aufhob und die Freunde des letztern verfolgte. Doch bald mißfielen auch sie durch ihre allzu rachsüchtige Strenge und so gelangten die Zurlauben wieder zu ihrem vollen Ansehen und Einfluß, um sich nach wie vor von Frankreich bestechen und dadurch entehren zu lassen.

Was hier die politische Einmischung des Auslandes that, das bewirkte in Appenzell, von dessen zwölf Bezirken („Rhoden") die im Innern an den Gebirgshängen gelegenen katholisch geblieben, die äußern von der Sitter durchströmten aber protestantisch geworden waren, der hier gleichfalls durch zwei geschlossene Parteien ausgefochtene Religionshader, der das Gebirgsländchen zu keiner Ruhe kommen ließ.

In Bern hatte die Reformation den Staat, d. h. die regierenden Familien durch das Kirchenvermögen bereichert und dadurch noch mächtiger und herrschsüchtiger gemacht. Eine fieberhafte Sucht nach Aemtern und Würden hatten den ganzen Adel ergriffen, so daß jeder Patricier nur noch daran dachte, wie er durch Ränke und Schleichwege sich und seine Familie auf Kosten des Kantons heben und bereichern könne. Mißtrauen und Eifersucht erstickten allen Gemeinsinn und schufen ein durchgreifendes Spionirsystem. Nur in der Knechtung des Volkes und der freien Rede waren die Großen einig. Indessen hatte dieser Despotismus, wie in so vielen andern Fällen, so auch hier wenigstens das Gute, daß er in seiner patriarchalischen Bevormundung wenigstens den materiellen Fortschritt im Landbau und Gewerbsleben förderte. Alles geistige Leben dagegen, alles eigene Denken war ihm so

unbedingt verhaßt, daß selbst ein Haller und ein Bonstetten niemals in den Senat zugelassen wurden und ein Tschiffeli mit dem hartnäckigsten Widerspruche zu kämpfen hatte, als er in Bern einen landwirthschaftlichen Verein gründen wollte. Eine Verschwörung, welche das oligarische Joch zu brechen versuchte, hatte keinen andern Erfolg, als daß sie ihren Urheber Hentzi das Leben kostete (1749).

Auch in Freiburg erhoben sich Mißhelligkeiten zwischen der Bürgerschaft und dem Adel, der das Recht zu Sitz und Stimme im Rath auf einen kleinen Kreis von Familien beschränkt hatte, und schon zogen die Bauern von Bruyere in Waffen gegen die Stadt, als noch zur rechten Zeit Bern in's Mittel trat.

Außer den dreizehn „löblichen Kantonen" gehörten zur Schweiz noch einige bundesverwandte Gebiete, nämlich die Abtei und die Stadt St. Gallen — beide durch eine Mauer von einander getrennt; ferner Wallis, das Fürstenthum Neuenburg, die Städte Biel und Mühlhausen, die „drei grauen Bünde" und der Freistaat Genf.

Früher zu Burgund, dann zum deutschen Reich und noch später zu den Herrschaften Chalons, Hochberg und Longueville gehörig, war das Fürstenthum Neuenburg durch Erbschaft an Preußen gefallen, dessen König Friedrich I dem Lande die Aufrechthaltung seiner alten Gesetze und Gewohnheitsrechte zugeschworen hatte. Trotzdem aber mißachtete Friedrich II das der Stadt zustehende Recht auf Erhebung der Steuern und der sonstigen fürstlichen Einkünfte so ganz, daß er im Jahre 1748 die letztern verpachtete. Die dadurch hervorgerufene Unzufriedenheit steigerte sich noch bedeutend, als er im Jahre 1766 ein einheitliches Steuersystem einzuführen versuchte. Die Bürger erklärten jeden, der den Pacht übernehme, für rechtlos, während der königliche Bevollmächtigte seinerseits die gegenseitigen Rechte durch ein Gesetz geregelt sehen wollte. Endlich vereinigte man sich dahin, daß das Berner Kantonsgericht den Prozeß zwischen dem König und seinen Unterthanen schlichten sollte — ein bis dahin beispielloser Vorgang! Als die letztern aber ihre Sache verloren sahen, erhoben sie einen Aufstand, wobei der Generalprokurator Gaudot, der aus seinem Fenster auf die Menge geschossen hatte, ermordet wurde. Doch bald wurde die Regierung der Bewegung Meister, ihre Urheber wurden theils hingerichtet, theils verbannt und das ganze Volk wurde entwaffnet. Im Uebrigen aber war die Regierung gemäßigt und klug genug, um der Stadt ihren Steuer-

pacht zurückzugeben, die Verfassung zu gewährleisten, die Jagd für frei zu erklären, die Gesetze zu Gunsten des Volkes zu reformiren und eine ständische Vertretung sämmtlicher Gemeinden in's Leben zu rufen, ohne deren Zustimmung keine wichtige Veränderung im Gemeinwesen vorgenommen werden durfte.

In Graubündten hatte der maßgebende politische Einfluß seit alten Zeiten zwischen den Familien Planta und Salis geschwankt, bis endlich die letztere siegte und nun alle Aemter und öffentliche Pachtungen, sowie den Oberbefehl über die in auswärtigen Diensten stehenden Truppen und die Verwaltung des Veltlins zu ihrem Monopol machte. Doch entschlossen, den Gegnern diese Oberherrschaft zu entreißen, ersteigerten die Planta's den Zollpacht um 60,000 Gulden und beantragten sie bei den auswärtigen Mächten, daß die Beförderung der Offiziere bei ihren Schweizergarden künftighin nach dem Dienstalter vorgenommen werde. Zugleich beschuldigten sie die Behörden der Bestechlichkeit, was viel Aergerniß und böses Blut machte. Auf den höchsten Grad aber stieg die Erbitterung, als gegen alles Völkerrecht Oesterreich im Einverständniß oder selbst mit Hilfe der Planta's den Gesandten der französischen Republik Semonville, auf graubündtischem Gebiete verhaftete.

Genf.

In Genf zerfiel die Bevölkerung in vier Klassen. Die „Bewohner" (habitants) waren protestantische Ausländer, die außer der Befugniß in der Stadt zu wohnen, keine weiteren bürgerlichen Rechte hatten. Wollte hingegen ein Katholik Grundeigenthum erwerben oder ein Gewerbe treiben, so mußte er vor allen Dingen Protestant werden. Die in Genf geborenen Nachkommen der Vorigen hatten als „Eingeborene" (natifs) einige Rechte mehr als jene, blieben aber gleichwohl vom Zutritt zu den Staatsämtern und vom Betrieb des Handels ausgeschlossen und bezahlten für ihre Person und ihre Güter höhere Abgaben als alle andern. Die „Halbbürger" (bourgeois) dagegen waren zu jedem Erwerbszweig und überhaupt zu jeder städtischen Gerechtsame befugt, sie konnten sich mit alleiniger Ausnahme der obersten Regierungsstellen an allen Verwaltungsämtern wie auch an der Gesetzgebung betheiligen und konnten nur durch gerichtliches Erkenntniß des Landes verwiesen werden. Dafür mußten sie mit einem Eide auf die Bibel versprechen, nach der heiligen evangelischen Reformation leben zu wollen. Zu den höchsten Aemtern im Staate waren nur

die „Voll- oder Altbürger" (citoyens) berechtigt, d. h. die in der Stadt geborenen Söhne von Halb- oder Vollbürgern, deren Frauen oft eigens aus weiter Ferne herbeireisten, um durch die Niederkunft in der Stadt ihren Kindern jenes wichtige Recht zu sichern. Außerdem gab es noch „Fremde" (sujets, étrangers), die auf dem Gebiete der Stadt wohnten, ohne der ihren übrigen Bewohnern zustehenden Rechte theilhaftig zu sein.

Bald sollte der wachsende Reichthum — die Frucht des langen Friedens und der Betriebsamkeit — auch hier die innere Ruhe stören. Die reich und dadurch herrschsüchtig gewordenen Klassen suchten mehr und mehr die andern zu unterdrücken, die doch bereits auf einer zu hohen Bildungsstufe standen, um sich dem Joche gutwillig zu fügen. So standen sich bald zwei Parteien gegenüber, die sich bei jedem Schritte hemmend in den Weg traten, besonders seit die aus Frankreich eingewanderten Reformirten das Feuer der Zwietracht zu schüren begannen. Den Advokaten Fazio und einen gewissen Lachesne an der Spitze, verlangte das Volk von der Regierung, sie solle die Gesetze, die man bis dahin nur aus den richterlichen Entscheidungen kannte, in Zukunft durch den Druck bekannt geben und statt der mündlichen Abstimmung eine Ballotage (vermittelst Bohnen) einführen. Auch sollte das Recht, dem Rathe der Zweihundert die in denselben neu zu wählenden Mitglieder vorzuschlagen, dem Rathe der fünfundzwanzig entzogen werden und sollten in ersterem fortan nie mehr als drei Mitglieder aus einer und derselben Familie zu gleicher Zeit Sitz und Stimme haben. Man mußte dem Verlangen des Volkes willfahren und ihm außerdem auch noch das weitere Zugeständniß machen, daß ein Gesetz erst durch die Zustimmung der alle fünf Jahre einzuberufenden allgemeinen Rathsversammlung rechtsverbindlich werde. Jene beiden Führer der Bewegung aber wurden als hochverrätherischer Umtriebe überwiesen zum Tode verurtheilt (1707). Endlich (1738) verstand sich die Regierung Angesichts einer neuen Gährung auch noch dazu, daß sie den Erlaß vom Jahre 1570 außer Geltung setzte und durch ein neues „Friedens-Edict" die Rechte des Volkes bestätigte, ohne im Uebrigen an den Gesetzen etwas zu ändern.

Durch seine Industrie war Genf eine der reichsten Städte des Continents geworden, während ihm zugleich ein Bonnet, ein Burlamacchi, und vollends ein Rousseau auch auf dem geistigen Feld hohen Ruf verschafften. In dem nahen Ferney aber zog Voltaire, der die Volksbewegungen der Schweiz mit einem

Sturme in einem Wasserglas verglich und der der calvinistischen Sittenstrenge zum Aerger und Hohn wenige Schritte von der Stadt ein Theater errichtet hatte, eine Menge von Neugierigen und Verehrer aus ganz Europa herbei. Mit dem Reichthume aber und mit der Prunk- und Vergnügungssucht der Großen war auch die Herrschsucht der Regierung wieder gewachsen, die sich um die beständigen Beschwerden des Volkes wenig kümmerte. Da fachten Rousseau's „Briefe vom Berge" den glimmenden Funken zur hellen Flamme an, dadurch, daß sie die Souveränität des Volkes proclamirten, jenes „unveräußerliche, unverjährbare Recht," das den damit betrauten Regenten zu jeder Stunde wieder entzogen werden könne. (1764). Freudig wurde das neue Evangelium begrüßt und rasch wandte man seine Grundsätze auf die bestehenden Verhältnisse an. Die Consequenz war leicht zu ziehen: nicht den Rathscollegien, sondern nur der Gesammtheit der 1400 Vollbürger konnte die Souveränität, die oberste Gewalt im Staate zustehen. Das Volk ließ durch einige aus seiner Mitte dem Rathe Vorstellungen überreichen mit dem Auftrage, sie der Generalversammlung vorzulegen, die dann auf Grundlage der Gesetze darüber entscheiden sollte. Doch der Adel bestritt der letztern die Gerichtsbarkeit über den „Kleinen Rath" und bald standen sich die Parteien als sogenannte représentants und négatifs in alter Schroffheit gegenüber. Die vom Großen Rathe gegen Rousseau ausgesprochene Verurtheilung in contumaciam steigerte noch die Erbitterung und schon predigte man in allen Klubs (cercles) die Grundsätze, die darauf in den Volksversammlungen und bei den Wahlkämpfen die Massen in Aufregung bringen sollten. Vergebens suchten Frankreich, Bern und Zürich zu vermitteln, vergebens ließ das erstere zum empfindlichen Nachtheil der Genfer Industrie die Grenze durch einen Truppencordon absperren und die Absicht merken, in Versoix eine Stadt zu gründen, die den Handel Genfs an sich ziehen sollte. Allem trotzend griffen die Genfer insgesammt zu den Waffen und so blieb Frankreich am Ende nichts übrig, als sie vor der Hand gewähren zu lassen.

Nach verschiedenen neuen Wirren kam man endlich 1768 über eine demokratische Regierungsform und die Erlassung eines Gesetzbuchs überein. Doch die letztere Aufgabe war keine leichte. Die alten Gesetze, die zu Grunde gelegt werden sollten, waren zum Theil unverständlich geworden, zum Theil athmeten sie einen so streng calvinistischen Geist, daß man auf ihre allseitige Anerkennung kaum rechnen durfte. Zudem wollte die „Bewegungs-"

oder „Fortschrittspartei“ von der ganzen Sache nichts wissen und gerade ihr Widerstand fiel um so mehr ins Gewicht, als hinter ihr auch die von den französischen Flüchtlingen abstammenden, meist der gewerbtreibenden Klasse angehörenden natifs standen, die, zu nichts als zum Verspotten ihrer Zwingherrn berechtigt, Alles zu gewinnen und nichts zu verlieren hatten. Durch die Erfahrung belehrt, welche Kraft in der Einheit liege, schloß sich die Volkspartei zu Klubs zusammen, deren Mitglieder sich zur Unterordnung unter die Ansichten ihrer Führer verpflichteten. Vergebens machte Frankreich, das sich durch ihr auf Herstellung einer rein demokratischen Verfassung gerichtetes Streben gleichfalls bedroht fühlte, einen neuen Vermittlungsversuch — er wurde, weil er seinerseits die Unabhängigkeit des Landes zu gefährden schien, zurückgewiesen und jetzt brach der innere Zwist mit erneuerter Heftigkeit aus; es kam selbst zum Blutvergießen und zur Einsetzung eines Sicherheitsausschusses (1782). Da endlich entschloß sich Frankreich, das im Jahre 1777 seinen auf gegenseitigen Schutz lautenden Bundesvertrag mit der Schweiz erneuert hatte, zu energischeren Schritten: es verständigte sich mit Savoyen und Bern, besetzte Genf und gab ihm eine den Bestimmungen von 1738 entsprechende Verfassung. Während es hiebei die natifs begünstigte, schränkte es das demokratische Element möglichst ein: kaum 500 Vollbürger blieben stimmberechtigt, die andern wurden zum schweigenden Dulden verurtheilt und entwaffnet. Doch nur zu bald sollte diese Gewaltherrschaft einen blutigen Gegenstoß hervorrufen.

Noch übler als in den Kantonen war das Volk in den Unterthanenländern Schweiz daran, die überhaupt als Freistaat von einer geordneten Verwaltungsweise so gut wie nichts wußte. Aargau und Waadtland standen unter Bern, das zugleich mit Zürich auch die Grafschaft Baden und Rapperschwyl, mit Freiburg vier Aemter an der französischen Grenze, mit Zürich und Glarus den nördlichen Theil der Freiämter besaß. Der südliche Theil gehörte den „acht Kantonen“, die auch Thurgau und die Grafschaft Sargans und in Gemeinschaft mit Appenzell das Rheinthal im Besitz hatten. Jenseits des Hauptzugs der Schweizeralpen herrschten die Urner über das Leventin, und neben den Schwyzern und Unterwaldnern über die Riviera und Bellinzona, alle zwölf Kantone zusammen aber über Lugano, Locarno und Valmaggia, die Graubündter über das Veltlin. Alle diese unglücklichen Gebiete waren unwissenden, habgierigen Beamten preisgegeben, die nur darauf dachten, den für das Amt bezahlten Kauf=

preis sobald und so reich verzinst als möglich wieder einzubringen. Ja, in den meisten Fällen verpachteten sie ihr Amt wieder an einen Untergebenen, um mit prunkendem Titel und gefüllter Börse heimkehren zu können. Natürlich war da von einer wirklichen Rechtspflege keine Rede mehr: nicht nur wurden gegen Geldabgaben alle möglichen Mißbräuche geduldet — selbst für künftige Verbrechen konnte man sich bei den Gerichten unbedingte Straflosigkeit kaufen, d. h. einen Freibrief mit offengelassenem Raum für den Namen des Inhabers und seines etwaigen Verbrechens. Als diese Mißstände in Leventin einen Aufstand hervorriefen, wurden nicht nur die Theilnehmer desselben mit schonungsloser Strenge gestraft, sondern auch alle Gerechtsame des Landes aufgehoben (1755). Im Veltlin konnte man mit alleiniger Ausnahme des qualifizirten Mordes mit Geld alle und jede Verbrechen sühnen und so kamen die Richter, um die Zahl der für sie so gewinnbringenden Anklagen zu vermehren, am Ende darauf, daß sie verworfene Geschöpfe eigens dazu unterhielten, um durch sie möglichst viele Männer verführen, und dann vor Gericht anzeigen zu lassen, und daß sie durch eigenes Zuthun Aufstände anzettelten, um einen Vorwand zu Vermögenseinziehungen zu erhalten.

So ist es begreiflich genug, wenn die Unzufriedenheit immer allgemeiner wurde und wenn darüber aller Gemeingeist, alles hochherzige Streben, alle Vaterlandsliebe mehr und mehr verschwand. Hatte man sich doch allmälig gewöhnt, nicht nur jeden außerhalb des eigenen Kantons Lebenden, ja sogar innerhalb des letztern selber wieder jeden Bauer und innerhalb einer und derselben Stadt jeden, der kein Vollbürger war, als Fremden zu betrachten und zu behandeln. Dabei fand die engherzige Selbstsucht der regierenden Geschlechter bei den bestehenden Verhältnissen ihre Rechnung viel zu gut, um in irgend einer Hinsicht einen zeitgemäßen Fortschritt zu wünschen und zu begünstigen. Während das übrige Europa seine Heeresverfassung änderte, ließ die Schweiz die ihrige auf dem alten Fuße, und so blieb auch das Bundesverhältniß ganz das bisherige lockere, obwohl die Verständigern und Bessergesinnten mehr als einmal den Versuch machten, die nothwendig gewordene Umgestaltung zu erwirken und einen festern Zusammenhang des Ganzen herzustellen. Namentlich waren es Hirzel aus Zürich, Balthasar aus Luzern und Zellweger aus Appenzell, die in Rede und Schrift und durch Vereine politische Bildung und Einheitssinn unter den Massen zu verbreiten suchten. Allein eben diese Vereine wurden von den Regierungsbehörden,

die ihre Handlungsweise aus guten Gründen unerörtert lassen wollten, mit mißtrauischen Augen angesehen und möglichst unterdrückt; und auch das Volk scheute sich vor einer Einheit, welche die Selbstständigkeit der Kantone beeinträchtigen mußte. Eine kräftige Hilfe dagegen fanden die Einheitsbestrebungen an den Freimaurern, die inzwischen in der ganzen Schweiz und besonders in Genf, Solothurn und Waadt Eingang gefunden hatten. Aus ihnen ging nämlich die „helvetische Gesellschaft" hervor, die in ihren Jahresversammlungen im Bad Schinznach dem Kantonsparticularismus offen den Krieg erklärte. Freilich waren die Logen unter sich selber nichts weniger als einig, zumal auch hinsichtlich ihrer innern Reformen und ihrer (später erfolgten) Vereinigung mit den deutschen Illuminaten. Am erfolgreichsten waren die Bemühungen des Ordens in Genf, wo der im Jahre 1786 errichtete „Groß-Orient" einen maßgebenden Einfluß auf die obersten Stadtbehörden erlangte.

So war also die nach allen Seiten in Parteien gespaltene Schweiz in keiner Weise gerüstet, um den Stürmen, welche die französische Revolution mit den Coalitionskriegen über sie und über ganz Europa bringen sollte, erfolgreichen Widerstand leisten zu können, sei es in physischer, sei es in moralischer Hinsicht.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Italien.

Das arme Italien, seit Jahrhunderttn die lockende, wehrlose Beute der Fremden, die es einst als Weltgebieterin beherrschte und cultivirte, wurde um diese Zeit durch dynastische Erbschaftsfragen und die Ränke ehrgeiziger Frauen bis in seine Grundfesten erschüttert und zerrüttet.

Das Königreich beider Sicilien unter Karl VI.

Durch den Utrechter Frieden war die Insel Sardinien an Kaiser Karl VI gekommen, Sicilien aber mit dem Königstitel an den Herzog von Savoyen, Victor Amadeus II, der sich in Palermo krönen ließ und das Parlament zusammenberief, um sich

von ihm über die innere Lage des Landes unterrichten zu lassen und ihm freigebige Versprechungen zu machen. Wie wenig ernst es ihm mit den letztern war, erfuhren die Sicilier bald genug durch die Schreckensherrschaft der von dem König eingesetzten Junta, die jeden, der bei dem zwischen dem Papste obschwebenden Streite lieber dem letztern als dem erstern gehorchen wollte, mit Verbannung und Vermögenseinziehung, ja selbst mit dem Tode bestrafte. Bald war Italien voll von flüchtigen Sicilianern, während auf der Insel selber die Unzufriedenheit immer allgemeiner wurde.

Auf die letztere und auf die Schwäche der piemontesischen Besatzung bauend, erwog inzwischen Elisabeth von Spanien mit Alberoni den Plan, wie das Land wieder unter das spanische Scepter zu bringen wäre. Um den König anderwärts zu beschäftigen und über die eigenen Absichten zu täuschen, verleiteten sie ihn zum Angriffe auf die österreichischen Gebiete — auf Mailand und Neapel, während sie selber mit einer gewaltigen Flotte Sardinien überfielen und eroberten, um eben so übel darin zu wirthschaften, wie vor ihnen die kaiserlichen Beamten gethan hatten. Dann wandten sie sich plötzlich gegen Sicilien, das durch die vereinten Bemühungen der Flotte und einer für Spaniens Mittel auffallend starken Landmacht eingenommen wurde, worauf Spanien unter dem Vorwande, Victor Amadeus habe die Rechte der Insel verletzt und dadurch ihren Besitz verwirkt, aller Orten Don Philipp zum König ausrufen ließ.

Allein Frankreich, England und Holland entschieden die Sache gemeinsam dahin, daß Victor Amadeus die ihm entrissene Insel an den Kaiser abtreten und sich dafür mit dem freilich weit weniger werthvollen Besitze Sardiniens und dem von demselben hergenommenen erblichen Königstitel begnügen solle. Allerdings mußten zuvor beide Inseln erst wieder erobert werden und so hatte denn das unglückliche Sicilien abermals alle Schrecken und Verheerungen eines erbarmungslosen Krieges zu erdulden, bis endlich Spanien im Londoner Vertrag in die Herausgabe seiner Eroberungen einwilligte (1720). Auf diese Weise wieder Herzog von Mailand und König beider Sicilien geworden, erneuerte Karl VI 1728 in Neapel den königlichen Gerichtshof und erlangte er vom Papste das Vorrecht, sich während des Räucherns im Hochamt das Haupt zu bedecken und in geistlichen Dingen richterliche Entscheidungen und Dispensen zu geben. Allein den Sicilianern war das österreichische Regiment bald unerträglich geworden; nicht nur war es für ihre sinnliche Südländer-Naturen im Vergleiche

zum spanischen in den äußern Formen zu schmucklos einfach, und zu spießbürgerlich ökonomisch — sie sahen auch ihre alten Rechte mit rücksichtsloser Willkür zu Füßen getreten und das war zu viel für die Heißblütigen: sie verschworen und erhoben sich, doch ohne etwas anderes zu gewinnen als Hinrichtungen und neue Rechtsverwirkungen.

Es stand nicht lange an, bis die unermüdlichen Umtriebe der Königin Elisabeth auch das übrige Italien in neue Wirren und Drangsale stürzten. Sie wollte nun einmal um jeden Preis ihren Sohn Carlos auf einem Throne sehen, und so setzte sie denn im Quadrupel-Allianz-Vertrag (1718) die Bestimmung durch, daß er beim kinderlosen Absterben seines Oheims, des muthmaßlichen Thronerben für die Herzogthümer Parma und Piacenza, an dessen Stelle treten solle. So kam es auch wirklich, obwohl die römische Regierung als Obereigenthümerin von Parma Verwahrung dagegen einlegte. (1731).

Toscana.

Auch Toscana stand um diese Zeit in Gefahr, ein herrenloses Land zu werden, da der Herzog Cosmo III von seinem Sohne Gian Gastone keinen Sprößling mehr zu hoffen hatte. Vergebens drang er darauf, der Senat von Florenz solle kraft derselben Machtbefugniß, mit der er seiner Zeit die Regierung den Mediceern übertragen habe, die weibliche Linie für erbfähig erklären, d. h. also — seine mit dem pfälzischen Churfürsten vermählte Tochter Anna zur Nachfolge berufen. Die schlaue Farnese wußte es so einzurichten, daß England und Frankreich, deren politisches Uebergewicht sich eben um diese Zeit zum erstenmal fühlbar machte, ihrem Sohne die Thronfolge gewährleisteten. Daß Cosmo darin eine unerträgliche Rechtsanmaßung fand, wenn zwei Mächte in dieser Weise über einen vollkommen unabhängigen Staat verfügten, kümmerte sie wenig — die Politik jener Zeit pflegte nur nach dem zu fragen, was für ihre Zwecke passe, nicht nach dem was Rechtens sei. Allerdings stand es auch mit dem Thronfolgerecht der Mediceer nicht viel besser, denn mit dem Aussterben der Familie oder wenigstens der Linie, mit der das Land den betreffenden Vertrag eingegangen, erlangte das letztere natürlich seine volle Unabhängigkeit und sein unbeschränktes Selbstbestimmungsrecht wieder. Das gab auch der alte Herzog zu, indem er darauf Gewicht legte, daß Toscana in keinem Lehensverband mit dem Reiche stehe, da sein Haus nicht durch eine Belehnung

von Karl V als Oberlehensherr, sondern durch die Wahl des Raths der Vierzig auf den Thron berufen worden sei.

Um seinem Hause wenigstens die Anhänglichkeit des Landes selber zu sichern, vermehrte Cosmo die Zahl der Aemter, die er verschiedenen Bräuten zur Mitgift gab, so daß jetzt eine Reihe von Familien mit ihrem täglichen Unterhalte von der Regierung abhängig war, an die sie schon die Dankbarkeit binden mußte. Als er 1723 unter den Verwünschungen des Volkes starb, folgte ihm zwar sein bereits drei und fünfzigjähriger, von Lastern entnervter Sohn in der Regierung, allein nur, um dem Müßiggang und der Wollust zu fröhnen, ohne sich im Geringsten um das Land zu bekümmern, das ihm ja doch nur noch zum kurzen persönlichen Nießbrauch vergönnt war. Die Regierungsgeschäfte ganz und gar seinen Ministern überlassend, lebte er unter der Leitung seines Vertrauten Dami der Schwelgerei und den schamlosesten Lüsten, und bald waren die unter seinem Vater so scheinheilig gewordenen Unterthanen die eifrigsten Nachahmer des neuen Vorbildes. Jolante Beatrice aber, die Wittwe seines ältern Bruders, gab dem Hofe Leben und Glanz, indem sie ihn zu einem Sammelplatz schöner Frauen und gelehrter oder doch schöngeistiger Männer machte, unter denen besonders der später zu Rom mit der Dichterkrone geschmückte Improvisator Bernardino Perfetti glänzte. Pisa erhielt seine alte Universität wieder, an welcher jetzt der Unterricht frei, d. h. an keinen bestimmten Umfang und Lehrplan mehr gebunden sein sollte. Auch für das Staatsrecht wurde ein eigener Lehrstuhl errichtet und derselbe dem seiner Zeit berühmten Pompeo Neri anvertraut. Auf der neuen Sternwarte wirkte als tüchtiger Direktor Tomaso Perelli, auf dem wiederhergestellten Lehrstuhl der Philosophie Pascasio Gianessi. Während sich neben diesen in Pisa noch die Professoren Caraccioli, De Soria, Corfini, Framond, Rallo, Capatti, Fancelli hervorthaten, erlangte auch die Studienanstalt zu Florenz durch ihren Vorstand Gori und die Lehrer Lami, Salvini, Targioni und Cocchi einen bedeutenden Ruf. Dem großen Galilei wurde in St. Croce ein Denkmal errichtet und von dem Wörterbuch der Crusca wurde in den Jahren 1729 bis 1739 eine vierte Ausgabe veranstaltet.

Um sich auch des Privatbesitzes der Mediceer, ihrer Familienjuwelen, ihrer Kunstwerke, ihrer Lehensgüter wie z. B. Pontremoli und Lunigiana, des Fideikommisses Clemens VII und überhaupt Alles dessen, was sich die Familie aus den eigenen Er=

sparnissen, aus dem Ertrage des Handels und der Vermögens-einziehungen erworben hatte, und was deshalb von Rechtswegen auf die Kurfürstin von der Pfalz vererben sollte, — bei Zeiten zu versichern und um zugleich dem sich kund gebenden Unabhängigkeitsgelüste der Bevölkerung zuvorzukommen, besetzte die spanische Regierung die festen Plätze, während Gian Gastone den Wiener Vertrag, der ohne sein Zuthun über sein Land verfügt hatte, unterschreiben mußte. Daß er es unter der ausdrücklichen Verwahrung gegen diesen Akt einer offenbaren Rechtsverletzung that, änderte an der Sache natürlich nicht das Mindeste. Daß aber auch der Kaiser das rechtswidrige Vorgehen der westlichen Mächte guthieß, erklärte sich aus seiner alle andern Rücksichten überwiegenden Vorliebe und Sorge für seine eigene Erbangelegenheit, für seine pragmatische Sanction, für die er sich die Zustimmung und Bürgschaft der Mächte um jeden Preis sichern wollte. Endlich kam Don Carlos selber mit Truppenmacht in Toscana an, wo er sich am Namenstage des Herzogs von den zur üblichen Huldigung herbeireitenden Edelleuten anstatt desselben als erblicher Landesherr huldigen ließ (1732).

Schon war das ganze Land von spanischen Truppen überschwemmt, als 1735 die Lenker der Völkergeschicke plötzlich anderen Sinnes wurden: es sollte jetzt als „Großherzogthum" dem länderlos gewordenen Herzog von Lothringen, Franz, dem Gemahl der Erzherzogin Maria Theresia, zum Ersatz gegeben werden. An die Stelle der spanischen Besatzungen traten nun deutsche und beim Tode Gian Giastone's wurde Toscana in aller Form für Franz in Besitz genommen. Doch dieser erklärte die Entschädigung für unzureichend, so lange ihr nicht die Allodialgüter der mediceischen Familie beigefügt würden und so blieb kein anderer Ausweg übrig, als daß ihm die Kurfürstin dieselben auf ihrem Todbette vermachte. Die österreichische Verwaltung in Toscana begann damit, daß sie eine allgemeine, auch die Geistlichen treffende Steuer ausschrieb, welche den Kostenaufwand für die spanische Besatzung decken sollte, daß sie mit alleiniger Ausnahme des Adels-Casinos alle Glücksspiele verbot, das Lotto für ein ausschließliches Vorrecht der Regierung erklärte und die Einkünfte des Staates für 4,220,450 florentinische Lire verpachtete, wovon 2,800,000 auf das persönliche Jahreseinkommen des Großherzogs entfielen. So groß war die Summe, die während der ganzen Zeit von 1745 bis 1765 Jahr für Jahr aus dem Lande ging,

das auf diese Weise völlig verarmte und das zu gleicher Zeit auch seine selbstständige diplomatische Vertretung verlor.

An der Spitze der Regierung stand Richecourt, der seine verständigen Absichten mit der Willkür eines Zwingherrn durchzusetzen suchte, bis er in Ungnade fiel und darüber an gebrochenem Herzen starb. An seine Stelle trat der reiche, gewandte Statthalter von Livorno, Carlo Ginori, als gleichgesinnter Nachfolger, und nachdem diesem eine übermäßige Freude das Leben genommen, der wegen seiner Thaten in Genf und Brüssel berüchtigte Marchese Botta Adorni, dessen Ernennung eine verletzende Mißachtung der öffentlichen Meinung des Landes war. Unter ihm mußte das letztere sogar zum siebenjährigen Kriege Truppen stellen und nach ihrer Vernichtung durch neue ersetzen. Darum wanderte auch ein beträchtlicher Theil seiner friedlich gesinnten Bevölkerung aus, bis man endlich auf den Ausweg kam, die letztern gegen einen zur Besoldung deutscher Truppen bestimmten Jahresbeitrag von 60,000 Gulden von der Soldatenstellung zu befreien. Von den 4000 Toscanern, die in den Kampf gezogen waren, sahen kaum 300 ihre Heimat wieder.

Besser gestalteten sich die Verhältnisse des Landes, als die Mächte im Hubertsburger Frieden übereinkamen, daß es von Oesterreich getrennt werden und eine selbstständige Secundogenitur desselben bilden sollte: es bekam jetzt (1765) an Peter Leopold I einen eigenen Fürsten, mit dem ein neuer Abschnitt seiner Geschichte beginnt.

Italien während des österreichischen Erbfolgekrieges.

Inzwischen war eine andere, weitaus belangreichere Erbschaftsfrage aufgetaucht: Karl VI war gestorben und nun setzte die Farnese Himmel und Erde in Bewegung, um die Erbin, oder, da hier alle Ränke fruchtlos blieben, wenigstens Mailand und beide Sicilien für ihren Sohn Carlos zu gewinnen. Allein nach Mailand gelüstete es auch den König von Sardinien, Karl Emmanuel III, der Italien mit einer Artischoke verglich, die man Blatt für Blatt verspeisen müsse, und der dem mit schweren Stürmen bedrohten Oesterreich seine Bundesgenossenschaft für den leckern Bissen anbot. Während der von allen Seiten eifrig in's Werk gesetzten Umtriebe und Kriegsrüstungen kam die Besitzerin des habsburgischen Erbes durch die polnische Königswahl und den dadurch hervorgerufenen Bruch zwischen Oesterreich und Frankreich in neue Verlegenheiten. Rasch schlug sich Karl Emmanuel auf die

Seite des letztern und besetzte er Mailand, während die Königin von Spanien gleichfalls Truppen dahin sandte, die unter dem Vorgeben, Neapel seinen deutschen Zwingherrn entreißen zu wollen, Mirandola, Piombino, Massa und Carrara auf das entsetzlichste zu verwüsten begannen. Erst nach Vollendung dieses Werkes zog Don Carlos mit einem gewaltigen Heere langsam durch den Kirchenstaat, wo er gleichfalls barbarisch hauste, gegen Neapel hinab. Wie Mailand, so war auch letzteres von dem Kaiser und seinem gleich unvorsichtigen Statthalter Zinzendorf so gut wie ganz schutzlos gelassen, und dazu kam dann noch die feindselige Stimmung der Bevölkerung: Alles erklärte sich gegen Oesterreich und für Spanien und in kurzer Zeit hielt Carlos seinen Einzug in die Hauptstadt, deren Rechte und Behörden er unangetastet ließ. Er schlug die langsam heranrückenden Oesterreicher zurück und ließ durch seine Flotte ohne Säumen auch Sicilien erobern.

Um so größeren Eifer entwickelten dafür die Oesterreicher in Oberitalien, wo es galt, den Spaniern Parma und Piacenza zu entreißen und sie aus dem Mailändischen zu vertreiben. Am Oglio, an der Secchia und bei Guastalla wurde eine Reihe der blutigsten Schlachten geschlagen (1734). Da brachte Ludwig XV die so oft aufgeworfene Frage wieder auf das Tapet, ob es zur Beseitigung der beständigen Kriegsgefahr nicht besser wäre, Italien nach Außen wieder ganz unabhängig zu machen: die Lombardei sollte unter Venedig, Genua und Piemont getheilt, Toscana aber zu einem Freistaat erklärt werden. Doch die ehr- und herrschsüchtige Farnese ließ es nicht dazu kommen und zuletzt verständigten sich die Mächte im Wiener Frieden dahin, daß Toscana wieder an den Herzog von Lothringen kommen und Don Carlos dafür mit beiden Sicilien, mit den Häfen des kleinen Staates von Siena und mit Porto Longone entschädigt werden solle. Livorno wurde zum Freihafen erklärt; der König von Sardinien erhielt die von Mailand abgetrennten Gebiete von Novara und Tortona und die Oberlehensherrlichkeit über die Langa's; Parma endlich fiel wieder an den Kaiser zurück, aber freilich erst nachdem die Farnese alle ihre Reichthümer mitfortgenommen hatte, um Neapel mit den von ihren Vorfahren gesammelten Kunstschätzen zu schmücken.

Noch hatte man die Waffen nicht aus der Hand gelegt, als der österreichische Erbfolgekrieg auch Italien mit neuen Stürmen überzog, und Karl Emmanuel machte Anfangs seine Ansprüche auf Mailand geltend, über dessen Theilung er sich mit Frankreich

verständigte; dann aber fand er es, aus Furcht, der französische Einfluß in Italien möchte ihm allzusehr über den Kopf wachsen, gerathen, sich der Beherrscherin Oesterreichs gegenüber zur Vertheidigung der Lombardei zu verpflichten, mit dem Vorbehalte jedoch, daß er gegen eine monatliche Kündigung von dem Vertrag wieder abgehen dürfe. Venedig beschloß neutral zu bleiben, obschon die Wiener Regierung drohte, ihm dafür die Seeräuber von Signa auf den Hals zu schicken. Der Herzog von Modena aber schloß sich den Gegnern Maria Theresien's an — aus Erbitterung über eine durch Traun, den Statthalter der Lombardei, erlittene Beleidigung. Neapel rüstete, um Spanien in seinen Absichten auf Parma und Modena zu unterstützen, und mit seinen Truppen verstärkt, zogen die bei Orbitello gelandeten Spanier unter dem Herzog von Montemar, der soviel zur Eroberung des Landes beigetragen hatte, durch das trotz seiner Neutralität nur zu oft verletzte und mißhandelte Gebiet des Papstes nach Rom. Mit allen Mitteln der Gewalt und der Werberkunstgriffe suchten sie hier ihre Reihen zu ergänzen, bis die Bevölkerung im wilden Straßenkampf mit Steinen gegen die Gewehre und Kanonen der Truppen anstürmte und die letztern zur Unterhandlung und Freigebung der unter sie eingereihten Römer zwang. Zwar rächten sich die Soldaten dafür an den Bewohnern des Flachlandes, doch auch hier wurde ihnen blutig vergolten. Ja, der Cardinal Alberoni, der den Staatsmann nie ganz verläugnen konnte, faßte sogar den großen Plan, durch ein Bündniß aller italienischen Fürsten unter der Leitung des Papstes den ewig wiederkehrenden Rechtseingriffen und Eroberungsgelüsten dieser Fremden ein für allemal einen Damm entgegenzusetzen. Doch der Papst ging nicht darauf ein, sondern begnügte sich mit dem Ausschreiben eines Jubiläums.

Inzwischen hatten die Verbündeten über den mit unerklärlicher Langsamkeit vorgehenden Herzog von Montemar die Oberhand erlangt. Während Karl Emmanuel den Herzog von Modena bis nach Bologna verfolgte, trieb Lobkowitz die Spanier nach Neapel, wo er eine an Verheißungen überreiche Bekanntmachung seiner Fürstin verbreitete. Doch ohne deshalb in ihrer Treue zu wanken, strömten Adel und Volk zur Unterstützung der Spanier herbei und auch Karl eilte ohne Rücksicht auf die Neutralität des dazwischen liegenden Gebietes zur Vertheidigung des Landes heran. Er besiegte die Oesterreicher bei Velletri (11. Aug. 1744) und der an Montemar's Stelle getretene Graf von Gages drängte

die Gegner auch in Oberitalien zurück, wo er seinem Weg entlang eine Masse von wieder eingefangenen Deserteuren aufknüpfen ließ. Doch ärger noch als Kugel und Schwert räumte die Pest in beiden Lagern auf.

Offen auf Spaniens Seite tretend, schickte jetzt auch Frankreich ein Heer über die Alpen und wieder folgte eine Reihe blutiger Schlachten, die aber gleichwohl nichts entschieden, da sich das Glück bald auf diese, bald auf jene Seite neigte. Auch Spanien sandte frische Truppen, die unter dem Infanten Philipp das Herzogthum Savoyen nahmen und wieder nahmen und die Städte Tortona, Pavia, Valenza, Asti und Casale besetzten. Der zur Vertheidigung seiner Erbländer herbeieilende König Karl Emmanuel wurde bei Bassignana geschlagen, wofür er aber seinerseits wieder bei Piacenza über Spanier und Franzosen einen Sieg erfocht, der ihm den größten Theil des Genuesischen, nebst der Markgrafschaft Finale, einbrachte. Die letztere war aus dem Besitze der Familie Del Carretto in den der Spanier übergegangen, die sie mit dem Herzogthum Mailand vereinigten. Als aber die Franzosen im Jahre 1707 Italien räumen mußten, bemächtigten sich die Kaiserlichen des Ländchens, das zuletzt im Jahre 1713 von Karl VI für 1,200,000 Piaster als Reichslehen an Genua vergeben wurde. Trotzdem aber wurde später mit voller Mißachtung der auch im Quadrupelallianz- und im Wiener Vertrag ausdrücklich anerkannten Rechte Genua's die Markgrafschaft von Maria Theresia an Piemont übergeben, ohne einen andern Grund, als die „Nothwendigkeit, zwischen dem letztern und und den Seestaaten eine unmittelbare Verbindung herzustellen."

Die Oesterreicher in Genua.

Obwohl schon längst um die Herrschaft über das Meer gekommen, erzeugte und nährte Genua immer noch kräftige Charaktere unter seiner thätigen, freiheitsliebenden Bevölkerung. Eingedenk seines eigenen Ursprungs aus dem Volke, behielt der am Ruder stehende Adel einen offenen Sinn für die Anerkennung verdienter Männer aus dem letztern. Seine Kapitalisten aber bezogen aus den französischen Banken eine Rente im jährlichen Gesammtbetrage von wenigstens 14 Millionen. So in sich selber einig und stark, vereinigte sich der sonst so friedliebende, auf keinen Kampf vorbereitete Freistaat unter feierlicher Verwahrung gegen die schreiende Verletzung seiner Rechte auf Finale im Vertrage von Aranjuez mit Frankreich, Spanien und Neapel, deren Heeren er

den Einmarsch in die Lombardei erleichterte. Doch er mußte das Wagniß, zu dem er sich durch die trügerischen Versprechungen seiner Bundesgenossen hatte verleiten lassen, theuer bezahlen: ihre Niederlage bei Piacenca (1746) öffnete den Oesterreichern den Zugang zur Stadt, die ihnen, so verlangte es Botta Adorno, alle Thore, Festungswerke und Waffen überliefern mußte. Noch zu manchen andern nicht weniger drückenden Bedingungen mußte sich die Stadt verstehen: den Oesterreichern sollte der Durchmarsch durch ihr Gebiet gestattet sein; binnen eines Monats sollte der Doge mit vier Senatoren in Wien Verzeihung für den Versuch holen, ein unbestreitbares Recht zu vertheidigen; die Soldaten sich auf Kosten der Stadt gütlich thun dürfen; als Kriegscontribution aber sollten binnen vierzehn Tagen neun Millionen Gulden bezahlt werden, widrigenfalls die Stadt geplündert würde. Während dessen schloß ein englisches Schiff (England war bekanntlich mit Oesterreich verbündet) den Hafen ab und bedrohte die Stadt dadurch mit einer Hungersnoth. Da weckte die Noth den Muth der Verzweiflung. Es war am 5. Dezember, als auf den Hilferuf eines von einem deutschen Soldaten mit Stockschlägen bedrohten Gassenjungen das erbitterte Volk zu den Waffen griff, die ihm der Augenblick darbot. Weiber und Kinder schleppten mit übermenschlicher Anstrengung Geschütze herbei, die von unerschrockenen Neulingen bedient wurden, während Andere ihre Karabiner &c. mit Erfolg handhabten, bis Botta endlich abziehen mußte. Es rückten indessen neue Truppen gegen die Stadt heran, während Europa als theilnehmender aber müßiger Zuschauer den in dem verweichlichten Jahrhundert fast unerhörten Heldenmuth der begeisterten Vaterlands- und Freiheitsliebe bewunderte. Bald sah sich Genua von den Oesterreichern und Engländern zu Land und zur See eingeschlossen, doch ihre von Spanien und noch mehr von Frankreich mit Offizieren und Waffen unterstützten Bürger hielten sich unter dem erfahrnen Herzog von Boufflers und seinem Nachfolger, dem Herzog von Richelieu, so entschlossen, daß der Feind endlich unverrichteter Dinge abziehen mußte und die Franzosen die Stadt ihren adeligen Gebietern zurückgeben konnten.

Endlich machte der Aachener Friede dem Kampfe ein Ende und Maria Theresia sah sich als Gesammterbin ihres Vaters anerkannt. Doch mußte sie dem König von Sardinien für die geleistete Hülfe den obern Theil des Gebiets von Novara nebst den um Vigevano und jenseits des Po's gelegenen Gegenden ab-

treten, wofür derselbe die Markgrafschaft Finale in ihrem früheren Umfang an Genua zurückgab. Die Herzogthümer Parma und Piacenza nebst Guastalla, Sabionetta und Bozzolo, wo die Familie der Gonzaga im Mannsstamme erloschen war (1737), fielen dem Infanten Philipp zu, während sein Bruder Carlos die beiden Sicilien erhielt, die seitdem aufhörten, als Vizekönigreich eines in weiter Ferne residirenden Fürsten von habsüchtigen, eigenmächtigen Statthaltern mißhandelt zu werden. Frankreich fühlte sich durch die Schwächung seines Erbfeindes Oesterreich hinlänglich belohnt für die Hilfe, die es in scheinbarer Uneigennützigkeit dem schwächern Theile geleistet hatte. Franz III von Modena, der inzwischen als länderloser Flüchtling in Venedig gelebt hatte, kehrte in sein durch die Herrschaft Novellara vergrößertes Land zurück, um später als Statthalter des Erzherzogs Ferdinand in die Lombardei zu gehen. Sein Sohn Ercole Rinaldo heirathete die Erbin des Herzogthums Massa und des Fürstenthums Carrara, welche nach ihrem kinderlosen Absterben auf Maria Beatrice von Este vererbten, die als Gemahlin von Maria Theresia's Sohn Ferdinand Karl die Stammmutter einer neuen Dynastie der modenesisch-estensischen Herzöge wurde.

Das Königreich beider Sicilien unter Karl VII.

Als Don Carlos 1736 den Thron der beiden Sicilien bestieg, befand sich das Land in einem Zustand, der mit seinem fruchtbaren Boden, mit der geistigen Befähigung seines Volkes und mit den Vortheilen seiner für den Seehandel wie für die Grenzvertheidigung gleich günstigen Lage im schneidendsten Widerspruch stand. Es hatte keine Straßen, keine Brücken, keine Manufacturen; Münzwesen und Finanzen waren in der kläglichsten Zerrüttung; der Handel litt unter mannigfaltigen Beschränkungen, noch mehr aber der Ackerbau unter den Folgen des den königlichen Heerden zustehenden Hutrechtes, das sich über einen Raum von 50 (ital.) Meilen Länge und 13—15 M. Breite erstreckte. So weit diese Waide-Servitut reichte, durfte kein Baum gepflanzt und kein, wenn auch noch so umfangreiches Privatbesitzthum eingefriedigt werden. Dazu beschränkte die übermäßige Ausdehnung der Gemeinde- oder Allmendgüter den Grundbesitz der Privaten auch noch in anderer Weise. Die zahllosen Lehen und Fideicommisse, die ausschließlichen Jagd-, Bäckerei- und Mühlgerechtigkeiten 2c. lagen gleichfalls als drückende Fessel auf dem Grundbesitz und dem Verkehr, während sie zugleich die Eigenthumsver-

hältnisse immer verwickelter machten und zur Vermehrung der Realservituten und Frohndienste, der Prozesse und der Rabulisten beitrugen. Da gab es bei 10,000 Adelslehen, deren Besitzer als ebensoviele Miniatur-Despoten nicht nur ihr Recht zur Ernennung der Richter und Verwalter in der mißbräuchlichsten Weise ausbeuteten, sondern auch das Volk durch fortwährende Auflagen von Mauth- und Zehentgebühren, von Robotdiensten u. dgl. aussaugten und zu Boden drückten. Da gab es ferner 31,000 Mönche, 23,000 Klosterfrauen, 50,000 Weltgeistliche, deren reiche Güter insgesammt steuerfrei waren. Im grellen Gegensatz hiezu hatten die 14 Provinzen zusammen nur einen einzigen Gerichtshof und doch belief sich die Zahl der jährlichen Diebstähle und Räubereien auf volle 30,000, die der Mordthaten ebenfalls auf viele Tausend, und mußte für die Jahr um Jahr in der Stadt vorkommenden Vergiftungen ein eigenes „Gifttribunal" errichtet werden. Nur gegen die Zollschwärzer, überhaupt gegen die, welche sich einer Verkürzung der königlichen Einkünfte schuldig gemacht hatten, wurde mit aller Strenge vorgegangen, nur mit ihnen füllten sich die Kerker.

Voll Eifer ging der neue König daran, für alle diese Mißstände Abhilfe zu schaffen. Die Landesvertheidigungsanstalten, der Staatshaushalt, das Gerichtsverfahren, das Münz- und das Unterrichtswesen, Alles sollte verbessert werden. Eine eigene Oekonomiebehörde wurde eingesetzt, welche Entwürfe zur Hebung des Handels und zur Vermehrung der Staatseinnahmen ausarbeiten sollte und welche der Staatskasse volle drei Millionen nur allein dadurch einbrachte, daß sie die Gesetzlichkeit der von der Geistlichkeit in Anspruch genommenen Befreiung von der Steuerlast einer nähern Prüfung unterwarf. Die Königin Elisabeth schickte ihrem Sohne, um ihm gleich zu Anfang die Mittel zu einem glänzenden Auftreten an die Hand zu geben, anderthalb Millionen Piaster, mit deren Hilfe er eine Menge von verkauften oder verpfändeten Lehen- und Krongütern zurückkaufte. Von Giuseppe Martinez geführt, bekämpften die neapolitanischen Schebecken die Saiken der afrikanischen Korsaren mit einer Tapferkeit, die mit der der Malteserritter wetteiferte. Nach Karl's Anordnung mußte jede Provinz ein Regiment stellen, dessen Officiere aus den Reihen des hohen Adels genommen wurden, so daß dieser mehr und mehr aus seinen Schlössern entfernt, an den Hof gezogen und mit der neuen Dynastie befreundet wurde. Durch Livorno's Beispiel über die Vortheile belehrt, die einer Stadt aus

der Betriebsamkeit jüdischer Kaufleute zufließen können, nahm Karl nicht nur viele Juden in seinem Lande auf, sondern er begünstigte sie auch mit verschiedenen Vorrechten. Er bewog die Pforte, seinen Unterthanen dieselben Rechte zuzugestehen, welche sie denen der andern Mächte eingeräumt hatte und erwirkte seiner Flagge und seinen Küsten Sicherheit von Seiten der muselmännischen Piraten. Er versah alle für den neapolitanischen Handel wichtigen Plätze des Auslandes mit Consuln, legte Lazarete und eine Seeschule an und belegte fremde Waaren mit einem beträchtlichen Einfuhrzoll, um nach den Ansichten der damaligen Staatsökonomie die eigene Production und Handelsbewegung zu fördern.

Sicilien, das unter Victor Amadeus und unter Karl VI noch schlimmer behandelt worden war als unter Philipp IV, das auf den Küsten von den Seeräubern, im Innern von den eigenen Banditen gebrandschatzt wurde, Sicilien litt mit seiner Bevölkerung von kaum etwas über eine Million Seelen in noch höherem Grade, als das Schwesterland unter den Fesseln und Mißbräuchen des Lehenswesens, unter der Unmasse der 63,000 Köpfe zählenden Welt- und Klostergeistlichkeit. Kaum aber hatte Karl auch hier die Ruhe hergestellt, als er die Verwaltung des Landes in die Hände einer fast ganz aus Sicilianern zusammengesetzten Versammlung legte und die Bestimmung traf, daß die Kirchenpfründen künftighin ausschließlich an Landeseingeborne vergeben werden sollen, während er sich selber nur die Ernennung des Erzbischofs von Palermo vorbehielt. Als im Jahre 1743 in Messina die Pest wüthete, schickte er den Nothleidenden Lebensmittel und Aerzte. Er schloß mit dem Papste ein Concordat, welches die Zahl und die Vorrechte der Geistlichen, die Menge der kirchlichen Gegenstände und Freistätten beschränkte. Die zur Erhaltung des Glaubens in den einzelnen Bisthümern eingesetzten Gerichte blieben zwar bestehen; als aber durch den Erzbischof Spinelli vier Bürger wegen Ketzerei verurtheilt wurden und die Furcht vor der Einführung der spanischen Inquisition das Volk zum Aufstand trieb, hob Karl die Entscheidung des „heiligen Officiums" auf und verordnete er, daß dasselbe in Zukunft das gewöhnliche Untersuchungs- und Strafverfahren einzuhalten und seine Urtheilssprüche erst nach Einsendung der Acten an die weltliche Behörde zu fällen habe.

Die im Königreich beider Sicilien geltenden Gesetze zeigten bis dahin ein seltsames Gemisch von römischem, arabischem und normännischem Rechte. Die Verfügungen der Anjou's, die Ver-

fassungsbestimmungen der aragonischen Könige, die pragmatischen Verordnungen der verschiedenen Vicekönige bestanden da in wirrem Gemenge neben und durcheinander. Dazu kam dann noch das vielgestaltige Gewohnheitsrecht des Landes und doch war, trotz der Menge der Rechtsquellen für manchen Fall wieder gar nichts vorgesehen, so daß Hab und Ehr, Leib und Leben des Einzelnen nur zu oft von der Willkür des Richters abhingen. Namentlich für das — geheime — Gerichtsverfahren war gar keine Anordnung getroffen. Auch auf diesem Feld suchte Karl mit Hilfe des rechtsgelehrten Pasquale Cirillo Ordnung zu schaffen, namentlich durch Veröffentlichung des Codex Carolinus, — ein Unternehmen, das allerdings mehr um seiner guten Absicht, als um seines Erfolges willen zu loben ist (1755).

Bei allen diesen Maßregeln, so gut wie bei der Stiftung des Januariusordens ließ sich Karl von den Rathschlägen Tanucci's leiten, eines mittelmäßigen, von den Ideen der französischen Philosophie begeisterten Kopfes, der als Anhänger des zeitgemäßen Liberalismus die Macht des Adels und der römischen Curie schwächen wollte, dabei aber die wachsende Bedeutung des dritten Standes vollständig verkannte und darum auch dem Milizwesen, dem Handel u. s. w. nicht die gebührende Achtung schenkte. Desgleichen hatte er auch keine Ahnung von der Nothwendigkeit, sich im Gebrauche der königlichen Gewalt zu mäßigen und an die Stelle der glatten Höflingskünste das Prinzip der Loyalität zu setzen. Auch den Nutzen einer Vertheilung des allzu sehr angehäuften Grundbesitzes übersah er vollständig.

Als der König im Jahre 1741 sein mit den Spaniern vereinigtes Heer gegen Mailand schickte, erschien plötzlich ein englisches Geschwader vor seiner Hauptstadt, um dieselbe — so ließ der Commandant desselben, der Viceadmiral Matthews mit der Uhr in der Hand dem erschrockenen König Karl melden, — zusammen zu schießen, falls er nicht binnen zwei Stunden seine Truppen zurückrufe. Nothgedrungen mußte sich letzterer fügen; die Demüthigung war ihm aber so nahe gegangen, daß er seitdem mit allem Eifer darauf dachte, seine Residenz mehr in's Innere des Landes zu verlegen. Wirklich ließ er zu diesem Zwecke in Caserta durch den Architekten Vanvitelli aus sicilischem und apulischem Marmor einen auffallend rasch beendigten Bau aufführen, der das Versailler Schloß im Reiz der Lage und am Geschmack des Stils weit zurückläßt, während er ihm mit seinen

Zimmern und Gärten voll antiker Kunstdenkmäler aus dem nahen Capua und Pozzuoli an Pracht wenigstens gleichkommt.

Was aus den um diese Zeit aufgefundenen und ausgegrabenen Römerstädten Herculanum und Pompeji an Kunstschätzen zu Tage gefördert wurde, vereinigte Karl in dem Museum zu Portici, während er zugleich für die wissenschaftliche Ausnützung des Gefundenen eine eigene Akademie gründete. Ein leidenschaftlicher Liebhaber der Jagd, ließ er in Capodimonte und Portici Lustschlösser mit Wildparken anlegen. Als man ihn darauf aufmerksam machte, daß letzterer den Ausbrüchen des Vesuvs ausgesetzt sei, meinte er in echt neapolitanischer Weise: „Die unbefleckte Jungfrau und der heilige Januarius werden schon Sorge dafür tragen.“ Die Hauptstadt selber schmückte er mit dem größten Theater der Welt, zu welchem Medrano einen vortrefflichen Plan ausgearbeitet hatte, der aber von Carasale so ungeschickt ausgeführt wurde, daß er dafür in's Gefängniß mußte. Um das Land von seiner Geißel und Schande, dem Lazzaronismus, zu befreien, gründete Karl nach Fuga's Entwurf in Neapel und Palermo großartige Armenhäuser, wo man neben der leiblichen Verpflegung zugleich Unterweisung in irgend einem Erwerbszweig erhielt. Und das Alles schuf er in einem Augenblicke, in welchem Italien eben erst von den Stürmen und Wehen zweier verheerenden Kriege wieder aufzuathmen begann, in einem Lande, das von langer Knechtschaft materiell und geistig erschöpft war. Um so schmerzlicher mußte eben diesem Lande der Verlust fallen, als er im Jahr 1759 nach fünfundzwanzigjährigem Wirken daselbst durch den Tod Ferdinand's IV auf den spanischen Thron berufen wurde.

Reformbestrebungen.

Nachdem Italien ein halbes Jahrhundert hindurch von den Heeren der um seinen Besitz kämpfenden fremden und einheimischen Mächte ausgesogen worden war, erfreute es sich jetzt eines achtundvierzigjährigen Friedens (von 1748—96), des längsten, den seine Geschichte kennt. Die neuen Herrscher, die ihm der Machtspruch der Fremden gegeben, zeigten wenigstens den guten Willen, die übeln Folgen der vorangegangenen Mißregierungen zu beseitigen. Der Doppelzüngigkeit und Verstellung, — der nur zu begreiflichen Fehler eines durch lange Zeit unterdrückten Volkes, — beschuldigt, wurden die Italiener nur selten in die eigentlichen Regierungskreise gezogen; höchstens nahmen sie, unter fremden Vorgesetzten stehend und an fremde Gesetze gebunden, an der Ver-

waltung und Rechtspflege Theil. Dabei versanken sie, seit sie keine Furcht und keine Hoffnung mehr spornte, mehr und mehr in Unthätigkeit, Sorglosigkeit und unkriegerische Weichlichkeit. Ein glattzüngiges, leichtfertiges Wesen trat an die Stelle der alten Offenheit; Liebeleien und Galanterie entnervten die Männer. — Während sonst unter der spanischen Herrschaft die Frauen den männlichen Kreisen ferne blieben, hatte bereits der letzte spanische Statthalter der Lombardei, der französisch erzogene Fürst von Vaudemont eine andere Sitte eingeführt, indem er zu seinen häufigen Hoffesten die vornehme Welt von beiden Geschlechtern einlud. Jetzt kam auch die Unsitte des Cicisbeats auf, jene unnatürliche Entartung des Familienlebens, wo die Frau statt des Vaters ihrer Kinder einen andern Mann zum Vertrauten und Beschützer hat, der seine ganze Zeit und Geisteskraft zum kleinlichen Dienste ihrer launenhaften Vergnügungssucht verwendet. Und dieses zunächst aus Spanien stammende Verhältniß, das allerdings nie zu gemeiner Unsittlichkeit mißbraucht worden sein soll, das überhaupt mehr aus Prunk- und Modesucht als aus innerer Neigung hervorging, wurde nicht nur von der öffentlichen Meinung geduldet, es wurde oft genug sogar in den Eheverträgen als förmliches Recht ausbedungen.

Das Grundeigenthum war durch seine übermäßige Anhäufung im Besitze der todten Hand und in der nicht minder fesselnden Form von Fideicommissen und Primogenituren dem Verkehr und einer sorgfältigern Bewirthschaftung so gut wie ganz entzogen. Zugleich mußten diese überschuldeten und theilweise verpfändeten Majorate eine Masse von überzähligen Geistlichen und adeligen Proletariern erzeugen, denn da, wo der Erstgeborne das ganze Gut erbte, blieb seinen Geschwistern nichts übrig, als der geistliche Stand oder das herumziehende Leben des schmarotzenden „Krippenreiters"; nur wenige waren im Stande, sich im Auslande eine Officiersstelle zu kaufen. Die Geistlichen waren nicht mehr in der Lage, über jene tiefgreifenden Fragen zu debattiren, die geeignet sind, große Talente zu entwickeln. Statt dessen focht man jetzt mit aller Hitze den vergleichsweise so kleinlichen Streit des Jansenismus aus, der hier durch den herablassenden Schutz der Großen noch mehr an seiner Würde einbüßte. Auch in der Literatur sprach sich die allgemeine Erschlaffung und weibische Verzärtelung aus: Alles lief da auf zierliche Plauderei, auf süßliche, fade Galanterien, auf hochtrabenden, geschminkten Schwulst, auf gesuchte Bilder, geistreiche Vergleiche und geschraubte Phrasen hinaus. Jeder streute

dem Andern mit vollen Händen Weihrauch, um auch seinerseits einige dankbare Anerkennung zu finden. Die Dichtkunst war zur kindischen Tändelei des arkadischen Schäferwesens herabgesunken und wartete bei jedem kleinlichen Anlaß als speichelleckerische Söldnerin mit lobhudelnden Gelegenheitsgedichten auf. Wie die Gewerbe, so waren auch die Künste durch die Fesseln der Zunfteinrichtung in jeder freien Entfaltung gehemmt. Die Manieren der Meister waren bindende Vorschrift für die Andern, ihr Corpsgeist schloß sich gegen jede Neuerung ab. Dazu gesellte sich für das Gewerbsleben nicht minder hemmend eine Unmasse von Regierungserlassen, die ohne Rücksicht auf die besondern Verhältnisse einzelner Oertlichkeiten Alles von oben herab regeln wollten und zwar bis in's Einzelnste hinein, bis zum Vorschreiben oder Verbieten bestimmter Betriebsmethoden.

Nicht besser stand es um die Rechtspflege. Von den Patrimonialgerichten war kaum ein unparteiisches Verfahren zu erwarten; ob nun der im Rechte wenig erfahrne Gutsherr, der oft Richter und Partei zugleich war, selber das Amt verwaltete oder ob es sein ganz und gar von ihm abhängiger Justitiar oder „Prätor" that. Dazu traten der Strafjustiz die den Adeligen ertheilten Freibriefe auf jedem Schritte lähmend entgegen.

Die Steuerlast war in jeder Provinz wieder anders bemessen und anders vertheilt. Die Unmasse der an gewinnsüchtige Privaten verpachteten oder verkauften Regalien setzten die Zahlungspflichtigen den drückendsten Plackereien aus. Die in Folge der Kriege mit übermäßigen Steuern belasteten, tief verschuldeten Gemeinden litten unsäglich unter der Tyrannei dieser Steuerpächter, die gegen die Säumigen und Defraudanten mit der unerbittlichsten Härte vorgingen und zu diesem Behufe selbst die Dienste der Gensdarmerie aufboten. Straßen gab es nur wenige und diese wenigen waren, von den längst zur Landplage gewordenen Wegelagerern ganz abgesehen, mit zahllosen Mauthen belegt. Ein Ballen Wolle z. B., der von Livorno nach Cortona gesendet wurde, hatte nicht weniger als zehn Zollgrenzen zu passiren und bei einem Werthe von 260 Lire mußten von ihm an 44 Zoll- und andern Abgaben volle 31 Lire erlegt werden. In der Romagna waren die Gemeinden zum Aufkaufen von Getreide angehalten, das sie dann wieder mit Verlust verkaufen mußten, sobald sein Preis eine gewisse Grenze überschritt. Das sollte den letztern auf einer normalen Höhe halten, hatte aber zunächst nur die Ueberschuldung und den Gant der Gemeinden zur Folge. So galt hier auch die

Verordnung, daß das Getreide niemals in der Richtung von Rom weg ausgeführt werden durfte, z. B. nie von Turin nach Spoleto. Auch aus den Maremmen durfte es nur auf besondere Erlaubniß und bis zu einem bestimmten Quantum ausgeführt werden — wohl eine der Hauptursachen, warum mit der Zeit ihr Anbau verkümmerte und ihr Boden versumpfte.

Allem diesem wollten nun die „Philantropen“ abhelfen, die eifrigen Schüler jener wenn auch nicht durchweg verständigen und praktischen, so doch wohlmeinenden Philosophie, die sich um diese Zeit aus Frankreich durch ganz Europa und so auch nach Italien verbreitete und die sich, weil sie beim Volke, dem einzigen Gegenstande ihres Mitleidens und ihrer Fürsorge, wenig Verständniß fand, vorzugsweise an die Regierungen wandte, um durch diese ihre Weltbeglückungspläne verwirklichen zu lassen. Die einen beschränkten sich dabei in mehr praktischem Sinne auf sofort durchführbare Einzelheiten, während die andern, die Philosophen vom reinsten Wasser, mehr den allgemeinen Ideen Geltung und Wirksamkeit zu verschaffen suchten.

In der Rechtswissenschaft trat das Bestreben hervor, an die Stelle des gelehrten Citatenwustes, der scholastischen Spitzfindigkeiten eine einfache verständige Analyse und Logik zu setzen. In der Staatswirthschafts-Lehre legte man mehr Gewicht auf praktische Anwendbarkeit, auf reale, wenn auch kleine Fortschritte, als auf abstract-ideale Systeme. Pascoli aus Perugia brachte in seinem „politischen Testamente“ einen Entwurf zur Regulirung des Handels im Kirchenstaat und der Schifffahrt auf dem Po in Vorschlag, während Bandini aus Siena einen von Ximenez acceptirten Plan zur Trockenlegung der Maremmen entwickelte. Venedig errichtete für den Botaniker Arduino aus Verona an der Universität zu Padua einen Lehrstuhl der Landwirthschaft, den ersten dieser Art in Italien. Während der neue Professor den botanischen Garten jener Universität mit neuen Pflanzen bereicherte und die Gärtner desselben unterwies, ertheilte er zugleich den eben damals aufkommenden Ackerbaugesellschaften gute Rathschläge. Zanoni aus Udine verbesserte im Friaul den Weinbau und die Maulbeerbaumzucht, eröffnete einen lebhaften Handel mit dem spanischen Amerika und stiftete einen landwirthschaftlichen Verein nebst einer Zeichnungsschule für die auf Seidenstoffen anzubringenden Dessins. Sein Landsmann Asquini förderte den Acker- und Weinbau, führte den Anbau der Kartoffel und der Färberöthe ein, machte auf die Verwendung des blauen Beifußes (Artemisia

coerulescens) als Fiebermittel, auf den des Torfes als Brennstoff aufmerksam und wies auf die seitdem so schmerzlich empfundene Nothwendigkeit einer größern Schonung der Wälder hin. Der Marchese Manfrini führte in Dalmatien den Tabaksbau ein, der Graf Carburi acclimatisirte Indigo, Zucker und Kaffe auf Cefalonia, wo die Venetianer i. J. 1760 eine landwirthschaftliche Akademie gründeten. Schon acht Jahre früher hatte auch Florenz eine Ackerbaugesellschaft nebst einem landwirthschaftlichen Lehrstuhl erhalten.

Der venetianische Sonderling Giammaria Ortes schrieb ein wegen seiner dunkeln Sprache wenig verstandenes Buch über die Staatskunst, deren Grundlage er in der Arbeit findet und im Jahre 1788 ein anderes „über die Religion und die Regierung der Völker, zu welch' letzterer er auch die kirchliche Obergewalt als wesentlichen Bestandtheil rechnet, sofern er in ihr die allgemeine Vernunft sieht, die durch die weltliche Gewalt als die allgemeine Macht gegen die Macht des Einzelnen geschützt wird. — Der durch und durch praktische Ferdinando Paoletti aus Florenz gibt in seinen „Gedanken über den Ackerbau" und dem „wahren Weg zum Glück der Gesellschaft" beherzigenswerthe Winke für die Land- und Staatswirthschaft. — Um seinem aller Manufakturen und Verkehrsmittel entbehrenden Vaterlande größere Unternehmungs-Capitalien zu schaffen, schlug der Piemontese Solera die Erzeugung von Banknoten vor; allein der Gedanke fand nur bei dem König, nicht auch bei dem Finanzminister Anklang und blieb darum unausgeführt. — Vasco aus Mondovi wies zum erstenmal nach, wie hemmend für das Gewerbs- und Verkehrsleben das Zunftwesen, die Einmischung der Verwaltungsbehörden, die Brodtaxe, die Zinsbeschränkungen und die allzu massenhafte Anhäufung des Grundbesitzes in Einer Hand sei. Als Gegenmittel gegen die letztere schlug er sogar die Aufhebung des Rechts zu letztwilligen Verfügungen vor. — Der Jesuit Gemelli aus Orta, Professor in Sassari, wirkte im Auftrage des Ministers Bogino durch Wort und Schrift (1796) für die Hebung des Ackerbaues auf Sardinien, das von seiner früheren Cultur so tief herabgesunken war. — Der Venetianer Nani schrieb über das Kriegswesen, namentlich in Hinsicht auf die Vertheidigung der Lagunen, über die Landwirthschaft und über die bergmännische Gewinnung der Metalle und der fossilen Brennstoffe. — Der gelehrte Graf Carli aus Istrien (1720—95) widerlegte Paw's Hirngespinnste und wies auf die Nothwendigkeit einer gleichzeitigen und gleichmäßigen

Förderung von Ackerbau, Industrie und Handel, auf den engen Zusammenhang des letztern mit der jeweiligen Regierungsform des betreffenden Landes hin. Auch das Steuer- und Münzwesen behandelte er in sehr eingehender, verständiger Weise. — Ueber letztern Gegenstand schrieben auch Neri aus Florenz und Paguini aus Volterra, ein eifriger Anwalt des Freihandels. — Der Marchese Ginori aus Florenz bereicherte Toscana mit fremden Pflanzen, mit Porzellanfabriken und hydraulischen Maschinen zur Verarbeitung harter Steine. Er war auch der erste, der ein Schiff mit toscanischer Flagge und Bemannung aus Livorno nach Amerika führte. — Targioni Tozzetti war der erste Naturforscher und Agronom, der seine Gegenstände in stilgerechter, geschmackvoller Sprache zu geben verstand. — Ricci aus Modena (1749—99), der auf Ercole's III Auftrag an der Reform der dortigen Wohlthätigkeits-Anstalten mitwirkte, verwarf die herkömmlichen Vorkehrungen gegen das Armen- und Bettlerwesen, — die öffentlichen Almosen und Spenden, die unentgeldliche Verabfolgung von Medicamenten, die Beschäftigungs-, Findel- und Gebärhäuser, die großen Spitäler, die Ausstattungen von Bräuten ꝛc., da die Bevölkerung sich schon von selber zu den Unterhaltsmitteln in das richtige Verhältniß setze — eine Wahrheit, die wir heut zu Tage bei Malthus als neue Entdeckung preisen. Der Staat solle vielmehr Alles der Privatwohlthätigkeit überlassen und sich damit begnügen, die Bettler zu gemeinnützlichen Arbeiten anzuhalten und den Handel zu fördern.

Ein rührendes Beispiel dieser Privatwohlthätigkeit gab ein einfacher Maurer zu Rom, Giovanni Borgi, der über hundert obdachlose Knaben von der Straße weg um sich sammelte, verpflegte und mit liebevoller Strenge zu nützlichen Gliedern der Gesellschaft erzog — Alles ohne eigene Vorbildung und Erziehungstheorie, ohne fremde Beihilfe, nur von einem Herzen voll Mitleid geleitet. — Ueber die rechte Art, die Taubstummen im Sprechen zu unterrichten, hatte schon im Jahr 1765 der Jesuit Sanvitali geschrieben; darauf hatte Pasquale de Pietro alle dafür bestehenden Anstalten in ganz Europa besucht, um als Cardinal in Rom gleichfalls eine solche zu gründen, die er dem in Paris auf seine Veranlassung zu diesem Zwecke herangebildeten Tommaso Silvestri anvertraute.

Der Graf Filippo Re aus Reggio beschenkte die Lombardei mit neuen Culturpflanzen und schrieb über Schafzucht, Blumengärtnerei und Landbau, unter Berücksichtigung der physiologischen

und chemischen Entdeckungen. — Der venetianische Apotheker Dandolo verwerthete die letztern für sein Fach und wirkte später als reicher Landwirth für die Veredlung der heimathlichen Schafzucht durch Einführung von Merinos, durch die Verbesserung des Weinbau's, der Seidenkultur und der Bienenzucht.

Im Neapolitanischen versah Genovesi aus Castiglione die Schulen mit einem populär und praktisch gehaltenen Handbuch der Logik, das sich von dem herkömmlichen Ballaste eitler Dialektik und Systemsucht frei hält und nur den Fehler hat, daß es sein Augenmerk allzu ausschließlich auf das Methodische richtet und in seinem Eklekticismus nicht immer folgerichtig ist. Mit dem von Interi errichteten Lehrstuhl der Handelswissenschaft betraut, ließ er die Handelsgeschichte des Engländers Cary übersetzen und stellte er über den Handel Neapels Untersuchungen an, wobei er sich für unbedingte Freigebung desselben aussprach, ohne für das Getreide eine Ausnahme zu machen. Obwohl ein Schüler der Physiokraten, hütete er sich vor den Einseitigkeiten und Irrthümern seiner englischen Vorbilder, da er den Einfluß, den die intellectuellen und moralischen Eigenschaften eines Volkes auf die volks- und staatswirthschaftlichen Verhältnisse ausüben, recht wohl kannte. — Während er gegen das Veraltete und Fehlerhafte im Betrieb des Landbaus eiferte, führte Presa aus Gallipoli eine neue Behandlungsweise für Tabak und Oel ein. — Galiani aus Foggia schrieb, auf Locke fußend, über das Münzwesen, das Nachtheilige der Zinsbeschränkungen und das Nutzbringende des freien Getreidehandels und des Luxus. Die anmuthige Form seiner französischen Dialoge machte ihn bei der vornehmen Pariser Welt bekannt und beliebt und bald wetteiferte er als wohlbestallter Abbé mit seinen Freunden, den Encyclopädisten, in unerschöpflichen Witzeleien über Religion und Sitte.

Im Gegensatz zu Mably, Rousseau und Andern, die den Menschen zur Armuth und Bedürfnißlosigkeit seines Urzustandes zurückführen wollten, wies Briganti aus Gallipoli in seiner „analytischen Untersuchung über Gesetzgebung und Staat" nach, daß das Streben nach Vervollkommnung in der Natur des Einzelnen wie der Gesellschaft begründet sei und daß diese Vollkommenheit auf Thätigkeit, Unterhalt und Bildung beruhe. — Der auch als Kriegsschriftsteller und rastloser Bekämpfer des Banditenthums bekannte Giuseppe Palmieri aus Lecce, ein Mann von vorzüglichem Geschick für's Praktische, hob in seiner amtlichen

Eigenschaft die Mauth und den auf dem Safran lastenden Einfuhrszoll nebst verschiedenen Monopolen auf, brachte die Anlegung eines Grundkatasters, den Wiederankauf der an den Adel veräußerten Regalien und die Aufhebung seiner Gerichtsbarkeit in Anregung, und eiferte gegen das Vorurtheil, daß der Handel mit der Würde des Adels unverträglich und daß die Testaments- und die Salzsteuer etwas Frevelhaftes sei. — Mit kühner Hinwegsetzung über die hergebrachte Anschauungsweise stellte Delfico aus Teramo in seinen „Untersuchungen über den wahren Charakter des römischen Rechts" (1791) die Römer als Unterdrücker der nationalen Freiheit dar, die uns mit ihren Gesetzen den staatlichen und religiösen Despotismus als Erbe hinterließen. Verdienstvoller als seine historischen Schriften, wo er alle die von den Encyclopädisten vorgebrachten Einwendungen gegen die Zuverlässigkeit und den Nutzen der Geschichte zusammenstellt, sind seine Bemühungen um die Hebung der Cultur in seinem Vaterlande, namentlich in der unter so vielen Mißständen leidenden Ebene von Apulien. Er setzte die Abschaffung der Waideservitut durch und drang darauf, daß man die Lehensgüter für unbedingt veräußerlich erkläre, daß gleiches Maß und Gewicht eingeführt werde und daß vor Gericht alle Standesvorrechte aufhören sollten.

Aus allen diesen nur selten mit Erfolg gekrönten Bestrebungen sieht man klar, wie das junge Italien ohne alle Erfahrung und Lebenskenntniß, aber voll glaubensfester, liebevoller Begeisterung die Ideale der neuen Philosophie ohne Weiteres in die Wirklichkeit umsetzen wollte. Wie seine Geschichtschreiber, so hatten auch seine Rechtsphilosophen, Publicisten und Nationalökonomen als einzige Vorschule nichts anderes als — Bücher, die Bücher der französischen und weiterhin der englischen Philosophen. Von den Forderungen des wirklichen Lebens, von dem Volke und der in diesem selber liegenden Kraft ahnten sie nichts; die Menschheit war in ihren Augen ein willenloses Object, das der wohlwollende Philosoph mit ebenso souveräner Willkür nach seinen subjectiven Ansichten von Menschenwürde und Glück modelte und maßregelte, wie es der Despot für seine selbstsüchtigen Zwecke mißbrauchte.

Bald bildeten sich auch Vereine, um in der genannten Richtung zu wirken. So traten die Vornehmsten des lombardischen Adels, der sich überhaupt lebhaft an der Bewegung betheiligte, in Mailand zu einer Gesellschaft zusammen, um wissenschaftliche Hauptwerke wie die „Antichità del medio evo" und die „Scrittori delle cose italiane" von Muratori herauszugeben, — als werthvolle

Grundlagen für jene tiefsinnigen, gelehrten Arbeiten, in denen die Italiener später vom Ausland überholt wurden. Auch ein „patriotischer Verein" bestand in Mailand, der sich zum Zwecke gesetzt hatte, durch praktische Belehrungen, durch Prämien, durch materielle Unterstützungen und durch Versuche auf einem eigens dazu bestimmten Feld auf die Hebung des Landbaus und der Gewerbe hinzuarbeiten.

Selbst die Akademien legten jetzt ihre Sonette und ihre spitzfindigen Grübeleien über jene albernen Lappalien, die sie so sehr in Verruf gebracht hatten, auf die Seite, um sich wieder dem Leben und der Gegenwart zuzuwenden und mit den ernstern, praktischern Fragen des Gemeinwohls und der echten Wissenschaft zu befassen. Die von Mantua schrieb seit 1773 eine Reihe von Preisfragen aus über die Mißbräuche in der Strafrechspflege und die Mittel zu ihrer Abhilfe, über das richtige Verhältniß zwischen den Verbrechen und den Strafen in ihrer beiderseitigen Abstufung, über die Zuverlässigkeit des gerichtlichen Beweises, über den Einfluß der Poesie auf das Gemeinwohl und die daraus folgende Nothwendigkeit ihrer Berücksichtigung von Seiten der Regierung — eine Frage, die von Sibiliato's gekrönter Preisschrift beantwortet wurde. Die von der Akademie von Padua aufgestellte Preisaufgabe über den Freihandel rief die bereits erwähnte Schrift Delfico's hervor. Voll Eifer an der sittlichen Hebung seiner Landsleute arbeitend, setzte der Brescianer Bettoni zweimal je hundert Zechinen für die beste moralische Erzählung aus und hundert für die Auffindung eines Mittels, um in der Jugend die Nächstenliebe wieder zu erwecken. Wie er sich mit dieser Aufgabe an die Akademie von Padua gewendet hatte, so versprach der gründlich gebildete Venetianer Zenobio, welcher der dortigen Universität eine Menge von Büchern und Instrumenten schenkte, der nämlichen Akademie dieselbe Summe für die Angabe der wirksamsten Mittel zur Hebung des venetianischen Handels. Doch die Regierung wollte nicht zugeben, daß eine ihr untergeordnete Körperschaft ohne ihren Auftrag sich mit einer Frage befasse, die ganz ausschließlich in ihr Ressort gehöre.

Verri (1728—97.)

Der mailändische Graf Pietro Verri, ein Freund und Meister des „ridendo dicere verum", verspottete in witzigen Zeitschriften, namentlich aber in seinem „Caffè", — einer nach dem

Vorbild von **Addison's** Spectator veranstalteten Sammlung freimüthiger, verständiger, lose an einander gereihter Artikel, — das dünkel- und anmaßungsvolle Sichgehenlassen des Adels, die Nichtigkeit träger Hohlköpfe, die Pedanterie der Stilkünstler, die lächerlichen Großsprechereien der Winkelliteraten und jene end- und ruhelose Kleinigkeitskrämerei, die auf den Charakter, die Literatur und die Politik des italienischen Volkes einen so verhängnißvollen Einfluß geübt hat. Auch mit staatswirthschaftlichen Fragen befaßte er sich. So wies er in seinen „Betrachtungen über den Handel Mailands" auf die frühere Blüthe desselben, auf seinen jetzigen Verfall und auf die Mittel zu seiner Hebung hin, wobei er zugleich das Nachtheilige einer Steuerverpachtung und einer Beschränkung des Getreidehandels darlegte. In seinen „staatsökonomischen Betrachtungen", deren jetzt freilich veraltete, damals aber noch völlig neue Theorien durchweg auf Erfahrungsthatsachen gestützt werden, gibt er, obschon Physiokrat, zum erstenmal einen klaren Begriff von der Natur der Münzen, von Werth und Bestimmung des Geldes und vom Nutzen des Handels, freilich Alles nur in der Form von Aphorismen, ohne in's Einzelne einzugehen und Schlußfolgerungen zu machen. Als durch Kaiser **Leopold** II Abgeordnete aus allen Theilen der Lombardei zusammenberufen wurden, drang er in diese, sie sollten vor allen Dingen eine auf Sicherung des Grundbesitzes gegründete Verfassung verlangen, da hierin schon alle höhern politischen Bürgschaften enthalten seien. Außer dem bereits Genannten und einer Abhandlung gegen die Folter schrieb er noch eine unvollendet gebliebene, populär lehrhafte und moralisirende, übrigens ziemlich unkritische Geschichte von Mailand, die nur wenig Thatsächliches gibt und zwar nach damaliger Weise immer nur als Nachweis für die allgemeinen Sätze, die aber doch bereits verständig genug ist, um die fabelhaftesten Sagen über den Ursprung der Stadt zu verwerfen und die Geschichte der Cultur, der Verfassung, der Freiheit und der hier etwas unfreundlich behandelten Geistlichkeit mitzuberücksichtigen.

Beccaria (1735—93).

Der Marchese **Cesare Beccaria** aus Mailand setzt in seiner Abhandlung „**über den Stil**" an die Stelle des herkömmlichen Regelwesens die einfache verständige Analyse und das unmittelbare natürliche Gefühl als Prinzip der gesammten Redekunst. Das Schöne, das Nützliche und das Gute, also die Kunst, die Politik und die Moral hängen unter sich eng zusammen und be-

ruhen auf derselben Grundlage — der Kenntniß des Menschen und seines Begriffes von Glück. Die Kunst des Stils läuft also auf die Erweckung einer — jedoch nicht übermäßigen — Fülle von manigfaltigen Empfindungen hinaus, die den Hauptgedanken accessorisch begleiten und im Leser oder Zuhörer das Gefühl des Angenehmen erwecken.

Mehr Aufsehen und Wirkung machte Beccaria's Büchlein „über die Verbrechen und die Strafen". Es war im Grunde nur eine kurze Zusammenfassung der unter den Encyclopädisten und allen Gebildeten herrschenden und in zahlreichen dickleibigen Büchern zerstreuten Ansichten und Verdammungsurtheile über die schreienden Mißstände der damaligen Strafrechtspflege. Nicht genug, daß man den Verdächtigen mit dem Schuldigen, den Untersuchungsgefangenen mit dem Sträfling in einen und denselben Kerker — und in welchen Kerker! — sperrte, daß man ihn insgeheim und auf der Folterbank verhörte: er wurde auf Grund zweifelhafter, ihm unbekannt gebliebener Gesetze durch die unkontrolirte Willkür des Richters und des „Gerichtsgebrauchs" zu den grausamsten Strafen verurtheilt, die mit der Strafbarkeit der Handlung meist in gar keinem Verhältniß standen und die durch die äußere Form oft noch widersinniger und empörender wurden. Voll Mitleiden mit den Opfern dieser Zustände hatte Beccaria, durch ein darüber mit seinen Freunden gepflogenes Gespräch noch mehr aufgeregt, seinem Gefühl, seiner augenblicklichen Begeisterung einen beredten Ausdruck gegeben, ohne sich dabei viel um den logischen Zusammenhang desselben zu bekümmern. Auf Verri's Drängen in den Druck gegeben, durch Abbé Morellet in's Französische übersetzt und in eine mehr übersichtliche Ordnung gebracht, entzückte das Schriftchen die Pariser Gesellschaft und zumal die Encyclopädisten, die ihre eigensten Gedanken mit so kühner Entschiedenheit darin ausgesprochen fanden, durch seinen sentenzenhaften, bestimmten Ton, durch sein dem Zeitgeschmack so sehr zusagendes declamatorisches Pathos, durch die vertrauliche Offenheit und Herzenswärme der zwanglosen Darstellung, die den Leser durch kein Citatenheer, keine mathematisch-dialektischen Formeln, keinen kalten Spott zurückschreckte. Voltaire, der Ehrenretter der Justizopfer Calas, le Barre, Lally, commentirte die Abhandlung; die Berner Gesellschaft ließ auf ihren Verfasser eine Denkmünze prägen, Lord Mansfield verbeugte sich jedesmal, so oft er im Parlamente seinen Namen nannte; die Fürsten billigten seine Vorschläge und Katharina II nahm sie zur Durchführung an; sein Vaterland

aber — verzieh ihm jetzt die Schrift, von deren Dasein und Bedeutung es erst durch das Ausland Kunde erhalten hatte.

Uebrigens hatte es schon vor Beccaria nicht an Bemühungen zur Verbesserung der Strafrechtspflege gefehlt. Trotzdem aber hatte sie bis auf Ludwig XIV herunter in allen Gesetzgebungen ihre blutige Strenge beibehalten. Es halte die Menschen nicht viel genützt, daß das Christenthum sie als solche, als Kinder Gottes, als Brüder achten und lieben lehrte, im Gegensatz zu den Orientalen und den Naturvölkern, die nur den Stammesgenossen, und zu den antiken, die nur den Mitbürger als Person, als Rechtssubjekt betrachten und behandeln, dessen Leben und Leiden im Uebrigen für das Gefühl der Andern ohne Bedeutung ist. An der Grausamkeit des Strafrechts unter den Imperatoren, das von der Milde des republikanischen zumal hinsichtlich der politischen Verbrechen so sehr absticht, konnte auch der mächtige Einfluß der Kirche wenig ändern. Das Strafrecht der germanischen „Barbaren" war im Ganzen weit sparsamer mit Menschenblut und Menschenleben, dafür aber mit seinem auch auf den Mord angewandten System von Geldbußen (Compensationen), mit seiner unbilligen Strenge gegen manche an sich unbedeutende, aber dem ritterlichen Sinn dieser Kriegervölker vorzugsweise verhaßte und verächtliche Verbrechen, mit seiner kindlichen Unbefangenheit, mit der es über dem äußerlichen, objectiven Verbrechensmoment die Frage nach der subjectiven Schuld so gut wie ganz übersah, mit seiner Familienhaftpflicht, mit seinen Gottesurtheilen und Eideshelfern, überhaupt mit seinem ganzen Beweisverfahren doch im Ganzen nichts weniger als ein Fortschritt gegen das härtere, aber wenigstens verständige, durchdachte Imperatorenrecht, das später durch seine Reception mit seiner ganzen Strenge wieder auflebte, zum Verderben der germanischen Volksfreiheit in der westlichen Hälfte von Mittel- und von Südeuropa. Die aus Schwarzenberg's Arbeiten hervorgegangene Carolina, deren Einfluß bald weit über Deutschland hinausreichte, hatte dann allerdings jene Strenge wieder etwas gemildert, zumal dadurch, daß sie die Anwendung der Folter an bestimmte, freilich von der Praxis nicht immer eingehaltene Bedingungen knüpfte. Auch der mit dem Zeitgeist fortschreitende Gerichtsgebrauch hatte die zunehmende Kluft zwischen diesem und dem conservativern Buchstaben des Gesetzes im Interesse der Milde dadurch auszugleichen gesucht, daß er mit immer keckerem Umgehen dieses allerdings auch mehr und mehr mißverstandenen Buchstabens den Begriff nach seiner Ansicht mit all-

zu harter Strafe bedrohten Verbrechen sammt dem Begriffe ihres vollen Beweises immer enger faßte, d. h. also die Strafe immer seltener anwandte. Gleichwohl waren die Todesurtheile noch immer so massenhaft, daß der bekannte Carpzow, gleichfalls ein einflußreicher Reformator auf diesem Gebiete, ihrer viele Tausende zu unterschreiben hatte und daß sogar die schöngeistige Pariser Gesellschaft mit der größten Leichtfertigkeit davon sprach. Hielten sich doch selbst die unsinnigen Hexenprozesse, von den Ketzerverbrennungen in Südwesteuropa gar nicht zu sprechen, unbegreiflich lange! Auch Montesquieu wußte dem Uebel keine andere Abhilfe, als daß er die Richter im Allgemeinen zur Milde und billigen Rücksichtnahme ermahnte, und daß er da und dort auf das Widersinnige des bestehenden Prozeßverfahrens aufmerksam machte. Das von ihm Angedeutete suchte Servan in Grenoble in's Leben einzuführen, während zu gleicher Zeit Rizzi sein gründliches, aber lateinisch und mit schwerfälliger Gelehrsamkeit geschriebenes, darum wenig gelesenes Buch „über das Strafrecht und den gerichtlichen Beweis" veröffentlichte.

So stand es also mit beiden noch immer schlimm genug, als Beccaria's Abhandlung erschien. Vor Allem trennt sie die Aufgabe und Befugniß des Gesetzgebers und die des Richters scharf von einander. Jener hat nur Gesetze zu geben und zu erklären, und zwar so, daß Jedermann dieselben kennen und verstehen lernen kann; dieser hat nur aus ihnen seine Urtheile zu schöpfen und die Gründe derselben auseinanderzusetzen. Sodann wendet sich Beccaria gegen die heimlichen Anklagen und Untersuchungen, die willkürlichen Verhaftungen, die Verurtheilungen auf halbe oder bloß cumulative Beweise hin, gegen die Folter und gegen die Ungerechtigkeit, die der Richter begehe, wenn er im beharrlichen Streben, um jeden Preis einen Schuldigen zu entdecken, erst alle Belastungsargumente erschöpfe, bevor er die Entlastungsgründe zu prüfen anfange; desgleichen gegen die verschärften Hinrichtungen, gegen die zu weite Ausdehnung des Begriffs von Hochverrath, gegen die richterliche Bestrafung der Handlungen, die als bloße Sünden vor einen höhern Richterstuhl gehören oder die von der öffentlichen Meinung so wenig verdammt werden, daß auch die wegen derselben erlittenen Strafen keine Entehrung zur Folge haben. Zugleich dringt Beccaria auf Einführung von Gerichtsbeisitzern, die durch's Loos bestimmt werden sollen, d. h. also von Geschwornen, und behauptet er, daß die Strafbarkeit einer Handlung nur nach dem der Gesellschaft durch sie verur-

sachten Schaden bemessen und daß ein Verbrechen vom Staat überhaupt erst dann gestraft werden dürfe, wenn der letztere zuvor alle Mittel zu seiner Verhinderung angewendet habe.

Im Uebrigen war Beccaria viel zu sehr in der einseitigen Anschauungsweise der philosophischen Stimmführer seiner Zeit befangen, um sich von Irrthümern ganz frei halten zu können. So stellt er seine Sätze sammt und sonders in unbedingter Allgemeinheit hin, ohne zu bedenken, daß die verschiedene Natur der Staaten, die nach Bildung, Besitz und Volkscharakter wechselnden Zustände der Gesellschaft auch verschiedene Gesetze verlangen und für eine und dieselbe Handlung ein verschiedenes Maß von Strafbarkeit bedingen, daß z. B., um nur Einen Fall hervorzuheben, die Uebertretung eines von selbstsüchtiger Despotenwillkür gegebenen und zeugenden Gesetzes materiell offenbar weniger strafbar ist, als die durch dieselbe äußere Handlung ausgeführte Uebertretung eines im freien Rechtsstaate durch den Willen Aller und zum Wohle Aller gegebenen Gesetzes. So läßt er sich ferner durch Rousseau's Vorgang zu mancher extremen, mit seinen eigenen anderweitigen Worten im Widerspruch stehenden Behauptung hinreißen, wie z. B. die häuslichen Tugenden hemmen die Entwicklung der bürgerlichen; die väterliche Gewalt ist ein tyrannisches, das Eigenthum ein schreckliches und vielleicht unnöthiges Recht. Natürlich nimmt er auch Rousseau's Lehre vom Gesellschaftsvertrag unbedingt an: „die Einzelnen haben auch nach ihm einen Theil ihrer Freiheit an den Herrscher hingegeben, um den Rest desto ungestörter genießen zu können.“ Ebendeßhalb hält er auch mit Rousseau die Todesstrafe für ungerechtfertigt, da unter den Rechten, die der Einzelne an das Staatsoberhaupt abgetreten habe, unmöglich auch das Recht begriffen sein könne, ihm selber das Leben zu nehmen. Um so strenger ist er dagegen wieder darin, daß er dem Gesetzgeber das Begnadigungsrecht entzogen und daß er auch die Theilnahmlosigkeit bei politischen Bewegungen als Verbrechen bestraft wissen will.

Hinsichtlich des Münzwesens, das sich in der gräulichsten Unordnung befand und das darum seit Locke's Vorgang in zahlreichen Schriften besprochen wurde, verlangt Beccaria vom Staat, er solle stets den innern Werth dem gesetzlichen gleichstellen, also die Unkosten der Legirung und Prägung nicht in Abzug bringen. Auch über Ackerbau und Industrie schrieb Beccaria, der inzwischen den neu errichteten Lehrstuhl der Staatsökonomie erhalten hatte. Selbstständiger als in dem vorgenannten Werke, nimmt

er in dieser außerordentlich präcis gefaßten Abhandlung das größte Quantum von nützlicher Arbeit oder von Werthproducten als Princip und Ziel der Staatsökonomie und spricht er bereits von einer Theilung der Arbeit, ohne sie jedoch schon in ihrer tieferen Bedeutung als Mittel des Forschrittes aufzufassen. So erscheint er also in zwei wichtigen Punkten als Vorgänger des gefeierten Smith. Auch darin verdient er alle Anerkennung, daß er das richtige Verfahren zur Regulirung der Arbeitspreise, die wahre Natur des productiven Capitals und der Populationsbewegung bestimmt; daß er ein dem kosmischen System entnommenes Decimalmaß vorschlägt u. s. w. Ueber die von ihm empfohlene Beschränkung der Getreideausfuhr läßt sich streiten, aber das, was er mit den Oekonomisten über die Unproductivität der Manufacturarbeit und über das „reine Erzeugniß" sagt, ist jedenfalls verfehlt.

Von seinen Mitbürgern, auf deren Charakter er nicht eben gut zu sprechen ist, Anfangs zum Theil verkannt und angefeindet, wußte der friedliebende, vom Statthalter in Schutz genommene Marchese sein Glück zu schätzen, als endlich seine aufrichtige, wohlmeinende Gesinnung beim Publikum für seine Lehren und Bestrebungen Vertrauen erweckt hatte. Er hütete sich darum wohl, durch irgend eine neue Schrift seine Ruhe abermals in Gefahr zu bringen. Nur hinsichtlich des Lotto's, gegen welches er gleichfalls geschrieben hatte, beharrte er noch seiner Umgebung gegenüber in oppositioneller Stellung, sofern er sich seinem Amtsberufe zum Trotze niemals entschließen konnte, einer Ziehung anzuwohnen.

Filangieri (1752—88).

Der Neapolitaner Gaëtano Filangieri umfaßte in seiner „Gesetzgebungskunde" (1780—88) die sämmtlichen Gebiete des öffentlichen und des häuslichen Lebens, von dem Staatshaushalt und den Strafrechten angefangen bis zu den Fragen der Erziehung, der Familie, ja selbst der Religion. Noch immer an die Allmacht der Gesetzgebung und des Staates glaubend, legte er die Sorge für alles dieses, mithin das ganze Schicksal der Menschheit in die Hände der Regenten, die nach seiner Forderung namentlich auch die im Sinne der Philosophen gemeinte geistige Reform der Völker durchzuführen haben. Sie — oder eigentlich durch ihre Vermittlung die Philosophen — haben die Gesetze zu geben und eben damit das keineswegs schon in der allgemeinen Menschennatur begründete, unvergängliche Recht erst zu schaffen; sie haben die von den „euro-

päischen Irokesen" aus dem Mittelalter auf uns überlieferten Gesetze, überhaupt die gesammte Vergangenheit zu beseitigen. Durch die Zauberkraft des durch ihre Auszeichnungen gespornten Ehrgefühls rufen sie nach Belieben ganze Schaaren von großen Geistern und Helden hervor. Neben dieser idealen Vollkommenheit der durch sie allgewaltigen Gesetze aber betrachtet Filangieri weiterhin auch ihre (jene Vollkommenheit wesentlich beeinträchtigende) Abhängigkeit von der Lage und dem Klima der einzelnen Länder, von dem Charakter und der Bildung, der Regierungsform und der Religion ihrer Völker. Hinsichtlich der staatsökonomischen und politischen Gesetze geht er durch Dick und Dünn mit den Oekonomisten, mit denen er z. B. alle Steuern auf eine einzige zurückgeführt und die Anhäufung des Capitalbesitzes in einer und derselben Hand verhindert sehen möchte.

Wenn die italienischen Theoretiker dieser Zeit in gar vielen Punkten, wenigstens für die damalige Sachlage, zu kühn sind, wenn sie die zu bewältigenden Hindernisse unterschätzten oder ganz übersahen, so hat man die Schuld davon hauptsächlich darin zu suchen, daß sie wie gesagt von den Regierungsgeschäften entfernt gehalten wurden und somit keine Gelegenheit hatten, jene Zustände und Hindernisse besser kennen und würdigen zu lernen und sich durch die Erfahrung in ihren zu sehr in's Weite und Unbestimmte gehenden Abstractionen berichtigen zu lassen. Auch war es bei dem völligen Mangel aller bürgerlichen Freiheiten und gesetzlichen Garantien ganz natürlich, wenn sich die auf die Beseitigung des abnormen Zustandes gerichteten Wünsche auch ihrerseits in's entgegengesetzte Extrem verstiegen.

Ganz in diesem Falle war auch der dreißigjährige Filangieri, wenn er, noch aller Lebenserfahrung entbehrend, den weiten Abstand zwischen den Gesetzen der Wirklichkeit und denen der bloßen Möglichkeit übersah; wenn er in seiner philantropischen Begeisterung glaubte, man könne ein Volk mit Einem Schlage umwandeln und man brauche die Wahrheit bloß auszusprechen, um sie sofort anerkannt und verwirklicht zu sehen. Ohne Maß für seine Hoffnungen und Forderungen, ohne Auge für die ihnen entgegenstehenden Schwierigkeiten, wollte er Alles und Jedes seinen Speculationen gemäß umgeändert sehen, selbst die von Montesquieu so hoch gepriesene englische Verfassung, die, durch und durch geschichtlich und konservativ, selbst ihre offenbarsten Mißbräuche zu reformiren unterläßt, aus Furcht, die Reformbewegung möchte, einmal in Fluß gekommen, am Ende auch die Freiheit

selber sammt ihren Gewährschaften mit sich fortreißen. Namentlich mißfällt ihm im Gegensatze zum Geschwornengericht, mit dem er vollkommen einverstanden war, das Oberhaus, die dem Parlamente zustehende Befugniß zur Abänderung der Gesetze, und der der Krone noch vorbehaltene Rest von Gewalt so sehr, daß er dieser Verfassung selbst den Absolutismus noch vorziehen möchte.

Auf dem Gebiete der Strafrechtspflege faßt er weniger das Strafrecht selber als das Strafverfahren in's Auge, dessen Mißstände er mit großer Wärme aufdeckt, ohne dabei im Wesentlichen etwas Neues zu bringen. Ein vertrauensvoller begeisterter Schüler der Encyclopädisten, aus deren Schriften er ganze Seiten übersetzt, hält er sich überall an sie: mit ihnen setzt er einen ursprünglichen Gesellschaftsvertrag als theoretisch-geschichtliche Basis des Staates voraus und gründet er das dem letztern zustehende Recht zu strafen auf das Selbstvertheidigungsrecht, das jeder Einzelne im Urzustand gehabt habe; mit ihnen verdammt er die schauerlichen Kerker jener Zeit und verlangt er ein öffentliches, mündliches Untersuchungsverfahren, jedoch so, daß die Ermächtigung zur Stellung der Anklage nicht einem Staatsanwalt, sondern jedem Bürger ertheilt werden solle; mit ihnen stellt er die politische Wichtigkeit der Erziehung in den Vordergrund und entwirft er die Grundzüge einer öffentlichen, durch welche der Staat die der Familienliebe entzogenen Jünglinge nach seinem Belieben und Bedürfniß modelt.

Während Montesquieu die Gründe, warum die Gesetze nicht allerwärts und jederzeit vollkommen sein können, untersucht und in ihrer geschichtlichen Berechtigung anerkennt, bleibt Filangieri bei seinem unbedingten Verlangen nach ihrer absoluten Vollkommenheit stehen, neben welcher er keine relative zugibt. Statt mit jenem zu fragen, warum sie bei diesem oder jenem Volke auf einer niederern Entwicklungsstufe stehen bleiben mußten, nimmt er die letztere ohne weiteres als fehlerhaften Mißstand, der unter allen Umständen beseitigt werden müsse, und so fragt es sich bei ihm nur noch, wie dieses zu geschehen habe, wie die Gesetze sein sollen. Das ganze Wesen des geschichtlichen Fortschrittes, der menschlichen Vervollkommnungsfähigkeit verkennend und die subjective Einsicht über die der Menschheit stellend, will er für die letztere eine einzige ideal-vollkommene, darum keiner weitern Veränderung mehr unterworfene Gesetzgebung.

Weniger tadelhaft als dieser prinzipielle Mißgriff ist Filangieri's rhetorische Breite, seine theatralische Effecthascherei. Seine

Zeit glaubte nun einmal, daß auch die Wissenschaft beredt sein müsse, in jener Weise wie wir es auch bei Hutcheson, Smith, Buffon, Raynal, Rousseau und Beccaria finden. — Und vielleicht hatte sie damit nicht ganz Unrecht, wenn es sich, wie hier, darum handelte, die maßgebenden Kreise aus der Lethargie der theilnahmslosen Selbstsucht aufzurütteln und zur reformatorischen Thätigkeit zu spornen, den Staat aus dem alten, bequemen Schlendrian herauszureißen und auf neue Bahnen zu treiben. Vor Allem mußte die Menschheit zum Unwillen über die ihr widerfahrne Schmach und Mißhandlung entflammt, mußten die durch ihr Alter scheinbar geheiligten Institute im Sturmlauf niedergerannt werden, damit die nachfolgende kaltblütigere Wissenschaft das Feld geebnet fand für ihr bedächtig-ruhiges Wirken. In der That verdankten auch Beccaria's und Filangieri's Schriften ihre Wirksamkeit hauptsächlich der Kraft ihres Pathos, das hier nicht wie bei ihren französischen Zeitgenossen, die Sprache der eitlen Selbstliebe und Selbstüberschätzung, sondern die der wirklichen Menschenliebe, des warmen Mitleidens, der gewissenhaften Fürsorge ist.

Daß die Regenten die idealistischen Verfassungsstürmer so ruhig gewähren ließen, erklärt sich aus jenem noch durch keine französische Revolution erschütterten Bewußtsein der Sicherheit, das die Höfe in eine sorglose, wohlthuende Ruhe eingelullt hatte. Eben dieses Gefühl der Sicherheit bewog sie auch, ihre Soldaten zu verabschieden und ihre Festungen verfallen zu lassen. Dann waren sie auch einsichtsvoll genug, um aus den abstracten Systemen und überschwenglichen Phrasen jener Leute, die sie wohlweislich niemals unter ihre Räthe aufnahmen, das Practische, Ausführbare herauszufinden und zu verwirklichen, falls sie einen Gewinn für ihre Macht und ihr Einkommen daraus erwarten durften. So verstanden sie sich gerne zur Förderung des Ackerbaus, zur Beseitigung der den Steuerpächtern eingeräumten maßlosen Vorrechte, zur Regulirung der Steuer, die ihnen seitdem um so mehr einbrachte, zur Besteuerung des Adels und der Geistlichkeit, zur Aufhebung der besondern Gerichtsstände, welche diese beiden Stände bis dahin gehabt hatten, zur Beschleunigung und sonstigen Verbesserung des Gerichtsverfahrens, zur ausgiebigern Beschützung der Unschuldigen und der Schwachen, zur bessern Erziehung des Volkes. An eine politische Vertretung aber, an eine politische Erziehung dieses in grenzenlose Gleichgültigkeit gegen alles öffentliche Leben versunkenen Volkes — daran freilich dachte Niemand.

Die Lombardei.

Von ihrem fruchtbaren Boden begünstigt, erholte sich die Lombardei unter der österreichischen Herrschaft rasch von den Schlägen der dynastischen Kriege, die ihr eine bedeutende Schuldenlast hinterlassen hatten. Doch je höher der Wohlstand stieg, je eifriger die Regierung über die Ruhe und das behagliche Wohlleben der Bevölkerung wachte, je sorgfältiger sie in ihrer väterlichen Bevormundung derselben jede politische und kriegerische Sorge ersparte, desto mehr verlor sich auch die alte Mannhaftigkeit und Energie, die wehrhafte Gesinnung und Tüchtigkeit aus dem Lande, das statt aller andern Truppen nur noch ein Dragonerregiment zu stellen hatte.

Obwohl Maria Theresia die Lombardei nur als junge Erzherzogin im Jahre 1739 besuchte*), war sie doch über ihre Zustände und Bedürfnisse hinlänglich unterrichtet, um die zweckdienlichsten Verbesserungen einführen zu können. Auf Grund der unter ihrem Vater begonnenen, im Jahre 1759 beendigten Bodenvermessungen wurde statt des veralteten Katasters und der schlechtvertheilten Grundsteuer ein neues Steuersystem eingeführt, das durch seinen glücklichen Anschluß an den Gemeinde-Organismus, durch die damit gegebene Entbehrlichkeit vieler kostspieliger Aemter und durch die gleichmäßigere Vertheilung der Steuerlast die Einkünfte unter Verminderung der Kosten ihrer Erhebung bedeutend steigerte und doch zu gleicher Zeit den Einzelnen eine fühlbare Erleichterung gewährte. Der im Jahr 1777 eröffnete Kanal von Paderno vollendete die schon vor Jahrhunderten begonnene Verbindung Mailands mit dem Tessin und der Adda. Freilich ließ sich die Regierung von ihrer allzu ängstlichen Fürsorge andererseits auch zu schweren Mißgriffen verleiten. So beschränkte sie aus Besorgniß vor einer Hungersnoth — in einem so fruchtbaren Lande! — den Getreidehandel in einer Weise, welche das gefürchtete Uebel erst recht heraufbeschwören mußte. Wer Getreide außer Landes führte, wurde mit dem Tode, wer es aus der einen Provinz in die andere schaffte, mit dem Verluste des Fuhrwerks und der Ladung, wer es aufkaufte und aufspeicherte, mit dem Verluste des Vorraths und einer seinem doppelten Werthe gleichkom-

*) Ueber den Aufenthalt Maria Theresia's zu Mailand erschien eine eigene Broschüre aus der Feder Don Carlo Celidonio's, die gegenwärtig zu den seltenen Druckschriften des vorigen Jahrhunderts gehört.

menden Geldbuße bestraft; die Hälfte des Ernte-Ertrags mußte nach der Stadt gebracht werden u. dgl. — lauter Maßregeln, die keinen andern Erfolg haben konnten, als daß die Bevölkerung durch Haussuchungen und andere Plackereien belästigt wurde, daß sie an dem einen Orte darben mußte, während sie am andern aus dem Ueberflusse keinen Nutzen ziehen konnte. Wo möglich noch unheilvoller war die Verpachtung der Steuer an betrügerische Wucherer, welche die Dienste der Gensdarmen benützen und Haussuchungen vornehmen durften. Den Defraudanten waren unverhältnißmäßig harte Strafen angedroht und bald vernichtete das Denunciantenwesen alles gegenseitige Vertrauen, allen häuslichen Frieden. Man durfte kein Fenster mehr offen lassen, aus Furcht, der nächste beste Feind werfe verstohlener Weise ein Päcklein Tabak oder Salz hinein, um dann eine Anzeige zu machen nnd die Familie in's Verderben zu stürzen. Dabei war im Falle einer Defraudation der Vater für den Sohn, der Herr für den Knecht verantwortlich.

So fanden die Philanthropen auch hier mehr als hinlänglichen Stoff für ihre Beschwerden und Bestrebungen, und wirklich wußten sie es durchzusetzen, daß der Getreidehandel frei gegeben, das Steuersystem (1771) zu Gunsten der Pflichtigen wie der Staatskasse, die seitdem eine jährliche Mehreinnahme von 100,000 Zechinen hatte, reformirt, das Münzwesen (zwischen 1771 bis 1779) verbessert und ein gleichmäßiger Zolltarif eingeführt wurde. Die Zweckmäßigkeit dieser Maßregeln erwies sich am schlagendsten aus der Zunahme der Bevölkerung, die während des Zeitraumes von 1749 bis 1770 von 900,000 Seelen auf 1,130,000 stieg.*)

*) Die Mißgriffe, deren sich die Regierung Maria Theresia's in Italien schuldig gemacht haben soll, lassen sich wohl nicht unbedingt leugnen, fallen aber mehr der mangelhaften national-ökonomischen Anschauungsweise des Jahrhunderts zur Last, als der vollen Absicht der unvergeßlichen Frau. Ansichten, wie die: man solle nöthigenfalls mit Gewalt das Geld im Lande zurückhalten, theilte selbst der große Friedrich; zahlreiche Regalien (wie Salz und Tabak, Karten- und Papierstempel) sind Finanzbehelfe, für die selbst die erfindungsreiche Gegenwart noch kein Aequivalent auffand; den Zunftzwang aufzuheben, lag damals weniger noch als jetzt in der Macht der Regierenden, und in der Wahl der untern Regierungsorgane sich zu irren, ist Attribut menschlicher Unvollkommenheit, welche kein Wechsel der Regierungsform zu beseitigen im Stande ist. Jedenfalls gelang es aber damals Oesterreich, die Lombardei zu enthispanisiren; sie erhielt damals alle Geschenke, die der Liberalismus jener Tage und auch noch spätere Zeit für sie nothwendig zur Völkerbeglückung hielt, die auch wohl nothwendig sind

Mailand erhielt jetzt die Häusernumerirung und die Straßenbeleuchtung, einen öffentlichen Garten und eine genügende Zahl von entsprechend vertheilten Aerzten und Apotheken. An die Universität Pavia wurden aus allen Ländern, aus fremden so gut wie aus österreichischen, die besten Professoren berufen. Scarpa, Borsieri, Rezia, Mangili, Nessi, Carminati, Frank, Brambilla, Tissot, vor Allen aber Spallanzani, förderten die Natur- und die Heilwissenschaft, Fontana und der Dichter Mascheroni die Mathematik. Volta arbeitete an Entdeckungen, die für Naturlehre und Chemie Epoche machen sollten. Dazu kamen als Strafrechtslehrer Nani und Cremani, als Lehrer und Vorbilder der Beredtsamkeit und der Dichtkunst Bertola und Villa. Der Theolog Natali, der Kirchengeschichtschreiber Zola und der Professor Tamburini, der außer den „Anfangsgründen des Naturrechts“ auch über das „wahre Wesen des heiligen Stuhles“ schrieb, beseitigten im guten Glauben, für eine freiere Anschauungsweise zu kämpfen, das einzige Hinderniß, das der Despotismus noch vor sich hatte — die Ehrfurcht vor dem Papstthum. — Von tiefgreifender Bedeutung war auch die Hebung des Volksschulwesens, mit dessen Oberaufsicht Francesco Soave aus Lugano betraut wurde, einer jener verdienstvollen Männer, welche die Wissenschaft, wenn nicht an sich zu fördern, so doch zum Gemeingut aller Gebildeten zu machen verstehen. Unermüdlich fleißig übersetzte er Locke's „Essays“, gab er mit Fromond und Andern eine „Auswahl interessanter Schriften“ heraus, die noch heute lesbar sind, und verfaßte er über alles Mögliche, von der Fibel bis zur Philosophie, leichtfaßliche, aber freilich auch mehr oder weniger leicht wiegende Abhandlungen und Lehrbücher.

Ohne über die Lehren der Neuerer zu erschrecken, benützte die Regierung ihre Dienste zum Wohle des Landes und lohnte sie ihnen nach Verdienst. So wurden Carli und der in Wien ver-

---

zur Belehrung und zur Zucht der Menschen. Der eilfte der Gouverneure in der Lombardei (der erste war der große Eugen von Savoyen) Graf Firmian, an dessen Name sich vorzugsweise die Erinnerung an die großartige Entwicklung der Lombardei in dieser Periode knüpft, wirkte entschieden günstig für die Zeit, in der er lebte und waltete; er waltete die Pfade Friedrich's und Joseph's, es wäre ein Wunder gewesen, wenn er deren Irrthümer nicht getheilt hätte. Unter ihm entwickelten sich viele jener mißlichen Verbesserungen, welche die französische Revolution machte und für Ströme Blutes an die Menschheit verkaufte, auf lombardischem Boden im Wege der Reform.

schwärzte Graf Verri zu wichtigen Aemtern befördert, so erhielt Giulini, der Sammler der „Denkwürdigkeiten Mailand's" von Maria Theresia einen Jahresgehalt und von Kaunitz eine Ermunterung zur Fortsetzung seiner Arbeit; auch Argellati empfing als Anerkennung für seine Bibliotheca scriptorum mediolanensium einen Jahresgehalt von 200 Thalern. Und wie Beccaria in der erwähnten Weise von der Regierung gegen die Unfreundlichkeit seiner eigenen Mitbürger in Schutz genommen wurde, so nahm sich der Graf Firmian auch des Naturforschers Valisneri an, als dieser einer Veruntreuung des Museums in Pavia beschuldigt wurde, und des Rectors Borsieri, als ihm die Feindseligkeit seiner Schüler und Nebenlehrer das Amt verleideten.

Als Joseph II im Jahr 1769 die Lombardei besuchte, die seit Karl V keinen Kaiser mehr gesehen hatte, errichtete er neben andern Stellen auch eine Rechnungskammer zur Prüfung und Veröffentlichung der Staatseinnahmen und Ausgaben. Er war überhaupt auf dem besten Wege zur ersprießlichen Lösung seiner Aufgabe — da starb seine Mutter und der besonnene Reformator, vor dessen Willen die letzte Schranke gefallen war, wurde ein Revolutionär, der sich in Neuerungen überstürzte, die das darauf nicht vorbereitete Volk erschreckten und erbitterten. Die Liebe zur Menschheit, zum Fortschritt, zur geistigen Emancipation machte ihn zum Tyrannen, der die Unterthanen mit eiserner Strenge zu dem von ihm geträumten Glück treiben wollte. Seine fixen Ideen trübten, zum Fanatismus geworden, seinen sonst so hellen Blick, daß er in starrsinniger Verblendung der Gegenwart und ihrer Bedürfnisse vergaß, um der Zukunft vorzugreifen, bis er den Boden unter den Himmel stürmenden Füßen wanken fühlte.

Wie schon Kaunitz angefangen hatte, die früher so gewaltige Macht der Statthalter möglichst zu beschränken, um alle Regierungsgewalt in Wien zu concentriren, so nahm auch Joseph, das im Charakter der Zeit liegende Werk fortsetzend, den Gemeinden und andern Körperschaften eine Reihe von Befugnissen ab, um sie den Ministerien zu übertragen, bis jene darüber alles eigene Leben und alle Lebensfähigkeit verloren. Zugleich verringerte er die Zahl der Behörden durch die Vereinigung mehrerer zu einer einzigen und führte er die Polizeiwache ein, die bei Tag den Stock, bei Nacht das Gewehr handhabte. Daß er einer Menge von Gegenständen neue Namen gab, hatte oft keinen andern Grund, als die reine Neuerungssucht. Eines Tages kam

er sogar auf den Einfall, plötzlich alle Bettler in's Gefängniß stecken zu lassen; da er er jedoch diese Maßregel bald zu kostspielig fand, entließ er sie gegen die eidliche Zusage, nimmer betteln zu wollen! So widerrief er überhaupt gar oft, was er kurz zuvor angeordnet hatte. Bei all dem aber war seine Absicht immer ebenso edel, wie bei seinen wirklich zweckmäßigen Maßregeln, unter die z. B. die Beschleunigung des Gerichtsverfahrens gehört. Er meinte es da mit seinen Unterthanen ebensogut, wie dort, wo er in einem Rundschreiben den Beamten einschärft, sie sollten mit Umgehung der bloßen Förmlichkeiten überall nur auf das Wesentliche schauen und Jedermann anhören, ohne Unterschied des Standes, der Sprache und der Religion; oder wo er aus innerster Ueberzeugung erklärt, der Regent müsse sich zum Dienste Aller berufen fühlen, statt umgekehrt das Staatsvermögen und alle die Millionen von Unterthanen für sein Eigenthum zu halten; .... der sei kein guter Minister, der die Staats-Einkünfte zu vermehren verstehe; .... der Unterthan solle nur soviel Steuern entrichten, als für die Erhaltung der Regierung, der Gerichte, der Ordnung und für das Aufblühen des Staates unumgänglich nöthig sei; der Regent aber solle die Steuer in der möglichst wenig drückenden Form erheben und von der geschehenen Verwendung öffentlich Rechenschaft ablegen.

Piemont.

Piemont, das „amphibische Land mit der französischen Regierung und Hofhaltung und den italienischen Sitten und Volksmeinungen" (Alfieri), fand seinen Reformator an Victor Amadeus II († 1732), der durch Corsignani und Bersini ein für den ganzen Staat giltiges Gesetzbuch zusammenstellen ließ, der die Grenzen mit Festungen bewehrte und die Zeughäuser mit Waffen füllte, der Turin mit Prachtbauten schmückte, der auf das Betreiben Pensabene's und St. d'Aguirres, seiner Kämpen in dem wegen Siciliens mit dem Papste geführten Streit, die Jesuiten und die andern Klostergeistlichen von den Schulen entfernte, der die Universität wieder herstellte und den Unterricht auf einen gemeinsamen Plan zurückzuführen suchte. Dem fußfälligen Flehen des Sohnes zum Trotz, dankte (1730) der vierundsechszigjährige König ab, um sich nach Chambery zurückzuziehen, wo er in der ungewohnten Muße, Stille und Prunklosigkeit den vorschnellen Entschluß bald genug bereute und, von seiner ehrgeizigen Ge-

mahlin gespornt, vergebliche Versuche zur Rückkehr auf den Thron machte, so daß ihn sein Nachfolger eine Zeit lang von derselben trennte und auf dem Schlosse von Rivoli bewachen lassen mußte.

Nur nothdürftig unterrichtet und bis zu seiner Thronbesteigung von den Regierungsgeschäften entfernt gehalten, zeigte sich der Sohn als Karl Emmanuel III gegen alle Erwartung vollkommen befähigt zur Fortsetzung des begonnenen Reformwerkes, bei welchem ihm die trefflichen Rathschläge des Marchese d'Ormea, des piemontesischen Richelieu, zu Statten kamen. Und während er so, ohne sich in irgend einem Punkte zu überstürzen, das Aufblühen des Landes förderte, wußte er zugleich die politischen Constellationen und die Wechselfälle des Krieges zur Vergrößerung desselben zu benützen. So erhielt er im Wormser Vertrag einen großen Theil des Mailändischen, während er sich für seine Ansprüche auf Piazenca mit einer dem jährlichen Steuer-Ertrag dieses Ländchens gleichkommenden Rente von 128,000 Lire abfinden ließ. Als seine wichtigste Schöpfung gilt der von ihm veröffentlichte Codex Carolinus (1770), d. h. das unter seinem Vater vollendete, mit neuen die Durchführung sichernden Verordnungen versehene, für das ganze Land bestimmte Gesetzbuch. Hinsichtlich des Unterrichts hielt er es für das Zweckmäßigste, daß der Staat gute Lehrer auswähle und sie dann im Unterrichte ihren eigenen Weg gehen lasse. Wie freisinnig seine Anschauungsweise war, bewies er außerdem auch dadurch, daß er Denina's von der Censur mißbilligtes Werk über die italienischen Revolutionen nach eigener Durchsicht drucken ließ. Die Neuern mit ihrem Geiste seien ihm lieber als die pedantischen Alten, erklärte er, als man ihm von den bedenklichen Neuerungen des Verfassers sprach.

An der Spitze der Verwaltung stand mit seltenem Geschick dafür der Graf Bogino (1701—84), der sich die Durchführung des Grundkatasters, die Verbesserung der Münzen, die Einführung eines einheitlichen Münzsystems in ganz Italien und die Belebung der bis dahin so sehr vernachlässigten Studien angelegen sein ließ und der in Savoyen den Grund und Boden aus den Fesseln der todten Hand und des Lehensnexus befreite. Besonders thätig aber war er für die Insel Sardinien. Bis dahin von der Diplomatie nur immer als Ausgleichsmittel auf der unstäten Wage des europäischen Gleichgewichts hin- und hergeschoben, war sie jetzt als Königreich ein fester Bestandtheil des durch ihren Anschluß erstarkten Piemonts geworden. Bogino fand hier ein überreiches Feld für seine Thätigkeit, denn die Insel war seit Jahrhunderten

in jeder Hinsicht vernachlässigt worden. Während er ihrem Ackerbau durch Vorschüsse zu Hilfe kam, arbeitete er zugleich an der Ausrottung der Banditen, an der Abschaffung der Blutrache, an der Beseitigung der von den aragonischen Beherrschern genährten Feindschaft zwischen der Nord- und der Südhälfte des Landes. Er bevölkerte das letztere mit Kolonisten, namentlich mit Tabarchesen, ließ es durch Fachmänner beschreiben, gründete in Cagliari und Sassari Universitäten, verschaffte der italienischen Sprache das Uebergewicht über die castilische und brachte durch fremde Beamten Ordnung in die Verwaltung und Rechtspflege.

Man kann es kaum begreifen, wie in diesem rührig aufstrebenden Piemont, mitten unter dem erfreulichen Vorwärtsbringen der Reform die alte Furcht vor den neuen Ideen wieder erwachen und maßgebend werden konnte, und doch war es so: Alfieri, Lagrangia, Denina, Berthollet, Bodoni mußten ihrem Vaterland den Rücken kehren.

Toscana.

Als das lothringische Haus die Regierung Toscana's übernahm, fand es daselbst ein friedliebendes, durch langen Despotismus zum ruhigen Gehorsam geschultes Volk und einen in grenzenlose Verwirrung gerathenen Staatsorganismus. Als Rechtsquellen galten bei fünfzehnhundert Localstatuten neben dem im Jahr 1514 reformirten Statut von Florenz, das bei den Lücken der übrigen ergänzend eintrat. Während dieses Statut, die Frucht alter Erfahrungen, das Lehenswesen möglichst einschränkte, wurde letzteres von Cosmo I wieder befördert, indem er die Verleihung von Lehen als Mittel gebrauchte, um sich Geld und Anhänger zu verschaffen und Fremde in's Land zu ziehen. So waren allmälig neben den alten kaiserlichen Lehen auch viele herzogliche entstanden, bis man ihrer zuletzt im Ganzen nicht weniger als siebenundvierzig zählte, deren Besitzer sich oft stark genug fühlten, um, für den Nothfall auf ihre festen Burgen, die Klosterasyle und ihre schützenden Adelsprivilegien vertrauend, in mittelalterlicher Weise als Fehde- und Raubritter dem Herzog und dem Gesetze zu trotzen. Es kostete oft blutige Stürme, bis ein solches Felsennest genommen und zerstört war, und jahrelange Prozesse, bis die Gefangenen ihren Privilegien zum Trotz auf die Galeeren geschickt werden konnten. Ja, dem räuberischen Geschlecht der Bourbons auf dem Marienberg an der päpstlichen Grenze konnte die

Regierung nicht anders beikommen, als daß sie einen Blutpreis auf ihre Köpfe setzte.

Die alte Republik, die aus der allmäligen Vereinigung mehrerer kleiner Gebiete entstanden war, hatte den letzteren ihre besonderen Rechte und Gerichtsstände gelassen, und so kam es, daß die Gesetze von Stadt zu Stadt, von Provinz zu Provinz wechselten. Stets nur darauf bedacht, die mittelbaren wie die unmittelbaren Rechte der Souveränität an sich zu ziehen, die demokratischen Formen durch monarchische zu ersetzen, hatten die Mediceer wenig Zeit und Lust, sich um die ihren eigenen Vortheil weniger berührenden Uebelstände zu bekümmern. Dafür ermangelten sie nicht, die Behörde, die bis dahin die eigentliche Regierung geführt hatte, in ein bloßes Civilgericht zu verwandeln, neben welchem in der Hauptstadt noch dreißig weitere Gerichte bestanden. Der Achtundvierziger-Senat vollends besaß gar keine Gerichtsbarkeit und der Rath der zweihundert plebejischen Familienhäupter bestand nur noch dem Namen nach, da seine Befugnisse an den Fiscus und die Consulta übergegangen waren. Die Aemter waren meist erblich oder wurden, um Wahlkämpfe zu vermeiden, nach dem Loose besetzt, also oft genug an Unfähige, für die dann der Staat noch einen Gehilfen besolden mußte. Im Uebrigen genoß die Hauptstadt viele Vorrechte, während umgekehrt Siena noch immer als erobertes Gebiet galt.

Die herzoglichen Gesetze, die ohnehin in ihrer schwülstigen Sprache oft dunkel genug waren, steigerten die rathlose Verwirrung in den Rechtsquellen nur noch mehr, da sie die durch sie abgeänderten Satzungen nie ausdrücklich aufhoben, so daß die Masse der formell noch immer giltigen Gesetze immer größer wurde, bis man zur Freude der Rabulisten kaum mehr im Stande war, nur überhaupt das wirklich noch anwendbare Recht herauszufinden. Die Strafen waren größtentheils noch die der ältern Zeit, also grausam und oft außer allem Verhältniß zu den Verbrechen.

Statt ihr Familien- und Staatsgut ordentlich auseinanderzuhalten, hatten die Mediceer und unter ihnen vorzüglich Cosmo III stets darnach gestrebt, das letztere mit dem erstern zu verschmelzen und zu ihrem Privateigenthum zu machen, das der Genannte durch Vermögenseinziehungen, Geldstrafen, Erbschaften, Steuern und Regalien möglichst zu vermehren bemüht war. Die öffentliche Schuld war unter ihnen von fünf Millionen Dukaten auf vierzehn angewachsen, eine ungeheure Summe für ein Ländchen von kaum 900,000 Bewohner, die zudem ihrer alten Einnahms-

quellen beraubt waren. So war namentlich der Handel in Verfall gerathen, theils durch die neue Richtung des ostindischen Handels und andere allgemeine Gründe, theils dadurch, daß die ersten Herzoge denselben ohne Rücksicht auf die Interessen des Landes immer noch forttrieben. Dazu waren den Toscanern die afrikanischen und levantinischen Häfen verschlossen, da sich der Orden des heil. Stephan zum beständigen Kampfe gegen die Moslemin verpflichtet hatte. Die massenhaften Besitzungen der todten Hand, die Commenden der Maltheser- und Stephansritter, die Fideicommisse, die ausgedehnten Hut- und Holzschlagsservituten lasteten schwer auf dem Grundeigenthum. Selbst die kostspielige Trockenlegung der Maremmen wurde fruchtlos gemacht dadurch, daß man ihre Saatfelder abwaiden ließ. Ja, an manchen Orten mußten die Felder drei Jahre lang den waidenden Heerden überlassen bleiben, bis man sie ein Jahr bebauen durfte.

Der päpstliche Nuntius hatte in der geistlichen Gerichtsbarkeit eine sehr weit gedehnte Machtbefugniß: an ihn gingen die von den Bischöfen eingelegten Berufungen, er konnte die Sequestration verhindern, die „Wiedereinsetzung in den vorigen Stand" verfügen, den Doctorhut in der Theologie und in beiden Rechten, ja selbst in der Medicin und den schönen Künsten verleihen, von den auf Geburts- und Körpermängel beruhenden Hindernissen der Priesterweihe, von den Fastengeboten und in gewissen Fällen von Gelübden und Eiden entbinden, außereheliche Kinder legitimiren, viermal im Jahre mit drei ehrsamen Frauen die Nonnenklöster betreten, bei offenbarem Nutzen die Kirchengüter veräußern, die vacanten Pfründen in Besitz nehmen, siebenjährige Ablässe ertheilen u. s. w. Als sich das Freimaurerthum im Lande so stark auszubreiten begann, daß man angeblich in Florenz allein bei 3000 Mitglieder zählte, verhaftetete die hier noch immer bestehende Inquisition, bei der übrigens seit einem früheren Vorfall nur noch Landesangehörige fungiren durften, mehrere derselben, darunter auch einen gewissen Tomaso Crudeli, in dessen Reden und Gedichten man zu viel Feuer und Gedanken gefunden hatte. Durch die weltliche Behörde aus den Kerkern des heiligen Gerichts befreit, wurde er nach der Beendigung seines langwierigen Prozesses auf Lebensdauer in seine Wohnung zu Poppi confinirt, wobei er auf das Evangelium geloben mußte, jeden Monat einmal die Bußpsalmen zu beten.

So waren die Zustände in Toscana, als Franz von Lothringen sein Reformwerk damit begann, daß er eine Menge von

Mißbräuchen und Verkehrshemmnissen beseitigte, den Grundbesitz von einem Theile seiner Lasten befreite, die Ueberbleibsel des Lehenswesens mehr und mehr aus dem Wege räumte, die legislative und die richterliche Gewalt, die Oberleitung des Milizwesens und der Regalienverwaltung an sich zog, den gregorianischen Kalender einführte (1750) *), die Pisanische Zeitrechnung abschaffte und die Staatsverwaltung neu ordnete.

Sein Nachfolger Leopold I (1765), zu dessen Vormund man der öffentlichen Meinung zum Trotz den verhaßten, mit lauten Verwünschungen empfangenen Botta Adorno gemacht hatte, besaß bei mittelmäßigen Anlagen wenigstens einen redlichen Willen und die Kunst, seine Rathgeber gut zu wählen. Von dem tüchtigen Finanzmann Tavanti, von Gianni, Rucellaj, Neri unterstützt, setzte er die Reformarbeit in einer Weise fort, die dem Charakter und den Fortschrittsbedürfnissen seines Volkes vollkommen entsprach, weßhalb denn auch sein Werk, wenigstens theilweise, von dauerndem Bestände war, während wohl keine von den anderwärtigen Schöpfungen dieser Art ihre Zeit überlebte. So beschränkte er die Zahl der Soldaten, der Polizeidiener, der Kerker, der materiellen und geistigen Verkehrshemmnisse, kurz jenen ganzen Apparat von Gewalt und abschreckender Härte, mit dem die frühere Zeit Thron und Richterstuhl zur Sicherheit der Regierung und der Unterthanen umgeben zu müssen glaubte. Er gab dem Lande ein gemeinsames Gesetz und ein neues Gerichtsverfahren, hob die entbehrlichen Richterstellen und andere Aemter nebst dem Rath der Zweihundert und den privilegirten Gerichtsständen der Regalien und gewisser Anstalten auf, und schaffte die geheimen Anklagen, die Hochverraths- und Kammerprozesse, die Folter, den Reinigungseid, das Zeugniß gegen die nächsten Verwandten, die Verurtheilung in contumaciam und die Vermögenseinziehung ab. Ueberzeugt, daß der rasche, unfehlbare Vollzug mäßiger Strafen zur Verhinderung der Verbrechen mehr beitrage als eine übertriebene Härte, beseitigte er auch die Todesstrafe, um an ihre Stelle die Zwangsarbeit zu setzen. Aus den Geldstrafen wollte er einen Fonds gebildet wissen, aus dem die unschuldig Verurtheilten entschädigt werden sollten. Auch ein großartiges Codificationswerk wurde dem Geiste der Zeit gemäß unternommen, doch

---

*) In England fand derselbe 1751 Eingang. Die deutschen Protestanten dagegen hatten ihn schon im Jahre 1700 angenommen.

die von Vernaccini und Ciani begonnenen, von Lampredi fortgesetzten Arbeiten wurden durch die französische Revolution für immer unterbrochen.

Nicht weniger eifrig sorgte Leopold für die Hebung des öffentlichen Wohlstandes und für die Staatskasse. Er baute Straßen und Kanäle und ermuthigte zu gewerblichen Unternehmungen; er befreite die Industrie vom Zunftzwang, die Bauern von den körperlichen Frohndiensten, den Grund und Boden von den Fideicommissen und der öffentlichen Waide-Servitut; er ließ die Allmendgüter verkaufen und gab die Verwaltung des Gemeindevermögens an die Gemeinden selber zurück, die darin von der Regierung ganz unabhängig sein sollten; er gründete Kranken- und Armenhäuser, Erziehungsanstalten (auch für Mädchen) und Kunstschulen; er förderte die Einwanderung von Ausländern, dadurch, daß er jeden im Lande Ansässigen an den Rechten der Staatsbürger theilnehmen ließ. Im Gegensatz zu den Mediceern, die wohl die Gemeindefreiheiten vernichteten, ihre übeln Folgen aber, den Particularismus und Separatismus, die unzähligen Localrechte, Localsteuern und Zollgrenzen innerhalb des Landes zum Verderben für Handel und Industrie bestehen ließen, führte er eine einheitliche Steuer für das ganze Großherzogthum ein, hob er den Binnen-, Einfuhr- und Ausfuhrzoll nebst allen Privattaxen auf und schaffte er die Steuerverpachtung ab, die das Volk drückte und der Staatskasse wenig einbrachte. Er verzichtete auf einige für das Volk besonders lästige Regalien, gab den Tabakbau, den Betrieb von Eisengußwerken, den Seidenhandel und den Branntweinverkauf frei und erließ den Familien die Verpflichtung zum Ankauf eines bestimmten Quantums Salz. Trotzdem gelang es ihm durch Ersparnisse und in Folge einer zweckmäßigern Art der Steuererhebung, nicht nur den Ausfall der Einnahmen zu decken, sondern die letztern sogar um jährliche 1,337,969 Lire zu vermehren und in einem Zeitraum von siebenunddreißig Jahren die Staatsschuld von 87½ auf 24 Millionen zu vermindern, zu welchem Zweck er allerdings auch sein Vermögen und die Mitgift seiner Gemahlin in Mitleidenschaft zog. Und zu alledem hatte er auf Bodenverbesserung, auf Verschönerung seiner Hauptstadt und seiner Landhäuser, auf Unterstützung gemeinnütziger Unternehmungen u. dgl. nicht weniger als dreißig Millionen aufgewendet und konnte er seinem Nachfolger im Staatsschatze fünf Millionen hinterlassen. Zu jener Bodenverbesserung gehörte hauptsächlich die von Ximenes, Fabroni und Fantoni durchgeführte

Trockenlegung der Maremmen, die allerdings weniger gelungene Entsumpfung der Gegend um Siena, die Cultivirung des Chiana- und des Nievolethales, sowie der Umgegend von Pietrasanta, zu welchem Behufe fremde Kolonisten, zumal aus der Romagna, eingeladen wurden. Sehr zu Statten kam es dem zum Sparen bedachten Großherzog, daß ihm die voraussichtliche Dauer des Friedens die Veräußerung seiner sämmtlichen Kriegsschiffe und, damit zusammenhängend, die Aufhebung des Stephansordens erlaubte. Während in Folge aller dieser Maßregeln Ackerbau, Gewerbe und Handel den erfreulichsten Aufschwung nahmen, entwarf Leopold auch eine für ihre Zeit ziemlich freisinnige Verfassung, die im Jahr 1772 versuchsweise im Kleinen, in den Jahren 1776 und 1777 aber zum Aerger des Adels endgiltig im ganzen Lande eingeführt wurde. Zugleich veröffentlichte er den Zustand der Finanzen und legte er in einem Buche unter dem Titel „Toscana's Verwaltung unter der Herrschaft Leopold's II" Rechenschaft über sein Wirken ab.

Indessen hatte dieses Wirken doch auch seine Schattenseiten. Er nahm dem Volke den letzten Rest von Sinn und Verständniß für das Gemeinwesen, für das der Regent ausschließlich sorgte, ohne jemals nach Ansichten, Wünschen und Sonder-Interessen der Betheiligten zu fragen und ohne jemals auf Widerstand zu stoßen, obwohl er die ganze Denkweise und herkömmliche Sitte der Bevölkerung von Grund aus reformirt und selbst dem Luxus der Großen den Krieg erklärt hatte. Dabei liebte der Großherzog die Schmeicheleien der Höflinge und schadete er der Achtung vor sich und vor der Regierung durch gelegentliche Beweise von Doppelzüngigkeit: während er öffentlich verbot, auf anonyme Anklagen zu achten, befahl er den Gerichten, solche nach wie vor anzunehmen; während er die fiscalischen Prozesse untersagte, gab er in geheimen Anweisungen die Ermächtigung dazu. Auch mit seiner Verfügung, die unschuldiger Weise Angeklagten aus den Fonds der Strafgelder zu entschädigen, wurde niemals Ernst gemacht. Die Freigebung der Wälder hatte die Entholzung des Apennin zur Folge, was natürlich auch auf die Bodenbewässerung und damit auf den Landbau vom übelsten Einfluß war. Die Errichtung eines Polizei-Inspectorats führte zu Feindseligkeiten zwischen diesem und der Gensdarmerie, und der Mißbrauch, den der Polizei-Inspector Chelotti von Leopold's Vorliebe für geheime Beaufsichtigungen und geheime Berichte und von seinem ungemessenen Vertrauen auf ihn machte, zu einem Straßenauflauf in Florenz

(9. Mai 1774), der vom Großherzog erst nach ziemlichem Blutvergießen gedämpft und bestraft werden konnte. Da sich die Grenadiere der Besatzung auf das eifrigste daran betheiligt hatten, so löste er 1780 die letztere ganz auf, um die Sorge für die Ruhe und Vertheidigung des Landes den Bürgerkompagnien anzuvertrauen, ohne zu bedenken, daß er durch die Beseitigung der dürftigen Reste eines militärischen Organismus dem Staate seinen letzten materiellen Halt für die äußersten Nothfälle entzog.

Zu diesen Mißgriffen gesellten sich seine Eingriffe in die Rechte und die Lebenssphäre der Kirche, die den Regierungen dieser Zeit als die letzte Schranke für ihr Streben nach der absoluten Gewalt ein Dorn in den Augen war, während sie ihnen doch als moralische Stütze so viel nützte, aber freilich nur, so lang sie nicht, zur Sklavin herabgewürdigt oder als Feindin verfolgt, selber um Ansehen und Macht gebracht wurde. Undankbar gegen die besonnene Vormünderin, unter deren Schirm und gelegentlicher Zucht er seit Jahrhunderten herangereift war, wollte der Staat anstatt der schiedsrichterlichen Entscheidungen des Papstes nur noch die Protokolle und Verträge seiner Diplomaten anerkennen, die z. B. im Utrechter Frieden über die Lehen der Kirche verfügt hatten, ohne die letztere auch nur vorher zu fragen. Ja, auch die Völker sollten sich, in Normalschulen nach dem Sinne der Zeit gebildet, durch Priester aus Generalseminarien geleitet, durch das Vorbild der Regierungen und ihrer Beamten und die Declamationen der Philosophen gespornt, gegen das Oberhaupt der Christenheit erklären; sie selber sollten ihren Machthabern den letzten Schutzwall für Menschen- und Völkerrecht niederreißen helfen, um sich denselben ohne Rückhalt zu überliefern.

Die Kirche und der Kirchenstaat.

Clemens XI.

Schon Clemens XI (1700—1721), einer der würdigsten Päpste und einer der ersten Förderer der orientalischen Studien, hatte mit den Uebergriffen des Staates zu kämpfen, als er auf die Beschwerden des in seinen Einkünften verkürzten Bischofs von Lipari ein paar sicilianische Bisthümer mit dem Interdict belegte und darüber mit Victor Amadeus, der kraft seines Vorrechtes als Beherrscher der Insel die Ausführung desselben verbot und die Zuwiderhandelnden grausam bestrafte, in Streit gerieth. — Während auf der unglücklichen Insel die beiden Parteien einander bewaffnet gegenüberstanden, flüchteten bei dreitausend Geistliche aus

derselben nach Rom, wo ihr Unterhalt dem Papste volle 60,000 Scudi kostete. Noch höher stieg die Erbitterung, als der letztere kraft seiner uralten Oberherrlichkeit über Sardinien von Victor Amadeus als dem neuen Besitzer der Insel verlangte, er solle sich von ihm damit belehnen lassen, und auf die Weigerung des Königs keinen sardinischen Bischof mehr investirte. Nicht weniger Sorge machten dem Papste die Türken, welche die im Besitze der Venetianer befindliche Insel Corfu bedrohten, und auch hier that er mit unermüdlichem Eifer sein Möglichstes, um das Wohl der Christenheit zu schirmen. Nicht nur legte er der gesammten italienischen Geistlichkeit eine außerordentliche Steuer auf, nicht nur unterstützte er Venedig mit den Geldmitteln der apostolischen Kammer und der Cardinäle, — er beschwor auch Spanien, Portugal, Genua, Toscana und den Kaiser, der als Beherrscher von Ungarn bei der Sache in erster Linie betheiligt war, um Hilfe. Umsonst, der Geist der Kreuzzüge war nimmer zu erwecken; für das philosophisch-absolutistische Jahrhundert gab es kein religiöses, für die Selbstsucht der dynastischen Politik kein europäisches Interesse mehr. Der Kaiser fürchtete, er möchte durch den Kampf den Spaniern einen allzu großen Dienst erweisen, und diese hielten ihrerseits den Augenblick für geeignet, um Sardinien wegzunehmen. Diese That, die vollends jede Möglichkeit eines einträchtigen Handelns vereitelte, nahm der Papst ihrem Urheber Alberoni außerordentlich übel, und es kam darüber sogar zum Bruche zwischen ihm und Philipp V.

Innocenz XIII 1721.

Sein Nachfolger Innocenz XIII (Michelangelo Conti) belehnte Karl VI mit Neapel, unter Entbindung von dem alten Verbote einer Vereinigung der neapolitanischen Krone mit der kaiserlichen. Dafür gab ihm der Kaiser die mit Gewalt weggenommene Festung Comacchio zurück, ohne jedoch irgend ein weiteres Zugeständniß zu machen. Zugleich verständigte sich der Papst auch mit Piemont über die sicilische Angelegenheit.

Benedict XIII 1724.

Ihre völlige Erledigung aber fand die letztere erst durch seinen Nachfolger Benedict VIII (Pier Francesco Orsini), der die Rechte der sicilianischen Krone thatsächlich in ihrem früheren Umfang anerkannte, indem er bestimmte, daß innerhalb iherz Gebietes alle minder wichtigen kirchlichen Rechtsstreitigkeiten in der ersten Instanz

durch die Bischöfe der betreffenden Sprengel, in der zweiten durch die Erzbischöfe, in der dritten durch einen vom König unter päpstlicher Autorisation ernannten kirchlichen Würdenträger entschieden werden sollten. Nun war aber noch ein anderer Punkt zwischen Rom und Piemont zu bereinigen. Nikolaus V hatte sich nämlich, nachdem sein Vorgänger Felix V auf die ihm von der Basler Kirchenversammlung übertragene Würde verzichtet hatte, dem Herzog von Savoyen gegenüber anheischig gemacht, niemals über eine in den Staaten desselben gelegene Pfründe verfügen zu wollen, und das hatte nun im Laufe der Zeit zu vielen Mißhelligkeiten geführt. Um auch diese Sache in Ordnung zu bringen, anerkannte Benedict XIII Victor Amadeus als König an, dem das Patronatsrecht für die königlichen und das Präsentationsrecht für die metropolitanischen Kirchen, für die Bisthümer und die Abteien zustehe. Dafür versprach der König die Einkünfte der unbesetzten Pfründen zum Besten der Kirche verwenden zu wollen. Im Wege der stillschweigenden Zulassung bekam er dann auch noch das Recht der vorhergängigen königlichen Einsichtnahme in die päpstlichen Bullen.

Jetzt, nachdem die auswärtigen Streitigkeiten beigelegt waren, konnte der fromme Papst in ungestörter Ruhe seiner klösterlichen Gewohnheiten pflegen, denen er zeitlebens treu blieb, wie er denn auch die Tiara selber nur deshalb angenommen hatte, weil er als Dominicaner an unbedingten Gehorsam gewohnt war. Seine Zimmer, in denen er keine Leibwache haben wollte, richtete er mit klösterlicher Einfachheit ein und oft verließ er sie, um in seinem früheren Kloster mit den Mönchen zu speisen und dem Superior die Hand zu küssen, während er seinerseits den Geistlichen die herkömmliche Kniebeugung vor seiner Person untersagte. Er besuchte Kirchen und Spitäler und verwaltete überhaupt sein bischöfliches und priesterliches Amt in eigener Person. Statt Nepoten und andere Schützlinge um sich zu dulden, gab er umgekehrt sich selber einen geistlichen Vater in der Person des Cardinals Coscia. Nur auf das Wohl des Volkes bedacht und nichts weniger als ein Finanzmann, schaffte er zum Nachtheil für die Staatseinnahmen das genuesische Lotto und andere auf der Bevölkerung lastenden Uebelstände ab. Bezeichnend ist endlich noch, daß er des Widerstrebens der österreichischen Regierung ungeachtet den großen Gregor VII heilig sprach und das Officium desselben in's römische Brevier aufnahm.

Clemens XII 1730.

In außerordentlich stürmischem Conclave, bei welchem sich neben der kaiserlichen und der französisch-spanischen Partei zum erstenmal auch der piemontesische Einfluß geltend machte, wurde Lorenzo Corsini aus Florenz als Clemens XII gewählt, ein verständiger und wohlmeinender, aber in den Regierungsgeschäften ganz unerfahrener Greis von 79 Jahren. Die Günstlinge seines Vorgängers dem Volkshasse preisgebend, richtete er sein Augenmerk vorzugsweise auf den Ausgleich der zwischen den Fürsten über den Besitz der verschiedenen italienischen Länder obschwebenden Streitigkeiten und auf die Sicherung der von allen Seiten bedrohten Rechte des päpstlichen Stuhls. Daneben sorgte er aber auch für Kunst und Wissenschaft: er kaufte das Museum Albani für 76,000 Scudi, verschönerte den Vatican und bereicherte ihn mit neuen Kunstschätzen.

Benedict XIV 1740.

Nach einem halbjährigen Wahlkampfe zwischen dem Candidaten der Mächte und dem der strengkirchlichen Partei wurde endlich, für ihn selber ganz unerwartet, der fünfundsechzigjährige Prospero Lambertini aus Bologna gewählt, der sich weniger durch Sittenstrenge, als durch schriftstellerische Leistungen, durch seine gründlichen Kenntnisse im Kirchenrecht und vor Allem durch sein gefälliges Wesen und sein Eingehen auf die Zeitideen empfohlen hatte. Um seinen Geistlichen die Möglichkeit zu bieten, mit der wissenschaftlichen Bildung des Jahrhunderts gleichen Schritt zu halten, gründete Benedict XIV — so nannte sich der neue Papst — zu Rom ein christliches Museum und vier Akademien, eine für die klassische und eine für die christliche Archäologie, eine für die Kirchen- und Conciliengeschichte und eine für das Kirchenrecht und die Liturgie. Er kaufte für den Vatican die Ottobuonische Bibliothek mit ihren 3300 Handschriften an, errichtete Lehrstühle für Chemie und Mathematik, für Malerei und Bildhauerkunst, und ließ durch die Patres Boscovich und Maire zwei Meridiangrade messen. Er regelte unter freigebigen Zugeständnissen die Rechte der morgenländischen Kirchen und, um dem Aberglauben entgegenzuwirken, das Verfahren bei der Heiligsprechung. Er beschränkte die Zahl der Festtage, erneuerte die alten Verdammungsurtheile gegen den Zweikampf, ordnete das Gerichtswesen in Rom und gab den Handel zwischen letzterem und den Provinzen frei. Walpole's Sohn setzte ihm in Eng-

land ein Denkmal mit der Aufschrift: „Geliebt von den Katholiken, geachtet von den Protestanten, ein Papst ohne Nepotismus, ein Monarch ohne Günstling, bei allem Geist und Wissen ein Gelehrter ohne Stolz, ein Censor ohne Härte." In den kirchenrechtlichen Fragen voll Nachgiebigkeit, verglich er sich mit der spanischen Regierung dahin, daß er ihr die Besetzung der niedern Pfründen mit Ausnahme von zweiundfünfzig derselben überließ, wodurch der päpstlichen Kasse jährlich 34,000 Scudi entgingen. Um auch mit dem sardinischen Könige in's Reine zu kommen, übertrug er ihm gegen das Versprechen, jedes Jahr einen goldenen Kelch im Werthe von tausend Scudi nach Rom liefern zu wollen, das Amt eines beständigen Vicarius über die vier zwischen ihnen im Streite befindlichen Lehen. Endlich schloß er auch noch mit Portugal ein Uebereinkommen dahin ab, daß er seinem Könige den Titel „allergetreueste Majestät" verlieh und das Recht einräumte, die Güter der von der Inquisition Verurtheilten für den königlichen Schatz einzuziehen, als Appellationsrichter in den vor jenem Gerichte verhandelten Sachen zu entscheiden, sämmtliche Bisthümer und Abteien zu besetzen und die Geistlichkeit zum Behufe der Kriege in Indien zu besteuern.

Während er aber dem äußern Frieden zu lieb so schwere Opfer brachte, erhoben sich von anderen Seiten neue Bedrängnisse für die Kirche. Die Hälfte der Großstaaten war häretisch; in Polen wurden die bischöflichen Stühle mit griechischen Katholiken besetzt; in Deutschland erhoben sich neben den Protestanten die an den Höfen so einflußreichen Febronianer; die Engländer legten den Missionen in den Colonien alle möglichen Hindernisse in den Weg. Selbst in den ausschließlich katholischen Ländern erstand der Kirche ein gefährlicher Feind — jener pseudophilosophische Unglauben, der in seiner Selbstüberhebung und Anmaßung ihr gegenüber gerade so maßlos war, wie in seiner kriechenden Unterwürfigkeit gegen die weltlichen Gewalthaber.

Clemens XIII 1758.

Doch wie sehr sich auch mit jedem Tage die Verhältnisse für das Papstthum verschlimmern mochten, das neue Kirchenoberhaupt Clemens XIII (Carlo Rezzonico aus Venedig) konnte es nicht über's Herz bringen, die von seinem Vorgänger eingeschlagene, von den Cabineten so sehr mißbrauchte Politik der Nachgiebigkeit fortzusetzen und das Patrimonium der Kirche noch weiter schmälern zu lassen. Er sprach vielmehr seine Entrüstung über die Rechts-

widrigkeit, mit der die Mächte auf eigene Faust über das alte Kirchenlehen Parma und Piacenza verfügt hatten, unverholen aus, gewann aber freilich damit nichts anders, als daß er es mit allen bourbonischen Höfen verdarb. Das Pariser Parlament erklärte sein hierüber erlassenes Breve gleichfalls für rechts- und gesetzwidrig, weil gegen die Autorität der Mächte verstoßend, und Neapel machte sogar Miene, den Kirchenstaat militärisch zu besetzen. Doch Clemens blieb unerschütterlich bei seinem Rechte und seiner Pflicht. „Hätten wir auch die Kraft zum Widerstand," sprach er, „wir würden sie gleichwohl nicht anwenden; als Vater aller Gläubigen wollen wir keinen Krieg mit irgend einem christlichen Fürsten, und um so weniger mit einem katholischen. Ich hoffe, der Unwillen der Herrscher wird sich nicht gegen meine Unterthanen wenden, die an dieser Sache ganz unschuldig sind; wendet er sich gegen mich und wollen sie mich vertreiben, — so will ich lieber mit meinen Vorgängern in die Verbannung gehen, ehe ich die Sache der Religion und der Kirche preis gebe." Taub für die würdevolle Sprache des wehrlosen Rechtes und der Friedensliebe, ließ die französische Regierung Avignon und die Grafschaft Venaissin, die neapolitanische Pontecorvo und Benevent besetzen, und bald folgten die Kleineren dem ermuthigenden Beispiel — ist der Hase einmal aufgejagt, bellen alle Hunde zusammen. In Portugal wurde die Veröffentlichung und Aufbewahrung des päpstlichen Breves als Hochverrath verboten; in Venedig wollte man seinen Widerruf durch Beschränkung der geistlichen Gerichtsbarkeit erzwingen. Kein Wunder, wenn der Papst endlich zwischen seiner Pflicht und dem Verlangen der Mächte zu schwanken begann, die ihn zu gleicher Zeit auch um die Aufhebung des Jesuitenordens bestürmten. Zuletzt trat noch die Regierung von Parma gegen ihn in die Schranken.

Parma und die Kirche.

Der neue Herzog von Parma, Don Philipp, war an den Prunk gewöhnt, wie er am Hofe seines Schwiegervaters Ludwig XV herrschte, und so reichten natürlich die dürftigen Einkünfte des Ländchens für seine Bedürfnisse nicht hin, obwohl das Finanzwesen an Tillot aus Bayonne einen eben so geschickten wie redlichen Vorstand hatte. Die spanische Regierung sah sich deshalb bewogen, ihm nicht nur seine Schulden zu zahlen, sondern auch einen Jahresgehalt von 25,000 Lire auszusetzen. Indeß wurden jene Einkünfte nebenbei auch zu edleren Zwecken verwendet. So

begann namentlich für die Universität ein neues Leben durch ihren aus Rom berufenen Reformator Paciaudi und die trefflichen Lehrer Valdrighi, Silvani, Mazza, Pageol, Capretta, Bolla, Giordiani, den Pater Venini und den Hebraisten Derossi. Den bischöflichen Stuhl zierte der beredte Turchi und durch Bodoni aus Saluzzo erhielt die Hauptstadt eine der besten Buchdruckereien der Welt. Der berühmte Condillac leitete die Erziehung des Erbprinzen Ferdinand, für den Millot und Mably ihre im Geist der französischen Philosophen gehaltenen Geschichtswerke schrieben. Leider entsprachen die Früchte dieser Erziehung ihrer philosophischen Leitung nur allzuwohl: man hatte sich alle Mühe gegeben, dem Prinzen Achtung vor dem Rechte der Völker und die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer Beschränkung der Regierungsgewalt beizubringen, deren Mißbrauch allein Schuld sei an den Leiden der ersteren; man hatte daneben sein Gedächtniß mit allem Möglichem überladen: — aber an die Ausbildung seines Verstandes zum eigenen Denken hatte man nicht gedacht. So konnte eine gewisse Dame wohl vorhersagen, der mit zehn Jahren zum Mann Gemachte werde mit zwanzig Jahren wieder zum Kind werden.

In der That war der vierzehnjährige Prinz kaum zur Regierung gelangt (1763), als er sie und sich selber ganz und gar der Leitung jenes Tillot überließ, der, selber auch ein Anhänger der neuen Philosophie, Pombal's und Aranda's Beispiel nachzuahmen begann. Den Anfang dazu machte er damit, daß er der römischen Curie, mit der er sich natürlich bald überworfen hatte, die herkömmliche Abgabe für die Investitur verweigerte und daß er die Gläubigen hinderte, den Papst mit frommen Spenden zu unterstützen. Die todte Hand sollte kein volles Eigenthumsrecht auf Liegenschaften mehr haben können; wenn sie je solche erwerbe, so habe sie dieselben entweder einem Laien zu übergeben oder binnen Jahresfrist zu verkaufen, mit einziger Ausnahme der Spitäler und der Findelhäuser. Die Ablegung der Klostergelübde schließe zugleich den Verzicht auf alles Vermögen und jede künftige Erbschaft in sich, nur die Lebensrenten ausgenommen; der seit der Einführung des neuen Katasters an Geistliche übergegangene Grundbesitz solle der allgemeinen Steuer unterworfen sein. Trotz der energischen Verwahrung der römischen Regierung in seinem Werke fortfahrend, bestimmte Tillot in der Pragmatik von 1767 weiter, daß die herzoglichen Unterthanen künftighin bei auswärtigen und vollends bei römischen Gerichten

keine Prozesse mehr führen und sich bei fremden Behörden um keine kirchlichen Pensionen und keine mit irgend einer Gerichtsbarkeit oder Prärogative verbundene Commende oder sonstige Würde bewerben dürften; daß inländische, eine Gerichtsbarkeit mit sich führende Pfründen, gleichviel ob mit oder ohne Seelsorge, desgleichen Pensionen, Abteien und sonstige Würden von der angegebenen Art nur mit Zustimmung des Herzogs und nur an Inländer vergeben werden könnten, und endlich daß sämmtliche aus Rom kommenden Schriften erst durch das Exequatur des letztern ihre Gültigkeit erhalten sollten.

Vergebens erklärte Clemens XIII alle diese Verfügungen für null und nichtig, da sie unbefugterweise erlassen worden seien; vergebens schloß er die Urheber derselben von der Kirchengemeinschaft aus und fuhr er fort, die Herzogthümer Parma und Piacenza als Eigenthum der Kirche zu bezeichnen. Ferdinand erhob Protest dagegen und brachte aus den Archiven Beweise für die Unabhängigkeit der Herzogthümer bei; er ließ die Jesuiten verhaften und über die päpstliche Grenze schaffen, unter Strafandrohung für den Fall der Rückkehr in seine Staaten; er hob die Inquisition und mehrere Klöster auf, während er die andern regulirte. Das päpstliche Breve aber suchte er dadurch bedeutungslos zu machen, daß er erklärte, es könne unmöglich von einem so weisen Papste ausgegangen sein. Die durch den bekannten Familien-Vertrag verbundenen bourbonischen Höfe machten gemeinsame Sache mit ihm. Franz III von Modena folgte seinem Vorgang, indem er die Kirchengüter und viele religiöse Stiftungen der Besteuerung unterwarf; schon rüstete er sogar zum Kriege, um seine Ansprüche auf das Herzogthum Ferrara geltend zu machen, als sich die Großmächte in's Mittel legten.

Clemens XIV 1769.

In der peinlichen Wahl zwischen der Erlassung von Verfügungen, auf die Niemand achtete, und der Anwendung von Verfügungen, die von der öffentlichen Meinung mißbilligt wurden, grämte sich Clemens XIII zu Tode. Die Fürsten aber beeilten sich, ihm einen für ihre Pläne möglichst fügsamen Nachfolger zu geben. Ihre Wahl fiel auf den Franziskaner Lorenzo Ganganelli, als Papst Clemens XIV genannt, der sich als gewandter Schriftsteller voll Geist und Wissen ausgezeichnet hatte. So besitzen wir von ihm eine Reihe treffender Urtheile, z. B. über die französischen Philosophen: „Gerade durch ihre Angriffe

auf das Christenthum werden sie seine Nothwendigkeit darthun"; über Voltaire: „er greift das Christenthum nur darum so oft an, weil es ihn genirt"; über Rousseau: „er ist als Maler nur in der Gewandung groß, seine Köpfe aber sind verfehlt"; über den Verfasser des Systems der Natur: „er ist ein Wahnsinniger, der das Haus nach seinem Kopf einrichten zu können wähnt, nachdem er den Herrn desselben hinausgetrieben hat".

Man wollte wissen, er habe die Tiare nur gegen das vorgängige Versprechen, den Jesuitenorden aufzuheben, erhalten; so viel aber ist jedenfalls gewiß: kaum hatte er begriffen, welch kräftige Stütze er dem heiligen Stuhle damit entziehen würde, als er sich alle Mühe gab, die Höfe mit einer bloßen Reform desselben zufrieden zu stellen. Um sie durch Nachgiebigkeit für diesen Gedanken zu gewinnen, unterließ er die Veröffentlichung der Bulle In coena Domini und ließ er es sich stillschweigend gefallen, als sie die Absendung der nach Rom bestimmten Geldsummen, die Amtsthätigkeit der Inquisition und die Eigenthumserwerbung von Seiten der Geistlichkeit verhinderten. Er wandte sich mit besonderen Schreiben an die einzelnen Höfe, er nahm den Herzog von Parma wieder in den Schooß der Kirche auf und suspendirte das gegen ihn erlassene Monitorium, wofür sich derselbe zum Vermittler bei den bourbonischen Höfen anerbot: es war Alles umsonst, sie beharrten auf der Aufhebung des Ordens. Endlich gab der Papst auch hierin nach und nun erhielt er von Frankreich Avignon, von Ferdinand IV Benevento und Pontecorvo zurück. Mit dem König von Sardinien aber kam er über die Abschaffung oder wenigstens Beschränkung der Asylvorrechte überein, da es, wie er in seinem Erlasse selber einräumte, öfters vorkam, daß die Verbrecher für ihre Waffen und Dirnen in der Vorhalle oder dem geheiligten Vorhof der sie beschützenden Kirchen Hütten aufbauten.

Aber auch jetzt hörten die Fürsten noch nicht auf, an der völligen Losreißung ihrer Landeskirchen von Rom zu arbeiten. Bayern schloß alle Ausländer von den Kirchenämtern aus. Maria Theresia verminderte die Zahl der religiösen Körperschaften und strebte nach der Vormundschaft über die Besitzungen der todten Hand; sie entzog den kirchlichen Behörden die Büchercensur*), um

*) Im Mailändischen wurde sie von jeher sehr mild gehandhabt und mehrere Gelehrte wanderten deshalb eigens dahin aus, um ungehindert lehren und ihre Werke drucken lassen zu können.

sie den bürgerlichen zu übergeben; sie schaffte die Inquisition, die Asyle und die Strafzellen ab, übertrug die Besorgung der „gemischten" kirchlichen Angelegenheiten und die Reform der Pfarreien und der frommen Oerter an zwei weltliche Collegien und gebot den lombardischen Bischöfen, die Bulle In coena Domini zu unterdrücken. Darauf kam Joseph mit seinen übereilten stürmischen Reformen und seiner Begünstigung der Jansenisten, die hier, statt mit ihren französischen Gesinnungsgenossen das Princip der Freiheit gegen die Regierung zu verfechten, umgekehrt im Dienste der letztern daran arbeiteten, die kirchliche Autorität und damit das letzte Hinderniß des Absolutismus zu beseitigen.

Pius VI 1775.

Geängstigt durch diese Neuerungen, die mit jedem Tage zahlreicher und rücksichtsloser wurden, ging der heilige Vater — der nach ungewöhnlich langem Conclave gewählte Papst Pius VI selber nach Wien — ein gewagter Versuch, der im Falle des Mißlingens die Achtung vor dem heiligen Stuhl gefährden mußte. Und er mißlang vollständig, wie wir seiner Zeit gesehen haben. Kaum war der Papst heimgekehrt, als Joseph II dem lombardischen Statthalter den Befehl zusandte, an seinen Entschließungen hinsichtlich der Klöster und der Religionsduldungen unbedingt festzuhalten. Zugleich untersagt er jede Erörterung über die Bulle Unigenitus sowie jedes unmittelbar an die römische Curie gerichtete Ansuchen um Dispens. Er übertrug die Büchercensur an die weltliche Behörde, machte die päpstlichen Bullen von seinem Exequatur abhängig und bestimmte, daß die Beaufsichtigung der Seminarien und die Ernennung der Bischöfe dem Könige zustehe, dem die letztern Treue zu geloben hätten.

Venedig.

Auch Venedig war mit dem Papste in Zwist gerathen. Entsprechend der in dem Handelsstaate herrschenden, von Sarpi's Einfluß genährten freisinnigern Anschauungsweise in religiösen Dingen war die dortige Geistlichkeit von jeher dem Staate ergeben gewesen und hatte es die gleichfalls im Dienste und in den Händen der Regierung befindliche Inquisition nie zu einem größeren Einflusse gebracht. Trotzdem war die Republik beim Papste wohl angeschrieben und gab er sich wie gesagt alle Mühe, um zu ihren Gunsten einen Kreuzzug gegen die Türken zu Stande zu bringen, die ihr Morea entrissen. Erst der zwischen Venedig und Oester-

reich obschwebende Streit über die Wahl des Patriarchen von Aquileja machte dem guten Einvernehmen ein Ende. Da sich nämlich die Gerichtsbarkeit des letztern über die beiderseitigen Antheile an Friaul erstreckte, so waren die beiden Staaten übereingekommen, daß die Besetzung seines Stuhles das einemal durch den einen, das andermal durch den andern erfolgen solle. Nach und nach aber hatte es sich, sei es durch die größere Gewandtheit der einen, sei es durch die Nachgiebigkeit der andern Partei, so gefügt, daß die Besetzung jedesmal von Venedig aus erfolgte. Dieses mißbräuchliche Verhältniß wollte nun Maria Theresia, die über ihre Rechte so sorgsam wachte, geändert wissen und darüber kam es zu einem Streite, dessen Schlichtung dem Papste Benedikt XIV übertragen wurde (1751). Er wählte den Ausweg, das Patriarchat in zwei Hälften zu trennen, wovon die eine mit dem bisherigen Patriarchensitze rücksichtlich der Patriarchenwahl unter Venedig, die andere, mit Udine als Mittelpunkt, unter Oesterreich stehen sollte. Doch diese Entscheidung mißfiel der Republik als angebliche Verletzung ihrer Rechte so sehr, daß sie den Nuntius verabschiedete und Ancona wegzunehmen drohte. Wenn auch Rezzonico's Erwählung zum Papste den Streit zwischen seiner Vaterstadt und dem heiligen Stuhl zum Schweigen brachte, so versöhnte sie doch die erstere keineswegs, und so begann nun auch die Republik, mit den vom Zeitgeist geforderten Reformen gegen die Kirche vorzugehen. Sie stellte sämmtliche Orden unter die bischöfliche Gerichtsbarkeit, — eine Maßregel, die vorzugsweise gegen die Jesuiten gerichtet war, deren unabhängige Stellung so vielen Leuten ein Dorn im Auge war. Sie regelte die Disziplin in den Klöstern, bestimmte einem jeden derselben ein Maximum für die Anzahl seiner Mönche und hob alle auf, deren Unterhaltsmittel nicht einmal für zwölf der letztern hinreichten. Sie verbot ferner allen amtlichen Verkehr mit auswärtigen Vorständen und alle Geldsendungen nach Rom; sie beschränkte das Recht zu Vermächtnissen an die todte Hand, unterwarf — was bis dahin noch kein anderer katholischer Staat gethan hatte — die Kirchengüter, ohne erst die päpstliche Ermächtigung einzuholen, der allgemeinen Besteuerung, unterdrückte die Bulle In coena Domini und entzog dem Papste das Recht zur Besetzung der Canonicate und der Seelsorgerpfründen; nur die der bischöflichen Stühle blieb ihm überlassen. Außerdem wurde noch verfügt, daß Niemand vor dem einundzwanzigsten Jahre die Priesterweihe erhalten

und vor dem fünfundzwanzigsten die Klostergelübde ablegen dürfe, nur die von der Regierung genehmigten Bullen und die vom Patriarchen ertheilten Dispensen giltig seien. Vergebens mahnte der Papst die Republik in dem versöhnlichsten Tone — wie ihn die traurigen Zeitverhältnisse nur allzu gebieterisch von ihm verlangten — von ihren Eingriffen in seine Rechte ab: der Senat kränkte ihn nicht nur durch eine hochfahrende Erwiderung, sondern zog jetzt auch noch die Gerichtsbarkeit über die kirchlichen Angelegenheiten an sich.

Korsika.

Wohl fühlend, von welchem Gewichte trotz alledem die Stimme des Papstes für seine Sache noch immer sein müßte, hatte Paoli, der Führer der aufständischen Korsen, denselben um seinen Schutz für die Insel und um Reorganisation ihrer durch den Bürgerkrieg gleichfalls in Unordnung gerathenen kirchlichen Verhältnisse gebeten. Clemens ersuchte zuvor die Republik Genua um ihre Zustimmung zu diesem Schritte, schickte aber dann auf ihre ablehnende Antwort gleichwohl einen apostolischen Visitator auf die Insel. Darin erblickte nun die Republik, obwohl sie mit Rom in freundlicheren Beziehungen stand als Venedig, eine Verletzung ihrer Oberherrlichkeit über Korsika, und sie suchte deshalb die Ausführung der päpstlichen Maßregel durch Gegenbefehle und ausgesendete Fregatten zu verhindern, während heftige Streitschriften auf beiden Seiten die Erbitterung steigerten. Trotzdem gelangte der Visitator glücklich an sein Ziel, wo er in einträchtigem Zusammenwirken mit Paoli, unter dem gläubig-frommen Volke Trost und Hoffnung verbreitete und die Geistlichkeit zum opfermuthigen Einstehen für's Vaterland anfeuerte. Während der vorurtheilslose Paoli verbrecherische Mönche und Priester mit aller Strenge, selbst mit dem Tode bestrafte, machte er die Insel zum Zufluchtsort für Juden und selbst für Jesuiten, gegen welche doch die Zeit so sehr im Harnisch war.

Neapel und die Kirche.

In Neapel mußte das engere Abhängigkeitsverhältniß zu Rom mehr als anderswo zu einer genauen Prüfung seiner Rechte und Ansprüche auffordern und in der That hatten die großen Juristen, an denen gerade dieses Land von jeher so reich war *),

*) Man denke nur an Aulisio, Gravina, Vico, Palmieri, Galiani, Briganti, Galanti, Delfico, Pagano, Franchi, Napollar 2c.

das Kirchenrecht zu einer förmlichen systematischen Wissenschaft ausgebildet. Dabei hatten sich die gewichtigen Stimmen eines Capasso und eines Argenti bei jeder Gelegenheit zu Gunsten der weltlichen Regierung ausgesprochen, und ganz in diesem Sinne hatte auch der Advokat Giannone aus Ischitella seine „politische Geschichte Neapels (1724) geschrieben, in der er — für den damaligen Stand der Geschichtschreibung verdienstvoll genug — schon weit über die bloße Erzählung der Thatsachen hinausgeht, den engen Zusammenhang zwischen Staats- und Rechtsgeschichte erkennt und die allmälige Entwicklung des kaiserlichen, des kanonischen, des feudalen, des municipalen Rechtes als der vier Hauptelemente der neuern Staatsorganisation darstellt. Um so schwächer ist er dagegen in der Detailkenntniß des Stoffes und vollends in der Kunst der Darstellung. Es ist ein schwerfälliges, noch ziemlich unverdautes Werk voll chronologischer Verstöße, störender Lücken und seitenlanger, wörtlicher Entlehnungen, neben denen die Nichtbeachtung der handschriftlichen Quellen um so mehr auffällt. Als Jurist voll sklavischer Anhänglichkeit an den Buchstaben des Gesetzes, verachtet er das Volk wie ein Hofschranze. Ohne Sinn für die wahre Philosophie der Geschichte nimmt er statt eines wirklichen Fortschrittes einen ziellosen Kreislauf der Entwicklung an und hegt er sogar von der Buchdruckerkunst nur schlimme Erwartungen. Sie werde, meint er, durch die Erleichterung der gelehrten Studien die Selbstständigkeit des Genies vernichten, durch die Menge der Bücher dem Unterrichte schaden, durch die Copierung schlechter Bücher die Verbreitung der wirklich großen Ideen hemmen. In dem beständigen Streben, die weltliche Macht auf Kosten der geistlichen zu erheben, ist er nicht nur parteiisch, sondern er erlaubt sich auch nicht selten Witzeleien gegen die Kirche und ihre Disciplinen. Darum war er aber auch beim Volke so übel gelitten, daß er oft derbe Beschimpfungen erdulden mußte, weshalb er endlich nach Wien floh, wo ihm Karl VI einen Jahresgehalt von tausend Gulden anwies. Als er diesen später verlor, irrte er unstät und unter vielen Anfechtungen umher, bis er in Genf sein häretisches „Triregno" herausgab und in Folge dessen auf das sardinische Gebiet hinübergelockt und hier bis zu seinem Tode gefangen gehalten wurde. Den Namen eines Freiheitsmärtyrers, den ihm seine unfreiwillige Haft verschaffte, verdient er unter keinen Umständen.

Nach dem überreichen Einkommen seiner Geistlichen lüstern, verlangte Karl VII von dem Papste, er solle die Zahl derselben

vermindern, die Vermächtnisse an die todte Hand verbieten und ihm das Recht zur Besetzung der Bisthümer und Pfründen, sowie zum Vorschlage eines Candidaten für den Cardinalshut und zum Ausschlusse von Candidaten im Conclave zugestehen. Wirklich erhielt er auch im Wege des Uebereinkommens die Ermächtigung, in Neapel ein gemischtes Gericht für Streitigkeiten zwischen Geistlichen und Laien einzusetzen und von den Kirchengütern eine Steuer zu erheben, um daraus Commenden für den S. Karls- und den S. Januarius-Orden zu bilden. Doch das war nur ein kleiner Anfang zu dem, was der Marchese Tanucci, sein und seines Nachfolgers Minister, als Schüler der Encyclopädisten an „Verbesserungen“ anstrebte. Freilich nahm er dabei als willkürlicher Despot nicht die mindeste Rücksicht auf die Geschichte des Landes und den Charakter seines Volkes und sah er als eifriger Absolutist bei seinen schrankenlosen und doch mit unerschütterlicher Beharrlichkeit festgehaltenen Plänen weit weniger auf das Wohl des letztern, als auf die Macht des Königs, die er möglichst zu concentriren trachtete. Allerdings ging bei den bestehenden Verhältnissen beides oft Hand in Hand. Das war z. B. der Fall, wenn er den Adel an den Hof einlud und in Folge dessen seines Einflusses auf die Bevölkerung, seiner Macht und Selbstständigkeit beraubte; wenn er die Richter, um sie von dem legislativen Willen und der Oberaufsicht der Regierung abhängiger zu machen, anwies, ihre Entscheidungen nur auf die klaren Worte des Gesetzes zu gründen und die Gründe derselben durch den Druck bekannt zu geben; wenn Galanti das Land bereisen mußte, um über die Uebelstände desselben Bericht zu erstatten. Die vielen verhafteten Freimaurer gab Tanucci nicht nur frei, sondern er ließ sogar den Gerichtsvorstand Pallanti, von dem die Verhaftbefehle ausgegangen waren, seinerseits in Anklagestand setzen. Ueberhaupt waren seine Bestrebungen ganz besonders gegen die Kirche gerichtet. Er hob den Kirchenzehenten auf, erklärte die todte Hand für unfähig zum ferneren Erwerbe von Grundeigenthum, verbot den Rekurs an die römischen Behörden, beschränkte die Gerichtsbarkeit der Kirche, verminderte die Zahl der Geistlichen auf zehn und dann auf fünf für je tausend Seelen und vermehrte dagegen zum Nachtheil der römischen Curie die Anzahl der Bischöfe, die in Allem der Staatsregierung untergeordnet wurden. Er machte die Giltigkeit der bereits erlassenen wie der künftigen Bullen von der Genehmigung des Königs abhängig, setzte die Ehe zu einem reinen „bürgerlichen Vertrag“ herab, ließ die

Jesuiten, angeblich vierhundert an der Zahl, auf einmal über die päpstliche Grenze schaffen und wies dem jüngern Giannone, „dem Sohne des größten, dem Staate nützlichsten und auf's ungerechteste verfolgten Menschen, den Neapel im ganzen Jahrhundert hervorgebracht", einen Jahresgehalt an. Nach dem bestehenden Rechte durften die katholischen Fürsten für den erledigten Posten eines Nuntius drei Candidaten vorschlagen, aus denen dann der Pabst einen wählte. Dieses Recht wollte nun Clemens XIII im Jahr 1759 auf die Großmächte beschränkt wissen, allein die Regierung von Neapel, das nicht zu ihnen gehörte, erklärte darauf, sie würde dann gleichwohl auch in Zukunft nur denjenigen Prälaten als Nuntius empfangen, der ihr genehm wäre. Nachdem sie einmal auf diese Weise mit Rom offen gebrochen hatte, begann sie der Veröffentlichung und Durchführung seiner Bullen und Breves alle möglichen Hindernisse in den Weg zu legen; sie entzog ihm die Hinterlassenschaft der Bischöfe und die Einkünfte ihrer erledigten Sitze, um beides den Armen zuzuwenden; sie hob verschiedene Abgaben an die römische Kanzlei auf, desgleichen das Patronatsrecht, das dem Pabste für alle zu einer Pfründe neu hinzukommenden Lehen oder Fonds zustand; sie erklärte die Besetzung der hundert bischöflichen Stühle von Sicilien für ein Recht des Königs, schaffte auf der Insel die Inquisition ab und gab dem griechisch-unirten (albanesischen) Theil ihrer Bewohner einen eigenen Bischof, ohne dem Pabste auch nur ein Wort davon zu sagen; sie verminderte die Zahl der Bettelmönche von 16,000 auf 2800, übertrug die Ertheilung von Ehedispensen an die Bischöfe und hob zuletzt den Gerichtshof der Nuntiatur ganz auf.

Da das Königreich beider Sicilien als ein altes Lehen des heiligen Stuhles galt, so kam einem im Jahr 1479 zwischen Sixtus IV und Ferdinand von Aragonien abgeschlossenen Uebereinkommen gemäß jedes Jahr am Vorabend des hl. Petrus ein Connetable nach Rom, um dem Pabste einen Zelter mit 6000 Ducaten zu überreichen. Zu Anfang des Jahrhunderts nahmen sogar zwei Fürsten, nämlich Philipp von Spanien und Karl von Oesterreich zu gleicher Zeit das Recht zur Uebersendung des Zelters in Anspruch, bis sich (1739) Karl VIII bei Annahme der Belehnung feierlich dazu verpflichtete. Nun rieth aber Tanucci dem Könige zur Unterlassung der nach seiner Ansicht zwar nicht ungesetzlichen, aber doch vielleicht etwas demüthigenden Förmlichkeit, und als Ferdinand im Jahr 1777 gleichwohl den Großconnetable

Colonna wieder schickte, erklärte dieser, er bringe jene Huldigung den heiligen Aposteln dar, während Pius VI erwiderte, er nehme sie als Lehensabgabe des Königreichs beider Sicilien an. In dieser Weise wurde die Sache bis 1788 behandelt. Da kam zum erstenmal statt dessen ein bloßer Bevollmächtigter des Königs, um dem Staatssecretariat 7000 Ducaten für das Grab der heiligen Apostel zu überreichen. Da das Geld, weil der Zelter nicht dabei sei, zurückgewiesen wurde, hinterlegte er es bei einem Wechsler, um es so der apostolischen Kammer zur Verfügung zu stellen. Der Pabst beschwerte sich, daß der König sich seiner Pflicht entziehen wolle, und in einer Flut von Streitschriften wurde die Sache auf beiden Seiten mit ebenso viel Unredlichkeit als Unklarheit und Leidenschaftlichkeit ausgefochten. Erst unter dem neuen Minister Caraccioli, al man bereits die Revolution heranziehen sah, kam ein Uebereinkommen zu Stand, wonach der Papst auf die obengenannte Förmlichkeit und überhaupt auf seine Oberlehensherrlichkeit verzichtete, während der König ihm die Wahl der Bischöfe aus je drei von der Regierung vorgeschlagenen Candidaten, die Besetzung der niedern Pfründen, die jedoch nur an Landesangehörige vergeben werden durften, und das ausschließliche Recht zur Ertheilung von Ehedispensen zugestand, mit der Bestimmung übrigens, daß dessenungeachtet auch die während des Streites von den Bischöfen ertheilten Dispensen gültig bleiben sollten. Endlich sollte noch jeder neue König dem heiligen Petrus 500,000 Scudi spenden.

Toscana und die Kirche.

In Toscana war die Opposition gegen Rom nichts Neues. Selbst der schwache Gian Gastone war so weit gegangen, im Jahr 1732 dem Erzbischof Martelli die Veröffentlichung der von der Diöcesansynode gefaßten Beschlüsse zu untersagen und ihm „zu verstehen zu geben, daß er sich nur mit den geistlichen Dingen zu befassen habe und daß er gegen Laien unter keinen Umständen mit zeitlichen Strafen vorgehen dürfe.“ Der Einfluß Rucellaj's, des obersten Gerichtspräsidenten, erhielt dann auch die Regentschaft unter Richencour in dieser unfreundlichen Stimmung und Stellung gegen Rom. Von ihm und Neri geleitet, verbot der Großherzog Franz die Besitzerwerbungen von Seiten der todten Hand, die Missionen in Florenz und verschiedene Prozessionen, entzog er der Inquisition die Büchercensur und gab er ihr zwei weltliche Gerichtsbesitzer bei. Die Klagen Benedicts XIV

und der Widerstand einzelner Bischöfe nützten nichts. Als der Bischof von Chiusi in der Angelegenheit an Rucellaj schrieb, erklärte sich dieser für beleidigt und der Papst mußte den Bischof zu einer demüthigen Abbitte bewegen — so weit war es mit der Kirche gekommen!

Noch schlimmer gestaltete sich ihre Lage unter Leopold II, welcher das Beispiel seines Bruders Joseph II. vor Augen, als entschiedener Gegner der Gesellschaft Jesu, welche im Großherzogthume zehn Collegien und ein Einkommen von 146,671 Lire besaß, auftrat und die Kirchengüter besteuerte. Er hob außer den kirchlichen Asylen, dem Klosterbettel und den Einsiedeleien auch 2500 Bruderschaften und viele Klöster auf, darunter selbst die der Barnabiten, die sich mit der Erziehung befaßten. Er machte die Superiore für die Einhaltung der Klosterregeln verantwortlich und erschwerte den Eintritt in die geistlichen Orden. Er vergab die Pfarreien im Wege des Concurses; befahl den Geistlichen, gegen die Selbstgeißelungen, die Wallfahrten und alle von der Kirche nicht gebilligten Andachtsübungen zu predigen, und untersagte die Veröffentlichung der Censuren gegen die, welche dem Gebot der österlichen Beicht nicht nachkamen. Er entzog der Bruderschaft der Barmherzigen die Ermächtigung, für die Leichname der unter freiem Himmel Gestorbenen Sorge zu tragen, und verbot alle äußern Förmlichkeiten bei Leichenbegängnissen, sowie die Bestattung außerhalb der Kirchhöfe. Von sämmtlichen Prozessionen blieb nur noch der Umzug am Frohnleichnamsfest gestattet und auch bei diesem durften die Heiligenstatüen nicht mehr bekleidet werden. Die Bischöfe sollten die Entscheidung in den für sie vorbehaltenen Fällen den Pfarrern überlassen; ihre Gerichte aber sollten ihre Thätigkeit auf die rein geistlichen Sachen beschränken und diese in der landesüblichen Sprache verhandeln; die Generalvicare sollten der von drei zu drei Jahren erneuerten Bestätigung des Landesherrn bedürfen und die kirchlichen Decrete erst durch das Exequatur des letztern ihre Gültigkeit erhalten. Zuletzt wurde auch noch die Gerichtsbarkeit des Nuntius ganz aufgehoben; die Bischöfe sollten sich in ihren Anliegen unmittelbar an den Großherzog wenden, der stets zu ihrer Unterstützung bereit sein werde.

Besonders eifrig wurden diese Maßregeln von Scipio Ricci, dem Bischof von Pistoja, betrieben, der in den Klöstern seines Sprengels grobe Mißbräuche vorgefunden und bestraft hatte, wie denn überhaupt vielfachen Zeugnissen zufolge

kaum zu läugnen sein dürfte, daß das Sittenverderbniß unter der Kloster- und zum Theil auch unter der Weltgeistlichkeit Toscana's einen hohen Grad erreicht hatte. Leider nahm er auch manchen zum mindesten unschuldigen Brauch für Aberglauben und schaffte ihn demgemäß ab, wie z. B. die Andacht zum Kreuzweg und zum Herzen Jesu. Schlimmer ist, daß er die Schriften Quesnels und der andern Jansenisten verbreitete, worin so manche Frage erörtert wurde, an die bis dahin in Toscana Niemand gedacht hatte. Als der Papst sein indiscretes Verfahren in einer ärgerlichen Untersuchung gegen zwei des Quietismus und der Unsittlichkeit bezüchtigte Klosterfrauen mißbilligte und ihm mehr Klugheit empfahl, hielt sich die Regierung für beleidigt und Piccolomini, der Minister des Auswärtigen, schrieb dem Papste, „seine königliche Hoheit schmeichle sich mit der Erwartung, der heilige Vater werde sich bei reiferer Ueberlegung bewogen finden, seinem Kirchenfürsten einen Beweis von besonderer Zuneigung zu geben, seiner königl. Hoheit aber einen Beweggrund dazu, daß sie sich weniger unangenehm berührt fühle durch einen solchen Schritt und durch die erniedrigende Behandlung, die, wie sie sehen müsse, die römische Curie den Bischöfen angedeihen lasse, welche ihre Pflicht und ihre Rechte nicht zum Opfer bringen wollen, um die von Rom in Anspruch genommenen in ihrer vollen Ausdehnung anzuerkennen." Ricci selber aber wurde nimmer müde, gegen die „Hildebrand'schen Anmaßungen" und das „Mönchsregiment", die Jesuiten und die Mönche überhaupt loszuziehen, „diese Verderben bringende Giftbrut, die das ihr vermeintlich zugefügte Unrecht oder vielmehr den ihr entgegengesetzten gerechten, christlichen Widerstand niemals vergessen könne."

Von ihm aufgehetzt, befahl der Großherzog in einer Art Hirtenbrief den Geistlichen, zum mindesten alle zwei Jahre zu einer Synode zusammenzutreten, um über siebenundfünfzig aufgeführte Punkte zu berathen. Es handelte sich dabei vornehmlich um die Abfassung besserer Breviere, Meß- und Erbauungsbücher; um die Frage, ob es nicht zweckmäßiger wäre, bei Spendung der Sakramente die italienische Sprache zu gebrauchen; um die gleichmäßige Heranbildung der Geistlichkeit; um die gemeinsame Anerkennung der Augustinischen Gnadenlehre; um die Prüfung der wunderthätigen Reliquien und Bilder und die Beseitigung der zweifelhaften; um die Abschaffung der Hauskapellen und der überflüssigen Feste.

Synode von Pistoja.

Der erhaltenen Aufforderung gemäß berief Ricci im Jahr 1786 eine Synode nach Pistoja, wohin namentlich auch Fabio de Vecchi aus Siena, Tanzini aus Florenz und andere „Regalisten“ eingeladen wurden. Tamburini und Palmieri hatten die einzelnen Beschlüsse zu formuliren, über die dann berathen wurde. Die Verhandlungen, über deren Fortgang sich der Großherzog täglich berichten ließ, hielten sich so genau als möglich an das Vorbild der französischen „Appellanten“ und drehten sich hauptsächlich um die Einführung der Civil-Ehe, die von der kirchlichen Einsegnung möglichst scharf geschieden werden sollte. Hier hauptsächlich sollte der Großherzog mit seiner ganzen Macht mitwirken, während er zugleich auch um Beschränkung der Zahl der Feste und der Eide angegangen wurde. Das Ergebniß der sieben Sitzungen bestand in folgenden Beschlüssen: Die Bischöfe sind die Stellvertreter Christi, nicht des Papstes; nicht von diesem, sondern unmittelbar von jenem haben sie die Amtsgewalt über ihre Sprengel, und diese Amtsgewalt kann weder verändert noch suspendirt werden; auch den einfachen Priestern muß auf den Diöcesan-Synoden eine berathende Stimme zustehen, in Glaubensfragen aber eine eben so entscheidende wie dem Bischof; die Kirchen dürfen nur Einen Altar haben; die gottesdienstlichen Gebete sind laut und in italienischer Sprache zu verrichten; alle bildlichen Darstellungen der heiligen Dreieinigkeit sind zu beseitigen, desgleichen alle Heiligenbilder, denen eine größere Verehrung gezollt wird als andern; die Lehre von einer Vorhölle der Kinder ist ein Wahn; die Kirche kann keine neue Glaubenssätze aufstellen und ihre Beschlüsse sind nur insoweit unfehlbar, als sie mit der heiligen Schrift und der ächten Ueberlieferung übereinstimmen; jeder Gläubige ist gehalten, die heilige Schrift zu lesen; der Ablaß befreit nur von den Kirchenbußen und die Lehre von einem überschüssigen Gnadenschatz der Verdienste Christi und von dessen Verwendbarkeit für Verstorbene ist eine Erfindung der Scholastiker; die Reservirung einzelner Fälle und der vor der Consecration abzulegende Eidschwur der Bischöfe sind aufgehoben; der Kirchenbann hat nur eine äußerliche Wirkung; auch die weltlichen Regenten können Ehehindernisse aufstellen. — Ueber zweihundert Priester nahmen die sogenannte Augustinische Gnadenlehre, die vier Sätze der gallicanischen Kirche und die zwölf Artikel des Cardinals von Noailles an und billigten die vom Großherzog und Ricci durchgeführten Reformen. Jetzt wurde auch noch der

neue Katechismus des Lyoner Erzbischofs Anton de Montazet zur Einführung vorgeschrieben.

Da sich aber trotzdem noch immer viele Bischöfe fanden, die, wenn auch nur einzeln und für sich, gegen die Encyclica des Großherzogs protestirten, so beschloß dieser, dem an ihrer allgemeinen Anerkennung durch sämmtliche Bischöfe sehr viel gelegen war, ein Nationalconcil zu berufen. Um dieses vorbereiten zu lassen, lud er drei Erzbischöfe und fünfzehn Bischöfe, welche Räthe und Kirchenrechtslehrer, aber nur keine Mönche mit sich bringen durften, zu einer Conferenz im Palaste Pitti ein. Nun erklärten sich zwar auch hier die Meisten für die Beschlüsse der Synode von Pistoja, allein die Andern widersetzten sich, auf die Ausführungen des berühmten Rechtsgelehrten Lampredi, die Unzufriedenheit des Volkes und die Partei der sogenannten Fanatiker gestützt, mit solcher Entschiedenheit, daß der Großherzog die Hoffnung, auf einem Concil mit seinem Vorhaben durchzudringen, zuletzt aufgeben mußte.

Ricci aber ließ sich dadurch in seinem Reformwerk nicht stören; er ließ die Psalmen italienisch beten, änderte im englischen Gruße einige Worte ab und nahm aus den Kirchen die kostbaren Schmuckgegenstände, die Breve und die Ablaß-Andenken weg. Richtig fing man jetzt schon in manchen Kirchen an, die Messe italienisch zu lesen, und das Volk hatte seinen Spaß an dem „Gehet, die Messe ist beendigt!“ und dem „Gott sei gedankt!“ Als man ihm aber die Nebenaltäre wegnehmen wollte und darunter auch den, auf welchem die Bewohner von Prato den Gürtel der Gottesmutter verehrten, da erhob sich ein wilder Aufruhr. Bewaffnet und in der verbotenen Weise singend und läutend, stürmte das Volk in die Kirche, wo es den Thronsessel des Bischofs, seine Wappen und die von den Neuerern eingeführten Bücher verbrannte, die vergrabenen Reliquien ausgrub, um sie mit feierlichen Umzügen und Litaneien zu verehren und an ihrer Stelle die neuen Hirtenbriefe einzugraben — alles nur, um Ricci's Anordnungen Trotz zu bieten. Als nun vollends noch eine Menge von Schriften erschien, die ihm seine Irrthümer nachwiesen, verbreitete sich der Widerstand durch das ganze Land und selbst in die Domkapitel der beiden Kathedralen: da blieb freilich nichts anderes mehr übrig, als alle Reformmaßregeln zu widerrufen, während ihr Urheber entfloh und abdankte. Pius VI. ließ die Satzungen der Synode von Pistoja prüfen: fünf derselben wurden durch die Bulle Auctorem fidei als ketzerisch, siebenzig

als schismatisch irrig, verläumderisch, böswillig und Aergerniß gebend verdammt. Ricci, mit dem der Papst acht Jahre lang unterhandelte, um ihn zu einem Widerruf zu vermögen, beklagte sich bei der Regierung über die Ungerechtigkeit jener Verdammung: doch inzwischen war die französische Revolution gekommen, um in Italien Alles über den Haufen zu stürzen und damit den Erbischof als Freund der Franzosen noch verhaßter zu machen; da endlich verstand er sich zum Widerruf.

Pius VI.

Schon als Cardinal Gianangelo Braschi durch den Freimuth, mit dem er die Aufhebung des Jesuitenordens tadelte, und die musterhafte Uneigennützigkeit, mit welcher er sein Schatzmeisteramt verwaltete, rühmlichst bekannt geworden, zeichnete sich Pius VI auch als Papst durch seinen Eifer für die Förderung der Künste und die Verschönerung der Stadt und durch seine freilich nur in den seltenern Fällen erfolgreichen Bemühungen um die Wahrung der päpstlichen Rechte, sowie nicht minder um die Verbesserung der materiellen Zustände im Kirchenstaate aus. In letzterem sah es aber auch trostlos genug aus, namentlich war die Verwaltung so schlecht als nur möglich. Die Ausfuhr des Getreides war verboten, sein inländischer Umsatz erschwert; die Proviantverwaltung durfte zu selbstgemachten Preisen alles Nöthige aufkaufen und verlieh außerdem, um auch Andere auf Kosten des Volkes zu bereichern, Erlaubnißscheine zur Ausfuhr von Lebensmitteln. Nicht minder litt das Land durch das Polizeitribunal, das die Viehpreise nach seinem Belieben feststellte und alles Oel aufkaufte, um es mit Gewinn wieder abzusetzen. An Manufacturen fehlte es ganz und die fremden Industrie-Erzeugnisse waren durch hohe Zölle vertheuert, was natürlich einen einträglichen Schmuggelhandel zur Folge hatte. Die Grundsteuer war für 40,000 Scudi verpachtet, während sie leicht das Doppelte hätte eintragen können. Wie es mit der öffentlichen Sicherheit und Sittlichkeit stand, zeigen die 12,000 Mordthaten (darunter 4000 in der Hauptstadt allein), welche während der Regierung Clemens XIII ve zeichnet wurden.

Etwas eitel auf seine Beredtsamkeit, auf seine schöne, majestätische Person und auf den Eindruck, den dieselbe auf Jedermann machte, suchte Pius VI seinen allerorten angebrachten Namen auch durch Kunstschöpfungen zu verewigen. Er bereicherte das von seinem Vorgänger gegründete und nach demselben benannte Clementinische Museum, baute an die Peterskirche eine prachtvolle, aber

unschöne Sacristei und erweiterte den Palast auf dem Quirinal. Zu gleicher Zeit förderte er aber auch die Arbeiten der Propaganda und verwendete er große Summen auf gemeinnützige Unternehmungen, namentlich auf die Verbesserung des Hafens von Ancona und die Austrocknung und Cultivirung der ungesunden pontinischen Sümpfe, wo dem Amaseno und Uffento ein Bett und in dem langen Canal oder „Fluß" Sisto ein Abfluß nach dem Meer gegraben wurde. Leider hatte er dabei zunächst nur den Vortheil seiner Nepoten im Auge, für die er hier ein Fürstenthum schaffen wollte, wie er denn überhaupt mehr für sie that, als seit langer Zeit irgend ein Papst für die Seinigen gethan hatte. Von der Staatskunst der Cabinette verstand er nicht viel und so stand er denn auch der immer näher rückenden, immer feindseliger auftretenden französischen Revolution völlig rath- und thatlos gegenüber, obschon ihn ein Cardinal für den großen Plan eines italienischen Staatenbundes unter seiner Oberleitung zu gewinnen suchte.

Und in der That, so wie die Dinge standen und wie sie sich entwickelten, schien es wirklich, als ob die letzte Stunde des Papstthums geschlagen habe, als ob es fortan nur noch weltliche Herrscher geben sollte, die, weit entfernt von einem despotischen Mißbrauch ihrer neuen Allgewalt, Hand in Hand mit den Philosophen, ihren Bundesgenossen, ihren Wegbahnern im Kampfe gegen die Kirche, für das geistige wie leibliche Wohl ihrer Unterthanen sorgen wollten.

So schien es; aber die menschliche Einsicht und Voraussicht sollte sich wieder einmal völlig enttäuscht sehen durch den Gang der Ereignisse. Diese theilweisen Verbesserungen, welche die Philosophen erdacht und die Fürsten und ihre Minister halb aus Philanthropismus, halb aus Eigennutz durchgeführt hatten, sollten alle ihre Bedeutung verlieren durch die allgemeine, vom Volke ausgehende Umwälzung, welche durch die neuen Ideen und Reformen vorbereitet, aber beide weit überholend, der ganzen Gesellschaft eine neue Form, der ganzen Geschichte — den Bestrebungen der Fürsten und der Päpste, dem Leben und der Wissenschaft — eine neue Richtung gab.

Toscana.

Unzufrieden mit den centralisirenden und noch mehr mit den religiösen Neuerungen ihrer Herrscher, waren die Völker nicht sehr geneigt, für die Erhaltung des neuen Staatsgebäudes der Revolution gegenüber einzustehen. Selbst in Toscana, wo die Refor-

men, von Ricci's vorübergehenden Erfolgen abgesehen, weniger tief in's Leben gegriffen hatten und wo das Volk in vergleichsweisem Wohlstand und gemüthlichem Stillleben gegen die öffentlichen Interessen gleichgültig geworden war, wurden die Erdbeben in der toscanischen Romagna, die anhaltenden Nebel und die Seuchen als Folgen der leopoldinischen Neuerungen, als göttliche Strafen und Warnungen aufgefaßt. Darüber wurde die Abneigung gegen den Großherzog noch allgemeiner und selbst die Mediceer hätte man ihm jetzt vorgezogen. Wie er nun vollends nach Wien abreiste, wo der Kaiserthron seiner wartete, und wie er da der Regentschaft den gemessenen Befehl hinterließ, der römischen Curie in nichts nachzugeben, — da brach das Mißvergnügen in lauten Beschwerden aus. In Pistoja verlangte das Volk in stürmischer Aufregung die Beseitigung des letzten Restes von Ricci's Neuerungen. In Livorno tobten die Lastträger durch die Straßen unter Mißhandlung der ihnen mißliebigen Personen, zumal der Juden, deren Ghetto sie geplündert hätten, wäre nicht der Erzbischof mit der Erklärung dazwischengetreten, daß der Weg dahin nur über seinen Leichnam gehe. Andere Städte folgten dem Beispiele und am Ende that dies selbst Florenz, das solche energische Aeußerungen des Volkswillens seit dritthalb Jahrhunderten verlernt hatte. Jetzt wurde es klar, was eine Regierung vermag, die nur Gensdarmen und Thürhüter, aber keine Truppen zur Verfügung hat.

Mißtrauisch gemacht durch die französische Revolution und vielleicht auch durch die eigenen Erfahrungen über seine philanthropischen Träume enttäuscht, griff Leopold im letzten Augenblick noch zur äußersten Strenge: er führte (im Juni 1790) für die politischen Verbrecher die Todesstrafe wieder ein und ließ unter Verschonung der vornehmen Rädelsführer 108 Personen, darunter neun Frauen, insgeheim und ohne Zulassung eines Vertheidigers verurtheilen und zum Theil nach Messina auf die Galeeren schaffen. Nur das versöhnte die öffentliche Meinung wieder etwas, daß er sich der Angehörigen der Verurtheilten annahm und daß er seine Vertrauten Ricci und Gianni dem Volkshasse überließ.

Sein Nachfolger Ferdinand III beeilte sich, dem Volke zu Gefallen eine Menge der von seinem Bruder abgeschafften Mißbräuche wieder herzustellen und das Leopoldinische Gesetzbuch insofern abzuändern, als er, um den häufigen überhand nehmenden Unruhen und Aufständen und dem Herbeiströmen fremder Verbrecher einen Damm entgegenzusetzen, die Todesstrafe für sämmt-

liche Staatsverbrechen wieder einführte, während er bei manchen Privatverbrechen, z. B. bei den gegen das Eigenthum gerichteten, die früheren Strafbestimmungen milderte. Zugleich beschränkte er das Recht zur Hausdurchsuchung und die Willkür der Richter und der Polizeitribunale, leider aber auch die Freiheit des Handels, selbst des inländischen, weshalb die Preise der Lebensmittel bald sehr hoch standen. So weit aber ging er doch nicht, daß er dem Verlangen der drei Erzbischöfe gemäß die leopoldinischen Gesetze geradezu abgeschafft hätte, wenn er auch den Bischöfen manches Recht wieder zurückgab, wie z. B. die Ermächtigung zu innern Missionen, zur Ertheilung der Tonsur, zur Visitation ihrer Sprengel ohne vorhergehende Einholung des landesherrlichen Exequatur u. s. w. Im Uebrigen folgte er in seiner Regierungsweise dem Beispiele seines Bruders, nur besoldete er weniger Späher und trennte er, ganz zum Toscaner geworden, das Interesse des Landes von dem österreichischen.

Das staatliche und gesellschaftliche Leben in Venedig.

Seit Venedig durch den Passarowitzer Frieden Morea verloren hatte, besaß es außer dem eigentlichen Gebiet des Dogen, nämlich den Inseln und Umgebungen der Lagunen, nur noch die Provinzen Padua, Vicenza, Verona, Brescia, Bergamo, Crema, Polesine di Rovigo und die Mark Treviso, zu welcher Feltre, Belluno und Cadore gehörten; dann Friaul, Istrien, einen Theil von Dalmatien mit den davon abhängenden Inseln und die zu Albanien gehörigen Gebiete von Cattaro, Butrinto, Parga, Prevesa und Vonizza; endlich die jonischen Inseln — Corfu, Paxo, Santa Maura, Theaki, Cefalonia, Zante, Asso, Cerigo und die Strophaden. Im Jahre 1722 belief sich die Bevölkerung auf fünfthalb Millionen Seelen, die Staatseinnahme auf sechs und die Staatsschuld auf achtundzwanzig Millionen Ducaten.

Die eigentliche Souveränität stand dem Großen Rathe zu, der aus sämmtlichen volljährigen, d. h. über fünfundzwanzigjährigen Patriciern bestand und manchmal bis zwölfhundert Mitglieder zählte. Doch genügte es für die gewöhnlichen Regierungsgeschäfte, wenn auch nur zweihundert, und für die wichtigern, wenn wenigstens achthundert zugegen waren. Die wirkliche Regierung aber führte der jedes Jahr aus dem großen Rathe neu gewählte Senat, welcher, die jeweilig in Aemtern stehenden Patricier ungerechnet, hundert und zwanzig Mitglieder zählte. Die ausübende Gewalt hatte die „Signorie“, ein aus dem Dogen, sechs Räthen,

den drei Vorständen der „Vierziger" und sechszehn „Weisen" zusammengesetztes Collegium. Für die Rechtspflege bestanden vier Gerichtshöfe, — drei für die Civilprozesse, einer für die Criminal-Untersuchungen. Der Vorstand des letztern saß zugleich in der Signorie, während die Richter dem Senate angehörten. Der öffentliche Ankläger hatte zu seiner Unterstützung die Avogadori an der Seite. An der Spitze der Polizei stand der für jedes Jahr neugewählte „Rath der Zehn", der seinerseits wieder die drei gefürchteten „Staatsinquisitoren" wählte, und zwar zwei (schwarzgekleidete) aus seiner Mitte für ein Jahr, einen (rothgekleideten) aus dem Schooße der Signorie für acht Monate. Zur Ueberwachung der Bühnenvorstellungen bestand eine eigene Behörde, welche dafür zu sorgen hatte, daß kein gotteslästerliches, überhaupt kein in's Gebiet des Heiligen hinübergreifendes Stück zur Aufführung kam. Die neun „Procuratoren des heiligen Marcus" — der höchste Posten nach dem des Dogen — führten die Vormundschaft über die Armen und Waisen, über fromme Stiftungen und letzte Willen. Sie verwalteten ihr lebenslängliches Amt unentgeldlich und waren von allen anderweitigen Dienstleistungen für den Staat befreit, außer sofern sie auch als Gesandte an fremden Höfen verwendet wurden. Außer ihnen und dem Dogen wurden sämmtliche Aemter nur auf eine gewisse Zeit übertragen und so kam es nicht selten, daß der große Rath, um von den durch den Senat zu besetzenden Posten ganz abzusehen, manchmal in einer einzigen Woche neun verschiedene Wahlen vorzunehmen hatte. Die Gehalte waren klein; die Provincialverwaltung und die diplomatische Vertretung machten den damit Betrauten außer der Ehre fast nur Unkosten, die Keiner scheute, wenn es galt, die Würde des Staates sammt der eigenen glänzend zu repräsentiren. So bezogen die Podesta's zu Bergamo, Brescia, Verona, Piacenza, Padua und Treviso, der „Luogotenente" zu Udine, der Generalproveditore von Dalmatien, die Gesandten zu Rom, Madrid, Paris, Wien und der „Nobile" zu Petersburg ganz geringe, in ihrem Betrage wechselnde Gratifikationen; nur das Baillat in Konstantinopel trug mehr ein, jedoch ohne alle Belästigung für die Staatskasse.

Im Uebrigen unterschieden sich die Adelsfamilien in Venedig, wo das Institut der Primogenitur keine Aufnahme gefunden hatte, weder durch Rang, noch Titel noch Tracht von einander, und nur insofern hatten einzelne derselben einen größeren Einfluß, als sie sich den Besitz der wichtigsten Staatsämter zu sichern

mußten und als sie über die verarmten Adeligen, die sogenannten Barnabotti, (Barnabiten, nach der Kirche, in deren Nähe sie wohnten), eine Art von Schutzherrlichkeit (Clientel) ausübten. Auf diese Weise waren die Senatoren in den Stand gesetzt, den großen Rath nicht nur in seinen Berathungen aufzuhalten, sondern geradezu zu beherrschen und das Recht zur Ernennung oder wenigstens zur Präsentation für die wichtigsten Aemter an sich zu ziehen. Allein ganz in derselben Weise wurde dann auch der Senat seinerseits von der Signorie und diese von den Inquisitoren in Amtsgewalt und Ansehen immer mehr beschränkt, bis sich endlich die letztern, Dank ihrer durch keine Schranken und keine Berufung gehemmten Macht über Leben und Tod, thatsächlich zu den eigentlichen Trägern der Souveränität und Inhabern der Regierungsgewalt gemacht hatten. Um ihre oligarchische Stellung erlangen und behaupten zu können, mußten die Patricier natürlich das „goldene Buch" für den neu entstehenden Adel mit seiner fortgeschrittenern, freisinnigern Anschauungsweise verschlossen halten. Während dieser junge Adel, die Klasse der „Urbürger", gleichsam einen dritten Stand bildete, zerfiel das eigentliche Volk in Bürger und Plebejer, welche letztere nur zu gewissen Gewerben und zum Handel innerhalb der Landesgrenzen befugt waren. Im Uebrigen hatte jedes Stadtviertel und jedes Gewerb seine eigene Verwaltung und seine besonderen Vorrechte.

Wie in allen oligarchischen Staaten, waren auch hier die Mißbräuche und Unredlichkeiten im Kriegs- und Finanzwesen an der Tagesordnung. Auch an fortwährenden Anlässen zu Aufregung und Hader konnte es nicht fehlen, wo sich Arme und Reiche gegenseitig den Hof machen mußten, jene, um irgend ein kleines Amt zu erhalten, diese, um für ein höheres gewählt zu werden. Die jenseits des adriatischen Meeres gelegenen Gebiete litten unter einer bodenlos schlechten Verwaltung. Die Beamten kannten kein wichtigeres Geschäft, als Geld zu erpressen, das Recht zu verkaufen und die Summen zu unterschlagen, die ihnen die Regierung zur Instandhaltung der Festungen und Häfen anwies. Auf dem Festlande, wo ein eigenthümlich unruhiger, raufluſtiger Geist den Adel gar oft zu Schlägereien und Mordthaten trieb, suchten sich die von ihm unterdrückten Bürger dadurch schadlos zu halten, daß jeder in dem von ihm abhängigen Kreise auch seinerseits den Zwingherrn spielte. Während aber der Adel der Provinzen den ihm bei jeder Gelegenheit vorgezogenen Adel der Hauptstadt und damit die Regierung selber haßte, war eben deshalb die übrig

Bevölkerung stets für die letztere. Indeß suchten die Oligarchen durch alle Mittel der Bestechung und der Corruption überhaupt im Volke allen Sinn für Freiheit und öffentliches Leben abzustumpfen, und wirklich wurde auch die Gesinnungsweise desselben dem patricischen Stolze gegenüber so knechtisch und erbärmlich, daß damit jede Annäherung, wie sie die Verfassung durch das mehrfach abgestufte Patronatsverhältniß*) anbahnen wollte, ganz unmöglich gemacht wurde. Die ganze Staatskunst des selbst in Montesquieu's Augen so furchtbaren Tribunals der Zehn, dessen geheimnißvolle, blutig-düstere Romantik den Belletristen von jeher ein so unschätzbares Thema bot, lief auf ein verächtliches Spionirsystem, auf die Verhinderung jeder allzu kraftvollen und individuellen Geist- und Charakterentwicklung und auf die täuschende Verhüllung und Systematisirung ihres mißbräuchlichen Verfahrens hinaus. Die einzigen öffentlichen Orte, wo man, eben weil sie von den officiellen Spähern regelmäßig überwacht wurden, zu musikalischen und galanten Unterhaltungen und zu Gelagen zusammen kommen konnte, ohne das Mißtrauen der Regierung zu erwecken, waren die Sprechzimmer der Klöster und die Häuser der Freudenmädchen, welche die Zehn deshalb als „ihre hochverdienten H....“ von aller polizeilichen Beschränkung befreien wollten. Nicht minder besucht und nicht minder sittenverderblich als die letztern war die Redoute mit ihren 60—70 Spieltischen, wo die Gesandten und die andern vornehmen Fremden mit dem venetianischen Adel wetteiferten, in wahnsinniger Aufregung, im fesselnden Wechsel von Entzücken, Angst und Verzweiflung Vermögen und Gesundheit zu vergeuden. Die Leiter des Spiels waren ausschließlich Adelige, die von den Spielgesellschaften besoldet wurden und in der amtlichen Perücke und Toga erschienen, während alle andern Anwesenden die berühmte, übrigens sonst nur den Patriciern und nur an gewissen Festen und außerhalb der Privatwohnungen erlaubte venetianische Maske trugen, d. h. eine schwarze Halbmaske mit einem dreispitzigen Hut und einem langen Mantel (bautta oder tabarro). Vergebens drang im Jahr

*) Die Priester hatten bei Strafe der Verbannung darauf zu sehen, daß bei den Taufen der Patricier nur Plebejer als Taufpathen erschienen, deren es nie unter zwei waren und deren Zahl oft bis hundertundfünfzig stieg.

1774 der Beschluß durch, daß die Redoute (neben der als würdiges Seitenstück das Casino zu Verona figurirte) aufgehoben werden sollte — er wurde nicht ausgeführt: sie war als Köder für reiche Fremde dem Staat und der Bevölkerung allzu wichtig.

Das unwiderleglichste Zeugniß von dem damaligen Sittenverderbniß in Venedig ist die Huldigung, die es dem schändlichen Baffo darbrachte, der in unflätigen Schriften (im venetianischen Dialekt und in der Kunstsprache des Bordells) Ehre und Tugend und die klösterliche Keuschheit höhnte, die Sinnlichkeit durch die üppigsten Bilder der Phantasie und der altheidnischen Geschichte aufstachelte und die Sprechzimmer der Klöster und die Altäre der Kirchen durch die schamlosesten Sinnbilder schändete; der das Spiel und die Liebesabenteuer mit ihren Hilfsmitteln, den verlockenden Gondeln und den bergenden Masken pries; der das Laster hochleben ließ und Gott leugnete, um an seine Stelle den Cult „der heiligen Einfalt des goldenen Zeitalters" zu setzen. Voll patriotischen und religiösen Unwillens über dieses schmähliche Treiben stemmte sich Labia gegen den Verfall der alten Sitte und Bräuche, die überhandnehmende Leidenschaft für's Theater, das Unwesen des Cicisbeats und überhaupt gegen das Eindringen der fremden Denkweise, deren Ton angebende Vertreter die Klöster abschafften und die Bordelle und Spielhöllen beibehielten. Wirklich raffte sich die Regierung einen Augenblick auf, um das wuchernde Uebel mit Maßregeln zu bekämpfen, die eben so extrem waren wie jenes: sie schlossen die Kaffehäuser, gaben neue Gesetze gegen den Luxus und verboten die gottlosen Bücher. Doch bald gewann die allgewaltige Zeitrichtung von Neuem die Oberhand: die Schankhäuser erschlossen sich wieder, die Republik entfaltete bei ihren Festen einen Prunk wie nie zuvor, und der Glanz der Theater ließ Alles zurück, was die übrige Welt an Aehnlichem aufzuweisen hatte.

Der Verkehr mit den fremden Gesandten und ihren Familien war den Adeligen und ihren Schutzbefohlenen auf das strengste untersagt. Wollte man deshalb von einem häuslichen Feste alle ungeladenen Gäste fern halten, so brauchte man nur einen Bedienten in der Livre eines solchen Gesandten vor die Thüre zu stellen. Der Doge selber lebte der vielfachen gewichtigen Rücksichten halber, die ihm seine Würde und Amtsstellung auferlegte, ganz abgesondert von der Gesellschaft. In's Ausland zu reisen, war nur ganz Wenigen gestattet, weshalb denn auch die Sitten bei aller moralischen Entartung doch in den charakteristischen For-

men ihre ganze Ursprünglichkeit beibehielten. Besonders verderblich für diese Sitten und gefährlich für den Staat waren auch hier die verarmten Adeligen, jene zahlreichen Barnabiten, die es als eines ihrer besten Vorrechte betrachteten, daß ihre Frauen in Taffetkleidern betteln durften. Aus ihnen recrutirten sich jene überall als die Pest der aristokratischen Freistaaten auftretenden Schaaren von Gaunern und Räubern, von Spielern, von Prozeßkrämern und Winkeladvokaten, von Stimmenmäcklern bei den Wahlkämpfen. Wollten alle diese Erwerbsquellen nicht ausreichen, so suchten diese venetianischen Catilina's, die nur im trüben, bewegten Elemente leben konnten, gelegentlich auch die ganze Staatsverfassung zu stürzen. So verschworen sie sich zu wiederholten Malen (1762, 1775 und in besonders gefahrdrohender Weise 1784) zur Beseitigung der Inquisitoren. Allein der energischen, schlagfertigen Kraft dieser concentrirten Gerichtsverfassung war nicht so leicht beizukommen. Das Volk aber hielt sich von solchen Kämpfen und überhaupt vom Umgang mit dem übermüthig stolzen Adel möglichst fern. Durch seine Patricier, die es sklavisch verehrte, gegen die Stürme und Sorgen des öffentlichen Lebens gedeckt, lebte es in harmlosem Frohsinn mit Seinesgleichen, ohne Ruhm und ohne weiter strebende Wünsche. Eben diese stumpfsinnige Gleichgiltigkeit, dieser wehr- und gedankenlose Gehorsam machte es möglich, daß sich die gesammte Staatsgewalt in der Hauptstadt und innerhalb dieser wieder in ein paar Familien concentriren konnte, ohne daß, von den vereinzelten, selbstsüchtigen Versuchen der Barnabiten abgesehen, die innere Ruhe bedeutende Störungen erlitt.

Auch nach Außen war es immer stiller geworden um die alte Lagunenstadt, in der die europäische Politik nur noch eine lockende Beute sah, während sie früher bei ihr in die Schule gegangen war und sich um ihre Bundesgenossenschaft bemüht hatte. Selbst die Türken ließen sie jetzt in Ruhe, außer daß sie ihr noch dann und wann ein Schiff wegnahmen. Die gerühmte Staatskunst ihrer Senatoren beschränkte sich nunmehr auf die Erhaltung der Neutralität, die dem alternden Staat allein noch das Leben fristen konnte. Hauptsächlich war es die Furcht vor einem Aufstande der geknechteten Provinzen, was sie von der Theilnahme an jenem Kampfe zurückhielt, der sich zwischen den fremden Mächten um den Besitz der italienischen Länder erhoben hatte. Während bereits alle europäischen Staaten ihre stehenden Nationalheere hatten, scheute sich die Republik noch immer davor, und nicht genug,

daß sie ihr altes Milizsystem beibehielt, sie mußte seine zweifelhafte Kriegstüchtigkeit noch dadurch vollends lähmen, daß sie ihren Generalen im Felde stets einen Proveditore als Civilkommissär an die Seite gab — so sehr bangte diese mißtrauische Aristokratie vor dem Säbelregimente.

Die Theilnahmlosigkeit, mit der die „Beherrscherin des Meeres" dem österreichischen Erbfolgekrieg und der Zerstückelung Italiens zusah, konnte nur als offenes Geständniß der Schwäche aufgefaßt werden und mußte den Mächten den letzten Rest von der alten Achtung vor ihr nehmen. Kein Wunder darum, wenn sie ihr neutrales Gebiet verletzten, so oft es ihnen paßte, wenn englische und österreichische Schiffe ganz gemüthlich in ihrem Golfe kreuzten, wenn Oesterreich im nahen Triest einen wohlbefestigten und mit einem Arsenal versehenen Freihafen eröffnete als offenbaren Nebenbuhler für den venetianischen Handel. Die für besondere Nothfälle in der Staatskasse zurückgelegten Summen gingen trotz Neutralität und Frieden drauf und die öffentliche Schuld stieg auf zweihundert Millionen, so daß man sich des gesetzlichen Verbotes ungeachtet selbst an das Ausland um ein Anlehen wenden mußte. Auch der Handel vermochte kaum noch einen täuschenden Schein seiner früheren Schwunghaftigkeit und des früheren Wohlstandes zu behaupten. Wie er den Staat einst gehoben, so mußte er wieder mit ihm sinken, obwohl die Regierung im Jahre 1784 selbst die Adeligen, denen die Betheiligung am Handelsverkehr früher unter Strafe der Anrüchigkeit verboten war, zu Handelsunternehmungen aufmunterte. Die Handelsflotte zählte höchstens noch vier- bis fünfhundert Fahrzeuge und die Kriegsflotte hatte gar nur noch ein Dutzend in See, während etwa zwanzig in beständiger Ausbesserung begriffen waren; und dazu waren alle diese Schiffe noch nach der veralteten Weise gebaut, da die Republik selbst in dieser Hinsicht jede Neuerung verabscheute.

Daß diese grundsätzliche Ausschließung fast aller zeitgemäßen Fortschritte im technischen, socialen und politischen Leben, dieses durchgängige Zurückbleiben hinter allen Staaten einen von mächtigen Nachbarn umschlossenen, seines eigentlichen Lebensnerves schon seit Vasco's und Colombo's Zeit beraubten Freistaat in's Verderben stürzen mußte, liegt auf der Hand und man braucht da nicht erst, die gefallene Größe noch im Grabe beschimpfend, nach Verräthern zu suchen. Es sah schon so ziemlich wie eine verzweifelte Maßregel der Nothwehr aus, wenn die Stadt im Jahr 1735 ihren

Stolz und ihr altes Herkommen so ganz auf die Seite setzen mußte, daß sie ihren Hafen zum Freihafen machte, nur um den Wettkampf gegen Triest und Ancona mit gleichen Waffen fortführen zu können.

Uebrigens war bei alledem die Republik im vorigen Jahrhundert keineswegs schon so ganz abgelebt und entkräftet, daß sie gar kein energisches Lebenszeichen mehr von sich gegeben hätte. Selbst an bedeutenden Verbesserungen im Innern fehlte es nicht. So war Venedig eine der ersten Städte, die eine Straßenbeleuchtung erhielten. Im Jahr 1782 wurde der 1744 begonnene Bau der murazzi vollendet, jener riesigen Meeresdämme, die mit vollem Recht die Inschrift tragen: Ausu romano, aere veneto. Eine besondere Thätigkeit aber herrschte auf dem Gebiete der Gesetzgebung: Im Jahr 1770 veranstaltete der Senat eine Sammlung der lehens- und staatsrechtlichen Gesetze von 1328 an; im Jahr 1780 wurde ein den Seehandel betreffendes Gesetzbuch veröffentlicht; auch die sämmtlichen auf die Häfen und Lagunen bezüglichen Verordnungen wurden zusammengestellt; im Jahr 1784 erschien das zweite organische Statut über den Bergbau — das erste, das zugleich das älteste der Welt ist, war schon 1779 erlassen worden; im Jahr 1789 wurde dem Senate der Entwurf zu einem Privat- und einem Strafrecht vorgelegt. In mehr als einer Hinsicht bezeichnend ist es auch, daß im Jahr 1775 das goldene Buch für die Dauer von zwanzig Jahren geöffnet wurde, um bis vierzig Familien aus dem gesammten Gebiete der Republik aufzunehmen, falls sie ein Einkommen von wenigstens 10,000 Ducaten besaßen und vier Generationen von adeligen Vorfahren nachweisen konnten. Nur sechs Familien meldeten sich. Die letzte Kraftanstrengung nach Außen war wohl der Zug, den der Admiral Emo gegen die Barbaresken unternahm.

Lucca's Verfassung.

Noch viel unbedeutender waren die beiden andern italienischen Freistaaten — Lucca, das zu einer bloßen Gemeinde herabgesunken, und San Marino, das überhaupt noch nie etwas anderes gewesen war. Und doch hielt dieses Bergstädtchen so fest an seiner uralten, vom Heiligenschein der Legende umstrahlten Freiheit, daß es, als der Cardinal Alberoni zu seiner Unterwerfung Anstalt machte, ein gewaltiges Jammergeschrei erhob, bis ihm sein Schutzherr, der Papst, seine harmlose Unabhängigkeit zurückgab.

In Lucca säuberte der um die Erhaltung der Freiheit besorgte Senat die Stadt alle zwei Monate von jeder durch den Besitz oder Verdienste hervorragenden Persönlichkeit. Schrieben nemlich fünfundzwanzig seiner Mitglieder eine und dieselbe freiheitsgefährliche Person auf ihre Stimmzettel, so wurde sie als „discolato“, als sittenlos angenommen und in die Verbannung geschickt. Natürlich war bei diesem dem athenischen Scherbengericht nachgebildeten Verfahren von Vertrauen und Offenheit im Umgang, von persönlichem Bildungstrieb und Unternehmungsgeist bald keine Rede mehr; nur obscure Mittelmäßigkeit schützte ja gegen die Späherblicke dieser Inquisitoren, welche schlimmer waren als die altrömischen Censoren. Die Richter wurden aus der Ferne berufen und nach Ablauf der anbedungenen Dienstzeit und genauer Prüfung ihrer Amtsführung wieder entlassen. Den Abfluß des Geldes nach dem Ausland suchte man durch außerordentlich strenge und in die kleinsten Einzelnheiten eingehende Luxus-Gesetze zu hemmen, und noch im Jahr 1748 wurde dem Adel und zwar beiden Geschlechtern unter Strafandrohung befohlen, nur schwarze Kleider zu tragen, selbst an Hochzeitsfesten und vor dem Traualtar. Zugleich wurden alle Kleider von ausländischem Stoff oder ausländischer Arbeit, selbst Strümpfe, Bänder und dgl. nicht ausgenommen, streng verboten. Im Jahr 1762 wurde das Verbot wiederholt, unter Androhung des Discolats für den Adel und einer Geldbuße von fünfzig Scudi für den Schneider, der einen ausländischen Stoff verarbeiten würde. Im Uebrigen förderten diese Maßregeln allerdings die Industrie, während die Art der öffentlichen Verwaltung zugleich eine gute Schule für praktische Geschäftskenntniß bildete. Auffallend ist nur, daß trotz alledem die Zahl der alten Geschlechter auch hier so stark und so rasch abnahm: als das goldene Buch im Jahr 1628 geschlossen wurde, gab es noch 224 „urbürgerliche“ Familien — im Jahr 1787 waren es ihrer nur noch 88, so daß man sich sogar bewogen fand, zehn Familien von bloß persönlichem Adel unter sie aufzunehmen.

Sardinien unter Victor Amadeus III.

Als im Jahr 1773 Victor Amadeus III mit 47 Jahren den sardinischen Thron bestieg, war sein Erstes, daß er Bogino und die andern Minister seines Vaters entließ, so sehr hatte man ihn gegen sie eingenommen. Ohne gerade den anderwärtigen Neuerungen abhold zu sein, verwendete er die Mittel des Staats doch lieber auf das Kirchenwesen, bis er endlich im vollen Frieden die

Finanzen gründlich zerrüttet hatte. Zugleich verhalf er dem Adel wieder zu Macht und Ansehen, da er sämmtliche Offiziere nur aus seiner Mitte nahm. Doch ließ er daneben auch die Straßen und den Hafen von Nizza verbessern und bedachte er die von Lagrangia, Saluzzo und Cigna als Privatgesellschaft gegründete Akademie der Wissenschaften nicht nur mit einem Statut, sondern auch mit dem Vermögen einiger aufgehobenen Abteien. Er genehmigte die Ackerbaugesellschaft und verbot die Bestattung innerhalb der Kirchen, sowie auf Gerdil's Rath den Besuch der wegen ihrer jansenistischen Richtung verrufenen Universität Pavia. Durch seine Vermählung mit einer Tochter Philipps V, durch die seines Sohnes mit einer Schwester Ludwigs XVI *) und durch die seiner beiden Töchter mit zwei Brüdern des letztgenannten knüpfte er mit den Bourbonen neue Verwandtschaftsbande.

Kriegswesen in Italien.

Sardinien, der einzige italienische Staat, der den kritischen Uebergang aus dem achtzehnten Jahrhundert in's neunzehnte ohne Revolution und Dynastiewechsel durchmachte, war auch der einzige, der sich ein kriegstüchtiges Volk und neben seinen 15 Festungen ein schlagfertiges Heer (von 35,000 Mann) bewahrt hatte. Dazu besaß es unter Carl Emmanuel IV an Bertola und dem Militärschriftsteller Papacino zwei tüchtige Lehrer für seine Kriegsschule. Genua dagegen war wohl noch immer stark befestigt, besaß aber nur noch 1500 Soldaten. Modena hatte ungefähr eben so viel, Parma fast das Doppelte davon; Lucca hatte 200, Toscana 4000, der Papst 5—6000, mit den drei Festungen Comacchio, Ancona und Civitavecchia. Venedig besaß sechs Festungen — Peschiera, Legnago, Palmanova, dann Zara, Cattaro und Corfu; sein noch immer reiches See-Arsenal hielt aber nur noch wenige Kriegsschiffe in Stand und seine 2000 Soldaten waren durchgehends Fremde.

In Neapel hatte Tanucci zu viel mit der Geistlichkeit zu thun, um auf das Kriegswesen achten zu können, über welches dort Giuseppe Palmieri, Alfonso de Luna und der Fürst von San Severo schrieben. Um so mehr Freude hatte dagegen Ferdinand IV an seiner Seemacht und seinem Heer, die er beide

---

*) Clotilde, im Jahr 1802 im Geruch der Heiligkeit gestorben.

durch den Engländer Acton neugestalten ließ. Sehr energisch durchgreifend, schaffte dieser das gesammte Privilegienwesen ab und entließ er die Schweizer, um an ihrer Stelle nach Oesterreichs Vorbild Grenadiere als Leibwache zu verwenden. Dagegen behielt er die von ihm in zwei Regimenter vereinigten Spanier, Irländer und Vlämen und das mit einem albanesischen Jägerbataillon vermehrte Regiment Griechen bei. Er schickte die befähigteren Offiziere zu weiterer Ausbildung in's Ausland, errichtete bei Capua ein Uebungslager, gründete zwei Akademien für die wissenschaftlichen Armeekörper und berief französische und schweizerische Offiziere als Lehrer für Genie, Flotte und Arsenal. Doch wie alle diese Ausländer, die immer eine Schar versorgungsbedürftiger Leute mit sich brachten, nichts als kostspielige, unnöthige Reformen im Kopf hatten, so stellte auch er mit ungeheuren Kosten Galeeren und Linienschiffe her, während leichtere Fahrzeuge nicht nur zum Verkehr und zur Offenhaltung der Verbindung mit Sicilien, sondern auch zur Deckung der Küsten gegen die Schebeken der afrikanischen Piraten weit zweckdienlicher gewesen wären.

Die Lombardei mit ihren festen Stützpunkten Mailand und Mantua besoldete nur noch 4000 Mann Miethlingstruppen, die zum Theil aus den Arbeitshäusern genommen waren. Als Maria Theresia im Jahr 1759 im Lande eine Rekrutenaushebung vornehmen wollte, entfloh die waffenfähige Jugend, wie sie schon im Jahr 1705 bei einem ähnlichen Versuche der Franzosen gethan hatte. Joseph II erließ deshalb dieser Provinz die Truppenstellung ganz. Auch da, wie Franz II 1300 Rekruten als Ergänzungsmannschaft für zwei italienische Regimenter verlangte, zahlte ihm das Land statt dessen lieber jedes Jahr 100,000 Zechinen, solang der Krieg dauerte. Ganz anders aber wurde es, als gegen das Ende des Jahrhunderts der gewaltige Sohn, Erbe und Bändiger der Revolution kam, um auch hier ihre Zaubermacht für seine herrschsüchtigen Pläne auszunützen. Schnell hatten die ungewohnten Worte Freiheit und Unabhängigkeit wieder jenen Geist erweckt, der die Lombarden einst bei Legnano beseelte, und Alles eilte zu den Waffen. Schon im Jahr 1801 hatte die cisalpinische Republik 22,0000 Mann auf den Beinen; die italienische Republik stellte eine Reserve von 60,000 Mann, die ihre französischen Waffenbrüder auf allen ihren Verderben bringenden Siegeszügen begleiteten; im Jahr 1812 standen 75,000 Italiener unter den Waffen, wovon 40,000 mit nach Rußland zogen, um dort,

wie ein ausländischer Zeuge berichtet, unter Anrufung ihrer Heiligen, aber darum doch als wackere Helden zu sterben.

Das öffentliche Leben in Italien.

Trotz des achtundvierzigjährigen Friedens hatten in Italien Wohlstand und Bildung verhältnißmäßig viel weniger zugenommen, als in andern von der Natur weit weniger gesegneten Ländern. Die schönen Künste hatten sich wohl wieder etwas gehoben, aber zu einer rechten Blüthe konnten sie doch nicht gelangen: die Reichen verwendeten ihre Mittel lieber auf Prunk und Wohlleben; die Regierungen dachten nur auf Reformen, die ihre Kassen leerten; Religion und Kirche kämpften um's eigene Leben gegen Philosophen, Rationalisten, Jansenisten und Absolutisten: jene bot dem Künstler der kalten, nüchternen Zeit des Materialismus kein begeisterndes Ideal mehr und diese hatte kein Geld mehr für ihn. So hatte der Zeitgeist der Kunst nach allen drei Richtungen hin die Lebensader unterbunden. Wie jämmerlich Nationalgeist und Volksindividualität in Italien verkümmert sein mußten, beweist die allseitige, bereitwillige Hingebung an französischen Geschmack und Brauch. Es konnte nicht anders sein: das nationale Bewußtsein mußte schwinden, wo ein patriarchalisches Bevormundungssystem dem Volke jeden Gedanken an die gemeinsamen Interessen, an ein Vaterland ersparte oder verwehrte; wo selbst die Freiheit nur von oben mit gnädigem Belieben geschenkt und zugemessen wurde und darum unfähig blieb, zu neuem Leben und neuem Muth zu erwecken. Der Geist der Italiener mußte kleinlich werden, in sich zusammenschrumpfen, seit sie nur noch von jansenistischen Spitzfindigkeiten, von kanonistischen Buchstabendeuteleien hörten. Die Presse, die außer den kirchenrechtlichen Streitschriften nur von den Encyclopädisten und Freimaurern dann und wann etwas brachte, litt noch mehr unter der allgemeinen Gleichgiltigkeit gegen das öffentliche Leben, als unter der Censur. Die zahlreichen Klöster förderten mit ihrer Wohlthätigkeit Müßiggang und Bettelei, die ihrerseits wieder Schaaren von räuberischen Wegelagerern erzeugten, so daß die Regierung selber den Reisenden nicht anders zu helfen wußte, als mit dem Rathe, sich karavanenmäßig zu schaaren.

Auch die wenigstens zum Theil lobenswerthen Reformen, das einzige Zeichen von Lebenstrieb und Fortschritt im damaligen Italien, hatten zu wenig Bestand und wurzelten zu wenig im Verständniß und Gefühl des Volkes, als daß sie eine fruchtbare

Grundlage für ein wirklich neues, kräftiges Leben hätte abgeben können. Kaum war z. B. Joseph II gestorben, als die Lombarden seinen Nachfolger mit aller Energie, die ihnen noch geblieben, um Abschaffung der josephinischen Neuerungen beschworen. Wirklich berief Leopold II, wie bereits erwähnt, ihre von Verri begeisterten und instruirten Abgeordneten nach Wien, und gab er ihnen ihre General-Congregation und ihre treffliche Gemeindeverfassung zurück, mit dem Rechte, in Wien einen ständigen Abgeordneten zur Controle der Staatsausgaben zu halten, und der Aufsicht über das Steuer-, Victualien- und Straßenwesen, die Gesundheits- und die Stadtpolizei.

Parma unter Tillot's Verwaltung.

In Parma führte Tillot die Regentschaft für den unmündigen Ferdinand. Klug und geschickt, verstand er es, mit Spanien und mit Frankreich zu gleicher Zeit gut Freund zu bleiben, während er im Innern mit taktvoller Vereinigung von Sparsamkeit und Prachtliebe, von Festigkeit und Nachgiebigkeit das Finanzwesen so einzurichten wußte, daß die dürftige Staatseinnahme nicht nur für den Bedarf der Regierung, sondern auch für den Prunk des Hofes ausreichte. Dagegen vereitelte ihm Maria Theresia den Plan einer Vermählung Ferdinand's mit der Erbin von Modena, wodurch die beiden Herzogthümer vereinigt worden wären; und zuletzt kamen auch die Finanzen in Zerrüttung, als der bis dahin so fromme Herzog, zum Theil durch das Beispiel seiner Gemahlin verleitet, die Fesseln der spanischen Hofetiquette durchbrach und in gleichgesinnter Umgebung ein schwelgerisches Leben begann. Vergebens machte Tillot Vorstellungen; er gewann damit nichts als die Ungnade des Herzogs. Auch durch Karl III von Spanien und Ludwig XV, die sich über die Behandlung ihrer Gesandten zu beklagen hatten, wurde der letztere dringend zur Wiederherstellung des spanischen Ceremoniells, zur Entfernung seiner schlechten Gesellschaften und zur Befolgung von Tillot's Rathschlägen aufgefordert. Ja, es wurden ihm sogar von den beiden Regierungen eigene Bevollmächtigte zur Ueberwachung zugesendet. Allein jetzt wurde ihm der von ihnen so hoch gepriesene Tillot, dessen Gegner ihn als seinen Vormund darstellten, noch unerträglicher, und die beiden Könige mußten ihm zuletzt in Llano einen Rathgeber für denselben geben, während sie dafür den Entlassenen mit Beweisen ihrer Zufriedenheit überhäuften. Am Hofe selber blieb Alles beim Alten, nur

wurde jetzt zwischen die lärmenden Lustbarkeiten hinein noch viel mehr intriguirt als zuvor. Es kam soweit, daß die Herzogin, die ihren Gemahl aus Llano's Beaufsichtigung nach Livorno entführte und dem letztern sein Portefeuille abnehmen ließ, von ihrem Bruder Joseph II sogar mit dem Kloster bedroht wurde und daß ihre eigene Mutter Maria Theresia alle Verbindung mit ihr abbrach, so gut wie Spanien und Frankreich.

Das Königreich beider Sicilien unter Ferdinand IV.

Der neue König von Neapel, Ferdinand IV, verachtete in seiner Jagdlust alle gesellschaftliche wie wissenschaftliche Bildung und allen feinern Geschmack, während seine Gemahlin, der Instruction ihrer Mutter Maria Theresia und dem eigenen Sinne gemäß die österreichische Politik und Regierungsweise im Lande einbürgerte. Um den König vom Madrider Hof und von dem bourbonischen Familienvertrag trennen zu können und um überhaupt freie Hand bei ihm zu bekommen, bewirkte sie vor Allem Tanucci's Entlassung, dem sie Sambuca, ihre Creatur, und Acton, eine selbstsüchtige, schmiegsame Höflingsnatur ohne alle Theilnahme für das Land und ohne alles Geschick für die Regierung, zu Nachfolgern gab.

In der Gesetzgebung entwickelte die Regierung zwar eine bedeutende Thätigkeit, aber es kam eben so viel Schlimmes als Gutes zu Tage, und Manches, wie z. B. Jorio's Entwurf zu einem See- und Handelsrecht, blieb auf dem Papier. Im Gerichtswesen herrschten nach wie vor die unglaublichsten Mißbräuche. So konnten sich z. B. der Fiscal und der königliche Vertheidiger mit dem Angeklagten dahin vergleichen, daß sie seine Haft in Verbannung oder Galeerenstrafe verwandelten, um auf diese Weise den Prozessen ein schnelles Ende zu machen und der Ueberfüllung der Gefängnisse vorzubeugen.

Dafür wurden die Prozesse andererseits wieder durch den endlosen Instanzenzug, die Nichtigkeitsbeschwerden und das häufige Dazwischentreten der Kabinetsjustiz außerordentlich in die Länge gezogen. Dem unheilvollen Treiben der zahllosen Advokaten und der Willkür der Richter wurden einige Schranken gezogen, der Inquisitionsprozeß dagegen wurde sammt der Folter und der barbarischen Strenge gegen die Taschendiebe beibehalten. Nicht besser stand es mit der theoretischen Rechtswissenschaft, die sich in dem Wirrsal der zwölf successiven Gesetzgebungen ebensowenig zurechtzufinden wußte, wie die Gerichte. Das Eindringen

fremder Ideen wollte man mit aller Gewalt verhindern: wer Voltaire las, wurde zu drei Jahren, wer die „Florenzer Zeitung" las, zu sechs Monaten Galeerenstrafe verurtheilt. Der macht- und wehrlose Adel konnte das Landvolk wohl noch drücken und aussaugen, aber nimmer gegen die Regierung vertreten. In die Gemeindeverwaltung vermochte man keine Einheit zu bringen und zudem lastete auch auf ihr wie auf dem Einzelnen der Druck der Lehensverhältnisse, während die Künste und Gewerbe durch das Zunftwesen und eine Masse willkürlicher Abgaben, die Seidencultur durch das königliche Monopol, der Handel durch schwere Ein- und Ausfuhrzölle am Aufschwung gehemmt wurden. An der päpstlichen Grenze hatte eine eigene Behörde darüber zu wachen, daß kein Getreide, Vieh und Geld ausgeführt wurde. Die lästigen Untersuchungen der Fuhrwerke und die willkürliche Bestrafung der Gesetzesübertretungen öffneten wohl der Bestechung Thür und Thor und lähmten den Verkehr und den Landbau, konnten aber den Schmuggelhandel selbst keineswegs beseitigen. Wo möglich noch schlimmer für den Ackerbau war die auf den Feldern der Provinz Abruzzo maritimo lastende Servitut der Winterwaide, welche den Anbau von Wintergetreide, die Anpflanzung von Bäumen und die Anlegung von Hecken und Zäunen unmöglich machte und das arme Land in eine traurige Einöde verwandelte. Auch in die Korallenfischerei, welche die kühnen Bewohner von Torre del Greco bereichert hatte, mischte sich die Regierung mit einem eigenen „Korallen-Gesetz" und richtig war sie bald genug ruinirt. Besseren Erfolg hatten dagegen ihre Bemühungen um die Urbarmachung von Wüsteneien und die Bevölkerung menschenleerer Eilande.

Nach dem Muster der Käsereien, die der König in der Lombardei gesehen hatte, gründete auch er in San Leucio eine Versuchsanstalt dieser Art, der er die Form eines eigenen unabhängigen Staates gab. Es war eine von den Familienhäuptern gemeinsam verwaltete Republik mit eigenen Gesetzen und Milizen, und bald fand hier neben der Milchwirthschaft auch die Seidencultur und die im großen Maßstabe betriebene Seidenweberei erfolgreiche Aufnahme. Sehr zweckdienlich waren endlich auch die Archive, welche die Regierung zur Hinterlegung der Unterpfandsverträge einrichtete.

Die Zustände in Sicilien.

Sicilien wurde mit Umgehung seiner verfassungsmäßigen Rechte und unter Beibehaltung der lehensrechtlichen Formen als bloße Provinz verwaltet, mit Steuern erdrückt und in jeder Hinsicht vernachlässigt. Besonders hier waren die Räuberbanden häufig, von denen einmal ein gewisser Testalunga aus Pietrapercia gleichzeitig drei sehr zahlreiche befehligte, und besonders hier litten die Küstenbewohner durch die Raubzüge der Piraten. — Vergebens bevölkerte Tanucci ihren gewöhnlichen Schlupfwinkel, die Insel Ustica: die Corsaren führten neben allem Andern auch die neuen Ansiedler mit sich fort. Daß unter diesen Umständen die Theuerung in dieser alten „Kornkammer Italiens" trotz der Anlegung großer Fruchtmagazine und dem Verbot der Getreideausfuhr eine ganz gewöhnliche Erscheinung sein mußte, ist begreiflich. Einmal schrieb das Volk die Ursache einer solchen Theuerung dem Umstande zu, daß der Vicekönig, der Marchese Fogliano, dem Genuesen Gazzini die Ausfuhr von Getreide erlaubt hatte: es empörte sich, verbrannte Gazzini's Haus, nahm von den im Hafen liegenden Schiffen die Kanonen weg, befreite die Sträflinge und war im Begriff, den verzagten Vicekönig zu ermorden, als ihm noch zur rechten Zeit der Erzbischof Filangieri zur Flucht nach Messina verhalf. Durch die Milde des letztern und die Strenge des achzigjährigen Generals Caraffa wurde der Aufruhr zwar gedämpft, ohne daß, von einigen Hinrichtungen abgesehen, Blut vergossen wurde; allein dafür setzte das in Cefalu versammelte Parlament Fogliano's Entfernung und die Reform der Regierungsweise durch, freilich ohne dadurch dem Lande einen erheblichen Nutzen zu verschaffen. Im Jahre 1781 kam Caracciolo, Marchese von Villamarina, als Vicekönig auf die Insel. Er hatte sich auf einer Reise mit Diderot, d'Alembert, Garat ꝛc. befreundet und wollte nun die neuen Ideen derselben Knall und Fall in's Leben einführen. Er beschwichtigte die von seinen Vorgängern absichtlich genährten Feindschaften und Fehden zwischen den einzelnen Gebieten der Insel, bewirkte die Abschaffung der Inquisition, reformirte das Parlament, in welchem jetzt nicht bloß mehr der Adel erschien und unterwarf auch den letztern der Steuer, da er überhaupt von einem bevorrechteten Stande nichts wissen, sondern, wie er offen erklärte, nur König und Volk anerkennen wollte. Nur darin wich er von den übrigen Vertretern der neuen Lehren ab, daß auch er für eine Beschränkung der Getreideausfuhr war, über welche er eine

Abhandlung veröffentlichte. Im Uebrigen war er trotz seiner unläugbaren Verdieste um die Insel nichts weniger als beliebt: er verachtete die öffentliche Meinung, verhöhnte die Unterdrückten und spottete über die Verehrung der Landesheiligen Rosalia, während er Tänzerinnen und Sängerinnen den Hof machte, und verletzte durch eine anmaßende Eigenliebe. Später als Minister nach Neapel berufen, starb er — der neuerungssüchtige Freund der Encyclopädisten und Feind des Adels — aus Alteration über die Nachricht von der Einnahme der Bastille zu Paris.

Während die Neapolitaner und Sicilianer einerseits unter den althergebrachten Uebelständen, andererseits unter den zum Theil stürmischen, gewaltsamen Versuchen zu ihrer Beseitigung litten, wurden sie obendrein noch durch eine Reihe verheerender Naturereignisse heimgesucht, wie sie in dem herrlichen Lande nur allzu häufig sind. So raffte 1743 die Pest in Messina 34,000 Menschen hinweg und im Februar 1783 kam dann das furchtbare Erdbeben, das die Stadt in einen Schutthaufen verwandelte und ganz Kalabrien erschütterte, wo viele Menschen und ganze Dörfer von der aufklaffenden Erde verschlungen wurden. Dazu gesellten sich, wie immer in solchen Fällen, Hungersnoth und Krankheiten, die unter den obdachs- und unterhaltslosen Massen der Entflohenen gewaltig aufräumten.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Italienische Literatur.

Mehr in Folge des Ueberdrusses an der Manier der arcadischen Dichter-Akademie, als in Folge eines Zurückgreifens zur Natürlichkeit und zur unerschöpflichen Quelle wahren Gefühles betrat die Literatur, deren Nichtigkeit und Armuth das 17. Jahrhundert kennzeichnete, einen neuen Weg, indem sie sich dem 14. und 16. Jahrhunderte und vorzüglich den Maximen des Petrarca wieder zu nähern suchte. Leider strebten aber die Schriftsteller nicht den Idealen der Kunst nach, sondern nur deren Scheine und indem sie in ihrem Ausdruck sowie in der Reinheit des Gedankens sich der Klassizität zu nähern suchten, erlangten sie doch kei-

neswegs deren innern Werth. Das Schwülstige wie das Possenhafte bezeichnen die Manier, welche in ihrer Armseligkeit der Literatur Italiens dieser Epoche ihren Stempel aufdrückte. Wir beschränken uns deshalb wohl mit vollem Rechte darauf, von der übergroßen Zahl der damaligen Schriftsteller nur Jene zu erwähnen, welche zu den Wenigstschlechten gezählt werden müssen.

Der Sonettendichter Francesco Maria Zanotti von Bologna (1777) darf kaum hierzu gerechnet werden, da seine Arbeiten, nur schön in äußerer Form, jedes innern Gehaltes entbehren. An ihn schließen sich Costa di Tenda, Salandri, Paolo Rolli von Rom, Cassiani, Minzoni und Ludovico Savioli sowohl was Form als Inhalt anbetrifft; gleich wie Fiorentino und der italienische Anakreon Vittorelli mit ihnen auf demselben Boden wurzeln.

Pignotti hinterließ, außer einem mittelmäßigen Geschichtswerke über Toscana, eine Sammlung von Fabeln, deren Anmuth oft der wahren Natur sich nähert. Aurelius Bertola war der Erste, welcher jenseits der Alpen die Kenntniß deutscher Literatur verbreitete und welcher mit mehreren Andern Gessner übersetzte. Des gewesenen Priesters Casti, dessen Gedichte von Anspielungen auf das galante Leben der Kaiserin Katharina II von Rußland wimmeln, ist nur deshalb zu erwähnen, weil er als Nachfolger des Metastasio am Hofe Josef II mit einer Pension von 3000 Gulden eine Anstellung fand.

Die belehrenden Gedichte des Lorenzi und des Spolverini entsprechen vollkommen einer Literaturepoche, welche sich so gerne für eine wissenschaftliche ausgab.

Der genuesische Dichter Carl Innocenz Frugoni, (1768) welcher Hofdichter und Sekretär der Akademie der schönen Künste in Parma war, entbehrte jeder höhern Begeisterung, wurde jedoch, als einer der fruchtbarsten Verseschmiede, als Haupt einer Dichterschule betrachtet, welche zum Lobe der Fürsten, wie auch aller Jener, an deren Tischen sie speisten, sich in weitschweifigen Sonnetten ohne jeden innern Werth erging. Der Graf Gaston Rezzonico ging aus ihr hervor, ohne jedoch sich im Geringsten über das Niveau derselben durch etwas Anderes als seine Anmaßung zu erheben, mit welcher er die neun Bände seiner Dichtungen in der Art die „neun Musen" nannte, wie dies einst das alte Griechenland mit den Werken des Herodot gethan.

Besondere Erwähnung verdienen die „ungebundenen Verse dreier ausgezeichneter Verfasser“ wegen des Aufsehens, welches sie erregten und weil man zu jener Zeit geneigt war, ihnen wahre Poesie voll Geist und Kühnheit zuzusprechen, wenn gleich man bei ihrer Durchlesung nichts als eine schön gegliederte Prosa vorfindet, welche durch das Schwülstige die mangelnde Wärme und durch das Gezierte den Adel und die Anmuth zu ersetzen sucht.

Wir rechnen ferner noch zur Zahl dieser Schriftsteller Frugoni und Bettinelli, welcher Letztere durch seine „Briefe Virgils aus dem Elysium“, vermittelst deren er Dante herabzusetzen trachtete, sowie durch seine Correspondenz mit Voltaire, einige wenn auch unverdiente Berühmtheit erlangte. Seine zahlreichen Gegner, unter welche auch der geistreiche Gaspare Gozzi gehört, erreichten keinen höhern Standpunkt.

Baretti. 1716—1789.

Die unerschöpfliche Fruchtbarkeit aller dieser Dichterlinge erregte den geistreichen Tadel des Turiners Giuseppe Baretti, welcher, wenn gleich ihn die Herausgeber seiner Werke für einen vorzüglichen Kritiker und für einen der ausgezeichnetsten Schriftsteller erklärten, gleichwohl keine bessern Dichtungen als seine Zeitgenossen hervorbrachte. Von seinen auf uns gekommenen Werken sind ein englisch-italienisches Wörterbuch, sowie seine verunglückte Vertheidigung der Italiener in englischer Sprache erwähnenswerth. Er redigirte später das Journal „die literarische Pritsche (La frusta literaria)“, in welchem er über jene Schriftsteller loszog, welche durch unmoralische Schauspiele und Trauerspiele den Sitten wie dem guten Geschmacke Hohn sprachen und deren Zahl wie die der Anhänger des Frugoni ungeheuer war.

Algarotti 1712—1764.

Das Leben des Grafen Algarotti bildet eine Serie von Triumphen; König August III von Sachsen beauftragte ihn mit der Auswahl von Gemälden für seine Gallerie, Friedrich II von Preußen hatte ihn zum Reisebegleiter, die Philosophen bewunderten ihn und dennoch schrieb er nicht besser als seine Zeitgenossen. Sein in alle Sprachen übersetzter „Newtonianismus für die Damen“ ist den Gelehrten lächerlich, wie er den Unwissenden unnütz ist. In seinen „Versuchen“ trachtet er vergebens, der tiefen Natürlichkeit der Engländer nahe zu kommen und ermüdet den Leser durch seine Citate; mit Bedauern sieht man seinen Schriften

das stete Streben an, seine Lobreden in den militärischen Kreisen sich zu erwerben, in deren Mitte er lebte; woher es dann kam, daß er statt der lebhaften Farben reiner Begeisterung nur ausgeklügelte Phrasen voll Scheinbegeisterung zu Tage förderte.

Aber auch die Kanzelberedsamkeit bildete sich in diesem Geschmacke aus. Der Erzbischof Turchi, früher ein kräftiger Vertreter freier Ideen, donnerte seit seiner Erlangung eines Bisthums gegen die Philosophen; Giovanni Granelli von Genua, von noch strengern Ansichten geleitet, fand seiner Zeit großen Beifall und hinterließ recht verdienstvolle biblische Tragödien. Venini, Tornielli und Leone suchten die Kraft im Bilderreichthum; da ihnen aber das wahre Fundament kirchlicher Beredsamkeit fehlte, so gelang es ihnen noch weniger, das göttliche Wort auf würdevolle Weise vorzutragen.

Daß bei solchen Leistungen dem Kritiker Baretti viel zu thun übrig blieb, um das Feld der Literatur von dem Unkraut zu befreien, welches es überwucherte, ist auf den ersten Blick ersichtlich, allein er begriff nicht den Vortheil, welchen ihm ein aufrichtiges Eingehen in die Kunst bieten mußte und wenn er auch weit entfernt von der Anmaßung Jener ist, welche heut zu Tage in jedem Journale zwanzig bis dreißig Werke mit einem Federstriche zerschmettern, so begieng er doch den Fehler, dasjenige zu verachten, was er nicht begriff und sich dem ungezügeltsten Spotte gegen Solche hinzugeben, die mehr werth waren als er. Seine gehässige und eifersüchtige Leidenschaftlichkeit riß ihn zu den groben Schmähungen fort und ließ ihn Mittelmäßigkeiten in den Himmel erheben, während er wahre Talente, wie z. B. Goldoni, mit Füßen trat.

Goldoni 1707—1793.

Wohl wenige Menschen waren von der Natur so reich ausgestattet worden, wie dieser venetianische Advokat; leider aber pflegte er diese herrlichen Gaben nicht sorgfältig genug, wozu kam, daß die Verhältnisse seines engern Vaterlandes seinem Talente einen Hemmschuh anlegten. Die Regierung Venedigs duldete keine andere politische Meinung als die eigene und die entfernteste Anspielung, durch welche sich ein Nobile hätte für beleidigt halten können, wäre genügend gewesen, einen für immer verstummen zu machen. Dazu kam der klägliche Zustand der Theater, deren Unternehmer nur dem Geschmacke des Volkes zu schmeicheln

trachteten, welcher leider in dieser Zeit ein sehr verdorbener war. Die Harlekinaden waren an der Tagesordnung und Polichinell und Doktor Fastidio ergötzten das Publikum durch ihre anstößigen und anzüglichen, wenn auch oft geistreichen Ausfälle. Wie schwer mußte es daher für einen Autor sein, trotz des Bewußtseins, Besseres leisten zu können, von dem gebräuchlichen Wege abzulenken!

Es ist wohl wahr, daß auch Shakespeare und Calderon ähnliche Zustände vorfanden, als sie sich dem Theater zuwendeten, allein Goldoni überließ sich dem lokalen Zwang mit der seiner Natur eigenthümlichen Unbesorgtheit. Ohne reiche Abwechslung, sowie ohne die Kunst scharfer Charakterzeichnung spiegelt er nicht das eigentliche Leben ab, sondern nur die Gesellschaft, wie er sie vorfand und die vor allem bei den Menschen die hervorstechenden Charakterzüge schätzt. Daher kommt es denn auch, daß Goldoni stets gemeine Sitten, seichte Leidenschaften, Männer ohne wahre Ehrenhaftigkeit und Frauen ohne Zartgefühl darstellt und seinen Werken jene Allgemeinheit entzieht, welche ihnen Dauerhaftigkeit verliehen haben würde.

Trotzdem aber versteht Niemand besser als er die Scenirung und den Dialog und ohne sich jemals romanhaften Uebertreibungen hinzugeben, gelingt es ihm vortrefflich, den Charakteren jene Mischung zu verleihen, welche in der menschlichen Gesellschaft vorhanden ist.

In seinem Vaterlande verfolgt und verlästert, begab er sich nach Frankreich und der Beifall, mit welchem er dort überschüttet wurde, tröstete ihn derart, daß er ausrief: „Ich glaubte mich in meinem Vaterlande zu befinden."

Gozzi 1720—1801.

Baretti trachtete ihn gegen Carlo Gozzi in Schatten zu stellen und wenn es diesem gleich gelang, mehrfachen Beifall zu erhalten, so erzielte der Kritiker doch nichts weiter, als daß er literarische Streitigkeiten zwischen beiden Dichtern hervorrief, die von der Bühne herab sich gewöhnlich bekämpften. Wenn aber Baretti aus thörichter Bevorzugung Gozzi den größten Mann seit Shakespeare nennt, so läßt sich diesem Ausspruche einfach entgegensetzen, daß er im Auslande nur jene als Bewunderer fand, welche für das Paradoxe schwärmen. Schiller hat übrigens Einiges von ihm übersetzt.

Chiari, schrieb eine Menge von Romanen und Schauspielen, deren geringer Werth bedauern läßt, welch' reicher Schatz von Einbildungskraft durch schlechte Verwerthung hier verloren gegangen. Trotzdem verstand er es, durch äußere Mittel, als Dekorationen, Beleuchtungen und Veränderungen der Scene, die Menge in's Theater zu ziehen, und so genoß er wohl den Rausch des Beifalls, aber gleichzeitig hatte er auch die Quälereien jener Leidenschaften mit zu empfinden, denen Baretti, Chiari, Goldoni und Gozzi sich gegenseitig hingaben und welche, wie seine Werke, mit seinem Tode der Vergessenheit anheimfielen.

Auch Ludovico Riccoboni von Modena, sowie der Piemontese Camillo Federici erwarben sich durch ihre Arbeiten einiges Verdienst um die Bühne.

Im Jahre 1770 eröffnete der Herzog von Parma einen jährlichen Conkurs für theatralische Vorstellungen und einen dieser Preise erhielt Pietro Napoli Signorelli; sowie auch Avelloni sich durch Plünderung des Beaumarchais für den Weiterbau des italienischen Schauspiels thätig zeigte. Trotzdem blieb das Wort Voltaire's aufrecht, da er sagte: „In Italien gibt es schöne Schauspielhäuser, in Frankreich aber schöne Dramen"; doppelt gerechtfertigt war dieser Ausspruch, als nach Rinuccini das italienische Drama sich ganz dem Wunderbaren oder dem Unanständigen in die Arme warf und seine einzigen Erfolge in einem sehr vervollkommneten Mechanismus der Bühne suchte.

Wesentlich trug übrigens die Vervollkommnung der Musik zur Hebung des Drama's bei. Man fing an die Helden natürlicher reden zu lassen; historische ersetzten die seitherigen auf Erfindung beruhenden Stoffe und die Trennung des Ernsten vom Spaßhaften wurde durchgeführt. Die Anzahl der Akte wurde von fünf auf drei herabgesetzt; man unterdrückte den Prolog, die Arien wurden an den Schluß der Scene verlegt und Sparsamkeit in den Dekorationen eingeführt; diese und andere Reformen verdankt man zum Theil dem Silvio Stampiglia aus Rom, hauptsächlich aber dem gelehrten Venetianer Apostolo Zeno.

Zeno 1668—1750.

Seine gelehrten Arbeiten, an denen sich Maffei, Valisnieri und Andere betheiligten, wenn gleich an sich von hohem Werthe, trugen ihm gleichwohl weniger Ruhm und Ehre ein, als seine dramatischen Dichtungen, welche ihm von Seiten Karl VI den Titel eines kaiserlichen Dichters eintrugen.

Metastasio 1698—1782.

Pietro Trapassi, ein junger aus Rom gebürtiger Improvisator, erregte die Aufmerksamkeit des Kardinal Gravina, welcher für seine Ausbildung sorgte, seinen Namen in den griechischen Metastasio übersetzte und ihm bei seinem Tode ein Legat von 15,000 Thalern hinterließ. Nachdem der junge Dichter dieses Vermächtniß in kurzer Zeit durchgebracht hatte, begann er sich dem Drama zuzuwenden. Marianna Bulgarelli (la Romanina), eine Sängerin von großem Rufe, unternahm es, da sie ihre Erfolge der Schönheit der Verse des Metastasio zuschrieb, sein poetisches Genie und wohl auch sein Herz zu leiten.

Nach Wien berufen erfreute er sich des besondern Schutzes der Kaiserin Maria Theresia. Die Fürsten behandelten den kaiserlichen Hofdichter mit Auszeichnung und überhäuften ihn mit Geschenken; mittelmäßige Schriftsteller suchten seine Gunst und die Frauen sicherten ihm noch nach seinem Tode einen ehrenvollen Ruf bei der Nachwelt, welche über der Zartheit seines Styls, gleichwie die Mitwelt, ihm zahlreiche Verstöße gegen die Grammatik und die Affektation gern verzeiht, daß er erhabene Gegenstände, welche sich nicht der leichten Phraseologie des Melodrama anpassen, zum Vorwurf seiner Dichtungen nahm.

Man würde Unrecht thun, an ihn den Maßstab eines tragischen Autors anzulegen; wobei jedoch nicht zu verkennen ist, daß er besser gethan hätte, seine Liebesgötter und sonstige ungereimte Dinge, deren Italien keineswegs bedurfte, fortzulassen und statt bloßer Skizzirung der Charaktere und Leidenschaften sich korrekterer Zeichnung zu befleissen. Immerhin verstand er aber die Situation mit Kunst anzulegen und da er außerordentliche Bühnenkenntniß besaß, so wählte er den Ort der Handlung höchst glücklich und erzielte außerordentliche Effekte. Dies Alles zusammengenommen, glauben wir den einzigen Grund, warum seine Stücke von der Bühne verschwanden, darin suchen zu müssen, daß zu seiner Zeit das Recitativ vorherrschte und der Akt mit einer Arie endete, wo heutzutage ersteres fast ganz verschwindet und der Schluß durch Ensemblestücke bezeichnet wird.

Die Tragödie. Maffei 1675—1755.

Die erste gute Tragödie ist Merope von Scipio Maffei; sie vereinigt Einfachheit und Klarheit mit großem Verständniß des Alterthums, jedoch fehlt ihr die Reinheit der Formen, welche ihr Dauer verliehen haben würde. Jedenfalls war aber Maf-

sei einer der besten tragischen Autoren seines Zeitalters. Victor Amadeus II beauftragte ihn mit der Aufstellung der Inschriften und Monumente des Porticus der Universität von Turin, sowie er auch durch seine „Geschichte der Diplomaten" der kritischen Kunst Eingang verschaffte. Er griff die Irrthümer der Magie mit so viel Energie an, daß selbst Tartarotti, welcher doch die nächtlichen Zusammenkünfte der Hexen leugnete, darüber empört war und ihn des Unglaubens beschuldigte. Seine Geschichte der „Lehre von der göttlichen Gnade" entfremdete ihm selbst die Jansenisten und er verdankte es nur der Intervention Benedict XIV, daß ihn Pater Concini nicht als Ketzer anklagte.

Maffei schrieb über Alles und Jedes, jedoch, trotz großem Wissen, mit mehr Anmaßung als Kenntniß. Voltaire überhäufte ihn mit Lobsprüchen, ohne sich dadurch abhalten zu lassen, aus Eifersucht unter der Maske der Anonymität eine heftige Kritik gegen die Merope herauszugeben.

Verri.

Als einen bemerkenswerthen Versuch dürfte hier die Tragödie „Galeazzo Sforza" von Alessandro Verri umsomehr einen Platz finden, als derselbe das Streben bekundet, durch Abwerfen des der Kunst angelegten Zwanges sich der Wahrheit zu nähern.

Alfieri 1749—1803.

Vittorio Alfieri von Asti, ein für die abstrakte Freiheit begeisterter Aristokrat, kannte nur die französischen Schriftsteller. Er mißachtete sie Alle, selbst Rousseau, und dennoch ahmte er sie nach. In seinem Wesen wie in seinen Schriften spricht sich überhaupt eine gänzliche Verachtung der Welt, der Menschen und ihrer Sitten aus und da bei ihm jede Leidenschaft sich zur äußersten Heftigkeit steigerte, so erschien diese letztere gegenüber der seitherigen lobhudelnden Schwäche Anderer als Originalität. Im scharfen Gegensatz zu der Anmuth des Metastasio, nahm er in seinen Schriften eine rauhe und beißende Sprache an, unterdrückte die Artikel, beraubte die Sprache jeden Reizes und nahm den Versen ihren Wohlklang.

Obgleich in der Form ganz Franzose, behauptete er doch ihre Meisterwerke nicht zu kennen. Glaublicher ist, daß er die Spanier sowie seine Zeitgenossen, die beiden großen deutschen Dichter, nicht kannte, sowie er Shakespeare nur in einer schlechten französischen

Uebersetzung las. Die griechischen Klassiker studirte er erst in einer späteren Zeit, ohne jedoch jemals seinen künstlichen Styl der großartigen griechischen Einfachheit zu nähern. Jene benützen die Handlung, um Charaktere und Sitten darzustellen, ihm aber war diese nur Zweck. Auch sein Dialog ermangelt der Leichtigkeit und Natürlichkeit der Griechen und statt wirklicher Personen findet man bei ihm stets nur den Verfasser wieder.

Alfieri nimmt es als sein Verdienst in Anspruch, daß er die Tragödie nicht bloß zur Darstellung einer Zeitepoche oder der Entwicklung einer Leidenschaft benützt. Seine Kritiker, deren Rathschläge er befolgte, und von denen Cappacelli und Casalbigi durch ihr Verständniß der Bühne sowie durch ihre Kenntnisse des griechischen, englischen und französischen Theaters einen guten Klang haben, sind in diesem Punkte völlig über ihn einig, indem sie die ihm eigenthümliche Weise, unmittelbar auf das Ziel loszugehen, sobald er über dasselbe mit sich im Klaren ist, einstimmig lobend anerkennen; wobei aber nicht zu vergessen sein dürfte, daß er, die Nebenrollen verbannend, sich gezwungen sieht, behufs der Analisirung der Hauptcharaktere, diese selbst unter zu großem Wortreichthum abzuschwächen.

Alfieri besaß zu wenig wahres Wissen, um sich mit lebenvoller Wahrheit in gewisse Epochen zu versetzen und sie dem Hörer vorzuführen; auch war er zu stolz, um sich dem Charakter der Zeiten und Menschen, welche er schildern wollte, anzupassen. Daher kommt es denn auch, daß die von ihm dargestellte Welt unnatürlich erscheint und daß die furchtbarsten Katastrophen, die gräulichsten Tyrannen und Verbrecher in derselben fast zur Nothwendigkeit werden. Anerkennen muß man bei Alfieri, daß er stets von Italien spricht und sein Vaterland in einer Zeit, wo es ganz vernichtet erschien, zu regeneriren bestrebt ist; indem er aber die Politik auf die Bühne brachte, schürte er den Haß, ohne die Fortschritte und das Bedürfniß der neuen Gesellschaft zu kennen. Er lehrte die Sclaverei verabscheuen, ohne Liebe zur Freiheit zu erregen und erstickte jedes andere Gefühl in dem Haß gegen die Tyrannei.

Von seinen Werken erwähnen wir: „Die Verschwörung der Narren", „Virginia", „die beiden Brutus", „Saul", „der Fürst und die Wissenschaften", „Etrurien" und die politischen Komödien, „der Eine", „die Wenigen", „die Ueberflüssigen", „das Gegengift".

Die italienische Sprache.

Die italienische Sprache wurde wenig und schlecht studirt; um sie zu bereichern, fuhren einige Gelehrte fort, die Klassiker zu plündern. Alberti von Villanuova verfaßte ein neues Wörterbuch, welches besser als das der Akademie ausfiel. Die italienische Philologie litt überhaupt unter dem Streite der Pedanten wie Corticelli, Vannetti, Branda, Bandiera, welche der Sprechreinheit zu Liebe keinen mundartlichen oder volksthümlichen Ausdruck, wenn er auch noch so glücklich war, dulden wollten, mit den „freien Forschern", meistens Lombarden. Der Graf Napione aus Turin, ein wahrhafter Gelehrter, brachte es durch sein Werk: „Gebrauch und Vorzüge der italienischen Sprache" dahin, daß seine Landsleute aufhörten, sich der lateinischen und französischen Sprache in ihren Schriften zu bedienen und gab dafür Regeln, welche Cesarotti zu streng, Cesari aber zu gelinde erschienen. Der Erstere wollte in seinem „Versuche über die Philosophie der Sprachen" seine eigene Praxis als Theorie aufstellen und wendete die Lehren des Präsidenten de Brosses auf die italienische Sprache an. Indem er von dem Grundsatze ausging, daß die Sprache mit dem allgemeinen Wissen Hand in Hand gehen müsse, erhob er sich über die gewöhnlichen Grammatiker und Diejenigen bekämpfend, welche die italienische Sprache für todt erklärten, ging sein Streben dahin, sie durch Einbürgerung fremder Ausdrücke und Reformen zu verjüngen.

Eines der größten Uebel der damaligen Zeit war, in Italien ebenso wie anderwärts, der Einfluß alles Französischen und die lächerliche Nachahmungssucht, welche sich in dieser Beziehung kund gab. Moden, Umgangssprache, Baustyl, Kleidung bekundeten diese allgemeine Schwäche, welche selbst den Spöttereien eines Parini, Maffei, Chiari und Becelli einen unglaublichen Widerstand entgegensetzte und die nationalen Schriftsteller mißachtete, wenn sie in ihren Schriften derselben nicht huldigten.

Muratori 1671—1750.

In der wissenschaftlichen Literatur tauchten durch die jansenistischen Streitigkeiten, sowie durch diejenigen, welche die Synode von Pistoja erregte, eine Menge Schriften auf. Unter ihnen treten mehrere theologische Werke des Muratori in den Vordergrund, von denen besonders „De ingeniorum moderatione in religionis negotio" großes Aufsehen erregte und seine eigene Ruhe störte, sowie dessen „Annali d'Italia" durch ihre Genauigkeit

und ihren Umfang, bei manchmal ermüdendem Style, kaum glaublich erscheinen lassen, daß er sie in einem Jahre vollendete. — Francesco Cancellieri aus Rom, der Dominicaner Concina, Erzbischof Mansi sowie der Abbé Zozzi, ein Venetianer, wetteiferten in der kirchlichen Literatur und es war besonders der Letztere, welcher in der Ankündigung einer von ihm herauszugebenden „italienischen Encyclopädie", d'Alembert und den französischen Encyclopädisten entgegentrat. Leider starb er im Jahre darauf im 32. Lebensjahre und sein Werk kam nicht zur Ausführung.

1748—1799.

Viele Rechtsgelehrte behandelten spezielle Fälle, wenige jedoch die Wissenschaft im Allgemeinen. In letzterer Bezeichnung veröffentlichte der Florentiner Giovanni Lampredi unter Anderem: „Juris publici universalis, sive juris naturae et gentium theoremata", worin er den Satz aufstellte, daß allen positiven Gesetzen ein unsterbliches Gesetz vorhergehe. Mario Pagano untersuchte die römische Gesetzgebung und gab nach den Ideen des Vico seine „Versuche über den Anfang, Fortschritt und Verfall der menschlichen Gesellschaft" heraus; leider sieht er aber anstatt Fortschritten überall Verfall. Er starb als Märtyrer der Revolution von Neapel zugleich mit dem Arzte und Naturforscher Domenico Cirillo.

Als Gegner dieser Philosophen trat Nicola Spedalieri aus Sicilien auf, welcher in seinen „Rechten des Menschen" das Bestehen einer gesellschaftlichen Verpflichtung (contrat social) zu leugnen scheint, indem er aus der Natur des Menschen, sowie aus dessen Wunsch nach Glück unwandelbare und unveräußerliche Rechte ableitet. Die Absicht war gut, aber die Consequenz dieser Behauptung eine schlimme, indem deren Anerkennung zum Kriege Aller gegen Alle führen müßte.

Das Gebiet monographischer Geschichtsschreibung fand zwar besondere Pflege, zumeist aber begnügten sich die Schriftsteller damit, Dokumente, Inschriften und öffentliche Akte zusammenzutragen. Angelo Fumagalli brachte aus dem Archiv seines Klosters Sant Ambrogio zu Mailand kostbare Dokumente ans Tageslicht, mit deren Hülfe er eine „Diplomatik" und „lombardisch-mailändische Abhandlungen" verfaßte; Canciani sammelte die Gesetze der Barbaren und Gabriele Lancellotti (1769) stellte die sizilischen Münzen und Inschriften zusammen; sowie Marco

Fantuzzi (1740—1806) achthundertfünfundsechzig Dokumente von Ravenna aus den mittlern Jahrhunderten sammelte. Von größerem Werthe sind die „Rerum italicarum scriptores“ von Muratori, mit verschiedenen Fortsetzungen und den Abhandlungen über die Alterthümer des Mittelalters. Hieran schließen sich die recht verdienstvollen Arbeiten des Filippo Argelati, Giuseppe Rovelli und des Kanonikus Lupi, deren Werth nicht dadurch gemindert wird, daß Verri, Maffei, der Pater Affo und Bussetto sie scharfer Kritik unterzogen, indem sie forderten, daß der Geschichtsforscher den von ihm gesammelten Stoff zu einer geordneten und unter bestimmte Gesichtspunkte gebrachten Darstellung verarbeite.

Sehr bemerkenswerth sind noch die Forschungen eines Giuseppe Rovelli über die Gesammtzustände Italiens in dessen „Vorrede zur Geschichte von Como“, sowie die Herausgabe der „arabischen Schriftsteller“ und die „Einleitung zum Studium des öffentlichen Rechtes in Sicilien“ von dem Kanonikus Rosario Degregoris (1753—1809), gleichwie auch die ältere und neuere Literaturgeschichte dieser Insel von Domenico Scena und Signorelli's (1756—1837) lebhaft, ja leidenschaftlich geschriebenes Buch über die „Kulturgeschichte Siziliens.“

Der Piemontese Carlo Denina von Rovello (1731—1813) wurde dadurch berühmt, daß er wegen seiner Kritik über den öffentlichen Unterricht durch die Jesuiten seinen Lehrstuhl verlor. Seine „Revolutionen Italiens“ ist die erste vollständige Geschichte dieses Landes.

Carlo Antonio Marin von Brescia (1798) schrieb eine sehr beachtenswerthe, wenn auch nicht immer ganz genaue „Geschichte des Handels der Venetianer“, welchem sich Giacomo Filiasi in seinen „Veneti primi e secondi“ anschließt.

Als Curiosität ist der geschichtlichen Schriften des bekannten Dogen von Venedig, Marco Foscarini zu erwähnen, von welchen besonders seine „Geschichte der venetianischen Literatur“ sehr gut und mit großer Umsicht verfaßt ist. Mehr Gelehrsamkeit als ruhiges Urtheil beweist Giusto Fontanini, Erzbischof von Friaul, durch seine „Geschichte der italienischen Beredtsamkeit“; zu den besten Chronologisten aber zählt man Eduard Corsini, welcher in seinen Forschungen über die atlantischen Jahrbücher, die Olympiaden und die Reihenfolge der Präfecten von Rom unübertroffen dasteht.

Von den vielen aus Spanien verjagten und nach Italien gekommenen Jesuiten, welche hier das literarische Bürgerrecht erlangten, indem sie in italienischer Sprache und über innere Zustände dieses Landes schrieben, sei hier des Giovanni Andrès erwähnt, welcher in seinem „Ursprung und Fortschritt aller Literatur" von den bisher gültigen Urtheilen bedeutend abweicht, und die arabischen Schriftsteller, für welche er sehr begeistert ist, der Lesewelt näher rückt.

Tiraboschi, 1731—1794.

Girolamo Tiraboschi von Bergamo, ein Mann von großer Gelehrsamkeit und beseelt von den besten Absichten, suchte in seiner „Geschichte der italienischen Literatur" (1772—1782) schwierige Punkte aufzuklären und die verschiedenen Werke ihren wirklichen Verfassern wieder zuzuweisen; doch vermißt man leider bei ihm ein selbstständiges Urtheil und bei genauerer Prüfung seines Werkes bemerkt man mit Bedauern, daß er mehr über die Schriftsteller als über die Literatur Italiens selbst, was doch sein Hauptzweck war, geschrieben hat. Jedenfalls bleibt aber dieses Werk für alle Zeit ein höchst schätzbares Material.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Die schönen Künste.

Gleichen Schritt mit der Literatur gehen die schönen Künste jedes Zeitalters und man kann sagen, daß sich bei Beiden dieselben Irrthümer, gleich wie dieselben Bemühungen diese zu verbessern zeigen. Zur selben Zeit als die Metaphern des 17. Jahrhunderts abkamen, verschwand auch in der Kunst der Geschmack am Barocken. Leider wurde er aber durch das Wollüstige und Manierirte ersetzt, welches unter der Bezeichnung Rococco bekannt ist, und vorzüglich in Frankreich großen Anklang fand.

Malerei, Plastik, Architektur Italiens.

In Italien blieben die Künstler bei ihren Gemälden für Kirchen und Paläste wohl immer noch würdevoller, waren aber,

obgleich sie nach der Natur zeichneten, nicht glücklich in der Wahl ihrer Vorbilder. Sie componirten nach gewissen conventionellen Regeln, wobei sie nur auf Anbringung mehr oder minder wunderlicher Kontraste bedacht waren.

Die Manier der Carraccio war verschwunden und die Schule von Bologna erstarb, bei dem letzten Aufleuchten des Pasinelli, mit Cignani, welcher 20 Jahre an der Kuppel der Marienkirche zu Forli arbeitete.

Die Aldrovandini befleißigten sich sehr der Perspective, jedoch mit geringerem Erfolge als die Galli von Bibiena, welche für Ausschmückungen aller Art bei Festlichkeiten sehr gesucht waren; die größern Städte und viele Höfe übertrugen an Fernando Galli, seinen Bruder Francesco, ihre Söhne und Schüler die Bauten ihrer Theater.

Die genuesische Schule, welche durch die Pest von 1657 eingegangen war, hob sich wieder, indem sie Moretto nachahmte, und Carloni, Piola, Banchero und Parodi, Letzterer als Architekt, brachten sie zu einigem Rufe.

Die Akademie zu Turin, seit 1736 wieder von Beaumont in's Leben gerufen, hatte vortreffliche Gelegenheit zu Studien an den flamändischen Meisterwerken, welche der dortige Hof vom Prinzen Eugen geerbt hatte. Erwähnenswerth sind Domenico Olivieri und Bernardo Galliari; Letzterer wegen geschickter Handhabung der Perspective.

In Rom scheint uns Cignaroli sich eines nicht ganz begründeten Rufes erfreut zu haben, da er in der Farbe zu manierirt und in der Erfindung weniger würdig als sinnreich sich zeigt.

Canaletto.

Mit Stolz rechnet Venedig Canaletto zu den Seinigen, welcher überall die Ansichten seines Geburtslandes verbreitete und im zweckmäßigen Gebrauche der Camera obscura unterrichtete. Auch gehört hierher die vorzügliche Pastellmalerin Rosalba.

Mengs 1672—1757.

Raphael Mengs, aus Böhmen, erlangte in Rom einen vorzüglichen Ruf, doch erreichte er nie die wahren Meister der Kunst; das Glänzende überwiegt bei ihm die Wahrheit, wie diese auch vor dem Conventionellen in Zeichnung und Farbe stets zurücksteht. Sein Schmeichler und Biograph Azara stellt ihn über

Rafael von Urbino, welchem er vorwirft, was gerade sein Vorzug ist, daß er nämlich die Natur zu treu wiedergebe.

Frankreich.

Die beiden vorzüglichsten Maler des vorigen Jahrhunderts in Frankreich, Poussin und Puget, hatten keine Schule hinterlassen. Nicolas Coustou war ein Schüler des Bildhauers Coysevoix, welcher viele Arbeiten für den damals schon alternden Ludwig XIV im Geschmacke Berninis ausführte.

Bouchardon 1698 –1762.

Bouchardon studirte in Italien zur Zeit des Verfalls der Bernini'schen Schule und für Mariette*) arbeitend, bildete er sich einen von dem seitherigen ganz abweichenden Geschmack. Von seinen zahlreichen Arbeiten ist die Reiterstatue Ludwigs XV erwähnenswerth, indem sie aus einem Stücke gegossen ist. Weniger manierirt als seine Zeitgenossen, erreicht er dennoch nicht die völlige Einfachheit.

Falconet 1716—91.

Etienne Falconet von niedriger Herkunft, war ein Schüler Lemoine's und führte schon nach 6 Lehrjahren den „Milon von Croton" aus, wodurch er in die Akademie aufgenommen wurde. Von Catharina II nach Rußland berufen, arbeitete er zwölf Jahre an der Statue Peters des Großen, von welcher Arbeit er aber schlechten Lohn zog, da er später dort in Ungnade fiel. Er schrieb über die schönen Künste, indem er Mengs, Caylus, Jaucourt, Winkelmann und Andere bekämpfte, welche allein den alten Meistern irgend ein Verdienst zuerkannten.

Auch in der Malerei hatte sich die Uebertreibung und die Frivolität eingeschlichen. Coypel hat manierirte Stellungen, Parrocel, trotzdem daß er die Gruppirung der Massen und die Vertheilung des Lichtes gut kennt, ist nichts als ein Wirthshausmaler, Watteau malt, allerdings trefflich, Wanddecorationen und ländliche Scenen und Boucher füllt seine Bilder mit vollbusigen Frauen.

Vanloo.

Louis Vanloo war Maler in Ecluse, Schüler von Jean Corneille und ein durchweg achtungswerther Künstler. In Nizza, wohin er fliehen mußte, hinterließ er den Ruf eines tüchtigen

* Verfasser einer Abhandlung über geschnittene Steine, 1750.

Zeichners und geschickten Freskomalers. Sein Sohn Jean Baptiste Vanloo studierte in Rom bei Benedetto Luti die Theorie, als er schon Meister seiner Kunst war. Seine Werke in Paris und London machten ihn zum reichen Manne, doch verlor er durch Law's Schwindeleien Alles wieder. Sein Pinsel war sehr leicht und nächst Watteau verstand niemand wie er sich auf den Farbenton. Sein Bruder Carl Vanloo, welcher mit Boucher nach Rom kam, übertraf ihn in Bezug auf die Composition und erlangte großen Ruf, wenn gleich sein Kolorit nicht natürlich ist und seine Köpfe an Einförmigkeit und Ausdruckslosigkeit leiden. Er, wie seine ganze Familie, konnte weder lesen noch schreiben. In Paris mit Lobeserhebungen überschüttet, griff ihn gleichzeitig die Kritik auf's Schonungsloseste an.

Vernet 1714—1789.

Claude Vernet von Avignon, erlangte im Genre der Marinemalerei durch sein großes Talent einen guten Ruf in Italien, und wurde später von Ludwig XIV beauftragt, die Häfen Frankreichs zu malen. Er wußte Talente zu schätzen, gab Pergolese glückliche Andeutungen und ermuthigte Bernardin de St. Pierre. Sein Sohn Charles, wie sein Enkel Horace Vernet haben den Ruhm ihres Namens heilig gehalten.

Greuze 1725—1805.

Jean Baptist Greuze, geboren zu Tournus, erregte durch seine Genrestücke allgemeine Bewunderung. Von den tonangebenden Malern der Trivialität beschuldigt, während er nur natürlich war, begab er sich nach Rom, verlor aber durch seine dortigen Studien an Originalität, worauf er sich entschloß, den schönen Himmel des Landes und dessen schöne Frauen zu studiren, um die Poesie aus dem Leben zu schöpfen. Er sagte nicht mit Unrecht von sich, „er habe seinen Pinsel in sein Herz getaucht."

In dieser Epoche und während Julien, Houdon, Moitte und Chaudet die Bildhauerkunst der Antike wieder zu nähern suchten, und Vien, Menageot, Barbier, Regnault und Vincent in der Malerei den Geschmack zu veredeln und ihn von der Launenhaftigkeit eines Vanloo und Boucher zu emancipiren trachteten, taucht als Hauptrepräsentant dieser akademischen Schule

Jacques David, 1750—1825,

Enkel und Schüler Boucher's, auf. Das Studium der Meisterwerke Roms veranlaßte ihn zu einem gänzlichen Wechsel des Styls

und sein erstes von dort zurückgebrachtes Werk „die Pest in Marseille“ (1780) gibt Zeugniß von dem Ernste, mit welchem er seitdem die Kunst auffaßte. Sein „Schwur der Horatier“ war sechs Jahr später vollendet; es folgten nach und nach eine Reihe von Meisterwerken, die, wenn gleich vom Einflusse der französischen Revolution berührt, ihn zum Idole seiner Zeitgenossen, in dieser wie zur Zeit des Kaiserreichs, machten.

Von den wenigen Bauten, welche in Frankreich in der dort herrschenden Sitte häufiger Umänderungen widerstanden, finden sich noch einige in Lyon von de la Monce und in Paris von Jacques Gabriel, deren Erhabenheit, correkte Formen und Einheit des Charakters diesen Meistern zur Ehre gereicht. Mit einiger Berechtigung schließen sich ihnen Boffrand von Nantes und Francois Blondel an, welcher Letztere in Paris eine Schule der Architectur gründete. Guten Geschmack bekundete ferner Jacques Denis Antoine (1733—1801) durch den Bau des Münzgebäudes und des Justizpalastes in Paris. Man verdankt ihm die Einführung der hohlen Ziegel für die Archive, sowie die altdorischen Säulen, mit denen später so großer Mißbrauch getrieben wurde. Die medizinische Schule wurde von Gouvoie erbaut. St. Genevieve, auch das Pantheon genannt, ist von Soufflot und jedenfalls das großartigste Bauwerk dieser Epoche in Frankriich.

England.

England hatte wohl Maler aber keine Schule und zeichnete sich nur in Aquarellen aus; im Uebrigen waren die Venetianer und Holländer ihre Vorbilder.

Reynolds 1723—1797.

Reynolds war entzückt von der Malerei und von Rafael, als er eine Abhandlung von Richardson gelesen; er gieng nach Rom und studirte jenen Großmeister der Kunst an der Quelle. Zurückgekehrt, galt er in seinem Vaterlande für den besten Porträtmaler. Als schwacher Zeichner und trotz geringer Sicherheit des Pinsels, gelang es nur seiner hartnäckigen Ausdauer im Schlosse des Lord Egremont zu Peterworth zwanzig Gemälde herzustellen, welche noch heute das Beste sind, was England von Inländern besitzt. Man verdankt Reynolds hauptsächlich die Gründung der Akademie der schönen Künste in London.

Reynolds Nachfolger war Benjamin West, dessen „Schlacht von la Hogue" und „Tod des General Wolf" ihn sehr populär machten. Auch die meisterhaft componirten Kupferstiche von Hogarth verdienen die gerechteste Anerkennung.

Wilson, Gainsborough u. A. erhoben die englische Schule, trotz vieler ihr anklebenden Unvollkommenheiten, zu einer gewissen kräftigen Manier, welche alle Anerkennung verdient, sowie der populäre Barry, und Flaxmann durch seine energischen Zeichnungen nach Hesiod, Homer, Aeschylus und Dante anerkennende Erwähnung verdienen.

Sergell.

Die Schweden citiren mit Stolz ihren Bildhauer Sergell, welcher Mitglied der französischen Akademie war.

Deutsche.

Die Deutschen studierten die schönen Künste vor Allem mit Ernst, indem sie die Aesthetik zu einem Theile der Philosophie machten, d. h. indem sie ihr die Kenntniß der Natur zur Grundlage gaben. Leider aber fehlte den Lehren Lessings, Winkelmanns und Sulzers der praktische Erfolg, da es in Deutschland keine Schule der Kunst gab. Diderot entlehnte ihnen einige Gedanken und seine bezüglichen Briefe an Grimm über die Ausstellung von 1765, erregten gerechtes Aufsehen. Algarotti's „Versuch über die Malerei" ist oberflächlich, wie Alles von ihm. Die „Geschichte der Malerei" von Lanzi besticht durch ihre Klarheit; die Zerstückelung der Materie aber und der Mangel an praktischer Kenntniß, stellen ihren Werth bedeutend unter Vasari's Urtheile, welche jene Mängel nicht an sich tragen.

Agincourt, nach Rom gekommen, um dort wenige Tage zu verweilen, blieb dort 50 Jahre und unternahm es, wenn gleich nicht mit Glück, den Künsten des Mittelalters wieder den ihnen gebührenden Platz anzuweisen.

Auch die täglich neu zu Tage geförderten Denkmäler aus den Zeiten römischer Größe fanden ihre Ausleger neben den Bewunderern des Mittelalters und es zeichneten sich darin durch deren Beschreibung Amaduzzi, Gazzola, der Engländer Mayer, der Franzose de la Gardette und Paoli aus; Conduzzi und Galeotti beschäftigten sich vorzugsweise mit der römischen Archäologie.

Den Künstlern fehlten die großmüthigsten Beschützer nicht und alle Länder stellten hierzu ihr Kontingent. Wir erwähnen hier der Kardinäle Albani und Valenti, welcher Letztere Benedict XIV die Idee eingab, im Museum des Kapitols eine Sammlung von Gemälden anzulegen. Derselbe Papst kaufte die kostbaren Alterthümer des Francesco Vettori. Clemens XIV vereinigte mit dem Museum die von Marini beschriebene Papyrus-Sammlung und sorgte dafür, daß neu aufgefundene Alterthümer nicht zerstört oder verkauft würden; Pius VI folgte seinen Fußstapfen, der Fürst Marco Borghese legte das unter seinem Namen bekannte große Museum an und Azara, Gavino, Hamilton Jenkins, Lord Harvey und Graf Bristol stachelten den Eifer der Künstler durch ihre Freigebigkeit.

Der Kurfürst von Bayern, ferner die sächsischen Souveraine Friedrich August I und II erzeigten durch Ankäufe und Unterstützungen sich als wahre Mäcene, sowie die von Friedrich August II gegründete Sammlung von Kunstschätzen nur den italienischen Meisterwerken in Paris noch den Vorrang gestattet. Eine von ihm in Dresden gegründete Malerschule wurde von seinem Nachfolger Friedrich Christian nach dem Plane des Dichters Hagedorn passend reorganisirt.

Kupferstecherkunst.

Der Kupferstich erlangte den höchsten Grad der Vollkommenheit. Francesco Bartolozzi erhob, durch ihre Vervielfältigung auf diesem Wege, die Werke der Malerin Angelica Kaufmann weit über ihren wahren Werth; er bewahrte seine freilich fast zu große Anmuth und Weichheit der Ausführung bis in's späte Alter, wo er als 80jähriger Greis noch den Kindermord von Guido Reni ausführte.

Der venetianische Architekt Piranesi (1721—78) veröffentlichte durch Ausdruck und Schwung ausgezeichnete Ansichten von Rom; Giovanni Volpato (1758—78) stach für eine Gesellschaft in Rom „die Loggien des Vatikans" unter Beihülfe des Neapolitaners Raffael Morghen (1758—1833), welche noch heute Zeugniß von seiner Meisterschaft ablegen.

Reformen.

Die Reform der schönen Künste hatte begonnen. Ludwig Vanvitelli aus Utrecht, schon mit 26 Jahren Architekt von St. Peter, erbaute in Neapel die Annunciata-Kirche, welche, trotz

mancher Fehler, ein Meisterwerk ist, sowie er für Carl III. von Neapel den Palast von Caserta genau nach den von ihm vorgelegten Plänen ausführte und damit ein Werk schuf, welches in seiner Großartigkeit wenige seines Gleichen haben dürfte.

Die Bildhauerei zeigte in Rom bis dahin nur armselige Versuche und es sind die Werke von Agostin Penna, André Lebrun und Giuseppe Franchi, wenn auch frei vom Style Bernini's, doch durch ihre Künstelei, ihre Manierirtheit und die auf den mechanischen Theil der Kunst vorzugsweise verwandte Sorgfalt, weit entfernt von jener geistigen Höhe, welche die Bildhauerei durch Canova wieder erlangte.

Canova 1747—1822.

Antonio Canova von Passagno, durch den venetianischen Gesandten Zulian nach Rom gebracht, zweifelte an sich selbst, als er hier einen von dem seinigen so ganz verschiedenen Geschmack vorfand. Bald gelang es ihm jedoch durch Vereinigung des Natürlichen mit der Antike in seiner Gruppe des Icarus durchzubringen und durch Hamilton und Volpato mit dem Grabdenkmal beauftragt zu werden, welches ein Privatmann für den Papst Ganganelli bestimmt hatte. In dieser großartigen Arbeit entwickelte sich sein Genie im vollen Maße und man kann sagen, daß er im Alter von 25 Jahren ein Werk schuf, welches wie keines von den neuern der Antike sich näherte und in seinen einzelnen Theilen, wie in der Gesammtheit, einen überwältigenden Eindruck auf seine Zeitgenossen hervorbrachte. Gleiche Bewunderung erregte sein Monument des Papstes Rezzonico in St. Peter, und der bizarre Geschmack, welcher im Allgemeinen diese Kirche verunziert, vermochte nicht seinem Werke zu schaden.

Unermüdet studirte er nun weiter, da er aber Alles allein ausführte, so verhinderte ihn dieses Verfahren, viel hervorzubringen, wodurch indessen wieder die Vollkommenheit seiner Schöpfungen gewann. Er vereinigte in sich Umsicht in der Anlage, energischen Ausdruck der Physiognomie, Kraft des Meisels, Sauberkeit und Eleganz der technischen Durchbildung und bis in die Details der Extremitäten und des Beiwerkes gleichen Fleiß und gleiche Liebe, wodurch es ihm besonders gelang, den Haaren sowie den Fleischtheilen eine Weichheit zu geben, welche seine Gegner zu der Beschuldigung veranlaßte, er firnisse seine Statuen. Seine Antwort

auf diese Vorwürfe war das Monument der Erzherzogin Christina*) in Wien, sowie seine „Magdalena". Diesem folgte „Hercules und Lycas", Theseus und der Centaur", sowie „Amor und Psyche", lauter Gruppen voll Wärme und Natürlichkeit. — Nicht dasselbe läßt sich von den Statuen des Kaiser Napoleon und anderer Fürsten und Prinzessinnen sagen, sowie auch seine „Venus" und sein „Perseus", welche er für das Belvedere, an Stelle der von den Franzosen geraubten Meisterwerke, schuf, seinen übrigen Werken nicht ebenbürtig erscheinen.

Musik und Ballet.

Die Oper entstand aus Schaustücken, welche Poesie, Musik, Gesang und dekorative Ausschmückungen in sich vereinigten. Später wurde die Poesie Nebensache, und in den größern Musikstücken, sowie auch im Ballet, fiel sie ganz fort. Die Oper selbst aber litt unter der Concurrenz, welche ihr der Zeitgeschmack im Ballet machte, das seit Langem als Ballet-Pantomine sich Eingang in Italien verschafft hatte.

Unter Ludwig XIV fügten Quinault und Lully dem Ballet eine für dasselbe geeignete Musik bei und verfeinerten es derart, daß es ein integrirender Theil des Drama wurde. Noch mehr vervollkommneten die Deutschen das Ballet, indem sie ihm

---

*) Wir machen hier auf die vortreffliche Studie „Canova in Oesterreich", von Dr. C. v. Lützow, in der gediegenen Zeitschrift „Oesterreich. Revue" für 1864, Bd. 2 und 5, aufmerksam. Der Verfasser sagt von dem Monumente der Erzherzogin Christina in der Augustinerkirche zu Wien: „Das berühmte Kunstwerk gilt auch unbestritten für das bedeutendste plastische Denkmal dieser Art in der an öffentlichen Monumenten keineswegs armen Kaiserstadt. Aber auch abgesehen von dieser seiner localen Rangstellung, darf dasselbe als eines der eigenthümlichsten unter Canova's Werken, welches alle Charakterzüge der Uebergangszeit, in der es entstand, mit ganz besonderer Schärfe an der Stirne trägt, bei den Freunden der Kunst auf ein stets reges Interesse zählen. Einer von diesen Charakterzügen ist der oft betonte Zwitterstyl, jene Mischung von plastischen und malerischen Elementen, das offenbare Schwanken des Künstlers zwischen dem von ihm selbst wiedererkannten Ideale des Griechenthums und dem anerzogenen, angewohnten Naturalismus der Rococcozeit. Wenn man dieser Eigenschaft willen auch immer anstehen wird, Canova's Christina-Denkmal den ewigen Mustern des reinen plastischen Styles zuzugesellen, so wohnt demselben doch, und vielleicht gerade eben deshalb, jener eigenthümliche Reiz inne, welcher alles Werdende, noch Unvollendete und Unklare, auf den historisch gebildeten Sinn zu üben gewohnt ist.

einen historischen Hintergrund verliehen und alles Frivole aus demselben verbannten.

Zur Darstellung der Oper hielt man allseitig eine große Prachtentfaltung für geboten; sowohl was die Kostüme, als auch die Bezahlung der Sänger und Sängerinnen anbetraf, stiegen die Ausgaben ins Ungeheure und die Besoldung der Kastraten für einen einzigen Carnaval würde heutzutage mancher Familie als Vermögen genügen. Gleichen Schritt mit dieser Besoldung hielt die Anmaßung der Künstler selbst, welche sie sogar dem Publikum gegenüber an den Tag legten.

Das Orchester maß sich die Hauptrolle bei; die Musik wurde vor den Worten componirt, die Recitative vernachlässigt und die Opéra buffa, obgleich kaum in's Leben getreten, war schon wieder im Verfall. Noch viel schlimmer stand es mit der Kirchenmusik, welche sehr lärmend war und jeder Würde entbehrte. — Der Sinn für Musik war jedoch immer allgemeiner geworden; die Könige hielten sich ihre Kapellen und es exekutirten selbst einzelne gekrönte Häupter dies oder jenes Instrument, ja einige komponirten sogar, wie u. A. der Regent von Frankreich, Kaiser Carl VI und Friedrich II von Preußen.

Die Seltenheit guter Tragödien und Schauspiele hob das Verdienst der Oper, trotz ihrer Fehler und ihres verderblichen Einflusses. Farinelli und Razumofski verdankten ihren Stimmen ihre hohe Stellung im Rathe ihrer Monarchen, und man hielt es in Frankreich für keine Schande, öffentlich zu singen. Viele Städte hatten dort ihre öffentlichen Sääle für Concerte und musikalische Akademien, und Gesang wie Musik-Kenntnisse gehörten zur guten Erziehung. Die Laute und die Theorbe, welche das 17. Jahrhundert entzückt hatten, wichen dem Violoncell und dem Pianoforte *), wohingegen die Violine für nicht ebenbürtig galt.

Lulli.

Am Hofe von Frankreich herrschten die Systeme von Lambert und Lulli vor; man hielt Letzteren für originell, während er nur Carissimi, Cavalli und Andere nachahmte. Seine Musik war leicht und ausdrucksvoll, von leichter Ausführung sowohl für Stimmen als Instrumente und verlangte mehr Be-

*) Das Pianoforte wurde nicht von dem Deutschen Schröter, sondern von Barthélémi Cristofori von Padua erfunden, der es cembalo a martelletti nannte. Lotti verbesserte es später.

geisterung als Studium. Ueberall anderswo aber war die italienische Musik in größerem Ansehen, auch brachte Italien eine viel größere Anzahl guter Sänger hervor: wir erwähnen hier nur Ferri von Perugia, Farinelli, welcher in Mailand für ein Jahr 40,000 Livres erhielt, Vittoria Tesi von Florenz und Faustina Bordoni von Venedig, welche sich eines außerordentlichen Rufes erfreuten.

In der Oper selbst zeigten sich, statt Fortschritten im musikalischen Ausdrucke, bedeutende Rückschritte, weil man mittelst der Töne trachtete, den materiellen Ausdruck für die durch die Worte angedeuteten Gegenstände zu finden. Die Folgen waren ungerechtfertigte Prätensionen der Sänger, nach welchen Dichter und Componist sich richten sollten. Eine Reaction war unvermeidlich; Ludovico Viadana wurde durch seine Kirchen-Musik deren Veranlasser, indem er, durch Erfindung des Grundbasses, die Harmonie und das Verhältniß der Töne unter sich unterstützte und dem Rhytmus eine geregelte Cadenz verlieh. Antonio Bononcini und Bernhard Pasquini aus Toskana hatten in Oratorien- und Kirchen-Musik großen Ruf; der 20jährige Venetianer Benedetto Marcel schrieb einen ausgezeichneten Leitfaden zum musikalischen Unterricht und setzte später die ersten fünfzig von Giustiniani übersetzten Psalmen in Musik.

Die Verbesserung ging von der Kirchenmusik zum Theater über. Giacomo Carissimi gab den Recitativen mehr Einfachheit und Anmuth; Rossi und Corelli hatten schon klarere Ansichten über die Harmonie und der Sachse

Hasse

benutzte die Verbesserung der musikalischen Schulen, um das Orchester besser einzurichten, welches er mehrere Jahre in Dresden dirigirte.

Die Arien emancipirten sich mehr und mehr von der Fessel der Recitativform und gewannen, seit Cavalli (1649), durch Cetti, Scarlatti, Vinci, Leo, Sarro, Hasse, Porpora, Féa, Abas und endlich Pergolese immer mehr an melodiösem Ausdruck, welcher sie, mit dem nun obligaten Recitativ, dem Geiste der Worte näherte. Cetti's Oper „Doria“ (1663) bezeichnet den Wendepunkt.

Tartini 1629—1770.

Giovanni Antonio Tartini, von Florenz, welcher fünfzig Jahre die Kapelle von St. Antonio in Padua dirigirte, entdeckte den

Dreiklang, welcher durch die gleichzeitige Berührung zweier Saiten erzeugt wird. Er war ein tüchtiger Violinspieler; er führte stärkere Saiten und einen längern Bogen ein.

Pergolese 1710—1736.

Giovanni Battista Pergolese, von Jesi, studierte die Natur und besaß die Gabe, alle Arten Musik von der erhabensten kirchlichen bis zum heitern Couplet unnachahmbar auszudrücken. Durch die Größe seiner Einfachheit hob er die Harmonie zur Vollkommenheit. Er starb leider im Alter von 26 Jahren und die Welt, welche ihm lebend keine Anerkennung zollte, nannte ihn nun den Rafael der Musik.

Jomelli 1714—1774.

Nikolaus Jomelli, von Antwerpen, machte sich durch sein Miserere und mehrere Opern Metastasio's berühmt und entzückte ganz Europa, indem er die Theatermusik vervollkommte.

Paisiello 1741—1806.

Giovanni Paisiello, von Tarent, Zögling von Durante, verbreitete den Gebrauch der Blase-Instrumente; er hob die symphonische Musik, ordnete aber der Vokalmusik den instrumentalen Theil unter. Er führte die Chöre zu den Arien und das Finale in der ernsten Oper ein und vereinte mit der Einheit des Gedankens einen großen Reichthum an Abwechselungen. Sein „Te Deum" und seine „Liebesnärrin" sind wahre Muster einander entgegengesetzter Musikformen.

Cimarosa 1754—1801.

Domenico Cimarosa, von Neapel, setzte mehr als 120 Opern in Musik, welche sich durch glückliche scenische Effekte, durch Einfachheit der Partituren und durch reiches Accompagnement auszeichnen. Er genoß an mehrern Höfen Europas große Auszeichnungen. Seine „Geheime Ehe" wird noch jetzt aufgeführt.

Sacchini.

Antonio Sacchini, ebenfalls von Neapel, und Schüler des Durante, hielt sich lang in England auf und gefiel durch die liebenswürdige Leichtigkeit und Sanftmuth seiner Melodien.

Gleichzeitig vervollkommneten andere Künstler die Theorie der Musik. Jean Philippe Rameau veröffentlichte schon 1724

seine erste Sammlung Sonaten, wobei er fünf Schlüssel anstatt neun anwendete; zwei Jahre später behielt er nur deren zwei bei, welches System noch heute Gültigkeit hat. Sein „Abhandlung über die Harmonie" ist hauptsächlich gegen den schlechten französischen Geschmack in der Musik gerichtet und mehr als ein halbes Jahrhundert schrieb man nur nach seinem „Systeme des Generalbaß"; 17 Opern geben von seiner Fruchtbarkeit Zeugniß. Seine und Tartini's philosophische Forschungen über Musik erregten die Aufmerksamkeit der ersten Köpfe als: Rousseaus, d'Alembert's und Diderot's, welche jedoch sich nicht über das Gerechtfertigte eines philosophischen Calcüls bei einer blos auf das Gefühl basirten Kunst einigen konnten, wenn gleich auch Giovanni Battista Martini, aus Bologna, Schüler von Perti und als Verfasser heiliger Musik hochberühmt, sich in einem Werke über die Verbindung der Musik mit den mathematischen Wissenschaften verbreitete.

In Frankreich hatte sich gegen die schwerfällige dortige Musik unter Duni, Philidor und Monsigny eine Revolution vorbereitet, welche durch Alexander Gretry (1742—1813), gebürtig aus Lüttich, vollendet wurde. Schon in seinem vierten Lebensjahre machte die Musik auf ihn den größten Eindruck, Pergolese's Werke begeisterten ihn später, so daß er nach Italien gieng. Er studierte dort die von Clemens XIII immer mehr von allen profanen Schlacken gereinigte kirchliche Musik und wendete sich endlich, sich seiner vollen Kraft bewußt, der Oper zu. Er wurde der Grüber der französischen Musik und schuf vierundvierzig Opern. Während so in der komischen Oper sich die Reform der Musik vollzog, beharrte die Partei des Alten in der großen Oper bei ihren Irrthümern, bis auch hier Christoph Gluck (1717—1799), indem er die Tiefe deutscher Kenntniß der Harmonielehre mit der italienischen Begeisterung vereinte, einen neuen Weg bahnte. Sein „Orpheus", „Armide", „Alceste", beide „Iphigenien", lieferten den Beweis des hohen Genie's dieses Meisters, welchen selbst das außerordentliche Talent und der Wissensreichthum des Nicolaus Piccini, welchen Glucks Gegner nach Paris beriefen, nicht zu unterdrücken vermochte, trotzdem daß Piccini sich große Verdienste um die Opern-Musik und deren technische Ausführung, sowie durch die Composition von mehr als 100 Opern erworben. Die heftigsten Streitigkeiten gelehrter und ungelehrter Musikfreunde waren die Folge des Antagonismus dieser Heroen der Kunst.

G. Fried. Händel 1685—1751.

Das Oratorium wurde durch Händel aus Halle zur Blüthe erhoben; in England namentlich erweckten seine Werke den größten Enthusiasmus.

Mozart 1756—1791.

Wolfgang Amadeus Mozart aus Salzburg hatte die glänzendste Laufbahn und in jeder Art von Musik den größten Erfolg. Sein „Don Juan", seine „Zauberflöte" sind bewunderns-würdig, wie seine Messen und sein Requiem durch höchste Würde und Reinheit jede Prüfung herausfordern; seine Sonaten, sowie überhaupt seine Musik für Pianoforte sind noch heute in der Hand jedes Freundes der Musik. Mozart ist ernster und tiefer Denker, wenn Cimarosa lebhaft und geschmeidig ist; Jener ist innerlich, Dieser eine mehr äußerliche Natur; der Erstere rührt bis in's Innerste der Seele, der Letztere schmeichelt den Sinnen.

Jos. Haydn 1732—1809.

Der Oesterreicher Josef Haydn bewerkstelligte in dem instrumentalen Theile, welcher als Begleitung des Vokalen bis jetzt nur eine sekundäre Rolle gespielt hatte, eine totale Umwälzung. Er schuf die Symphonie, nicht allein indem er die verschiedenen Verbindungen des Orchesters regelte, sondern mehr noch, indem er die wahre Form und Ausdehnung der musikalischen Sätze bestimmte, welche für die Musik paßt, sobald sie von der Poesie getrennt wird. So groß nun auch Haydn in der Symphonie dasteht, so wenig Glück hatte er mit der Oper, wo er seine Gedanken denen des Dichters unterwerfen mußte. Er selbst bekannte, daß er seinen Ruf England verdanke, einen Ruf, welcher in seinem Vaterland zwar späte, aber glänzende Anerkennung fand.

Beethoven 1770—1827.

Ludwig Beethoven, von Bonn, übertraf vielleicht im Erhabenen selbst Haydn und Mozart; dagegen steht er ihnen in Betreff der Einfachheit und Natürlichkeit nach. Jedenfalls aber sind diese drei Heroen der Stolz und der Ruhm der deutschen Musik, welche durch sie höher steht als jede andere. Sowie übrigens nach Gluck und Gretry die Musik dahin gelangte, daß sie sich ganz von den unterlegten Worten emanzipirte, selbst im Gebiete der Kirchenmusik, so blieb auch jetzt der Gesang bei den neuern Meistern nur Zugabe der Begleitung; das Recitativ verschwand,

wie die gerade Linie in der Malerei im Geschmack des Barocken von der Zeichnung ausgeschlossen wurde.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Wissenschaften.

Mathematik.

Die Mathematik und die auf derselben beruhenden inductiven Wissenschaften hatten seit Newton große Fortschritte gemacht, wenn gleich die Streitigkeiten zwischen ihm und Leibnitz über die Priorität der Entdeckungen eine für die Entwicklung der Wissenschaft nicht günstige Spaltung zwischen den englischen und den continentalen Mathematikern zur Folge hatte. Insbesondere litt darunter die Lehre von den Flüssigkeiten. Als Ausnahme zeichnen sich vortheilhaft aus: „Harmonia mensurarum“ von Roger Cotes und „Miscellanea“ von de Moivre. Mit Lob wird auch Brook Taylor's „Methodus inceremenlorum“ citirt, wegen der Formel, die seinen Namen führt. Maclaurin gab eine geistreiche Darstellung der Lehre von der Analyse, aber der Lehrsatz, welcher seinen Namen führt, wird Stirling zugeschrieben. Die Arbeiten der verschiedenen Analysten des Continents siegten endlich über die nationalen Vorurtheile Englands und es erwachte ein gegenseitiger Eifer zum Nutzen der Wissenschaft. Den Behauptungen des Metaphysikers Berkeley stellte d'Alembert, aufs klarste die Anwendung der Theorie des Endlichen entgegen und gab allgemeine Grundzüge an für die Bewegung der festen und der flüssigen Körper.

Julius Fagnani beachtete zuerst die unlösbaren Differentialen bei dem Quadrat der Kegelschnitte, welche sich auf die Berichtigung der Ellipsen, der Hyperbolen und der Curve beziehen. Er wies nach, daß, nachdem ein Bogen der Curve vom vierten Grad gegeben ist, man leicht einen Bogen der Ellipse und einen ebensolchen der Hyperbole bestimmen kann, welche zusammengenommen jenem gleich sind.

Georg Vega veröffentlichte (1783–96) seine bis auf zehn Dezimalen berechneten Logarithmentafeln. Auch die 17 starke Bände füllenden logarithmischen Tafeln von Caspar Prony verdienen, wenn gleich nicht herausgegeben, der Erwähnung.

Selbst den Zufall wollte man mathematischen Regeln unterwerfen und Pascal, Fermat, Huyghens, Jacques Bernouilli behandelten in vollem Ernste diesen Gegenstand; Laplace reduzirte dieses Streben auf eine Art Wahrscheinlichkeits-Berechnung, sowie Condorcet es auf die Meinungen bei den richterlichen Erkenntnissen anwendete. Auf Lotterien und Wetten, auf Leibrenten-Gesellschaften, auf Versicherungs-Anstalten, sowie auf eine Menge politischer wie ökonomischer Probleme besonders von Engländern angewendet, zeigte es indessen nirgends eine genügende Basis.

Monge und Lagrange machten die Lehre Eulers von der Analysis für die praktische Anwendung geschickt. Monge erweiterte ferner die Wissenschaft durch die beschreibende Geometrie. Lacroix faßte alle die zahlreichen Arbeiten über Differential- und Integral-Rechnung in ein System zusammen, sowie Louis Lagrange (1736—1813) aus Turin seine berühmte „Theorie der analytischen Funktionen" herausgab. Derselbe war erst 19 Jahre alt, als er das Werk Euler's über die Isoperimeter in die Hand bekam und eine von Euler vergeblich gesuchte, von der Geometrie unabhängige Berechnung derselben auffand. Er wendete auch den von ihm aufgefundenen Lehrsatz in Betreff einer eigenthümlichen Eigenschaft der Bewegung der Himmelskörper auf alle Probleme der Mechanik an.*)

Bewundert von ganz Europa, verdoppelte er seine Anstrengungen in der höheren Mathematik und wurde zum Präsidenten der Berliner Akademie ernannt. Zwanzig Jahre später begab er sich nach Paris, verlebte dort ungehindert die Revolutionszeit, organisirte daselbst später die Normal- und die polytechnische Schule und löste in seiner „Theorie" die schwierigsten mathematischen Probleme, indem er eine große Zahl bisher herrschender Irrthümer aufdeckte.

K. Fr. Gauß 1777—1855.

Als Gauß seine Disquisitiones arithmet. (Leipz. 1801) herausgab, indem er ihnen eine originelle Methode zur Lösung der Gleichungen eines durch eine erste Zahl ausgedrückten Grades beifügte, kam Lagrange von seinen früher aufgestellten Regeln zur allgemeinen Lösung der Gleichungen znrück, indem er die Theorie von Gauß unabhängig von den Gleichungen machte. — „Die

*) „Principe de l'action minime."

Geschichte der mathematischen Wissenschaften" von Montucla ist, trotz vieler Irrthümer und Auslassungen, ein sehr geschätztes Werk.

Dynamik.

In der Dynamik hielten die Engländer am Buchstaben der Newton'schen Principien fest, obgleich die später auftauchenden verwickelten Probleme sich auf diesem Wege nicht mehr lösen ließen. Zu Anfang des Jahrhunderts trat unter den Mathematikern der seltene Fall ein, daß sich unter ihnen Streitigkeiten über die bei lebenden Kräften herrschenden Prinzipien, d. h. über die Messungen der Kraft der sich bewegenden Körper, erhoben. Deutschland, Italien und Holland standen auf Seiten von Leibnitz und Bernouilli, England hielt fest an den alten Grundsätzen, bis es endlich d'Alembert gelang, den Debatten über das Maaß der Kräfte dadurch ein Ende zu machen, daß er die verwickeltsten dynamischen Fragen auf einfache Probleme der Statik zurückführte.

Euler.

Die Mechanik Euler's ist das ausgearbeitetste analytische Werk, welches existirt. — Lagrange zeigte die ganze Gediegenheit des von Galilei aufgestellten Prinzips der thatsächlichen Geschwindigkeiten, indem er selbes in seiner „analytischen Mechanik" (1788) als Basis aufstellte.

Hydrostatik.

Newton hatte nicht genügend erklärt, warum der Abfluß des am Grunde eines Cylinders durch eine enge Oeffnung strömenden Wassers kaum $^5/_8$ desjenigen ist, welches die Theorie dafür angeben würde; wenn gleich nun Daniel Bernouilli, Euler, d'Alembert und Lagrange dieses Problem studierten, so gelang es doch keinem derselben, die Rechnung mit der Erfahrung in Uebereinstimmung zu bringen.

Besser gelang es, die Hydrostatik auf die Schiffsbaukunst anzuwenden. Duhamel veröffentlichte (1752) ein Werk über den Schiffsbau und veranlaßte die Errichtung einer Schule für Bau-Ingenieure in Frankreich. Olivier verbesserte denselben, veränderte die Form des Kiels und die Vertheilung der Batterien auf den Fregatten der Art, daß selbst die Engländer die französischen Schiffsbauten für besser als die eigenen erklärten.

Bouguer vereinfachte die hydraulische Theorie, und Belidoe's „Hydraulische Architektur" enthält die reichsten Schätze des Wissens.

Bouguer nahm die Theorie der Höhenmessungen durch den Barometer wieder auf und wendete sie auf die Cordilleren an. Deluc verbesserte später die betreffenden Instrumente und Ramon bestimmte den feststehenden Coeffizienten, welcher nach ihm benannt wurde.

Astronomie.

Schon Condamine und andere Märtyrer der Wissenschaft hatten den Meridian gemessen, um die Gestalt der Erde festzustellen und da die Regierungen bereitwillig ihre Unterstützung liehen, so konnte man das trigonometrische Netz mehr ausdehnen und in verschiedenen Breitengraden die Meridian-Messungen fortsetzen.

Ein großer Kreisabschnitt wurde zu Kew errichtet, um den Durchgang der Sterne zu beobachten (1725). Während nun Bradley, unterstützt von Molineux, die Parallaxe eines Fixsternes studierte, bemerkte er ihre Abweichung gegen Süden, welche sich dann nach einer Deklination von 40 Sekunden nach Norden zurück wendete. Von Hypothesen zu Hypothesen übergehend, entdeckte er endlich das Gesetz der Abweichung der Sterne (wofür später Simpson den Beweis führte) sowie die Schwingung der Erdachse.

Bradley wurde ferner auch von Römer unterstützt, welcher, nach langen Beobachtungen der Verfinsterungen der Trabanten des Jupiter, die fortschreitende Bewegung des Lichtes entdeckte und seine Schnelligkeit maß.

Kepler hatte errathen, daß die Bewegungen der Gestirne sich untereinander nach einfachen Gesetzen regeln müsse; bis jetzt war aber noch nicht ein genügender physischer Grund gefunden, um darnach den Lauf der Planeten in Kurven zu erklären; man mußte also das Prinzip der Erhaltung des Weltalls anderwärts als in einem feststehenden Himmelsraume suchen und auf die Sideral-Revolutionen die Fundamentallehren der Mechanik der Körper anwenden. Newton that dies Letztere, indem er sämmtlicher Materie eine Neigung zu gegenseitiger Annäherung unterlegte, wonach die Planeten nicht blos von der Sonne, sondern auch untereinander angezogen wurden. Hierdurch waren Keplers Kurven ungenügend geworden.

Calandrini, Professor der Mathematik in Genf, verbesserte die „Theorie des Mondes", sowie nach ihm Steward zu Edin-

burg, die wahre Bewegung der Absidenlinie entdeckte und Walmesley die Analyse der Bewegung der größten Mondesentfernung aufstellte. — Clairaut löste (1747) das „Problem der drei Körper", was Newton nicht einmal versucht hatte analytisch zu lösen, eine Beweisführung, welche alle untergeordneten Bewegungen des Mondes umfaßte, immer mehr das Gesetz der einfachen Gravitation feststellte und das Prinzip der Störungen entwickelte. Euler, d'Alembert, Mayer und Simpson kamen zu demselben Resultate, als dessen Folge, nach Maßgabe der Erweiterung der analytischen Berechnung, die Theorie der Attraktion immer mehr vervollkommnet wurde, und Ebbe und Fluth, Mondwechsel, sowie die Bewegung der Kometen und die genaue Gestalt der Erde mit in dieselbe einbegriffen wurden.

Die vervollkommneten Mondstafeln, wichtig zur Feststellung der Länge zur See, wurden von Clairaut, aber noch mehr von Mayer mit Sorgfalt verfaßt und die letztern im Jahre 1770 von Maskelyne veröffentlicht.

Aus der Entdeckung der Verschiebung der Fixsterne zur Zeit des Aequinoctium, welche man dem Hipparch verdankt, giengen zwei schlagende Folgerungen hervor: 1) daß dieselben Constellationen sich nicht während der Nächte ein und derselben Jahreszeit wiederholen; 2) daß der Pol am Firmament seinen Platz wechselt. Copernicus nahm an, daß die Rotationsachse der Erde sich nicht parallel bleibt, sondern daß sie nach jeder Umdrehung um die Sonne etwas abweicht. Es fragte sich daher, durch welche Kraft jedes Jahr der Weltachse eine andere Stellung angewiesen werde, so daß sie in 26,000 Jahren einen Kreis beschreibt, dessen Durchmesser 50 Grade beträgt. Newton errieth, ohne es jedoch mathematisch zu beweisen, daß dies von der größern Erhebung des Erdglobus an seinem Aequator herrühre; d'Alembert bewies seine schon früher über die Aequinoktialverschiebungen aufgestellten Ansichten und führte sie auf die Attraction, bis zu den von Bradley entdeckten Störungen in der Verschiebung und Schwankung der Erdachse, auf eine Periode von 18 Jahren zurück, gerade so viel Zeit als der Durchschnittspunkt des Kreislaufes des Mondes und der Ekliptik benöthigt, um den ganzen Umkreis zu durchlaufen.

Clairaut und d'Alembert bestimmten, ohne den Hypothesen des Huyghens zu folgen, die Form der Erde. Die gleichzeitigen Beobachtungen an den Enden eines sehr großen Erdbogens sind zur genauen Kenntniß der Parallaxe nöthig. Halley schlug

daher vor, den Durchgang der Venus in den Jahren 1761 und 1769 auf diese Art zu beobachten und die Folge dieser, wenn auch nicht in allen Theilen vollkommenen Beobachtung war, daß die mittlere Entfernung der Sonne auf 15,313,981 Myriameter bestimmt werden konnte. Durch ein ähnliches Verfahren stellten la Caille, vom Cap der guten Hoffnung, und Lalande, von Berlin aus, die genaue Entfernung des Mondes von der Erde fest. Mairan erklärte (1754) das Nordlicht; Halley, welcher Newton's Formeln der Berechnung der Bahnen von 24 der bemerkenswerthesten Kometen zu Grunde legte, bewies, daß sie sich in geschlossenen Kurven bewegen und nach gewissen Perioden wieder erscheinen, doch war in seiner Rechnung ein Fehler, welcher 2 Tage auf 66 Jahre betrug. Die genaue Bestimmung (mit einem Fehler von nur 12 Tagen) der Wiederkehr des Kometen von 1758 durch Clairaut eröffnete der Astronomie eine neue Aera.

In Bezug auf die durch die größern benachbarten Planeten unter sich bewirkten Störungen, entdeckte Euler, als er diejenigen des Jupiter und Saturn berechnete daß die Abweichungen vom regelmäßigen Laufe periodisch sind, nur in großen Zeiträumen wieder eintreten, z. B. zwischen Jupiter und Saturn in 15000 Jahren. Aber die Zusammensetzung der Bewegungen der Himmelskörper und der Kräfte, welche sie bestimmen, brachten Newton und Euler zu der Ueberzeugung, daß nothwendigerweise eine allmächtige Hand zeitweise die Störungen wieder gut machen müsse, welche durch jene erzeugt werden.

Laplace 1749—1827.

Simon Laplace unternahm es dagegen, deren unwandelbare Ordnung nachzuweisen und darzulegen, daß bei aller scheinbaren Unordnung die große Achse jedes Kreislaufes unverändert bleibt und mit ihr die Zeit des Umlaufs jedes Planeten, so daß das allgemeine Gewicht genügt, um das Sonnensystem zu erhalten. Laplace führte diesen Beweis im Jahre 1773 in seiner „Mécanique celeste“, sowie er im Jahre 1784 nachwies, daß die Beständigkeit der andern Elemente des Systems von dem kleinen Umfang der Planeten, der geringen Elliptizität ihrer Kreisläufe und ihrer Umdrehung um die Sonne herrühre. Seine „Darstellung des Weltsystems“ enthält die Resultate der tiefsten mathematischen und astromischen Studien.

Lalande 1722—1807.

Joseph Lalande vollendete das mechanische und dynamische System des Mechanismus der Himmelskörper, und um den Mondsdurchmesser zu finden, ließ er einen Heliometer von 18 Fuß anfertigen und unternahm die Beobachtung der Durchgänge der Venus. Ohne seinen Aufenthalt zu verlassen, fand er das Mittel, die mittlere Entfernung der Sonne zu bestimmen, indem er sich der Mondsstörungen bediente. Ebenso leitete er vom Monde seine Argumente gegen die von Buffon und Bailly behauptete successive Abkühlung der Erde ab, indem er bewies, daß die mittlere Temparatur der Erde in 2000 Jahren sich nicht um den hundertsten Theil eines Thermometergrades verändert habe. Auch in die Probleme der Längenabmessung brachte er größere Vollkommenheit, welche die Wissenschaft bis dahin nicht gehofft, und die Schifffahrtskunde nicht für nöthig gehalten hatte. Durch ihn wurden Ebbe und Fluth einer analytischen Theorie unterworfen, so daß nun auf Jahre voraus ihre genaue Höhe für gewisse Stunden berechnet werden konnte. In allen Zweigen des Wissens groß, sagte er auf seinem Sterbebette: „Was wir wissen ist wenig, was wir nicht wissen, unendlich."

Bailly 1736—1793.

Jean Bailly schrieb eine „Geschichte der Astronomie", in welcher er den Lehren der Inder, sowie überhaupt denen des Orients besondere Aufmerksamkeit zuwandte. Sein Hauptverdienst ist seine Unparteilichkeit.

Optik.

In der Optik vervollkommneten Euler und Fuß die Mikroskope und der Heliostat von Gravesand, die achromatischen Gläser von Guber, der Heliometer und der objektive Mikrometer von Bouguer, das Panscopium, das Panorama und die Fantasmagorie waren bewunderte Neuerungen. Der Pater Kircher behauptete zuerst vor Allen, daß man mit flachen Gläsern stärkere Brennspiegel als alle seither bekannten erzeugen könne; Mariotte stellte die Theorien über Licht und Wärme auf und viele Gelehrte studirten das Phosphoresziren der Körper. Bouguer fand die Abstufungen des Lichtes, Hall studirte dessen ungleiches Eindringen in die verschiedenen durchsichtigen Körper, um die Farbe durch die Zusammenstellung verschiedener Gläser am objektiven Brennpunkte der Teleskope bestimmen zu können. Dieser Ge-

danke wurde von Johann Dollond, welcher die achromatischen Teleskope (1756) verbesserte, wieder aufgenommen; Rochon wendete das Prisma bei den Augengläsern an, welche zum Zersetzen des Sternlichtes dienten und bestimmte die Gesetze der Lichtbrechung. Die Erfindung des Halley'schen Stundenzeigers (1731) gestattete auf den Schiffen Beobachtungen anzustellen. Leroy und Berthoud verfertigten vorzügliche See-Uhren und Harrisson machte deren zur Feststellung des Längegrades. Fergusson erfand das astronomische Rad (1776) zur Bestimmung der Mondsfinsternisse und Ramsden zeichnete sich durch Anfertigung einer großen Anzahl von Sextanten für die Marine aus.

Herschell 1738—1822.

Die Ferngläser mit Reflekteren wurden in England vervollkommnet, standen jedoch gegen die katadioptrischen Teleskope an Kraft bei Weitem zurück. Hatte man früher nur solche angefertigt, welche 400 Mal vergrößerten, so fertigte William Herschell dergleichen an, welche eine 6000fache Vergrößerung gaben und dennoch leicht zu handhaben waren. Seine Beobachtungen begann er im Jahr 1774 mit einem 20füßigen Fernrohr, dann beendete er im Jahr 1787 ein solches von 44 Fuß Oeffnung, mit dessen Hülfe der Nebelstern des Orion in hellster Klarheit strahlte. Mit diesem Glase fand er den 6. und 7. Trabanten des Saturn und konstatirte die Existenz eines Vulkans im Monde.

Durch die Vervollkommnung der Instrumente und dadurch, daß Alles nun durch Berechnung zu finden war, wurde die Mühe, welche sich bis jetzt die Gelehrten gegeben, denn auch doppelt reich belohnt durch die Entdeckung von Himmelskörpern, die bis dahin in der Unendlichkeit des Weltalls verschwanden. Maskelyne, Herschell und Bode entdeckten den Uranus, dessen 6 Trabanten Herschell auffand.

Keppler, durch den Gedanken der Harmonie geleitet, mit welcher der Schöpfer das Weltall eintheilte, hatte festgestellt, daß die Distanzen der Planeten von der Sonne im Verhältniß zu 4, 7, 10, 16, 28, 52 und 100 stehen; nun fehlte aber der Planet für die Zahl 28, weßhalb denn die verbesserten Gläser diesem Punkte eine besondere Aufmerksamkeit widmeten.

Piazzi.

Josef Piazzi, aus dem Veltlin, entdeckte in Palermo nun

am 1. Januar 1801 einen kleinen Planeten, den er Ceres nannte; ein Anderer wurde von Olbers in Bremen am 28. März mit dem Namen Pallas bezeichnet; ein dritter Juno am 2. September 1804 durch Harding, welcher auch die Vesta am 29. März 1807 feststellte. Bei ihrer geringen Größe, deren Kreislauf gleichzeitig mehr gegen die Ekliptik geneigt ist, hatte sich die Vermuthung Bahn gebrochen, daß sie die Ueberreste eines großen zerstörten Planeten seien, dessen Platz in der Progressionszahl 28 sich nach Keppler befunden haben dürfte. —

Schroeter lieferte die genaueste Beschreibung des Mondes und besprach dessen Atmosphäre; Delambre und Zach stellten die besten Sonnentafeln auf; Herschell studierte die Gruppen der Nebelsterne, sowie auch die Doppelsterne. Nachdem er mit seinem Instrument 197 Mal weiter als der Sirius zu sehen behauptete, so berechnete er, daß 116,000 Sterne in seinem Gesichtsfeld sein müßten; nachdem dieses aber einen Winkel von 15 Minuten betrug, so müßte das ganze Himmelsgewölbe mehr als fünf Billionen Sterne enthalten. Wenn nun jeder Stern eine mit Planeten umgebene Sonne ist und jene wieder Trabanten haben, so schwindelt man vor der Unendlichkeit des Weltalls und mit Ehrfurcht blickt der Mensch auf die Macht desjenigen, welcher durch die einfachsten Gesetze Alles dieses in Bewegung setzt.

Erdkunde.

Gleichzeitig mit der Himmelskunde erweiterte sich auch die Kenntniß unseres Planeten. Man reiste nicht mehr wie im vorigen Jahrhundert zur Auffindung von Minen, sondern zur Verbreitung der Civilisation und um Kenntnisse zu sammeln. Byron, Wallis, Carteret bereisten die Südmeere und Bougainville gieng im Auftrage des Herzogs von Choiseul in den stillen Ocean, wo er an Kühnheit und Genauigkeit die Engländer übertraf. Er beschrieb die verschiedenen Völkerschaften, schilderte das liebliche Taiti und entdeckte die Schifferinseln. Mit dem wissenschaftlichen Reisenden Kapitän Cook giengen Banks, Solander, Green, Sparmann, Forster und Anderson in diese entfernten Gegenden und gaben über Länder, Sitten und Sprachen Kunde, während sie jenen Völkern Getreide, Weinbau, Gemüse und Hausthiere brachten.

Der Däne Holst untersuchte im Auftrage Rußlands Marocco, und die Petersburger Akademiker Gmelin, Pallas, Steller, Güldenstädt, Georgi und Andere explorirten das russische

Reich in allen Richtungen. Die indischen wie die nordamerikanischen gelehrten Gesellschaften vermittelten die Länderkunde der alten und neuen Welt; Dänemark schickte Niebuhr nach Arabien, Coxe lehrte den Handel mit China kennen (1781) und die „erbaulichen Briefe" der Jesuiten (1717—1747) bilden einen reichen Quell der Belehrung über das Reich der Mitte.

Aus Liebe zu den Wissenschaften gieng Stedman nach Guiana, Charlevoix nach Japan und Paraguay, Boyle nach Tübet, Rooke an die Küste des glücklichen Arabien und nach Egypten, Kerquely in's australische Meer (1782), Forster nach Norden, Commodore Billurgs in das asiatische Rußland, Turner nach Tübet und Budan. Richard Chandler bereiste Kleinasien, Choiseul-Gouffier erweckte Sympathien für Hellas, Volney suchte in Egypten und Syrien Begeisterung für seine Elegien und Gründe für seinen Unglauben.

Man begann um diese Zeit die politische Geographie mit dem Namen Statistik zu bezeichnen und Guthrie veröffentlichte (1770) einen vollständigen Abriß der Geographie.

Schon anderwärts sprachen wir von den zahlreichen Entdeckungen, sowie von den neuen Erfindungen, deren sich die Wissenschaft in diesem Jahrhundert zu ihrem Vortheil bediente und daß drei Generationen der Familie Cassini sich bei der Messung des Meridians durch Frankreich verdient machten.

Karten von Frankreich.

Um die Karte von Frankreich anzufertigen, überzog Cäsar Franz Cassini dieses Land mit einem Netz von Dreiecken, wählte das Verhältniß von 1:1,864,000 und hoffte mit jährlich 90,000 Livres die Karte in zehn Jahren herzustellen. Allein die Ausgaben waren weit größer, einzelne Provinzen betheiligten sich nicht blos nicht daran, sondern suchten sie zu verhindern, so daß Cassini nach 34jähriger Arbeit starb, ohne sein Werk vollendet zu haben. Sein Sohn Jakob Dominik Cassini beendigte dasselbe, als gerade die Revolution die alte Landeseintheilung abänderte. Durch die damalige Regierung unterstützt, gelang es der Gesellschaft, das Unternehmen nach der neuen Eintheilung zu beenden, wodurch Frankreich das erste Land war, welches eine auf astronomische Messungen begründete Karte besaß; ein Beispiel, welches vom übrigen Europa bald nachgeahmt wurde.

Von Karten der alten und neuen Welt hatten Delisle und die beiden Samson manches Gute geliefert, wenn gleich es

nicht stets auf astronomischen Messungen beruhte; d'Anville aber erlangte großen Ruhm durch seine „Karten zur Beschreibung China's", durch seinen „Orbis veteribus notus" und durch seine Karten der alten Geographie, wie der Staaten nach dem Fall des römischen Reiches. Der Größenunterschied, welcher sich zwischen seinen Karten und denen von Delisle und Samson ergab, wurde durch die Triangulirung, die Benedict XIV um diese Zeit in Italien vornehmen ließ, zu seinen Gunsten gerechtfertigt.

Naturgeschichte.

Die Naturgeschichte hörte in dieser Epoche auf, eine secundäre Wissenschaft zu sein. George Buffon (1707—1788), zur Direktion des Jardins des Plantes nach Paris berufen, trachtete dieser Auszeichnung sich würdig zu zeigen. Er studierte die Natur und widmete jene Anstalt der ganzen Wissenschaft, während sie früher nur der Medizin zum Vortheil gereicht hatte. Mit 35 Jahren entwarf er den Plan zu seiner „Naturgeschichte". Anfangs nur rein darstellender Schriftsteller, wurde er später Zoologe, wenn gleich nicht auch zugleich Anatom, wie dies später Daubenton war, welcher ihn auf dem weiten Felde der Wissenschaft zu dem Zwecke begleitete, die Beschreibung der Einzelheiten festzustellen, während Buffon die Gesammtheit umfaßte. Leider verfiel er in manche Irrthümer; so glaubte er an die plötzliche Erzeugung, welche Redi und Vallisnieri verworfen hatten; er hält ferner die Entartung der Thiere bis zum Wechsel der Raçe für möglich und verwirft jede Art Methode, indem er sagte: „die wahre Methode besteht in der genauen Geschichte und Beschreibung jedes einzelnen Gegenstandes." So beschrieb er aber nur das Individuum und verwarf die Classifikation des Linné. — Bei reiferer Einsicht erkannte er die Aehnlichkeiten und Unterschiede, sowie die bewunderungswürdige Gleichmäßigkeit der Natur, die Steigerung der verschiedenen Arten, die successive Vervollkommnung der Gattungen und die relativen Vorzüge der Organe der verschiedenen Thierarten. Trotzdem aber, gereicht ihm diese unbestimmte Manier nicht zum Vortheile, um so mehr, als er trachtet, durch majestätisches Wortgepränge die Unermeßlichkeit der Thatsachen darzulegen. Seine „Theorie der Erde" sprach wegen ihres Materialismus sehr an, hat aber nicht mehr Werth, als seine andere Hypothese über die auf die Blutkügelchen gegründete Zeugung. Beide Theorien stehen mit allen wissenschaftlichen Elementen in offenbarem Widerspruche.

Linné 1707—1778.

Linné wurde in demselben Jahre, wie Buffon, in Schweden von armen Eltern geboren, mußte, um sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen, das Schuhmacherhandwerk ausüben und hatte lange Zeit mit Noth und Unglück zu kämpfen. Er bildet daher schon in dieser Beziehung mit jenem reichen, in Burgund unter Ludwig XIV geborenen Adeligen einen großen Gegensatz. Geduldig und ausdauernd in der Erforschung des Thatsächlichen und erfindungsreich in der Zusammenstellung, ist er scharf bezeichnend in den Erklärungen, deren Deutlichkeit ihm höher steht als die Eleganz des Ausdrucks. Vorsichtig in der Ausführung der Ursachen, gründet er dieselben stets auf Positives und nimmt seine wahrscheinlichsten Hypothesen nie für absolute Wahrheiten.

Bevor Linné an die Reform der Ideen geht, schafft er sich erst den Ausdruck für dieselben, indem er eine einfache und klare Nomenklatur aufstellte, wo die Gattung durch den Namen und die Art durch das Beiwort bezeichnet wurde. Außer der Bezeichnung der Gewächse war es nöthig, ein einfaches und bequemes Mittel zu erhalten, um die beschriebene Pflanze zu benennen und eine neue Pflanze zu klassifizieren. Er wendete dafür das System der Geschlechter an, welches er selbst als ein gemachtes, und nicht der Natur, also dem Ideale der Wissenschaft entsprechendes, bezeichnet. Dieses botanische System erregte solches Erstaunen, daß es Jedermann entgieng, wie die zoologische Klassifikation auf ganz andern Grundsätzen beruhe.

Dieser neue große Gedanke eines allgemeinen und methodischen Katalogs aller Naturprodukte, dessen Ausführung, die Schaffung einer doppelten Nomenklatur aller organischen Wesen; die neue Art strengen Unterscheidens und die Erklärung aller Wesen durch feste Aufstellung des einem jeden gebührenden Ranges, sind es, welche Linné unsterblich gemacht haben. Die Klassifikation wurde im Jahr 1797 aufgestellt, im Jahr 1818 von Geoffroy St. Hilaire vervollständigt und durch Cuvier entwickelt; sein botanisches System aber wurde noch vor dem Ende des Jahrhunderts durch ein anderes ersetzt. Bernard de Jussieu errichtete nämlich im Jahr 1758 in Trianon einen Garten, in welchem die Pflanzen nach ihrer natürlichen Verwandtschaft klassifizirt waren, und sein Neffe Laurent Jussieu wendete in seinem Werke „Genres des plantes“ (1789) dieses System an, indem er den Werth der Eigenschaften nach dem Grade der Wichtigkeit und Allgemeinheit der Organe bestimmte, aus denen sie bestehen und indem er den Werth dieser Eigenschaften mit ihrer Anzahl zusammenstellte.

Die Botanik wurde überhaupt zu Ende des Jahrhunderts mit wahrer Leidenschaft betrieben, Blumen und Bäume der entferntesten Länder bereicherten die Gärten und Wälder. Die Chemie wurde auf dieselbe angewendet und durch unausgesetzte Untersuchungen festgestellt, daß das Athmen der Pflanzen die Luft reinigt und in derselben den Kohlenstoff vermehrt.

Werner 1750—1817.

Abraham Gottlieb Werner, aus der Lausitz, schrieb über Metallurgie. Seine Abhandlung über den Charakter der Mineralien verdient alle Anerkennung, doch leistete er der Geognosie viel größere Dienste. Er begründete die sogenannte neptunische Schule bezüglich der Entstehung der Erdoberfläche, welche von der vulkanischen durch des Desmarais' Beweisführung über den vulkanischen Ursprung der Berge der Auvergne siegreich bekämpft wurde.

Chemie.

Die Chemie, die Wissenschaft der Gesetze, welche sich auf die innige Zusammensetzung der Körper in ihren Elementen beziehen, ist vorzugsweise eine analytische Wissenschaft; hieraus erklärt sich ihre spätere Entwicklung, aber um so größere Bedeutung, indem sie nicht blos eine Reihe neuer Thatsachen, sondern auch eine neue Ordnung, Agentien, kennen lehrt, welche Einfluß auf alle bekannten Dinge ausüben. Ursprünglich bestand sie aus einer Masse durch nichts verbundener Fakten, bis Georg Stahl, aus Anspach (1660—1734), die Theorie der Phlogistik schuf. Indem er nämlich die Leichtigkeit beobachtet hatte, mit welcher die metallischen Calcinationen durch eine fette oder brennbare Materie in den vorigen Zustand als Metalle sich zurückversetzen lassen, glaubte er das Prinzip der Verbrennbarkeit in einer eigenthümlichen Substanz zu finden, welche er Phlogistik nannte und von der er annahm, daß sie das Metall bei seiner Verkohlung verlasse und bei seiner Wiederbelebung dahin zürückkehre. Die nach seiner Anleitung häufig gemachten Versuche bestätigten jedoch seine Theorie nicht. —

Scheele, ein schwedischer Pharmazeut, trug sehr viel zur genauen Kenntniß der Säuren bei und beschrieb deren wenigstens eilf neue. Im Jahr 1774 stellte er, beim Studium des Magnesia, Chlor her und hielt es für eine muriatische Säure ohne Phlogistik, d. h. für Hydrogen-Gas, was in unsern Tagen durch

Davy bestätigt ist. Black, aus Edinburg und Professor in Glasgow, widmete sich dem Studium der Kohlensäure; Woodward entdeckte das preußische Blau, Bergmann die Schwefelsäure und die nachgemachten Mineralwasser. Fahrenheit erzeugte intensivere Kälte, indem er Salpetergeist auf gestoßenes Eis goß; Boerhave erweiterte die Entdeckungen über das Feuer, die Wärme, das Licht und die Analyse der Pflanzen. Viele verfolgten seine Bestrebungen, zerstörten das Irrthümliche in denselben, erkannten die Verbrennbarkeit des Diamanten, entdeckten das Phosphor, den Kobalt, das Nikel, die Magnesia und die Platina, und trugen viel dazu bei, der Chemie eine wissenschaftliche Form zu geben.

Lange wollte man indeß nur wenige Grundelemente anerkennen und zwar den Schwefel, den Merkur und das Arsenik; den Bemühungen von Lulle, Paracelsus und Lefevre gelang es aber, nach und nach denselben 4—5 weitere hinzuzufügen, obgleich Becher ihnen entgegentrat.

Die Gase führte man auf die Luft zurück, aber Black fand, daß die Eigenschaften der durch Kochen entstehenden Gase von denjenigen der Luft sehr abweichen und daß die ätzende Eigenschaft des Kalks und der Alkalien von der Abwesenheit gebundener Luft herrührt. Cavendish versichert, daß die gebundene Luft (das kohlensaure Gas) und die brennbare Luft (das Hydrogen-Gas) spezifische Fluiden sind; Priestley behauptet, daß die Luft, welche nach der Verbrennung zurückbleibt und diejenige, welche aus der Salpetersäure erzeugt wird, gänzlich von einander verschieden sind (1774) und bemüht sich, die Zusammensetzung der atmosphärischen Luft zu erklären. Cavendish sieht das Wasser für eine Mischung von Sauerstoff und Wasserstoff an, sowie Berthollet im Ammoniak eine Verbindung von Quecksilber und Wasserstoff findet. Hiermit war das phlogistische System gestürzt. Black entdeckte die in den Körpern gebundene Wärme, welche sich nur durch die Veränderung der Form kund gibt, sowie Bayen die Erfahrungen von Boyle und Rey über die Vermehrung des Gewichtes der Körper bei ihrer Verkohlung erneuerte. Antoine Lavoisier verband beide Fakten und entwickelte daraus die neue Theorie der Verbrennung, welche er für die Fixirung des Sauerstoffs hält. Er erkannte die numerische Bestimmung der Quantitäten für um so wichtiger, als die Chemie mehr als jede andere eine Wissenschaft der Mengen sei und als der Fundamentallehrsatz feststehe, daß ebensowenig in der Natur etwas verloren gehe

als daß etwas Neues entstehe, daß vielmehr jede Veränderung der Körper von dem Hinzutritt oder der Entziehung irgend eines Elementes bedingt sei. Lavoisier prüfte aus Merkurkalk, welcher ohne Kohlen in geschlossenen Retorten erzeugt wurde, entstandene Luft und fand selbige zum Athmen geeignet. Er schloß daraus, die Verkalkung und alle Verbrennungsprozesse entständen dadurch, daß jene zum Athmen geeignete Luft sich mit den Körpern verbindet, sowie daß die fixe Luft insbesondere durch ihre Vereinigung mit Kohlen entsteht. Hiermit die Entdeckungen von Black und Wilke über die gebundene Wärme vereinigend, schloß er weiter, daß die Wärme, welche sich bei der Verbrennung kund gibt, durch eben diese athembare Luft entwickelt wird, welche vorher dazu diente, den elastischen Zustand zu erhalten. Auf diesen Sätzen beruht der Ruhm Lavoisiers, sowie fast die ganze neuere Chemie.

Cavendish hatte schon gefunden, daß die Verbrennung brennbarer Luft Wasser erzeugt; Lavoisier aber gelang es, dieses Wasser in brennbare Luft und in athembare Luft wieder aufzulösen, ein Phänomen, dessen Wahrheit man bald in allen Wesen anerkannte.

Hiermit stellte er die wahre Basis für die Chemie auf und betrachtete den Sauerstoff als das Hauptelement, indem er mit Rücksicht auf dasselbe die zusammengesetzten Körper klassifizierte und die von Priestley und Scheele aufgeklärten Thatsachen zur Erklärung der Verbrennung der Körper, der Athmung der Thiere und der Gährung der organischen Materien benutzte. Ihm zufolge hat der Wärmestoff kein körperliches Gewicht, weßhalb er denselben für unwiegbar erklärte und ihn als gebunden oder frei klassifizirte. Die Gase sind permanente Dämpfe, die festen Körper dagegen des latenten Wärmestoffes beraubte Flüssigkeiten. Er fügte hinzu, daß das Athmen ein wahrhafter Verbrennungsprozeß sei, welcher sich in den Lungen vollzieht und die animalische Wärme erzeugt.

Gleichwie de Guyton die Chemie vom scholastischen Kauderwelsch befreite, so gab er derselben eine regelmäßige Nomenklatur, in welcher die Definitionen identisch mit den Namen sind.

Die Chemie ward zur Mode-Wissenschaft; die größten Astronomen, Lagrange, Laplace, Monge, beschäftigten sich mit derselben, wie die elegantesten Damen sich ihr zuwandten. Man lernte sich der convexen Spiegel zur Zersetzung der Metalle zu bedienen, kristallisirte den Aether und das Alkohol, studierte die Wirkung des Wärmestoffs und seinen Druck und bereitete somit die Erfolge vor, die mit den Ruhm des jetzigen Jahrhunderts bilden.

Physik. Elektrizität.

Aber mit einer Art Wuth folgte man den Fortschritten einer damals noch neuen Wissenschaft, der Elektrizität. Schon die Alten hatten wahrgenommen, daß der Bernstein, wenn er gerieben wird, leichte Körper anzieht, die er dann wieder abstößt. Im sechszehnten Jahrhundert fand man diese Eigenschaft bei verschiedenen Körpern und nannte sie Elektrizität. Guerike und Hauksbee erfanden eine Maschine, um dieselbe zu erzeugen; auf diese Versuche begründete der Engländer Stephen Grey (1736) seine wissenschaftlichen Untersuchungen, worin er feststellte, daß die Elektrizität mit unberechenbarer Schnelle Metalle, Holz, Wasser, thierische Körper durchdringt, dagegen aber kein Glas, Seide, Federn, Haare, welche Körper durch Reibung elektrisirt werden können. Er theilte daher die Körper in leitende und nichtleitende ein und stellte die Art der Isolirung der leitenden fest. — Dufoy (1733) wies nach, daß leitende Körper elektrisirt werden können, wenn sie isolirt werden und daß die elektrisirten Körper andere anziehen und abstoßen, auch unterschied er dabei eine positive und eine negative Elektrizität.

In Folge der Untersuchungen von Cuneus, Muschenbroeck und Allemand wurde die Leydener Flasche hergestellt (1746), welche man auf Personen entlud, die sich an der Hand gefaßt halten mußten, wo dann Alle gleichzeitig einen Stoß empfanden. Watson bewies, daß dies selbst der Fall sei in Bezug auf zwei Personen, von welchen jede ein Ende eines sechs englische Meilen langen Fadens in Händen hält.

Franklin.

Franklin behauptete, daß es nur eine Art elektrisches Fluidum gäbe und daß Anziehung oder Abstoßung davon herrühre, daß der Körper zuviel oder zu wenig von diesem Fluidum habe, doch erkannte er bald selbst das Irrthümliche dieser Theorie. Seine Studien führten ihn indessen zu zwei andern großen Entdeckungen, daß nämlich die Elektrizität durch spitze Körper vertheilt wird und daß der Blitz aus einer Anhäufung von Elektrizität in der Atmosphäre entstehe. Dies führte ihn zur Erfindung des Blitzableiters.

Franklin analysirte später die von Watson und Nairn vervollkommnete Leydener Flasche und Epino bewies, daß die Gesetze des Gleichgewichtes der Elektrizität sich streng mathematisch feststellen lassen. — Pater Beccaria in Turin erkärte

Franklin's Theorie durch den Vergleich der künstlichen und atmosphärischen Elektrizität. Lord Mahon machte eine noch wichtigere Beobachtung, indem er auf die Gegenschläge und sogenannten irdischen Blitze aufmerksam machte.

Coulomb konstatirte drei Wahrheiten, nämlich: daß die Anziehungen und Abstoßungen der elektrischen Körper in umgekehrter Ordnung wie das Quadrat der Entfernungen wechseln; daß die isolirten, mit Elektrizität geladenen Körper diese Elektrizität nach einem bestimmten Verhältniß verlieren, und endlich, daß jede Elektrizität auf der Oberfläche sitzt und nie in das Innere eindringt.

Während die Gelehrten diese schwierige Materie erforschten, ergriff die schöne Welt die neue Wissenschaft als Spielzeug, das aber leider einigen Personen das Leben kostete; die Materialisten benutzten die Elektrizität als Argument, um nach ihrer Weise das Geheimniß der Seele auszulegen.

Wenn gleich nun die Elektrizität einer der zahlreichen Gegenstände zu sein schien, welche von der Philosophie getrennt dastehen und die man nur in ihren innern Beziehungen studieren könne, so bewies doch Alexander Volta aus Como bald das Gegentheil und gelangte zu den bedeutungsvollsten Entdeckungen. Er erfand den beständigen Elektrophoren und den Condensator, den er durch die Verbindung mit dem Elektrometer von Cavallo und Saussure vervollkommnete und dann Untersuchungen über Nordlicht, Hagel und andere Naturerscheinungen anstellte, ohne jedoch zu gänzlich genügenden Resultaten zu gelangen.

Galvani 1737—1795.

Indessen hatte der Anatom Ludovico Galvani zu Bologna bei todten, unter die Elektrisirmaschine gebrachten Fröschen ein eigenthümliches Zucken beobachtet, und da er nicht Physiker genug war, so schloß er, daß dies Folge einer thierischen, von der übrigen verschiedenen Elektrizität sei. Volta sann über dieses Problem nach, und indem er an Stelle der Muskeln und Nerven Filz zwischen Zink- und Kupferplatten legte, erhielt er elektrische Erscheinungen, in deren Folge er, durch Vermehrung der Platten, die nach ihm genannte Säule konstruirte, welche das wichtigste Instrument für die chemische Analyse wurde. Ritter, Carlisle und Davy verwendeten diese Batterie zur Auflösung des Wassers.

Arzneikunde.

Die Heilkunst empfand ebenso alle Irrthümer wie alle Fortschritte der Naturwissenschaften, indem sie nach und nach astrologische, mystische, chemische, mechanische, ja sogar spiritualistische Tendenzen in sich aufnahm.

Boerhave 1668—1738.

Boerhave sammelte in Holland die Grundsätze der medizinischen Wissenschaft in seinen „Institutiones rei medicae" (1708), sowie in den „Aphorismi de cognoscendis et curandis morbis" und verbreitete damit den Geschmack an Beobachtungen.

Schon die Alten hatten die Unmöglichkeit erkannt, die organischen Wesen durch die unorganische Materie zu erklären. Swammerdam verwarf die Unterscheidung zwischen freiwilligen und unfreiwilligen Muskeln und Perrault erkannte die Macht der Seele auf die Bewegungen. G. Stahl, aus Anspach, dagegen versicherte, daß auch die scheinbar unwillkürlichen Bewegungen von der Seele ausgehen, so daß das geistige Prinzip der einzige Leiter aller thierischen Bewegungen sei. Er hält in seiner „Theoria medica vera" die Betrachtung der Endursachen für die wichtigste, sowie nach ihm die wahre Physiologie in der Entwicklung der Gesetze besteht, nach denen sich die Lebensbewegungen regeln; er lehrt, daß die Seele allein durch mechanisch physische Einwirkung den Körper erhalte und stets, wenn auch unbewußt, diesen Zweck verfolge. Die Organe seien die Werkzeuge der Seele, die anatomische Genauigkeit biete dem Arzte wenig Aufklärung, er müsse vielmehr die Bewegungen und endlichen Ursachen studieren, woraus sich ergäbe, daß jede Krankheit ein Kampf der Seele gegen die Krankheitserscheinungen sei. Hierzu gab er seine: „Ars sanandi cum exspectatione".

Während nun also die Anhänger des Boerhave die lebende Natur den Gesetzen der Physik unterwerfen wollten, hielten sich die Physiologen an den Animismus. In England folgte man dem Empirismus von Sydenham, während Einige bemerken wollten, daß gewisse Erscheinungen auf den Newton'schen Berechnungen beruhten. So entstand der Zwispalt zwischen den Anhängern der philosophischen Lehre und den Anhängern der mechanisch-chemischen, zwischen den Materialisten und den Spiritualisten in der Medizin. Der Erste, welcher die Heilkunde einer ihrem Wesen angemesseneren Kraft unterwarf, war Friedrich Hoff-

mann aus Halle (1660—1742), dessen organischer Solidismus mit dem Systeme von Leibnitz, der die Kräfte der Materie fast so hoch stellt wie die intellectuellen Kräfte, übereinstimmt. Indem er Alles der sensitiven Seele zuwies, wiederlegte er Stahl, welcher die Seele mit Ueberlegung auf die menschliche Maschine wirken läßt; so kam man auf die Theorie von der Lebenskraft eines Prinzips, welches, weder Materie noch Seele, gar selbstständig auf chemisch-mechanischem Wege Bildung und Thätigkeit der Organe verursachen soll. —

Baglivi, aus Ragusa (1706—68), folgte den Ideen Stahls, ohne sich dazu zu bekennen und hielt die Gehirnhäute für das leitende Element aller Organe. Seine in Folge davon aufgestellten Theorien sind zwar ungenau, doch waren sie der Anlaß zu weitern und tiefgehenden Forschungen.

Albrecht von Haller 1708—1777.

Haller von Bern stellte nämlich nun sein System von der Reizbarkeit auf, welches endlich die mechanischen Theorien Boerhave's über den Haufen warf. Er leugnete, daß die dem Willen unterworfenen Nerven die Sensationen vibrirend wie eine Klaviersaite weiterleiten, da sie schlaff seien und daß, wenn sie auch oscilliren könnten, die Ganglien sie daran verhindern würden. Hiefür stellte er das Lebensfluidnm auf, was durch die Forschungen von Hill, Loewenhoeck und Ledermüller bewiesen schien.

Der Glaube an Gespenster und Zauberer war noch nicht ausgestorben; man glaubte also auch noch hie und da an Bezauberungen und an Besessenheit, wie die Jansenisten an die Convulsionäre des St. Medardus glaubten. Von Einigen angewendete optische Täuschungen ließen diesen Glauben nicht ganz aussterben.

Mesmer 1734—1815.

Anton Mesmer, aus Mörsburg, behauptete den Einfluß der Planeten auf die Nerven und wendete in Wien den Magnet zu Heilkuren an; da aber ein Mönch, Namens Hell, die Priorität dieser Kurmethode für sich in Anspruch nahm, erklärte er, daß er keinen Magnet brauche und fortan nur den thierischen Magnetismus anwenden werde. Sein Verfahren erregte in Wien umsomehr Aufsehen, als er wirklich einige angesehene Personen von schweren Leiden befreite. Die Gelehrten traten gegen ihn

auf und bereiteten ihm große Unannehmlichkeiten, so daß er sich nach Paris wandte. Nun verbreitete sich sein Ruf immer mehr und Alles wollte Zeuge seiner Kuren sein. Er hatte bald eine große Anzahl Anhänger und Schüler. Da er indeß der Regierung sein Geheimniß für eine Rente von 24,000 Livres nicht mittheilen wollte, so erklärte ihn die Akademie für einen Marktschreier, worauf er als reicher Mann abreiste. Auch in Deutschland fand er nun viele Anhänger, von denen wir den sehr beschäftigten Arzt Selle in Berlin erwähnen.

Die französische Regierung kaufte damals mit großen Kosten allerlei Geheimmittel an, um sie zu veröffentlichen, so auch die Ipekakuanha als Heilmittel gegen die Dyssenterie. Die Deutschen setzten die Arnika in Gebrauch und man lernte nach und nach Schierling, Belladonna, Bilsenkraut, Akonit, Rosenlorbeerwasser, Digitalis, Quassia, das isländische Steinmmoos und viele andere Heilmittel anwenden. — Das Beispiel Sydenham's, Hoffmann's und Morton's verbreitete die Anwendung des schon seit dem siebenzehnten Jahrhundert bekannten Opium bei Entzündungen. Auch aus dem Mineralreiche zog die Pharmacopee zahlreiche Heilmittel und lösbare Stoffe verdrängten eine große Menge alter Medikamente.

Das Studium besonderer Krankheiten, als Scharlachfieber, Rötheln, Miliaria, Halsbräune und die Convulsionen, wurden mit großer Aufmerksamkeit studiert und Cretinismus, Gliederkrankheit, Gesichtskrampf und die Rose sehr beobachtet. Andere Aerzte machten weite Reisen, um das gelbe Fieber Amerika's kennen zu lernen. Dazu kam das Studium der Epidemien, wie der Pest und der Influenza, wozu sich leider in diesem Jahrhundert mehrfach Gelegenheit bot.

Die Prüfung des Pulses kam zu immer größerem Ansehen bei den Diagnosen, und die sogenannte Auscultation des Leopold Aurenbrugger in Wien (1761) fand lebhafte Theilnahme.

Am Ende des Jahrhunderts setzten noch viele Aerzte die physiologischen Untersuchungen Hallers fort; andere verbanden damit mehr die Anatomie, wodurch wir in den Besitz der klassischen Arbeiten eines Soemmering Monro, Vicq d'Azyr, Scarpa, Cruikshan, Mascagni, Rudbeck und Bartolino gelangt sind. — Die Lehre von den Säften ward durch die Fortschritte der Anatomie und Physiologie allmälig ganz verdrängt. Wir erwähnen hier noch das System des Doktor Brown in Edinburg, nach welchem die Gesundheit in einer bestimmten Quan-

tität vitaler Kraft besteht, deren Uebermaaß oder Mangel die Krankheiten erzeuge. Von Girtanner in Deutschland verbreitet, nahm Josef Frank, ein trefflicher Pathologe und Therapeutiker, es an, ward aber von Christ. Wilh. von Hufeland (1768—1836) heftig angegriffen, bekannt durch seine „Makrobiotik" (1796), sein System der praktischen Heilkunde (1800—5) und viele andere werthvolle Schriften.

Den zu frühzeitigen Beerdigungen wurden Schranken gesetzt und der Hilfsleistung für Ertrunkene große Aufmerksamkeit zugewendet. Venel führte in dem Kanton Bern eine orthopädische Methode ein; Pasta, aus Bergamo, verlangte, daß die Philosophie der Heilkunde sich annehme.

Alterthum.

Zahlreiche Entdeckungen belebten den Geschmack an der Alterthumskunde. Außer Herkulanum und Pompeji wurden im Jahr 1752 in einem Walde die Tempel von Paestum aufgefunden, ferner im Jahr 1761 die Ruinen der im vierten Jahrhundert zerstörten Stadt Velleja in der Nähe von Piacenza. Fürsten und Päpste ließen um die Wette an der Freilegung der Villa Hadrians arbeiten. Im Jahre 1726 wurde die Akademie von Cortona ausschließlich zum Zwecke der etruskischen Forschungen (1736), die Colombaria genannte Akademie zu Florenz für archäologische Studien gegründet. Die Alterthumskunde war schon nicht mehr blos ein Gegenstand philologischer Liebhaberei, ein Tummelplatz der Buchgelehrten und Citatenjäger, sondern diente großen und ernsten wissenschaftlichen Zwecken. Was Winkelmann in derselben geleistet, haben wir bereits besprochen; mit ihm stritt gleichzeitig nicht ganz ohne Glück der Graf Caylus (1692—1768), weniger gelehrt, aber mehr Künstler, um die Palme.

Heyne 1729—1812.

Christian Heyne aus Sachsen, ursprünglich Weber von Profession, brachte es durch fremde Unterstützung dahin, ein großer Kenner der lateinischen Sprache zu werden. Anfänglich in untergeordneter Stellung in der Bibliothek des Grafen Brühl, wurde er später Professor in Göttingen. Er behandelte mit Einsicht und Geschmack die Mythologie der Alten, erwarb sich glänzende Verdienste um die Kritik der Texte, verbesserte viele durch Winkelmann begangene historische Fehler in Bezug auf die Epochen der Künste, und widerlegte die Motive, welche dieser ihrem Fortschreiben und Verfall unterlegt hatte. Ebenso widmete er sich, so weit es damals möglich war, dem Studium der etrurischen und mehr

noch der byzantinischen Alterthümer und Monumente. Seine Ausgaben des Tibull und Virgil haben nicht ihres Gleichen.

Visconti 1751—1818.

Ennio Quirino Visconti aus Rom, von der Natur mit einem außerordentlichen Gedächtniß begabt, sammelte schon früh einen ungeheuren Schatz von Kenntnissen und machte sich in allen Gebieten der Alterthumskunde heimisch; er war fähig, Gegenstand, Zeit und Werth jedes ihrer bedeutenderen Denkmäler zu würdigen, dem Wechsel des Geschmacks zu folgen und in den Monumenten die Geschichte der Menschen zu lesen. Die Nachgrabungen in Herculanum und Pompeji, welche ganz Italien beschäftigten, erregten bei Clemens XIV den Wunsch, die zerstreuten Schätze der Archäologie wo möglich in Eine Sammlung zu vereinigen und er nahm hiebei Visconti's Mitwirkung in Anspruch, der an die Spitze des Museum Clementinum gestellt wurde. So entstand dessen „Beschreibung des Museums Pio-Clementino", ein Werk, welches sich durch Klarheit, Sicherheit der Forschung und des Ausdrucks wie durch vortreffliche Anordnung des Stoffes auszeichnet. Er beschrieb ferner die im Jahr 1780 aufgedeckten Gräber der Scipionen, sowie überhaupt alles, was die Wissenschaft Neues zu Tage förderte oder bisher unrichtig erklärt hatte. Kaiser Napoleon zog ihn nach Paris, wo er sich an der prächtigen „griechischen und römischen Iconographie", d. h. Sammlung authentischer Porträts der Alten, die der Kaiser auf seine Kosten veranstaltete, betheiligte. Das Studium der orientalischen Sprachen fieng nun auch an, sich zu erweitern, nachdem es sich bis um diese Zeit fast ausschließlich auf das Hebräische und Arabische beschränkt hatte. Stets hatten die Päpste auf die Errichtung von Lehrstühlen für diese Sprachen an den Hochschulen hingewirkt und das Concil zu Vienne (1212) befahl dies sogar behufs der Bildung von Missionären, um den Juden und Muselmännern zu predigen. Es dient diese Thatsache abermals zur Widerlegung der Behauptung der Reformatoren des sechszehnten Jahrhunderts, daß die hebräische Sprache in der katholischen Christenheit nicht cultivirt, die Bibel in der Ursprache nicht gelesen werde.

Schon im Jahre 1538 hatte Postel in lateinischer Sprache ein Alphabet von zwölf orientalischen Sprachen herausgegeben, sowie Conrad Geßner im Jahr 1565 in seinem „Mithridates" 130 Sprachen und Dialekte bekannt gab. Die „Einleitung zu den chaldäischen, syrischen und armenischen Sprache" von Ambrosio

Lomellino (1539) und der Commentar „De ratione communi omnium linguarum ac litterarum" (1548) von dem Schweizer Bibliander (Buchmann) verfolgen denselben Zweck. Cardinal Richelieu stattete die königliche Druckerei mit orientalischen Typen aus und ließ mehrere Bücher für die Missionäre drucken. Claud. Duret behandelte in seinem „Trésor de l'histoire des langues de cet univers" (1613) 45 Idiome, sowie Bochart's „Geographia sacra" (1675) den Ursprung der Völker und ihre Zerstreuung erforschte. Zu erwähnen sind ferner des Göttinger Professor David Michaelis Arbeiten zur biblischen Exegese, Corniger's „Harmonie der griechischen, hebräischen, lateinischen und deutschen Sprache" (1629). — Der Oratorianer Thomassin wollte sogar alle Sprachen auf das Hebräische zurückführen (1693). Javanische und malayische Wörterbücher erschienen in Amsterdam, der große Orientalist Erpenius verfaßte eine arabische Grammatik, welche nur von der spätern de Sacy übertroffen wird. In England waren Pokoke und Hyde als große Kenner des Hebräischen, Arabischen und Persischen berühmt.

Die Päpste Gregor XIV und dann Clemens XI thaten außerordentlich viel für die Verbreitung der Kenntniß der orientalischen Sprachen und der Letztere ließ von Abraham Echellence und Pedro della Valle viele orientalische Manuscripte kaufen, auch von Josef Simon Assemani aus Tripolis den Catalog (bibliotheca orientalis) der syrischen und arabischen Handschriften des Vatikans verfassen. — Adler, Menter und Mingarelli verlegten sich jener auf die cufischen und dieser auf die coptisch-memphitischen Alterthümer. — Des deutschen Jesuiten Kircher in Rom herausgegebener „Oedipus aegyptiacus" lenkte zuerst die Aufmerksamkeit auf die Hieroglyphen; sein Landsmann Jablonski setzte diese Studien im „Egyptischen Pantheon" (1750) fort, wo er, nach der Idee des Engländers Wilkins, das religiöse System der Egypter untersucht. Bedienten sich diese des Koptischen zur Erklärung der Hieroglyphen, so wendete de Guignes hiebei das Chinesische an. Der Däne Zoega, ein Schüler Heyne's, von Pius VI mit der Beschreibung der Obelisken in Rom beauftragt, leistete nicht, was von ihm erwartet wurde, indem spätere Entdeckungen seine Erklärungen widerlegten.

Die Jesuiten hatten die chinesische Sprache bekannter gemacht, indem sie deren kanonische Bücher und Classiker-Schriften übersetzten. Premare's „Notitia linguae sinicae" (Malacca, 1831) ist das Beste, was bis jetzt in Europa über chinesische Sprache und

Literatur publizirt wurde. Auf Ludwig XIV Befehl verfaßte Fourmont eine chinesische Grammatik und ein Wörterbuch; Freret, sein Schüler, einer der größten Sprachkenner, commentirte 32 Wörterbücher, indem er die Sprachen nach Ursprung, Verbindung und grammatikalem Geist klassifizirte. Er benutzte diese Arbeit dann zu seiner „Abhandlung über die allgemeinen Grundzüge der Kunst zu schreiben." — Peter Gerbillon machte zuerst mit der Mantschu-Sprache bekannt (Elementa linguae tartaricae).

Der Däne Ziegenbald veröffentlichte im Jahr 1716 eine tamulische Grammatik; der Pater Pons im Jahr 1740 die ersten Mittheilungen über das Sanskrit. Einige Missionäre erlangten so große Kenntniß des Sanskrit, daß sie im Stande waren, das „Ezur Vedam" zu verfassen, welches dann die Encyclopädisten für ein Originalwerk von zehntausendjährigem Alter hielten. — Der Pater Giorgi gab in seinem „Alphabetum Thibetanum" (1762) die ersten und sehr schätzenswerthen Mittheilungen über Central-Asien und es war dies Buch bis auf Schroeters Grammatik (1826) das einzige seiner Art; im Jahr 1834 ward dann auch dieses von Cosmus Körös übertroffen. Stefano Borgia wandte sein ganzes Vermögen daran und brachte jedes Opfer, um seltene Gegenstände aus fernen Ländern zu erwerben, bildete daraus in Velletri ein Museum und ließ des Jean Werdin (bekannt unter dem Namen Pater Paulin de St. Barthelemy) „Systema brahmanicum" drucken, ein Werk von hoher Bedeutung für die vergleichende Sprachenkunde und Mythologie.

Die Missionäre beschäftigten sich in Indien aus religiösen Gründen, die Engländer thaten dies wegen ihres Handels. Warren Hastings gründete im Jahr 1784 zu Calcutta eine orientalische Akademie, aus welcher die „Satzungen des Akbar" von Gladwin, die „Gesetze des Manou" von Jones und eine Serie von Abhandlungen (Transactions) von Jones, Wilkins, Colebrooke, Prinsep und Wilson über Literatur und Philosophie dieses Landes hervorgiengen.

Die uneigennützige Liebe der Deutschen für die Wissenschaft ließ dieselben über die Entdeckungen Anderer nachdenken und an dieselben den Maßstab tiefgehender und kühner Kritik legen. So bildete sich in Deutschland die neue Wissenschaft der Linguistik.

Schon Leibnitz hatte sich sehr gediegen über die Philologie ausgesprochen und anerkannt, daß die Sprachen sowohl geeignet

seien, die älteste Geschichte aufzuklären, als auch die Verwandtschaft der Völker zu konstatiren. Diesen Fingerzeigen folgten Niebuhr, der im Auftrag des Königs Friedrich V von Dänemark die Idiome, Geschichte und Denkmäler Arabiens und Egyptens erforschte, Pallas, welcher im Jahr 1786 sein „Wörterbuch aller Sprachen der Welt" herausgab, der Spanier Hervas mit dem Katalog der Sprachen bekannter Nationen (1800), Adelung mit seinem im Jahr 1804 zu Berlin erschienenen „Mithridates".

Münzenlehre.

Auch die Numismatik wurde ihrem wahren Zwecke, als Hilfsmittel der Geschichte zu dienen, zugeführt. Ezechiel Spanheim hatte sie fast vollständig behandelt in „De usu et praestantia numismatum", allein man hatte seitdem viel Neues entdeckt. Die gelehrten Denkschriften von Vaillant, von der französischen Akademie, hatten diese Wissenschaft in ihren Anforderungen, besonders was die Reihenfolge der Herrscher betraf, strenger gemacht. Pélérin studierte die autonomen Münzen, d. h. solche, die von Städten und Staaten ohne Namen eines Fürsten herrührten und Barthélemy erklärte ihre Paläographie mit großer Sachkenntniß.

Eckhel 1737—1798.

Der österreichische Jesuit Josef Eckhel beabsichtigte das Ganze der numismatischen Wissenschaft zusammenzufassen und veröffentlichte in seinen „Nummi veteres anecdoti" über 400 bis dahin unbekannte Münzen, ließ hierauf den Katalog des Wiener Münzkabinets und sein „Doctrina nummorum" (1792—1798), worin die ganze Münzenlehre umfaßt ist, folgen. Schwer dürfte es sein, ihm die erste Stelle unter den Forschern auf diesem Gebiete streitig zu machen.

Sestini 1750—1830.

Domenico Sestini leistete gleichzeitig der Naturgeschichte und der Numismatik durch seine Reisen, welche er bis in den Orient ausdehnte, große Dienste. Er verfaßte eine numismatische Geographie (classis generalis geographiae numismaticae populorum et regum) und lieferte mehrere Beschreibungen von Museen und Münzen. Außerdem hat er noch in 14 Bänden in Folio in seinem noch handschriftlich existirenden Werke: „Geographisch-numismatisches System" alle bekannten Münzen beschrieben.

Der Eifer zur Auffindung antiker Münzen, erzeugte das Gewerbe, deren falsche anzufertigen. Schon im Jahr 1565 machte Cavino, der Paduaner genannt, in Gemeinschaft mit Alexander Bassiano griechische und römische Münzen nach, welche wegen ihrer Bizarrerie von den Liebhabern sehr gesucht waren. Andere ahmten diesen Betrug nach, so der Parmesaner Dervieux, Carteron in Holland und Cogornier in Lyon, welch' Letzterer die so seltenen Münzen der dreißig Tyrannen nachmachte. Der deutsche Weber trieb die gleiche Beschäftigung in Florenz; vor Allen aber war Becker in Offenbach berühmt in diesem eigenthümlichen Kunstzweige. Die Folge war, daß die Hauptschwierigkeit für den Numismatiker nunmehr darin bestand, die falschen Münzen von den ächten zu unterscheiden.

Dreißigstes Kapitel.

Ludwig XVI.

In Mitte all' der Schmach und des Elendes, unter welchem Frankreich während der Regierung Ludwig XV, des Typus der gemeinen Liederlichkeit und der vollendeten Selbstsucht des Jahrhunderts seufzte, richteten sich die Augen Aller hoffend auf den Dauphin. Man wiederholte gern seine Worte, welche seinen Charakter, seine Herzensgüte, sowie sein bis an das Uebermaß streifendes Wohlwollen gegen Jedermann bekundeten. Als eines Tages die Höflinge von ihm gezeichnete Gärten und Paläste lobten, entgegnete er ihnen: „Ihr wahrer Werth besteht aber darin, daß sie dem Volke nichts kosten, weil sie nie ausgeführt werden". Dem spanischen Gesandten hatte er gesagt: „Damit ein Fürst sich ohne Reue den Genüssen der Tafel hingeben könnte, sollte er sich vorher versichern, daß keiner seiner Unterthanen hungrig zu Bette gehe"; und als sein Vater ihm seine Apanage erhöhen wollte, antwortete er ihm: „Es wäre ihm lieber, wenn die Steuern um so viel ermäßigt werden könnten". Während einer Jagd vermied er es, über ein Saatfeld zu gehen und als die Bauern darüber in Lobesäußerungen ausbrachen, äußerte er: „Die guten Leute danken uns selbst für das Böse, das wir ihnen nicht thun". Als

bei der Geburt seines Sohnes die Stadt Paris 600,000 Livres für ein Feuerwerk bestimmte, so schlug er derselben vor, von diesem Gelde 600 junge Mädchen auszustatten. Die Pächter und Steuerempfänger vermehrten hierauf diese Summe durch freiwillige Gaben, wodurch an einem Tage 776 Heirathen vollzogen werden konnten, abgesehen von Jenen, welche nach dem Beispiel des Hofes von andern Fürsten und Herren eine Ausstattung erhielten.

Der Dauphin war demnach der Typus jener Philantropie, mit welcher man zu jener Zeit sich brüstete; aber die seinige war durch wahre Religiosität verschönert und es schien, als ob er berufen sei, die wahrhaft Frommen mit den Philosophen zu versöhnen. Die Hoffnung auf eine Regierung, deren Streben auf das Glück der Nation, auf Sparsamkeit im Haushalt, sowie auf Hebung der Religion und der Moral gerichtet sein würde, schien daher keine eitle zu sein. Leider starb er (1765) im Alter von 36 Jahren und hinterließ drei Söhne, den Dauphin, später Ludwig XVI, den Grafen von Provence, später Ludwig XVIII und den als Carl X bekannten Grafen von Artois.

Der Aelteste dieser Prinzen war in jenen Gesinnungen der Frömmigkeit erzogen worden, welche geeignet waren, ihn einzuschüchtern und ihm eine Abneigung gegen den Umgang mit Menschen und die Staatsgeschäfte einzuflößen, wie dieses dem Wunsche der du Barry entsprach. Er war unterrichtet, aber nicht in jener Weise, welche den Charakter zur Entschlossenheit heranbildet; gern beschäftigte er sich mit Maurer- und Schlosserarbeiten. Bei der Uebersetzung des Lebens Carls I von Hume fiel es ihm auf, daß dieser Fürst auf dem Schaffot gestorben, weil er an der Spitze seiner Edelleute den Forderungen der Nation entgegengetreten war, woraus erfolgte, daß Nachgiebigkeit gegen die Unzufriedenen das Mittel sei, sie zu zähmen. Das Bündniß Frankreichs mit Oesterreich, dies Meisterwerk des Grafen Kaunitz, war trotz der Abneigung der Nation, welche sich der fortwährenden Nebenbuhlerschaft dieser Macht, der Verheerung des Landes durch die Oesterreicher, der Gefangenschaft ihres Königs und der durch die Ligue verursachten Unruhen erinnerte, abgeschlossen worden. Marie Antoinette, Tochter der Kaiserin Maria Theresia und Gattin des Dauphin, war bestimmt, als Sühnopfer für so langjährigen Nationalhaß zu fallen. Bei dem zur Feier ihrer Vermählung veranstalteten Feuerwerk kam eine große Menge Menschen im Gedränge um. Von Einigen mit 300, von

Andern sogar mit 1200 beziffert, war dies jedenfalls eine beklagenswerthe Hekatombe, aus welcher man die unglückweissagendsten Vorbedeutungen zu ziehen sich beeilte. — Von ihrer Mutter hatte sie jene Gefühle des Stolzes geerbt, welche Maria Theresia beseelten, weßhalb die Franzosen von der Dauphine sagten, sie habe ein österreichisches Herz. Zu gleicher Zeit lebhaft und launisch brachte sie ihre Ehrendamen, durch ihr Entgegenhandeln gegen die strengen Regeln der Etikette, wahrhaft zur Verzweiflung *). Die du Barry und deren Kreaturen trachteten die beiden Gatten, und besonders den frömmelnden Dauphin, dessen Haltung ohne Anmuth war, wie sein Geist ohne rasches Auffassen, lächerlich zu machen und da er nicht verdorben war, wie seine ganze Umgebung, so verbreitete man sich gern über seine zu erwartende tyrannische Strenge.

Als die beiden Gatten, durch die lärmende Annäherung der Höflinge, welche sich von der Leiche Ludwigs XV abwendeten, um sich dem neuen Herrn zuzuwenden, sowie durch die Freudenäußerungen des Volkes, welches Gott dankte, daß er sich endlich Frankreichs erbarmt, den Tod ihres Großvaters (1774) erfuhren, warfen sie sich auf die Knie, indem sie betend ausriefen: „Herr, wir sind zu früh berufen zum Regieren; nimm unsere Unerfahrenheit in Deinen heiligen Schutz.“

In diesen Worten sprach sich das unbestimmte aber wahre Gefühl aus, welches sie von ihrer Unfähigkeit gegenüber ihrer

---

*) Herr von Barante sagt von Marie Antoinette in seiner für diese Epoche höchst wichtigen Arbeit über den Grafen von Saint-Priest (Paris 1845): „Sie hatte nach Frankreich die Einfachheit der österreichischen Prinzen mitgebracht, sowie die Wiener Gewohnheit, in kleiner und vertraulicher Gesellschaft zu leben, deren Reize in leichter Conversation und wohlwollender Heiterkeit bestehen, welche sich in geistreichen Formen bewegt und allen Zerstreuungen hingibt, ohne aber jenseits dieses Cirkels, welcher das ganze Leben ausmacht und alle Gefühle und Gedanken erfüllt, seine Blicke schweifen zu lassen. Zu diesem Charakterzuge der Königin kam ein großmüthiges Herz, unendliche Gutmüthigkeit und wahrer Seelenadel, welcher Nichts herabzuwürdigen vermochte.“ Die so eben (im Sommer 1864) von dem Grafen Hunolstein herausgegebenen „Briefe der Königin Marie Antoinette“ (Correspondance inédite de Marie Antoinette, publiée sur les documents originaux par le Comte Paul Vogt d'Hunolstein. Paris, Dentu 1864) zeichnen das wahre Bild dieser unglücklichen Königin und rechtfertigen sie als Gattin und Mutter glänzend vor den leidenschaftlichen Anklagen ihrer verblendeten Feinde.

schwierigen Lage hegten. Trotzdem schien der Anfang der Regierung sich günstig zu gestalten. Der Hof hatte sich in den letzten Jahren mit drei schönen und liebenswürdigen Prinzessinnen geschmückt, die, ohne sich in die Staatsangelegenheiten zu mischen, nur dem Vergnügen, der Mode, den Theatern und geistreichem Geplauder lebten. Es schien, als ob die Jugend, welche sich um die junge Herrscherfamilie drängte, müde der Laster und Gottlosigkeiten, nunmehr ihren bessern Regungen zu folgen trachten werde. Die Gottesleugner und Materialisten kamen aus der Mode; die Schule Rousseau's und der Philantropen ersetzte den Geist der Kritik und des Unglaubens. Man hörte auf, mit seinen verderbten Sitten zu prunken und über die Tugend zu spotten, und eine übertriebene Gefühlssprache ersetzte die seitherige Sprache einer frechen Galanterie; die eheliche Untreue mußte ihre Entschuldigung in einer großen Leidenschaft, in romantischen Opfern und den Drohungen eines Selbstmordes suchen. Anstatt der „Pucelle" und des „Compère Mathieu" las man Geßner, Florian, Delille und Bernardin de St. Pierre. An die Stelle üppiger Soupers traten philantropische Gesellschaften zur Unterstützung der Armen, oder zur Befreiung der Negersklaven. Die Mode schmückte den Kopfputz der Frauen mit sich herabneigenden Aehren; die englischen Gärten mit lauschig stillen Waldgründen, heiteren Rasenplätzen und ländlichen Reizen aller Art wurden mehr und mehr vervollkommnet. Marie Antoinette ließ in Trianon eine ländliche Wohnung nebst zugehörigem Pachthofe erbauen; man sprach nur von dem „armen Volke" und man richtete für dasselbe Schulen, Werkstätten und Spitäler ein, indem man gleichzeitig für Nahrungsmittel sorgte. Ludwig XVI trug an seinem Knopfloche eine Blüthe der Kartoffelstaude. —

Die du Barry und der Abbe Terray wurden zur großen Freude des Volkes beseitigt; die geheime Korrespondenz hörte auf und deren Archiv wurde verbrannt; die Staatssiegel wurden Herrn von Maupeou entzogen, wenn man ihn auch seines lebenslänglichen Amtes nicht ganz entheben konnte; die Stelle eines Controlleurs der Finanzen erhielt Robert Turgot, mit welchem zugleich die Philosophie in's Ministerium einzutreten schien, so daß die Encyclopädisten den Augenblick nahen sahen, wo diejenige, welche sie die „Niederträchtige" nannten, für alle Zeit vernichtet sein würde.*)

*) Voltaire schrieb an d'Alembert: „Wenn Sie mehrere solcher Köpfe

Ludwig XVI, von furchtsamem und verlegenem Charakter, besaß, bei einem gewissen Mangel an Anmuth, wohl den Wunsch, das Gute zu thun, leider aber weder den Scharfblick, es zu sehen, noch die Kraft, es durchzuführen. Obgleich sein Vorgänger ihm auf dem Todbette anempfohlen hatte, Oesterreich als seinen natürlichen Feind zu betrachten, so hielt er doch das Bündniß mit demselben aufrecht; da dies aber mit einem gewissen Argwohn geschah, so verhinderte er sich dadurch selbst, Vortheil aus demselben zu ziehen. Weil er die Neuerungen nicht begriff, vielleicht auch weil er sie zu gut verstand, erschrack er vor denselben; er hatte nicht die Gabe, seine Regierung zu leiten, sie in den ihr angewiesenen Bahnen zu erhalten, noch weniger aber vermochte er sich muthig an die Spitze der Bewegung zu stellen. Was war also natürlicher, als daß er dies einem seiner Minister überließ? Marie Antoinette, welche eben so viel Einfluß auf ihren Gatten hatte, wie einst die Maitressen über seine Vorgänger,*) schien den eleganten Choiseul vorzuziehen; aber Ludwig XVI, welcher ihm nicht verzieh, daß er der Feind seines Vaters gewesen, zog den siebenzigjährigen Grafen von Maurepas vor, welcher seit 25 Jahren entfernt von den Geschäften lebte. — Maurepas hatte die alten Ideen sich bewahrt. Er hielt einige Mißbräuche für unabschaffbar und ihm zufolge stand die Monarchie auf so festen Füßen, daß sie durch ihre eigene Kraft Allem widerstehen könne. Bei dem geringsten Widerspruche des Königs verlangte er seine Entlassung. Es wäre leicht gewesen, von dem Schlage

---

in Ihrer Sekte haben, so ist die „Niederträchtige“ durch die gute Gesellschaft vernichtet“ und an den König von Preußen: „Die Priester sind in Verzweiflung; die Aera einer großen Revolution bricht herein. Das alte, vor 1775 Jahren gegründete Gebäude des Truges stürzt zusammen. Der Artikel „Existence“ von Turgot in der Encyclopädie ist die solideste metaphisische Arbeit des achtzehnten Jahrhunderts.

*) Sie beklagte sich gegen ihren Bruder Joseph, über einen gewissen Mangel an Vertrauen Seitens ihres Gemahls. Sie schreibt am 23. Juni 1774: „Il n'a pas d'autre pensée, j'en suis sûre, que de faire du bien, mais par quels moyens? Je ne sais ce qui lui roule dans l'esprit, il ne s'en ouvre pas tout-à-fait, et il est très agité. Je ne veux pas dire qu'il me traite en dessous et en enfant; et qu'il ait de la défiance pour moi; au contraire, il lui échappait l'autre jour un long discours devant moi, et comme s'il parlait à lui-même, sur les améliorations à introduire dans les finances et dans la justice; il disait que je devais l'aider, que je devais être la bienfaisance du trône et le faire aimer, qu'il voulait être aimé.“ (Briefe, von Hunolstein.)

Vortheile zu erzielen, welcher das Parlament vernichtet hatte, allein im Augenblicke, wo das Volk sich an die neue Gerichtsbarkeit gewöhnte, ja sich derselben erfreute, kam Maurepas von seinen Entschlüssen wieder ab, rief die verbannten Räthe zurück, in solcher Weise förmlich die Auflehnung belohnend, und indem er der Opposition einen Mittelpunkt gab, schaffte er der privilegirten Klasse eine Vertretung, die den von der Zeit gebotenen Neuerungen Widerstand entgegen zu setzen völlig geeignet war.

Turgot, welcher vergebens diese Maßregel bekämpft hatte, trachtete die Fehler des Abbé Terray gut zu machen und den öffentlichen Kredit wieder herzustellen. Die Auflagen erhoben sich zu Ende der Regierung Ludwig XV auf 365 Millionen, was wegen deren schlechter Vertheilung eine unerschwingliche Last war. Die Grundzinse, die feudalen Renten, die Schuldigkeiten der Unfreien, die Staats-Renten wurden von den direkten Steuern nicht berührt, d. h. die Kopfsteuer, der Zwanzigste und die Vermögenssteuer waren eine Sache für sich; die Geistlichkeit kaufte sich durch ein „freiwilliges Geschenk" von kaum 11 Millionen davon los, während sie den Nutzgenuß vom Fünftel aller Ernten bezog. Der Adel bezahlte die Kopfsteuer und den Zwanzigsten; allein man überließ dies seiner eigenen Schätzung, was große Mißbräuche im Gefolge hatte. Die Vermögenssteuer, welche der König und seine Räthe nach Belieben erhöhen konnten, war erniedrigend in Anbetracht, daß dieselbe nur auf Personen von geringem Herkommen lastete und daß die härtesten Ausschreitungen gegen Leute ohne jedes Recht erlaubt schienen. —

Die öffentlichen Einkünfte bestanden hauptsächlich in indirekten Steuern, Weggeldern, Zolleinnahmen, Verzehrungstaxen, Tabak-, Salz-, Post- und andern Monopolen, welche alle zusammen 300 Millionen erreichten. Es lag demnach die Hauptlast dieser Steuern auf den Armen, indem der Verbrauch sich nicht nach dem Vermögen, wohl aber nach der Anzahl der Köpfe berechnete; der mit Kindern gesegnete Familienvater, der am meisten Arbeiter verwendende Handwerker zahlte mehr als der Millionär.

Auch zwischen den verschiedenen Provinzen herrschte keine Gleichheit; in einigen bezahlte man den Zentner Salz mit 8 bis 9 Livres, in andern mit 16, ja selbst in manchen bis 62; natürlich war dies eine mächtige Anregung zum Schmuggel, welcher wieder eine Pflanzschule für Diebe und Räuber wurde. Die einzige Stadt Paris trug dem Schatze beinahe 80 Millionen, d. h. mehr als das ganze Einkommen der Königreiche Sardinien, Schwe-

den und Dänemark, und wenn dies auch für die Hauptstadt eines großen Königreiches nicht zuviel erscheinen dürfte, so bleibt dabei zu berücksichtigen, daß bei den vielen Befreiungen, deren die privilegirten Klassen theilhaftig waren, die ganze Steuerlast auf das eigentliche Volk fiel.

Die indirekten Steuern waren an Gesellschaften verpachtet, bei welchen die Höflinge sich betheiligten; und da sie die Erhebung sich zu einem niedrigen Preise zu verschaffen wußten, so gelang es ihnen, sich dadurch auf Unkosten des öffentlichen Elendes zu bereichern. Da die Steuern nach den Provinzen und den in ihnen geltenden oft sehr complicirten Systemen, die nur die Pächter kannten, verschieden waren, konnte der Steuerpflichtige nicht einmal wissen, wie viel und nach welchem Gesetze er zu zahlen verpflichtet sei, konnte daher auch gegen die Launen der habgierigen und unverschämten Steuereintreiber keinerlei gerechtfertigte Reklamationen erheben. Die Pächter hatten, unter dem Vorgeben, daß sie ihren Verpflichtungen nicht nachkommen könnten, wenn man ihnen Hindernisse in den Weg lege, eine wahrhaft despotische Gewalt erlangt, welcher zufolge sie willkürliche Arretirungen vornahmen und den Schmuggel mit der furchtbarsten Strenge bestraften. Wenn ein Steuereinnehmer den Fiskus nicht bezahlte, so arretirte man vier der am stärksten belasteten Steuerpflichtigen auf so lange, bis die Schuld bezahlt war; ja man gieng selbst so weit, die Todesstrafe und das Rad in Sachen der Pachtungen anzuwendeu und die Galeeren waren voll von Solchen, welche verbotenen Salzhandel getrieben hatten. Ein furchtbares unterirdisches Gewölbe in Bicètre, sonst für schwere Verbrecher bestimmt, welche dem Galgen entgiengen, indem sie ihre Mitschuldigen angaben, diente sogar einmal auf sechs Wochen zum Gefängnisse für ein Individuum, welches nur im Verdacht des Schmuggels stand und dasselbe konnte später von den allmächtig gewordenen Generalpächtern auch nicht die geringste Genugthuung hiefür erlangen.

Außer allen diesen drückten aber auch noch andere Lasten auf das Volk, von denen wir nur folgende erwähnen: die unentgeltlichen Arbeiten für die Landstraßen und die Verpflichtung, die mit Einsammlung des Salpeters Beauftragten in den Häusern zuzulassen, wo diese dann den größtmöglichen Schaden anrichteten, wenn man sie nicht auf's Reichlichste bezahlte.

Außerdem war Alles in der Industrie monopolisirt, sowie der Zunftzwang überall Hindernisse bereitete. In Rouen hatte

eine Gemeinschaft von 1200 Kaufleuten das alleinige Recht auf den Fruchthandel, 490 Lastträger waren allein berechtigt, das Getreide zu transportiren, sowie nur fünf Mühlen dessen Vermahlung zustand. Dasselbe Verhältniß fand sich überall vor. Wenn z. B. Jemand in Marseille auf einem fremden Bezirk erzeugten Wein einführte, so wurde dieser ausgeschüttet, der Wagen verbrannt und der Fuhrmann gepeitscht. Turgot sagte daher mit vollem Rechte: „Alle Begriffe von Moral und Billigkeit sind umgestürzt; das niedrigste Interesse erbittet und erlangt gegen Uebertretungen, die es nur allein schädigen, die entehrendsten Strafen, welche die Justiz nur wider Willen und nur dann auferlegt, wenn sie im Interesse der öffentlichen Sicherheit dazu gezwungen wird.“ —

Diesen schreienden Mißbräuchen beabsichtigte der Minister abzuhelfen. Ohne Jemanden Einfluß auf sein Urtheil zu gestatten, trachtete er die Ideen seiner Zeit zu verbessern und fügte er denselben überall das ihm geeignet Scheinende hinzu; er wußte sich selbst dem übergewaltigen Einflusse Voltaire's zu entziehen und belehrte ernstlich, wo dieser nur scherzte. Freisinnig bis zu gewissen Grenzen, gemäßigt ohne schwächliche Nachgiebigkeit, ohne Großsprecherei, Feind aller Mißbräuche, trachtete er durch logisches Vorgehen dem natürlichen Verstand der Menschen zu Hülfe zu kommen und wandelte die verworrenen Ansichten eines Jahrhunderts, welche das Ueble mit dem Guten und den Irrthum mit der Wahrheit verwechselten, in eine feste Wissenschaft um. Zu gleicher Zeit Freund von Quesnay wie von Gournay, beabsichtigte er ihre einander entgegenstehenden nationalökonomischen Lehren zu vereinigen. Indem er den Eifer des Neubekehrten zu der Ausdauer des pflichtgetreuen Beamten fügte und die Ueberzeugung von der Allgewalt des Königs aufrecht erhielt, glaubte er die eingewurzeltsten Mißbräuche zu vernichten und an die Stelle der im Cabinet waltenden philosophischen Untersuchungen die kühnsten Projekte setzen zu können, welche jemals auf der Rednerbühne angeregt worden sind. Er gesellte sich Christian von Malesherbes zu, wie er selbst ein Mann von rechtlichster Gesinnung, und begann mit ihm gemeinschaftlich die Reform der Finanzen und der bürgerlichen Verfassung. Wenn gleich die Ausgaben, außer den zur Tilgung eines Theils der fälligen Schuld nothwendigen 15 Millionen, die Einnahmen um 22 Millionen überstiegen, so sagte er dennoch zum Könige: „Weder Bankrott, noch Erhöhung der Steuern, noch neue Anleihen“; und durch

weise Sparsamkeit gelang es wirklich, das Defizit zu verringern und die rückständigen Zinsen nach und nach zu bezahlen.

Gerührt von dem Elende der Bauern, welche vom Zehnten niedergedrückt wurden, sowie von den Lasten, unter denen die Arbeiter, welche doch den Reichthum schaffen, erlagen, erließ er eine Anzahl Edikte, in denen er die Freiheit des Handels und der Industrie aussprach. Er verringerte die Gebühren, welche den Verbrauch drückten, indem er dafür eine einzige aufzustellen beabsichtigte, welche sowohl den Clerus als auch den Adel mittreffen sollte. Viele Klöster wurden geschlossen; die Existenz der Pfarrer wurde verbessert, die Civilgewalt von der kirchlichen gänzlich getrennt, der öffentliche Unterricht verbessert und die Ansichten der Gelehrten in Staatsangelegenheiten eingefordert. D'Alembert, Bossut, Condorcet wurden bezüglich der Schifffahrt, Lavoisier über den Salpeter gehört; die Klinik wurde nach den Ansichten von Vicq-d'Azyr eingerichtet und der Abbé Rozier erhielt den Auftrag, in Corsica die beste Art des Landbaues zu verbreiten. Mit einem Worte, Turgot trachtete Frankreich ohne Gewaltmittel und ohne Blutvergießen, zu verjüngen.

Im Jahre 1776 wurden die Frohnden und Zünfte abgeschafft. Die Einleitung des betreffenden Ediktes, welches ein wahres Befreiungsstatut der Handwerker genannt werden muß, sprach sich folgendermaßen aus: „Indem Gott den Menschen Bedürfnisse und die Nothwendigkeit der Arbeit auferlegte, machte er das Recht zur Arbeit zu Jedermanns Eigenthum, ein Eigenthum, welches das erste, heiligste und unverjährlichste ist. Als natürliche Folge wollen wir daher jene willkürlichen Einrichtungen abschaffen, welche den Armen nicht erlauben, von ihrer Händearbeit zu leben, welche die Nacheifrung und den Gewerbfleiß unterdrücken und, indem sie Jenen ihre Talente unnütz erscheinen lassen, welche durch Zufälligkeiten von einer Gemeinschaft ausgeschlossen, die Industrie mit für die Unterthanen lästigen Steuern überladen, ohne dem Staate zu nützen; welche endlich, durch die den Mitgliedern der Corporationen gegebene Möglichkeit, sich zu einem Zwecke zu verbinden, die Armen nöthigen, sich dem Gesetze der Reichen zu fügen, sich zum Monopol gestalten und den Preis der dringendsten Lebensmittel übertrieben steigern."

Indem Turgot die bösen Folgen einer Gesetzgebung erkannte, welche dem Zinsfuße des Geldes Grenzen vorschreibt, trachtete er den Kaufmann durch Errichtung einer Escompte-Kasse vom Wucher zu befreien, eine Kasse, welche dazu bestimmt war,

die übertriebenen Forderungen der Kapitalisten herabzudrücken. Er beabsichtigte die Hypotheken zu veröffentlichen, gleiches Maaß und Gewicht einzuführen, ein mehr auf Billigkeit gegründetes Kriminalgesetzbuch zu verkünden und an Stelle der verschiedenen herkömmlichen Rechte ein einziges bürgerliches Gesetzbuch treten zu lassen; ferner Provinzial-Verwaltungen zu errichten, welche in Gemeinschaft mit den Ortsobrigkeiten ihr Augenmerk auf das Wohlergehen der Individuen zu richten hätten; endlich die Ablösung der Feudal-Renten, ohne das Eigenthumsrecht zu verletzen. Mit einem Worte, er wollte, und sein erfinderischer Geist hätte es vielleicht erreicht, durch Muth und Ausdauer der drohenden Revolution zuvorkommen. Leider aber vergaß er, in dem Bewußtsein der Rechtlichkeit seiner Absichten, daß er es mit Menschen zu thun habe und auf den lebhaftesten Widerstand gefaßt sein müsse, sobald er die Einzelinteressen gegen sich aufrege. —

Die Finanzmänner sprachen: „Wozu wechseln? befinden wir uns so nicht ganz wohl?“ Der Adel fügte hinzu: „Wenn der König uns heute das Recht entzieht, den Bauern Arbeiten aufzuerlegen, kann er uns nicht am Ende morgen nöthigen, solche selbst zu thun?“ Die Vorsteher der Handwerkszünfte meinten, die Unterdrückung des Meisterrechts werde nur den englischen Manufakturen zu Gute kommen. Die Adeligen sahen in dem Vorgehen des Ministers nur die Rache eines Bürgerlichen. Das Parlament, welches mit seiner Kühnheit prunken wollte, verweigerte die Registrirung der volksthümlichen Edikte, die sowohl die Frohndienste auf den öffentlichen Landstraßen, als auch das Meister-Recht abschafften. Turgot konnte nur durch Gewalt und durch Hülfe eines lit de justice diesen Widerstand brechen. Von allen Seiten aber warf man ihm später dann vor, daß er übereilt handle, worauf er antwortete: „Ihr wißt, wie sehr das Volk leidet, und in meiner Familie stirbt man am Podagra schon im Alter von 50 Jahren.“

Abgesehen indeß von dem niedrigen durch das Privatinteresse eingegebenen Widerstand, war die Opposition in einigen Punkten doch wirklich berechtigt. Die Irrthümer der Schule, welcher Turgot angehörte, verhinderten ihn anzuerkennen, welchen großen Einfluß der öffentliche Kredit auf die allgemeine Wohlfahrt hat und daß es erlaubt sei, auf die jährlichen Staatseinkünfte Vorschüsse zu entnehmen. Er glaubte demnach, indem er alle Auflagen in die einzige Grundsteuer umwandle, daß er allein den Reinertrag damit treffe. Die Grundeigenthümer erschracken

über diese einzige, auf die liegenden Güter zu erhebende Taxe, welche die von der Industrie erworbenen Schätze nicht belastete, in Wahrheit den Ackerbau, welchen sie unterstützen wollte, zu Grunde richtete und schließlich den Staat des immensen Einkommens der indirekten Steuern beraubte.

Da die Behinderung des inneren Verkehres mit Getreide in manchen Gegenden Hungersnoth herbeiführte, während die Frucht in den öffentlichen Speichern aufgehäuft lag, erklärte er den Getreidehandel für frei. In einem Lande aber, dessen ganze Organisation auf dem Prohibitivsystem beruhte, den Handel frei erklären, war ebenso seltsam wie die Marotte der Philosophen, die Gottesleugnung unter einem Volke zu proklamiren, welches seiner Religion von ganzer Seele anhängt. Unglücklicherweise fiel noch dazu diese Maßregel in eine Zeit der Hungersnoth, und das Volk, welches letztere den neuen Ordonnanzen zuschrieb, lief heulend und fluchend bis zum Schloß von Versailles, um wohlfeiles Brod zu verlangen.

Getreide-Tumulte Mai 1775.

Das Parlament gab dem Volke Recht und Unterstützung, wodurch Turgot sich gezwungen sah, Truppen zur Niederschlagung des Tumultes aufzubieten. Das Resultat aller dieser Ereignisse war, daß Volk und Handwerker sich zu gleichem Hasse gegen den reformirenden Minister mit der Aristokratie vereinigten.

Luwig XVI unterhielt sich gern mit Turgot und Malesherbes von dem zukünftigen Glücke seines Volkes; er gab Projekten Beifall, welche er nicht gut begriff und ließ es an der genügenden Energie fehlen, da es galt, sie auszuführen. Herzlich beklagte er die Unordnungen, welche ihm zur Kenntniß kamen und ergriff freudig die Mittel, welche man ihm als zu deren Abhülfe geeignet bezeichnete. „Sehen Sie," sagte er eines Tages zu Turgot, „ich arbeite auch"; wobei er ihm ein Projekt zur Vertilgung der Kaninchen vorlegte, welche die Pflanzen der Gemüsegärten verheerten. Im versammelten Parlament rief er aus: „Nur Turgot und ich allein lieben das Volk."

Alles, was aber seiner Charakterschwäche Furcht einflößte, erschreckte gleichzeitig sein Gewissen und ein lit de justice schien ihm ein Akt unerhörter Tyrannei. Wenn gleich er nun dem Ministerium versprochen hatte, es zu unterstützen, so ließ er doch zu, daß Malesherbes sich zurückzog, derselbe Mann, der als treueste Stütze bis zum Fuße des Schaffotes ihm zur Seite blieb. Tur-

got wurde nun nach einem kurzen Ministerium, welches mehr durch seine Absichten als Thaten geglänzt hatte und in welchem das Ueble vom Guten aufgewogen wurde, entlassen, ohne einen andern Kummer zu fühlen, als denjenigen, den Leiden des Volkes nicht abgeholfen und die Revolution nicht beschworen zu haben, deren Nahen er immer mehr fühlte. — „Sie sind viel glücklicher als ich“, sagte der König zu ihm, „denn Sie können wenigstens abtreten“! Voltaire sicherte ihm in seiner Ungnade einen wahren Triumph der Volksgunst, indem er laut rufend vor ihm herlief: „Lassen Sie mich diese Hand küssen, welche das Wohl des Volkes unterzeichnete“*).

Indem Ludwig XVI den Minister Turgot abdankte, verleugnete er seine seitherigen Ansichten über die öffentliche Wohlfahrt; er zeigte ein unheilbringendes Schwanken, und, aus Furcht vor ausgezeichneten Menschen, umgab er sich mit Mittelmäßigkeiten. Clugny, der den in Ungnade gefallenen Minister ersetzte, zerstörte Alles wieder, was dieser gethan und stellte sogar die unmoralische Lotteriesteuer wieder her. Als ihm der protestantische Bankier Jakob Necker von Genf im Amte folgte, waren alle Gewohnheiten verletzt; die Neuerer indessen freuten sich darüber. Necker, welcher durch den Handel reich geworden war, zeigte in seinem „Eloge de Colbert“, daß er die großen finanziellen Combinationen verstand. Er kritisirte in seiner Schrift über „Getreide-Gesetzgebung“ heftig die damals hochangesehenen Oekonomisten und Turgot. Die feine Welt, welche wegen seiner durch einen fein gebildeten Geist und durch Anmuth ausgezeichneten Frau bei ihm zusammentraf, wo gleichzeitig in seiner Tochter eine künftige Gesetzgeberin des guten Geschmacks heranwuchs, Frau von Stael, zollte seiner Rechtlichkeit wie seiner Gewandtheit gerechten Beifall. Als natürliche Folge davon genoß er das Ver-

---

*) Nicht desto weniger hatte er kurz vorher ein beißendes Epigramm auf Turgot gemacht, in welchem er ihm geradezu vorwarf, keinem vorgefaßten Plane zu folgen, als nur der Absicht, Aenderungen um jeden Preis vorzunehmen.

Malesherbes sagt über ihn folgendes: „Turgot und ich waren ein paar ehrliche Leute, welche bei vielen Kenntnissen das Gute wollten; hätte man nicht glauben sollen, daß man keine bessere Wahl treffen konnte? Nichts desto weniger haben wir, da wir die Menschen nur aus Büchern kannten und weil es uns an Geschäftsroutine fehlte, nicht gut verwaltet . . . ., und ohne es zu wollen, ja ohne es zu wissen, gaben wir den Anstoß zur Revolution.“

trauen der Kaufmannswelt und der Kapitalisten, deren man zur Füllung der Staatskassen bedurfte. Er selbst wünschte seine Erfahrungen auf breiter Grundlage zu entwickeln; leider aber zeigte seine Thätigkeit bald, daß er größere Eitelkeit als Verdienste besitze und daß er für organische Uebel nur ungenügende Aushilfsmittel zu finden wußte.

Die von den vorigen Königen hinterlassene Schuld und die Vorbereitungen zum Kriege gegen England genügten wohl, um die Leere der Kassen zu erklären, und da Necker, welcher oberflächlich die englische Staatsökonomie studiert hatte, stets geneigt war, das Gegentheil von dem zu thun, was Turgot gethan, griff er zu dem Auskunfsmittel, das Deficit durch Anlehen zu decken, die nur soweit eine Last für den Staat sein sollten, als man ihre Zinsen zu zahlen habe, welche Zinszahlung hingegen wieder nur durch zu machende Ersparnisse erfolgen sollte, ein fehlerhaftes System, welches die Wirkungen des öffentlichen Kredits übertrieb, ohne ihn auf eine solide Grundlage zu stellen. Uebrigens gelang es seinem Rufe als Finanzmann, Abnehmer für sein Anlehen zu finden. Er führte außerdem sechs Millionen Ersparnisse ein und die tausenderlei Aushilfsmittel, zu denen er griff, um die Ausgaben mit den Einnahmen in's Gleichgewicht zu bringen, lassen wenigstens an seine Selbsttäuschung glauben.

Er richtete Provinzialversammlungen ein, welche eine jede aus 16 vom Könige ernannten Grundbesitzern bestand und denen die Wahl von 52 Anderen frei stand und zwar: 16 Adelige, 10 Geistliche und 26 aus dem dritten Stande. Diese Versammlungen stimmten nach Köpfen ab mit einfacher Majorität; sie traten alle zwei Jahre auf Befehl des Königs zusammen und in der Zwischenzeit leitete eine von ihnen ernannte Kommission die Geschäfte. Sie vertheilten die Auflagen, unterhielten die Landstraßen und hatten das Recht, Maßregeln des öffentlichen Interesses in Vorschlag zu bringen. Wenn gleich sie keinen repräsentativen Charakter hatten und mit dem Könige nicht im direkten Verkehr standen, sondern nur mit dem Finanzminister, so waren nunmehr doch Bürgerversammlungen berufen, zum öffentlichen Wohle beizutragen, und die Sorge dafür lag nicht mehr ausschließlich einer beschränkten Anzahl königlicher Diener ob.

Eine anderweitige Neuerung bestand in der öffentlichen Rechnungslegung, welche Necker im Jahr 1781 vom Könige erlangte. Dieser bedenkliche Appel an's Volk entsprang zum Theil seinen

demokratischen Genfer Ansichten, zum andern Theil aber auch dem Wunsche, dem Kredit eine bessere Grundlage mittelst des öffentlichen Vertrauens zu sichern. Durch dieses Dokument erfuhr man, mit welchen Mitteln man es möglich gemacht hatte, in 4 Jahren dem jährlichen Deficit von 27 Millionen abzuhelfen und außerdem noch einen Ueberschuß von 10 Millionen ohne neue Steuern jedoch mit zu Hülfenahme geschickter Anleihen und kleiner Ersparnisse zu erzielen.*)

*) Von Interesse ist folgende Uebersicht der französischen Staatsausgaben während der Finanzverwaltung Neckers:

Das Königreich, ohne Corsica, war 26951 Quadrat-lieues groß, die Bevölkerung betrug 24,676,000 Menschen. An Steuern giengen ein 584,400,000 Livres, also für jeden Kopf 23 Livres, 13 Sous 8 Deniers.

Ausgaben:

1. Interessen der öffentlichen Schuld	207,000000
2. Rückerstattete Vorschüsse	27,500000
3. Pensionen	28,000000
4. Krieg	205,600000
5. Marine	45,200000
6. Auswärtiges Amt	8,500000
7. Königliches Haus	13,000000
8. Schloßhauptmannschaft	200000
9. Gebäude	3,200000
10. Königliche Paläste	1,500000
11. Haus der Königin	4,000000
12. Königliche Familie	3,500000
13. Brüder des Königs	8,300000
14. Kosten der Steuereintreibung	58,000000
15. Brücken und Wege	8,000000
16. Staatssekretäre	4,000000
17. Intendanten der Provinzen	1,400000
18. Polizei	2,100000
19. Pflasterung von Paris	900000
20. Justiz	2,400000
21. Maréchaussée (Gensdarmerie)	4,000000
22. Oeffentliche Anstalten für Bettler	1,200000
23. Gefängnisse und Zwangs-Anstalten	400000
24. Geschenke und Almosen	1,800000
25. Geistliche Auslagen	1,600000
26. Ausgaben für den Schatz und verschiedene Kassen	2,000000
27. Verschiedene Gehalte	400000
28. Aufmunterung des Handels	800000
29. Gestüte	800000
Zu übertragen:	545,300000

Die Zahlen sind geduldig. Viele Irrthümer schlichen sich, neben vielen Auslassungen, weniger aus Absicht als aus Selbsttäuschung ein, und eine Art von Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit ersetzte den Mangel an Klarheit. Das Publikum war über diese ungewöhnliche Mittheilung erstaunt, in welcher sich zum ersten Male die Moral mit den Berechnungen, die Ziffern mit hochherzigen Ansichten, die Rechnungen der Einnahmen und Ausgaben mit den philosophischen Betrachtungen zusammenfanden und die Geheimnisse des Staates, die Stärke gleichwie die Schwäche der Regierungsgewalt, offen dargelegt wurden. Diese Rechnungslage wurde in den Salons wie in der Stille des Kabinets gelesen; Gesetzgebung und Finanzen bildeten den Gegenstand aller Diskussionen. — Die Weiterblickenden hegten indessen große Bedenken gegen die Maßregel; man war wenig damit zufrieden, daß der Minister sich allein alles Verdienst beimaß und so den

---

Uebertrag:	545,300000
30. Universitäten und Kollegien	600000
31. Akademien	300000
32. Bibliothek des Königs	100000
33. Garten des Königs	72000
34. Druckereien	200000
35. Bau und Unterhaltung des Justizpalastes . .	800000
36. Intendant der Posten und geheimen Auslagen .	450000
37. Andere auf die Posten bezügliche Ausgaben . .	600000
38. Befreiungen und Pässe	800000
39. Orden des heil. Geistes	600000
40. Ausgaben in den Provinzen	6,500000
41. Die Insel Corsica	800000
42. Verschiedene Ausgaben	1,500000
43. Besondere Ausgaben des französischen Clerus .	750000
Besondere Ausgaben des fremden Clerus . .	50000
44. Besondere Ausgaben für die Länder des Staates .	1,500000
45. Bau und Unterhaltung der Landstraßen . .	20,000000
46. Städte, Spitäler, Handelskammern	26,000000
47. Unvorhergesehene Ausgaben	3,000000
48. Zur Zifferausgleichung	78000
Total:	610,000,000

Die von Turgot im Jahr 1775 vorgelegte Rechnung, die einzige, welche nicht als falsch angegriffen wurde, weist an Ausgaben nach: 414,445,163 Livres
an Einnahmen: 377,287,637 „
Also ein Defizit von 37,157,526 Livres.

Monarchen ganz verdunkelte; aber noch unzufriedener war man mit der daraus hervorleuchtenden Absicht, alle Lasten gleichmäßig zu vertheilen. Necker, welcher sich in seinen Absichten gehindert glaubte, bat um seine Entlassung; das Volk aber, das ihn schon liebte, steigerte nun seinen Enthusiasmus für ihn bis zur Bewunderung.

Sicher ist, daß Turgot und Necker die beiden einzigen Minister waren, welche der Revolution hätten zuvorkommen können, indem sie ihr den Vorwand entzogen; denn Beide handelten in aufrichtiger Hingebung für das öffentliche Wohl; war hierbei Turgot ganz uneigennützig, so kam bei Necker seine Ruhmsucht mit in Anschlag. Mit Beiden aber verschwanden die reformfreundlichen Minister, um ohne Gegengewicht Höflingen und dem Einflusse der Königin Platz zu machen. —

Ein neuer Finanzrath (1783) brachte Alles in die größte Verwirrung. Im Schatze fehlten für des Königs Ministerium 210 Millionen, für andere Ausgaben 80, und außer dem gewöhnlichen Defizit von 80 Millionen hatte man schon auf das folgende Jahr deren 178 vorausgenommen. So sehr aber auch die Strenge Neckers erschreckt und die Unwissenheit seiner Nachfolger entmuthigt hatte, so sehr hob die kühne Sicherheit Calonne's, welcher durch Hofintriguen zum General-Controlleur ernannt worden war, das allgemeine Vertrauen. Voller Verstand, wie er war, betrachtete er wie ein Spiel, was Anderen eine Herkules-Arbeit geschienen und es gelang ihm für geschickt zu gelten, weil er die ernstesten Angelegenheiten scherzend behandelte. Er fehlte bei keinem Feste der Königin oder des Grafen Artois und kümmerte sich wenig um die Zukunft. Er begünstigte jeden vom Hofe Empfohlenen und hatte immer Geld, um dessen Verschwendungen zu bezahlen, um Paris mit Mauern zu umgeben, um Saint Cloud für den König und Rambouillet für die Königin zu kaufen. Charakteristisch ist seine eines Tages der Königin gegebene Antwort: „Wenn das, was Euer Majestät wünscht, möglich ist, so ist es schon geschehen, ist es unmöglich, so wird es geschehen“. Dieses Vertrauen, das er bei jeder Gelegenheit zeigte, übertrug sich auf die Andern; er erfand Mittel, um sich Geld zu verschaffen und, wie bei allem Neuen in Frankreich, erzielte er damit gute Erfolge. Die Gehalte wurden bezahlt und Calonne wurde der Abgott der Pariser; als man aber allen Verlegenheiten abgeholfen glaubte, fiel endlich der Schleier und die öffentliche Schuld war um 1600 Millionen größer geworden.

Die Klagen mehrten sich. Der junge, von Amerika mit republikanischen Ideen zurückgekehrte Adel vereinigte sich zu gerechten und oft spöttischen Forderungen mit dem dritten Stande. Die Verweichlichung der Sitten hatte für Alles ein schwächliches Wohlwollen, eine Art von englischer oder amerikanischer Gleichheit, aufkommen lassen; der Ueberrock und die kurzen Haare traten an die Stelle des französischen Kleides und der langen Haare, ja ein Edelmann konnte sich selbst zu gewissen Tageszeiten ohne Degen sehen lassen. Der Respekt vor hoher Geburt verminderte sich; Bürgerliche fanden im Rath und in der Verwaltung Aufnahme und schlossen Ehen mit den berühmtesten Familien. Man stritt über Alles, und die Pedanterie der Philosophen, sowie die Philantropie der Oekonomisten waren bei Mittagessen und Gesellschaften steter Gegenstand der Besprechungen, indem man immer trachtete, Verbesserungen vorzuschlagen, welche künftigen Generationen zum Segen gereichen sollten. Selbst die Vernünftigsten freuten sich dieser Wendung zum Kosmopolitismus, ohne aber die Gefahr zu sehen, welche für die menschliche Gesellschaft aus der Schwächung des Prinzips der Regierungsgewalt hervorgehen mußte. — Man war einstimmig im Lobe der Einrichtungen Amerikas und Englands, sowie man auch von der Nothwendigkeit ihrer Einführung in Frankreich überzeugt war, ohne jedoch die erbliche Anhänglichkeit an die Monarchie aufzugeben. Verschiedene Neuerer, welche aber noch nicht Aufrührer waren, wünschten eine Rednerbühne, um auf derselben ihre Beredtsamkeit entwickeln zu können und die Kenntnisse leuchten zu lassen, welche jeder von ihnen zu besitzen glaubte.

Herr von Segur sagte: „Wir, der junge Adel, schritten ohne Bedauern über die Vergangenheit und ohne Unruhe für die Zukunft, heiter auf einem Blumenteppich dahin, welcher uns den gähnenden Abgrund verbarg. Lachende Gegner der alten Moden, des feudalen Stolzes unserer Väter und deren Festhalten an der strengen Etikette, schien uns alles Veraltete hindernd und lächerlich. Der Ernst der Lehren der Vorzeit drückte uns nieder; Voltaires Philosophie riß uns in ihrer spottenden Weise mit sich fort, indem sie uns amüsirte. Als ein Kennzeichen von Muth und Widerstand gegen willkürliche Gewalt bewunderten wir die ernsteren Schriftsteller, ohne sie gründlich zu verstehen.

„Die neue Mode der Cabriolets, der Fraks, die Einfachheit englischer Sitten entzückten uns, weil sie unser Privatleben dem

dieses hindernden Glanze der frühern Lebensweise entzog. Während wir unsere ganze Zeit der Gesellschaft, den Festen, Vergnügungen und den uns wenig bindenden Pflichten des Hofes und der Garnison weihten, genossen wir sorglos sowohl die Vortheile, welche uns die alten Einrichtungen boten, als auch die Freiheit der neuen Sitten, indem das Eine unserer Eitelkeit und das Andere unsern Hang zum Vergnügen schmeichelte.

„Sowie wir in unsern Schlössern mit unsern Bauern, Feldhütern und Amtsrichtern einige Ueberbleibsel unserer alten feudalen Macht fanden, am Hofe und in der Stadt der Auszeichnungen unserer Geburt uns erfreuten, in der Armee blos durch unsern Namen die höhern Grade einnahmen, so hatten wir wieder auf der andern Seite die Möglichkeit, uns, ohne Aufsehen und Hemmniß, mit unsern Mitbürgern zu vermischen, um die Annehmlichkeiten bürgerlicher Gleichheit zu genießen. Die kurzen Jahre unseres Frühlings verflossen uns in Täuschungen und in einer Art von Glück, welches, wie mir scheint, nur uns allein gewährt worden ist. Freiheit, Königthum, Aristokratie, Demokratie, Vorurtheile, gesunde Vernunft, Neuerungen und Philosophie kamen zusammen, um uns glücklich zu machen, und kein furchtbareres Erwachen folgte jemals einem sanfteren Schlummer und verführerischen Träumen"*).

„Die Eigenthümlichkeit dieses Jahrhunderts war so auffallend, daß, während der Unglaube an der Tagesordnung war, während man alle Bande als Ketten betrachtete und die Philosophie den alten Glauben und durch Alter geheiligte Sitten als Vorurtheile betrachtete, ein großer Theil dieser jungen und neuen Weltweisen hartnäckig darauf verfiel, sich den Lehren der Illuminaten, Swedenborgs, Saint-Martin's und der möglichen Verständigung der Menschen mit himmlischen Geistern hinzugeben, während viele Andere sich um Mesmer drängten, an die allgemeine Wirksamkeit des Magnetismus glaubten, von der Unfehlbarkeit der Orakel des Sonambulismus überzeugt waren und nicht an den Zusammenhang dachten, welcher zwischen der magischen Schüssel Mesmers, für die sie schwärmten, und dem wunderbaren Grabe des Paris herrsche, über welches sie sich so oft lustig gemacht hatten.

„Zu keiner Zeit gab es wohl mehr Gegensätze in den Mei-

---

*) **Mémoires de Mr de Ségur**, I. Th., Seite 25.

nungen, dem Geschmacke und in den Sitten; in den Akademien spendete man den Grundzügen der Philantropie, den Zornausbrüchen gegen eitle Ruhmsucht und den Wünschen nach einem ewigen Frieden den reichsten Beifall; kaum hatte man sie aber verlassen, so war alles vergessen, setzte man Himmel und Erde in Bewegung und verschmähete keine Intrigue, um die Regierung zum Kriege zu veranlassen. Während man als Republikaner sich gebährdete und Gleichheit predigte, trachtete Jeder die Andern durch seinen Luxus zu verdunkeln und gleichzeitig herrschte zu keiner Zeit mehr Prachtliebe und Eitelkeit, aber auch nie weniger wahre Macht am Hofe. Man trotzte der Gewalt von Versailles, während man derjenigen der Encyclopädie den Hof machte.

„Wir zogen ein lebendes Wort von d'Alembert und Diderot der größten Gunst eines Prinzen vor. Galanterie, Ehrgeiz, Philosophie, Alles war vermischt und durcheinander geworfen; die Prälaten verließen ihre Diöcesen, um ihre Angeln nach einem Ministerium auszuwerfen, während die Abbés leichtfertige Verse und Erzählungen schmiedeten.

„Am Hofe rühmte man die republikanischen Grundsätze des Brutus; die Monarchen waren im Begriff auf die Seite eines gegen seinen König empörten Volkes zu treten; sowie man von Unabhängigkeit in der Armee, von Demokratie beim Adel, von Philosophie auf dem Balle und von Moral in den Boudoirs der Damen redete.*)

„Das Unglück macht streng, mißtrauisch und verdrießlich; das Glück nachsichtig und vertrauensvoll. So ließ man denn auch in dieser Glücksperiode die reformirenden Schriften, die Projekte zu jeder Art Neuerungen, die liberalsten Gedanken und die kühnsten Systeme ungestört zu Tage treten; Jeder glaubte, ohne Furcht vor Hindernissen, der Vervollkommnung näher zu kommen. Wir waren stolz darauf, Franzosen zu sein, mehr aber noch, daß wir Franzosen des 18. Jahrhunderts waren, welches wir für das durch die Philosophie herbeigeführte goldene Zeitalter hielten**).

„In ganz Europa widerhallten die Universitäten und Akademien von der französischen Philosophie; die Liebe zur Freiheit wurde allgemein. Die Parlamente verdammten wohl aus Pflicht und Gewohnheit einzelne Bücher, aber die Vorstellungen und der

---

*) **Mémoires de Mr. de Ségur I.** Th., Seite 145.
) **Mémoires de Mr. de Ségur II. Th., Seite 28.

Widerstand dieser großen Körperschaften gegen das Ministerium sprachen lauter zur öffentlichen Meinung als selbst die so eben von ihnen verurtheilten Verfasser jener Schriften*).

„Die Nachahmung der englischen Kleidung und Sitten war keineswegs ein dem Geschmacke, der Industrie und der Ueberlegenheit Englands in den Künsten gezollter Triumph; sie war der Ausdruck eines sich täglich mehr entwickelnden, davon gänzlich verschiedenen Gefühles; es sprach sich hierin der Gedanke aus, seine Einrichtungen und seine Freiheiten völlig auf uns zu übertragen**).

„Wir fingen auch an Clubs zu bilden; die Männer vereinigten sich in denselben, nicht um zu diskutiren, sondern um dort zu speisen, Whist zu spielen und die neuesten Erscheinungen der Literatur zu lesen. Dieser erste, kaum merkliche Schritt hatte später große und augenblicklich höchst betrübende Folgen.

„Anfänglich hatte er nur die Trennung der Männer von den Frauen im Gefolge und brachte eine wesentliche Aenderung in unseren Sitten hervor; dieselben wurden zwar weniger leichtfertig, aber sie gewannen nicht an Höflichkeit, sie wurden stärker, aber weniger liebenswürdig; die Politik gewann dabei, aber für das gesellschaftliche Leben war es ein Nachtheil***).

„Sichtlich strebte Alles einem ernsten Ziele entgegen; die philosophische Partei, welche auf eine Revolution losgieng, sah sich von angesehenen Männern, deren Ziel keineswegs das Ihrige war, verstärkt†).

„Diese Fortschritte in der Gleichheit, diese jeder Art von Verdienst gezollte Huldigung, dieser Enthusiasmus für alle literarischen und philosophischen Erfolge, erweckten die Einbildungskraft, indem sie Dichter, Künstler und Gelehrte aneiferten"††).

Solchermaßen waren die goldenen Träume der Aristokratie beschaffen, während sie sich schon am Rande des Abgrundes befand. Neben ihr erhob sich ein Geschlecht, welches seine Kraft aus dem Hasse sog, den es von seinen so lange unterdrückten Vätern geerbt und das nicht blos sich stark genug glaubte, altes Unrecht enden zu machen, welches vielmehr daran dachte, das Vergangene zu rächen, und es begann damit, indem es zeitweise ernsten

*) **Memoires de Mr. de Ségur** II. Th., Seite 29.
**) „ „ „ „ „ II. Th., „ 31.
***) „ „ „ „ „ II. Th., „ 32.
†) „ „ „ „ „ II. Th., „ 33.
††) „ „ „ „ „ II. Th., „ 34.

Widerspruch erhob, zeitweise durch Spott wirkte, jedenfalls aber den König, die Königin wie den Adel herabzusetzen trachtete.

Und in der That, während die Gesellschaft ernst und nachdenkend wurde, blieb der Hof leichtfertig. Unnütze Aemter bemäntelten die Gnadenerweise des Monarchen; seine beiden Brüder und das Haus Orleans entwickelten einen verderblichen Luxus. Um mit den Engländern zu rivalisiren, führten sie die Mode theurer Pferde, hoher Wetten, kostbarer Gärten und das Spiel ein. Ludwig XVI aber setzte aus Charakterschwäche dieser Verschwendung und Anglomanie nur sein Schweigen als Verdammungsurtheil entgegen.

Während ernste Männer die Ursache des Verfalls der Finanzen studierten, hatte das Volk, das sich lieber an die Personen als an die Sache hält, schon sein Opfer auserwählt, und da es den König wegen seiner großen Güte nicht anzugreifen wagte, so schrie es gegen die „Oesterreicherin“.

Marie Antoinette.

Bei ihrer großen Herzensgüte und ihrer sonstigen vortrefflichen Eigenschaften hätte Marie Antoinette unter guter Leitung auch eine vortreffliche Königin werden können. Sie war scharfsinniger, praktischer als ihr Gemahl, aber sie fühlte, daß ihr erstes Unrecht in den Augen der Nation dasjenige war, eine Königin zu sein, und bei ihrem Bemühen, sich als Französin zu zeigen, fand sie bei dem Könige und am Hofe nicht die rechte Unterstützung. Bei dem Gefühle, sich mitzutheilen und jene Freundschaft kennen zu lernen, welche meist den Fürsten versagt ist, gab sie sich den Intriguen der Herzogin von Polignac hin und einige Unvorsichtigkeiten und Unüberlegtheiten, von welchen dieselbe die königliche Frau nicht zurückhielt, wurden von Uebelwollenden für Letztere im schlimmsten Sinne ausgebeutet. Es zeigte sich damals gerade eine bedeutende Aenderung in der Kleidung der Damen, indem die frühere Pracht der Einfachheit und Eleganz, die Bizarrerie und das Schwerfällige dem Leichten und Anmuthigen wichen. So zog man die englischen Musseline den Seidenstoffen von Lyon vor, welche Stadt dadurch Nachtheile erlitt. Wenn nun aber auch die Kleider jetzt weniger kosteten, so mußte man dafür desto öfter neue kaufen, so daß die Ehemänner sich beklagten, sie würden durch dies ewige Wechseln des Putzes ruinirt.

Die Königin, voll Feuer und Leben sich dem Geschmacke für

Vergnügungen hingebend*) gieng ohne ihren Gatten auf den Maskenball. Sie war die erste Königin von Frankreich, welche Männer zur Tafel zog und solche im einfachen schwarzen Kleid empfing, damit die Etikette nicht hindere. Sie hatte den bis dahin unerhörten Einfall, den Sonnenaufgang sehen zu wollen und erregte durch Ausführung desselben großen Skandal.

Franzosen, welche bisher die Maitressen ihrer Könige geduldet oder gar mit Beifall begrüßt hatten, fanden ein Vergnügen darin, eine unüberlegte, aber doch edle und sittenreine Fürstin mit gemeinen und ekelhaften Beleidigungen zu überschütten und das Ablegen des Reifrockes allein genügend zu finden, um sie der Unmoralität zu beschuldigen und schändliche Gassenhauer auf sie zu dichten, die dann bis zu den Ohren des Königs gelangten. Andererseits machten respektable Personen ihr zum Vorwurf, daß sie aus Liebe zu ihren Verwandten das Interesse Frankreichs demjenigen Oesterreichs aufopfere. Als Kaiser Josef II die Scheldeschifffahrt frei geben wollte, nahmen die Pariser gegen ihn Partei für Holland. Der Kaiser kam dann nach Paris, als gerade ein gewisses Puritanerthum und die Affektation freimüthiger Sprache sehr in Mode waren. Er besuchte ohne Prunk und mit der ihm eigenen gemüthlichen Art die verschiedenen Anstalten und wunderte sich außerordentlich, daß Ludwig XVI keine derselben bis jetzt gesehen hatte. Bei dieser Gelegenheit unterließ er nicht, sich im Sinne der herrschenden Philosophie auszusprechen; das gefiel nun

*) Madame Campan beschreibt sehr genau die strenge Etikette bezüglich der Toilette der Königin und erzählt, wie sie eines Tages lange Zeit das Hemd Ihrer Majestät in Händen gehalten, weil jeden Augenblick eine andere Dame eingetreten sei, von denen jede das Recht hatte, ihr dasselbe zu reichen, so daß diese entblößt und vor Frost zitternd dastand. Sie fügt hinzu: „Diese wahrhaft peinliche Etikette war für die Aufrechthaltung der königlichen Würde berechnet, welche selbst in den Brüdern und Schwestern des Monarchen nur Diener sehen sollte. Hiermit will ich nicht jene majestätische Einrichtung bezeichnen, welche an allen Höfen für die Tage großer Ceremonien aufgestellt war; ich spreche nur von der bis in's Kleinste geregelten Vorschrift, welche unsere Könige bis in die geheimsten Angelegenheiten ihres Hauses verfolgte, in ihre Stunden des Schmerzes wie der Freude, sowie in ihre unangenehmsten menschlichen Schwächen. Wenn die Königin medizinirte, mußte die Ehrendame das Nachtgefäß forttragen. . . . . Was war natürlicher, als daß Fürsten, die sich wie Gottheiten behandelt sahen, endlich glauben mußten, daß sie von besserem Stoffe seien als die übrige Welt.“ **Memoires de Mr. Campan, IV.** Kapitel.

den Parisern und gab ihnen Stoff zu Vergleichungen mit ihrem eigenen Könige. Zufällige Umstände lieferten den Feinden der Königin neue Waffen gegen dieselbe.

Die tägliche Erfahrung lehrt, daß die Menschen um so abergläubischer werden, je weniger Religion sie haben und daß die Glaubensleugner am leichtgläubigsten sind. Wir bemerkten schon früher, daß man trachtete, vermittelst der Cabbala, theosophischer Lehren und geheimer Gesellschaften die Leere auszufüllen, welche durch die Gottesleugnung entstanden war. Man suchte einem künstlichen Schlafe Offenbarungen zu entlocken, welche mit der Wissenschaft nichts gemein hatten und erwartete Großes von der freimaurerischen Theurgie. Deutschland hatte seine Nikolaiten oder Illuminaten, Frankreich die Martinisten und Philaleten, aber Paris vor Allen, eingeweiht in die neue Weisheit der Philosophen, war im vollen Sinne des Wortes der Spielball von Betrügern geworden.

Graf von St. Germain.

Ein Abenteurer, welcher sich Graf von Saint-Germain nannte, wurde durch den Marquis von Belle-Isle, den er sich verpflichtet hatte, nach Frankreich gebracht. Sehr gelehrt und mit einem erstaunlichen Gedächtniß begabt, stand er mit den Illuminaten Deutschlands in naher Berührung. Frau von Pompadour stellte ihn Ludwig XV vor, welchem es oft ganze Abende lang Spaß machte, seinen wunderlichen Reden zuzuhören. Er sagte, daß, um sich Achtung vor der Menschheit zu bewahren, man weder Beichtvater, noch Minister, oder gar Polizei-Kommissär sein dürfe. Er zeigte viele Pretiosen, verschenkte kostbare Steine, gab sich für einen großen Kunstkenner aus und zeigte ausnahmsweise und mit einer Art Geheimniß wenigen Kennern einige Gemälde in seinem Besitze, durch welche List es ihm natürlich gelang, bewundernde Urtheile von diesen Auserwählten zu erhalten. — Indem er die vornehme Gesellschaft mit auffallender Vertraulichkeit behandelte, erregte er durch die wunderlichsten Erzählungen, in welchen er sich als Augenzeuge vor Jahrhunderten geschehener Thatsachen hinstellte, die höchste Neugierde. Vielleicht war er nichts weiter als ein Spion, aber diese „Pariser Thiere", wie er sie nannte, glaubten steif und fest, daß er 200, 500, ja selbst 1000 Jahre alt sei und daß er mittelst seines Unsterblichkeits-Elixirs schon der Hochzeit von Cana beigewohnt habe. —

Casanova.

Der Venetianer Casanova, welcher geistreich geschriebene Memoiren hinterlassen hat, in welchen der Cynismus des Ausdrucks mit der Unsittlichkeit der Gedanken wetteifert, erlangte um dieselbe Zeit eine klägliche Berühmtheit. Dasselbe galt von Stefan Zannowic, einem Spieler und Betrüger von Profession, welcher sich für einen Prinzen von Albanien und Abkömmling des Skanderbeg ausgab. Er gab mehrere Schriften in italienischer und französischer Sprache heraus, fand Leichtgläubige in der Levante, in Deutschland und den Niederlanden und entlockte verschiedenen Höfen und holländischen Kaufleuten bedeutende Summen. Endlich in Amsterdam wegen Schulden und vielfacher Betrügereien verhaftet, nachdem er dort für vorgeblich geleistete Dienste eine Million einzuziehen trachtete, brachte er sich selbst um's Leben, um dem Galgen zu entgehen (1786).

Ohne den König Theodor von Corsica zu nennen, könnten wir diese Liste von Abenteurern noch bedeutend verlängern, erwähnen aber nur noch des schon genannten Doktor Mesmer, welcher gerade zu der Zeit in Paris ankam, als weder die ermatteten Staatsangelegenheiten, noch die eingeschlafenen Streitigkeiten der Molinisten und Jansenisten der öffentlichen Neugierde weitere Nahrung darboten. Die Entdeckungen der Wissenschaft hatten die Menschen daran gewöhnt, nichts für unmöglich zu halten und die Sucht, Alles wissen zu wollen, ließ sie den Chemiker mit dem Arzneihändler und den Physiker mit dem Taschenspieler verwechseln. Wer anfänglich zauderte, an die Erscheinungen der Elektrizität zu glauben, hielt nunmehr auch alle Uebertreibungen der Marktschreier für wahr, und Solche, die über die Convulsionäre des Saint-Médard gelacht hatten, glaubten an Mesmer, welcher den Menschen für eine vollkommene elektrische Maschine ausgab, in welcher dasjenige, was der Eine zu viel hatte, auf den Andern übertragen werden könne, zum Vortheil nicht blos der Gesundheit, sondern auch der Wissenschaft. Aerzte wie Philosophen, la Fayette wie Bergasse, der kühne Parlamentsredner d'Epremesnil wie der Naturalist Jussieu glaubten an ihn und die entgegenstehenden Entscheidungen der Akademie konnten ihnen ihre Täuschung nicht rauben. Der König ließ Mesmer 20000 Fr. lebenslängliche Rente und einen Gehalt anbieten, damit er eine magnetische Klinik einrichte, allein das Anerbieten genügte ihm nicht und eine Subscription, veranstaltet von seinen Patienten, trug ihm 340,000 Livres ein.

Cagliostro 1743—1795.

Der Graf von Cagliostro wußte sich all' die Kunststücke und Täuschungen der Marktschreier und Gelehrten zu Nutze zu machen. Man sagt, er sei ein gewisser Giuseppe Balsamo aus Palermo gewesen, welcher seine Betrügereien damit begann, daß er einem Juvelier 60 Unzen Gold abschwindelte, indem er vorgab, ihn einen großen Schatz finden zu lassen. Er machte einige Reisen, gab vor, noch größere gemacht zu haben, wechselte öfter seinen Namen und suchte sich durch chemische Präparate, Kunststücke, falsches Spiel und indem er seine Frau preis gab, Geld zu verschaffen. Im Jahre 1780 wurde er wahrhaft im Triumphe in Straßburg empfangen, welche Aufnahme er sich durch Handlungen der Wohlthätigkeit, durch unentgeldliche Behandlung der Kranken, durch Freundlichkeit mit den Armen und durch Schroffheit gegen die Reichen, die in Masse herbeiströmten, um seinen Rath zu hören, hervorrief. Nachdem er sich in Paris niedergelassen, beschäftigte er sich, außer der Behandlung von Kranken, mit Beschwörungen und ließ die Schatten längst Verstorbener mit solcher Geschicklichkeit erscheinen, daß selbst der Naturalist Ramond, welcher nichts weniger als ein Dummkopf war, sich von seiner magischen Gewalt überzeugt hielt. Als er endlich nach Rom gieng, wurde er dort nebst seiner Frau unter der Anklage der Freimaurerei und Betrügerei arretirt, die über ihn verhängte Todesstrafe aber in ewiges Gefängniß umgewandelt.

Die Halsband-Geschichte.

Zur Zeit seines Aufenthaltes in Paris und als sein Ruf in höchster Blüthe stand, hatte er sich in das Vertrauen des Groß-Almosenier Louis de Rohan eingeschlichen, welcher trotz seiner hohen Würden und unermeßlichen Reichthümer seinen großen Namen wenig ehrenvoll trug. Als Gesandter in Wien war er als ausschweifend, prahlerisch und leichtsinnig bekannt und bezahlte seine dortige Dienerschaft damit, daß er ihnen den Schmuggel gestattete. Voller Schulden, in die gemeinsten Intriguen verwickelt und vom schlechtesten Rufe, ernannte man ihn doch, weil er aus fürstlichem Hause war, zum Kardinal. Er pflegte zu sagen, daß er nicht begreife, wie ein Mann von Welt mit weniger als 1,200,000 Livres Renten leben könne und als er von einem großen Bankerott hörte, rief er aus: „So große Schulden dürfen nur der König und die Rohan machen".

Seine Eitelkeit als großer Herr sowohl als ein Mann, welcher ungewöhnliches Glück bei den Frauen machte, war verletzt dadurch, daß es bis jetzt ihm nicht gelungen war, von der Königin Marie Antoinette gern gesehen zu sein, zudem hielt er sie für das Hinderniß, woran seine Ernennung zum Premierminister gescheitert seie. Cagliostro machte ihn nun glauben, daß er im Stande sei, durch geheimnißvolle Mittel der Königin eine heftige Leidenschaft für ihn einzuflößen, in Folge welcher Vorspiegelungen er ein Komplott mit der Gräfin de la Mothe anspann, von den Valois abstammend, arm, reizend und durch und durch verderbt.

Ludwig XV hatte bei dem Hofjuwelier Böhmer ein prachtvolles Halsband im Werthe von zwei Millionen für die du Barry bestellt; nachdem aber der alte König währenddem gestorben, so bot Böhmer den Schmuck der Königin Marie Antoinette für 1,600,000 Livres an. Ludwig XVI erschrack über diese ihm zugemuthete Ausgabe und verweigerte dieselbe; die Königin aber wünschte sehnlichst den Besitz dieses Kleinods.

Frau de la Mothe wendete sich nun an den Kardinal Rohan, wie sie sagte, im Auftrage der Königin, um ihn zu bitten, Ihrer Majestät einen großen Dienst zu leisten, wofür sie ihm ihre ganze Gunst zuwenden wolle. Es handelte sich darum, das so lang begehrte Halsband zu kaufen, den ausgelegten Preis wolle die Königin nach und nach zurück bezahlen; als Beweis, daß sie von der Königin gesendet sei, überreichte sie ihm ein von der Hand der Königin unterzeichnetes Briefchen.*) Der Prälat fand sich durch diesen Vorgang in seiner Eitelkeit sowohl wie in seinen Gelüsten geschmeichelt; man führte ihm, bei einer nächtlichen Zusammenkunft in einem Bosket von Versailles, eine mit der Königin sowohl in den Zügen, mehr aber noch in der Figur große Aehnlichkeit besitzende öffentliche Dirne, Namens Oliva zu, und das Halsband ward gekauft, um der Königin zugestellt zu werden. Die la Mothe gieng aber damit nach London, wo sie es verkaufte. –

Als der erste Termin zur Zahlung verfallen war, wendete sich der Juwelier an den Kardinal, welcher, da er die nöthigen 400,000 Livres nicht hatte, Jenen aufforderte, deßhalb mit der

---

*) Es war unterzeichnet Marie Antoinette von Frankreich, ein Titel, den die Königin als österreichische Prinzessin gar nicht führte.

Königin zu reden. Die Folge davon war, daß die Umstände des Handels und die strafbaren Hoffnungen des Kardinals entdeckt wurden. Der König, anstatt hierüber zu schweigen, folgte seinem darüber erregten Verdrusse und machte öffentlich, was als häuslicher Skandal hätte verheimlicht werden sollen. Rohan wurde (1785) verhaftet im Augenblicke, als er, angethan mit seinen geistlichen Kleidern, im Begriffe war, die Messe an Maria Himmelfahrt zu celebriren. Man führte ihn in die Bastille; die la Mothe wurde gleichfalls festgenommen und der Prozeß dem Parlamente übertragen.

Dieser unerhörte Skandal regte die Gesellschaft außerordentlich auf. Ein Kardinal zwischen einem Marktschreier und einer Straßendirne vor Gericht gestellt; eine Königin in solche schmutzige Intriguen verwickelt und endlich ein König, welcher selbst die Grundfesten eines schon wankenden Thrones und damit die Privilegien des Adels und der Geistlichkeit erschütterte, ja sogar dem boshaften Publikum einen Einblick in die Geheimnisse seiner Ehe gestattete, boten dem Parlamente genügende Anhaltspunkte, um durch gehöriges Aufrühren dieser schmutzigen Dinge seinem langjährigen Grolle Genüge zu leisten.

Nachdem der Kardinal die Inkompetenz des Gerichtes nicht angegriffen, sprach das Parlament ihn und Cagliostro in Folge eines sechsmonatlichen höchst unschicklichen Prozesses frei; jedoch erhielt der Kardinal vom Könige Befehl, seine Stelle als Groß-Almosenier niederzulegen und sich nach der Abtei Chaise-Dieu zurück zu ziehen. Trotz allem diesem wurden er und Cagliostro förmlich vom Publikum gefeiert, wodurch die Königin absichtlich auf's Tiefste verletzt wurde*), denn man that geradezu, als seien

---

*) Sie schrieb an ihre Schwester Marie Christine, Herzogin von Sachsen-Teschen, am 1. September 1786: „Je n'ai pas besoin de vous dire, ma chère soeur, qu'elle est toute mon indignation du jugement que vient de prononcer le Parlament, pour qui la loy du respect est trop lourde; c'est une insulte affreuse, et je suis noyée dans les larmes de désespoir. Quoi! un homme qui a pu avoir l'audace de se prêter à cette sotte et infame scène du bosquet qui a supposé qu'il avait eu un rendez-vous de la reine de France, de la femme de son roi, que la reine avait reçu de lui une rose, et avait souffert qu'il se jetât à ses pieds, ne serait pas, quand il y a un trône, un criminel de lèse-majesté, ce serait seulement un homme qui s'est trompé! C'est odieux et révoltant; plaignez-moi, ma bonne soeur, je ne méritais pas cette injure, moi qui ai cherché à faire tant de bien, qui ne me suis souvenue que j'étais fille

jene Beiden die Opfer der Intriguen der verhaßten „Oesterreicherin". Die Gräfin de la Mothe sollte mit dem Stricke um den Hals feierliche Abbitte leisten, gepeitscht und gebrandmarkt werden, um den Rest ihrer Tage in der Salpetrière zu verbringen. Es gelang ihr jedoch, sich der Vollstreckung dieses Urtheils durch die Flucht zu entziehen, und sie veröffentlichte eine Denkschrift, in welcher sie den Namen der Königin im Kothe herumzerrte.

Einunddreißigstes Kapitel.

Rückblicke und Vorgeschichte der Revolution.

Die Regierung Frankreichs hatte, wie die meisten andern in Europa, Eroberung und Lehenswesen zur Grundlage. Einige von einander unabhängige Edelleute hatten sich zu Herren über das besiegte Volk aufgeworfen und sich dasselbe dienstbar gemacht, indem sie sich der Kriegführung, der Rechtsprechung und des Grundbesitzes bemächtigten. Wir haben schon früher von den Veränderungen gesprochen, welche den Widerstand der Unterworfenen gegen diese Gewaltherrschaft zur Folge hatten und den Aufschwung der Gemeinden herbeiführten, in welchen der Gewerbtreibende und der Kaufmann die verlornen Menschen- und Bürgerrechte wieder erlangten. Allein es braucht immer lange Zeit, bis die Gewalt auf ihre Privilegien zu Gunsten des Rechtes und der Vernunft verzichtet; die Gewohnheit, die Macht zu besitzen und die daraus folgende Ungleichheit der Stände widerstreben der Gleichberechtigung und deßhalb dauerte auch der Kampf des Privilegiums gegen die Freiheit, der Gewalt gegen das Recht Jahrhunderte lang.

Der König.

Einem der Eroberer war es gelungen, sich die andern zu unterwerfen. Seine Nachfolger vereinigten allmählig das ganze französische Gebiet unter ihrem Scepter und brachten die öffentliche

---

de Marie-Thérèse que pour me montrer ce qu'elle m'avait recommandé en m'embrassant à mon départ. Française jusqu'au fond du coeur, être sacrifiée à un prêtre parjure, à un intriguant impudique, quelle douleur etc. (Briefe.)

Gewalt, welche durch den Namen des Königs repräsentirt wurde, zur Geltung. Da dieses aber zu verschiedenen Zeiten und mit den verschiedensten Mitteln in's Werk gesetzt wurde, so war die natürliche Folge, daß es in jeder Provinz und in jeder Stadt andere Privilegien und andere Rechte gab. Diese bestanden als Gewohnheitsrechte fort, ohne daß sie je in eine Verfassung oder in ein allgemeines Gesetz zusammengefaßt worden wären.

Zwei Könige vereinigten in ihrer Person die Monarchie, der eine durch List gepaart mit Gewalt, der andere durch blendenden Glanz. Unter Heinrich IV, dem ersten dieser beiden, wurde die Monarchie die Basis der Gesellschaft, das Municipalwesen hörte auf und der kriegerische Adel verwandelte sich in einen Hofadel. Der zweite, Ludwig XIV konnte, nachdem er mit Hilfe der königlichen Autorität die Ordnung und mit Hilfe der Ordnung den Absolutismus hergestellt hatte, füglich ausrufen: „Der Staat bin ich" (l'Etat c'est moi). Es gab in der That gar nichts, das sich dem Belieben des Königs entgegenstellen konnte, er führte Kriege einer Laune halber, schloß Bündnisse, um die Eitelkeit der Minister zu befriedigen, und unterbrach einen siegreichen Feldzug in Holland, um eine Maitresse zu besuchen. —

Den Vortheil, welchen das Volk dadurch errang, daß die Könige von Frankreich ihren Lehenträgern alle Macht entzogen, verlor es wieder dadurch, daß die Könige alle Autorität in ihrer Person vereinigten. Es ergieng dem Volke beiläufig so, als ob ein Richter einem Diebe das gestohlene Gut abnehmen, es aber für sich behalten würde, anstatt es dem bestohlenen Eigenthümer zurückzugeben.

Die Monarchie, welche von dem Adel und dem Klerus sich losgesagt hatte und seit Ludwig XIV auch nicht mehr die Interessen des Volkes vertrat, suchte sich von da ab nur zu stärken und zu befestigen; sie erkaufte sich wohl Diener, hatte aber keine Freunde und alle ihre Anstrengungen giengen nur dahin, sich Geld und Soldaten zu verschaffen, um sich die Willkürherrschaft sichern zu können. —

Die Regierung wurde immer despotischer und man gab sich alle Mühe, den hohen Adel von jeder Einmischung in die Bestimmung der Höhe und der Umlage der Steuern selbst in jenen Landschaften fern zu halten, in welchen noch Wahlfreiheit herrschte. Den Finanzen wurde die größte Sorgfalt gewidmet, oft mußte man sich den Ertrag derselben durch sehr energische Mittel sichern;

in der Folge verpachtete man sie an Kapitalisten, sogenannte Generalpächter, und gab diesen unumschränkte Machtvollkommenheit.

Die geheimen Verhaftbefehle (lettres de cachet) vernichteten jede persönliche Sicherheit, mit Hilfe derselben konnte man, da in denselben der Raum für den Namen oft leer gelassen war, eben so gut Voltaire in die Bastille schicken und Maurepas 25 Jahre in der Verbannung halten, als einen eifersüchtigen Gemahl oder einen glücklichen Nebenbuhler aus dem Wege räumen. Wen ein solcher Verhaftsbefehl traf, kam selten oder nie in die Lage, den Grund desselben zu erfahren; der einzige Grund, den man angab, war der Wille des Königs, welcher aber im seltensten Falle von dem in seinem Namen vollzogenen Akte Kenntniß hatte.

Der Hof.

Der König war mit einem solchen Gepränge umgeben, daß er sich wirklich für etwas Besseres als einen Menschen halten mußte. Sein Hofstaat bestand aus einem Groß Almosenier, einem Groß-Kämmerer, einem Groß-Garderobemeister, einem Groß-Ceremonienmeister, einem Groß-Stallmeister, einem Groß-Jägermeister und 400 andern Hausbeamten, welche diesen unterstanden. Der Hofstaat der Königin und der des Prinzen war nicht weniger zahlreich. Es gab da ganz merkwürdige Aemter mit absonderlichen Funktionen, wie einen Bratenmeister, einen Weinläufer (coureur de vin, der dem Könige den Wein überall nachtrug) u. s. w. Es waren dies käufliche Chargen, welche sehr begehrt und von den Inhabern zu enormen Preisen wieder verkauft wurden. —

Der Klerus.

Die Könige waren allmächtig geworden. Ihre Macht erstreckte sich selbst über den Klerus, welcher ursprünglich die Könige eingesetzt hatte. An der Spitze desselben standen 18 Erzbischöfe und 116 Bischöfe, mit einem Einkommen von 5 Millionen nach eigener Angabe, in der Wirklichkeit jedoch belief sich dasselbe beinahe auf das doppelte. Ludwig XVI erhöhte die Bezüge der Pfarrer auf 700 Livres, die der Vikare auf 350. Bei der hohen Geistlichkeit waren Sittlichkeit, Gelehrsamkeit und Friedfertigkeit nur selten zu finden, denn vornehme Geburt oder die Gunst von Vornehmen gaben bei der Besetzung den Ausschlag. Einigen dieser Würdenträger gefiel der Aufenthalt am Hofe und sie erschienen nur höchst selten in ihrer Diözese, andere, welche

die Studien vorzogen, wurden Fanatiker. Uebrigens führten viele Personen den Titel von Abteien und waren im Genusse von Pfründen, ohne auch nur Priester zu sein. Nur zu viel wurde schon über jene eleganten und parfümirten Abbés geschrieben, welche sich in der großen Gesellschaft bewegten und die Zierde der Boudoirs waren, Gedichte, besonders Liebeslieder machten, Spässe, witzige Einfälle zu erzählen wußten und stets bereit waren, sich zur Zielscheibe des Spottes des ersten besten Modegecken herzugeben.

Die Sittenverderbniß hatte selbst die geistlichen Orden nicht unberührt gelassen; in mehreren derselben wurden die Fastenspeisen, das Beten in der Nacht und das Singen im Chor abgeschafft, dafür aber wurden Feste, Banquette und Concerte eingeführt. Unter den Kapuzinern von Paris entstanden skandalöse Streitigkeiten; die Väter der Kongregation von St. Maur, welche früher so wohlthätig gewirkt hatten, unterbrachen ihre segensreiche Thätigkeit in Folge innerer Zwistigkeiten; 28 Benediktiner von Saint Germain des Prèx wandten sich an den König mit der Bitte, er möge sie von ihrem Kleide befreien, welches sie lächerlich mache, ferner von den Fasten und dem Nachtdienst, welche sie, wie sie sagten, von anderen nützlicheren Werken abhielten.*) Andere Geistliche verdoppelten fruchtlos ihren religiösen Eifer, um gegen diese Skandale zu wirken; denn die Würden wurden nicht von sittenreinen und unabhängigen Männern verliehen.

Das Streben der Weltgeistlichkeit, sich zu nationalisiren, zeigte sich insbesondere in Frankreich; denn hier erhielt der Klerus durch die sogenannten „Freiheiten der gallikanischen Kirche" das Recht, in allen Dingen dem Könige zu gehorchen, ohne daß der Papst den Geistlichen hiebei ein Hinderniß in den Weg legen konnte. Der Klerus büßte dadurch in Frankreich jene Macht ein, welche er im Mittelalter errungen hatte, als er noch in einen Körper vereinigt die katholische Welt bildete, und es gelang ihm in der That auch in Frankreich nicht, irgend welche faktische Macht zu erringen, obschon er einen der drei Stände des Staates bildete und die höchsten Aemter mit Geistlichen besetzt waren.

*) Die Versammlung des Klerus vom Jahre 1780 ist in dieser Richtung von besonderer Wichtigkeit, einerseits durch die Enthüllung aller existirenden Mißbräuche, anderseits durch die Mittel, welche zu deren Behebung vorgeschlagen wurden.

Der Streit zwischen den Jansenisten und den Jesuiten ist eine jener Erscheinungen, welche ohne neu zu sein nichts desto weniger stets merkwürdig bleiben. Mit der so hoch gestiegenen Entwicklung des geselligen Lebens schienen die strengen Anforderungen der Religion nicht mehr ganz verträglich. Die Jesuiten versuchten daher die Vorschriften der Religion mit dem Geiste des Jahrhunderts in Einklang zu bringen. Daran nahmen nun einige Strenggesinnte Aergerniß und erhoben ihre Stimme gegen eine Nachsicht, welche für den Sünder eine Entschuldigung suchte, damit sein Gewissen einen, wenn auch noch so schwachen Funken von Empfindlichkeit behalte, und damit die Verzweiflung ihn nicht zwinge, sich ganz in die Arme der Sünde zu stürzen. — Die verderbtesten Menschen wurden Anhänger der rigorosen Partei und erklärten sich gegen jene, welche Nachsicht zeigten; sie verwünschten die Priester, welche den Beichtstuhl zugänglicher machten, während sie selbst trotzdem von demselben fern blieben, und wiesen den Versuch, die göttliche Vollkommenheit mit der menschlichen Schwachheit in Einklang zu bringen, als lächerlich zurück. Nachdem aber das Christenthum auf diese Weise in seiner idealen Reinheit hergestellt war, erklärten die meisten, es sei unmöglich zu dieser Höhe hinanzureichen, und die Sittenlosigkeit wuchs um so riesiger, als man nicht mehr gegen dieselbe ankämpfte.

Man zog diesen Kampf des Jansenismus ganz ungebührlich in die Oeffentlichkeit, während man ihn selbst durch List und Gewalt geschürt hatte; und dadurch büßte die Geistlichkeit nur noch mehr an ihrem Ansehen ein. In dem Momente, als die Gefahr auf's Aeußerste stieg, war der katholische Klerus in zwei Lager getheilt, die sich mit der ganzen Heftigkeit rivalisirender Partheien haßten. Als ob die Unzahl beklagenswerther Flugschriften nicht hingereicht hätte, begann man die englische Manier der Karikatur einzuführen. Es entstanden mit mehr oder weniger Geist gemachte Zeichnungen, und Scharfsinn und Bosheit übten sich, der eine im Errathen der Anspielungen, der andere in Anwendung von Uebertreibungen. Der schamlose Dubois erhielt den Kardinalshut, indem er das Parlament zwang, die Bulle „Unigenitus" anzunehmen und der Erzbischof von Beaumont, indem er jeden aus dem Hospital verwies, der nicht das Bekenntniß des orthodoxen Glaubens abgelegt hatte. Der Abbé de l'Epée konnte auf diese Weise nicht mehr die Beichte jener Unglücklichen hören, welche er zu Christen und Menschen gemacht hatte, und die Ungläubigen hatten leichtes Spiel, das Heiligste zu verdächtigen, und sprachen

laut von all' den Uebeln, welche, wie sie sagten, durch das Festhalten an dem Buchstabenglauben hervorgerufen worden waren.

Der Adel.

Der kleinere Adel hatte einen Theil des Ansehens, welchen früher der hohe Adel allein genoß, sich angeeignet, als Franz I und Heinrich II theils durch Verführung, theils durch Machtspruch die adeligen Herren in Höflinge verwandelt hatten, welche entweder dem Könige selbst, oder einem seiner Günstlinge, oder auch einer seiner Maitressen zur Dienstleistung zugetheilt waren. Dieses System brachten Richelieu uud Ludwig XIV zur höchsten Blüthe. Der König adelte viele Bürgerliche und gab andern Titel ohne Macht. Das schadete dem Ansehen des alten Adels, erzeugte Eifersüchteleien und Spaltungen und brachte schließlich Alle in die Abhängigkeit von dem Monarchen, welcher die Aemter und Titel vertheilte.

Es gab eine Unzahl von Abstufungen im Adel. Der Schwertadel schaute mit Verachtung auf den Beamtenadel herab, dieser dagegen warf jenem seinen Lebenswandel vor; der Provinzadel beschuldigte den Hofadel, welchen er im Grunde nur beneidete, des Servilismus, und die Anmaßung des letzteren hatte fortwährend Duelle und Feindschaften zur Folge. Der Beamtenadel erhob sich endlich soweit, daß er mit dem grundbesitzenden Adel rivalisirte, welcher nicht mehr eine abgesonderte Körperschaft bildete; man sah Herzoge und Pairs im Parlamente zwischen hohen Beamten ihre Sitze einnehmen.

Während der Adel dem Könige gegenüber immer mehr von seinen Rechten verlor, behielt er doch alle jene, welche ihn zu einer schweren Last des Volkes machten. Abgesehen von den Freiheiten und Privilegien, welche der Adel besaß, erhielt er fast ausschließlich auch alle höheren Aemter. Die Adeligen konnten aber ihre Aemter auch niederlegen, ohne deßhalb die Einkünfte derselben zu verlieren. Der Herzog von Fronsne wurde beispielsweise mit sieben Jahren Oberst.

Selbst in der Kirche mußte mitunter Tugend und Gelehrsamkeit der Geburt weichen und der Purpur zierte Unwissende und Wüstlinge, weil sie Fürsten waren. Die herrschaftlichen Jurisdiktionen, bei welchen die Rechtsprechung der Willkühr jedes Adeligen anheim gestellt war, bestanden noch immer fort. Die dem Grundbesitz des Adels gewährte Steuerfreiheit erschwerte die Ein-

hebung der Steuern und diese wurden um so drückender für das Volk. Die Adeligen konnten sich nicht mit Geldgeschäften befassen, ohne ihrer Standeswürde etwas zu vergeben, gleichwohl betheiligten sie sich später bei den Law'schen Finanzoperationen mit eben so viel Eifer, als wäre es eine Spielparthie. Einige Edelleute versahen allerdings sogar sehr beschwerliche Aemter ohne jedes Entgelt und ohne Hoffnung, je einen Nutzen aus denselben zu ziehen, blos in Folge jenes Corpsgeistes, der schon eben so viel Gutes als Böses gestiftet hat. Bei all' dem konnten die Wüstlinge noch immer ihrem lasterhaften Hange fröhnen, ihre Gläubiger zum Besten haben, geheime Verhaftsbefehle gegen ihre Feinde erhalten und alle Welt quälen. Es gehörte zum guten Ton, Schulden zu haben, Maitressen zu halten, seine glänzende Equipage vor der Thür einer berühmten Tänzerin stehen zu haben und dabei seiner Frau die Freiheit zu lassen, sich ihr Leben nach ihrem Gefallen einzurichten.

Manchesmal kam es vor, daß ein ruinirter Edelmann sich herabließ, die Tochter irgend eines reichen Financier zu heirathen, und diese reich gewordenen Blutegel machten sich überhaupt eine Ehre daraus, ein Paar ausgehungerte Edelleute an ihrer verschwenderisch besetzten Tafel zu füttern. Aber wenn auch Liebe oder Interesse manche Herren von altem Adel bewogen hatte, sich mit Bürgerlichen zu verbinden, so wurde der Adelsstolz trotzdem nicht geringer. Schriftsteller und Männer von Geist, wenn sie auch in aristokratischen Kreisen wohlgelitten waren, mußten sich doch Erniedrigungen aller Art gefallen lassen. Sie konnten nicht mit dem Degen in der Hand Genugthuung für ihnen zugefügte Beleidigungen fordern und es geschah, daß Voltaire auf eine Herausforderung Stockschläge durch einen Bedienten zur Antwort erhielt.*)

---

*) Die Verachtung des Bürgerstandes zeigt sich offen in einem Edikte Ludwig **XIV** gegen die Duelle, welches im Jahre 1679 erlassen wurde. Dort heißt es im Artikel 16: Sobald es geschieht, daß Leute von nicht adeliger Geburt, welche nie Waffen getragen haben, doch so unverschämt (**insolents**) sind, Edelleute zu fordern, und diese ihnen wegen der Ungleichheit des Standes die Genugthuung verweigern, jene Personen aber andere Edelleute gegen die Geforderten aufreizen, woraus manchmal ein Todschlag entstehen kann, der um so verabscheuungswürdiger ist, als er wegen einer gemeinen (**abjecte**) Angelegenheit geschah; wollen und verordnen wir, daß in einem solchen Falle von Herausforderung und Kampf, besonders wenn eine schwere Verletzung oder der Tod die Folge davon war, die erwähnten Nichtadeligen oder Bürger (**ignobles**

Die Ideen von Freiheit und Gleichheit, welche einige junge Aristokraten aus den Schriften und dem Umgange mit Philosophen geschöpft hatten, bewog sie wohl, sich von verschiedenen sie drückenden Banden loszusagen, aber sie wollten dabei nichts von den Vortheilen ihrer gesellschaftlichen Stellung verlieren. Sie kamen von England zurück voll Bewunderung für die Konstitution dieses Landes und schmähten laut die Mißbräuche, welche sie in ihrem eigenen bemerkten; sie wollten ein unbequem gewordenes Kleidungsstück durch ein zwangloseres Kleid ersetzen; zugleich aber schöpften sie aus der Bekanntschaft mit den englischen Institutionen neue Nahrung für ihre aristokratischen Ideen und träumten von einer Pairskammer nach englischem Muster.

Das Parlament.

Die Ereignisse hatten Frankreich nicht in den Stand gesetzt, in einem einzigen Körper alle konstitutionellen Vollmachten zu vereinigen und sich so den Zauber einer nationalen Vertretung zu verschaffen. Wir wissen, in der Natur der germanischen Völker lag es, daß die Häupter der erobernden Nation zur Berathung der öffentlichen Angelegenheiten zusammentraten; die Unterworfenen waren in diesen Versammlungen nicht vertreten, ob zwar es wohl geschah, daß die Bischöfe in denselben gegen die Bedrückungen des Adels Klage führten.

Unter der dritten Dynastie hörte die Sonderstellung der Nationalitäten auf und es trat die Scheidung nach Klassen und Ständen an ihre Stelle. Die Freiherren (francs) oder Barone, welche den Stammadel ausmachten, wurden zuweilen von den Königen zu Versammlungen, den sogenannten Parlamenten, zusammenberufen. Es geschah dies aber sehr unregelmäßig. Sie hatten in denselben ihre Sitze ohne jeden andern Rangunterschied, als den die Lehenstitel mit sich brachten. Erst Ludwig das Kind wählte zwölf Groß-Vasallen, welche unter dem Namen von Pairs geborene Räthe des Königs waren. Sie kamen wie die

---

ou roturiers), welche ertappt oder überwiesen werden, eine solche Störung der Ordnung hervorgerufen zu haben, ohne Nachsicht aufgehängt und erwürgt, und alle ihre beweglichen und unbeweglichen Güter confiscirt werden. Was jene Edelleute betrifft, welche sich für solche Individuen und gegen unwürdige Personen (**pour des sujets et contre des personnes indignes**) geschlagen haben, wollen wir, daß sie dieselben Strafen erleiden, welche wir über die letztern verhängt haben.

andern in das Parlament, welches blos aus Baronen und Bischöfen bestand. Zu Ende des 13. Jahrhunderts erhielten Rechtsgelehrte in der Eigenschaft von Räthen den Eintritt und zugleich schieden die Bischöfe aus demselben mit Ausnahme derjenigen, welche Pairs von Frankreich waren. Auf diese Weise verwandelte sich das Parlament in einen Gerichtshof, welcher die Befugniß hatte, die Edikte und Ordonnanzen des Königs zu registriren.

Ludwig der Heilige hatte den ganzen Charakter des Parlaments geändert, indem er demselben einen überwiegend richterlichen Charakter gegen den frühern politischen gab. Dieser hohe feudale Hof verzichtete stillschweigend darauf, mit dem Volke bei der Verfassung der Gesetze zu konkurriren von dem Momente an, als er diese, vermöge seines Richteramtes, zu interpretiren hatte. Wie wäre es auch möglich gewesen, der schwankenden Volksvertretung, selbst als man diese schon zur Theilnahme am öffentlichen Leben berufen konnte, mitten unter Pairs, den gebornen Räthen der Krone und Rechtsgelehrten, den gewählten Räthen derselben einen Platz anzuweisen!

Die Generalstaaten.

Das Parlament konnte auf diese Weise nicht ein gesetzgebender Körper sein, welcher die Lebenskraft der Nation zusammenfaßt; daraus ergab sich die Nothwendigkeit, in besonders wichtigen Fällen die Generalstaaten zusammen zu berufen. Für dieselben berief der König, außer den Baronen und der Geistlichkeit, noch Volksvertreter, das heißt Vertreter des beweglichen Besitzes, welche man in der Folge den dritten Stand (tiers état) nannte. Der König begünstigte dieselben, um von ihnen Geld zur Besoldung von Truppen zu erhalten und nicht mehr ausschließlich auf die Hülfe der Barone angewiesen zu sein. Die Generalstaaten wurden zum ersten Male unter Philipp dem Schönen zusammenberufen, sie ersetzten allmählig das Parlament in allen wichtigeren politischen Fragen, namentlich in der Auflage neuer Steuern. Faktisch beschränkte sich auch ihre souveräne Macht auf die Bewilligung der Steuern, und wenn es auch vorkam, daß sie während der durch die inneren Parteiungen herbeigeführten Anarchie oder während eines feindlichen Einfalls sich der Regierung des Königreichs bemächtigten, so wurde nach Wiederherstellung des Friedens den drei Ständen doch kein größeres Recht zuerkannt, als Subsidien zu bewilligen und in Uebereinstimmung mit dem Könige über die öffentlichen Interessen zu beschließen.

Die Grenzen und die Form ihrer Thätigkeit waren übrigens nur mangelhaft gekennzeichnet, und die gegenseitigen Ansprüche, welche das Parlament und die Generalstaaten erhoben, verwirrten nur die Begriffe und die Thatsachen. Es gab auch keine bestimmte Zeit für ihre Zusammenberufung; seit dem Jahre 1302 geschah dies nur 22 Mal. Im Jahre 1484 verlangten die Generalstaaten, daß ihre Einberufung regelmäßig von Zeit zu Zeit geschehe, jedoch vergebens. Die letzte Einberufung fand im Jahre 1614 statt; damals nahm der dritte Stand eine so untergeordnete Stellung ein, daß der Adel über einige Worte der Brüderlichkeit, welche im dritten Stande fielen, so ungehalten war, als ob er beleidigt worden wäre.

Während des Mißgeschickes, welches Ludwig XIV in den letzten Jahren seiner Regierung verfolgte, erklärten seine Feinde, es sei unmöglich, mit ihm einen dauernden Frieden zu schließen, so lange er unbeschränkter König seie, und sie machten den Vorschlag, den Friedensvertrag der Ratifikation der Generalstaaten zu unterziehen. Aber der König hütete sich wohl, diese zusammen zu berufen. Er ließ die Flugschriften und Pamphlete, welche auf die Nothwendigkeit hinwiesen, die Autorität der Generalstaaten wiederherzustellen, mit andern Schriften beantworten, in welchen sie als eine Nachäffung des Auslands hingestellt wurden, welche die Nation nicht wolle. In einer derselben hieß es unter Andern (und dies war wenigstens etwas aufrichtiger und wahrheitsgetreuer): „Fast jedes Privatvermögen steht mit der Autorität des Königs in innigem Zusammenhange, mit dieser stehen nämlich die Besoldungen, die großen Anleihen, die Pensionen und die Zinsen der Renten in Verbindung. Wird also die Autorität des Königs erschüttert, so gerathen drei Viertheile eines jeden Vermögens in Gefahr".

Während der Regentschaft hatte man ebenfalls die Zusammenberufung der Generalstaaten verlangt, um die Thronfolge für den Fall festzustellen, wenn der junge König sterben sollte, aber es gelang dem Regenten, dies zu hintertreiben. Als aber die unheilvollen Folgen des Finanzsystems von Law sich bitter sichtbar machten, wollte er doch selbst sie zusammenberufen; der Abbé Dubois, um seine Meinung befragt, erklärte, daß die Könige von Frankreich stets mit Recht vermieden hätten, die Generalstaaten einzuberufen. „Ein König", sagte er, „ist Nichts ohne Unterthanen, und wenn er auch Monarch ist, so hat doch der Gedanke, daß er von diesen Alles erhält, was er ist und was er besitzt,

dann der glänzende Aufzug der Volksvertreter, die Erlaubniß, vor dem Könige sprechen und ihm ihre Beschwerden vortragen zu dürfen, stets etwas Drückendes für den Monarchen, das ein großer König von sich fern halten muß. — — — — Vergessen Sie nicht, daß es für einen König das größte Unglück ist, wenn der Soldat ihm nicht blind gehorcht. — — — — Halten Sie von Frankreich die gefährliche Idee fern, aus den Franzosen eine englische Nation machen zu wollen". Der Regent befolgte diesen Rath und zog den Bankrott der Zusammenberufung der Generalstaaten vor. —

Die Generalstaaten waren also keine ständige und regelmäßige Institution, sondern ein Werkzeug zu momentanem Widerstand oder zur Rache, und daher keineswegs geeignet, Gefühl für Recht und Freiheit zu erwecken. In der Folge hörte man ganz und gar auf, diese einzige Vertretung der Volksinteressen, welche die Monarchie getragen, aber zugleich gemildert hatte, einzuberufen, und die Könige, welche die Generalstaaten früher zusammenberiefen, weil es in ihrem Interesse lag, erblickten darin später eine Beschränkung ihrer Macht.

Die nothwendige Folge war das steigende politische Ansehen des Parlaments von Paris. Diese Korporation bürgerlicher Rechtsgelehrten hatte den Grund zu der unbegränzten Macht des Königs sowie zugleich zu dem gemeinen Rechte der Nation gelegt, und war von dem formalen und bedeutungslosen Rechte, die königlichen Akte registriren zu dürfen, so weit gelangt, daß es sich jetzt in die Angelegenheiten des Staates mischte. Der hohe Gerichtshof hatte unter Ludwig XII angefangen, eine vermittelnde Macht zwischen dem Throne und der Nation zu werden, und er befestigte sich allmählig so, daß sein Ansehen nicht nur ein scheinbares, sondern ein thatsächliches war. Karl VII theilte das allgemeine Parlament in Provinzialparlamente ab; einige Provinzen hatten überdies, indem sie sich dem Könige von Frankreich unterwarfen, ihre Rechte gewahrt, und ihre Parlamente verhandelten ganz in derselben Weise wie das Parlament von Paris, daher kam es, daß in all' den Orten, welche früher der Sitz einer Lehensherrschaft waren, sich dann eine hohe königliche Magistratur befand. Jedes Parlament konnte durch ein Dekret nicht nur über Privatangelegenheiten entscheiden, sondern im Wege des Beschlusses sich über eventuell vorkommende Fälle aussprechen, also legislative Rechte ausüben.

Der Corpsgeist und die Gelehrsamkeit machten die Opposition der Parlamente gefährlich, um so mehr, als sie in Folge eines unglücklich angewandten Finanzmittels unabhängig geworden waren. In einem Augenblicke der äußersten Noth hatten nämlich die Könige die Aemter verkauft, und als abermals Geldmangel eintrat, neue geschaffen, welche ebenfalls gekauft wurden. Diese Aemter wurden ein Erbgut, und auf diese Weise kam es, daß die meisten administrativen und richterlichen Würden erblich waren. Dieser verderbliche Mißbrauch hatte gleichwohl zur Folge, daß der Beamte aus seiner Unabsetzbarkeit den Muth schöpfte, dem despotischen Willen des Königs, dem er nicht seine Stelle verdankte, sich zu widersetzen. Dies ist der Grund der Stabilität der Parlamente, in welchen die vom König ernannten Mitglieder tiefer saßen als die Räthe und nicht sprechen durften, ohne vorher das Knie gebeugt zu haben.

Die Rechte des Parlaments gründeten sich übrigens auf eine zweideutige Auslegung des Wortes: „registriren". Es handelte sich nämlich darum, ob das Recht zu registriren dasjenige in sich begreife, Einwendungen zu machen, und demgemäß dem Willen des zu Königs widersprechen. Es gelang dem Parlamente durch große Geduld und indem es sich abwechselnd auf den Adel gegen den König und auf den König gegen den Adel stützte, die Entscheidung der wichtigsten Angelegenheiten an sich zu ziehen; es machte seine Einmischung auch nothwendig unter der Regierung junger oder schwacher Könige. Nach dem Tode Ludwig's XIV, welcher es im Zaume gehalten hatte, erhob es das Haupt und machte aus dem Königreiche beinahe eine Oligarchie. Aber wenn der Regent dem Parlamente auch die erste Stimme ließ, war der König doch im Stande, die Einwendungen desselben kurz abzuschneiden, indem er dem Parlamente seine Ordre in einem Thronbefehle (lit de justice) mittheilte.

Aber wie weit konnte das Parlament gesetzlich in seinem Widerstande gehen? Wie weit durfte der König gehen, ohne einen Akt der Tyrannei auszuüben? Kein Gesetz bestimmte dies. Es gab Beispiele zur Rechtfertigung sogar eines Staatsstreichs. Ludwig XIV löste das Parlament mit der Reitpeitsche in der Hand auf, unter Ludwig XV folgte ein Thronbefehl dem andern; ein ganzes Parlament wurde in die Verbannung geschickt, und Maupeou machte ihm eines Tages ganz und gar ein Ende. Das Parlament war stark unter einem schwachen Könige und schwach unter einem starken.

Dies hatte die ungünstigsten Folgen für die Machtstellung des Staates; denn man mußte entweder die Kraft bekämpfen, auf welche man sich stützte oder zu andern Ausnahmsmaßregeln greifen, welche mehr skandalös als wirksam zu sehr schweren Mißbräuchen führten. Diese Maßregeln bestanden darin, daß man die Rechtssprüche kassirte, außerordentliche Gerichtshöfe einsetzte und geheime Verhaftsbefehle erließ.

Indeß so mächtig auch die Parlamente zu Zeiten der Ligue und der Fronde waren, gingen sie doch nie so weit, dem Könige die Steuern zu verweigern, und das ist es, was eigentlich die Macht des englischen Parlamentes begründet.

Das Parlament hatte keinen konstitutionellen Halt. Der Adel verschmähte es neben den Rechtsgelehrten seinen Sitz einzunehmen, und diese erinnerten sich, daß sie den Königen oft beistanden, wenn es sich um eine Schmälerung der Adelsprivilegien handelte. Die Intriguen, welche das Parlament während der Fronde angezettelt hatte, zeigten, wie gefährlich es im Frieden werden könnte. Der Klerus wußte, daß es ihm feindlich gesinnt sei; und wenn das Parlament dadurch, daß es der Geistlichkeit eben so heftigen Widerstand leistete wie dem päpstlichen Stuhle, sich als Beschützer der Nationalfreiheit der Volksgunst erfreute, so wußte man doch, daß es in 10 Jahren mehr bischöfliche Hirtenbriefe hatte verbrennen lassen als gottlose Bücher, seit es existirte. Es überlieferte wohl den „Emil" im Jahre 1762 den Flammen, hatte aber im Jahre 1738 verboten, den heiligen Vincenz von Paula zu verehren. Die Manier, Alles seinen Beschlüssen zu unterwerfen, hatte das Parlament in alten Zeiten dahin gebracht, daß es die ersten Buchdruckereien confiscirte, im Jahre 1566 den Gebrauch des Antimoniums untersagte, und im Jahre 1652 verbot, die „Nachfolge Christi" unter einem andern Namen als dem des Thomas a Kempis zu drucken, und daß es im Jahre 1624 sogar jeden mit der Todesstrafe bedrohte, der in seiner Lehre die Annahme von vier Elementen nach Aristoteles bestreiten würde.

Sodann wußten die Philosophen, daß das Parlament jede Neuerung von sich wies, daß es Ludwig XV zu neuen Gewaltmaßregeln gegen die Protestanten gedrängt hatte, und daß man es nur ihm zuzuschreiben habe, daß Calas und der Minister Rochette zum Tode verurtheilt wurden. Es widerstrebte endlich dem Geiste der Zeit, daß die oberste Gerichtsbarkeit ein Patriziat sein sollte und daß eine Körperschaft, die mit politischen und richterlichen Funktionen zugleich ausgerüstet war, die Gerichtssitzungen

suspendiren konnte, um seine eigene Gerechtsame, seine Mißbräuche und seine Vorurtheile aufrecht zu erhalten.

In dem Streite der Jansenisten hatte man sich auf beiden Seiten zu den bedauerlichsten Exzessen hinreißen lassen. Diese Controverse, vielleicht aber noch mehr jene, welche stattfand als es sich um die Unterdrückung der Jesuiten handelte, eine Controverse, in welcher das Parlament übrigens die Grenzen eines Gerichtshofes sehr weit überschritt und über eine Frage absprach, die seiner Beurtheilung gar nicht anheimgestellt war*), zeigte sich der Geist der Advokaten, welcher sich an die Behandlung allgemeiner Fragen gewöhnt hatte; und da sie einmal die Waffen in den Händen hatten, empfanden sie das lebhafteste Verlangen, sich derselben zu bedienen.

Die Parlamente fanden sich weder in Uebereinstimmung mit dem Könige, noch mit dem Adel, aber auch nicht mit dem Volke, welches sie als die Vertheidiger ihnen verhaßter Privilegien betrachtete, in ihnen aber zugleich allerdings die Opposition gegen eine Macht schätzte, welche es verachtete. Die Parlamente suchten sich wohl gegenseitig zu stützen und nannten sich der Parlamentsstand des Königreiches (classes du parlament du royaume); als aber der König später erklärte, er habe seine Krone von Gott allein erhalten und theile die gesetzgebende Gewalt mit Niemand, bezeigten viele Parlamente ihren Beifall zu dieser Erklärung mit dem Enthusiasmus der Feigheit.

Auf diese Weise handelten der Klerus, das Parlament und der König nie übereinstimmend, sie änderten mit den Begebenheiten ihre Haltung und verläugneten dadurch allerdings ihren Bestand; sie arbeiteten sich immer entgegen, ohne je in's Gleichgewicht zu

---

*) Durch einen Rechtsspruch verurtheilte das Parlament im Jahre 1762 die Jesuiten als „offenbar schuldig, zu allen Zeiten und selbst mit Billigung ihrer Oberen und Generäle gelehrt zu haben: Simonie, Gotteslästerung, Schändung des Heiligthums, Zauberei, Astrologie, Religionsverachtung, Götzendienst, Aberglauben, Unzucht, Meineid, falsche Zeugenschaft, Pflichtverletzung in Amtssachen, Diebstahl, Vatermord, Meuchelmord, Selbstmord, Königsmord — — — — als Begünstiger des Arianismus, des Socianismus, des Sabellianismus, des Nestorianismus, der Lutheraner, der Calvinisten und anderer Neuerer des 16. Jahrhunderts — — — - als Fortpflanzer der Ketzerei Wiclef's, der Irrthümer des Tichonius, des Pelagius, der Semipelagianer, des Carsius, des Faust, der Marseiller, als Begünstiger der Gottlosigkeit der Deisten — — — — und als Lehrer einer für die heiligen Väter, die Apostel und Abraham höchst ehrenrührigen Doctrin".

kommen oder daß eine dieser Potenzen definitiv die Oberhand behalten hätte.

Das Volk.

Unter dem Allen stand das Volk, welches gar keine Stellung im Staate hatte. Die ungerecht vertheilten Steuern drückten schwer auf die nicht priviligirten Stände, namentlich auf die Ackerbau treibende Klasse. Der Adel, die Geistlichkeit und die Magistratur waren von vielen Abgaben ausgenommen, namentlich von der Personen und der gemischten Steuer, theils nach der Kopfzahl, theils nach dem Vermögen erhoben, und von den Frohnen zur Erbauung und Erhaltung der großen Straßen.

Auf dem Lande war das Mißverhältniß ein noch größeres; denn da kamen zu den königlichen Steuern noch die Abgaben an die Lehensherren, abgesehen davon, daß der zehnte Theil des Bruttoerträgnisses der Felder als Zehent der Geistlichkeit gehörte.

Es gab zweierlei Arten von Dienstbarkeit. Der Hörige, an die Scholle gefesselt (cerf de tenance), konnte weder über seine Person noch über sein Vermögen ohne Erlaubniß des Gutsherrn verfügen; er konnte wohl abziehen, mußte aber dann all' sein Hab und Gut zurücklassen. Der Leibeigne (cerf de corps) hingegen konnte sich nicht einmal befreien, sein Herr war berechtigt, ihn überall zu reklamiren und ihn nach Willkühr zu bestrafen. Es ist wahr, daß diese Art von Leibeigenschaft nur in sehr wenigen Bezirken bestand, und die konstituirende Versammlung hörte nicht ohne Schaudern den Bericht über die erniedrigende Dienstbarkeit, welcher diese unglücklichen Landbewohner unterworfen waren.

Aus dieser unmenschlich behandelten Volksklasse wurden vorzüglich die Soldaten rekrutirt. Jeder Bürgerliche war vom 16. bis zum 40. Jahre verpflichtet, jährlich zur Aushebung durch das Loos sich zu stellen, aber die Städtebewohner waren durch Privilegien so begünstigt, daß die ganze Last des Militärdienstes auf die Landbewohner fiel. Die Brävsten und Muthigsten hatten keine Aussicht auf Avancement, weil alle Chargen den Adeligen und Reichen vorbehalten waren, welche als Freiwillige in den Kriegsdienst traten.

Colbert hatte zwar den Handel gehoben, aber durch Begünstigung von Handels-Genossenschaften, also privilegirter Körperschaften. Im Jahre 1614 hatten die Generalstaaten die Abschaffung des Meisterrechtes verlangt, aber anstatt abgeschafft zu werden,

wurde es auch auf Kaufleute und Künstler ausgedehnt. Niemand konnte somit ein anderes Gewerbe ausüben als dasjenige, für welches er die Lehrjahre bestanden hatte, und wenn er kein Geld hatte, um das Meisterrecht zu erwerben, mußte er sein Leben lang für Andere arbeiten. Ein strenges Reglement schrieb die Qualität, die Form und selbst die Farbe der Fabrikate vor, die Folgen davon waren ewige Untersuchungen und Beschlagnahmen, und das Zerschneiden und Verbrennen der konfiszirten Waaren.

Es ist wohl wahr, daß alle diese Uebel sehr alten Datums sind, und abgesehen davon, daß man sich mit der Zeit daran gewöhnt hatte, war auch die Handhabung der betreffenden Vorschriften eine mildere. Die Zünfte waren zwar eine Fessel für den Einzelnen, vertraten aber doch im Ganzen die Unabhängigkeit; es war ein Ruhm, Syndikus einer Zunft zu sein oder das Banner derselben zu tragen.*) Die Zünfte machten aber auch Einwendungen und erhoben sogar lebhaften Widerstand gegen willkührliche Maßregeln und zwar mit um so mehr Aussicht auf Erfolg, als Gewerbe und Handel einen größeren Aufschwung nahmen.

In demselben Maße und zur selben Zeit, als die großen Grundbesitzer durch die Künste, den Handel und den Luxus verarmten, bereicherten sich die Gewerbtreibenden. Durch diese Ausgleichung der Vermögensverhältnisse kamen die Stände einander näher, und das Volk begann endlich, sich den veralteten und ungerechten Folgen der Eroberung zu entwinden, welche die Zeit befestigt hatte, ohne sie zu rechtfertigen.

Wenn auf dem Lande der Bauer noch immer verpflichtet war, Frohnen zu leisten und seinem Herrn die Frucht seines Schweißes zu überlassen, um für sich nur das Allernothwendigste zu behalten; so brachte doch der Handel den Städten größere Freiheiten und erzeugte kühnere Ideen.

In der Versammlung der Generalstaaten, welche nach dem Tode Ludwig XI zusammen berufen wurde, wurden erstaunlich freie Reden gehalten. Der Ritter de la Roche, Deputirter des burgundischen Adels, sagte unter Anderm in seiner Rede: „Das Volk ist die Allgemeinheit der Bewohner des Königreichs, die Generalstaaten sind die Verweser des allgemeinen Willens, ohne ihre

---

*) Wenn nach der Entbindung der Königin eine Gratisvorstellung im Theater stattfand, hatten die Kohlenbrenner das Recht, in der Loge des Königs und die Fischweiber in der Loge der Königin der Vorstellung beizuwohnen.

Zustimmung ist nichts heilig und fest, durch ihre Sanktion allein erhält ein Beschluß Gesetzeskraft. Das Königthum ist ein Amt, aber nicht eine Erbschaft; die Könige sind zu Anfang von dem souveränen Volke gewählt worden, und wer die Macht durch Gewalt und ohne Zustimmung des Volkes in Händen hält, usurpirt das Recht eines Andern. Der Staat ist das Volk, das Souveränetätsrecht steht nicht den Fürsten zu, wenn das Volk es diesen nicht gewährt. Im Falle der Minderjährigkeit oder der Unfähigkeit eines Fürsten, nimmt das Volk das Recht der Behandlung der öffentlichen Angelegenheiten als sein eigen wieder auf."

Auch der französische Adel hatte in der Reformation das Mittel gesucht, um sich die Herrschaft zu sichern. Aber das Volk verband sich mit der Geistlichkeit, um den Adel zu verhindern, sich aller Güter und aller Macht zu bemächtigen. Der Calvinismus, welcher im Lande sich verbreitete und da fortbestand, nährte demokratische Ideen, welche denselben überlebten. Die Könige merkten dies und nachdem sie sich früher des Volkes bedient hatten, um auf den Adel zu drücken, suchten sie jetzt das Volk zu unterdrücken. Sie suchten die angesehensten Bürger durch persönliche Auszeichnung zu gewinnen, führten den Beamtenadel ein, um dem Volke die gebildeten Leute zu entfremden, hinderten die Versammlungen und zerstückelten die Verwaltung.

Die Regierung glaubte auf diese Weise das Bürgerthum in seiner Unbedeutendheit zu halten; aber die Könige hatten selbst den Abstand der beiden Stände verringert. Wissenschaft und Handel gaben den Besiegten die Mittel, in die Reihen der Sieger einzutreten. Es geschah dies zwar immer im Ausnahmswege und die Unterscheidung bestand fort, hatte aber wenig mehr zu bedeuten. Die Macht der Intelligenz vereinigte sich mit der Macht des Reichthums; die öffentliche Meinung gewann an Energie; Fragen über Finanzzustände, Religion und Jurisdiktion riefen die Geister zum Nachdenken über den Staat wach und reiften die Erkenntniß von der Gleichheit der Menschen.

Sehr viel hatte zu dieser Bewegung die englische Revolution beigetragen, die erste, welche am helllichten Tage und auf offener Straße gemacht wurde. Viele Leute wurden durch diese Erscheinung so geblendet, daß ihnen die aus der Revolution hervorgegangene Verfassung absolut mustergültig erschien. England aber behielt, trotzdem es mehrmals seine Könige niederwarf, doch den Erbadel als oberstes Prinzip, was eine gewisse Stetigkeit seiner Politik zur Folge hatte. Die Regierung war, mochte sie katho-

lisch oder reformirt sein, stets intolerant; das Recht der Erstgeburt und der Erbfolge blieb stets ein heiliges und legitimes Recht; die große Menge wurde wie früher unterdrückt und die Besitzenden waren allein die Repräsentanten der Nation.

In Frankreich hingegen hatte sich der Adel durch seine Laster ruinirt, während die Kraft des Volkes zu jener Energie emporwuchs, mit welcher es seine kostbarsten Rechte forderte. Die Unglücksfälle während der letzten Regierungsjahre Ludwig XIV hatten den Zauber gebrochen, welcher bis dahin die königliche Majestät umgab. Die Regentschaft trug das Laster öffentlich zur Schau und rühmte sich beinahe desselben, wie man zu anderer Zeit mit der Tugend gethan haben würde. Welcher ehrenhafte Mensch mußte nicht Ludwig XV verachten? Während seiner Regierung kamen alle die Uebel zum Durchbruch, welche seine Vorgänger vorbereitet hatten. Die französische Nation wurde von England, Genf und Holland aus mit Freiheitsideen überschwemmt. Männer, die das Land hatten fliehen müssen, rächten sich durch die heftigsten Schmähschriften, der Adel sprach laut gegen die Monarchie und der Klerus verlor alles Vertrauen. Die Nationalgeschichte wurde ins Lächerliche gezogen, man glaubte, die Freiheit bestehe in der Verachtung alles Alten und Hergebrachten und behandelte daher die Vorliebe für vaterländische Einrichtungen als Pedanterie, den Adel als Tyrannei, die Religion als Vorurtheil.

Das Volk war nicht mehr ein Haufe von Leibeignen oder eine kleine Anzahl von Gemeinden, welche in erniedrigender Weise ihr Brod zu erwerben und Sicherheit gegen die Bedrückungen der Gutsherren suchten, sondern es war bereits die Majorität. Es bestand aus Künstlern, Industriellen, Männern der Wissenschaft, Besitzern kleinerer Güter. Der Wunsch nach Ruhe und Ordnung hatte es zum Gehorsam bewogen, die Könige glaubten, dies würde ewig währen und ließen sich anfangs durch ihren Ruhm, später durch die Wollust einschläfern. Doch das Bürgerthum hatte sich inzwischen Intelligenz und Reichthum erworben, es herrschte durch das Wort in den Kunst- und Gewerbsgenossenschaften, es stützte sich in der Armee auf die Unteroffiziere, in dem Klerus auf die Landgeistlichen, im Lande selbst auf die Proletarier und in der öffentlichen Meinung auf die Schriftsteller, welche die Helden des Tages waren.

Ernste Geister, welche sich mit der gewöhnlichen Halbbildung nicht begnügten und keinen Gefallen fanden an den obscönen Lustbarkeiten, wie sie zu Anfang des Jahrhunderts im Schwung waren

und an dem stürmischen und verderbten Leben in Paris, begannen die öffentlichen Angelegenheiten zu dem Gegenstande ihres Nachdenkens zu machen und die Akte der Regierung zu kritisiren. Die wissenschaftlichen Gesellschaften wiederhallten von Reden gegen die Mißbräuche, die Parlamente gestanden das Bestehen derselben zu; der Aufschwung Englands wies die Einen zur Bewunderung des Repräsentativsystems hin, während die Andern sich mit der Entwicklung der Begriffe vom socialen Vertrage und der Souveränität des Volkes beschäftigten. Keine Frage wurde aufgeworfen, welche nicht alsbald eine allgemeine geworden wäre. Die Untersuchung des Ursprunges der Ideen führt dahin, daß man diese aus den äußeren Eindrücken ableitet und ebenso auf diese wieder zurückführt; auf solche Weise wird das Verbrechen aus dem Uebereinkommen entstehen, wird der Egoismus der Maßstab der socialen Wissenschaften und das Vergnügen das Ziel der Moral sein. Eine Bank, sagte man, bringe die Oekonomie des Königreiches in Verwirrung. Spricht man vom Luxus, so unterwühlt man damit nicht nur die Feudal- sondern auch die Alleinherrschaft. Frägt man, ob die Agrikultur oder die Industrie für den Staat von größerer Wichtigkeit sind, so bringt man das Herkommen, die Regierung, den Cultus, die Geschichte und die Gesetzgebung gleich mit in's Spiel. Spricht man vom Handel, so entspinnt sich eine Debatte über die Zollämter, die Privilegien, die Zollfreiheit, die Sinekuren, die Verwaltung und die Justiz. Eine Satyre gegen Schlechtigkeit der Sitten und die Verderbtheit der Könige wird gleich zu einer Schmähschrift gegen die Gesellschaft, und weil man die Nothwendigkeit stehender Heere, einer großen Staatsschuld, und der Pracht des Hofes nicht einsieht, glaubt man, daß der natürliche Zustand des Menschen das Leben eines Wilden sei.

Man täuscht sich sehr, wenn man glaubt, daß die Philosophen voll Liebe für das Volk, begierig es moralisch und politisch zu regeneriren oder liberal in dem Sinne waren, wie wir es heute verstehen. Voltaire findet seinen Helden unantastbar, weil er regiert „durch das Recht der Eroberung und durch das Recht der Geburt". Die größte Beschuldigung, welche er auf die Jesuiten schleuderte, war, die Autorität des Herrschers den Rechten der Nation untergeordnet zu haben. Alle Vorfechter des sozialen Vertrages verfielen in diesen Irrthum, weil sie die Gesellschaft mit der Regierung verwechselten.*) Die Lehren, welche von den Phi-

*) In der That gibt Rousseau das Leben des Bürgers dem Fürsten Preis.

losophen gepredigt wurden, sollten eine Art Geheimlehre zwischen den Gebildeten bleiben und nicht bis zu der sogenannten „Canaille“ herabsteigen.*) Uebrigens bewegte man sich stets in Theorien und baute alle Verbesserungen in die Luft. Da diejenigen Männer, welche durch ihre Schriften die öffentliche Meinung lenkten, die bisher gemachten weisen Erfahrungen verachteten und beanspruchten, daß Alles neu werde und mit ihrer Epoche beginne, verengte sich ihr Gesichtskreis, sie urtheilten falsch über das Fernerliegende, wurden durch das Naheliegende geblendet und täuschten sich über die Zukunft aus Unkenntniß der Vergangenheit.

Da der Staat ohne Gesetze, die Waffen ohne Ruhm, der Hof ohne Würde, die Sitten ohne Zucht waren, mochte man leicht sich von der heiteren Philosophie jener Männer einnehmen lassen, welche wie alte Leute, die keiner Illusion mehr fähig sind und diese auch bei Andern zerstören wollen, Gottlosigkeit predigten und von Gott in denselben freien Ausdrücken sprachen wie von den Königen. Die Einen läugneten dessen Existenz, die Andern gaben sie wohl zu, machten ihn aber taub und stumm und während sie die ewige Belohnung zuließen, läugneten sie die ewigen Strafen.

Das Heer.

Eine starke Armee ist das Bollwerk der Machthaber gegen die Freiheit, aber auch an einer solchen fehlte es in Frankreich.

Er sagt: „Wenn der Fürst ihm sagt: Es ist nothwendig für den Staat, daß Du stirbst, so muß er sterben.“

*) Voltaire schrieb an Diderot: „Welche Parthei Sie auch ergreifen mögen, empfehle ich Ihnen die Infame (die christliche Religion). Man muß sie in den Augen honetter Leute zu Grund richten und sie der großen oder kleinen Canaille überlassen, für welche sie gemacht ist“ (25. Sept. 1762). An Madame d'Epinay schrieb er: „Meine theure Philosophin, ich empfehle Ihnen die Infame, man muß ihr die Thür honetter Leute verschließen und sie auf der Straße lassen, wo sie sich sehr gut befindet“ (20. Sept. 1760). „Wir bekümmern uns gar nicht darum, ob unsere Leser und unsere Manövres aufgeklärt sind“. — Friedrich der Große, von Preußen, schrieb: „Ich spreche nicht von der Canaille, welche nicht werth ist, aufgeklärt zu werden, und welcher jedes Joch recht ist; ich spreche von jenen, welche denken wollen“ (Brief vom 5. Jänner 1767). Voltaire schrieb an Argental: Nach meiner Ansicht ist es der größte Dienst, den man der Menschheit erweisen kann, wenn man das dumme Volk von den honetten Menschen für immer trennt. . . . Man dürfte die absurde Unverschämtheit jener nicht dulden welche sagen: Ich will, daß ihr ebenso denkt, wie euer Schneider und eure Wäscherin“.

Die Leibwachen (garde du corps), die Hofwachen (garde de la porte), die Wachen der Amtshauptmannschaft (garde de la prévôté), die Gensdarmen, die Chevaulegers, die Schweizer Garde und die französische Garde bildeten das militärische Heer des Königs. Die Armee bestand aus 103 Infanterie-, 67 Kavallerie- und 7 Artillerieregimentern, einem Geniecorps, 7 Kompagnien Mineurs und Erdarbeiter, 12 Schweizer-, 3 Deutschen-, 3 Irländischen und einem Schwedischen Regiment. Sie zählte 10 Marschälle, mehr als 240 Generallieutenants, 560 Feldmarschälle, 300 Brigadiers der Infanterie und fast 200 Brigadiers der Kavallerie.

Frankreich hatte in der Kriegskunst mit den andern Nationen nicht gleichen Schritt gehalten, trotz des Marschalls von Sachsen, trotz Gribeauval, der das Artilleriewesen verbesserte, trotz Folard und Guibert, welche die Theorien der Kriegskunst zum Gegenstand ihrer Untersuchungen machten. Der Minister Saint-Germain, ein Mann mit trefflichen Ideen, aber brutalen Manieren, reformirte die Armee in aller Eile. Er hob die privilegirten Corps auf, änderte die Form und die Ordnung der Regimenter, die Uniform, den Dienst, die Disciplin und das Avancement; er wollte auch das Hotel der Invaliden aufheben und führte in die Disciplin erniedrigende Strafen, wie Stockprügel und Hiebe mit dem flachen Säbel, nach deutscher Manier ein. Er wurde sehr bald entlassen. Um Unterlieutenant werden zu können, mußte man durch vier Zeugen nachweisen, daß man einer adeligen Familie entstamme. Da es leicht war, sich falsche Zeugen zu verschaffen, verlangte man später (1781), daß die Adelsprobe heraldisch geliefert werde. Es war dies eine Nachahmung der preußischen Manier, welche an die Stelle eines Mißbrauches einen noch größeren setzte und den Bürgerlichen gänzlich von einer Laufbahn ausschloß, in welcher man sich früher ehrenvoller Weise den Adel erwerben konnte.

Die Armee war somit kein Volksheer und zwischen den Offizieren und den Soldaten gab es weder Gemeinschaftlichkeit noch Zuneigung mehr. Die Bürger kauften sich durch die Steuer vom Militärdienste los, man errichtete Provinzialregimenter mit Zwangsaushebung und ergänzte sie durch die Werbung. Ein Zeitgenosse spricht sich darüber in folgender Weise aus: „Anstatt unter den Fahnen Söhne aller Familien und aller Klassen zu finden, welche durch die Conscription und durch ein allgemeines Gesetz dazu berufen wären, sah man nur junge Leute, welche größtentheils ihrer zerrütteten Verhältnisse wegen oder aus Trägheit sich entschlossen,

in den Militärdienst zu treten. Ihnen eröffnete sich keine Aussicht auf Beförderung, es gehörte zu den größten Seltenheiten, daß ein Soldat oder ein Unteroffizier Offizier wurde; und selbst die kleine Zahl derjenigen, welche durch ein glückliches Geschick es so weit brachten, gelangten erst nach einer sehr langen Reihe von Dienstjahren dazu. Der Name, den man solchen Offizieren beilegte, bezeichnete zur Genüge die Seltenheit eines solchen Glücksfalls, man nannte sie „Glücksoffiziere" (officiers de fortune). Die Adeligen hatten allein das Recht, als Unterlieutenants in die Armee zu treten. — Dieser alte Brauch stammte noch aus den Zeiten der Feudalherrschaft. Ein Vorurtheil, das sich bis zu der jüngsten Zeit erhalten hat, beschränkte den französischen Edelmann auf die militärische, diplomatische und die Beamtenlaufbahn. Dieser Ueberrest veralteter Gewohnheiten hatte zur Folge, daß eine vollständige Subordination zwischen Offizieren verschiedener Grade sich nur sehr schwer handhaben ließ; denn wenn die Offiziere auch durch die Hierarchie der Grade sich unterschieden, so hielten sie sich doch in Anbetracht des Adels für ganz gleich. Man anerkannte den höheren Rang beim Manöver, bei der Parade und während des Dienstes, aber außerhalb desselben sah man nur wenig Spuren von Subordination. In der Stadt und bei Hofe fanden sich die Offiziere oft in umgekehrter Ordnung; ein Oberst, der nur ein Landedelmann war, wurde einem jungen Kapitän oder Unterlieutenant nachgesetzt, weil dieser einen erlauchten Namen, wie Montmorency, Rohan oder Crillon u. s. w. trug*).

Wenn Ludwig XV seine Maitresse in's Feld mitnahm, ist es dann ein Wunder, daß die Offiziere sein Beispiel nachahmten? Der Marschall von Sachsen hatte in seinem Gefolge eine ganze Schauspielertruppe, und eine Schauspielerin kündigte am Schlusse einer Vorstellung an, daß man am nächsten Tage die Schlacht bei Laufeld schlagen werde.**)

Die Kriege, welche in jener Zeit geführt wurden, waren alle geeignet, den Adel noch mehr in Mißkredit zu bringen; denn während die Soldaten wie Helden kämpften, wurden die Offiziere überall geschlagen, und da man in den öffentlichen Berichten stets nur von dem edlen Blute sprach, welches geflossen war, fragte man mit Recht, ob das des Soldaten vielleicht nur Wasser wäre.

---

*) Memoires de Mr. de Ségur I. Th., Seite 66.

**) Memoires du prince de Montbarey.

Alles gerieth in solcher Weise in's Schwanken zwischen der Nothwendigkeit der Umgestaltung und dem Widerstande gegen jede Aenderung.*) Unter der Herrschaft der vielen Sondergesetze hatte sich eine Unzahl von Mißbräuchen festgesetzt und der Widerspruch zwischen den Institutionen und der Ausführung blieb ein stetiger; die Philosophie, materiell und wollüstig, nährte in den niederen Klassen den Haß und die Verachtung der höheren, während sie in der hohen Gesellschaft die rechtmäßigen und sittlichen Verhältnisse in's Lächerliche zog und über die unmoralischen scherzte. Eine feurige und zugleich intelligente, edle aber zugleich verderbte Nation konnte nicht mehr jene Könige verehren, welche durch ihre Schwachheiten das Nationalgefühl und durch ihre Sittenlosigkeiten die öffentliche Moral verletzten und sich selbst dann noch nicht ändern wollten, als sie schon aufgehört hatten, für die Einheit des Staates nothwendig zu sein, und nicht einmal mehr auf den Glanz äußerer Erfolge sich berufen konnten. Das Volk verachtete den Adel, welcher nur in seiner Zügellosigkeit groß war, und selbst zur Kirche nahm es vergebens seine Zuflucht, da diese verstümmelt, geknechtet und verderbt war.

Zuletzt kam ein guter König, welchen Alle mit freudiger Hoffnung begrüßten, aber er zeigte sich leider als unfähig.**) Ein Tyrann und ein großer Mann hätte vielleicht Frankreich gerettet,

*) Lally-Tolendal bewies in einer Rede voll Mäßigung, welche er am 15. Juni 1789 in der Adelskammer hielt, daß Frankreich gar keine Verfassung habe. Er sagte: „Sie haben kein Gesetz, welches bestimmte, daß die Generalstaaten ein integrirender Bestandtheil der Souveränetät sind, Sie haben kein Gesetz, welche die periodische Einberufung derselben fordert, Sie haben kein Gesetz, welches Ihre persönliche Sicherheit und Ihre individuelle Freiheit gegen Willkür schützt, Sie haben kein Gesetz, welches die Freiheit der Presse verfügt, Sie haben kein Gesetz, welches Ihre Zustimmung zur Auflage der Steuern nothwendig macht, Sie haben kein Gesetz, welches den Ministern Verantwortlichkeit für ihre Exekutivgewalt auferlegt, Sie haben kein allgemein gültiges, positives geschriebenes Gesetz, kein Diplom, welches zugleich national und königlich, keine Charte, welche der Grundstein einer festen, unveränderlichen Ordnung wäre und aus welcher Jeder entnehmen könnte, wie viel er von seiner Freiheit und seinem Eigenthum opfern müsse, um den Rest sich zu erhalten, welche das Recht sicher stellen und die Macht begränzen würde".

**) Ludwig XVI führte ein Tagebuch, in welches er vorzüglich seine Jagden eintrug. Die Tage, an welchen er nichts that, bezeichnete er mit dem Worte: „Nichts" (Rien). Nun steht aber auch dieses „Nichts" in dem Tagebuch an jenem Tage verzeichnet, an welchem die Bastille gestürmt und genommen wurde!

entweder dadurch, daß er die herabgewürdigte Nation mit Füßen getreten, oder daß er sich zum Vermittler der nothwendigen Reformen gemacht hätte. Ludwig XVI vermochte, weil er einerseits zu viel Tugenden besaß, anderseits zum Regieren unfähig war, eben nur stolpernd vorwärts zu schreiten. Er mußte häufig seine Minister wechseln, was so viel heißt, als das System wechseln, weil die schlechten ihm schadeten und selbst die guten nicht viel nützten. Die Nation sah die zahlreichen Anstrengungen, welche man machte und gewöhnte sich eben dadurch an die Idee, daß auch immer etwas Besseres möglich sei, und die Staatsmänner kamen endlich zur Ueberzeugung, daß, um eine Nation zu leiten, Absichten und Anläufe nicht hinreichen, sondern daß man Garantien bieten müsse.

Nach dem Staatsstreich von 1771 sprach man in den Gesellschaften und selbst unter Frauen von nichts anderem, als von Constitution, von Grundgesetzen und von Unabsetzbarkeit der Beamten. Die Regierung, betroffen von den Fortschritten der demokratischen Ideen, hätte versuchen sollen, sich mit diesen zu verbinden und sie als Quelle neuer Macht zu benützen, man that aber das Gegentheil und bemühte sich, die veralteten Privilegien wieder entstehen zu lassen. Die frühere Regierung hatte den Beamtenadel unterdrückt, der jetzigen schien es würdig, ihn väterlich wieder aufzurichten; man setzte den Geburtsadel in seine Vorrechte wieder ein und gab in seine Hände die Magistraturen und die militärischen Grade zurück. Indem man die Gesetze mit den Gebräuchen in Widerspruch brachte, machte man die Eifersucht eines Standes rege, während man zugleich die Ansprüche der andern Stände steigerte. Durch diese Erfolge schwindlig gemacht, sah der Adel den Abgrund nicht, der sich vor ihm öffnete. Der Bürger sah in dem Throne eine feindliche Macht, erkannte aber sehr wohl, daß es von ihm allein abhänge, denselben zu erhalten oder zu stürzen.

Die Geschäftsleute machten Chorus mit den Denkern. Frankreich, unter Ludwig XIV eroberungssüchtig und militärisch geworden, suchte nunmehr auch im Frieden den Vorrang zu behaupten; da dies aber bei dem Wege, den andere Nationen einschlugen, nicht möglich war, kam es aus dem Schwanken und der Rathlosigkeit nicht heraus. Wie Frankreich einmal organisirt war, konnte es auch nicht, nach dem Beispiele des gehaßten, gleichwohl aber zum Vorbilde genommenen England, den Handel zu seiner Hauptbeschäftigung machen. Als Handelsstaat erhob sich Frank=

reich nicht über einen sekundären Rang und es verurtheilte die beiden wichtigsten Zweige der Volkswirthschaft: die Manufaktur und den Ackerbau, zum Siechthum. Das Aufblühen Hollands und Englands war in der Freiheit dieser Staaten begründet, während man in Frankreich sogar für die Verluste, die man in den Colonien erlitt, die Politik der Regierung verantwortlich machte.*) Die Handelswelt, an strenge, fast selbstische und nivellirende Rechtschaffenheit gewöhnt, staunte über die unbesonnene Verschwendung des Despotismus und begriff nicht, wie das eine Haupt der Societät sich auf Unkosten der andern bereichern könne, warum so viel für Höflinge verschwendet, der Adel und den Klerus von den allgemeinen Lasten befreit werde; warum der Staat allein das Recht haben solle, wiederholt zahlungsunfähig zu werden und immer wieder neue Schulden zu machen? In England sah man eine regelmäßige Rechnungsablage des dafür der Volksvertretung verantwortlichen Ministeriums eingeführt, während in Frankreich der König sagte: „Der Staat bin ich", und der König nicht zur Verantwortung gezogen werden konnte. Es blieb also nur von der Vereinigung die Macht zum Widerstande, welche die Verfassung nicht bot, zu hoffen.**)

*) Frankreich zählte in seinen amerikanischen Colonien 75,000 Weiße, 14,000 Farbige und 489,000 Sklaven. In den Jahren 1786, 87 und 88 wurden jährlich 30,000 Neger eingeführt. Die asiatischen Colonien waren wenig mehr als Geschäftscomptoirs privilegirter Gesellschaften, eine solche hatte auch den Senegal'schen Handel in Händen.

**) Eine Anekdote vom Jahre 1770 zeigt, wie sehr die Bürger zusammenhielten, wenn es galt, sich gegen die Uebergriffe des Adels zu stemmen.

Die Eltern des berühmten Barnave hatten eines Abends im Theater zu Grenoble in der einzigen Loge, welche noch leer war, Platz genommen. Diese Loge war aber für irgend eine Kreatur des Herzogs von Clermont-Tonnerre, des Gouverneurs der Provinz, reservirt worden. In Folge dessen forderten zuerst der Theaterdirektor, dann ein Gardeoffizier, dann vier Musketiere, Barnave auf, die Loge zu verlassen. Er weigerte sich, bis ein eigener Befehl vom Gouverneur anlangte. Da wandte sich Barnave zum Parterre, welches auf den Streit aufmerksam geworden war und rief hinab: „Ich verlasse meinen Platz auf Befehl des Gouverneurs". Da verließ die ganze Bourgeoisie augenblicklich das Theater. Alles strömte in das Haus Barnave's, wo man einen Ball und ein Souper improvisirte, an welchen die vornehmsten Bürger Theil nahmen. Die Bürger von Grenoble giengen auch nicht früher in's Theater, als bis Barnave vollkommene Genugthuung erhalten hatte. (**Berenger, Notice historique sur Barnave, Paris 1843.**) Solche einstimmige Demonstrationen, wenn auch von blos moralischem Charakter, machten endlich diejenigen, welche ihre Macht mißbrauchten, mehr stutzen, als es die heftigsten Drohungen vermocht hatten.

Die öffentliche Meinung.

Die königliche Autorität wurde nun von zwei Seiten angegriffen, nemlich von der Macht der Interessen und von der Macht der Ideen. Da die öffentliche Meinung keine gesetzlichen Organe hatte, gab sie sich bald durch Aufstände, bald im Parlamente und in den Munizipalitäten, bald durch den Klerus kund. Lieder und Journale offenbarten mit mächtiger Stimme die Unzufriedenheit des Volkes mit dem gegenwärtigen Stande der Dinge und den lebhaften Wunsch nach Neuerungen. Man griff das göttliche Recht des Königs an und forschte in der Geschichte. Geheime Druckereien verbreiteten Schriften, welche wohl mitunter ganz billige Forderungen enthielten, häufiger aber der Ausdruck übertriebener Klagen waren. Schon Lauraguais hatte in dem „Manifeste an die Normannen" verkündet, die Nation habe gesagt: „Du wirst unter diesen Bedingungen König sein, und ich werde Dir treu sein. Wenn nicht, so werde ich Dein Richter werden." Der Klerus warf in seinen Ermahnungen die Frage auf: „Woher kommt diese sonderbare und ruhelose Prüfung, die sich jeder in Betreff der Handlungen, Rechte und Grenzen der Regierung erlaubt." Malesherbes sagte bei Gelegenheit seiner Aufnahme in die Akademie: „Es hat sich ein Tribunal erhoben, das von keiner Autorität eingesetzt, doch von jeder Autorität respektirt wird, welches die Fähigkeiten abschätzt und über das Verdienst eines Jeden entscheidet. In einem Jahrhunderte, in welchem jeder Bürger durch die Presse zur Nation sprechen kann, sind jene Männer, welche von der Natur die Gaben erhielten, die Menschen zu belehren und zu rühren mitten in der zerstreuten Menge, dasselbe, was in Rom und in Athen die großen Volksredner waren."

Die revolutionäre Bewegung, welche in England praktisch durchgeführt wurde und in Deutschland Philosophie blieb, wurde in Frankreich ganz den Literaten überlassen, welche zu Anfang des Jahrhunderts noch Protektionen suchten, jetzt aber schon als Protektoren auftraten und mit scheinbarer Leichtigkeit und mit jener unzerstörbaren Seelenruhe, welche ihnen die unvollkommene Kenntniß der herrschenden Fragen verlieh, systematisch Alles negierten und die Negation überhaupt zu ihrem Dogma machten.

Schon la Fontaine, la Bruyère, Pascal, Moliere*),

---

*) Siehe die Scene des Armen in **Festin de Pierre.**

und selbst Boileau*) hatten, ohne sich von dem Glanze des Hofes Ludwig's XIV blenden zu lassen, die weltliche wie die geistliche Autorität bekämpft und eine Menge neuer Ideen unter das Volk gebracht. Die Lehren der Gleichheit, welche Fenelon im Geheimen dem Thronerben ertheilte, machten ihren Weg durch das Volk, das durch sie auf die legalen Ungerechtigkeiten aufmerksam gemacht wurde.

Die Schriften von Saint-Simon offenbarten die Schändlichkeiten des Hofes, verkleinerten den Ruhm des großen Königs, setzten aber noch mehr den Adel herab, welcher ihn umgab, indem sie denselben als unnütz, lasterhaft und kriechend schilderten. Der „Tartüffe" geißelte die Andächtelei, mußte aber unvermeidlicher Weise auch die wahre Frömmigkeit treffen. Darum widersetzte sich auch das Parlament der Aufführung dieses Stückes, der König jedoch befahl dieselbe.

Beaumarchais, 1732—1799.

Ein ganz anderes Schicksal hatte Beaumarchais. Als Fortsetzer Voltaire's trat er öffentlich auf, als die philosophischen Lehren schon Gemeingut waren. Er machte sie so zu sagen sprichwörtlich, indem er sie in persönlicher Weise anwandte. Er kam nach Paris, um eine von ihm erfundene neue Art Uhrmacherkunst bekannt zu geben und beschäftigte sich anfangs mit Zollangelegenheiten. In den Stunden, welche andere mit Jagen, Reiten und Spielen zubringen, unterhielt er sich damit, Komödien zu schreiben. An den Hof berufen als Musiklehrer der Töchter Ludwig XV, die ihn liebten, „weil er ihnen die Wahrheit sagte", erlitt er alle die Herabsetzungen, welche damals einem Parvenü niemals erspart wurden. Ein Edelmann traf ihn eines Tages in großer Toilette in Versailles. „Herr Beaumarchais", sagte er ihm, „meine Uhr geht schlecht, schauen Sie sie ein wenig an." „Sehr gerne", antwortete dieser, „aber geben Sie wohl Acht, ich verstehe gar Nichts davon." Da der Edelmann darauf besteht, nimmt Beaumarchais die Uhr und läßt sie mit den Worten fallen: „Ich habe es Ihnen im Vorhinein gesagt, daß ich sehr ungeschickt in solchen Sachen bin."

Er war in einen Prozeß verwickelt und wandte sich in dieser Angelegenheit an einen Rath des Parlamentes Maupeou, Na-

---

*) Siehe seinen Brief über den Adel.

mens Goëzmann. Er erhielt von diesem eine Audienz und versicherte sich seiner Wohlgewogenheit durch ein Geschenk von hundert Louisd'or und einer sehr werthvollen Uhr. Da er den Prozeß verlor und man ihm das Geschenk zurückstellte, gab er vor, er habe dem Rathe 15 Louisd'or mehr gegeben. Der Rath verklagte ihn wegen Verläumdung. Beaumarchais machte in seinen „Memoiren" das Publikum zum Richter. Es ist dies eine Arbeit voll Lebhaftigkeit, eine zwar höchst frivole, aber nicht minder anziehende Mischung von Satyre, Drama, Roman und Pasquille, in welcher er mit konstvoller Bosheit die neuen Parlamente züchtigt. Voltaire hatte diese Memoiren viermal gelesen und sagte darüber: „Es gibt keine amüsantere Comödie, keine besser erzählte Geschichte, keine mißliche Angelegenheit, die besser beleuchtet worden wäre. Es ist einzig in seiner Art, und das Stärkste, das Kühnste, das Komischste, das Interessanteste und das Erniedrigendste für seine Gegner. Er ist wahrhaftig wie ein wilder Harlekin, der eine ganze Patrouille zu Boden wirft." Das Publikum, welches die Parlamente haßte, erhob Beaumarchais als einen verfolgten Bürger bis in die Wolken. Die Parlamente fielen und der revolutionäre Geist reifte immer mehr.

Während Beaumarchais die gewinnreiche Spekulation unternahm, ein mit Waffen beladenes Schiff an die amerikanischen Insurgenten zu expediren, schrieb er die „Hochzeit des Figaro", eine Comödie, in welcher er den Adel eben so lächerlich machte, wie er es früher mit der Magistratur gethan. Er begann damit einen persönlichen Krieg, den er allerdings mit einer Fülle neuer Ideen führte. Das Stück ist ein wahrhaft encyclopädistisches durch die Anzahl der Portraits und die Kühnheit der Farben; er handhabt in demselben die Satyre mit eben so viel Cynismus als Frechheit und schlechtem Geschmack. Indem er es versteht, die Intrigue leicht zu schürzen und daraus überraschende und gefällige Situationen zu schaffen, schießt er Bresche in die Moral, die Gesetzgebung, die Religion, die Politik und selbst in die Metaphysik; er frägt ganz einfach, was denn der Adelige gethan hat, daß er so viel Vortheile genießt? er hat sich die Mühe gegeben, geboren zu werden.

Ludwig XVI, der an dem Stück Aergerniß nahm, schwur, nie zu gestatten, daß es aufgeführt werde; Beaumarchis schwur, daß es aufgeführt werden würde, und sollte es mitten in der Kirche zu Notre-Dame geschehen. Der König der öffentlichen Meinung trug den Sieg über den König der bewaffneten Gewalt

davon. Der Adel war der erste, welcher darauf drang, daß dieses gegen ihn gerichtete Kriegsmanifest in Szene gesetzt werde, und alle jene Mißstände, welche die Presse nicht aufdecken durfte, wurden jetzt auf dem Theater dargestellt mit aller Uebertreibung der Satyre und aller Lebhaftigkeit szenischer Handlung; alle Mißbräuche des Hofes wurden bloßgelegt, welche dieser abzuschaffen bisher noch nicht in der Lage war. Das Volk strömte in Haufen zu den Vorstellungen, aber nach der 67. Vorstellung wurde Beaumarchais verhaftet, und in das Haus gesperrt, in welchem man junge Leute von berüchtigt sittenlosem Lebenswandel festhielt. Wahrlich eine sinnlose Strafe für ein triumphirendes Verbrechen. Kurze Zeit später wurde das Stück in Trianon aufgeführt, Marie Antoinette gab die Rosine, den Figaro gab der künftige König Karl X.

Die Regierung besaß nicht mehr Energie genug, um das Hereinströmen aller jener Bücher zu verbieten, die sie doch für gefährlich ansah. Die Censur konnte wohl die Drucklegung eines Buches, aber nicht die Einfuhr der im Auslande verlegten Bücher verbieten. In England waren die Schriftsteller durch kein Hinderniß zurückgehalten und auch in Preußen *) durfte man die Religion und das Regierungssystem anderer Länder angreifen, in Holland bestand Lehrfreiheit, und aus Frankreich flüchtige Calvinisten verbreiteten von da aus den Haß gegen ihre Verfolger; Genf gab unter andern das Beispiel einer republikanischen Verfassung. Bisweilen dekretirte man, ein Buch solle verbrannt, oder vom Henker zerrissen werden, aber diese Strenge reizte die Neugierde, und man brauchte ein Buch nur zu verbieten, um es überall zu sehen. Die langweiligsten Bücher wie Holbachs

*) Das folgende Schreiben des Grafen von Podewils, Geheimsekretärs Friedrich II, an den Polizeidirektor von Berlin ist von Interesse: „Mein Herr! Seine Majestät der König hat mir gnädigst befohlen, Ihnen mitzutheilen, daß man den Journalisten dieser Stadt die unbegränzte Freiheit lassen solle über alles, was sich hier ereignet, zu schreiben was sie wollen, ohne daß eine Censur nothwendig sei; „weil dies“, — so lauten die eigenen Worte Seiner Majestät, — „ihn unterhält“; vorausgesetzt, daß die Journale darauf achten, daß die auswärtigen Minister sich nicht beklagen können, wenn sie in denselben etwas fänden, was ihnen mißfällt. Sollen die Zeitungen interessant sein, dürfen sie nicht in Fesseln geschmiedet werden. Das bezieht sich hauptsächlich auf die Artikel über Berlin; was die auswärtigen Mächte betrifft, sollen sie cum grano salis und mit großer Umsicht verfahren.“ Lesur's Jahrbuch 1843 S. 273.

„Naturphilosophie“ oder absurde Arbeiten, wie „der Geist“ von Helvetius wurden gelesen, weil sie verboten waren.

Die Censur wurde gehandhabt von der Sorbonne, dem Könige und dem Parlamente, welche von verschiedenen Prinzipien ausgingen und deren Entscheidungen daher nie übereinstimmten. Die königliche Druckerei veröffentlichte ein Buch: „Die Concile“ von Pater Hardorin, das Parlament ließ es mit Beschlag belegen. Das Parlament gestattete das Erscheinen des „Belisar“ von Marmontel, die Sorbonne verbot das Buch, dem nichts anderes vorzuwerfen war, als daß es einige damals bereits herrschende Ideen enthielt. Das Parlament legte dem Erscheinen des Meßbuches mit der Messe vom hl. Herzen kein Hinderniß in den Weg, aber der Großsiegelbewahrer ließ es konfiszieren. Umsonst sagte Malesherbes, das Mittel, den Verboten Achtung zu verschaffen bestehe darin, daß man deren wenige erlasse; sie regneten förmlich von allen Seiten herab. Fréret wurde in die Bastille geschickt, weil er gesagt hatte, die Franken wären keine besondere Nation gewesen, und ihre ersten Anführer hätten von den römischen Kaisern den Patriziertitel erhalten. Der „Geist der Gesetze“, die „Henriade“, „das Zeitalter Ludwig XIV“, die „Elemente der Philosophie“ von Newton waren Bücher, welche allgemeine Bewunderung erregten, während zugleich das Verbot bestand, sie nach Frankreich einzuführen. Buchhändler und Buchdrucker wurden von Zeit zu Zeit verurtheilt und das Publikum erfuhr aus den Urtheilen die Titel der Bücher, welche es lesen sollte.

Die höheren Stände ermuthigten jene Werke, welche ihre Macht unterwühlten. Der Autor eines vom Parlament verbotenen Buches wurde zu den Tafeln der Adeligen eingeladen, und um ihn zu rächen, erzählte man öffentlich die Schwächen und Vergehen seiner Richter. Uebrigens erlangte man durch Intriguen und Protektion, was die Justiz verweigerte. Man ließ eine gute Kritik der Regierung oder einen weisen Rath nicht drucken, während abgeschmackte Bücher voll Zoten ganz frei zirkulirten. Im Jahre 1757 verhängte der König die Todesstrafe über jeden Schriftsteller, der Unglauben verbreitete, die Geister aufregen, die königliche Autorität angreifen, oder die öffentliche Ordnung stören werde, und ein Jahr später veröffentlichte Helvetius sein Buch vom Geiste. Die Encyclopädie wurde mehrere mal verboten, erlaubt, verdammt und wieder geduldet.

Mitten in diesem Gewühl schwankender Prinzipien und unsicherer Praxis verfolgte der Hof, welcher bald drohte, bald schmei-

chelte, aber immer ohne Kraft war, Rousseau, während er den eben so kühnen und noch ungläubigen Hume gnädigst empfing, und ihm durch die jungen Prinzen Komplimente sagen ließ. Das erste Exemplar des Werkes „über die englische Konstitution" von Delolme aus Genf war an Ludwig XVI adressirt; Malesherbes gab den Befehl, die Papiere Diderot's zu durchsuchen, ließ ihm aber früher sagen, er möge sie bei Seite schaffen; da dieser aber nicht wußte, wohin er sie geben solle, nahm sie der Minister unter seine eigene Verwahrung. Derselbe hohe Beamte verwendete sich dafür, daß der „Emil" gedruckt würde, und das Buch wurde kurz darauf verbrannt.

Voltaire's Ende.

Während Montesquieu die Ursache und die soziale Harmonie der bestehenden Einrichtungen gefunden hatte, deckte Voltaire alle Mißbräuche und Unzukömmlichkeiten derselben auf und seine kleinen Schriften über Finanzen und Verwaltung hatten die allgemeine Aufmerksamkeit erregt. Als dann sein Genie dem Alter unterlag, beschäftigte er sich damit, der Justiz ihre Fehler nachzuweisen, und sein Name genügte, um das Publikum auf einen Prozeß neugierig zu machen. Während er in Gex wohnte, denuncirte er, und meist mit Erfolg, die fiskalischen Erpressungen, deren Augenzeuge er war. Als Turgot fiel, bezeigte er ihm öffentlich seine Huldigung in dem „Briefe an einen Mann." Seine Betrachtungen über die Prozesse gegen Calas, la Barre, Sirven und Lally zeigten, wie wenig die veralteten Formen der obersten Gerichtsbehörde eine Garantie für die Freiheit und das Leben der Bürger sind. Er spendete seinen Beifall, als die einzige Körperschaft, welche man fürchtete, das Parlament, von jenen vernichtet wurde, die es am meisten fürchteten.

Als feiner und zugleich fanatischer Geist, kaustisch und ausschweifend, ironisch und streng, machte er den frivolen und obscönen Geschmack der Menge zu seinem Studium, um ihr zu gefallen und ihre boshafte Neugierde rege zu machen; er wandte sich an die edeln Triebe und die großmüthigen Leidenschaften, während er sie zugleich unter der eisigen Decke des Egoismus erstickte; selbst ungerecht und heuchlerisch, verdammte er die Ungerechtigkeit und die Heuchelei; er brach die Schranken des Gedankens, während er durch seine Intoleranz ihm neue umlegte; aber mit bewunderungswürdiger Schmiegsamkeit begabt und von allgemeiner Popularität getragen, war er der wahrste und korrekteste Typus der Nation

oder besser gesagt der Gesellschaft, jener eleganten, von Vergnügungen übersättigten Gesellschaft, in welcher nicht der Hof, sondern die Damen de Tencin, Geoffrin und de Launay ihre Orakelsprüche thaten, und den Ruhm, die Minister und selbst die Bullen machten und stürzten.

Nachdem Voltaire Frankreich und die ganze übrige Welt durch die Improvisationen seines fruchtbaren Geistes erschüttert hatte, wollte er in seinen alten Tagen ruhmgekrönt noch einmal jenes Paris sehen, aus welchem er seit so vielen Jahren verbannt gewesen, daß seine zeitgenössischen Bewunderer bereits zu seiner Nachwelt geworden waren. Ludwig XVI wollte sich dieser Reise widersetzen, gab endlich auf die Vorstellungen seines Ministers Maurepas wie gewöhnlich nach. „Seine Rückkehr war ebenso wie die Ungnade ein Beweis von der Schwäche der Autorität. Der philosophische Geist hatte in dem Maße die öffentliche Meinung durchdrungen, und die Regierung so sehr eingeschüchtert, daß man ihn in sein Vaterland zurückkehren ließ, ohne es ihm gestattet zu haben. Der Hof weigerte sich, ihn zu empfangen, aber die ganze Stadt flog ihm entgegen. Man wollte ihm nicht das geringste Zeichen von Gnade gewähren und ließ ihn einen glänzenden Triumph genießen. . . Man muß zu jener Zeit die allgemeine Freude, die ungeduldige Neugier und den stürmischen Eifer der bewundernden Menge gesehen haben, welche sich drängte, um den berühmten Greis, den Zeitgenossen zweier Jahrhunderte, von deren erstem er den Glanz geerbt, während er der Ruhm des zweiten war, zu hören und zu sehen. Man muß eben ein Augenzeuge gewesen sein, um sich davon eine rechte Idee machen zu können. . . Es war die Apotheose eines noch lebenden Halbgottes. Voltaire sagte zu dem Volke mit eben so viel Recht als Zärtlichkeit: „„Ihr wollt also, daß ich vor Freuden sterbe."" . . . Man kann sagen, daß es damals einige Wochen lang zwei Höfe in Frankreich gab, den des Königs zu Versailles und den Voltaire's zu Paris. Der erstere, an welchem der gute König Ludwig XVI ohne jedes Gepränge ganz einfach lebte und viel zu empfindlich gegen jedes Aufsehen, um seine bescheidenen Tugenden ins rechte Licht zu stellen, stets nur an die mächtigen Reformen und das Glück des Volkes denkend; der erstere, sage ich, schien das friedliche Asyl eines Weisen im Vergleiche mit dem Hotel am Quai der Theatiner, vor welchem man den ganzen Tag die Rufe einer vergötternden Menge hören konnte, welche ihre Huldigung dem größten Genie Europa's brachte. In diesem Hause,

welches durch seine Anwesenheit ein königlicher Palast wurde, saß Voltaire mitten in einer Art von Rath, welcher aus Philosophen und den kühnsten und berühmtesten Schriftstellern des Jahrhunderts bestand, seine Höflinge waren die hervorragendsten Männer aus allen Ständen und allen Ländern . . . . Seine Krönung fand im Saale des Théatre français statt. Die Trunkenheit läßt sich nicht beschreiben, mit welcher der erlauchte Greis von dem Publikum empfangen wurde, das in gedrängten Massen alle Bänke, Logen, Corridore und alle Ausgänge der Halle füllte. Nie hat sich die Anerkennung einer Nation in lebhafteren Ausbrüchen kund gegeben. Sobald Voltaire erschien, trat der Schauspieler Brizard vor und legte auf sein Haupt einen Lorbeerkranz. Voltaire wollte ihn gleich abnehmen, aber das Publikum rief ihm zu, den Lorbeerkranz auf dem Haupte zu behalten. Unter den lebhaftesten Zurufen nannte man laut die Titel und Namen aller seiner Werke. . . . Lange nachdem der Vorhang schon aufgezogen war, konnte die Vorstellung noch immer nicht beginnen, so sehr war alle Welt im Theater beschäftigt, Voltaire zu betrachten und ihm laute Huldigungen zuzurufen *)." Der greise Philosoph konnte solchen Eindrücken der Freude nicht länger widerstehen, wenige Tage später hauchte er den Geist aus. Aber die Ideen, welche er verbreitet hatte, starben nicht mit ihm, sie erhielten vielmehr die Sanktion, welche die Zeit und die Autorität des Grabes verleihen.

Das traurige Schauspiel einer schwachen Regierung, welche gezwungen ist, sich der Herrschaft der öffentlichen Meinung zu beugen, erneuerte sich, als Ludwig XVI gegen seinen Willen gedrängt wurde, die Unabhängigkeit Amerika's unter seinen Schutz zu nehmen. Franklin, der vom Hofe nicht empfangen wurde, war mit größerem Glanze umgeben als der König, und die herrschenden Ideen, welche sich von diesem abwandten, begrüßten den patriarchalischen Physiker. Die Regierung, gewohnt sich stets ins Schlepptau nehmen zu lassen, konnte sich nicht zur amerikanischen Allianz entschließen, aber schon proklamirte la Fayette den Kreuzzug im Namen der Freiheit, und zog aus, um für diese das so geschätzte „edle Blut" zu vergießen. Der junge Adel, die künftige Phalanx der französischen Aristokratie, kämpfte für die Vernichtung jener Privilegien, welche im eigenen Vaterlande fortbe-

---

*) **Mém. de M. de Ségur p. 186—191.**

standen und lernte jenseits des Meeres die Prinzipien der Gleichheit und den Haß gegen den Despotismus der Könige, der Minister und der Priester.

„Diese Freiheit", sagt Ségur*), „bot sich uns mit allen Reizmitteln des Ruhmes. Während die reifsten Männer, die Vorkämpfer der Philosophie in dieser großen Frage nichts anders sahen, als eine günstige Gelegenheit, ihren Prinzipien die Annahme zu verschaffen, der Willkürherrschaft Grenzen zu setzen, und Frankreich die Freiheit zu geben, indem sie den Völkern zu ihren unverjährbaren Rechten verhalfen, ließen wir, die jünger, leichtsinniger und feuriger waren, uns unter die Fahne der Philosophie anwerben nur in der Hoffnung, Krieg zu führen, uns auszuzeichnen und Ehre und höhere Chargen zu erlangen; wir zeigten uns als Philosophen, indem wir die Paladine der Freiheit wurden. In ganz natürlicher Weise geschah es, daß während wir von einer kriegerischen Laune geleitet uns zu Beschützern und Kämpfern der Freiheit erklärten, wir uns endlich in allem Ernste für dieselbe begeisterten. Nachdem wir alle Bücher und Schriften, welche damals im Sinne der neuen Lehren veröffentlicht wurden, gierig gelesen hatten, wurden wir die begeisterten Schüler jener, welche diese Lehre öffentlich vortrugen und die Gegner der Lobredner der alten Zeiten, deren Vorurtheile, Pedanterie und Gewohnheit uns lächerlich schienen." —

Mit solchen Ideen kamen die Leute aus Amerika zurück. La Fayette, der unentschlossenste Mensch der Welt, erschien bei Hofe in der amerikanischen Uniform, und man sah auf der Platte an seinem Säbelgehänge den Freiheitsbaum, welcher sich über einer Krone und einem gebrochenen Szepter erhob. Man hörte ihn sagen: „Wir andern Republikaner" . . . „Wir andern Wilde" . . . „Ein König ist das unbrauchbarste Instrument" . . .

Der Gegensatz zu den bestehenden Einrichtungen, denen man hartnäckig ihre alten Formen ließ, wurde dadurch um so auffälliger. Der König hatte bei seiner Krönung noch beschworen, die Protestanten zu verfolgen, und die Duellanten hinrichten zu lassen. Während die Franzosen in Amerika für die Freiheit kämpften, erschien ein Edikt, welches jeden, der nicht vier Ahnen aufweisen konnte zu dem Grade eines Kapitäns, und jeden Bürgerlichen zu dem Grade eines Offiziers unfähig erklärte. Als Boncerf in

*) Mém. t. 1. p. 131.

seinem Buche: „Die Nachtheile der Feudalrechte“ nachwies, daß dieselben nicht nur der Vernunft und der Gerechtigkeit widerstreiten, sondern daß es selbst im Interesse derjenigen, die sie genießen, liege, sie abzulösen, und er den König aufforderte, auf seinen Domänen mit dem Beispiele voranzugehen, verurtheilte das Parlament das Buch zum Scheiterhaufen, und Turgot hatte große Mühe, den Verfasser von der Gefangenschaft zu retten. Theils durch die Menschenliebe der Philosophen, theils durch einige Zufälligkeiten, welche bei Prozessen von größerer Bedeutung vorkamen, wurden die Gebrechen der Justizform, der schreckliche Zustand der Gefängnisse und der Mißbrauch mit den königlichen Verhaftsbefehlen an's Tageslicht gezogen, und es wurde kein Gerichtsfall mehr verhandelt, ohne daß man diese Beschwerde auf's Tapet gebracht hätte, und trotzdem wollte das Parlament dem Angeklagten nicht mehr Schutz als früher gewähren. Nachdem Mirabeau, der ein Opfer der Willkür geworden war, ein Buch gegen die königlichen Verhaftsbefehle geschrieben und in demselben eine schauderhafte Zeichnung von dem Staatsgefängnisse in Vincennes entworfen hatte, änderte Ludwig XVI die Bestimmung dieses Gefängnisses und ließ in seiner Güte Getreidemagazine daraus machen. Das Volk, welches zum Besuche dieses ehemaligen Gefängnisses zugelassen wurde, stellte, anstatt den Edelmuth des Monarchen zu loben, Vergleiche an, um sich ein Bild von den noch schrecklicheren Gefängnissen der Bastille zu machen.

Es gab um diese Zeit in Wirklichkeit keine Tyrannei mehr, sondern es herrschte eine übermäßige Erschlaffung. Weit entfernt, die herrschenden Ideen von sich zu weisen, berief man vielmehr Anhänger der Philosophie in das Ministerium; aber man hatte nicht die Kraft, sie in ihren Stellungen zu erhalten und die Vorurtheile niederzuschlagen. Ein Neuerungsfieber hatte sich der Geister bemächtigt; begierig nach Bewegung, Beschäftigung und kräftigen Thaten, eifersüchtig auf die Ausübung ihres Rechtes, verfielen sie in jene unbestimmte Unruhe, welche man bei einem Unwohlsein empfindet, ohne das Mittel zu kennen, es zu beseitigen. Durch die Menschenliebe der Philosophen wurden zwar gewisse Uebel abgeschafft, aber das Volk begnügte sich nicht mehr mit einem Almosen, es verlangte Gerechtigkeit. Ein gewisses Bedürfniß der Zerstörung gewann immer mehr Boden. In seinen ephemeren, aber mächtigen Anfällen von Enthusiasmus proklamirte Frankreich außergewöhnliche Theorien, welche weder aus einer Debatte, noch aus einer Lehre hervorgiengen, sondern blos

der Einbildungskraft schmeichelten, und eben deßhalb in ganz Europa einen Widerhall fanden.

Europa.

In der That waren weder die Uebel noch die Gegenmittel auf Frankreich allein beschränkt. Sowie in dem vorhergehenden Jahrhundert Ludwig XIV und sein Hof in der ganzen Welt den Ton angaben, ebenso übte in dem laufenden Jahrhunderte Frankreich mit seinen Ideen einen ansteckenden Einfluß auf alle Länder aus, und damit die Herrschaft der öffentlichen Meinung um so augenscheinlicher erscheine, hatte Frankreich an seiner Spitze einen schwachen Monarchen, während ringsumher Herrscher voll Energie regierten.

Die Ideen der Encyclopädisten fanden, unterstützt von der damals schon allgemein gewordenen französischen Sprache und begünstigt durch ihre verführerische Leichtigkeit, allgemeine Verbreitung. Ueberall bewarb man sich um ihre Zustimmung und schloß sich ihrer Meinung an; die Gleichheit der Menschen, die Souveränetät des Volkes, die Negation jedes bestehenden Rechtes, das nicht aus einem Uebereinkommen hervor gegangen war, die Nutzlosigkeit der Priester waren Axiome geworden und der literarische und philosophische Kampf bereiteten die politischen Schlachten vor.

Nichts trug so sehr dazu bei, als die Erschütterung, welche die Ideen des Rechtes durch die selbstsüchtige Politik dieser Zeit erlitten. Der westfälische Friede hatte Europa auf Grundlage eines Provisoriums umgestaltet. Die Könige hatten sich zu Lehensherren ihrer Gebiete erklärt, aber ohne Oberlehensherren; sie machten die Legitimität zu einer socialen Doctrin und das Gleichgewicht zu einem diplomatischen Prinzip. Während einer kurzen Periode war die Politik auf traditionelle Grundsätze, auf nationale Gewohnheiten und auch auf eine moralische Basis gestützt, selbst als sie schon allen religiösen Boden verloren hatte. Aber im 18. Jahrhundert wurde sie ein Menschenmarkt, sie verlor die Achtung vor der öffentlichen Meinung, setzte das Interesse an die Stelle des Rechtes und den dynastischen Ehrgeiz an die Stelle des Vortheiles der Völker; sie hatte keine andere Norm als die materielle Kraft, keinen andern Zweck als die Vergrößerung unter dem Vorwande, die Gebiete zu arrondiren; Mittel dazu waren Waffen und Geld. Die Suprematie besaß derjenige, welcher die meisten Unterthanen und die stärkste Armee hatte. — Eine große Idee oder ein erhabenes Ziel sucht man vergebens in der politi-

schen Bewegung dieses Jahrhunderts. Man findet durchgehends Allianzen geschlossen und gebrochen in Folge einer Laune der Könige, Minister oder Günstlinge, man sieht feindliche Nationen sich verbinden, um ihre natürlichen Bundesgenossen zu bekämpfen; die Versorgung der Söhne irgend einer Intriguantin mit Kronen wird zu einem europäischen Interesse; die Diplomatie macht Winkelzüge; Egoismus leitet die Kabinete; man schließt Familienpakte ab; der kaufmännische Geist hindert den freien Blick und opfert die Ruhe Europas den Vortheilen des Handels, eines Hauses, ja selbst einer einzelnen Person.

Das Gleichgewicht, von welchem die damaligen Staatsmänner träumten, hätte zur Zeit des spanischen Erbfolgekrieges hergestellt werden können; aber bei dem Abschluß des Friedens wurde nur der Vortheil der Könige berücksichtigt, als ob man über eine Erbschaftsangelegenheit sich zu einigen hätte. Der Krieg um die österreichische Erbfolge legte die Gebrechen dieses sogenannten öffentlichen Rechtes ganz bloß. Die Könige fielen, ohne das beschworne Recht und die mit Karl VI geschlossenen Verträge zu berücksichtigen, über dessen Erbschaft her, wie über ein herrenloses Gut, und man beachtete bei der Theilung nicht das positive Recht der Völker, sondern das Uebereinkommen der Fürsten. Von diesem Augenblicke an war die Politik blos ein Gegenstand des Uebereinkommens. Maria Theresia, überzeugt, daß ihr ein rechtmäßiges Eigenthum geraubt worden sei, bewahrte immer einen Groll gegen Preußen, und spähte nach einer Gelegenheit, um ihm wieder abzunehmen, was sie abgetreten hatte. Karl VI gab die Corsen Preis, nachdem er ihnen eine Amnestie zugesagt hatte, der König von Preußen überfiel mitten im Frieden die Hauptstadt von Sachsen und England überfiel ohne Kriegserklärung die französische Flotte und düngte Canada mit Blut.

Ludwig XV kaufte Corsica; Karl VI und Josef II verboten die Wiedereröffnung der Scheldeschifffahrt und den Handel nach dem Oriente; den Franzosen untersagte man dafür den Eintritt in das deutsche Kaiserreich. Die Könige verbündeten sich zur Intervention in den Staaten anderer Fürsten und zur Aufrechthaltung der von ihnen über fremde Nationen eingesetzten Regierungen, wie es Preußen und England mit Holland machten. Man verheimlichte die Kriegserklärungen, um den nichts ahnenden Feind zu überraschen, verheimlichte aber auch den Friedensabschluß, um das begonnene Werk der Verwüstung zu vollenden.

Die veränderte Organisation der Armeen hatte die kleinen Staaten, die Erhalter des internationalen Rechtes geschwächt, und die großen glaubten Alles thun zu können, sobald sie unter einander in Uebereinstimmung waren.

Vier fast gleiche Mächte, von welchen jede stark genug war, um den ersten Rang zu behaupten, machten es zu ihrer Hauptaufgabe, die materiellen Kräfte des Staates so viel als möglich anzuspannen, und die Armee war es, auf welche die Könige ihr Hauptaugenmerk richteten. Um diese zu unterhalten, schien ihnen keine Anstrengung zu groß, ob zwar sie weit größere machten, als sie je für die Ehre, den Glauben, die Gerechtigkeit oder die öffentliche Meinung gemacht hatten. Da man sich solchen Uebertreibungen hingab, mußte der Krieg von dem Stande der Finanzen abhängig werden; er wurde matt geführt, sobald das Geld fehlte, und belebte sich wieder, sobald die Kassen gefüllt waren. Auch die kleinen Staaten sahen sich zu großen Opfern gezwungen, um große Armeen in Bereitschaft zu halten, die Folgen davon waren Subsidien nach Außen, Erpressungen nach Innen, und daß die Privilegien, welche jedes Volk mit traditioneller Achtung bewahrt, mit Füßen getreten wurden. Man berechnete nur die Zahl der Soldaten, nicht aber den Muth, den guten Willen, und was sich nicht messen läßt, die geistige und moralische Kraft. Die Armee stand wie eine lebendige Mauer zwischen den Königen und der Nation. Wenn die Armee geschlagen war, was blieb übrig? Die Erfolge der Revolution geben die Antwort.

Alle Souveräne dachten nur an die Befestigung ihrer königlichen Macht und betrachteten die Staaten als ihre Pachthöfe und die Völker als ihre Handlanger. Alle Freiheiten wurden im Namen der Centralisation vernichtet, es gab keine andere Macht als die der Krone, keine andere Tugend als den Gehorsam. Friedrich II betrachtete den Staat als eine Maschine und reducirte das Glück des Menschen auf sein äußeres Wohlbefinden; Ludwig XV überließ sich grober Wollust und verletzte das Schamgefühl und die Moral; in England führte Walpole die Bestechung als Regierungssystem ein und setzte Habsucht und Egoismus an die Stelle der edleren Gefühle für Vaterland und Glauben. „Was würde aus England werden", rief ein Minister aus, „wenn es gegen Frankreich stets gerecht wäre?" In Portugal verletzte man die Vernunft durch absurde Prozesse, welchen grausame Hinrichtungen folgten. Josef II macht einen Angriff auf die Nationalität Bayern's

und diejenige Polens ward vernichtet. So unterwühlten die Könige selbst das Recht der Legitimität.

Die deutschen Fürsten gaben sich alle Mühe, den Hof Ludwig's XIV nachzuahmen. Sie hatten Feste, Favoritinnen, Hofpoeten, Schauspiele, aber alles war lächerlich, weil es Nachahmung und widernatürlich war. Statt der Courtoisie trugen sie das Laster zur Schau und bewirkten, daß man über ein Verbrechen lachte. Von ihren Reisen in Italien brachten sie gewöhnlich ein ganzes Harem mit. Ihre vorzüglichsten Beschäftigungen waren die Kostüme, die Uniformen, die Parkanlagen und die Jagden. Man kennt die thörichte Verschwendung des Churfürsten Friedrich August von Sachsen, welcher hundertfünfzig Millionen Franken für seine Maitressen verschwendete und im Lager vor Mühlberg ein Banquet gab, das 30 Tage dauerte und zu welchem siebenundvierzig Könige und Fürsten geladen waren. Zu diesen ruinirenden Kindereien kamen noch die Ränke und Eifersüchteleien dieses entnervten Feudalismus, der nur noch Sinn dafür hatte, einen Titel oder einen Vorrang zu erhaschen und um einen Grad in der Hierarchie zu steigen. Die Fürsten, welche zugleich Bischöfe waren, erregten noch größeres öffentliches Aergerniß, und bei den Ritterorden war das Gelöbniß der Keuschheit nur eine Heiligthumsschändung mehr. In solcher Weise wurden diese kleinen Fürsten erzogen, welche bei all' ihrem Hasse gegen Frankreich es sich doch zum Muster nahmen, weil sie eben Franzosen zu Erziehern hatten.

Dank den Philosophen, waren dies nicht mehr, wie sie Botta nennt, „jene unglücklichen Zeiten, in welchen die Verheißungen und Drohungen des künftigen Lebens die soziale Maschine regelten“. Die Verträge wurden in zweideutigen Ausdrücken redigirt und man bemühte sich, die Verhandlungen in die Länge zu ziehen, um den Entschädigungen zu entgehen, welche man zu geben hatte und um die Verwüstungen fortsetzen zu können; in Zukunft beachtete man die Verträge ohnehin nur so weit, als sie kein Opfer kosteten. Die Kriege wurden nur matt zu Ende geführt, da sie eben jedes erhebenden Zieles entbehrten. Das Gleichgewicht wurde nicht nach den großen Gesetzen der Gerechtigkeit, sondern nach Maß und Gewicht berechnet.

Nachdem die Könige die Moral beseitigt hatten, täuschten sie sich auch in Hinsicht auf Convenienz. Ein kleines polnisches Lehen vergrößerte sich durch die heterogensten Verbindungen, welche nur durch das gemeinschaftliche Band der Verwaltung zusamme=

gehalten waren; es säcularisirte sich zu Zeit der Reformation, wurde eine Macht zweiten Ranges und machte sich bald durch seine militärischen Kräfte zu einem wünschenswerthen Alliirten der großen Staaten. Es wurde der Mittelpunkt aller nationalen und protestantischen Bestrebungen Deutschlands, so zwar, daß es während des siebenjährigen Krieges die Hälfte des deutschen Kaiserreichs von demselben losreißt, dessen Verfassung hiedurch erschüttert wird, ob zwar die preußische Politik die völlige Losreißung nicht durchzuführen wagt.

Ein „Barbar", dem man bei Abschluß des westfälischen Friedens selbst den Titel „Hoheit" verweigert hatte, entriß Schweden ein Gebiet. um sich eine Hauptstadt darauf zu bauen, der Türkei ein Stück Küstengebiet, um einen Hafen zu errichten, Polen ganze Provinzen, um mit dem übrigen Europa in Verbindung zu treten, dem er auch Gesetze vorschrieb. Polen war bisher die Schranke gegen ihn und gegen die Türkei gewesen, die Mächte rießen sie nieder. Die betheiligten Mächte sahen zu spät ein, daß sie sich eine große Gefahr durch diese Nachbarschaft Rußlands bereitet hatten, welches mit seiner Mischung von halbwilder Bevölkerung und civilisirten Städten, Traditionen und Künsten bis in das Herz Europa's vordrang. Ueberdies hatte das Beispiel von Immoralität, welches man gegeben hatte, seine Folgen.

Die Fürsten selbst durchwühlten, als sie sich stark fühlten, den Boden, auf dem ihre Throne standen, und stürzten selbst das Gleichgewicht, welches sie als oberstes Prinzip proklamirt hatten. England überragt alle andern Staaten an Reichthum und Handel; es wächst unter den Stürmen, welche auf dem Kontinente wüthen, und die es mit seinem Golde entfesselt und beruhigt. Seit dem amerikanischen Kriege sieht es auf Frankreich nur mit gereiztem Blick. — Rußland trägt nicht wenig bei zur Störung des Gleichgewichts und trachtet einen Bruch herbeizuführen, damit es Finnland und die Türkei gewinnen könne. Italien ist für Jeden offen, der da kömmt, weil es keinen nationalen Willen mehr hat. Zwei Mächte haben dort das Uebergewicht, und Piemont genügt nicht, um Frankreich auszuschließen, es hat Niemanden, der es gegen Oesterreich schützt, weßhalb es Mailand und Genua gewinnen möchte. Oesterreich kann zu seinen italienischen Besitzungen nur mitten durch Venetien oder durch Graubünden gelangen, es sucht daher sich dieser Länder zu bemächtigen. Diese Macht, welche trotz der Verluste immer größer wurde, wurde ihrem konservativen Prinzip untreu; allerdings hatte sie nur Nachbarn

aber keine Gränzen; der Lombardei wegen hat Oesterreich Italien zum Feinde, wegen Belgien Frankreich, zugleich besitzt es die kostspielige Ehre, das deutsche Kaiserreich zu lenken, welches, eine rostige Maschiene, immerfort in Bewegung ist, ohne vorwärts zu kommen. Deutschland gab seinen Bewegungen den Anstrich der Wissenschaft. Friedrich II, ein Skeptiker, machte wider seine bessere Einsicht Religionsverachtung und Sittenlosigkeit zur Modesache und Berlin zu einer Stadt der Verdorbenheit. Aber mit seinem Tode verlor das inzwischen mächtig gewordene Preußen den Lebensnerv. Von den Mächten zweiten Ranges behielt Spanien nichts von dem Alten als die Inquisition, es wurde eine französische Colonie, wie Portugal eine englische. Beide verschuldeten selbst ihre Machtlosigkeit. Die Republiken sind der Kampfplatz der Partheien, die Türkei und Polen eine Beute der Anarchie. Die ganze Welt hatte das Gefühl der Unbehaglichkeit, und jener Unruhe, welche aus dem Bedürfniß nach einer neuen Ordnung der Dinge entsteht, ohne daß man die Mittel dazu kennt. Ein Unglückstag wird jener sein, an welchem ein mächtiger Wille alle diese in der Zersetzung begriffenen Existenzen sich unterwerfen wird. Einige Wenige beharrten bei dem alten System und klammerten sich an die armselige Politik des Gleichgewichts, mochte auch die Welt von ganz anderen Ideen bewegt werden. Anstatt Reformen einzuführen, warteten sie, bis das Uebel den Höhepunkt erreicht hatte, und in dem Vertrauen auf den längern Bestand des baufälligen Alten, trafen sie ihre Verfügungen nach dem gegenwärtigen Stande der Dinge, statt entschlossen der Zukunft entgegen zu gehen. Dann wiederum gab es Fürsten, welche nach der Ehre strebten, den Beinamen „Philosoph" zu führen, sowie sie einst die Titel „der Katholische" oder der Allerchristlichste" annahmen; sie begünstigten sogar die Neuerungen, wenn diese von ihnen eingeführt oder zu ihrem Vortheile verwendbar waren. Sie wollten noch, daß Alles unter dem Schutze der Regierung geschehe, als die Nation bereits fühlte, daß sie nicht mehr minderjährig sei, sie wollten, daß von ihnen der Impuls ausgehe, während sie ihn selbst von dem Volke erhielten, sie wollten das Licht mit Maaß vertheilen, als die freie Prüfung in politischen, religiösen, ökonomischen und philosophischen Dingen nicht mehr spekulativ blos war, sondern kräftige Thatsachen zu Tage gefördert hatte. „Alles für das Volk, nichts durch das Volk", sagte Friedrich II und die Andern sagten ihm es nach. Wenn die Geister sich darin gefielen, die Fürsten und Minister an dem Wachsthum der Wohlfahrt, der

Macht und des Glanzes der verschiedenen Länder arbeiten zu sehen, so hätte man doch nicht verkennen sollen, daß diese Fürsten und Staatsmänner das moralische Gefühl entwürdigten, indem sie nur im Namen und zu Gunsten des Absolutismus thätig waren, und an die Stelle der alten, moralischen und socialen Gewohnheiten Mathematik und Materialismus setzten. Zudem wurde bei den Neuerungen, da sie größtentheils von negativen Prinzipien getragen wurden, mit dem Schlechten meist auch das Gute abgeschafft. Man gieng bei dem Niederreißen weiter, als man selbst gedacht hatte, man nannte die heiligsten Dinge Vorurtheile, und die neuen Formen wurden die Ursache der größten Unordnung.

Daraus folgte, daß diese unüberlegten Neuerungen keine Wurzel faßten, und daß der Nachfolger stets sich zu vernichten beeilte, was der Vorgänger geschaffen. Pombal hatte in sich die ganze Thätigkeit Portugals vereinigt und das Volk zur Stimmlosigkeit verdammt; Königin Maria zerstörte sein Werk; Josef II starb untröstlich über die unglücklichen Folgen seiner Ueberstürzungen; Leopold stellte die alte Ordnung wieder her. Maurepas zerstörte das reformatorische Werk Choiseul's, Calonne dasjenige Neckers. Was waren die Folgen? Die Völker, in ihren Ueberzeugungen erschüttert, glaubten, es gäbe nichts Stätiges mehr, und sie könnten einführen was ihnen gut scheine, selbst auf die Gefahr hin sich zu täuschen, wie sich die Könige bisher täuschten.

Von der Nothwendigkeit beherrscht, die Finanzen zu ordnen und den Frieden zu sichern, hielt man es für das beste Mittel, die Regierung der Regelmäßigkeit einer Maschiene nachzubilden. Daraus entstand die Idee, die Wohlfahrt eines Staates beruhe auf seinen administrativen Formen und deßhalb warf man sich auf alle möglichen Reformen, gute und schlechte, wenn sie nur Lärm machten. Die Abfassung der Gesetzbücher überließ man Männern, die von Philosophen nichts als den Namen, keinen Begriff von den allgemeinen Lehren und kein Gefühl für die geschichtliche Entwicklung hatten. Die rohen Gewalten des Mittelalters hatten die Päpste gezwungen, Ländergebiete zu erwerben und Interessen zu verfolgen, welche von den kirchlichen verschieden waren. Daraus entstanden bedauernswerthe Konflikte, besonders als die Fürsten das nationale Mißtrauen gegen die päpstliche Macht wach riefen; sie wiesen auf alle Fälle hin, wo die Päpste ihre Macht mißbraucht hatten, und nachdem sie durch die Philosophen hatten proklamiren lassen, daß die Priester die Tyrannen der Völker seien, giengen die Könige daran, diese zu stürzen. Friedrich II, Josef II, Pombal,

Aranda, Choiseul, prätendirten den Titel liberaler Männer, weil sie dem Klerus Feind waren. Die Könige wollten dadurch, daß sie der kirchlichen Autorität entgegentraten und die Jesuiten aus ihren Staaten vertrieben, beweisen, wie groß ihre königliche Machtvollkommenheit sei. Sie sahen sich getragen von dem Gefühle des glühendsten Royalismus, und da sie den Schmeichlern noch nicht mißtrauen gelernt hatten, überließen sie sich der günstigen Strömung, erklärten, „es stehe Einzelnen nicht zu, den Willen des Souveräns zu beurtheilen oder auszulegen", und wollten zugleich, daß man „die Gründe, welche sie in ihrer königlichen Brust verschloßen", stets für gerecht halte.

Die Provinzialversammlungen wurden in der Lombardei ebenso abgeschafft, wie die Parlamente in Frankreich, nämlich durch einen Staatsstreich. Die alten Mächte hielten es ihrer unwürdig, sich vor der öffentlichen Meinung, dieser neuen Macht, zu beugen, und ein König von England sagte: „Ich gebe für eine Guinée alle Oden Pindar's", während ein König von Savoyen ausrief: „Ich schätze einen Tambour höher als alle Akademiker". Alle Männer von Geist, durch solche Aussprüche gereizt, erhoben sich nun gegen diejenigen, welche aus ihnen ihre ergebensten Diener hätten machen können, der unzufriedene Klerus konnte keine Ehrfurcht einflößen, und so richtete Abimelech den Saul zu Grunde.

Dadurch, daß die Könige nur das für bindend hielten, was in den Gesetzen geschrieben stand, gaben sie dem Volke die Lehre, daß man nur ein Recht, welches den bestehenden ganz entgegengesetzt ist, einzuführen, es eben nur als Gesetz niederzuschreiben brauche. Sie bereiteten dadurch die Zeit vor, in welcher man Verfassungen improvisirte, unhaltbar wie nur etwas sein konnte, das keine andere Grundlage als das Blatt Papier hat, auf dem es geschrieben ist.

Der administrative Despotismus hatte mit seinen Verbesserungsideen in ganz Europa jede Spur von Freiheit vernichtet, die Ständeversammlungen wurden zur bloßen Formalität, die Volksvertretungen entweder vernichtet, oder ihr Wirkungskreis nach Willkühr begränzt.

Wie sollte man Verpflichtungen achten, wie sollte nicht aller Glaube erschüttert sein, wenn von oben herab das Beispiel der Verachtung jedes sittlichen Gefühls gegeben wurde? So kam man denn auch allmählig dahin, die schmächlichsten Rechtsverletzungen zulassen zu müssen: die von der französischen Republik aufgenöthigten Verfassungen; die Morde von Rastadt und Vin-

cennes; die Verletzung der Convention von El-Arich von Seite Englands; die gewaltthätige Politik Napoleons*) und die Repressalien aller seiner Besieger. Die Aufstellung des Prinzips, daß die Regierung alles thun könne, was ihr für die Gesellschaft nützlich scheine, sei es selbst eine Ungerechtigkeit, war eine Lehre, welche die Revolution sich sehr wohl merkte. Während nun die Fürsten durch verschiedene Mittel von dem strengen Rechte Umgang zu nehmen und in sich alle Elemente der öffentlichen Gewalt zu vereinigen strebten, bemerkten sie nicht, wie nahe sie daran seien, diese Gewalt zu verlieren. Die Controversen auf religiösem Gebiet, die Revolutionen, die Kriege, die unbegränzte Konkurrenz im Gebiete der Staatswirthschaft, die Debatten in den Kammern und Parlamenten, die politischen und religiösen Verfolgungen, welche, während man hie und da die Träger gewisser Ideen vertrieb, diese Ideen selbst in Umschwung brachten und bewirkten, daß dieselben Ueberzeugungen überall Verfechter fanden, — dies Alles wirkte zusammen, daß in ganz Europa die Macht der öffentlichen Meinung immer mehr wuchs und daß sie faktisch jenen Absolutismus ausübte, welchen die Könige von Rechtswegen für sich in Anspruch nahmen.

Fragen des politischen Rechtes wurden auf's Tapet gebracht durch die Investitur von Toscana und Parma, durch den weißen Zelter von Neapel**), durch Polen und Amerika und durch das Stathouderat. Es waren dies lauter Fälle, in welchen die Kabinete sich in die innern Angelegenheiten anderer Staaten mischten, als handle es sich um internationale Fragen, ohne übrigens die Völker zu befriedigen, zu deren Gunsten sie zu arbeiten vorgaben. In der amerikanischen Frage proklamirten die Könige selbst aus Eifersucht einen bisher ungewohnten Liberalismus und das Recht des Aufstandes. Auf diese Weise lernten die Völker, während sie unter der Bedrückung knirschten und dagegen ankämpften, sich selbst kennen und erlangten schließlich jene Kühnheit, die kein Hinderniß scheut. Die bisher getrennten sozialen Elemente suchten einander näher zu rücken und sich zu verschmelzen, und alle Errungenschaften des menschlichen Geistes für das allgemeine

*) Man schlage die Geschichte von Bignon nach, und ob zwar er die Vorgänge in Frankreich stets vertheidigt, wird man doch jeden Augenblick auf die Worte: „Verletzung des Völkerrechts" stoßen, welche bald als Titel, bald als Randbemerkung geschrieben sind.

**) Der weiße Zelter als Zeichen der Lehensabhängigkeit Neapels von Rom.

Beste nutzbar zu machen. Was bisher Gefühl war, wurde zur Idee und Mildthätigkeit zur wahren Menschenliebe. Daraus entsprangen die theils durchgeführten, theils vorgeschlagenen Verbesserungen der Gefängnisse, der Spitäler, der Taubstummeninstitute und der Lage der arbeitenden Klassen; von dieser Zeit an erklärte man der Tortur und der peinlichen Untersuchung den Krieg; von dieser Zeit an predigte man religiöse Duldung, welche durch das Aufblühen des Handels eine gebieterische Nothwendigkeit wurde. Das Verführerische an diesem Wohlwollen und dieser allgemeinen Liebe ließ das Unzusammenhängende der Prinzipien, die Unsicherheit der Meinungen, die Unmöglichkeit der Durchführung übersehen; man faßte in diesem erleuchteten Epikuräismus nichts als die Sinne des Menschen in's Auge und behandelte die Vernunft und die Seele nur als Mittel, nicht als Zweck.

Der Klerus grollte den Fürsten, welche seine Macht verkürzt und seine Freiheiten eingeschränkt hatten, er fürchtete die Schriftsteller, welche ihm den Krieg erklärt hatten, und traute den Völkern nicht, welche den Glauben verloren hatten, er blieb in Unthätigkeit wie ein Schiffbrüchiger, der sich nicht zu rühren wagt, aus Furcht, das einzige Brett zu verlieren, an welches er sich klammert. In der That begegnet man auch keiner einzigen auf der Höhe der Sache stehenden Erwiderung auf die Encyclopädie. Die Mönchsorden hatten eine privilegirte Existenz, so wie es die Zeiten gestatteten, in welchen das gemeine Recht noch unbekannt war, und es entwickelten sich mit der Zeit Nachtheile, welche man bei ihrer Gründung nicht vorhergesehen hatte. Die Angeln, welche für die Zeiten des Glaubens paßten, hatten aufgehört gut zu sein; der Werth der Ländereien war unverhältnißmäßig gestiegen; man lebte in Sicherheit, ohne daß man es nöthig hatte, zu den Kirchenasylen seine Zuflucht zu nehmen; eine durch mehrere Generationen fortgesetzte ökonomische Verwaltung hatte große Reichthümer erzeugt; und zu gleicher Zeit verminderte sich der Zubrang zu den Orden mit den Gründen dazu, indem nämlich die ungleiche Vertheilung der Erbschaften aufhörte, und das Wort nicht mehr recht paßte, die Abteien seien eine Beute für die Männer, ein Grab für die Frauen.

Und dann, während Alles vorwärts schritt, verharrten allein einige Orden in ihrer Unbeweglichkeit. Der Klerus und die Mönche erschlafften, wie dies in Zeiten der Ruhe und des Friedens zu geschehen pflegt, sie betrachteten den Kultus mit Gleichgültigkeit und die Mysterien mit jener Sorglosigkeit, welche die

Folge einer Apathie ohne Verständniß ist; die Dogmen wurden für dunkel und unbegreiflich erklärt; äußerliche Akte, welche das Bollwerk des Glaubens waren und in einiger Beziehung zu den wesentlichsten Theilen der Glaubenslehre standen, wurden für überflüssig gehalten, und das Reich des Heilandes wurde industriell wie alle Andern. Dadurch wurde das Josefinische System und die Aufhebung der Orden möglich.

Es war dies ein Akt des Despotismus, es war ein Angriff auf das kostbarste Recht des Menschen, sich diejenige Lebensweise zu erwählen, welche er für sich am vortheilhaftesten hält, es war eine Verletzung des gesetzlich bestehenden Eigenthumsrechtes; denn die Mönchsorden waren reich geworden theils durch ihre Industrie, theils durch Legate, welche sie zum Zweck der Mildthätigkeit oder für ihre Gebete erhalten hatten, mit einem Worte sie waren durch jene Mittel reich geworden, durch welche auch jeder andere Mensch zu Reichthum gelangen kann. Das Volk liebte die Mönche theils ihrer Wohlthätigkeit halber, theils wegen der Belehrung, welche es von ihnen erhielt. Als es hörte, daß man als Grund ihrer Beraubung aufführe, daß sie nichts zur öffentlichen Wohlfahrt beitragen, fragte es, was denn die müßigen und schwelgerischen Reichen dazu beitragen? Die Art und Weise, wie die Regierungen dabei vorgiengen, machten, daß man bei ihnen nicht jene Aufrichtigkeit des Herzens und jene Reinheit der Absicht voraussetzte, welche größere Resultate erzielen als alle Geschicklichkeit. Wenn man, wie es bei den Jesuiten geschah, begangene Verbrechen anführte, konnte die gesunde Vernunft eine Regierung nur für schwach erklären, welche weder die Kraft noch die Kühnheit besaß, die Verbrechen zu bestrafen, deren man diejenigen zieh, welche man verderben wollte.

Diese Aufhebung war ein Opfer, welches die Fürsten der philosophischen Unduldsamkeit und der klerikalen Eifersucht brachten, aber sie verriethen dadurch die verwerflichste Schwachheit, nämlich, daß sie nicht im Stande wären, die Schwächeren zu schützen. Die Kirche zeigte, daß, nachdem sie von dem Dämon der Unzüchtigkeit, dann von dem der Simonie, endlich von dem der Streitfragen befreit worden war, sie von einem neuen besessen sei: von dem Dämon der Furcht. Nachdem die Hecke niedergerissen war, blieb der Weinberg dem Zornessturme des Herrn ausgesetzt, welcher die Hirten züchtigte, indem er in wilde Thiere die Schafe verwandelte, die sie schlecht gehütet hatten.

Die Erziehung wurde in ihren Grundfesten erschüttert. Man proklamirte die Herrschaft der Mathematik und Physik über den Unterricht des Schönen und Guten. Man glaubte, daß mit Hilfe dieser Wissenschaften das Heil der Welt gesichert sei, — vorausgesetzt, daß der Mensch nur Körper ist, und daß, wenn für die Bedürfnisse des Körpers gesorgt ist, alles Uebrige vom Ueberfluß. Man fand, daß die geistlichen Lehrer zu viel an die Seele gedacht hätten und man stellte die Materie über den Geist. Obgleich die Welt bestimmt ist, immer vorwärts zu schreiten, sah man plötzlich die Philosophen sich bestreben, das Christenthum zu vernichten, was so viel sagen will, als die Welt um 18 Jahrhunderte zurückzuwerfen und sie auf Epikur oder selbst auf Plato zurückzuführen.

Die Publizisten hatten mit dem Mittelalter gebrochen. Wenn die des vergangenen Jahrhunderts das Ideale mit dem Realen zu vermitteln suchten, so stellten die des laufenden im Ganzen unanwendbare Theorien auf, wie Filangieri, Vattel, Delolme, oder sie kamen, wie Mably, auf das todte Alterthum zurück, dessen Grundbedingungen sie übrigens verwarfen, wie zum Beispiel die Sklaverei. Mehr Volkstribunen als Gesetzgeber, bildeten sie Zöglinge zum Niederreißen aber nicht zum Aufbauen. Rousseau überträgt einzelne Fälle auf die Civilisation im Allgemeinen, sowie auf die allgemeinen Gesetze der Gesellschaft und führt dadurch den Geist der Vernichtung bis in den Schooß der Familie ein, indem er als Ideal die Absonderung des Thieres aufstellt und auf dem Wege der Leidenschaften jene Schwierigkeiten zu beheben vermeint, bei welchen vernünftige Geduld am nothwendigsten ist. Während diese Publizisten sich mit abstrakten Dingen befaßten, beschäftigten sich die Economisten mit dem Praktischen. Sie erweiterten das Gebiet der Verwaltung und schufen eine Wissenschaft, die den Bedürfnissen der Gesellschaft sowohl als derer, welche sie regierten, entsprach, welche aber mit dem bestehenden Verfahren sowohl, als mit den Handels-, Civil- und Strafgesetzen in Widerspruch stand. Sie wurden immer kühner und wagten sich zuletzt an die Untersuchung des Zustandes der Gesellschaft; nicht zufrieden, das Vortheilhafteste zu fordern, stellten sie ihre Meinung als unverwerfliches Recht hin und und statt sich auf den Rath zu beschränken, schienen sie Forderungen zu stellen.

Die Souveränetät des Volkes, der soziale Vertrag als Grundlage des Staatslebens und die Gleichheit der Menschen wurden als Dogmen aufgestellt. Die Folge davon war Ungerechtigkeit

gegen den Adel, Unglaube in Sachen der Religion, vorurtheilsvolle Abneigung gegen die ererbten Ideen, Bewunderung der Republiken, Verachtung der ritterlichen Verehrung des Königs, der Frauen und des Vaterlandes. Die Wissenschaften waren aus Protegirten zu Protektoren geworden. Man hörte auf, sich nach dem Beispiel des Hofes zu richten, und nannte es „philosophieren", wenn man drei oder vier klingende Phrasen vorbrachte, wenn man Alles in Zweifel zog und darüber in allgemeinen Sentenzen sich ergieng. Die englischen Schlagworte: Gegengewicht gegen die königliche Macht, Verantwortlichkeit der Minister, Zustimmung des Volkes zu den Gesetzen, Volksgewalt, klangen wie Erinnerungen und gleichzeitig wie geheimnißvolle Neuigkeiten. Es bildete sich ein offener Gegensatz zu der bestehenden Ordnung, zu den gewohnten Formen, zur anerkannten Autorität, zu dem politischen und religiösen System im Allgemeinen. Der literarische Pöbel beeilte sich, diese Prinzipien anzunehmen und sich mit denselben in Uebereinstimmung zu setzen.

Die öffentlichen Angelegenheiten waren bisher als Geheimniß behandelt worden, und das bloße Sprechen darüber hatte Fenelon und Racine in Ungnade gebracht. Jetzt hingegen wurden politische Wissenschaften frei betrieben, die Verwaltungskunde wurde durch andere Zweige der Wissenschaft und Erfahrung bereichert, das öffentliche Wohl wurde Gegenstand des Studiums und der Gesprächsstoff der gebildeten Welt; man könnte sagen, daß, weil man eben den Glauben an ein zukünftiges Leben verloren hatte, man die Genüsse des gegenwärtigen erhöhen und die Unannehmlichkeiten desselben so viel als möglich vermindern wollte. Selbst die Höfe waren Philosophen geworden; Turgot und Malesherbes, Schüler der Encyclopädie, wurden Minister von Frankreich; hie und da gaben die Fürsten Gesetze den Ideen von Denkern gemäß; aber die Gesellschaft bestand nun schon größtentheils aus Denkern und verlangte eine vollständige Umgestaltung.

Die Wissenschaft und die öffentliche Meinung waren so mächtig geworden, daß sie an den Thron herantraten und denselben zu Reformen zwangen. Aber noch war der Abstand zwischen der Bewegung der Neuzeit und den Ideen, den Gewohnheiten, Gesetzen und Meinungen der alten Zeit zu groß. Die Anklagen waren hauptsächlich gegen den Adel, dessen Privilegien und seine durch die Geburt begründete Berechtigung zu Amt und Würde gerichtet. Die Adeligen sahen ein, daß sie in diesem Kampf der

alten und der neuen Zeit, fest zu einander stehen müßten, um ihre Rechte zu vertheidigen. Genügte aber bloße Vertheidigung?

Geheime Gesellschaften.

Die geheimen Gesellschaften hatten inzwischen immer mehr Boden gewonnen, und der von Weißhaupt gegründete Orden der Illuminaten bildete die Lehren und die Arbeiten der Freimaurer weiter aus. Sie machten die Vernunft zum obersten Gesetz des Menschen, erklärten Priester und regierende Häupter für überflüssig und lehrten, der Zweck rechtfertige die Mittel und man müsse Jeden verderben, der ihrer Sekte schaden könne. Sie hatten Chiffern, um sich unter einander zu verständigen, machten Siegel nach, verstanden, wie man sagte, mit der linken wie mit der rechten Hand zu schreiben, und waren im Besitze von Mitteln zum Vergiften und zum Herbeiführen von Frühgeburten, namentlich aber suchten sie Aemter und Vertrauen zu gewinnen, um in ihrem Sinne wirken zu können. Außer den Hauptarbeitern Weißhaupt und Knigge gab es noch mehrere, die Alles angriffen. Semler, welcher in Halle Vorlesungen hielt, führte den Rationalismus in die Theologie ein und griff die von Calvin und Luther stehen gelassenen Dogmen an; in Berlin veröffentlichten der Buchhändler Nicolai mit Mendelssohn, Biester und Gedeke in ähnlicher Absicht die „allgemeine deutsche Bibliothek", Bahrdt träumte von einer deutschen Union, welche die öffentliche Meinung regeln sollte. Zimmermann, Hoffmann und mehrere Andere, welche dem entgegentraten, wurden bekämpft und verleumdet. Es wurden literarische Kongresse veranstaltet, in welchen der größere Theil wirklich nichts anderes sah als Literatur und Wissenschaft, auf welchen aber gegen anders denkende Schriftsteller losgezogen, hingegen die Anhänger herausgestrichen wurden; vor allem aber witterte man überall Jesuiten, selbst in den eifrigsten Protestanten.

Der bayerische Hof bemächtigte sich der Schriften der Illuminaten, ließ sie drucken*) und allen Höfen mittheilen; aber man wagte nicht gegen die Häupter mit Strenge vorzugehen. Die meisten fanden eine Zuflucht bei den Fürsten selbst, welche ihre Adepten waren, namentlich bei dem Herzog von Sachsen-Gotha, von welchem Weißhaupt eine Pension bezog.

---

*) Originalschriften des Ordens und der Sekte der Illuminaten 1786.

Aehnliche Gesellschaften waren über alle Länder verbreitet und um nicht zu wiederholen, was wir bereits von Frankreich sagten, wollen wir nur noch erwähnen, daß die Illuminaten aus der Schweiz, aus Avignon und aus Lyon in Rom selbst eine Loge hatten, welche zugleich das Richtertribunal war. Rey, welchen Ludwig XVI zum Polizeiminister ernannt hatte, sammelte zu Neapel Beweise gegen die Freimaurer, so daß sie bald die Kerker füllten.

Aufgeklärt durch diese Lehren und zugleich von den stets mehr anwachsenden Lasten gedrückt, öffneten die Völker endlich die Augen über ihre eigenen Interessen; sie fühlten immer lebhafter die Ungerechtigkeit der Steuerbefreiung so vieler Personen und Güter; sie wünschten die privilegirten Kasten, auf welche das alte Staatsgebäude sich stützte, zu vernichten; sie verlangten Institutionen, welche die willkürliche Vermehrung der Abgaben, worin fast allein die staatsökonomische Weisheit der Regierungen bestand, verhindern sollten; sie fühlten das Verlangen nach einer solchen Gestaltung der Administration, daß die wahren Bedürfnisse, welches immer auch ihre Natur und ihr Entstehungsgrund seien, aber auch die Mittel zur Deckung an's Tageslicht treten, welche das Gleichgewicht der Interessen sichert; sie riefen mit einem Wort die Freiheit als einzige Bürgschaft des Glückes an. Und da die Regierungen ihrerseits alle öffentliche Autorität an sich zu ziehen getrachtet hatten, so richteten sie auch gegen sie allein alle Anklagen; man glaubte, daß sie allein die Menschheit hinderten, auf dem Wege zur Vollendung fortzuschreiten. Es blieb also nichts übrig als Vernichtung oder Reform.

Die Souveränetät des Volkes war nicht mehr in Büchern allein aufgestellt, die amerikanische Unabhängigkeit hatte ihr die Sanktion gegeben. An mehreren Orten waren Unruhen ausgebrochen, an andern selbst Revolutionen; die Bewegungen in Belgien, Holland, Lüttich, Aachen, Genf, und andere derartige Ruhestörungen, deren Grund Bedürfniß nach Freiheit war, führten der Demokratie alle Geister zu. Die Menschheit schien einer sozialen Umwälzung zu bedürfen, welche alle politische Macht in die Hände der Nation übertrüge und Alles, was Gerechtes und Wahres in der Philosophie jener Zeit lag, zur Wahrheit mache.*)

---

*) Im Jahre 1766 schrieb Friedrich von Preußen an Voltaire, daß „die Philosophie selbst in Böhmen und Oesterreich, diesem alten Reste der Orthodoxie, Eingang gefunden hätte". In der That bildete sich in Böh-

Auf diese Weise bahnte die ganze Geschichte dieses Jahrhunderts der Revolution den Weg. Der Zusammenstoß mußte um so heftiger sein, als die Verfassungen der Staaten, statt geschriebenes Gesetz zu sein, bloß auf Gewohnheiten beruhten; als sie ohne Garantien bloß von dem Wohlgefallen der Fürsten abhiengen; als es eigentlich gar nirgends ein „Volk" gab als in England; als kaum irgendwo mehr Freiheit und Ordnung war; als die Monarchie eine Lüge geworden, ebenso wie die kirchliche Hierarchie und die Lehensherrschaft; als endlich den tiefen Abgrund nichts als ein trügerischer Glanz verdeckte.

In Frankreich trat offen zu Tage, was man in andern Ländern nur als vages Bedürfniß fühlte. Die großen Schriftsteller waren wohl schon alle gestorben, aber die Literatur hatte Boden gewonnen und war volksthümlich geworden. Die Kenntnisse verbreiteten sich rasch, man las Alles ohne Wahl, wie es Schüler gewöhnlich machen, man nahm an, ohne lange zu überlegen, die herrschenden Begriffe wurden rasch populär durch Almanache, Theater und Romane. Die Journale waren nicht mit ernsten Erörterungen gefüllt, sondern beschäftigten sich damit, für die Zeitideen Propaganda zu machen, durch dieselben hinzureißen, die Wirkungen derselben genießen zu lassen, und unter Millionen von Personen, wenn auch räumlich getrennt, eine gewisse Gemeinsamkeit und

men eine Verschwörung, welche am Feste des heiligen Johann von Nepomuk ausbrechen sollte, das Volk sollte sich erheben, um die Freiheit zu erlangen, gegen die Bedrückungen der Herren, um die Leibeigenschaft aufzuheben und um die Gutsherren zu ermorden, und ihre Ländereien unter sich zu theilen. Maria Theresia ließ in aller Stille die Häupter der Verschwörung aufheben und unterdrückte auf solche Weise den ganzen Anschlag. Aber sie selbst suchte auf legalem Wege die Wünsche der Verschwörer zu erfüllen, indem sie ein ihr vorgelegtes Projekt genehmigte, durch welches die Besitzer von umfangreichen Ländereien den Bauern zugestehen mußten, daß diese ihnen bloß einen jährlichen Lehenzins entrichteten. Diese Ideen waren größtentheils durch die Bemühungen eines Priesters unter den Bauern allgemein verbreitet. Die Herren widersetzten sich aber mit aller Macht diesem Angriff auf ihr Eigenthum, die Bauern begannen sich zu erheben und die Herren wandten jenen gegenüber alle ihnen zu Gebote stehenden Strafen an. Maria Theresia beschützte die Unterdrückten und als diese die Ueberzeugung gewannen, daß der Hof auf ihrer Seite sei, erhoben sie sich im Jahre 1773 in ganz Böhmen und begiengen dieselben Irrthümer, wie jedes Volk, welches sich gegen eine lange Unterdrückung erhebt. Die Kaiserin mußte nun 18,000 Mann Truppen hinschicken, welche die Ruhe wieder herstellten.

Verbrüderung herzustellen. Ein Reisender, welchen man fragte, was er in Paris Neues gesehen habe, antwortete: „Nichts, als daß man jetzt auf den Straßen wiederholt, was man einst nur in den Salons aussprach". Bei Allem war eine großsprecherische Menschenliebe, mehr Eitelkeit als Egoismus betheiligt; man verachtete Alles, was historisch war und aus alten Zeiten datirte, ohne daß man noch daran dachte, es in brutaler Weise zu vernichten. Es war Mode, im weinerlichen Tone zu schreiben und gegen die Gesellschaft in einer Weise loszuziehen, die an Tacitus und Juvenal erinnerte. Man hatte übrigens sehr viel Vertrauen zu sich und zur Zukunft, weil eben jedes verständige Auge die unausweichlichen Veränderungen voraus sah, welche sich in der Perspektive zu zeigen begannen.

Ludwig XV sagte: „Nach uns kömmt das Ende; unsere Nachfolger werden wohl in Verlegenheit kommen!" Rousseau schrieb im Jahre 1760: „Ich halte es für unmöglich, daß die großen Monarchien noch lange fortbestehen. Wir nähern uns der Krise, dem Zeitalter der Revolutionen. Ich stütze meine Meinung auf besondere Gründe, aber es ist nicht rathsam Alles zu sagen, und überdies sieht es Jedermann nur zu deutlich". Voltaire schrieb am 2. April 1762 an den Marquis von Chauvelin: „Alles was ich sehe, wirft den Saamen zu einer Revolution aus, die unfehlbar eintreten wird, deren Zeuge zu sein ich aber nicht das Vergnügen haben werde. Das Licht ist bereits so verbreitet, daß bei der ersten Gelegenheit eine Explosion stattfinden wird, und das wird dann einen schönen Wirrwarr geben. Glückliche junge Leute! was für Dinge werden die erleben!" —

Ludwig XVI war ein guter Mensch, der aber zu sich selbst kein Vertrauen hatte und sich auf Leute stützte, die weniger Fähigkeit, jedenfalls aber weniger Ehrlichkeit besaßen als er selbst, und er sollte nun die Konflikte leiten, welche sich vorbereitet hatten. Auf den Hof Ludwig XV, welcher eine tiefe Verderbtheit zur Schau getragen hatte, folgte der unvorsichtige Hof Ludwig XVI, welcher es nicht verstand, den König an die Spitze der Bewegung zu stellen, sondern vielmehr beanspruchte, daß der König derselben ein Ziel setze, ohne daß er die nöthige Energie dazu besaß. In Folge dessen zeigte sich in der Regierung jene Mischung von Ungerechtigkeit und Schwachheit, welche den Widerstand reizte, ohne ihn zu ermüden, ja sogar ihn populär machte und ihn auf Erfolg hoffen ließ. Ludwig XVI schwankte ohne

Halt zwischen seinen Ministern, seinen Höflingen, seiner Frau, den alten Ueberlieferungen und den neuen Lehren der Philosophie, und flößte kein Interesse bis zu jenem Momente ein, wo seine Thätigkeit aufhörte und seine Leiden begannen.

Der amerikanische Krieg machte das Volk mit den Ideen des Aufstandes und der Freiheit bekannt und führte in die Armeen, welche durch den langen Frieden ganz unkriegerisch geworden, die Anschauungen ein, welchen die Nation huldigte, so daß die Gegensätze zwischen bürgerlichen Tugenden und militärischen Eigenschaften verschwanden. Die Finanzen befanden sich in größter Zerrüttung. Ein Minister, welcher es verstanden hatte, sich populär zu machen, wurde berufen, um sie wieder herzustellen. Aber er wagte nicht die klaffenden Wunden, die schleunige Hilfe verlangten, offen darzulegen, er wagte nicht von dem Könige ausgiebige Reformen zu verlangen, sondern folgte seinem vorherrschenden Charakterzuge und den Gewohnheiten seines früheren Geschäftes, indem er die Finanzen auf den Kredit und den Kredit auf das durch den Minister hervorgerufene Vertrauen baute. Vielleicht hatte er auf ruhigere Zeiten gehofft, während welcher es ihm möglich werden würde, Besseres durchzuführen, aber sie kamen nicht; und sowie ein Kranker, ungeduldig gesund zu werden, sich einem Charlatan überläßt, überließ sich auch der Hof den Rathschlägen des Ministers Calonne.

Verschwenderisch von Natur aus, aber auch aus Prinzip und aus Gefälligkeit, glich Calonne jenen Geschäftsleuten, welche am Vorabend des Bankrotts noch einen glänzenden Luxus entfalten. Es hat den Anschein, als hätte er sich vorgenommen, die Nation durch einen fingirten Wohlstand zu berauschen, um der Geister für jenen Moment sich zu versichern, wo er mit seinen gewagten Operationen hervortreten könne, mit deren Hilfe er die Finanzen wieder flott machen wollte.

Notablenversammlung.

Deßhalb stürzte er den König in eine Umwälzung, welche eine Aenderung der Verwaltung des Königreiches zum Zwecke hatte. Er bewog ihn, eine Notablenversammlung einzuberufen, um dieser die Maßregeln vorzulegen, welche er für das öffentliche Wohl nothwendig erachtete. Diese Versammlung unterschied sich von den Generalstaaten dadurch, daß die Mitglieder derselben von dem Könige ernannt waren; und ob zwar sie die drei Stände des Reiches repräsentirten, hatten sie doch nicht das Recht zu be-

schließen, sondern nur zu berathen. Ueberdies waren die sehr wenigen Repräsentanten des dritten Standes auch alle von Adel und man konnte daher nicht erwarten, daß diese Versammlung geneigt sein werde, die Privilegien der bevorzugten Klassen einzuschränken. Die Notablen waren zuerst von Heinrich IV, dann von Richelieu einberufen worden, aber die Zeiten des ersteren waren vorüber, und Calonne hatte bei weitem nicht die Geltung des Letzteren.

Bei der Eröffnungssitzung der Notablenversammlung, welche zu Versailles stattfand (1787, 22. Febr.), sprach der Minister Namens der Krone folgenden Satz aus: „Man sagte bisher: „„Will es der König, so will es das Gesetz"", heute aber heißt es: „„Will es das öffentliche Wohl, so will es der König"". Diese Versammlung hätte vielem Unheil vorbeugen können, wenn sie die Reformen, welche Ludwig XVI einzuführen bereit war, unterstützt und neue Unordnungen in den Finanzen verhindert hätte; aber sie richtete mehr Schaden an als sie nützte, denn sie leistete der Ueberzeugung Vorschub, daß die privilegirten Stände die Gleichheit hassen. Die Größe der Staatsschuld erregte allgemeines Aergerniß und die öffentlich gelegte Rechnung schien falsch zu sein. Es gieng daraus klar hervor, daß der König entweder von Necker oder von Calonne betrogen wurde. Der letztere sah sich genöthigt, seine Pläne zurückzuziehen und machte nur den Vorschlag einer Stempelpapiersteuer und einer „Territorialsubvention". Diese war eine direkte Steuer, welche an die Stelle anderer treten sollte, und ohne Rücksicht auf Privilegien vor Allem ohne Ausnahme bezahlt werden sollte. Gegen diese Maßregeln erhob sich eine hartnäckige Opposition, geleitet von einer mächtigen Persönlichkeit.

Das Haus Orleans stieg Angesichts und trotz der Krone zu immer größerem Ansehen, und das Palais-Royal, um welches sich die Bourgeoisie wie um einen volksthümlichen Thron drängte, warf seine Schatten auf das Schloß von Versailles. Die Bourgeoisie, welche den Regenten gestützt hatte, begünstigte jetzt dessen Enkel Louis-Philippe-Josef*), der aus England einige po-

*) Der Sohn des Regenten, Louis (1703—52), ein sehr frommer Mann, der zurückgezogen lebte, war der Vater Louis-Philipps (1725—85) und dieser wieder der Vater Louis-Philipp-Josef's (1743—93), dessen Sohn später König der Franzosen wurde.

litische Ideen, aber noch mehr Leidenschaften und Laster mitgebracht hatte. Sein bis ins Gemeine gehender Geschmack hinderte ihn nicht, seine Augen zur Königin zu erheben. Erbittert gegen den Hof und namentlich gegen die Königin, verlegte er sich wie sein Großvater auf Spekulationen. Er ließ den Garten seines Palastes in einen Bazar umgestalten, und mit der berüchtigten Gallerie umgeben, damit, wie er sagte, alle Laster bei ihm zur Miethe seien. Er ertrug das Gespötte der Pariser mit eiserner Stirne und entschädigte sich dadurch, daß er die Königin anschwärzte, welche er verhaßt machen wollte, während er sich alle Mühe gab, den König lächerlich zu machen. Ein neues Vergnügen fand er darin, der Regierung zu opponiren, er liebte die Politik als einen Gegenstand, der ihn amüsirte, und wäre ihr gewiß aus dem Wege gegangen, wenn sie ihm hätte Gefahr bringen können. Auf diese Weise erwarb er sich jene Popularität, welche ihn auf das Schaffot und seinen Sohn auf den Thron führte.

England, dessen Gewohnheiten er angenommen hatte, schürte noch seinen bösen Willen als passendes Mittel, die Verwirrung in Frankreich zu steigern, und hat ihn vielleicht im Hintergrunde der in Aussicht stehenden Veränderungen eine Krone sehen lassen. Seine Parteigänger trugen in Wort und Schrift einen glühenden Patriotismus zur Schau und mißbilligten unausgesetzt die Schritte der Regierung. Er ließ sich auch zum Großmeister der Freimaurer wählen, um noch ein anderes Mittel zur Erhöhung seines Einflußes zu haben.

Ihn unterstützte L a f a y e t t e, der aus Amerika den Ruf eines liberalen Helden mitgebracht hatte, während er sowohl seiner Erscheinung als seinen Manieren nach Aristokrat geblieben war. Dieser trat in Versailles als Amerikaner auf, und er, der Marquis stand dort, mitten unter all' der Verderbniß, mit Offenheit für die Menschenrechte ein. Das Volk, welches in ihm den Repräsentanten der Freiheit und der neuen Ideen sah, nahm Partei in der Frage der Notablenversammlung, indem es denjenigen Mitgliedern derselben, welche für das Cabinet waren, Zeichen seines Mißfallens gab, während es der Opposition applaudirte. Der König kam dadurch in die Lage, sich entweder für die Versammlung oder für das Ministerium auszusprechen, und verabschiedete das letztere. Die Sitzungen wurden fortgesetzt, ohne etwas Bemerkenswerthes zu Tage zu fördern und endlich ohne irgend ein Ergebniß geschlossen. Das Volk, welches durch die Diskussionen

einen klaren Blick über die Verhältnisse erhalten hatte, verlangte jetzt um so mehr eine wahrhafte Vertretung.

Der Erzbischof von Toulouse, den der König haßte, weil er für einen Atheisten galt, wurde hierauf durch den Einfluß der Königin berufen, den Finanzrath zu präsidiren. Anstatt die Beschlüsse der Notablen auf einmal vor das Parlament zur Einregistrirung zu bringen, brachte er einen nach dem andern ein. Das Parlament machte Schwierigkeiten, erklärte sich für incompetent, neue Steuern einzuregistriren und erklärte, es sei nothwendig, daß die Generalstaaten früher ihre Zustimmung geben. Als man hierauf zu einem königlichen Thronbefehle (lit de justice)*) seine Zuflucht nahm, erklärte das Parlament alles für nichtig, was ihm befohlen worden war. Dies war faktisch der erste Tag der Revolution. Ludwig XVI verbannte das Parlament nach Troyes. Von dem Herzog von Orleans unter der Hand aufgereizt und gestützt auf die öffentliche Meinung und eine bedeutende Anzahl junger Leute, welche bei den Gerichtshöfen und in der Advokatur beschäftigt waren, klagte das Parlament hierauf den König des Despotismus an, untersuchte die Rechte der Krone und säete auf diese Weise unter dem Volke die Ideen des Widerstandes. Das Volk überhäufte das Parlament als seine Aegide gegen den Despotismus mit Beifallsbezeugungen, und nannte es „beseelt von liberalem Geiste", während das Parlament in der That gegen jede Reform opponirte. Nach zwei Monaten kam es zu einer für beide Parteien gleich schmachvollen Kapitulation; der König verzichtete auf die neue Steuer und das Parlament verlängerte dafür die „Abgabe des Zwanzigsten".

Der Erzbischof von Toulouse hätte die Aufmerksamkeit ablenken und die aufgeregten Gemüther anderweitig beschäftigen können, wenn er die Holländischen Patrioten in dem eben ausgebrochenen Kriege unterstützt hätte. Dies hätte nicht nur mit den Ideen übereingestimmt, zu welchen er sich als Führer der Opposition bekannt hatte, und welche zugleich die des Volkes und aller aufgeklärten Leute waren, sondern er hätte dadurch Frankreich auch all' den politischen Einfluß wieder geben können, welchen es verloren hatte. Er wäre auch von Spanien, Oesterreich und Rußland unterstützt worden, zwischen welchen Staaten von einer

*) Ludwig **XVI** eröffnete die Sitzung mit folgenden Worten: „Meine Herren, es schickt sich für mein Parlament durchaus nicht, an meiner Macht zu zweifeln, noch an der, welche ich demselben anvertraut habe".

Quadrupel=Alliance die Rede war, und aus welcher Frankreich wieder die Macht geschöpft hätte, deren es so sehr bedurft.

Er wagte es jedoch nicht, zu diesem heroischen Mittel seine Zuflucht zu nehmen, und das Mißlingen der holländischen Bestrebungen brachte Frankreich um das Ansehen, welches es zu Anfang der Regierung Ludwig XVI durch seine militärischen und diplomatischen Erfolge errungen hatte. Der Nationalstolz wurde durch den Triumph verletzt, welchen die Feinde des Landes feierten. Man hatte wohl in dem amerikanischen Kriege über England den Sieg davon getragen, aber daraus machte man dem Kabinet kein Verdienst, weil man wußte, daß es gegen seinen Willen dazu gedrängt worden war, die Rolle des Befreiers zu spielen.

Alle Welt sah, daß Frankreich seinem Verderben entgegengehe in Folge der fortwährenden nur sich immer mehrenden Fehler, welche ein unfähiger Minister begieng, sowie in Folge der Hofintriguen und der Schwäche des Königs. Ludwig XVI kündigte in einer königlichen Sitzung dem Parlamente an, daß er die Generalstaaten einberufen wolle (1787), und überreichte zugleich zwei Edikte zur Einregistrirung, von welchen das eine eine Anleihe von 420 Millionen, realisirbar in 4 Jahren, ausschrieb, und das andere den Protestanten trotz der Opposition der Notablen die bürgerlichen Rechte*) zurückgab. Das Parlament registrirte die Edikte, erließ aber später in Folge eines von dem Herzog von Orleans eingebrachten Protestes einen Widerruf. Der König verbannte den Prinzen, welcher gerade durch diese Verfolgung eine besondere Wichtigkeit erhielt, und den man als „ein erlauchtes Opfer der Willkürherrschaft" betrachtete; aber an Unterhaltung gewöhnt, und jeden wahren Muthes baar, unterhandelte der Prinz im Geheimen über seine Rückkehr, welche ihm schließlich auch gestattet wurde, nachdem er dem Könige feige Versprechungen gemacht hatte. Der Hof empfing ihn mit Beleidigungen, welche wohl vom Könige nicht gutgeheißen aber auch nicht bestraft wurden, und um sich zu rächen warf sich der Prinz der äußersten Demokratie in die Arme, welche zuerst den König und dann ihn selbst auf's Schaffot führte.

Der König, der es so wenig verstand, das Mittel der Staatsstreiche zu benützen, nahm nun doch abermals zu einem solchen

*) mit Ausnahme der Zulassung zu den richterlichen Aemtern und den öffentlichen Lehrerstellen.

seine Zuflucht. Es handelte sich darum, die Zahl der Parlamentsmitglieder auf 76 zu beschränken, welche in 6 Balleien (baillages) zerfallen und bloße Appelhöfe sein sollten, mit einem aus der Elite des Landes zusammengesetzten Plenarhofe, vor welchen die Akte der königlichen Autorität zur Einregistrirung gebracht werden sollten. Die betreffende Ordonnanz war noch nicht veröffentlicht, als schon eine Abschrift davon zirkulirte, die man sich durch Bestechung verschafft hatte. Eine förmliche Fluth von Protesten war die Folge, der König ließ die Verbreiter verhaften und befahl in einer Thronsitzung die Einregistrirung der Edikte.

Auf diese Weise dekretirte der König den Despotismus, ohne dafür die nöthigen Vorbereitungen getroffen, noch sich der Mittel versichert zu haben, ihn aufrecht zu erhalten. Selbst der Adel schloß sich mit Hintansetzung des Standesunterschiedes der Opposition an. Das Parlament stellte dem Absolutismus eine Erklärung der Grundgesetze der Monarchie in folgenden Sätzen entgegen: „Frankreich ist eine von dem Könige den Gesetzen gemäß regierte Monarchie; diese setzen fest: 1) das Recht des regierenden Hauses auf den Thron, welcher in der männlichen Nachkommenschaft nach dem Rechte der Erstgeburt sich vererbt. 2) Das Recht der Nation, die Subsidien durch die Generalstaaten zu bewilligen. 3) Die Rechte und Verträge der Provinzen. 4) Die Unabsetzbarkeit der richterlichen Beamten. 5) Das Recht der Parlamentshöfe, in jeder Provinz die Erlasse des Königs zu verifiziren und die Einregistrirung derselben in sofern zu veranlassen, als sie mit den wesentlichsten Gesetzen der Provinz und den Grundgesetzen des Staates übereinstimmen. 6) Das Recht eines jeden Bürgers, nur vor seinem natürlichen Richter angeklagt zu werden. 7) Endlich das Recht, welches die Garantie des vorhergehenden ist, nur verhaftet zu werden, um sogleich dem kompetenten Richter übergeben zu werden.“

Durch diese Erklärung wurde die Nation über ihre Rechte aufgeklärt, und der Hof hatte einen Widerstand hervorgerufen, den er entweder nicht hätte herausfordern oder unterdrücken müssen. D'Eprémesnil, welcher als Verbreiter des erwähnten Ordonnanzentwurfes verhaftet worden, wurde von dem Volke mit Beifallsbezeugungen überschüttet, viele Magistratspersonen weigerten sich in die Balleien einzutreten, welche zum Ersatz der als erledigt erklärten Parlamente ernannt wurden. Lärmende Manifestationen und heftige Scenen kamen an verschiedenen Orten zum Ausbruch, in Paris bildeten sich Clubbs, in der Bretagne „lite-

terarische Kabinete", und in allen diesen Versammlungen sprach man von nichts Anderem, als von den Mißbräuchen, die abgeschafft, von den Reformen, die eingeführt und von der Verfassung, die gegeben werden müßte. Die Regierung ließ zahlreiche Verhaftungen vornehmen, welche aber an der Lage gar nichts änderten. Die Soldaten, welche man ausschickte, um die erhitzten Gemüther mit dem Bayonette zu beruhigen, fanden namentlich in der Bretagne und in der Dauphine theils massenhaften, theils vereinzelten Widerstand. Ludwig XVI, der sich mit Jagen unterhielt, und nicht im Entferntesten daran dachte, daß es einen noch festeren Willen gäbe als den seinen, sah sich endlich gezwungen, die beiden Edikte zurückzuziehen. Er berief die Generalstaaten für Anfang Mai 1789, und ließ vorher an alle Stände die Aufforderung ergehen, sich über die beste Art der Zusammensetzung derselben auszusprechen.

Inzwischen hatte der Erzbischof von Toulouse, gegen welchen, als „Kreatur der Oesterreicherin", sich das Volk in Schmähungen überbot, Fortschritte vom Schlechten zum Schlechtesten gemacht. Fonde, welche von Wohlthätern zur Gründung von vier Hospitälern und zur Unterstützung zweier zerstörten Dörfer bestimmt worden waren, hatte er benützt, um die laufenden Ausgaben zu decken und der Staatsschatz blieb dabei leer. Er legte hierauf sein Portefeuille nieder und Necker wurde gebeten, es wieder anzunehmen.

Das Buch Neckers, „Von der Verwaltung der Finanzen" (1784), welches dem Volke alle die Mysterien enthüllte, die man demselben verbergen wollte, war verboten worden. Die Folge dieses Verbotes war, daß es allgemein verbreitet und daß die Doktrinen, welche es enthielt, ohne nähere Prüfung anerkannt wurden. Necker kam also im Triumph zurück und es war seine erste Sorge, von dem Könige alle bisher ergriffenen oder vorgeschlagenen Maßregeln zurücknehmen zu lassen. Stürmische Freude brach aus, als der verhaßte Minister abgesetzt und das Parlament wieder hergestellt war, und man verlor alle Achtung vor der willenlosen Regierung. In Paris rotteten sich (1787, 29. August) ausgehungerte Leute, Taugenichtse und Schwärzer zusammen, schrieen laut gegen den König und verfluchten die Königin und ihren Erzbischof. Die Schildwachen wurden insultirt. Die Polizei wollte theils aus Philantropie, theils aus Geringschätzung des Volkes, welches sie einer ernsten Bewegung unfähig hielt, die Gewalt nur mit Schonung anwenden, und operirte mit Zaudern,

wodurch das Uebel nur gesteigert wurde. Schließlich wurden mehrere Personen getödtet. Der Herzog von Orleans mischte sich unter den Pöbel und affektirte Begeisterung für die Sache des Volkes.

Das Parlament, welches nicht darüber im Zweifel sein konnte, daß es in der Mittelklasse keinen Bundesgenossen, sondern einen Herren habe, weigerte sich, die Einberufung der Generalstaaten zu registriren, wenn diese nicht die Form vom Jahre 1614, d. h. wenn sie nicht das Recht hätten, für sich zu berathen und das was die beiden andern beschlossen, zu verwerfen. Das hieß die Privilegien garantiren und sie, Dank der Unterstützung, welche sie dem Könige gewährten, noch weiter ausdehnen. Sofort hatte diese Körperschaft schon das Volk, die Philosophen und die Magistratspersonen gegen sich; den Privilegien wurde offen der Krieg erklärt, und man sprach überall ganz laut von den Rechten der Nation und des dritten Standes und von der Tyrannei des vom Schweiße des Volkes gemästeten Adels. Einige Adelige, die gemeinsame Sache mit dem Volke machten, meinten es hiemit ehrlich; andere thaten dies nur, um sich die Herrschaft zu sichern. Sie hatten den Herzog von Orleans zum Führer, und zu ihrer Partei gehörten die jungen Leute, welche den Krieg in Amerika mitgemacht hatten, die Literaten, die Pfarrer vom Lande und Necker selbst, welcher als geborner Bürgerlicher nicht auf den Adel zählen konnte.

Man schrie nun laut und wiederholte es immer fort, daß Alles blos zum Vortheile einzelner und zur Unterdrückung der Menge eigerichtet sei, daß die geheimen Verhaftsbefehle als Damoklesschwert über dem Haupte jedes Einzelnen schweben, daß die Presse durch die Censur gefesselt sei, daß die Justiz, welche in den Provinzen von den Lehensherren und in den königlichen Gerichtssprengeln von Beamten, welche ihr Amt geerbt oder gekauft hatten, gehandhabt wurde, schleppend, kostspielig, willkürlich und grausam sei. Die Civilämter, Militär- und Kirchenwürden, sagte man, seien nur gewissen Ständen oder selbst nur gewissen Personen vorbehalten. Blos der Adel erlange Begünstigung, die dann Eigenthum und Besitz auf dem Wege der Erbanwartschaft würde. Die Entwicklung des Gewerbfleißes sei durch die Privilegien gehemmt, welche auch die ungleich vertheilten Steuern zu einer drückenden Last machten. Zwei Drittheile der Ländereien gehörten dem Adel und dem Klerus, welche von Steuern und Abgaben befreit seien, und der geringe Rest, der in den Händen

des Volkes sich befinde, trage alle Lasten und überdies noch die der verschiedenen Lehensrechte, wie das Servitut der Jagdbarkeit, den Zehenten des Klerus und den Frohndienst. Wenn ein Aristokrat mit der Steuer oder den „freiwilligen Abgaben" im Rückstande sei, so seie er durch die Privilegien geschützt; daraus ergebe sich die Nothwendigkeit, gegen die Plebejer mit mehr Strenge vorzugehen, größere Anforderungen an sie zu stellen und sie dem Gutdünken der Steuereintreiber und der Finanzverwalter zu übergeben. Die arbeitenden Klassen wären es, welche durch ihren Schweiß, die Kaufleute, welche durch ihren Fleiß, die Männer der Wissenschaft, welche durch ihre Begabung das Emporblühen des Landes bewirkt hätten, und welche Behandlung erführen sie dafür?

Diese und ähnliche Ideen wurden ganz offen in Büchern und Schriften besprochen. Der Graf d'Entraigues predigte in dem Buche: „Si non, non" die Republik und erklärte in demselben die Könige und den erblichen Adel für die ärgste Geißel Gottes. Der Abbé Sieyes, ein sehr geschickter Revolutionär, setzte in dem Buche: „Was ist der dritte Stand" die Beziehungen der Stände untereinander und zur Nation klar auseinander. In diesem Buche bezeichnete er eine der Hauptursachen der Revolution mit folgenden Worten: „Alle einträglichen und ehrenvollen Aemter sind mit Männern aus dem privilegirten Stande besetzt. Sollen wir diesem ein Verdienst daraus machen? Ja wohl, wenn der dritte Stand sich geweigert hätte oder nicht im Stande wäre, diese Funktionen auszuüben. Aber es verhält sich ganz Anders. Der dritte Stand wurde mit einem Interdikt belegt, man sagte ihm: „„Welches immer deine Verdienste, welches immer deine Talente sein mögen, du wirst nur bis hieher und nicht weiter gehen, es ist nicht gut, daß du zu Ehren kommest."" Die wenigen Ausnahmen, welche gemacht werden, sind im Grunde nur ein Hohn, und die Bezeichnung, die man dafür hat, ist eine Beschimpfung mehr. Der Schluß, den man daraus ziehen müsse, seie also: „Der dritte Stand war bisher gar nichts, will aber jetzt etwas sein und muß Alles sein". Das schrieb Sieyes, während zwei Drittheile des Bodens noch Eigenthum des Adels und des Klerus waren. In der Anwendung seiner Prinzipien ließ er sich zu Utopien verleiten. Aber Mirabeau, Talleyrand und er selbst fühlten sehr wohl, daß es nicht möglich sei in dem Lande die bezeichneten Zustände anders einzuführen als durch eine Revolution.*) Als

*) „Wenn man einerseits behauptet, die Nation sei nicht dazu geschaffen,

La Fayette hörte, daß der Herzog von Harcourt, Hofmeister des Dauphin's, diesen in der Geschichte Frankreichs unterrichte, sagte er: „Er thäte wohl daran, sie mit dem Jahre 1787 zu beginnen".

Die Versammlung der drei Stände zu Vizille in der Dauphiné (1787, 22. Juli) war das Vorspiel der Revolution. Der Sekretär Mounier veranlaßte die Annahme dreier politisch demokratischer Grundsätze, nämlich, daß die Zahl der Deputirten des dritten Standes gleich sein müsse der Anzahl der Deputirten der beiden andern Stände zusammengenommen, daß die drei Stände gemeinschaftlich berathen und daß man nach Köpfen abstimmen solle.

Necker, stolz gemacht durch den Triumph und berauscht durch den Beifall seiner Partei, entstellte durch den Anstrich von Tugend, welchen er zur Schau trug, seine wahren Vorzüge*) und glaubte durch Honig den Brand heilen zu können. Aber er fand nicht 100,000 Livres in dem Staatsschatz, während er jede Woche

---

ihr eigener Herr zu sein, welche Thorheit ist es anderseits zu wollen, daß sie nur für einige ihrer Mitglieder da sei. . . . . Alle jene Familien, welche mit thörichter Anmaßung behaupten, von der Raçe der Eroberer abzustammen und ihre Rechte geerbt zu haben — warum sollte das Volk sie nicht in die fränkischen Wälder zurück treiben? . . . . . . Ist nicht hier eine wahrhafte Adelsgesellschaft, wo die Generalstaaten nichts als eine aus Klerus, Adel und Richtern zusammengesetzte Versammlung (une assemblée clerico-nobiliaire-judiciaire) sind? Sieyes: Was ist aber der dritte Stand."

*) Auf gewisse Prinzipien versessen, die übrigens an und für sich ganz gut waren (in Platonis republica) und die er immer im Munde führte, wandte er diese auch stets praktisch an (in Romuli faece), eine Anwendung, die oft gerade das Gegentheil von dem war, was der Stand der Dinge verlangte, wenn derselbe richtig beurtheilt worden wäre. So sagte er eines Tages zu Mirabeau: „Sie haben so viel Geist, daß Sie früher oder später zu der Erkenntniß kommen werden, daß die Moral in der Natur der Dinge liegt." Der Satyriker Mirabeau mußte über diesen gewichtigen Satz in den Bart lachen, hütete sich aber wohl, den geringsten Zweifel auszusprechen. Uebrigens hatte Necker etwas Verschwommenes in seinen Ideen, romantische Uebertreibung in seiner Empfindlichkeit, und etwas von Illuminismus in seinem Geiste und seinem Wesen. (Bailleul, Examen critique de l'ouvrage posthume de madame de Stael, II. Th. Seite 19.)

Es ist bekannt, daß Frau von Stael eine glühende Lobrednerin ihres Vaters ist, von dem sie übrigens einige seiner Fehler erbte, und den sie in seinem Triumphe als einen Heros und in seiner Niederlage als einen Märtyrer schildert.

mehrere Millionen für die dringendsten Ausgaben brauchte; als dann Theurung und Mißwachs eintraten, brauchte man zur Abhülfe dringend eine Summe von wenigstens 70 Millionen. Er kämpfte ein volles Jahr gegen diese Schwierigkeiten und verdoppelte seine Kräfte, ohne wie das erstemal in den Charlatanismus zu verfallen; es gelang ihm jedoch nicht, einen befriedigenden Stand der Dinge zu erzielen.

Blos Finanzmann, dachte er nicht an politische Reformen. Er betrachtete das Defizit als Uebel und nicht als Symptom, und hatte nur das einzige Streben, den leeren Staatsschatz zu füllen. Es unterliegt keinem Zweifel, Frankreich hätte die mangelnden Mittel wohl aufzubringen vermocht, aber blos das Volk, arm wie es war und ohnehin seine Kräfte belastet, konnte es nicht, jede Vermehrung der Lasten hätte, bei der ungleichen Vertheilung derselben, es erdrückt. Die bisher versuchten Mittel genügten nicht mehr, es mußte eine vollkommene Aenderung des Finanzsystems eintreten, nämlich der Arme mußte geschont und der Reiche zur Theilnahme an den Lasten angehalten werden. Dies aber war nur durch die Autorität der Generalstaaten zu bewerkstelligen. Es war also ganz wohlgethan, daß Necker, was auch ohnehin nicht mehr in seiner Gewalt lag, deren Berufung nicht länger zu verhindern suchte, doch hätte er wenigstens dafür sorgen können, daß die Deputirten nicht mit erhitzten Köpfen und unsicheren Anschauungen in die Versammlung traten, sondern mit dem aufrichtigen Willen, die Reformen einzuführen, welche die Mehrzahl der Nation forderte. Wenn ein starker Minister, nachdem er dem Könige Energie eingeflößt und die Königin auf seine Seite gebracht hätte, die Umstände benützt, die Privilegirten bezwungen, und wenn er den Forderungen der Nation entgegenkommend eine Verfassung auf breiter Grundlage gegeben, insbesondere der allgemein gefühlten Nothwendigkeit, daß das Volk bei der Regierung mitwirken, dadurch entsprochen hätte, daß er das Volk berief, seine Interessen in einer konstituirten Versammlung zu berathen; — dann wäre es vielleicht noch möglich gewesen, Frankreich auf der schiefen Ebene aufzuhalten. Um dies auszuführen, hätte er jedoch umfassende Kenntnisse und einen eisernen Willen haben und sich weder vor dem Hofe, noch vor dem Adel, noch vor den Literaten fürchten müssen. Dies konnte man aber von diesem Halbphilosophen nicht erwarten, der ein praktischer Finanzmann, aber ein Fremdling in der Politik war, der bei dem Hofe Mißtrauen erregte und sich den Beifall des Volkes errang, nicht

weil er demselben Zugeständnisse machte, sondern weil, wenn auch noch so geringe volksfreundliche Gefühle bei einem Minister dem Volke etwas Wunderbares waren.

Auf Necker's Rath berief der König nochmals die Notablen (1788, 6. November), aber man hörte nur leere Reden, in welchen sich der gegenseitige Mangel an Vertrauen kund gab. Man verlangte, daß die alten aristokratischen Institutionen aufrecht erhalten würden, aber die Neuerer trugen den Sieg davon. Es wurde beschlossen, daß die Zahl der Deputirten des dritten Standes gleich sei der Anzahl der Deputirten der vereinigten beiden andern Stände, jedoch sollte die Abstimmung nach Ständen vorgenommen werden. Diese Beschlüsse widersprachen einander und beurkundeten eine Transaktion, welche den Sieg des dritten Standes zur Folge haben mußte.

Nun bot Frankreich ein bisher unerhörtes Schauspiel; alles gerieth über die Wahl der Deputirten in Bewegung, welche dem Lande eine neue Gestaltung geben sollten. Ob zwar der Horizont von düsteren Wolken bedeckt war, kehrte doch noch einmal das Vertrauen zurück und des Vergangenen vergessend, überließ man sich rückhaltlos der Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Alle Welt kannte die Fehler der Vergangenheit und hielt es für leicht, sie zu verbesseren. Der Klerus beklagte sich wohl über den immer mehr überhand nehmenden Unglauben, ließ aber trotzdem mehreren Beschwerdepunkten der Philosophen Gerechtigkeit widerfahren, proklamirte die allgemeine Duldung und erklärte sich bereit, an den öffentlichen Lasten theilzunehmen. Aehnliches that auch der Adel, der sich für den Verlust seiner Privilegien durch die politische Macht zu entschädigen gedachte, welche er nach dem Beispiele Englands an sich zu ziehen hoffte. Der dritte Stand gieng am kühnsten voran, weil er sich von der öffentlichen Meinung getragen wußte, beschränkte sich aber schließlich darauf, die Gleichheit vor dem Gesetze zu verlangen.

Alle stimmten in der Verdammung der Uebel des Absolutismus ein. Malesherbes sagte: „Wir verlangen einen gesetzgebenden König"; Dupont de Nemours: „Die Ursache des Uebels, Sire, ist, daß Ihre Nation keine Verfassung hat". Und dieser König war doch der beste Mensch in ganz Frankreich, sein eifrigster Wunsch war es, den Staat zu reformiren und seine Unterthanen glücklich zu machen!

Man hoffte also auf eine Verfassung und beschäftigte sich damit, sie nach den Ideen der Philosophen zu entwerfen. Die

Einen nahmen die Gränzen und das Gegenwicht nach der Lehre Montesquieu's an, Andere träumten mit Rousseau von einer primitiven Gleichheit; die Einen wollten mit Mably auf die Zeiten Sparta's zurückkommen, andere hielten mit La Fayette die vereinigten Staaten in Amerika für das Ideal. Aber Alle stimmten darin überein, daß die Gleichheit vor dem Gesetze hergestellt, die Privilegien vernichtet, die Lasten des Volkes erleichtert werden und auf diese Art die Ideen von Gerechtigkeit und Glück verwirklicht werden müssen. Man faßte rasch diese Gedanken in Axiome und der entschlossene Ton, mit dem sie ausgesprochen wurden, ließ nicht merken, wie oberflächlich sie waren. An ernste Conflikte schien man nicht mehr zu denken. Der König war gut, gefügig, die Minister beugten sich vor der öffentlichen Meinung, das Parlament hatte selbst die Generalstaaten zusammenberufen; wenn auch alte Aristokraten und Priester sich an Ehrenstellen, Titel und Bevorrechtungen klammerten, so machte sich die Jugend, welche stolz darauf war, die Decoration von Cincinnatus auf der Brust zu tragen, darüber lustig. Ein gewaltiger Zusammenstoß ist aber nur die Folge tiefer Ueberzeugungen, während man sich jetzt noch einem duldsamen Skeptizismus hingab. Zu andern Zeiten war Blut geflossen, aber dazu kam es doch nur, weil man sich damals nicht darauf verstand, ausreichende Erklärungen zu geben, nun aber erschien die Logik Condillac's genügend, um alle Leidenschaften zu beschwichtigen. Seit einiger Zeit machten allerdings die Schriftsteller der Autorität den Krieg, aber es gehen große Erschütterungen gemeiniglich von den untern Klassen aus, und kein Philosoph hatte an diese gedacht, diese lasen nicht und die Theorien waren nicht zu ihrem Gebrauch geschrieben, zudem bezweckten alle diese Theorien übereinstimmend nicht eine gewaltsame Revolution, sondern einen friedlichen Fortschritt. Selbst jene, welche am heftigsten sich gebehrdeten, thaten es blos als Stylübung und waren zufrieden, wenn sie sich ein „Bravo" zurufen hörten oder gar die Ehre einer Verfolgung zuzogen.

Auf diese Weise sollten also die Betrachtungen der Philosophen und die Wünsche der Philanthropen die glücklichste und ruhigste der Revolutionen hervorrufen. Die in den höheren Ständen bereits eingebürgerten Lehren sollten auch zum Volke hinabsteigen; es würde sich darum handeln, einen kurz gefaßten populären und moralischen Katechismus ausarbeiten; es sollte das gothische Kastell des Feudalismus durch ein elegantes Gebäude im griechischen Styl ersetzt werden; man hätte endlich eine von

Aberglauben befreite Religion gehabt und das öffentliche Wohl wäre auf der allgemeinen Kenntniß der Menschenrechte begründet gewesen.

In der That siegte auch bei den Wahlen die Volkspartei, theils weil der Adel in der Bretagne sich weigerte, Deputirte zu schicken, da man die Privilegien außer Acht ließ und die doppelte Anzahl Deputirter des dritten Standes wollte, theils auch weil die Adeligen den Tugenden und Kenntnissen mehrerer Bürgerlicher eine uneigennützige Anerkennung bezeigten. Pfarrer wurden in größerer Anzahl gewählt als Bischöfe und Besitzer großer Pfründen. In der Provence stellte sich der Graf von Mirabeau als Kandidat vor und wurde von dem Adel als entehrt durch sein bisheriges Verhalten verworfen, aber der dritte Stand, dessen Abgott er war, wählte ihn mit Akklamation. Dieser Mann verstand es wunderbar, die Massen in Bewegung zu erhalten, ohne sie ausschweifen zu lassen und sich durch sein persönliches Ansehen den Gehorsam zu verschaffen, welcher selbst den Behörden verweigert wurde.

Was hätte man nicht Alles von so uninteressirten Wahlen und den den Deputirten mitgegebenen Mandaten erwarten dürfen?

Wenn man aber den Dingen auf den Grund sieht, so sieht man, wie tief die Uebel eingewurzelt, und wie schwer Mittel dagegen zu finden waren, bei so viel Zwispalt zwischen der königlichen Autorität, den parlamentarischen Grundsätzen und der so veränderlichen öffentlichen Meinung und daß es wahrlich nicht ein Leichtes war, die Gewohnheiten einer ganzen Nation umzugestalten.

Es war vorauszusehen, daß, wenn die Debatten und mit ihnen die Aufregung des Volkes und die Lähmung der Regierung nur noch irgendwie sich in die Länge zogen, das Volk entscheidend dazwischen treten und so Herr der Ereignisse werden würde. Es wäre also nothwendig gewesen, daß der König dem zuvorkomme. Malouet, Deputirter aus der Auvergne, fühlte das und sagte zu Necker: „Warten Sie nicht ab, daß die Generalstaaten fordern oder befehlen, beeilen Sie sich vielmehr, Alles anzubieten, was die Gutgesinnten vernünftigerweise fordern; unternehmen Sie es nicht, vertheidigen zu wollen, was die Erfahrung und die öffentliche Stimme als Mißbrauch oder als wurmstichig bezeichnet; setzen Sie die Grundpfeiler und die wichtigsten Stützen der königlichen Autorität nicht den Zufälligkeiten einer stürmischen Debatte aus; geben Sie den Bedürfnissen und Wünschen des Volkes

Raum, und bereiten Sie sich vor, wenn es nothwendig, selbst mit Gewalt Alles zurückzuweisen, was die Ausschweifung und die Heftigkeit der Systeme nicht fordern können, ohne das Land in Anarchie zu schleudern; schlagen Sie selbst Alles vor, was gerecht und nützlich ist. Wenn aber der König zaudert, wenn der Klerus und der Adel Widerstand leisten, dann ist Alles verloren."

Der Hof war indeß weit entfernt, die Dinge so aufzufassen. Man sagte dort: „Was ist leichter, als in den Versammlungen, bei welchen ohnehin nicht nach einem bestimmten Plane vorgegangen wird, Zwietracht zwischen den Ständen zu säen, die sich jetzt schon von der Seite ansehen? Der König wird dann sagen: Stellt entweder die Einigkeit her unter euch oder geht auseinander; und nachdem er die Nutzlosigkeit der Versammlung bewiesen haben wird, wird er sie auflösen und wieder absoluter König werden wie ehedem, um aus eigenem Antrieb in väterlicher Liebe die Nation, welche stets die Liebe zu dem König zu ihren Tugenden zählte, mit all' den Wohlthaten zu überschütten, die mit den Fortschritten des Jahrhunderts in Einklang stehen."

So wiegte man sich kurz vor dem schrecklichen Erwachen noch in süße Träume!

Unter dem Einfluß dieser Ideen wurden die Etats généraux am 5. Mai 1789 eröffnet, und sie thaten nichts anderes, als daß sie die Revolution dekretirten, welche bereits eine unwiderrufliche Thatsache war. Von da ab beginnt eine eben so betrübende als großartige Geschichte, welche wir, so weit es uns gelingen wird, in unserem nächsten Buche schildern werden und zwar mit jener Aufrichtigkeit, die uns viel Bitterkeit, aber nie Reue verursacht.

Inhalts-Verzeichniß.

Siebenzehntes Buch.